
CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY
FROM
Syracuse University
(in exchange)
ANNEX
LIBRARY
C
012118


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 328 726


AP
30
W83
+
ANNEX
LIBRARY
C
012118
CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY
FROM
Syracuse University
(in exchange)


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 328 726

DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 2 (Heft 14—26)

vom 1. April bis 30. Juni 1913.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.







Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Belehrende Aufsätze.

Unterhaltende Aufsätze.



Gedichte.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A

B

C

D

E

F

G

H

J

K

L

M

N

O

T

U

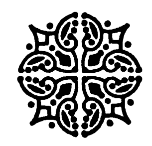
V

W

X

Y

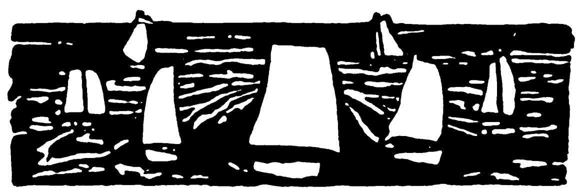
Z



DIE·WOCHE

Nummer 14. | Berlin, den 5. April 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 14.



Die sieben Tage der Woche.

27. März.

Der Kaiser begibt sich in Begleitung der Kaiserin und der Prinzessin Viktoria Luise nach Homburg v. d. Höhe.

König Alfons von Spanien stürzt beim Polospiel vom Pferd und zieht sich einige leichte Verletzungen zu.

König Ferdinand von Bulgarien zieht in Adrianopel ein. Schükri-Pascha überreicht seinen Degen, den ihm jedoch der König zurückgibt.

Die Vertreter der Großmächte in Cetinje und Belgrad setzen die montenegrinische und die serbische Regierung von den Beschlüssen der Mächte über die Grenzen Albaniens in Kenntnis.

Bei einem Bankett in Melbourne erklärt der Generalgouverneur Lord Deuman, daß Australien zum Bau einer eigenen Flotte berechtigt sei, mit der es im Notfall dem britischen Reich zu Hilfe eilen werde.

28. März.

Der Inhalt der Militär- und Steuervorlagen wird halbamtlich bekanntgemacht. Danach beträgt die Vermehrung des Heeres 4000 Offiziere, 15000 Unteroffiziere, 117000 Gemeine und Gefreite. Zur Deckung der einmaligen Kosten soll eine einmalige Vermögensabgabe erhoben werden. Zur Deckung der dauernden Ausgaben sind vorgesehen: eine durch Besitzbesteuerung aufzubringende Erhöhung der Matrikularbeiträge und, wo diese nicht bis zum 1. April 1916 in Wirksamkeit tritt, eine Vermögenszuwachssteuer, eine Stempelsteuer für Gesellschafts- und Versicherungsverträge und das Erbrecht des Staates.

General Mahmud Muktar-Pascha (Portr. S. 599) wird zum türkischen Botschafter in Berlin bestimmt.

Die Vertreter der Großmächte erheben in Cetinje und Belgrad eine gemeinsame Forderung wegen Aufhebung der Belagerung von Skutari und wegen Räumung der von Europa dem künftigen Albanien vorbehaltenen Gebiete.

Aus Saloniki kommt die Nachricht, daß die Bulgaren im Bezirk Newrekop ungefähr 350 Pomaken, die sich gegen die bulgarischen Behörden auflehnten, füsilieren ließen.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß das Kriegsgericht den Distriktsgouverneur Zepeda zum Tode verurteilt, weil er Hernandez, den früheren Kommandeur der Rurales, aus Rache hat erschießen lassen.

29. März.

In Schleiz stirbt, 81 Jahre alt, Fürst Heinrich XIV. Reuß j. L. (Portr. S. 564).

30. März.

Die Vertreter der Mächte teilen der montenegrinischen Regierung mit, daß die Pforte auf Intervention Oesterreich-Ungarns Essad-Pascha beauftrage, die Nichtkämpfer aus der Stadt Skutari abziehen zu lassen.

31. März.

In Elsaß-Lothringen wird die Verbreitung der chauvinistischen Pariser Le Matin verboten.

Die Montenegriner nehmen die Beschießung Skutaris wieder auf, nachdem die Türken von Tarabosch aus zu einem Angriff geschritten sind.

In Rom stirbt, 76 Jahre alt, der amerikanische Milliardär Pierpont Morgan (Portr. S. 565).

In Konstantinopel überreichen die Botschafter der Großmächte dem Minister des Aeußern eine Kollektivnote mit den Friedensbedingungen.

In Petersburg findet die erste Sitzung der Botschafterkonferenz zur Behandlung der rumänisch-bulgarischen Streitigkeiten statt.

1. April.

Das preußische Abgeordnetenhaus hält seine erste Sitzung nach den Osterferien ab.

Das Londoner Reutersche Bureau erfährt, daß sich britische, französische, österreichisch-ungarische und italienische Schiffe an einer Flottendemonstration gegen Montenegro, das sich den Vorschlägen der Großmächte gegenüber, die Feindseligkeiten vor Skutari einzustellen, ablehnend verhält, beteiligen werden.

2. April.

An der Flottendemonstration gegen Montenegro wird sich auch Deutschland beteiligen; der kleine Kreuzer „Breslau" hat Befehl erhalten, sich nach Antivari zu begeben.

Der deutsche Reichstag nimmt seine Arbeiten wieder auf.

Suffragetten und das Frauenstimmrecht.

Von Gabriele Reuter.

Die Ausschreitungen englischer Suffragetten nehmen jetzt eine ständige Rubrik in den Zeitungen ein, und der ruhige deutsche Bürger liest mit Schaudern bald von eingeschlagenen Fensterscheiben, bald von verwundeten Ministern, von Brandstiftungen und Explosionen, die von ihnen in Szene gesetzt werden. Sehr begreiflicherweise ist seine Folgerung: alle diese teils lächerlichen, teils abscheulichen, durchaus verwerflichen Taten hat der Kampf um politische Rechte in den Gehirnen der Frauen erzeugt! Gott bewahre uns davor, daß unsere deutschen Gattinnen, Schwestern und Töchter sich auf solche Wege begeben, daß sie durch dies Ringen auf der politischen Arena derartig verwildern! Augenscheinlich kann eben der Charakter der Frau so wenig wie ihre Nerven die öffentlichen und politischen Streitigkeiten vertragen. Hüten wir also alle die uns vom Schicksal anvertrauten Frauen und Mädchen vor Gedanken, Plänen und Wünschen, die sie in diese Gefahren stürzen. Als Gesetzgeber hüten wir die ganze Frauenschaft unseres Volkes vor der

in England um sich greifenden Verbrecherhysterie, die doch entschieden als eine Frucht der Frauenbewegung zu betrachten ist. Ängstliche Stimmen rufen nach Vorbeugungsmaßregeln, Vereine werden gegründet, die Front gegen alle Frauenbewegung überhaupt machen. Ja, es steht zu befürchten, daß die krankhafte Aufregung, die sich unzweifelhaft einiger unserer englischen Schwestern bemächtigt hat, schädigend hinüberwirkt auf unsere so ruhig, ernst, sicher und zielbewußt vorwärtsdringende deutsche Frauenbewegung. Da ist es denn doch an der Zeit, über diese ganze Frage mit den Frauen und den Männern zu reden, die ihre Kenntnis der Sachlage nur aus den meist noch höhnisch gefärbten Notizen der Tagesblätter geschöpft haben.

Vor allem ist immer wieder zu betonen, daß nur eine verschwindend kleine Anzahl der ungeheuren Menge englischer Frauen aller Stände, die für das Stimmrecht der Frauen wirken, zu jenen wilden und zügellosen Propagandisten der Tat gehört, die mit dem Gesetz in Konflikt kommen und die Gefängnisse nicht nur einmal kennen gelernt haben. Das sind immer die gleichen Fanatikerinnen, ein paar Dutzend Frauen unter der Leitung von Mrs. Pankhurst. Und wie sind sie auf diesen Weg geraten? Wer den Kampf der englischen Frauen um das Stimmrecht während der letzten Jahre aufmerksamer verfolgt und gesehen hat, wie die Frauen ganz nahe dem Ziel standen, wie man ihnen immer wieder alles versprach, um im letzten Augenblick das feierlich verpfändete Wort feige und erbärmlich zu brechen, der begreift, wie die ewig getäuschte Hoffnung, wie Empörung und Verachtung einige besonders leidenschaftliche Naturen unter den Kämpferinnen zum äußersten reizen mußten. Die Engländerin neigt unter einer kühlen, gemessenen Außenseite weit mehr dazu, sich von einer fixen Idee blind beherrschen zu lassen, sie fanatisch bis in ihre äußersten Konsequenzen zu verfolgen, als die deutsche. So konnte die Wollust zum Leiden, der Drang zum Martyrium in ihnen entstehen. Eine Sache, die ihre Märtyrer gehabt hat, wird zu einer heiligen Sache, folgerten sie und beschlossen, weil sie es für notwendig hielten, sich für die Sache zu opfern. Und wer könnte bezweifeln, daß es ein wirkliches, schweres Martyrium war, daß gebildete, feinfühlige Frauen in den Gefängnissen, unter den unvermeidlichen Brutalitäten, bei den Hungerstreiken gelitten haben? Es war ungefähr das Ärgste, was eine prüde, an die äußerste körperliche Reserve, an die peinlichste Reinlichkeit gewöhnte Engländerin sich auferlegen konnte. Manch eine von ihnen hätte gewiß lieber gleich das Schafott bestiegen. Die meisten haben schweren Schaden an ihrer Gesundheit genommen.

Für andere leiden, hat, seit es Menschen gibt, für etwas Hohes, Edles gegolten! Es zeugt von einer sehr niedrigen Gesinnung, von einem ganz bornierten Spießbürgertum, wenn man über die Frauen, die so viel Qual und Pein für die Rechte ihrer Mitschwestern auf sich nahmen, lacht und höhnt.

Wäre es bei dem Leiden für andere geblieben. . . . Als auch dieses Mittel nichts half — da wurde aus der Empörung die Wut, aus der Verachtung blinder Haß, das höchstgesteigerte Gefühl schlug plötzlich über in Hysterie. —

Aus der Begierde, selbst zu leiden, wurde der Wahnsinn, andere leiden zu machen, durch Schrecken zu wirken. Es ist die Entwicklung, die in allen intensiven Kämpfen um eine Idee bei bestimmten engbegrenzten, fanatischen Naturen einzutreten pflegt — immer, zu allen Zeiten eingetreten ist, sowohl bei Männern als auch bei Frauen. In allen geistigen Bewegungen, mochten sie um Religion, um Freiheit, um Menschenrechte oder um das Frauenstimmrecht geführt werden, hat es und wird es immer Hitzköpfe geben, die durch die Zerstörung den Aufbau zu fördern meinen.

Es ist der große und schreckliche Irrtum, daß man durch das Böse das Gute zu wirken hofft — durch Taten des Wahnsinns die Vernunft auf den Thron heben will. Niemals, niemals haben solche Taten zum Sieg geführt — oft haben sie segensreiche Entwicklungen um Jahre gehemmt. Nicht Sand, der den belanglosen Kotzebue ermordete, hat Deutschland befreit, sondern die stille, zähe Arbeit der Stein und Hardenberg tat es. Nicht die Bomben der Nihilisten werden Rußland bessere Zustände bringen, sondern alle jene namenlosen Männer und Frauen, die in edler Aufopferung jeglichen Lebensbehagens unter das Volk gehen, den stumpfen Massen Bildung, Menschenwürde, Enthaltsamkeit vom Teufel Alkohol lehren — die sind die wahren Vaterlandsfreunde — die Pioniere einer neuen Zukunft für das ungeheure Slawenreich.

Die letzten Taten der durch allzu stürmisches Wollen überhitzten englischen Suffragetten haben der Stimmrechtsache voraussichtlich großen Schaden getan. Wenigstens in ihrem angelsächsischen Vaterland. Es liegt etwas so Unlogisches in dem Gebaren dieser Frauen, die in dem gleichen Augenblick, wo sie Rechte und Stellungen in der Politik anstreben, die kaltes Blut, hohe geistige Selbstdisziplin fordern, täglich beweisen, daß sie beides nicht besitzen oder doch unter den Enttäuschungen des Kampfes völlig verlieren.

Für die deutsche Frauenbewegung wird daraus freilich eine tiefe und ernste Lehre zu ziehen sein.

Etwa die, daß ihre Führerinnen nun auf die Erlangung des aktiven und passiven Wahlrechts verzichten sollten?

O nein — ganz gewiß nicht. Im Gegenteil. Es haben sich in diesen Tagen, in denen die Suffragetten den Spott und den Tadel der ganzen Welt herausforderten, alle anerkannten Persönlichkeiten in der Bewegung, mit der einen Ausnahme der konservativen Gruppe des evangelischen Frauenbundes, für das Stimmrecht bekannt als für unser letztes Ziel, auf das all unsere Arbeit hinstrebt, ohne das sie immer unvollendet bleiben wird.

Und so muß es ja auch sein. Wir wollen unser volles Teil haben an den Pflichten und Arbeiten für das Gesamtwohl unseres Volkes. Wie könnten wir das, ohne an den Gesetzen, die dieses Wohl zu fördern suchen, tätig mitzuwirken? — Neben dem männlichen auch den weiblichen Geist in der gesamten Kultur zur Geltung zu bringen, scheint uns erst die Vollendung der Kultur. Neben dem männlichen Geist im Parlament auch den weiblichen wirken zu lassen, führt allein zur Vollendung einer gerechten Gesetzgebung. Je tiefer die Frauen ins soziale Leben hineinschauen, desto klarer erkennen sie, wieviel bittere Ungerechtigkeiten ihrer bessernden Hand warten.

Aber wenn die deutsche Frauenwelt später erwacht ist, zögernder, schwerfälliger sich zur öffentlichen Betätigung aufraffte als andere Nationen, so ist sie gerade durch dieses langsamere Tempo tiefer, wissenschaftlicher, gründlicher geworden. Gerade der Ernst, die Ehrlichkeit dieses wissenschaftlichen Elementes in der deutschen Frauenbewegung ist eine so große Garantie gegen törichte Ausschweifungen.



Wir wissen, daß uns am Ende das Stimmrecht und der Sitz im Parlament mit Notwendigkeit zufallen wird. Aber keine unter uns kann sich auf einen unklaren Ausdruck in der Verfassung versteifen, der zu unsern Gunsten gedeutet werden könnte, wie die Engländerin. Vorläufig hat uns auch noch keine politische Partei Versprechungen gemacht, die sie verräterisch brechen könnte. Die Hoffnung, daß die staatserhaltenden Parteien das Stimmrecht der Frauen auf ihre Fahne schreiben werden, um durch eine numerisch starke Parteigängerschaft in ihrem Kampf gegen die Sozialdemokratie gestärkt zu werden, ist wohl nur bei wenigen Optimistinnen vorhanden. Es liegt auf der Hand, daß vorläufig bei einer solchen Maßregel nur eine noch viel größere Anzahl von Proletarierinnen durch die energische Parteityrannei der Sozialdemokratie zur Wahlurne getrieben würde. So wie unsere parlamentarischen Verhältnisse momentan liegen, hätten nur das Zentrum und die Roten Gewinn vom Stimmrecht der Frauen — am wenigsten die Mittelparteien. Darum ist es gar nicht einmal wünschenswert, daß wir das hohe Gut wie ein Göttergeschenk plötzlich in den Schoß geworfen bekommen — und es ist auch nicht die mindeste Aussicht dazu vorhanden.

Eine wilde und kriegerische Propaganda zu seiner Erlangung liegt dem Charakter der deutschen Frau nicht, wird von ihrer Einsicht als höchst schädlich erkannt werden. Alle die gereiften, bedeutenden und weitsichtigen weiblichen Persönlichkeiten, die die deutsche Frauenbewegung leiten, sind einig in dem Wissen: Die Menge der deutschen Frauen und Mädchen will und muß sich durch eine lange, ernste und eifrige Berufstätigkeit, durch soziale Arbeit und soziale Pflichten im engeren Kreis der Gemeinde, der Schule, der Kirche, der Armenpflege und der Jugendgerichtsbarkeit langsam, sicher und gründlich für die immer intensivere Teilnahme am öffentlichen Leben heranbilden. Sie muß und wird in den kommenden Generationen progressiv die Kreise ihrer Wirksamkeit immer weiter ziehen, einfach darum, weil ihre Mitarbeiterschaft von den Männern als wertvoll empfunden und immer stärker begehrt werden wird. Sollte dies nicht der Fall sein — ja dann dürfen wir das Wahlrecht überhaupt nicht bekommen, denn dann hätten wir uns eben als unfähig dazu erwiesen. Gerade die Vorgänge in England zeigen mit betrübender Deutlichkeit, welche Gefahr darin liegen kann, wenn diese hohe und heilige, menschlich wertvolle Angelegenheit zu allerlei Parteitaktiken mißbraucht wird. Sie wird aber zur Wirklichkeit erhoben werden, sobald sie der Mehrheit des Volkes als eine Notwendigkeit klar geworden ist. Bei etwas mutigeren, weniger mit Tradition beschwerten Völkern mit jüngerem, wagfroherem politischem Leben ist dieser entscheidende Wendepunkt in der Denkart ja schon eingetreten. Die Frauen haben das Stimmrecht bekommen — und eben weil es zur rechten Zeit geschah, weil es die reife Frucht eines organisch Gewachsenen war, sind keine der gefürchteten Mißstände — ja zunächst wenig sichtbare Veränderungen eingetreten. Es wäre auch höchst jugendlich, zu erwarten, daß die Teilnahme der Frauen an den Wahlen und im Parlament die Welt auf einmal umgestalten und von allen Mißständen befreien würde.

Ist sie segensreich, so wird sie langsam, dem oberflächlichen Blick zunächst kaum erkennbar, wirken. Ja — es ist als sicher anzunehmen, und die Erfahrung in den Ländern, die das Wahlrecht haben, bestätigt die Vermutung, daß es immer eine sehr große Anzahl von Frauen geben wird, die sich an politischer Tätigkeit durchaus nicht beteiligen werden. Eins schickt sich nicht für alle! Bei den Frauen wird sich in der Zukunft vielleicht noch mehr Differenziertheit zeigen als bei den Männern. Die mannigfachen Strömungen des weiblichen Wesens werden sich immer deutlicher trennen, um sich ihren verschiedenen Zielen zuzuwenden. Es ist sehr wohl möglich, daß diese verschiedenen Strömungen auch in einem Frauenleben zur Geltung kommen, daß eine Frau mit zwanzig Jahren nur an ihren Mann und ihr Baby denkt und mit vierzig eine eifrige Politikerin wird. Als Regel darf man es wohl aufstellen, daß die Mondaine, die Kokette, die Jungverheiratete wie die Mutter kleiner Kinder der Betätigung am politischen Leben fernbleiben wird. Also alle die Frauen, bei denen das erotische Element in niedriger oder in edler Form eine überwiegende Rolle spielt. Lebhaft beteiligen werden sich Ärztinnen, Gelehrte, Juristinnen, Lehrerinnen, Leiterinnen von Geschäften, kurz: Frauen mit einem weiten Blick für soziale Schäden, mit praktischer Lebenserfahrung, mit der Schulung in der Objektivität, in der Selbstbeherrschung — Frauen, die bereits durch ihre ganze Erziehung, durch die Übung in ihrem Beruf gelernt haben, das Mögliche von dem Unmöglichen zu scheiden.

Kann man von solchen Frauen in Wahrheit eine Schädigung des politischen Lebens erwarten? Das kann nur die hartnäckige Voreingenommenheit behaupten. Den Charakter, den sie in verantwortungsvollen Berufen erprobt haben, den werden sie auch in den Wogen des politischen Kampfes unantastbar zu bewahren wissen.

Woran die kleine Gruppe der englischen Suffragetten gescheitert ist, war dieses: Sie verloren über der einseitigen Stimmrechtspropaganda den Zusammenhang mit den vielen hohen und schönen Aufgaben, die der Frauenarbeit warten, und die noch keineswegs genügend ausgeschöpft sind. Sie starrten wie Hypnotisierte auf das eine Ziel, auf die für sie allein selig machende Pforte zum Unterhaus, und verfielen darüber der Besessenheit der fixen Idee. Man darf sie beklagen, sie sind die Opfer eines falschen Wahns. Die deutsche Frauenbewegung wird sich hüten, ihre Wege zu gehen, auf denen man niemals politische Lorbeeren pflücken kann. Kaltes Blut im Kampf, ein kluges Abwägen des im Augenblick Erreichbaren — ein vernünftiges, vornehmes Entsagen, wo eine Schlacht verloren wurde — und dabei doch ein festes Herz, das keinen Augenblick seinem Ideal untreu wird — solche Eigenschaften sind für den weiblichen Politiker so notwendig wie für den männlichen. Zu unserem Glück besitzen wir in unserem Vaterland eine ganze Reihe von Frauen dieser Art!

Ein weitschauender Blick für das Ganze der Lebenserscheinungen ihres Volkes entspringt bei ihnen aus einem tiefen Gefühl für das Historische, und mit intuitivem Instinkt ergreifen sie das Wertvolle im Chaos des Werdenden. Wird die Menge der deutschen Frauen und Mädchen auf diese Gestalten blicken und sich nach ihrem Beispiel erziehen, so wird ein Entgleisen in eine unzweckmäßig-phantastische Propaganda des Schreckens in dem Kampf der deutschen Frauen um das Stimmrecht unmöglich werden.



Literarische Entdeckungen.

28. März 1913.

Hochverehrter Herr Redakteur!

Das Gedicht Theodor Körners aus dem Stammbuch der Antonie Adamberger ist also doch nicht so unbekannt, wie ich es angenommen hatte!

Eine Autorität auf dem Gebiet der Körnerliteratur, die ich seinerzeit zu Rate gezogen, hatte mir die Versicherung gegeben, daß das Gedicht ungedruckt sei. Irren ist menschlich! Mir, der ich ja nicht den Anspruch mache, ein Körnerforscher zu sein, ist es daher wohl nachzusehen, wenn ich mich auf das Urteil eines Fachmannes verlassen habe. Ich wollte dem deutschen Publikum eine Freude machen, und ich denke, daß es sich wenigstens an der schönen faksimilierten Wiedergabe des Gedichtes Körners erfreut hat.

Das Stammbuch der Antonie Adamberger, das ich in einem bisher unzugänglichen Privatarchiv entdeckte, und dem ich das Gedicht entnommen, ist ein kleines, aber bedeutsames Denkmal der Kunst und Literatur Alt-Wiens. Es enthält unter anderm handschriftliche Beiträge von Grillparzer, Lenau, Anastasius Grün, Friedrich von Schlegel, den Entwurf zu einem Kanon von Beethoven, eine Karikatur Beethovens, von ihm selbst unterzeichnet, interessante Handzeichnungen des Herzogs von Reichstadt. Das Stammbuch soll mit Erlaubnis seines gegenwärtigen Besitzers demnächst im Dresdner Körnermuseum ausgestellt werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Königsbrun-Schaup.

Die Stubenfliege des Aristoteles, dieses kleine, lästige, zudringliche Geschöpfchen, das uns unablässig umsummt, und das wir ganz und gar nicht abwehren, loswerden können, das allen Fliegenklappen und Fliegenstöcken trotzt, hat auch der „Woche" einen Besuch abgestattet und ihr Visitenkärtchen abgegeben, auf dem Papier der Zeitung ein minutiöses schwarzes Fleckchen hinterlassen. Aber diese Aristotelische Stubenfliege gehört nun einmal wie der Druckfehlerteufel sozusagen zu den ständigen, durch das Gewohnheitsrecht geheiligten Einrichtungen der Bücher- und Zeitungswelt, . . . und man mag noch so viel Hunderte durch das eine Fenster hinausjagen, zu Hunderten fliegen sie durch das andere wieder herein.

Wieviel Beine hat die Stubenfliege? Hand aufs Herz, lieber Leser, weißt du es ganz gewiß, ist dir diese Zahl der Beine in diesem, in jedem Augenblick völlig klar und bewußt? Und wenn du es weißt, hast du sie selber gezählt, weißt du es auf Grund ureigenster Erfahrung und Selbstbeobachtung? Wahrscheinlich aber besitzest du auch diese Kenntnis doch nur auf Grund der Autorität. Die Fliege hat sechs Beine! So steht es heute in allen naturwissenschaftlichen Büchern geschrieben. Und man glaubt's. Ohne allen Trotz und Widerwillen nimmt man diese Lehre an.

Aber zwei Jahrtausende lang — bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein — behauptete die ganze wissenschaftliche Welt mit genau der gleichen Freude, Bereitwilligkeit und Überzeugungskraft, daß unsere brave, leider nur allzu vertraute Stubenfliege acht Beine besitze. Denn so stand es bei Aristoteles geschrieben. Und in diesen Angelegenheiten war für die Menschheit Aristoteles die Autorität aller Autoritäten. Vor einiger Zeit hat ein gelehrter Autor nachgewiesen, daß alle unsere Beschreibungen und Schilderungen wie auch sämtliche Abbildungen des Maulwurfsbaues auf eine Vorlage zurückgehen und auf Beobachtungen, die gerade ein einziger Mensch einmal vor 150 Jahren entworfen und angestellt hat. Und all unser Schulwissen nehmen wir so hin im Vertrauen und Glauben an die Autorität, und das Wissen, das wir uns wirklich durch eigene Erfahrung aneignen, kann dagegen nur ganz gering und winzig sein. Irrt sich die Autorität, gleich irrt sich auch die Menschheit, und die ganze Geschichte der Wissenschaft lehrt uns nur das eine, daß sich auch die Autoritäten unaufhörlich und in einem fort gründlich zu irren vermögen . . . und diese Anschauungen dann zu verbessern und richtigzustellen und neue andere Irrtümer zu begehen, das macht so recht eigentlich der Menschheit große und selige Wissensfreude aus. Denn dieses menschliche Wissen ist nun einmal eine einzige Brutstätte von Millionen und aber Millionen Aristotelischer Stubenfliegen, die völlig ungestört mit acht Beinen in der Luft umherschwirren dürfen, bis alle zweitausend Jahre einmal wieder ein Mensch eine richtige Fliege fängt, von Wissensdurst gepackt, die Beine zählt und der hochaufhorchenden Welt die völlig überraschende neue wissenschaftliche Entdeckung verkündigt, daß es doch nur sechs sind, daß die Aristotelische eine unrichtige und irrtümliche Fliege war. Wir alle sehen nun einmal nur allzuleicht in die Welt hinein, indem wir freundlich durch die Brille blicken, die neben uns auf dem Tisch liegt . . . wie sich Paul Heyse einmal verhaperte, und wenn auch einer Shakespeare ist, so kann er doch gelegentlich einmal im Julius Caesar die Uhren schlagen und Böhmen am Meer liegen lassen.

Da nun einmal noch nie ein Mensch über die Erde dahingeschritten ist, der sich nicht so aristotelisch, heysisch oder shakespearisch geirrt hätte, so wird man auch den Glauben, die Ansichtsache und feste Überzeugung Königsbrun-Schaups nicht so unerhört und geradezu widernatürlich finden, daß das von ihm der „Woche" in Originalschrift mitgeteilte Gedicht Theodor Körners bisher noch unbekannt und ungedruckt gewesen sei.

Doch die neue Entdeckung, der neue Fund macht auch immer wieder die tiefste Seligkeit des wissenschaftlichen Sammlers aus, und mit Bienen- und Ameisenfleiß sind wir unaufhörlich damit beschäftigt, alle himmlischen Höhen und Gründe der Erde, alle Archive, geheime Schubladen und Rumpelkammern der Weltgeschichte nach dem zu durchstöbern, was man noch nicht weiß. Kein Tag vergeht ohne einen solchen neuen Fund, ohne eine Entdeckung, ohne daß unsere Kenntnisse erweitert, verbessert und verändert werden, und stets von neuem glüht die Seele des Sammlers und Forschers auf in höchstem Entzücken, daß es gerade ihm vergönnt war, den Wissensschatz der Menschheit um ein Körnlein zu bereichern und das Wissen der andern zu korrigieren und richtiger zu stellen. Der heiße und inbrünstige Wunsch, es möchte doch noch kein anderer früher die Geheimschublade aufgezogen haben, die man eben selber geöffnet hat, wird nur zu leicht zum Traum und Glauben, daß sie wirklich noch nie geöffnet wurde. Doch in dieser Stunde korrigiert man, und in der nächsten wird man korrigiert. Und wenn man todesmutig, unter allen Entbehrungen und

Gefahren zum Südpol dringt, um die englische Fahne als Erster dort aufzupflanzen, siehe, da flattert schon die norwegische dort — trägt man mit freudezitternden Händen die eben ausgegrabene uralte Urne nach Hause, um die geheimnisvolle Inschrift zu entziffern, da lächelt es einem freundlich entgegen: S/l. Professor X. Heil und Gruß Julius Caesar. Immer wieder werden wir in Galerien und Museen ehrfürchtig, bewundernd einen Rembrandt, Velasquez, Ruisdael anstaunen, bis eines Tags plötzlich das Bild verschwunden ist, stillschweigend in die schwarze Kammer abgeführt, weil's nur ein irrtümlicher Rembrandt, Velasquez, Ruisdael war. Es sind das eben die ganz selbstverständlichen, notwendigen Berufsunfälle.

Die besten und größten Lehrer und Autoritäten jedoch, die am häufigsten und reichsten die Freude genossen haben, das Wissen der andern zu erweitern, zu verbessern und zu korrigieren, die empfinden die gleiche reine Freude auch dann, wenn sie selber wieder korrigiert und verbessert werden. Lehren heißt unaufhörlich lernen. Diese gleich reine und stolze Freude, zu verbessern wie sich verbessern zu lassen, macht allein die beste und höchste Kraft des echten Wissensmenschen aus, und wenn wir im ewigen Kampf gegen die aristotelische achtbeinige Fliege diese auch nie auszurotten vermögen — dieser Wissensmensch weiß sie mit dem fröhlichsten wissenschaftlichen Humor auch zu dulden und zu ertragen.

Julius Hart.

Frühjahrstoiletten in Karlshorst.

Hierzu 7 Spezialaufnahmen.

Unter lachender Sonne und den ersten schüchtern sich hervorwagenden Blattknospen setzte die große Saison ein. Mit sportlichen Erfolgen und — freilich nur vereinzelten — Ueberraschungen, die die Damenwelt mit ihren neuen Frühlingstoiletten in das frohbewegte Bild hineintrug. Daß von Kostümbluffs eigentlich nichts zu sehen war, lag weniger an dem guten Willen der Rennplatzbesucherinnen als an der Mode selbst, die im steten Wechsel zwar wieder einiges Noch-nicht-Dagewesenes brachte, den sicher erwarteten Schlager aber schuldig blieb. Das Hauptereignis auf und vor den Tribünen blieb der drapierte Rock, dessen Faltenreichtum zu allerlei, zum Teil recht seltsamen Raffungen Gelegenheit bot. Als letzter Rest des gern getragenen allerengsten Rockes blieb das sich spannende Unterkleid, das so viel vom eleganten Schuhwerk sichtbar werden läßt und als Kontrastwirkung beinah unentbehrlich geworden ist. Je leichter und fadenreicher die Stoffe, desto größer die Meterzahl der Kleider von heute. Im Gegensatz dazu stehen die glattschößigen Paletots, die bestimmt scheinen, das Faltengewoge etwas zusammenzuhalten. Die verschiedensten Formen und Schnitte behaupten sich nebeneinander; anschließende, sackartige, Cutaways und richtige Frackjacken.

Besonders eigenartig wirkte ein loser Paletot aus Damastseide, dem ein von schwarzer Gaze überschleierter Faltenpuff eingekraust war. (Vorder- und Rückansicht lassen die Machart deutlich erkennen.) Ein jeder Paletot wurde durch den Hut oder vielmehr das über Scheitel und Ohren gezogene winzige Hütchen in seiner Art gehoben. Vorzugsweise ist es der Federstutz, der diesen runden, ziemlich gleichförmigen Kappen die ersehnte eigene Note verleiht, und schier erstaunlich ist die Mannigfaltigkeit des Aufsteckens der Federn, denen oft eine beinah rührende Dürftigkeit nicht abgesprochen werden kann. Auffallend war es, daß die meisten der Damen schon auf das Pelzwerk, hauptsächlich die breiten Schals verzichtet hatten und selbst den weichen Muff nicht mit der bisher üblichen Selbstverständlichkeit handhabten. Die weißbehandschuhten Hände waren „frei zum Dienst", nämlich das Programm, den Feldstecher, das

Faltenreiche Kostüme.



Schwarzes Kostüm mit gerafftem Rock.



Senffarbiges Atlaskleid mit Schärpe.



Starkes Feld im Frühjahrshandikap auf der Rennbahn in Karlshorst.

Täschchen und sehr oft den Hut festzuhalten. Der Jahreszeit gemäß war der Hals durch Feder- und Tüllrüschen geschützt, die mit den Spitzenjabots gut harmonierten und vielfach mit sehr vollen Nackenschleifen abschlossen. Ueberhaupt scheint es, als sollte der „ausgeschnittene Hals" etwas von seiner allerdings sehr verbreiteten Beliebtheit einbüßen. Die Jugend wird sich wohl keine Vorschriften machen lassen — wer aber wirklich „angezogen" und nicht nur „bekleidet" sein will, wird künftig den Stehkragen mit dem abstehenden Tellerrändchen bevorzugen. — Ueber das Schuhwerk wäre noch zu sagen, daß schwarzes Lackleder und schwarzes stumpfes Samtleder (nicht Samtgewebe) augenblicklich als sehr schick gelten und die hellen, zweifarbigen Schuhe und Stiefeletten etwas verdrängen. Die Form ändert sich auch wieder, wird länger und spitzer, eine sehr absichtliche Ablehnung der amerikanischen Fassons, die allerdings auch das ungraziöseste waren, was seit langem auftauchte.

Die Farben der Kostüme und Hüte sind selten so lebhaft gewesen wie eben jetzt. An braunen Tönen findet man viel Gefallen, doch nichts kann neben dem leuchtenden Rot und dem vollen Kornblumenblau bestehen, das in jeder Art Stoff, ja selbst in den Strohhüten dominiert und kaum durch gelegentlich schwarze Garnituren gemildert sein will. Daneben finden sich auch andere Farbentöne in violett, grün und gelb, die hin und wieder allzu lebhaft und bunt wirken. Der schwarzweiße Geschmack hat sich überlebt, schneller als gedacht. Die Zusammenstellung von Schwarzweiß sieht man fast nur an den Frühjahrskostümen. Das sind eben die Launen der Mode, um derentwillen sie so viele Anhängerinnen besitzt.

Zwei Jackenkostüme.



Dunkle Seidentoiletten.



Vom Preis von Friedrichsfelde in Karlshorst: Sprung über den Wassergraben.

Momentaufnahmen von unterwegs.

Von Valeska Gräfin Bethusy-Huc.

Der Kai von Zürich. Lichtblauer Himmel und lichtblauer See. Die Wolken glitzern im Sonnenschein, weiße Möwen mit silbergrauen Flügeln fliegen darüber hin. Eine Weide taucht ihre zartgrünen Zweige in das Wasser, und im Rasen rundumher schimmern die Krokusse, weiß, blau und gelb wie bunte, dort ausgebreitete Tücher. Ueber die grünen, mit Villen und Gärten bedeckten Vorberge, die die Ufer umziehen, blicken schneebedeckte Alpenhäupter in unnahbarer Größe und Majestät herab auf den lieblichen See mit all dem bunten Leben, das ihn umgibt. Alte Männer und Frauen sitzen auf den Bänken neben spielenden Kindern und lassen sich von der Sonne bestrahlen, elegante Fremde gehen dazwischen spazieren, sehen mit Krimstechern nach den Schneebergen hin und streiten über die Namen oder schlagen im Bädeker nach, um zu wissen, wie all das Schöne, was sie da vor sich sehen, heißt. Auf der Bank rechts sitzt ein junges Paar — die Frau im schicken grauen Tailor made, den bunten Strohhut tief über das üppige Blondhaar gestülpt, mit großen, glänzenden Augen darunter, hervorblickend über den glitzernden See und über die vorübergehenden Menschen. Ihre schmale Fußspitze bewegt sich auf und ab, vielleicht ein wenig ungeduldig, und sich vom See und den Spaziergängern abwendend, blickt sie den jungen Mann an ihrer Seite an, dessen Trauring in goldiger Neuheit in der Sonne glänzt. „Ja, was wollen wir denn jetzt unternehmen?" fragt sie. Ueber sein rundes, mit ein paar Schmissen verziertes Gesicht gleitet ein Zug von Unbehagen. „Jetzt?" wiederholt er. „Nun, es ist doch eigentlich wunderschön hier, und es ist elf Uhr, und um zwölf ist Lunch im Hotel." „Wir haben da noch eine volle Stunde Zeit, und wenn wir nichts anderes vornehmen, könnte ich mir das Frühlingskleid besorgen, zu dem Großmama mir das Geld geschenkt hat."

Er nickt und unterdrückt ein leises Gähnen. Trotz seiner rundlich kräftigen Figur sieht er ein wenig ermüdet aus. „Ja, wenn du meinst — — aber es sitzt sich hier wirklich sehr gut."

„Aber ich bitte dich, Max, man kann doch nicht stundenlang so in der Sonne sitzen und nichts tun." Die Fußspitze geht in immer schnellerem Tempo auf und ab. Er erwidert nichts, ihm tut das Stillsitzen offenbar wohl, und sie fährt fort: „Was hast du lieber: ein Tailor made oder ein Taillenkleid?"

„Gott, weißt du, wenn ich's nicht bezahlen muß, ist es mir wirklich egal!"

Sie steht auf.

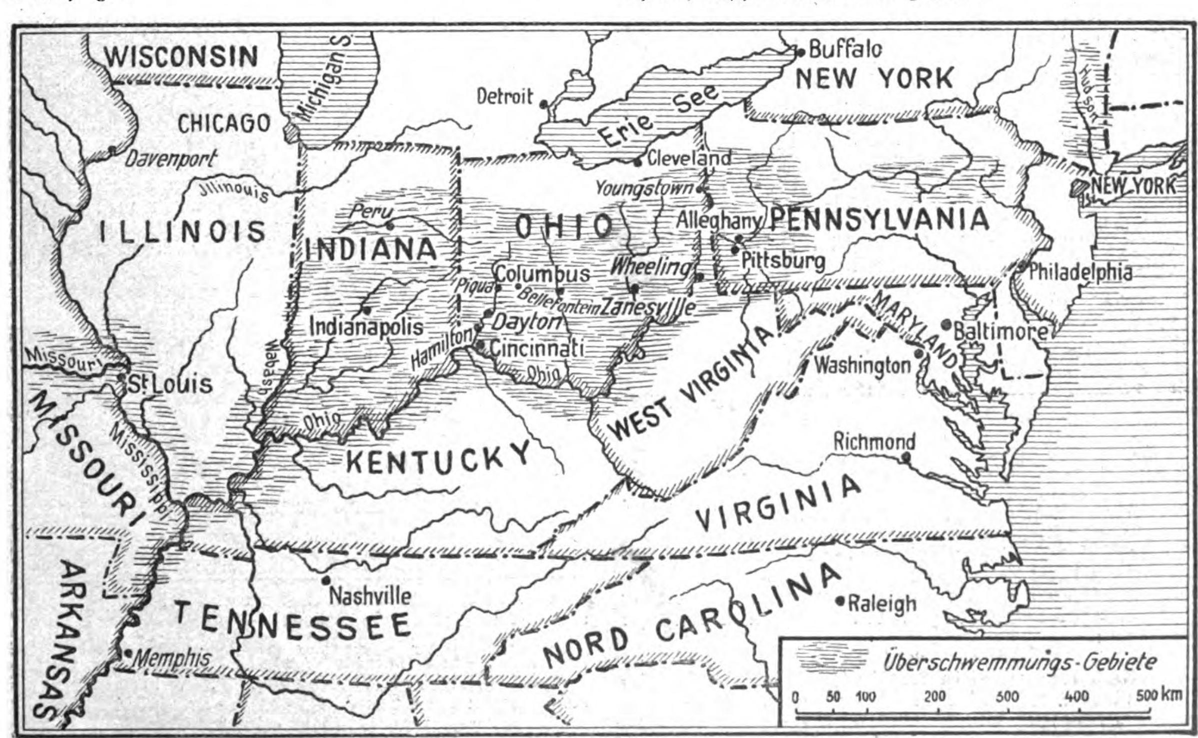
„Pfui, Max! Vor acht Tagen hättest du mir auf so eine Frage anders geantwortet."

„Ja, Kind, vor acht Tagen waren wir noch nicht verheiratet. Aber — wenn du durchaus willst, gehen wir auf den Kleiderkauf!"

Er steht auf, blinzelt den See an und — gähnt schon wieder. Sie spannt den Sonnenschirm auf, nimmt entschlossen seinen Arm und schlägt die Richtung nach der Stadt ein. Noch gehen sie am Strand hin, da sitzt schon ein anderes Pärchen auf ihrer Bank, ein schlanker, junger Mensch im Malerkittel und ein Mädel im einfachen Arbeitskleid, aber mit schön frisiertem Haar. Beide lachen, daß die weißen Zähne und die lustigen Augen in den sonnengebräunten Gesichtern blitzen. Von irgendeinem lustigen Streich sprechen sie und von einer bevorstehenden Sonntagsfahrt auf den Ueteliberg. Und dann will der Bursche das Mädel küssen, und sie läuft ihm davon. Er geht ihr lachend und pfeifend nach — er wird sie schon wieder finden. Die sanfte Brandung schlägt leise plätschernd an den Kai, das Wasser glitzert, und die Berge spiegeln sich darin. Wie viele Menschen haben sie schon vorübergehen sehen, Menschen und Zeiten. Aber ob Pfahlbaudörfer sich über dem blauen Wasser erhoben, ob erste Ansiedelungen sich am Ufer einfanden oder eine blühende große Stadt den See begrenzt, immer sind Liebespaare an seinem Ufer hingegangen, der See und die Berge kennen sie und wissen, daß sie immer wiederkommen in verschiedenster Gestalt, aber doch so gewiß wie der Frühling, der alle Jahre wieder die Berge mit jungem Grün umzieht und den See in lichter Bläue schimmern läßt.

Unsere Bilder

Prinz Rupprecht von Bayern (Abb. S. 563), der älteste Sohn des Prinzregenten Ludwig und zukünftige König, ist vom Kaiser zum Inspekteur der 4. Armeeinspektion ernannt worden. Die Stellung hatte seit fast 21 Jahren Prinz Leopold von Bayern inne, der kürzlich mit Rücksicht auf sein vorgeschrittenes Alter — er steht im 68. Lebensjahr — um Enthebung von dem Posten gebeten hat. Prinz Rupprecht wurde am 18. Mai 1869 geboren. Der Kaiser hat ihm sowohl als auch dem Prinzen Leopold von seiner Entscheidung in herzlichen Handschreiben Kenntnis gegeben.



Zu den verheerenden Ueberschwemmungen in Nordamerika: Das von der Katastrophe betroffene Gebiet.



Graf Zeppelin. Der Prinz von Wales. Phot. Weber.

Vom Besuch des Prinzen von Wales in Friedrichshafen: Besichtigung der Zeppelin-Luftschiffwerft.

Das Kaiser-Wilhelm-Kinderheim in Ahlbeck (Abb. S. 564). In dem Ostseebad Ahlbeck auf der Insel Usedom hat der Kaiser aus den Mitteln seiner Privatschatulle ein Kinderheim erbauen lassen und auch die Betriebskosten der Anstalt für die Zukunft übernommen, die aus zwei Baracken zu je 50 und zweien zu je 25 Betten besteht. Die Auswahl der Kinder soll der Berliner Verein für Ferienkolonien treffen, die Leitung der Anstalt hat Fräulein Mathilde Kirschner.

Regierungswechsel in Reuß j. L. (Porträte S. 564). Im fürstlichen Schloß zu Schleiz ist am 29. März im Alter von beinah 81 Jahren Fürst Heinrich XIV. Reuß jüngere Linie gestorben. Sein Nachfolger Heinrich XXVII. führte schon als Erbprinz lange Jahre die Regentschaft im Land.

Deutsche Flieger in türkischen Diensten (Abb. S. 564). Während des sich jetzt seinem Ende nähernden Krieges mit den verbündeten Balkanstaaten haben deutsche Flieger der Türkei wertvolle Dienste geleistet. Unsere Abbildung zeigt die Flieger Rentzel und Scherff mit dem türkischen Beobachtungsoffizier Kemal-Bei.

Pierpont Morgan (Abb. S. 565), der bekannte amerikanische Milliardär, ist in Rom nach längerer Krankheit im Alter von 76 Jahren gestorben. Die Vereinigten Staaten verlieren in ihm einen ihrer bedeutendsten Männer, der von seinem geradezu sagenhaften Reichtum einen guten Gebrauch zu machen verstand und in Stunden der Gefahr seine ganze große Kraft dem Vaterland zur Verfügung stellte.

Aufbahrung der Leiche König Georgs in Athen (Abb. S. 566). Unsere Aufnahme zeigt die Aufbahrung der Leiche König Georgs in Athen, wohin sie von Saloniki aus auf einem Kriegsschiff gebracht worden war. Die Ueberführung vom Piräus aus nach der Hauptstadt Griechenlands vollzog sich unter großer Beteiligung des ganzen Volkes.

Prinzessin Helene von Griechenland (Portr. S. 569) ist die älteste Tochter des Königs Konstantin und seiner Gemahlin Sophie, der Schwester des Kaisers. Prinzessin Helene wurde am 3. Mai 1896 in Athen geboren.

Der Aufenthalt des Prinzen von Wales in Friedrichshafen (Abb. obenst) galt der Besichtigung der Luftschiffwerft. Gerade die Erfolge Deutschlands auf dem Gebiet der Beherrschung der Luft dürften den englischen Thronfolger interessieren.

Botschafterwechsel in Berlin (Abb. S. 569). Der bisherige türkische Botschafter in Berlin Osman Nisami-Pascha geht nach Wien, und an seine Stelle tritt General Mahmud Mukhtar-Pascha. Mahmud Mukhtar-Pascha gehörte zu den Offizieren, auf die die Türkei ihre größten Hoffnungen setzte; aber er konnte sich nur durch persönliche Tapferkeit auszeichnen, das Schicksal des Osmanenreiches aufzuhalten, blieb ihm versagt.

Generalleutnant Oskar von Xylander (Portr. S. 569) tritt an die Spitze des Ersten Bayrischen Armeekorps, das bisher von dem inzwischen zum Inspekteur der 4. Armeeinspektion ernannten Prinzen Rupprecht von Bayern kommandiert wurde. Ritter von Xylander kommandierte zuletzt die 6. Division in Regensburg.

Imperator (Abb. S. 567), der neue Riesendampfer der Hamburg-Amerika Linie, der auf der Werft des Vulcan in Hamburg erbaut wurde, hat kürzlich diese Werft verlassen, um seine innere Ausrüstung und Ausstattung zu erhalten.

Eine Puccinifeier in Berlin (Abb. S. 570). Puccinis neuste Oper: „Das Mädchen aus dem goldenen Westen", ist im Charlottenburger Deutschen Opernhaus zum erstenmal in deutscher Sprache aufgeführt worden und hatte einen großen äußeren Erfolg. Schon am Tag vorher veranstaltete sein Verleger Ricordi ihm zu Ehren ein Festmahl.

Sport (Abb. S. 568). Das am letzten Sonntag von dem Konsulat Berlin veranstaltete Straßenrennen Berlin—Leipzig—Berlin wurde von Aberger (Berlin) gewonnen, der die 244,6 km lange Strecke in 8 Stunden und 16 Minuten zurücklegte. — An diesem Tag veranstaltete der Verband Berliner Athletik-Vereine im Grunewald einen Frühjahrswaldlauf, an dem sich nicht weniger als 1300 Läufer beteiligten. Der Sieg fiel dem Berliner Sport-Club „Komet" zu. — Von der Höhe des Pariser Eiffelturms aus wurden kürzlich Proben mit einem neuen, von Herrn Ors erfundenen Fallschirm angestellt.

Stürme und Ueberschwemmungen (Abb. S. 570). Um die Osterzeit haben in verschiedenen Teilen der Welt verheerende Stürme getobt. Auch England wurde von Orkanen heimgesucht. In Amerika verschärfte sich die Gefahr noch dadurch, daß gleichzeitig mit den Stürmen große Ueberschwemmungen in weiten Gebieten (siehe die Karte S. 561) eintraten.

Die Toten der Woche

Charles Jacob, Bürgermeister von Cincinnati, † in Cincinnati im Alter von 77 Jahren.

John Pierpont Morgan, der bekannte amerikanische Milliardär, † in Rom im Alter von 76 Jahren (Portr. S. 565).

Fürst Heinrich XIV. Reuß j. L., † in Schleiz am 29. März im Alter von 80 Jahren (Portr. S. 564).

Erbprinz Vinzenz Windisch-Grätz, Sekretär der österreichischen Botschaft beim Quirinal, † in Rom durch Selbstmord am 27. März im Alter von 31 Jahren.

Nummer 14.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 563.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Prinz Rupprecht von Bayern, der neue Generalinspekteur der 4. Armeeinspektion.

Das Kaiser-Wilhelm-Kinderheim in Ahlbeck.

1. Der Kaiser und Frl. Kirschner, die zukünftige Leiterin des Heims, werden begrüßt. 2. Die Gebäude des Heims.

Phot. Grohs Ill.-Verl.





Von links: Flieger Rentzel, Beobachtungsoffizier Kemal-Bei, Flieger Scherff.

Deutsche Flieger in türkischen Diensten.

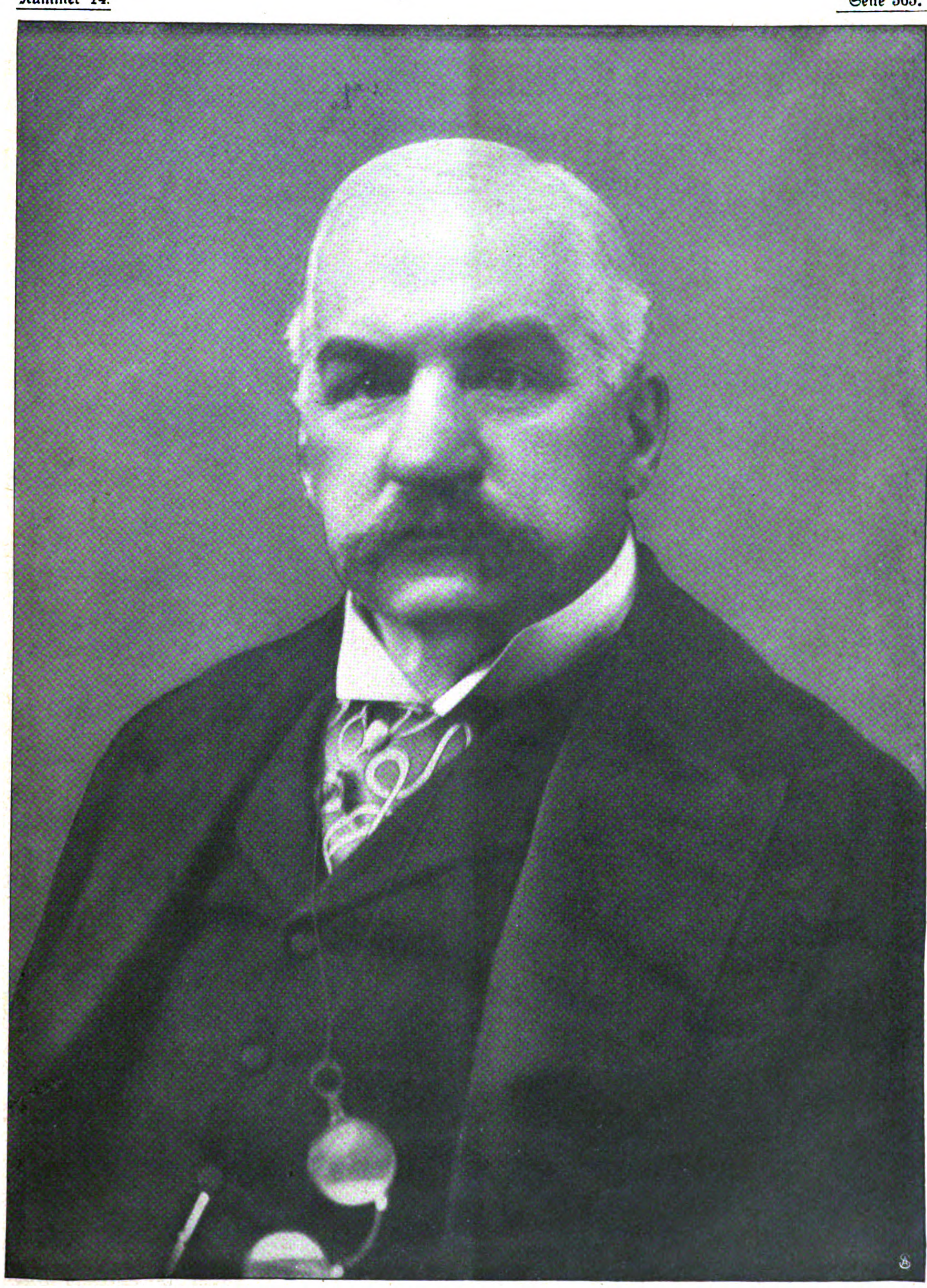


Fürst Heinrich XIV. Reuß jüng. Linie †



Fürst Heinrich XXVII. Reuß jüng. Linie.

Zum Regentenwechsel im Fürstentum Reuß



Pierpont Morgan †

Der bekannte amerikanische Milliardär.



Hofphot. Boehringer.

Die Aufbahrung der Leiche des Königs Georg von Griechenland in der Metropolitankirche in Athen.



Phot. Hoppmann & Co.

Ein Triumph der deutschen Schiffsbaukunst: Der Riesendampfer „Imperator“ verläßt die Hamburger Werft des „Vulkan“.



Int. Ill. Ag.

Die Sieger: links Aberger 1. Sieger; rechts Siewert 2. Sieger.
Radfernfahrt Berlin—Leipzig—Berlin.



Phot. Branger.

Der von Ors erfundene Fallschirm stürzt vom Eiffelturm ab.
Zur Lösung des Fallschirmproblems.

Phot. Sanden

Ein Teil des Riesenfeldes im Walde.
Frühjahrswaldlauf des Verbandes Berliner Athletik-Vereine.

Preß Picture Agency.

Prinzessin Helene von Griechenland, die Nichte des Deutschen Kaisers.



Osman Nisami-Pascha,
der bisherige türkische Botschafter in Berlin.

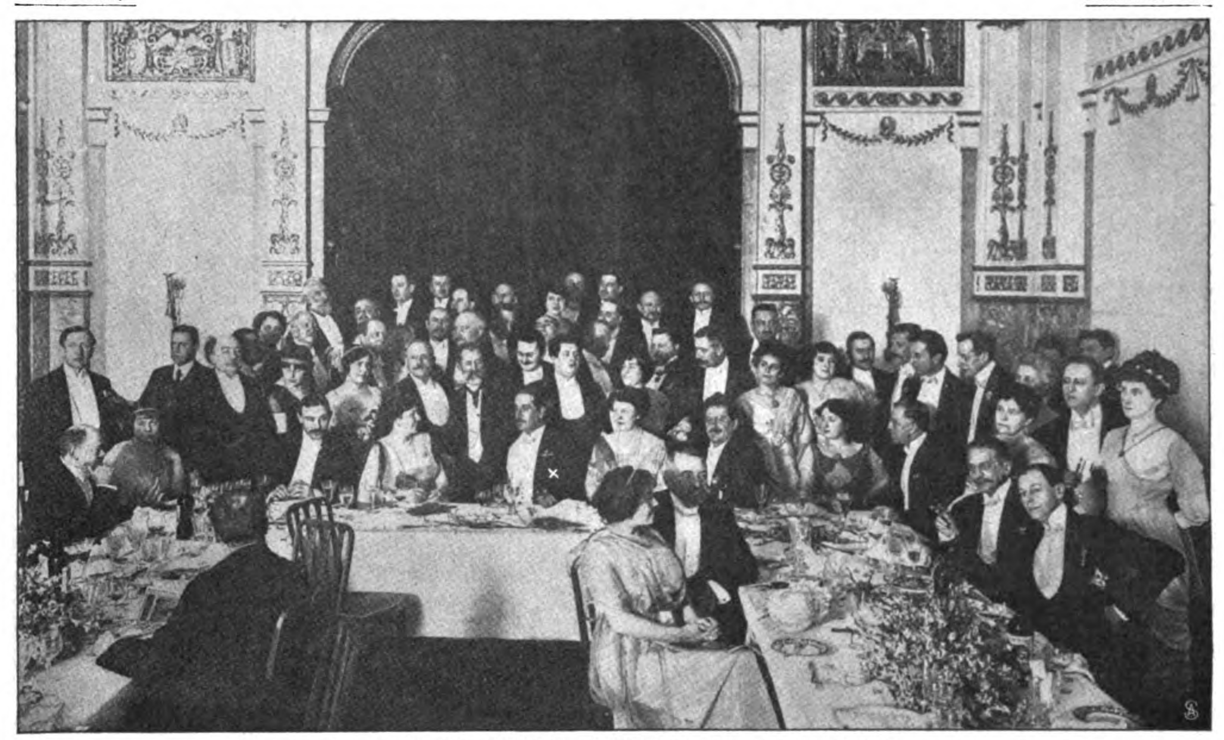


Mahmud Mukhtar-Pascha,
der neue türkische Botschafter in Berlin.



Phot. Müller.

General d. Inf. von Xylander,
zum Komm. General des I. Bayr. Armeekorps ernannt



Das Festmahl anläßlich der Aufführung. Der Komponist (×).
Puccinis neue Oper: „Das Mädchen aus dem goldenen Westen“ in Berlin.



Phot. Gennecke.

Sturmverwüstungen an der englischen Küste: Die von der Brandung demolierte Kaimauer von Hastings.

Die Kinder des Genies.

Roman von

Marie Luise Becker.

1. Fortsetzung.

Als Gudrun die Depesche erhielt, daß die Eltern am Abend kommen würden, lag Heinrich noch immer, und der alte Doktor fragte sich im stillen, ob er es nicht mit einem versteckten Typhus zu tun habe.

Er hatte Gudrun alle Vorsichtsmaßregeln und die äußerste Ruhe für den Patienten anbefohlen, aber die Depesche konnte man ihm nicht verheimlichen.

Joachim Heinemann liebte seine Kinder übermäßig, fanatisch und leidenschaftlich. Der Gedanke, eines dieser Kinder krank zu wissen, genügte, ihn selbst krank zu machen. Darum hatte Gudrun nicht gewagt, nach Berlin von der Erkrankung seines Aeltesten, seines besonderen Lieblings zu berichten.

Jetzt war sie ratlos.

Was tun?

Joachim Heinemann sagen, daß Heinrich krank sei, im Augenblick, wo er von dieser Premiere heimkam, das war unmöglich. Das hieß, ihm von vornherein den Weg abschneiden, den sie als den einzig möglichen vor sich sah — das Ausruhen, Gesunden, sich Beruhigen und zu neuen Taten Sammeln, das jetzt notwendig war.

Damit alle Tadler, alle Gegner entwaffnet, damit das ganz Große einer neuen Tat ihm die ganze Welt eroberte.

Heinrich lag mit wachen klaren Augen da, er war ganz bleich und sehr mager geworden, aber er wußte und verstand alles, was um ihn her vorging.

„Ich stehe heute auf," sagte er, „laß nur, es wird schon gehen, und bin ich morgen zu schwach, dann bleibe ich übermorgen liegen, und Mutter hat Zeit, es Vater zu sagen."

Im letzten Augenblick, ehe die Eltern kamen, erschien er unten, bleich und schwankend.

Gudrun hatte schnell die Tür bekränzt, das Arbeitzimmer, den Eßtisch mit Blumen geschmückt, auch Joachims Arbeitstuhl war mit Lorbeerreisern umwunden worden. So war es immer gewesen — so mußte es auch heute sein.

Joachim war abergläubisch, und ängstlich überdachten seine Kinder alles, was zu seinem Empfang bereitsein mußte, um nichts zu versäumen, was seine Gedanken ablenken könnte und ihn verstimmen.

Endlich kam der Wagen.

Heinrich fing an, fiebrisch zu zittern, und raffte sich mit übermenschlichem Willen zusammen.

Mit Jubel liefen die Kinder dem Vater entgegen, umarmten, beglückwünschten ihn, zeigten ihm alle ihre große, hingebende Liebe, um ihm diese Heimkehr froh zu machen. Joachim Heinemann war sehr bleich. In seinem dunkelblonden reichen Haar bemerkte Gudrun zum erstenmal einen grauen Streifen, gerade über der Stirn.

Zum erstenmal fühlte Gudrun, daß ihr Vater anfing, alt zu werden.

Sie fühlte es mit einem harten, körperlichen Schmerz im Herzen.

Er sah sich um — wie erlöst von einem Alpdruck — von dem Rasen und Hetzen der Großstadt — von den Pflichten seiner Berühmtheit — wieder daheim in seinem Haus — wo alles für ihn allein lebte — — unter den Seinen, die ihn liebten und anbeteten — restlos — schrankenlos — wie er sie.

Ja — hier war Frieden — hier war Stille, das immer bereite, liebevolle Warten auf ihn, das treue, herzklopfende Verständnis, das das heilige Geschenk der größten Liebe ist. Hier wollte er ausruhen nach dem Ringen um Ruhm, das ihn eben hinausgerissen in die Welt und seine Seele zerfleischt hatte.

Hier wartete alles auf ihn, und hier glaubte alles an ihn. Hier war er daheim!

Da fiel sein Blick auf die große Uhr, und er wurde totenbleich.

„Die — Uhr — steht", stammelte er mit einem stieren, irren Blick.

Das einzige, was seine Kinder vergessen hatten — und das mußte seinem abergläubisch suchenden Auge auffallen!

Heinrichs Amt war's, die große Uhr aufzuziehen.

Heinrich vergaß es nie, denn er wußte, mit welcher Angst sein Vater eine stehende Uhr im Haus betrachtete.

Heinrich war krank gewesen.

Der jähe Zorn stieg in Joachims Auge auf — er sah Heinrich an — er hatte ein strenges Wort auf dem Mund — da tastete der Sohn mit den Händen in die Luft, wie Hilfe suchend — seine Kraft war zu Ende.

„Er ist krank! Heinrich ist krank!" schrie Joachim jammervoll auf und brach in bitteres Schluchzen aus, indem er den Sohn in die Arme nahm. „Mein Kind — mein geliebtes Kind! Ja — du bist krank — du kannst es nicht überleben — daß deines Vaters Ruhm verblaßt, du bist der wahre Widerhall meiner Seele — darum bist du krank — weil deinem Vater das geschah! Man hat mein Stück vernichtet und dich!" schrie er verzweifelt auf.

Heinrich war ohnmächtig geworden, und Joachim überließ ihn den Frauen und schloß sich in sein Zimmer ein.

Alles, was er erlebt in diesen Wochen, stand in einem furchtbaren Licht vor ihm, und es war ihm, als risse das Schicksal den Schleier von einer wartenden dunklen Zukunft.

Er wollte niemand mehr sehen.

Brütend in schmerzlichen Gedanken saß er da.



Am nächsten Tag kam der Doktor, redete allen gut zu und fand Heinrich merkwürdigerweise besser.

War es die Nähe des geliebten Vaters, oder war es ein übermenschlicher Aufwand von Energie — es ging Heinrich besser, er zwang seine Krankheit nieder.

Joachim beruhigte sich scheinbar, aber bald genug kamen neue Aufregungen.

Statt der ersehnten Angebote anderer Theater, depeschierte der Direktor vom Rückgang der Nachfrage.

„Mußte heute 200 Billette verschicken, um Theater zu wattieren" — lautete die erste Depesche.

„Heute Watte bis auf 150 verkaufte Plätze —" hieß die folgende.

„Setze Stück ab, falls nicht stärker besucht —"

„Kann nicht Repertoire über Sonntag halten, zu wenig Vorverkauf —"

Jede dieser Depeschen, jede Post brachte eine neue stürmische Szene, die alle mit Zittern erwarteten und wie ein Ungewitter sich entladen sahen. Dann rannte Joachim mit fliegenden Rockschößen, die Briefe und Depeschen in der Hand schwingend, im Eßzimmer, in den Salons wie ein Rasender auf und ab, fluchte auf alle Welt, drohte, alle seine Werke zu vernichten, und warf den Leuten, die ihm gerade in den Weg kamen, irgend etwas an den Kopf. Manchmal nur eine Grobheit, manchmal kompaktere Dinge.

Und schließlich war das Drama abgesetzt, und der einzige Trost war, daß man es für Wien eingefordert.

„Ja — Wien, das bleibt mir noch treu — das ist die wahre wirkliche Kunststadt — meine treuen Wiener —" und Joachim Heinemann faßte neuen Mut.

Jeder dieser Tage war mit Sturm und Ungewitter über das Haus gezogen, und jeden Tag hatten die Heinemannkinder mit Zittern und Zagen erlebt.

Nun saßen sie beisammen in Gudruns Zimmer. Heinrich war matt und elend und hustete, aber er hielt sich aufrecht.

Er klagte nie und hatte Joachim in dieser Zeit wie ein Bruder beigestanden. Aber es war, als zittere jede dieser Szenen noch in seinen Nerven nach, als bröckele von seinem zarten Selbst immer mehr ab unter den Hammerschlägen des väterlichen Temperaments.

So mag den Sterblichen zumute gewesen sein, wenn die Götter sie zur Tafel luden oder ihnen ihre Liebe schenkten.

Sturm und Sonnenglut und Hagelschauer wehen stärker oben auf den Höhen als in den behaglichen breiten Tälern der bequemen, alltäglichen Menschheit.

Joachim Heinemann zwang die Seinen, mit ihm im ewigen Sturm zu leben.

Gudrun stickte an einer Weihnachtsarbeit, die den Vater überraschen sollte. Sie hatte ein paarmal aufgetrumpft, wenn der Vater es zu arg trieb, und wollte das nun wieder gutmachen.

Jakob schrieb.

Er hatte sich eine Technik ausgetiftelt, seine Schulbücher so zu legen, daß man immer glaubte, er arbeite für die Schule, wenn er schriftstellerte, und man schlechterdings nicht wußte, ob er Sophokles übersetzte oder Jakob Heinemannsche Verse schmiedete.

Es war ganz still im Zimmer. Jeder hing seinen Gedanken nach und horchte doch unwillkürlich leise, ob sich unten etwas regte oder Joachim riefe. Denn oft genug mußte das eine oder das andere seiner Kinder ihm helfen, sie mußten immer für ihn bereitsein und auf seinen Ruf warten. Und so waren ihre Gedanken immer doch bei ihm:

„Wenn wir nur über Weihnachten mit Vater hinaus wären," seufzte Gudrun, „er trägt so schwer daran, daß das Stück nicht Erfolg hatte. Wenn es Januar wird, und er steht nicht auf dem Spielplan — denkt doch bloß!" Jakob machte eine ungeduldige Bewegung.

„Na schließlich, Kinder, mal ein Stück, das passiert doch jedem Dichter einmal! Er muß es sich eben zur Lehre sein lassen, nicht nur auf seinen Lorbeeren hier ausruhen und dem modernen Geist die Tür öffnen."

Die beiden andern sahen den Jüngsten ganz erschrocken an.

„Das sagst du — sein Sohn" — stammelten sie.

„Na ja — ich sage noch viel mehr. Die Kritik hat recht: es sind doch Pappfiguren, die ihre gereimten Tiraden reden! — Das Leben, das wirkliche Leben — das schafft andere Menschen — und so, wie sie sind, wie sie wahrhaftig sind — so gehören sie auf die Bretter — nicht in bunten Phantasiegestalten, die gereimte Schönheiten sagen" — —

„Jakob!" schrie Gudrun auf und warf die Arbeit weg. „Schäme dich! Ich verbiete dir, so von deinem Vater zu sprechen! Schäme dich!"

Jakob schüttelte den Kopf.

„Nein — Gudrun — ich schäme mich nicht — ich spreche nichts Schlechtes von meinem Vater, den ich wahrhaftig liebhabe. Aber von den Unvollkommenheiten seines Werkes."

„Sein Werk ist vollkommen! So, wie es zu ihm gehört! Er ist ein großer Dichter", rief Gudrun feurig. „Es gibt keinen größeren als ihn!"

Jakob zuckte die Achseln.

„Müssen wir darum an ihm zugrunde gehen?" fragte er. „Müssen wir darum alles, was ihn berührt, so miterleben, so mitdurchzittern, daß unser eigenes Leben nur noch ein Schatten bleibt? Wo ist denn deine Jugend — Gudrun? Kannst du wie deine andern Freundinnen spielen und lachen und dich harmlos freuen — und jung sein — ganz jung — kannst du das? Wo ist Heinrichs Gesundheit? Vergeht er nicht vor unsern Augen — statt mit seinen Freunden draußen durch die Straßen zu bummeln — und die Mädels anzulachen? Merkt ihr denn nicht — daß wir alle an unserm Vater kranken?" und plötzlich brach er in ein wildes, bitteres, knabenhaftes Schluchzen aus und barg den Kopf auf den Armen über dem Tisch. „Aber nicht ich — nicht ich — nein," schluchzte er, „ich will leben mein Leben und mich auswirken in meiner Kunst — so wie es mir gegeben ist."

Heinrich starrte ihn an.

Ein tiefes Mitleiden lag in seinen Augen, aber auch ein wilder Fanatismus.

„Wir sind nur seine Kinder und nichts mehr," sagte er düster, „wir leben nur von ihm und durch ihn. Wir haben nur seiner Liebe alles zu danken. Wir dürfen

nicht urteilen, nicht rechten, wir nicht. Alle andere Welt hat das Recht dazu. Wir nicht, wir — — seine Kinder —"

Er hustete.

„Vielleicht wäre er größer geworden ohne uns. Ohne die Sorge für unser Leben, ohne die Arbeit um das vielfache tägliche Brot in seiner Jugend — ohne diese Tretmühle — in die die Familie ihn bannte — weil sie einmal da war. Für uns hat er gearbeitet, für uns manches künstlerische Ziel geopfert — für uns hat er gedarbt und entbehrt. Und hat uns doch alle die Schönheit der Erde geschenkt, weil er uns lehrte, die Welt mit seinen Augen zu sehen — wahrhaftig! Sie anders zu sehen als alltägliche kleine Menschen. Nein — wir dürfen nicht richten — wir nicht —"

„Und wir wollen es auch nicht!" rief Gudrun leidenschaftlich. „Unser großer, herrlicher Vater! Wir müssen nur die Hände auf seinen Wegen breiten und ihm das Leben schön machen und alles still ertragen." Sie zuckte die Achseln und warf einen ablehnenden Blick auf Jakobs Manuskript.

In Jakobs Augen flammte es auf.

„Es gibt doch noch immer eine Entwicklung und ein Hinaus über das Gestrige. Jeder neue Mensch fordert der Welt neue Ziele ab und schenkt ihr neue Werte. Wir können nicht — —" er verstummte plötzlich.

Gudrun packte ihn bei den Schultern und schüttelte ihn.

„Jakob!" rief sie, „denke an das Gedicht zu deiner Einsegnung:

‚Halt fest an deiner Seele Grund —
Aus deines Lebens Wurzeln nimm die Kraft,
So wie du wurdest, bleibe in dir selbst gesund,
Das ist die Fülle, die das ewge Werde schafft —'

„Jakob, das dichtete er für dich — für dich — und das alles wehte an dir vorüber, und das alles riß nicht deine Seele zu ihm? Wer hat an deinem Bett gesessen, als du Kind warst — wer hat dir das erste Wort gesagt? Wer lehrte dich, die Schönheit der Welt sehen? Jakob! Wer war das?"

Jakob zuckte stumm die Achseln, dann aber senkte er tief den Kopf, sah lange auf das Heft, nahm es und zerriß es und warf es in den Ofen.

„Er braucht es nicht zu wissen — du hast recht, Gudrun", murmelte er.

Heinrich blickte still auf das Papier, das rot aufglühte, und auf Jakob. Dann seufzte er leise.

„Wir sind doch nur die, die nach ihm kommen", murmelte er.

„Und sind wir nicht doch die neue Zeit", flüsterte Jakob zaghaft, in Gedanken.

Gudrun hob abwehrend die Hand.

„Nein — es gibt nichts, was über ihn hinausgeht. Wir selbst wenigstens, wir dürfen nicht daran denken — denn — er steht vor der Tür — über ihn hinaus wäre über ihn hinweg" — und plötzlich mit einem kindlich naiven Ton, „werde recht etwas Praktisches — Jakob — etwas ganz anderes als er." — — —

Weihnachten kam, und im Haus Heinemann war eine fieberhafte Tätigkeit. Weihnachten war das Idol der Familienfeier für Joachim. Dafür ruinierte er sich, machte Schulden, dafür sparte und darbte er, damit jeder seinen Wunsch — ach! tausend liebevoll erlauschte Wünsche erfüllt sähe.

Er selbst suchte alles aus bis aufs kleinste. Er schmückte tagelang an dem Baum — niemand durfte ihm helfen.

Alle mußten sich überraschen lassen. Der Weihnachtsbaum und seine Dekoration waren ihm ein ästhetisches Problem, und alle Geschenke wurden so geordnet, daß sie ein künstlerisch farbiges Stilleben ergaben.

Immer wieder arrangierte er, stimmte ab, legte die Sachen hier und da hin, so daß es meist spät abends wurde, bis sich die Türen des Salons öffneten und Lorchen mit ihren Kindern nach alter Sitte das Weihnachtslied anstimmte.

Dann waren Jubel, Rührung und Überraschung groß.

Aber auch die Irrtümer.

Denn er hatte aus malerischen Gründen alles durcheinandergebracht, und niemand durfte an dem schönen Aufbau rühren und das Seine an sich nehmen.

Aber es war doch die große Weihe ihrer gegenseitigen Liebe und Verehrung, ihrer zartsinnigen Fürsorge, und er selbst war der Dankbarste für jedes Geschenk.

Diesmal war Jakob der, der ihm die rührendste Gabe brachte.

Es war freilich nur ein elektrischer Klingelzug, den er selbst angelegt hatte, und der etwas fragwürdig funktionierte, aber es war doch ein symbolisches Lossagen von den Idealen des Parthenon, wie ein stummes, feierliches Sichunterordnen, das ihn am tiefsten freute.

* * *

„Nun, ich hoffe wenigstens, diese Premiere hat Ihnen tüchtig was eingebracht", bemerkte Kommerzienrat Scheffler über den Tisch hinweg zu Joachim Heinemann. Es war bei einem Diner beim Geheimen Kommerzienrat von Sallen.

Der Dichter warf den Kopf zurück, sein schönes Profil zeichnete sich noch schärfer ab als sonst.

Geschäfte machen!

„Das ist nicht der Grund, weshalb ich dichte, Herr Kommerzienrat. Ich habe höhere Ideale und keine Geschäftsinteressen."

Der König in Zanella und Futterstoffen räusperte sich indigniert. Er kannte doch Joachim Heinemanns Schulden!

„Na," meinte er behaglich und ließ sich noch einmal von dem 96er Piesporter einschenken, „wenn man sich schon die Mühe macht, so was zu schreiben, muß es doch auch was einbringen. Geschäft ist Geschäft."

„Sind Sie nun jedesmal verliebt in die erste Schauspielerin, die Ihre Hauptrolle kreiert — oder nur manchmal", neckte Joachims Tischdame, die schöne und kokette Kommerzienrätin Theisheim und neigte sich ihm zu, daß er den berühmten Hals in Ruhe bewundern konnte.

Lorchen ärgerte sich.

Sie saß ihm schräg gegenüber und sah das Spiel, das die vielgefeierte Frau mit ihm trieb, um ihn an ihren Triumphwagen zu fesseln und mit seiner Eroberung Staat zu machen.

Sie war zwar prinzipiell nicht eifersüchtig und wußte doch, daß er immer wieder zu ihr zurückkehrte, aber sie



wollte doch nicht gern so hier vor allen ganz in den Schatten gerückt werden.

„Es sind immer mehr die Damen, die ihn lieben, Frau Kommerzienrat“, warf sie hin, der Ton ihrer Stimme war harmloser, als ihr Blick war.

Die schöne Frau lächelte amüsiert und nachsichtig.

Sie war nicht so leicht zu entwaffnen.

„O — ja — das glaube ich gern!“ rief sie feurig und schenkte dem Dichter einen flammenden Blick. — „Davon bin ich überzeugt — alle Herzen fliegen ihm ja zu — — wie nun erst die Herzen der Künstlerinnen, die das hohe Glück haben, die Gestalten seiner wunderbaren edlen Phantasie verwirklichen und nachschaffen zu dürfen. Diese Glücklichen — ach! Diese Glücklichen!“

Lorchen biß sich auf die Lippen.

Joachim versenkte seine Augen begeistert in die der schönen Frau, und Lorchen wußte, daß er für heute abend Troubadour sein würde.

Auch Gudrun hatte das kleine Frauenduell beobachtet, und in ihren Augen stand ein dunkler Glanz.

Sie saß am andern Ende der Tafel zwischen Karl Nordmann und Bill Theisheim, dem reichsten Erben der Stadt, dem Stiefsohn der Frau Kommerzienrat, recht eigentlich zwischen ihren beiden feurigsten Bewerbern, und Gudrun wußte, daß beide jedes ihrer Worte abwogen, um ihren Vorteil zu erspähen.

Sie wußte, daß Joachim Heinemann sie gern als Theisheims Frau gesehen hätte, daß sie damit dem Leben ihres Vaters, der Ihrigen alle Sorge genommen, und sie mochte den feinen, liebenswürdigen Jungen von Herzen gern. Sie wäre bereitgewesen — wenn — — ja — wenn da neben ihr nicht ein anderer gesessen hätte, an dessen Künstlerherzen sie einen festen Besitz hatte — und vor dessen wilder, stürmischer Kraft und Unruhe sie doch ihr Leben so gern retten wollte, vor dessen Macht über ihr Leben sie sich fürchtete, und den ihre Seele doch nicht entbehren konnte. Ihr Wille bäumte sich dagegen auf, daß seine starken, gestaltenden Künstlerhände nach ihr griffen — aber ein heiliges, flammendes Etwas in ihr zuckte immer wieder zu ihm hin. Denn auch in ihren Adern floß das Blut ihres Vaters, das Künstlerblut der ewigen Sehnsucht.

Wie jung ihr Vater heute aussah — — zwischen den schönen Frauen — gefeiert — — umschwärmt! Wie er den Sekt schlürfte und alle Sorgen und Mißstimmungen vergaß!

Die Premiere — Heinrichs Krankheit — die Sorgen und kleinen Schulden, die sich immer wieder anhäuften und das einkommende Geld zwischen den Fingern zerrinnen ließen — weil Hausstand und Lebensführung zu viel kosteten — — alles das war vergessen vor dem Sonnenblick einer schönen Frau und der Freude der Tafel, der heiteren Menschen um ihn. Wer ihn so sah, strahlend, bezaubernd, hinreißend in seiner geistvollen, sprühenden Unterhaltung — der kannte ihn freilich nicht.

„Ihr Vater ist ein entzückender Mensch — der bezauberndste, liebenswürdigste Mensch, den ich kenne — welches Glück, ihn immer um sich zu haben“, sagte Bill Theisheim begeistert.

Gudrun senkte schuldbewußt den Kopf.

So dachten Fremde über Joachim Heinemann — und wie schwer lastete oft sein Temperament auf den Seinen! Oder lag es an ihnen selbst?

Verstanden, bewunderten sie ihn daheim vielleicht doch nicht genug?

Karl sah sie ernst an. Er sah die stille Dornenkrone, die sie trug. Aber er schwieg.

„Es gibt nur noch ein größeres Glück — — das ist — seine Tochter immer um sich zu haben“, fuhr der junge Großkaufmann halblaut fort, und seine Hand zitterte leicht, als er nach dem Weinglas griff.

Gudrun errötete und sah Karl zaghaft und flehend an, als sollte er ihr helfen in dieser Minute.

Halte mich fest — jetzt halte mich dir fest — schienen ihm diese Augen zu sagen — wenn du ein Mann bist — so laß mich dir nicht entgleiten. Denn die Liebe ist ein Schatz, den wir erringen müssen in Krieg und Kriegsnot — ich bin nicht das Weib, das man im Spiel sich entgleiten läßt.

Karls Lippen bebten.

Er verstand sie.

Nein — sie durfte ihm nicht entgleiten!

„Ich glaube, daß unser Dichter das auch vollauf zu schätzen weiß. Jedenfalls macht er seiner schönen Tochter die Cour und verwöhnt sie wie ein Bräutigam“, sagte er mit merkwürdig harter und trockner Stimme. „Ein Mann, der dich liebt, wird es einmal schwer haben, die Konkurrenz mit deinem Vater bei dir aufzunehmen, Gudrun.“

„Ja — da haben Sie recht — — und Fräulein Heinemann wird durch seinen geistvollen Umgang auch sehr verwöhnt sein — — unsereiner kommt Ihnen gewiß recht albern und töricht vor — nicht wahr?“ antwortete Bill Theisheim ganz eingeschüchtert und bescheiden.

Man hob die Tafel auf, und Anton Fürst und Emil Tiger gesellten sich zu den beiden. Zu Ostern waren es fünfundzwanzig Jahre, daß Joachim Heinemann in der Stadt dauernd weilte — und auch — daß er den ersten Band seiner Gedichte herausgegeben hatte. Jenen Band, der ihm Irene werben half, die ihre Familie ihm nicht geben wollte.

Seine erste künstlerische Kraftprobe. Die Schüler und die Freunde, alles, was jung war und für den Dichter schwärmte, wollten eine Feier veranstalten. Man hatte allerlei gedichtet, alle jungen Talente hatten sich herausgewagt.

Sie alle wollten ihm beweisen, daß sie seine Schüler, daß sie seines Geistes waren. Sie wollten den Meister, das Ideal, das große Vorbild in ihm feiern.

Ihn, um dessen Wert ihre eigene Seele gestritten, und der ihnen darum doppelt hoch, doppelt groß schien, weil er ihnen allen so ein bitteres, fernes Ziel gewesen war. Weil ihre Seelen um ihn geblutet und ihr Wille zum Werden mit ihm gerungen hatten.

Gudrun sollte einige Verse sprechen — im Brautkleid der toten Mutter. Denn Irenes schönes, leuchtendes Bild war ja durch die Verklärung seiner Poesie aller Besitz geworden, ihr allerheiligstes Frauenideal.

Gudrun wurde das Herz warm.

Wie sie alle ihn liebten!

Welch eine schöne Feier man ihm bereitet! Wie zart dieser Gedanke war nach den Enttäuschungen des Winters!

Ihm, der es liebte, gefeiert zu werden. Das würde alle Schatten fortwischen. Ja, ja — — bei allem solle man auf sie rechnen! Sie war bei allem dabei!

„Und ich, Gudrun“ — sagte Karl, der still dabeigestanden und sie beobachtet hatte — „ich werde dich bitten, mir die väterliche Erlaubnis zu einer Plakette zu erwirken.“

Gudrun reichte ihm die Hand.

Ihr war das Herz so voll und glückschwer — — sie hatte ihn so lieb in diesem Augenblick. Alle Schmerzen um die Kunst, die sie von Jugend auf tausendfach mitgelitten, waren wie ausgelöscht vor dem heißen Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Menschheit, dem größten Glücksgefühl des Künstlers, an dem sie nun auch teilhatte. Durch dieses Bewußtsein, daß alle seine Worte widerhallten in den anderen Menschenseelen, ihre Lust und Qual aus dem Schweigen löste und ihre Seelen wachrief und formte.

Ja — es war doch schön — teilzuhaben an allem Werden und Schaffen — so ganz im Kreise der Schenkenden der Menschheit zu sein!

Da trat die schöne Frau Theisheim hinzu und legte ihre Hand auf Karls Schulter.

„Und Sie, junger Meister, — welche Träume und Gestalten sinnen Sie?“ fragte sie mit bestrickender Stimme, in der tausend Verheißungen lockten.

Gudrun ließ die Hand sinken und wandte sich ab.

Nein — nein — er war ja auch ein Künstler, mit dem es auf und ab ging in der Raserei der Jagd nach Erfolg, den die schönen Frauen feierten, den keine — keine der eigenen Gattin gönnte — — nein — sie wollte nicht um ihn zittern und warten, bis er von irgendeinem Abenteuer zu ihr heimkehrte — — nein — sie nicht. Er war ja auch einer von denen, die allen Frauen gehörten und keiner!

Der immer wieder Vergessen und Vergeben forderte und doch nie ganz der ihre war — nein — nein — sie war nicht Lorchen Heinemann — — sie wollte besitzen und festhalten! Sie war ihres Vaters Tochter. Sie konnte nicht lächelnd verzichten und warten! Sie wollte ihren festen, sichern Besitz am Leben und ihr stilles Glück. Und sie dachte an den guten Otto und sah Bills gepflegtes, englisch rasiertes Gesicht und dachte, daß sie eines schönen Tages einen sehr klugen, vernünftigen und weisen Entschluß fassen würde.

• • •

Aus irgendeinem unbekannten Grunde war wieder einmal eine furchtbare Szene wie ein Ungewitter auf Haus Heinemann niedergebraust. Joachim hatte getobt, der guten Therese eine Schüssel an den Kopf geworfen, Jakobs Hauslehrer verabschiedet und alle weiblichen Mitglieder des Hauses in Tränen versetzt. Jetzt war er einen Augenblick still und besann sich, welch ein nichtiger Vorwand wohl der Anlaß zu diesem Sturm gewesen war. Aber er konnte nicht mehr darauf kommen.

Er wußte es wirklich nicht mehr. Etwa nur der schiefgestellte Lehnstuhl, der die Symmetrie des Zimmers störte?

Er schämte sich eigentlich ein bißchen. Aber alle wußten doch von jedem Stuhl, wie er gestellt sein mußte! Alle kannten seine Sensibilität für die gewohnte Harmonie seiner Umgebung! Er sah sich noch einmal indigniert und vorwurfsvoll um. Als ob man nicht seine Empfindsamkeit berücksichtigen konnte!

Am Fenster, in dem kritischen Lehnstuhl saß Heinrich.

Er hatte ihn sich nur in die Sonne gerückt.

In das bißchen kühle, magere Frühlingsonne, das es eben gab!

Er saß ganz zusammengesunken da wie ein Blütenstrauch, den man zertreten. Seine Hand drückte ein Tuch auf seinen Mund, das Tuch aber färbte sich rot.

„Heinrich — mein Kind!“ schrie Joachim Heinemann auf, als er seinen Liebling in diesem Zustand sah.

Und ein plötzlich schmerzvolles Erkennen glitt durch seine Seele. Als stände da hinter seinem Kind der Tod selbst und sähe ihn grausam und siegesstolz an.

Da wandte der Jüngling ihm den Kopf zu, in seinen Augen lag eine trostlose Verzweiflung, ein ganzes gebrochenes Leben.

Kein Vorwurf konnte den Dichter so tief treffen, wie der Jammer dieses Augenpaares: Was taten wir dir — daß du so zu uns sprichst — — wir, die wir alles für dich geben? Wir, die um dich auf uns selbst verzichten?

Joachim Heinemann stöhnte tief und schlug die Hände vor das Gesicht. Sein Sohn starb um ihn, wie einst sein Weib um ihn gestorben war — weil sie ihn zu sehr liebten — weil er ihre Seelen aufsaugte und verbrauchte mit seinen starken, schaffenden Händen. Weil

sie ihm alle nur Umgebung, nur Material zum Leben und Schaffen waren, weil er sie alle umformte, in die Gestalten seiner Phantasie und ihr lebenswahres Menschenleben zu unsterblichen Dichterträumen ummodelte. Weil er ihr Leben als sein Eigentum betrachtete, weil er in ihnen sich auslebte, rücksichtslos, schaffend, heischend, alle ihre Gefühle und Kräfte an sich reißend — wie er sie eben brauchte — zu seinem Schaffen — oder zu seinem Werk — weil ja sein Schaffen und sein Werk über ihm stand, über seinem und ihrem Leben als der große fordernde Gedanke, die Gestalt gewordene Sehnsucht der Menschheit.

Ein Henker der Seinen — ein Henker seines eigenen Glücks — das war er!

„Gudrun — nimm nie einen Künstler zum Mann — wenn dir dein Leben lieb ist", schluchzte er auf — — und schaute doch hilfesuchend nach der Tochter.

Ein gütiges — ein verzeihendes Wort.

Sie sah nicht zu ihm hin. Sie stand über Heinrich gebeugt und netzte seine Stirn mit kölnischem Wasser.

„Nein, Vater," sagte sie hart — „ich heirate keinen Künstler, denn mir ist mein Leben noch lieb" — —

Heinrich hob matt die Hand.

Sprechen konnte er nicht.

Aber in seinen Augen sah Gudrun die jammervolle Frage, den Vorwurf: Warum hast du das gesagt! Warum müssen wir ihm weh tun? Weil er uns weh tut? Wir sind doch seine Kinder! Das Wort gilt doch für die andern Menschen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. — Für uns gilt das nicht! Für uns gilt nur: Die Liebe bis in den Tod.

„Ich bin zu Ende mit meiner Kraft — ich auch" — stöhnte Gudrun leise und schmerzlich.

Da ging Joachim Heinemann traurig hinaus und wußte, daß er seine Kinder alle opferte, eins nach dem andern.

Und eine heiße Sehnsucht quoll in ihm empor, daß eins, eins davon stark genug sei, gegen ihn anzukämpfen, um sich sein eigenes Leben vor seiner Persönlichkeit zu retten: er ersehnte den andern Menschen, der ihm die Wage hielt. „Und wenn ich selbst daran zerbrechen sollte", murmelte er schmerzzerrissen. „Nur nicht diese furchtbare Verantwortung für mein Leben und ihr Leben! Daß man das Gute will und das Böse wirkt! Und daß ich sie alle so liebe — und sie alle mir so nötig sind!"

Irene mit ihren großen Idealistenaugen, aus denen ihm seine Lieder geflossen waren — und Lorchen mit dem Kinderlachen, das sich tausendmal schelten ließ und tausendmal liebhaben ließ — und Gudrun mit ihrem stolzen, feierlichen, sieghaften Jungmädchentum und ihrem flammenden Siegesfeuer, das ihr Glaube an ihn immerfort an seinem Weg anzündete! Die Jugendkraft ihrer schönheitdurstigen Mädchenseele — die wollte er — die brauchte er! Und Heinrich mit der stillen Denkerstirn und der weichen Seele, die ihm immer unter den Händen zerfloß — — —.

Heinrich — der lose, leichte Schatten und Widerhall seiner Gedanken, von dessen bleicher Stirn er so oft die ganzen Schmerzen der Menschheit zu lesen meinte — und der doch nichts kannte von der Welt als seine Liebe — seine Güte — seine Fürsorge — die ästhetische Schönheit seines Künstlerhauses.

Ob er einmal geliebt hatte?

Er war vierundzwanzig Jahre — in dem Alter hat jeder Jüngling schon sein Mädchen.

So alt war er, als er Irene zum erstenmal erblickte.

So alt war Karl Nordmann, der um Gudrun warb.

Es fiel ihm ein, daß er niemals daran gedacht hatte, daß Heinrich lieben könne — — einen andern Menschen als ihn über alles lieben könne!

Und zugleich fühlte er: Heinrich würde niemals einen anderen Menschen mehr lieben als ihn — niemals — — Heinrichs Seele lag fest und still in seinen starken Händen — — in seinen Händen — — die sie zerbrechen würden — — ja — eines Tages würde er diese Seele seines geliebtesten treusten Kindes zerbrechen — und würde sich selbst damit den tiefsten und unauslöschlichsten Schmerz antun. Aber der Dämon, der in ihm war, der ewig schaffende, der ewig ringende Dämon, der sie alle schließlich zu seinen schöpferischen Gestalten machte — der war über seinem Willen und zwang ihn dazu.

Und Jakob? War Jakob ihm nötig? Der andere Wille, der neue, feindliche, werdende Gedanke neben ihm?

Der ewige Sporn zur neuen, zur größeren Tat?

Er lachte bitter auf.

Wahrhaftig — dieser langaufgeschossene blasse Schuljunge mit dem finsteren, verbissenen Gesicht und den scheuen, sehnsüchtigen Augen — der war die große, stolze, neue, heischende Forderung vor seinem, Joachims, Leben!

* * *

Joachim Heinemanns Villa lag an dem Hügelrand, der das Städtchen umsäumte, inmitten eines hübschen, hellen Gartens mit Rasenplätzen und einer Rosenlaube, mit Fliederbüschen und gelben Kieswegen.

Der Garten war sein Stolz und seine Freude. Sobald der Schnee wich, sah er nach, ob es sich unten regte unter den Wintergräsern und dem toten Laub, und das erste Sternblümchen, das erste knospende Veilchen waren eine Freude und ein Ereignis für das ganze Haus. Er belauschte die knospenden Bäume, und die erste Amsel war sein Gast, der erste Finkenschlag sein Fest.

Zuweilen aber, wenn er gerade irgendwelche besonderen Gedanken über die „Rückkehr zur Natur", die „Schlichtheit des menschlichen Daseins" gefaßt hatte, beorderte er die ganze Familie in den Garten, zog neue Wege, grub und jätete, und Lorchen und Gudrun mußten den ganzen Tag auf den Knien liegen und pflanzen und graben. Solch ein Tag endete meist damit, daß beide Damen mit Rückenschmerzen und Schnupfen im Bett lagen, daß Therese den Dienst aufkündigte, was sie regelmäßig zurücknahm, und daß der Gärtner am nächsten Tag den angerichteten Schaden bei den Pflanzen, Onkel Doktor bei den Menschen gut machen mußte, während Joachim Heinemann tiefverstimmt den Niedergang der Menschen feststellte. Denn da eigentlich alle Familienmitglieder diese Gartenarbeit nicht verstanden, so wurden mehr Pflanzen dabei verdorben und mehr Kräfte verschwendet als nötig. Sie hatten eben alle nur die platonische Liebe zum Garten, und alle wirklichen

Kenntnisse der Gärtnerei und Blumenpflege fehlten ihnen. Wenn aber gar der Gärtner im Frühjahr eine Dungladung für nötig hielt, erklärte Joachim sein ganzes Haus überhaupt für unbewohnbar, seinen Garten für entzaubert, seine Familie für unerträglich und zog auf einige Tage ins Hotel. Lorchen kannte diese eheherrlichen Stürme schon, und seine Abwesenheit nach den heftigen Auftritten war ihr nicht weiter unlieb. Trotzdem sie in diesen Tagen auch auf seine Treue nicht ganz sicher rechnen durfte.

Aber da er nie sehen konnte und wollte, daß ein Zimmer aufgeräumt und ausgestäubt wurde, reinigte sie in solchen Tagen das Haus aufs gründlichste. Sofort nach Joachims Verschwinden wurden mehrere Scheuerfrauen beordert, und während der Dichter in den ästhetischen Tees der Kommerzienrätinnen seine Verse zur Verherrlichung der deutschen Frau vortrug, schwamm das Seifenwasser über die Treppenstufen, und der Staubwedel fuchtelte seiner Büste um die Nase.

Karl Nordmann kam in diesen Wochen öfter in die Villa und arbeitete an der Plakette, aber es ging nicht recht vorwärts. Joachim Heinemann fand sich zu alt geworden auf dieser Wiedergabe und wollte hier und da eine Veränderung, die ihn als den schönen Mann, der er so lange gewesen war, wiedergab. Der junge Künstler wagte nicht zu widersprechen, um ihn nicht zu kränken und ihn daran zu erinnern, daß er gealtert war, und konnte auch wieder seinem künstlerischen Erkennen keine Gewalt antun. So ging die Sache nicht recht vorwärts.

Desto mehr aber beglückte es ihn, Gudrun zu treffen, und desto herzlicher wuchs ihr gegenseitiges Verständnis.

Die Vorbereitungen für das geplante Fest rückten die ganze Jugend näher zusammen; man traf sich bei Nordmanns, bei Schefflers, man probte, und die schöne Seite des Künstlerdaseins, die Freude am Ruhm, an der Teilnahme aller, dies Mitteilen und Auswirken aller Gedanken nahm Gudrun ganz gefangen.

Ihre Bitterkeit gegen das Künstlerleben und seine Anforderungen ließ nach, und sie gab sich den Zukunftsträumen leichter und sorgenloser hin, schreckte nicht mehr zurück vor den Schwierigkeiten einer Künstlerehe. Diese Begeisterung rings umher für Joachim war der beste Fürsprecher für Karl Nordmanns stilles Werben.

Geheimrat Schrader kam in diesen Tagen von Berlin auf der Reise nach dem Süden durch die Stadt und wohnte bei den Verwandten. Er hatte mit dem alten Doktor und Lorchen eine geheime Besprechung. Daraufhin bat er Joachim, ihm Heinrich mitzugeben. Er wolle gewisse Studien der Antike in Sizilien betreiben, und Heinrich könnte ihm dabei als Privatsekretär nützen, zugleich aber den gefährlichen Frühling mit seinen Kälteschauern, Nebeln und Stürmen in der Heimat vermeiden. Die Reise würde ihm gut tun, zumal er eben, wo er seine Freunde im Examen wisse — das er selbst nun wegen seiner Krankheit hinauszuschieben gezwungen sei — doch manche stille und schmerzliche Aufregung durchmache. Joachim war es zwar unlieb, gerade den geliebtesten, ältesten Sohn bei seiner Feier zu vermissen, aber er fühlte doch, daß diese gütige Einladung nicht abzuschlagen sei. Daß sie vielleicht die einzig mögliche Heilung für Heinrich sei, wagte er sich nicht einzugestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Feintechnik.

Plauderei von Hans Dominik.

Wenn von den Erzeugnissen moderner Technik die Rede ist, so denkt man wohl besonders an imposante Maschinen, an vieltausendpferdige Dampfmaschinen oder Dynamos und bewundert mehr die Kraft und die Masse als die feine präzise Ausführung. Und doch hat unsere Technik in den letzten Jahren und Jahrzehnten Apparate und Maschinen geschaffen, die durch kunstvollen Bau und durch verwunderlich exakte Leistungen weit mehr verblüffen als durch Wucht und Masse. Wie man im Gegensatz zur Mechanik wohl von einer Feinmechanik spricht, so darf man auch hier im Gegensatz zu der groben landläufigen Technik, die Lokomotiven und Riesenkrane baut, von einer Feintechnik sprechen.

Beginnen wir die Betrachtungen mit einem Erzeugnis, das auf der Grenze zwischen Mechanik und Technik steht, mit der Uhr. Im allgemeinen sind die Leistungen unserer Durchschnittsuhren ja sehr ansehnlich. Der normale Mitteleuropäer pflegt auch ganz zufrieden zu sein, wenn seine Wand- und Taschenuhren einigermaßen die Minute halten, so etwa, daß sie nicht mehr als eine halbe Minute in der Zeit vor- oder nachgehen, innerhalb der er gewohnheitsmäßig an Normaluhren vorbeikommt und dort wieder die richtige Zeit auf die Uhr nehmen kann. Und nun machen wir gleich den Sprung zu der Höchstleistung auf diesem Gebiet und betrachten eine der besten astronomischen Uhren, wie sie beispielsweise in einigen modernen Werkstätten gebaut werden. Hier muß man sich mit einer ganz neuartigen Technik bekannt machen, mit Genauigkeitsgraden, die zunächst unerhört erscheinen. Und dann finden wir die fertige Uhr vollkommen luftdicht eingekapselt, so daß nur Zifferblatt und Gangwerk unter einem Glassturz sichtbar werden. Erschütterungsfrei und in einem Raum gleichbleibender Temperatur muß die Uhr aufgehängt werden. Besondere Vorrichtungen erlauben es, den Gasdruck im Uhrgehäuse zu verändern und dadurch den Gang zu beeinflussen, denn bei dichterer Luft findet das Pendel mehr Luftwiderstand als bei dünnerer. Natürlich kann keine menschliche Hand mit einem Uhrschlüssel an das eingekapselte Werk heran. Ein besonderes miteingekapseltes Elektrowerk besorgt in bestimmten Intervallen den Aufzug der Uhr selbsttätig.

Nun der Effekt aller dieser Maßnahmen und Vorsichtsmaßregeln. Die mittlere Gangvariation einer solchen Uhr beträgt am Tag etwa ein bis drei Hundertstel einer Sekunde. Normalerweise wird eine solche Uhr also das ganze Jahr hindurch die Sekunde genau halten, eine Leistung, die wohl zur Genüge dartut, daß der Aufwand an Feinmechanik und an Feintechnik hier nicht nutzlos vertan wurde.

Die Technik hat es in den letzten Jahrzehnten gelernt, sehr genau zu arbeiten, genauer als der Feinmechaniker

vergangener Zeiten es jemals konnte. Unter Benutzung der besten Meßinstrumente, der äußerst genauen Maßlehren werden die Einzelteile der Präzisionsmassenfabrikation unbedingt auf ein Hundertstel eines Millimeters genau hergestellt. Der Unterschied wirkt geradezu frappant, wenn man diese modernen, unbedingt exakten Werkstücke mit den rohen und oft geradezu primitiven Maschinenteilen vergleicht, die noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Gebrauch waren. Im Besitz derartiger präziser Maschinenelemente konnte die Maschinentechnik dann aber auch ihrerseits an die Lösung außergewöhnlich schwieriger und komplizierter Elemente gehen.

Die Führung hatte hier, wie so manches andere Mal auch, die Kriegstechnik, jene einzige Technik, in der der Kostenpunkt eine nebensächliche Rolle spielt, sofern nur der gewünschte Effekt erreicht wird. Im Torpedo bekam die junge, eben erst entstehende Feintechnik die erste harte Nuß zu knacken. Da war eine Maschine herzustellen, die, ins Wasser geworfen, vollkommen selbsttätig eine lange, lange Strecke zurücklegt, also vollkommen wie ein selbsttätiges Boot arbeitet. Und, was den Fall weiter kompliziert, als ein Unterseeboot, das sich über die runde Entfernung einer deutschen Meile hin auch selbständig genau steuern muß. Es war ein Problem von erdrückender Schwierigkeit. In den winzigen Raum eines zigarrenförmigen Körpers von recht mäßigen Abmessungen mußte die Betriebskraft für die lange Fahrt untergebracht werden. Weiter eine Arbeitsmaschine, die diese Kraft zweckgemäß nutzbar machte. Weiter eine Seitensteuereinrichtung, die mit komplizierten Apparaten den einmal beim Abschießen des Torpedos gegebenen Kurs zuverlässig aufrechterhielt. Endlich ein Höhensteuer, das dafür sorgte, daß der Torpedo genau rund drei Meter unter dem Wasser blieb, nicht nach oben oder nach unten vom Kurs ging.

Die Technik, eine ausgesprochene Feintechnik, hat die Aufgabe restlos gelöst. In einem Stahlkessel von gewaltiger Festigkeit wurde die Betriebskraft gespeichert. Gewöhnliche Luft, aber Luft, die auf 200 Atmosphären komprimiert ist, die auf jeden Quadratzentimeter der Gehäusewand eine Pressung von vier Zentner ausübt. Neben diesem Kraftbehälter sinnreiche Reduzierventile, die den Druck der austretenden Luft genau regeln. Und dann ein blitzblankes, wundervolles Druckluftmaschinchen, so nett und zierlich, daß man es als hübsches Präsent unter jeden Weihnachtsbaum stellen kann. Aber wirksam und stark genug, die Druckluft zu verarbeiten, in rasendem Spiel den Propellerschaft zu drehen und den ganzen Torpedo weithin in reißender Fahrt durchs Meer zu treiben. Daneben die selbsttätigen Steuereinrichtungen. Wunder der Feintechnik. Eine geringe Senkung des Torpedos bedingt eine geringe Erhöhung des Wasserdruckes. Um Bruchteile einer Atmosphäre nur. Aber der gleiche Apparat, der an anderer Stelle mit 200 Atmosphären arbeitet, reagiert sofort darauf, und das Höhensteuer spielt, bis die alte Lage wieder erreicht ist. Und vorn endlich die verderbenbringende Sprengladung. Hat das Kunstwerk seinen Lauf vollendet, ist sein Kopf mit letzter Kraft gegen die Wand des feindlichen Schiffes gerannt, dann setzt die Explosion ein, die nicht nur den Gegner, sondern auch dies Kunstwerk selbst zerschmettert und die tausend Teile der sinnreichen Apparatur als formlose Metallbrocken auf den Seegrund streut.

Später erst arbeitete die Feintechnik für die Zwecke des Friedens. Dafür sind ihre Produkte hier langlebiger.

Nehmen wir als erstes Beispiel die moderne Setzmaschine. Ein Mann sitzt vor einer Schreibmaschinentastatur und typt einen Text. Alles andere besorgt die Maschine. Sie stellt die Lettern dieses Textes als Gußmatrizen zusammen. Sie formt die einzelnen Zeilen. Sie hält in besonderem Kessel geschmolzenes Letternmetall vorrätig und gießt die fertige Zeile sofort selbsttätig ab. Blitzblank und druckfertig gibt sie die Zeile dann ab und legt schnell und richtig die einzelnen für die Zeile verwendeten Lettern wieder in ihre Fächer, wo sie sofort zu neuer Verwendung bereit sind. Die Arbeit der Setzmaschine ist der Bewunderung wert. Möglich wurde sie erst durch die präzise, man kann sagen absolut genaue Ausführung aller einzelnen Maschinenteile, die nun jedem Wink gehorchen und mit lächerlich geringem Kraftaufwand die verlangte Arbeit leisten.

Wieder ein anderes Beispiel ist die in den letzten Jahren oft genannte Owenssche Flaschenblasmaschine. Sie wurde besonders wegen ihrer sozialen Wirkungen häufig genannt, weil eine einzige dieser Maschinen viele Glasbläser entbehrlich und damit vorläufig brotlos macht. Den Techniker interessiert hingegen in erster Linie das wundervolle und wirkungsreiche Spiel der Maschine, die die mannigfachsten und verschiedenartigsten Elemente und Maschinenteile zu gemeinschaftlicher und exakt ineinandergreifender Arbeit vereinigte. Da regen und bewegen sich hundert glänzende Gelenke. Das arbeitet bald mit Luftleere und saugt den glühenden Glasbrei an. Bald wieder schafft es mit Luftdruck und bläst den eben genommenen glühenden Tropfen zur Blase auf. Das formt und preßt und modelliert an dem dunkelroten, zähen Glasfluß. Unermüdlich fahren die stählernen Arme im sinnverwirrenden Spiel hin und her, und unaufhörlich rieseln, wie etwa die Nadeln von einem Tannenbaum, die fertigen Flaschen mit leisem Klicklack von der Maschine hinunter. Alle vier Sekunden eine, 900 in der Stunde.

Diese Flaschenmaschine ist eine Meisterleistung der Feintechnik, grundverschieden von den dröhnenden und stampfenden Dingen, die man sich sonst bei dem Wort „Technik" vorstellt.

Die Liste wäre noch weit auszuspinnen. Auch die Elektrotechnik liefert mit ihren zahlreichen Konstruktionen von Schnelltelegraphen, automatischen Telephonämtern und allerlei Regulatoren reichliches Material dazu. Doch schon die wenigen hier angegebenen Beispiele werden die Art und das Wesen dieser neuen Technik, der modernen Feintechnik, schon zur Genüge beleuchten.

Wandervolk.

Sei nicht traurig, bald ist es Nacht,
Da sehn wir über dem bleichen Land
Den kühlen Mond, wie er heimlich lacht,
Und ruhen Hand in Hand.

Sei nicht traurig, bald kommt die Zeit,
Da haben wir Ruh. Unsre Kreuzlein stehen
Am hellen Straßenrande zu zweit,
Und die Winde kommen und gehen.

Hermann Hesse.

In der Wiener Militärkanzlei.

Von Bettina Wirth. — Hierzu 4 Aufnahmen vom k. u. k. erzherzogl. Kammerphotographen H. Heydenhauß.

Man weiß seit einem Menschenalter, daß der Kaiser Franz Josef der fleißigste Mann in seinem großen Reich ist. Zweimal am Tag setzt er von der Arbeit aus und gönnt sich einmal eine Stunde Bewegung, das andere Mal kurze Muße beim Genuß einer Zigarre. In seiner Umgebung weiß man, daß er von seinem Sommerurlaub mit der gleichen freudigen Erwartung spricht wie der kleine Beamte, dem der Aufenthalt in Gottes freier Natur die Kraft gibt, wieder elf Monate am Schreibpult auszuharren. Trotzdem wundern sich viele, wenn sie hören: „Der Kaiser arbeitet vom ganz frühen Morgen bis spät in die Nacht", und können die Notwendigkeit solchen Tuns nicht begreifen. Man fragt sich, wozu sind Minister und Räte, wozu zahllose

Freiherr Bolfras v. Ahnenburg, Chef der Militärkanzlei, in seinem Bureau.

Beamte da, die doch alles so weit vorbereiten, daß der Kaiser nur zu unterschreiben braucht? Wer so spricht, kennt die Gewissenhaftigkeit des Kaisers nicht, weiß nicht, daß er als oberstes Prinzip die volle Pflichterfüllung allzeit aufgestellt und durchgeführt hat. Er ist nicht nur der oberste Kriegsherr und Regent, er ist der eifrigste Mitarbeiter seiner Regierung, mit der er ungezählte Beratungen abhält. Der Kaiser hört, prüft, erwägt, läßt keine Einzelheit der Vorlagen, die ihm unterbreitet werden, unberücksichtigt. Er unterschreibt, er gestattet, er verwehrt nichts, was ihm nicht vollkommen klar, in präzise Form gebracht, unterbreitet wird. Deshalb schätzt der Kaiser an den Personen, die er seine Willensmeinung zu vertreten beruft, vor allem die Fähigkeit, rein sachlich und objektiv sich ihrer Aufgaben zu entledigen. Er kennt genau alle, die berufen sind, seine Befehle auszuführen.

Man fragt sich, woher der Kaiser die Zeit nimmt, nicht bloß die Schriftstücke selbst, sondern auch ihre oft sehr ausführliche Begründung, die in- und ausländischen Zeitungen, die wichtigen Depeschen zu lesen. Nicht anzuzweifeln ist die Tatsache, daß der Monarch trotz der überschrittenen achtzig Jahre mündlich und schriftlich stets darüber informiert wird, was in politischer, militärischer, administrativer und bürgerlicher Verwaltung sich ereignet oder bevorsteht. Daß er nicht bloß für Personen, sondern für geschäftliche Einzelheiten ein erstaunliches Erinnerungsvermögen besitzt, gilt als sprichwörtlich.

In zwei Zentralstellen, in der Militär- und Kabinettskanzlei, läuft die Gesamtheit der dem Kaiser vorzulegenden Staatsakten ein. Im Anschluß hieran die Vorträge und Unterbreitungen der gemeinsamen sowie der beiderseitigen Minister. In den kaiserlichen Kanzleien werden die Geschäftstücke so weit geordnet, daß sie zur Vorlage an den Kaiser gelangen können. Letzteres geschieht, insofern es sich um Gegenstände militärischer Natur handelt, durch den Zweiten Generaladjutanten als Vorstand der „Militärkanzlei Sr. Majestät des Kaisers und Königs“. Es ist dies ein das volle Vertrauen des Monarchen genießender, sich allseits großer Beliebtheit erfreuender hoher Offizier, Artur Freiherr Bolfras von Ahnenburg. Die Militärkanzlei ist zugleich ein Hof- und ein Staatsamt und unmittelbar den Befehlen des Kaisers unterstellt. Außer dem Vorstand sind ihr aus der Armee fünf Generalstäbler und ein Marineoffizier, meist auf die Dauer von fünf Jahren, zugestellt. Außerdem gehören der Militärkanzlei eine Anzahl von Beamten an, die dauernd ihren Dienst versehen.



Der äußere Burghof.

Die Militärkanzlei vermittelt auch den Einlauf an Rapporten, Gesuchen, diplomatischen Noten und Eingängen jeder Art. Seit der Kaiser dauernd im Schönbrunner Schloß residiert, reitet jeden Nachmittag gegen fünf Uhr ein Leibgardereiter durch die westlichen Bezirke und bringt in einer großen Ledertasche den Einlauf des Tages den am Hoflager amtierenden Funktionären der Zentralkanzlei. Am folgenden Tag früh fünf Uhr nimmt der Kaiser am Schreibtisch die Akten entgegen. Wir dürfen nicht vergessen, daß der greise Monarch sich um acht Uhr abends zurückzieht und früh vier Uhr sein Lager verläßt. Auch wenn der Kaiser reist, darf der Geschäftsgang keine Stockung erfahren. Stets befinden sich im Gefolge mehrere Beamte der Militärkanzlei, die den täglich durch einen Kurier nachgesandten Einlauf zu bearbeiten und dem Kaiser vorzulegen haben. Auch während des Sommerurlaubs in Ischl findet in diesem Dienst keine Unterbrechung statt.

Die Militärkanzlei hat ihren jetzigen Namen nicht immer geführt, aber immer stand an ihrer Spitze ein Generaladjutant des Kaisers. Bis vor beinah fünfzig



Blick in den Kontrollgang.

Jahren sprach man von dem zwischen dem Monarchen und der Kriegsverwaltung vermittelnden Amt als von der Generaladjutantur. Im Jahr 1867 bestimmte der Kaiser, daß das Amt: „Militär-Central-Kanzlei meines Armee-Kommandos“ zu heißen habe, und dies ist auch noch heute der offizielle Titel.

Die Militärkanzlei befindet sich im inneren Hof der Kaiserlichen Hofburg, gerade über der Hauptwache im ersten Stock. Die einzelnen Kanzleien sind auf der linken Seite des historisch interessanten Kontrollganges gelegen, der von mehr als zwanzig Fenstern, die auf den sonnendurchfluteten Heldenplatz hinausgehen, bis hinauf zu seinen Wölbungen so glänzend hell beleuchtet ist. Hier erteilte Kaiser Josef die allgemeinen Audienzen, hier wurde er mit den Kümmernissen und Freuden seines Volkes bekannt, denn hier durfte jeder, der etwas auf dem Herzen hatte, warten, bis der Kaiser um die Ecke bog und einen Bittsteller nach dem andern mit aufmerksamem Ohr anhörte. Hier war es, wo die Gattin eines Hofbeamten gegen ihren Mann Klage führte, weil er ihr nicht Geld genug in die Wirtschaft gebe und sie auch prügle, wenn sie ihm widersprach. „Was sie mit Ihrem Mann hat, das geht mich gar nichts an“, sagte der Kaiser. „Ja, aber wenn er einen Rausch hat,“ meinte die Frau, „da sollten Majestät hören, wie er über seine Vorgesetzten und auch über den Kaiser



Der innere Burghof mit der Hauptwache. Darüber die Räume der Militärkanzlei.

schimpft." „Das ist wieder eine Sache zwischen mir und meinem Beamten, das geht Sie gar nichts an", replizierte der Kaiser und schritt zum nächsten Bittsteller. — Aus der Mitte des Kontrollganges führt eine steinerne Wendeltreppe hinab in den inneren Burghof. Auch hier steht ein Gardist Wache und sieht, die Hand am Helm, durch die Glastür hinaus, wie Punkt zwölf Uhr unter den feierlichen Klängen des „Gott erhalte" die Uebergabe der Fahne bei der Wacheablösung stattfindet, ein Akt, dessen tägliche Wiederholung seine eindrucksvolle Weihe nicht beeinträchtigt, was schon dadurch bewiesen wird, daß sich um die Mittagstunde stets ein zahlreiches Publikum einfindet, um unter den Fenstern der Militärkanzlei der Wacheablösung beizuwohnen und den darauffolgenden fröhlichen Klängen der Militärmusik zu lauschen.

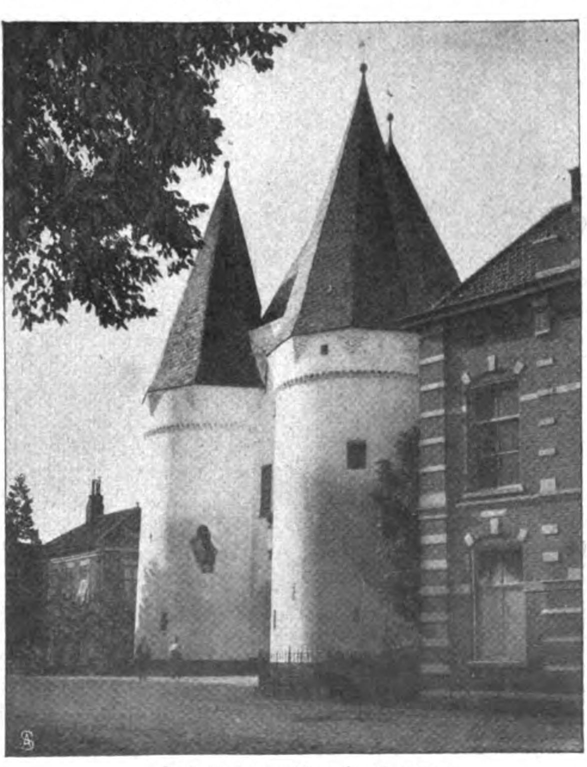
Das unbekannte Holland.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

In Leeuwarden, der merkwürdig beweglichen Stadt, in der Rembrandts Saskia geboren wurde, sind wir im Herzen Frieslands. Ein schönes Stück alter Kultur wird dort dem Reisenden im Friesischen Museum gezeigt, das in den Hindeloopener Zimmern mit den seltenen alten Schränken und dem kostbaren bemalten Hausgerät eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges besitzt. Man muß das Museum eingehend besichtigen; denn in ihm ist die Kunstfertigkeit der Friesen, ihre so hoch entwickelte Geschicklichkeit, sich im täglichen Leben mit geschmackvoll dekorierten Gebrauchsgegenständen zu umgeben, wie im Brennspiegel eingefangen. Daß dieses angestammte Kunsttalent den Leeuwardener Turm „De Oldehove" nicht zu Ende bauen konnte, ist ewig schade. Wie ein Riese ohne Kopf steht er nun schon seit 370 Jahren auf dem schönen, freien „Kerkhof" und reckt den schiefen, dicken Leib über die Dächer der Stadt. Die reichen Leeuwardener wollten sich ursprünglich mit berechtigtem Ehrgeiz von Jacob van Aken den höchsten Turm der Niederlande bauen



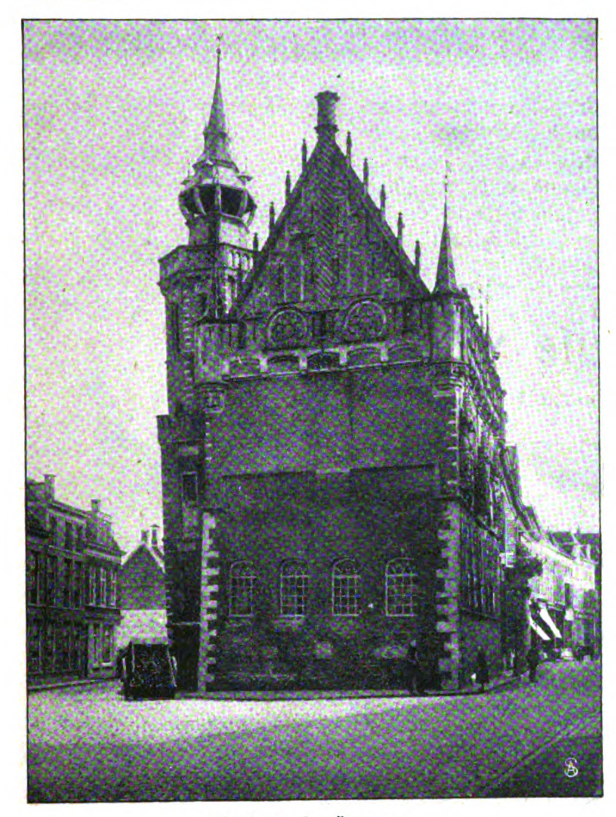
Das Rathaus in Franeker.



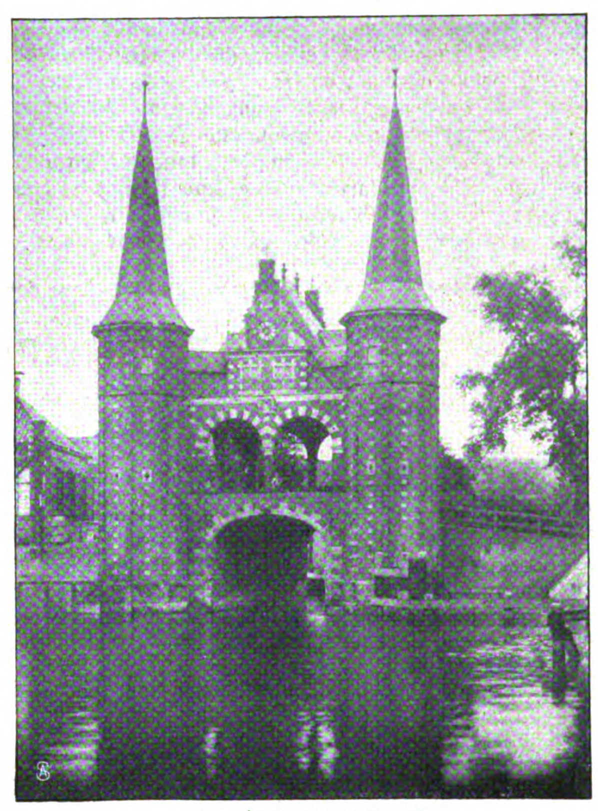
Das Kornmarkttor in Kampen.

lassen. Aber als man mit den Mauern zehn Meter in die Höhe gegangen war, senkte sich die Baumasse. Man setzte den sich bietenden Widerständen zwar noch drei Jahre lang die friesische Tatkraft entgegen, aber höher als vierzig Meter wuchs der Turm nicht . . .

Das idyllische Marssum mit dem einzig schönen Popta-Schloß, die altertümlichen Kleinstädte Franeker und Bolsward mit ihren prachtvollen alten Rathäusern, diesen Wahrzeichen unbeugsamen holländischen Bürgerstolzes, Workum, Hindeloopen, Sneek (mit dem eleganten Wassertor) und Heerenveen — die Fahrt über das flache Land hier im Friesischen gehört zu den schönsten Eindrücken, die eine Reise durch Holland vermitteln kann. Während in der Provinz Zeeland — im Süden — der Ackerbau vorherrscht, wird hier in erster Linie Viehzucht getrieben. Weites Wiesenland mit Kanälen und Windmühlen — bis zum Horizont — überall reichbelebt mit Rindern, Schafen und Schweinen, durch die das Bukolische in der schönen, ruhevollen Landschaft die abwechslungsreichste Färbung



Rathaus in Kampen.

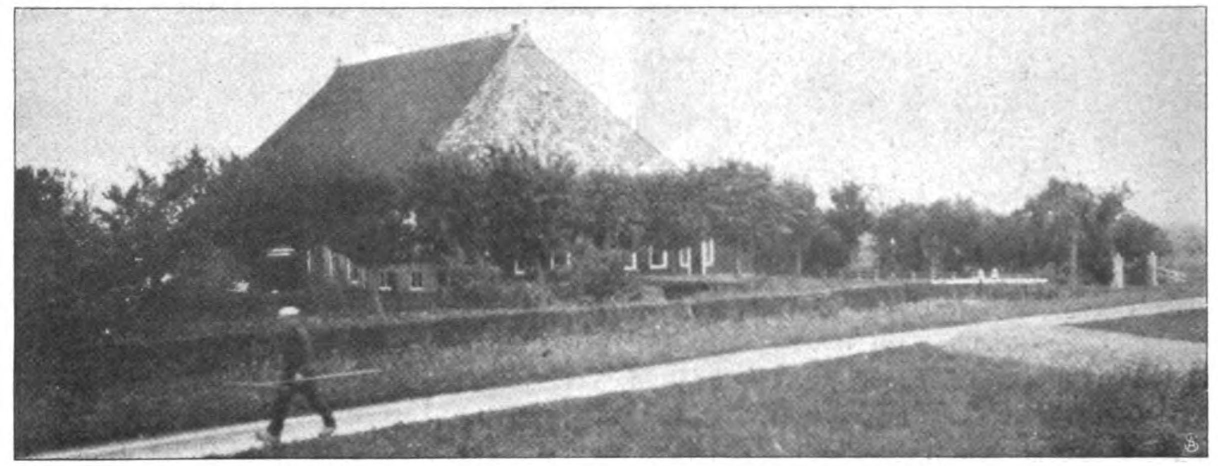


Das Wassertor in Sneek.



Partie aus Giethoorn.

erhält. Eine Merkwürdigkeit sind die friesischen Bauernhöfe, die übrigens in der überwiegenden Zahl in den Händen von Pächtern sind. Diese Bauernhöfe sind über ganz Friesland hingestreut. Von der Ferne sieht eine derartige Besitzung immer aus wie ein schwarzes Wäldchen. Kommt man aber dann näher, so merkt man, daß immer inmitten des fünfzig- oder gar hundertjährigen Ulmenkranzes ein stiller einsamer Bauernhof liegt. Das friesische Bauernhaus vereinigt Wohnhaus und Stall unter einem breit ausladenden, hohen Dach. Auf dem First des Daches, das nicht selten mit Stroh gedeckt ist, stehen zumeist zwei Blitzableiter, und vorn auf der Spitze des Frontgiebels ist mit ganz geringen Ausnahmen fast überall als einzige Dekoration eine bunt gestrichene Holzlyra angebracht. Der ältere Haustypus zeigt das Wohnhaus, das naturgemäß viel kleiner ist als der Stall, dem großen Komplex vorgebaut. Immer sind die sauberen Häuser aber eingeschossig und die Wände des Stalles ganz niedrig. Darauf sitzt dann das kolossale dunkle Dach, das den Bauten im wahren Sinne des Wortes etwas von der verträumten Behaglichkeit brütender Gluckhennen gibt.



Friesischer Bauernhof.

Von Leeuwarden geht es dann nach Deventer. Der Geograph sagt uns, daß die Yssel, an der Deventer liegt, der nordöstlichste Arm des Rheindeltas ist; ja er weiß sogar, daß mit der Yssel ein Neuntel vom Wasser des großen Rheinstroms der See zugeführt wird. Jedenfalls war hier von alters her ein vielbenützter Seeweg, der vom Rheinland nach Friesland und von da weiter nach Dänemark führte. Die Ysselstädte oder, wie man sie früher nannte, die süderseeischen Städte unterhielten in ihrer Blütezeit, im 14., 15. und 16. Jahrhundert — im Gegensatz zu anderen gleichgroßen Provinzstädten — einen regen Verkehr mit der deutschen Hansa. Und aus dieser Zeit stammen denn auch die zahllosen schönen alten Bauten, die man hier überall findet. Daß das verhältnismäßig kleine Deventer allein vier Marktplätze hat, gibt der Stadtanlage etwas sehr Reizvolles. Immer öffnet sich das Straßennetz wieder auf einen freien Platz. Der schönste und größte dieser vier Plätze ist aber der „Brink", auf dem die alte Wage steht. Wie gut haben es doch die Deventer „höheren Töchter"! Sie haben in diesem Prachtbau aus dem 16. Jahrhundert — die Freitreppe außen wurde erst im Jahr 1643 errichtet — eine Schule, wie sie so leicht nicht wieder zu finden ist. Und man kann es den Deventern nachfühlen, wenn sie dieses Haus neuerdings zu Museumzwecken verwendet sehen wollen. Der Wanderer soll ja nicht vergessen, sich auf dem „Brink" auch das merkwürdige Gefäß anzusehen, das dort als abschreckendes Beispiel für alle Sünder eine Mauer ziert. In dem dort öffentlich ausgestellten monumentalen Kupferkessel wurde nämlich im Jahr 1434 ein Falschmünzer bei lebendigem Leib gesotten. Er hatte es zu toll getrieben, der arme Teufel in dem schönen Deventer, das damals noch ein viel beneidetes Münzprivileg hatte, und das Element, das ihm so oft bei seinen alchimistischen Studien geholfen hatte, falsches Gold im Handumdrehen in echtes zu verwandeln, hat sich bitter an ihm gerächt . . .



Brunnen in Zwolle.

Wenn man in Zwolle ist, kümmert man sich wenig um den Gelehrtenstreit, ob Thomas a Kempis die „Nachfolge Christi" geschrieben hat oder nicht. Man ist froh, daß man die Stadt nun wirklich vor Augen hat, in der dieser vielgelesene fromme Mann über 60 Jahre seines Lebens zubrachte. Das Kloster, das so lange seinen Wünschen und seinen Hoffnungen ein Asyl war, steht freilich längst nicht mehr.

Zwolle selbst hat heute einen äußerst regen Verkehr. Wenn man abends vor einem der Kaffeehäuser an der Diezerstraat sitzt und den brandenden Verkehr dort sieht, glaubt man, in einer großen Provinzstadt zu sein. Und die hohe Sassenpoort dort ist für den Rei-



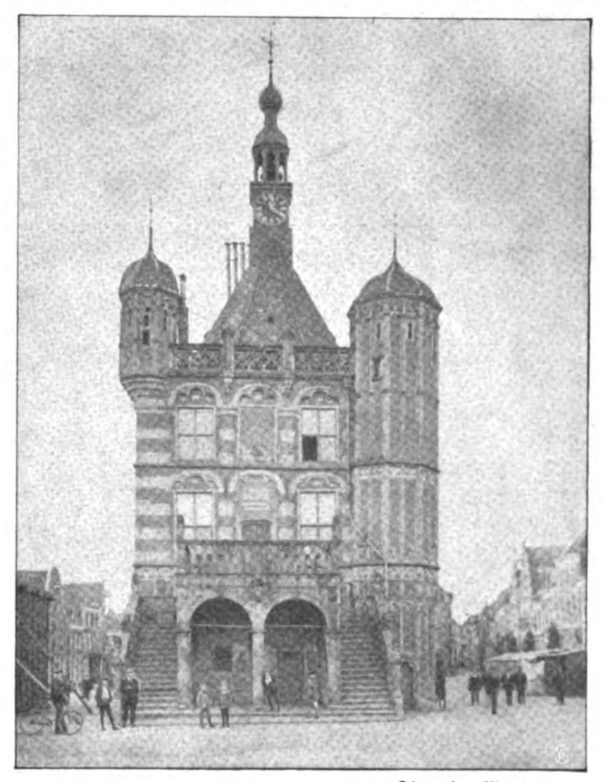
Teilansicht vom Rathaus in Bolsward.

senden eine gute Einleitung für das torreiche Kampen. Kampen ist ein Dorado der alten Stadttore. Es hat die Broederpoort, Cellebroederspoort und die Koornmarktspoort. Ein Tor ist schöner als das andere; das älteste ist die Koornmarktspoort. Und Kampen hat ein berühmtes Rathaus mit vielen Altertümern im Innern und mit Steinfiguren aus dem 14. Jahrhundert außen an der Fassade nach der Oud-Straat zu, darunter eine merkwürdige „Justitia", die als einziges Kleidungstück eine Binde um die Augen trägt. Aber es ist noch mehr, was man an Kampen schätzt: Es hat noch eine Besonderheit, nämlich den „Kamper ui", den „Kamper Witz". Die Bezeichnung „Kamper Witz" gilt als Aufschrift für alle lustigen Streiche, die in Holland verbrochen werden, eine Rolle, wie sie bei uns den Schildbürgerstückchen zukommt. Ein Kamper Witz ist ein Witz, der die Unbeholfenheit glossiert. Ein Kamper Witz macht die allzu eifrige Vorsorglichkeit lächerlich. Ein Kamper Witz ist z. B. dies: Ein Mann beklagt sich beim Bürgermeister, daß ihm stets alle Tauben fortflögen; er möchte ihm doch einen Rat geben, wie das zu verhindern sei. Das Stadtoberhaupt bedenkt sich, räuspert sich, legt den Zeigefinger an die Nase und sagt dann mit wichtiger Miene: „Mein lieber Maarten, ich weiß, wie dem abzuhelfen ist: Wir werden einfach alle Tore der Stadt schließen lassen."

Von Kampen geht's dann wieder nach Zwolle zurück, und dann fahren wir über weites Heideland ins Drenthesche hinein nach Meppel, von wo aus wir einen Ausflug nach Giethoorn machen.

Giethoorn? Giethoorn? Das klingt so fremd ans Ohr. Und doch ist Giethoorn nichts anderes, als der Spreewald ins Holländische übersetzt.

Wen in diesem Sommer die Jahrhundertfeier nach Holland führt, der findet in Leeuwarden und in Sneek, in Deventer wie in Zwolle alles das zu Ausstellungen vereinigt, was der Stolz dieser Städte ist. Leeuwarden zeigt seine Industrie und die kunstgewerbliche Kultur der Provinz Friesland, Sneek den Wassersport, Deventer seine Obst- und Blumenzucht und Zwolle seine zahlreichen Industrieprodukte.



Die alte Wage in Deventer.



Rinderherde in Friesland.



Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

23. Fortsetzung.

Das böse Gewissen kam über Achim von Bornim ... Er rang damit ... Fort damit ... Er zog Ilse zu sich empor. Sie ließ es willenlos geschehen. Stumm, mit geschlossenen Augen, stand sie da. Und wieder die halb-erloschene Stimme ihres Vaters am Boden.

„Ilse ... du hast mein Blut ... werd nicht wie ich ... Hier siehst du das Ende ... Du warst immer so stolz in all deinem Leichtsinn ... Du hast so tapfer gekämpft dein Leben lang gegen dich und dein Blut ... Keiner hat sich um dich gekümmert ... ich auch nicht ... Keiner hat dir geholfen ... der da am wenigsten ... Aus eigener Kraft hast du dich oben gehalten ... Warum willst du jetzt noch unterliegen? ... Denk nicht an ihn! Denk an dich! ..."

„Ilse ... komm ... um Gottes willen!"

„Ilse! ... Er hätte dich zur Frau haben können und hat dich verstoßen! ... Stoße du ihn jetzt zurück! ... Lasse dich nicht von ihm wegschleppen! Du hast's nicht nötig! Du bist besser als er! Du bist immer besser als er gewesen ..."

Ilse Lauckardt stand schweigend und bleich.

„Ilse ... du bist immer den rechten Weg gegangen. Du warst stärker als wir alle! ... Du trugst den Kopf hoch. Du bist durch alle Not gegangen, und nichts hat dich berührt. Kein Spritzerchen ist da auf deinem weißen Kleid. Du bist rein geblieben ... Wenn ein Mensch auf Erden stolz sein kann, dann bist du's! ... Du weißt nicht, wie stolz du immer warst vor dir ... Und nun kommt er ... Er will dir zureden ... aber er kann's nicht mehr ... Er weiß nicht, was er dir sagen soll ..."

„Ilse ... komm ..."

„Die ganze Nacht bin ich gelaufen, wie ich's vom Lüdecke gehört hab ... Ilse ... zu dir ... um dich zu retten ... Gebetet hab ich unterwegs ... für dich ... Ilse ... Ilse ... ich bin schon halb tot ... hör auf mich ..."

„Da kommen schon Leute von oben! Ilse ... jetzt ist der letzte Augenblick!"

Sie warf sich wieder neben dem Wendisch-Wieschker in das Gras, der so geisterbleich aussah, als wollte er im nächsten Augenblick verscheiden.

„Ich kann doch meinen Vater nicht so verlassen!"

„Sie werden ihn ja gleich finden ... hinaufbringen ... pflegen ... auch ohne dich! ... Steh auf! ... Steh auf!"

„Kümmere dich nicht um mich, Ilse! ... Ich bin nur noch 'ne Vogelscheuche ... reif für den Mist ... Denk nur an dich! An dich, mein Kind!"

„Ilse ... Ilse ..."

„Ilse ... bleib!"

„Wir sind verloren, Ilse, wenn du nicht auf der Stelle gehst!"

„Ilse!"

„Nein. Ich kann nicht."

„Ilse ... sei tapfer! ..."

„Das bin ich. Ich kann nicht fort!"

Er faßte ihre Hand, um sie wegzuziehen. Der schattenhafte Mann da unten versuchte, sich zu erheben, ihr zu Hilfe zu kommen. Aber die Kräfte verließen ihn. Er stürzte rücklings nieder, lag schwer röchelnd da, mit geschlossenen Augen. Ilse hatte sich losgerissen. Neben ihn hingekauert. Sie bettete das graue Haupt auf den Knien. Schritte kamen fern durch den Wald. Dürre Äste krachten ...

„Ilse ..."

„Ich kann nicht! ... Ich kann nicht!"

„Ilse ... wenn ich allein von hier weg muß ... so wie bisher lebe ich dann nicht weiter ... dann mache ich ein Ende mit allem um mich her! ..."

„Tu, was du mußt!"

Näher die Tritte ... die Stimme ... Noch zehn Sekunden, so wurde man gesehen. Achim von Bornim wandte sich um, sprang über die Lichtung, durch das Gehölz, zum Wagen, in den hinein ... „Los, Josef! Nicht die Chaussee! ... Den Weg links, wo uns die Bäume decken! ... Wohin? ... Nach Hause! ... Nur fort! ... Fort!" ... So! ... Nur fort mit aller Schuld und aller Lüge ...

* * *

Der Wagen hielt vor dem Herrenhaus von Sommerwerk. Achim von Bornim stieg aus, ging die Eingangstufen empor. Der Inspektor trat ihm mit abgezogener Mütze in den Weg und hatte ihm etwas zu melden — Rotlauf bei den Schweinen ... Ärger mit dem Kuhfütterer ... Der Förster kam auch dazu ... Die Nonne zeigte sich in einem Revier ... Eine geistesabwesende, abwehrende Bewegung mit der Hand. Der Gutsherr ließ die beiden stehen, schritt durch die Halle, öffnete gewohnheitgemäß die Tür zu seinem Arbeitzimmer. Auf dem Schreibtisch lag die Frühpost, die mit dem Milchwagen von der Station gekommen war: Briefe über Briefe, Zeitungen, Drucksachen ... Seine Augen ruhten leer auf den Aufschriften: An den Reichstagsabgeordneten Herrn von Bornim — an den Königlichen Premierleutnant der Reserve Herrn von Bornim — Herrn Rittergutsbesitzer von Bornim — An den Kreisdeputierten Herrn von Bornim — An den Kirchenpatron von Sommerwerk, Herrn von Bornim — An den Königlichen Amtsvorsteher Herrn von Bornim — An den Brennereibesitzer Herrn von Bornim — An den Königlichen Kammerjunker Herrn von Bornim — immer wieder Herr von Bornim, immer wieder er, in hundert Verkleidungen, beladen mit Ehren und Lasten, und doch nur ein armer, sündiger Mensch. Und das da vor einem nur noch welkes Laub und leere Spreu ...

Die Tür hinter ihm war leise aufgegangen. Seine Frau stand im Zimmer.

Magdalene von Bornim glich heute mit ihrem schlicht gescheitelten schwarzen Haar, den dunklen, in sich versunkenen Schwärmeraugen in dem bleichen, feinen Gesicht, der zarten, dürftigen Gestalt im grauen Kleid mehr denn je einer Nonne. Sie trat auf ihn zu. Er sah sie schweigend an.

„Ich muß mit dir reden, Achim!"

Er nickte.

„Hast du Zeit für mich?"

„Wenn du nicht gekommen wärst, wäre ich zu dir . . ."

Die stille, kleine Frau holte schwer Atem. Ihre Stimme war sanft und tief.

„Mein Vater war gestern mittag in Wendisch-Wiesche . . ."

„Ich weiß."

„Er hat mit jener Frau dort gesprochen . . ."

„Ja."

„Und sie hat ihm Dinge gesagt . . . über mich und unsere Ehe . . . sie hat ihm Vorwürfe ins Gesicht geschleudert . . . über mich . . . mich angeklagt . . . sie hat alle Scheu fallen lassen . . . sich offen zu dir bekannt . . ."

„So? Hat sie das gestern getan?" sagte Achim von Bornim mit einem seltsamen schmerzlichen Lächeln.

„Wie blind und von Sinnen hat sie sich zwischen dich und mich gestellt . . . dich für sich in Anspruch genommen . . . Und schien noch stolz darauf . . . Mein Vater war entsetzt. Er hat sich geeilt und dies Haus der bösen Geister verlassen. Er hat es mir erzählt. Er hat gestern stundenlang mit mir gebetet. Er wollte zu dir. Aber du hast ja nicht gewagt, ihm Rede und Antwort zu stehen."

„Ich hab ihm nachher viel zu sagen, Magdalene!"

„Vor allem mir! . . . Ich war geduldig in Trübsal. Ich hielt fest am Gebet. Aber was gestern geschehen ist . . ."

„Gestern ist nicht heute, Magdalene! . . . Zwischen gestern und heute liegt ein Leben. Es ist aus. Alles aus."

„Was heißt das?"

„Ich werde Wendisch-Wiesche nie mehr betreten. Ich werde jene Frau nie wiedersehen. Sie ist tot für mich und ich für sie."

Ein schwacher Sonnenschein huschte über das verhärmte, fromme Kindergesicht vor ihm, gab ihm einen eigenen zarten und gläubigen Reiz. Hoffnungschimmer leuchtete durch das Dunkel ihrer Augen wie das Tageslicht in das Dämmern einer Kirche.

„Du bist umgedreht auf deinem Weg, Achim?"

„Ich war heute früh in Wendisch-Wiesche. Und wie ich dort war, habe ich die Pferde gewendet und bin hierher zurück."

Die kleine Frau sah zum Himmel auf, ließ das Haupt wieder sinken und faltete die Hände.

„Nun kommst du auch noch zu uns!" sprach sie innig. Er schüttelte den Kopf.

„Es ist heute früh etwas zerrissen, was mein ganzes Dasein und unsere Ehe und dies Haus umsponnen hielt. Nenne es die Lüge . . . oder nenne es, wie du willst . . . Es muß jetzt fort aus meinem Leben . . . bis auf den letzten Rest . . . ich muß Abrechnung halten!"

„Mit wem?"

„Mit mir selbst!"

Er stand vor ihr, ganz ruhig, die Hände halb in den Rocktaschen, und sagte: „Ich hab zu viel gefehlt! . . . Seit Jahr und Tag."

„Achim . . . wir sind allzumal Sünder" . . .

„Aber ich mehr als andere!"

„Wer bereut, dem wird vergeben. . . . Wenn du dir an die Brust schlägst und bereust, was in Wendisch-Wiesche" . . .

„Dort gibt es nichts mehr zu bereuen und zu beklagen. Dort ist's vorbei. Nein. Ich habe eine andere Sünde auf dem Gewissen. An dir!"

Ihre Augen waren voll ungläubigen Schreckens. Er sagte halblaut: „Die Ehe ist die Liebe! Ich habe dich ohne Liebe geheiratet, Magdalene."

Sie schwieg.

„Ich war mit meinen Mitteln hier zu Ende. Ich konnte mich nicht mehr halten. Ich brauchte Geld" . . .

Magdalene von Bornim raffte sich jetzt auf, zu sprechen.

„So weltfremd sind wir auch nicht, Achim . . . die Eltern und ich . . . das wußten wir . . . aber ein bißchen hast du mich doch auch liebgehabt? . . . nur ein bißchen? Sonst hättest du nicht gerade mich genommen! . . . Nicht wahr, Achim?"

Ein Kopfschütteln drüben. Immer weiter diese in ihrer Leidenschaftslosigkeit feierliche Beichte.

„Daß ich ohne Liebe eine Frau nahm — ohne die Frau dort drüben in Wendisch-Wiesche hätt ich's vielleicht nicht getan. . . . Ich hatte sie einst von mir gestoßen. . . . Ich wollte ihr nicht den Triumph gönnen, vor ihren Augen hier zugrunde zu gehen . . . ich wollte auch siegen und oben bleiben, so gut wie sie" . . .

„Achim — glaubst du an Gott?"

„Heute . . . ja!"

„Nun sieh: Vielleicht hat er mich dir doch gerade in den Weg geführt, damit du durch uns den Weg zu ihm zurückfindest. Es gibt doch keinen Zufall. Es war doch eine höhere Fügung, daß wir uns damals gerade auf dem Basar getroffen haben, wo du sonst nie zu frommen Veranstaltungen gingst" . . .

Die Züge des Mannes vor ihr waren hart, unerschütterlich in ihrem Ernst.

„Nun höre mich. Hier stehe ich und klage mich an. Mit den nächsten Worten zerstöre ich mein Leben: Es war nicht der liebe Gott, sondern die Heiratsvermittlerin Freifrau von Aich auf Gumpenried, die uns zusammengeführt hat. An sie hatte ich mich gewandt gehabt. Sie hat mir deine Adresse gegeben. Sie hat mich auf den Basar geschickt" . . .

„Achim" . . .

„Ich hab ihr zehntausend Mark dafür gezahlt. Ich habe dich betrogen — denn hättest du das gewußt, hättest du mich nie genommen — ich habe vor dem Altar ein falsches Ja geschworen — denn ich hatte eine andere Frau im Herzen — die dort drüben — nicht dich, meine Braut — ich habe gelogen bis zu dieser Stunde . . . zu Gott und der Welt . . . zu Weib und Kind . . . zu mir selbst am meisten, aus Feigheit des Gewissens. Nun kann ich nicht mehr" . . .

„Achim . . . um Gottes willen" . . .

„Und selbst wenn du es fertigbrächtest und mir das alles verzeihen wolltest — es wäre umsonst. Es ist nur eine Frau in meinem Leben. Die dort drüben, auch wenn sie mir jetzt für immer verloren ist. Darum belüge ich jede andere Frau mit jedem Wort, mit jedem Atemzug. Auch meine eigene Frau. Das will ich nicht mehr. Es erdrückt mich. Geh von mir, Magdalene! Verlasse mich! Ich hab's verdient."

Magdalene von Bornim faßte sich mit den Händen an die Schläfen. Ihr Gesicht war ein einziges blasses Entsetzen. Sie brachte kein Wort mehr hervor. Sie konnte es noch nicht fassen. Nun sprach er wieder: „Mein Vater hat einmal gesagt: In jedes Leben tritt einmal die Schuld. Wie wir uns mit ihr abfinden, das ist der Sinn unseres Seins. Ich weiß nicht, ob ich so viel schlechter bin als andere Leute. Ich glaube es nicht. Höchstens um so viel schlechter, als ich stärker bin. Und so viel Stärke hab ich jetzt wenigstens, um meine Schuld zu gestehen!"

Und noch einmal hob er an.



„Nein. Auch das Letzte muß ich beichten. Auch die Kraft, das alles endlich auszusprechen und ein Ende zu machen, kommt auch nicht von mir. Auch die hab ich von der Frau da drüben. Von unserer letzten Begegnung heute früh. Alles kommt nur durch sie. Gutes und Böses. Anfang und Ende.... Jetzt kennst du mich, wie ich bin, oder wenigstens, wie ich bisher war. Verzeih mir, wenn du kannst, und tu, was du tun mußt!" ...

Schweigen im Zimmer. Vor ihm eine Abkehr auf den stillen Zügen, in der Haltung der kindlich zarten Gestalt. Eine Wendung nach der Tür. Die schloß sich. Ein verzweifeltes Aufschluchzen draußen. Rasch flüchtende Schritte. Er war allein.

Er stand am Fenster und schaute hinunter in den Hof. Dort ging das Gutsleben seinen Gang. Verworrene Geräusche tönten herauf. Kriegerischer Hahnenschrei auf dem Mist, dumpf brüllendes Wehklagen einer Kuh nach dem verkauften Kalb, das eintönige Rattern der Häckselmaschine, das verliebte Vorsichhinpfeifen eines Knechtes. Schwerfällig schütterte und rollte ein hochgetürmter Heuwagen herein. Der alte Doppelpony zottete unverdrossen und bedächtig im Rundlauf um das Göpelwerk, das das Grundwasser in die Kuhtränken pumpte. Sonderbar fern, wie im Traum, drang das alles an Auge und Ohr. ... So ... nun war es geschehen.... Keine Befreiung.... Eine Notwendigkeit hatte sich erfüllt.... Es hätte längst geschehen müssen.... Es war nie zu spät. Allein ...

Draußen klapperten Hufe. Josef, der Kutscher, führte Gäule heraus, spannte sie vor den Wagen. Doch nicht die Braunen? Denen lag doch die heutige Nachtfahrt zu sehr in den Knochen. Aber alle anderen Pferde waren ja im Heu ... lächerlich, an derlei zu denken ... das Hirn arbeitete mechanisch auf die Eindrücke der Außenwelt ... Es waren doch die Braunen! ... der Josef mochte es verantworten.... Da wurden Handtaschen getragen, Decken.... Er schloß die Augen. Auf einmal wußte er: Jetzt verläßt mich meine Frau. Sie nimmt meine Kinder mit. Mein Haus wird leer. Für immer.

Allein.... In einer Stunde habe ich beide verloren, meine Frau und die Frau dort drüben. Alles habe ich geopfert und habe dafür nichts. Und mußte es doch tun und täte es gleich wieder....

Er machte eine Bewegung, in den Hof hinauszutreten, sich vor den Wagen zu stellen, in den man seine beiden Töchterchen aus dem Vaterhaus trug. Aber es blieb bei ein paar Schritten bis in die Mitte des Zimmers. Da stand er still und sagte sich: Ich darf nicht. Ich habe kein Recht mehr. Ich habe mein Schicksal in andere Hände gelegt.

Es klopfte kurz, hart. Sein Schwiegervater trat ein. Der verknöcherte Graukopf mit den Brillengläsern vor dem nüchternen Bureaukratengesicht war starr.

„Ich habe Ihnen den Entschluß meiner Tochter mitzuteilen, Herr von Bornim, sofort mit den Kindern von hier wegzugehen. Sie begibt sich zunächst nach Berlin in mein Haus. Von dort wird das Weitere erfolgen. Sie drückt die Hoffnung aus, daß Sie nach dem, was Sie selbst ihr gesagt haben, keine Schwierigkeit machen werden, in eine Scheidung...."

„Ich habe kein Recht, meine Frau zu verstoßen!" sagte Achim von Bornim. „Ich habe ihr nur die Wahrheit gebeichtet. Wie sie die tragen will, steht bei ihr. Will sie, der Kinder wegen, der Welt wegen, trotzdem bei mir bleiben, so ist es ihr Recht. Ich füge mich."

„Sie wird gehen, Herr von Bornim. Mit den Kindern. Es kann keine Gemeinsamkeit mehr zwischen Ihnen und ihr geben. Eins nur könnte eine Verzeihung rechtfertigen: die Hoffnung, daß doch noch einmal die Liebe eine Brücke zwischen Gerechten und Ungerechten schlägt. Aber auch diese Hoffnung haben Sie vorhin durch Ihre eigenen Worte zerstört."

„Ich kann nicht mehr lügen!" sagte Achim von Bornim. „Ich hab es zu lange getan! Bestimmen Sie nur! Sie werden bei mir keinen Widerstand finden."

„Gut."

Der Regierungsrat a. D. von Nippold trat zur Tür und wandte sich an der Schwelle noch einmal um.

„Ich möchte Sie auf eins aufmerksam machen, Herr von Bornim: Ich habe mit großer Anspannung meiner finanziellen Kräfte die auf Ihrem Gut ruhende Schuldenmasse bisher getragen. Meine Frau und ich haben uns in den Jahren direkt einschränken müssen, da ich auf eine Zinszahlung Ihrerseits verzichtete."

„Ich habe mich nie um Sommerwerk bekümmert, wie es meine Pflicht gewesen wäre", sagte Achim von Bornim mit der gleichen sonderbaren Ruhe. „Ich war kein treuer Erbe. Ich habe diesen Boden mißachtet. Ich war in Berlin und hatte meinen blinden Ehrgeiz im Sinn und weiter nichts."

„Es wurden mir oft — erst gestern — die günstigsten Bedingungen für die Abtretung dieser Hypothekenlast von Berliner Bankkreisen geboten, die hier durch uns Land an dem neuen Kanal erwerben wollen. Ich wäre darauf selbstverständlich nie eingegangen und hätte das auch Ihren Nachbarn, Herrn Fahrenholtz, bei dem für heute hier angemeldeten Besuch seines Vertreters wissen lassen. Aber unter den jetzigen Umständen ist es meine Pflicht, vor allem an die Meinen zu denken. Meine Frau und ich sind alte Leute und wollen nicht darben. Ich muß für die Zukunft meiner Tochter und meiner Enkelkinder sorgen.... Ich weiß nicht, Herr von Bornim, Sie machen den Eindruck, als ob Sie meinen Auseinandersetzungen gar nicht folgten."

„Doch. Doch. Ich höre alles."

„Ich bitte Sie also, es nicht als einen Akt kleinlicher Rache, sondern als ein Gebot der Selbsterhaltung zu betrachten, daß ich meine Hand auch in dieser Hinsicht von hier zurückziehe. Sie standen vor dem Zusammenbruch, als Sie meine Tochter kennen lernten. Wenn Sie jetzt ganz zusammenbrechen, kann ich es nicht hindern. Haben Sie noch etwas zu sagen, Herr von Bornim?"

„Ja! Sagen Sie meiner Frau, sie möchte noch einmal mit den Kindern zu mir kommen. Es ist ja wieder eine Schwäche.... Aber, Herrgott, ja ... wir sind doch alles Menschen! Ich möchte es so gern" ...

„Sie steigt eben schon mit ihnen in den Wagen!" sagte Herr von Nippold mit einem Blick in den Hof. Dann, nach kurzem Besinnen: „Gut. Ich werde es ihr bestellen. Warten Sie hier!"

Achim von Bornim setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hände. Er rührte sich nicht. Die Zeit verstrich. Was machten sie nur da unten? Am Fenster summte und brummte eine dicke schwarze Fliege. Er sah mechanisch den tanzenden Punkt vor dem hellen Tageslicht der Scheibe. Sonne. Stille. Er harrte immer noch. Er fragte sich: Was tue ich, wenn sie vor mir steht? Um Verzeihung muß ich sie noch einmal bitten ... ja ... das muß ich.... Und meine Kinder küssen ...

Wo sie nur blieb? Nun wurde die Zeit ihm unheim-

lich lang. Es schien ihm eine Ewigkeit, seit der Regierungsrat das Zimmer verlassen. Er erhob sich und trat zum Fenster. Der Hof war leer. Der Wagen fort. Ganz in der Ferne, auf der Landstraße, sahen seine scharfen Augen ein davonrollendes Gefährt. Eine weiße Staubfahne hinterher. Das war sie. Ohne Abschied. Ohne Verzeihung. Eng im eigensinnigen Gemüt. Hart in der Selbstgerechtigkeit ihres Herzens. Fort. Vorbei. Das war gewesen. Nun fiel das nächste. Stück um Stück.

Drei Herren, ein paar Stunden später. Sie kamen aus Berlin. Wollten ihn durchaus sprechen. Waren Parteigenossen. Er schaute sie gleichgültig an, als sie eintraten: der blondbärtige, hochgewachsene Fürst von Elch-Altelch, der kleine, schlaue, dicke Leggien auf Bernöwel, Herr von Machwitz-Rosenrade. Er drückte den drei Vertrauensmännern der Partei die Hand. Die Herren setzten sich. Sie hatten etwas Feierliches. Beklommenes. Man merkte jedem einzelnen an, wie unangenehm ihm der Gang war.

„Wir haben Sie leider gestern nachmittag umsonst in Berlin erwartet!“ sagte der Fürst zu Elch, das allgemeine Schweigen brechend.

„Ich war leider im letzten Augenblick verhindert.“

„Ja, das merkten wir. Darum sind wir lieber heute gleich zu Ihnen hinaus, statt noch einmal unsere Zeit zu verlieren. Es darf keine Zeit mehr verloren werden, Herr von Bornim. Das Vertuschen hilft nichts mehr. Wir haben wahrhaftig die Augen zugemacht, solange wir konnten. Aber nachdem gestern der Artikel in diesem Stänkerblatt erschienen ist . . . über Ihre Beziehungen . . . Es ist ja im höchsten Maß peinlich, an solche Sachen auch nur zu tippen, wo eine Dame im Spiel ist. Aber wir stehen nun einmal alle in der Oeffentlichkeit.“

„Wir können Sie nicht länger gegen das Gerede decken!“ ergänzte Achims alter Widersacher, der Kammerherr von Machwitz, in seiner leisen, zögernden Art. „Es bleibt schließlich an der Partei haften.“

Und der rundliche Bernöweler schloß mit seiner heiseren Junkerstimme und ausnahmsweise voll Ernst in den wässerig-blauen Fuchsäuglein: „Alles, nur kein Dreck am Stecken, bester Bornim! Gleich haut alles in die Kerbe! . . . Ich hab Sie gestern noch verteidigt . . . hab zu den entrüsteten Biedergreisen gesagt: Immer sachte mit die jungen Pferde. . . . Er ist doch nun mal erst Anfang Dreißig. Aber es jeht nich, Kind Gottes . . . . es jeht nich. . . . . Wir kriegen den tollsten Skandal . . . haben ihn eigentlich schon. Sie dürfen uns nicht so in Ungelegenheiten bringen. . . . Es darf so nicht weitergehen.“

„Es wird auch nicht!“ sagte Achim von Bornim. „Denn ich werde ohnedies in nächster Zeit mein Reichstagsmandat niederlegen müssen.“

„Nanu?“

„Meine Frau läßt sich von mir scheiden. Sie hat bereits mein Haus verlassen. Dadurch breche ich auch finanziell zusammen. Ich kann Sommerwerk nicht mehr halten.“

„Um Gottes willen . . . Bornim!“

„Es wird über kurz oder lang zur Zwangsversteigerung kommen. Ich behalte keinen Groschen. Damit bin ich auch politisch unmöglich. Eins erledigt sich von selbst aus dem andern.“

Die Herren schauten sich betroffen an. Eine kurze Weile war ein tiefes Schweigen. Dann fühlten sie alle zugleich, daß hier nicht Zeit und Ort für weitere Worte waren, und erhoben sich. Achim von Bornim mit ihnen. Er sagte ruhig: „Im übrigen: Ich war gestern zum letztenmal in Wendisch-Wiesche. Ich betrete es nicht mehr und sehe niemand wieder, der dort wohnt. Auch dies Ärgernis ist zu Ende!“

„Das wollten wir ja bloß hören!“ murmelte Herr von Machwitz. „Aber, was Sie uns sonst gesagt haben . . . verzeihen Sie uns, daß wir Sie in dieser Stimmung störten. Wir ahnten ja nicht“ . . .

Der Fürst von Elch blieb erschüttert an der Tür stehen: „Ich kann es noch gar nicht glauben, was Sie uns da . . . mußte es denn so weit kommen?“

„Ob es sein mußte, weiß ich nicht. Kein Mensch sieht sein Leben vorher. Jedenfalls ist's zu spät“ . . .

Die beiden, der Grande und der Kammerherr, waren mit einem schweigenden Händedruck auf den Flur hinausgetreten. Nur der von Leggien auf Bernöwel stand noch auf der Schwelle und hielt die Rechte des Hausherrn in der seinen: „Wissen Sie, Bornim: Von mir sagen Sie immer, ich betrüge meinen eigenen Vater beim Pferdehandel. Na ja — wenn's den Leuten gut geht, warum sollen sie dann nicht bluten? Aber wenn es ihnen schlecht geht . . . Bornim . . . in das da, in Ihrem Haus, da darf Ihnen natürlich keine Menschenseele hineinreden . . . hingegen . . . was Ihre äußeren Umstände betrifft . . . Ar und Halm . . . das Mandat . . . da wollen wir doch sehen. . . . Es geht ja nicht von heute auf morgen. . . . Verlieren Sie vor allem den Kopf nicht . . . tun Sie sich kein Leid an.“

„Ich kann mir gar nicht mehr antun, als schon geschehen ist.“

„Also wir sprechen uns später! . . . Jetzt müssen Sie mit sich und Ihrem Herrgott allein sein. . . . Auf Wiedersehen!“

„Adieu, Leggien!“

Der kleine dicke Junker lief den anderen nach, die schon in das Freie getreten waren. Wagenräder rollten. Wieder Stille. Stumme, strömende Stunden. Dann, des Nachmittags, ein Wortwechsel vor dem Hause. Eine Gestalt im Gespräch mit dem Diener, bei deren Anblick man unwillkürlich in der Erinnerung zusammenzuckte. Die Aaskrähen von einst, vor der Rettung durch die Heirat. Die Berliner Schieber. Die Halsabschneider. . . .

„Wat? . . . Herr von Nippold wäre nach Berlin gefahren? . . . Glaub ich nicht! . . . Melden Sie mich nur dreist! Mein Name ist Rehfisch!“

Dann die Stimme des Dieners: „Ich sage Ihnen doch: Der Herr Regierungsrat ist nicht mehr hier!“

„Wirklich nicht? . . . Aber Herr Fahrenholtz hat doch geschrieben. Ich komme doch im Auftrag des Herrn Fahrenholtz auf Görtzke. Ich werde doch hier erwartet.“

„Nun regen Sie sich nicht weiter auf! Es nutzt nischt. Wie? . . . Nein. Der Herr Regierungsrat hat auch nichts für Sie hinterlassen!“

„Schön! . . . Geh ich eben wieder nach Berlin!“

Herr Rehfisch putzte mit dem schmutzigen Sacktuch seine Brille und klemmte sie fest vor das Raubtiergesicht. Dann schwang er sich auf sein Zweirad, wie man deren schon viele in der Umgebung der Reichshauptstadt sah, und fuhr davon. Seine langen Rockschöße flatterten im Wind. Fort. Aber er kam wieder. Er und die Przynow, die Libochowitz . . . die alten Namen. Die alte Not. Und diesmal kein letzter Anker mehr. Das Schiff sank im Sturm.

. . . „Das ist der Bornim adelig Haus“ . . . Draußen



über dem Eingangstor stand in Stein gemeißelt der Spruch. Und wie er sich umwandte und ziellos durch die Räume seines Hauses schritt, blickten die Ahnen auf ihn hernieder: ehrbare Krautjunker, strenge Generäle Friedrichs des Großen, ernste Staatsdiener bis zum letzten, noch ganz frischen Bild, dem des Vaters. Sie alle hatten erhalten, was sie ererbt. . . . der Schwächste hatte seine Pflicht getan. . . . Er allein, Achim von Bornim — versagte als der erste in siebenhundert Jahren.

Frau und Kind. In ewigem Kommen und Gehen hatten sich die Geschlechter hier erneut. Ihm allein waren Frau und Kind aus dem Haus gegangen. Er hatte sie nicht halten können, so wenig wie dies Dach über seinem Haupt, wie draußen Luch und Bruch und See und Föhren.

Und hinter dieser dunklen Föhrenwand in der Ferne stand ein Haus. Ein weißes Haus auf hohem Hügel. Und auch was dort war, die Frau, die sein Leben war, war fort aus seinem Leben. Fort für immer.

Die Dämmerung kam. Aus ihr stiegen die Schatten, standen um ihn, wehten die ewigen Rätsel. . . . Ihr führt ins Leben ihn hinein. . . . Ihr laßt den Armen schuldig werden. . . . Er setzte sich an den Tisch. Er barg sein Antlitz in den Händen und weinte zum erstenmal in seinem Leben. (Fortsetzung folgt.)

Im Eichenschälwald.

Von Johannes Döhle. — Hierzu 6 Aufnahmen von Hofphot. Oskar Tellgmann.

Wenn im Monat Mai durch die warmen Sonnenstrahlen der Saft in den Bäumen steigt und unsere Obstbäume Knospen und Blüten treiben, dann beginnt in den Gegenden, in denen noch Eichenschälwald besteht, das Einernten der Rinde, die in Gerbereien und Lederfabriken Verwendung findet.

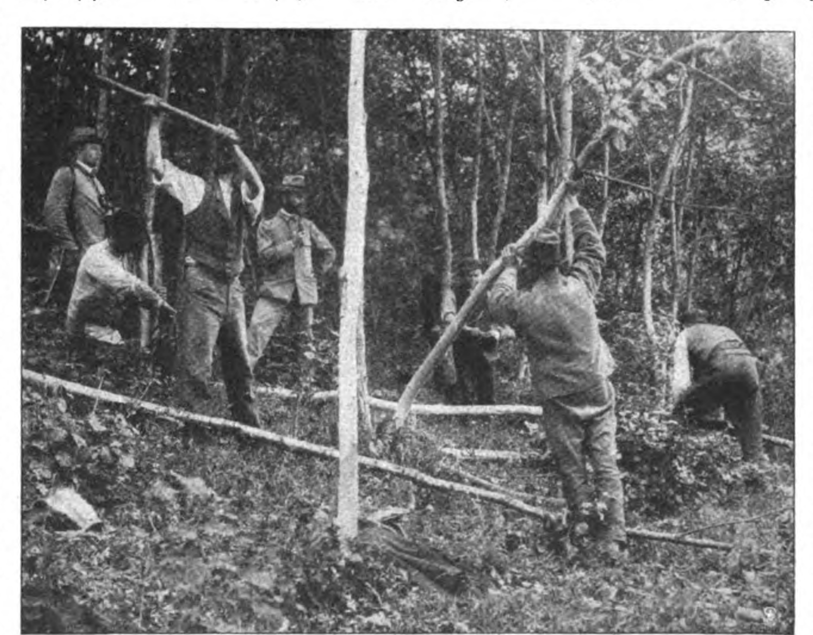
Wohl manchem Reisenden, der in dieser Zeit das schöne Neckar- oder Moseltal, das Siegerland oder auch das Werratal, sei es mit der Bahn, sei es zu Fuß, durchquert hat, mögen zwischen den Buschwaldungen kahl gehauene Stellen aufgefallen sein, die wirr durcheinander mit weithin sichtbaren gelblich weißen Stangen und Aesten bedeckt waren. Viele von diesen Reisenden mögen vergeblich nach einer Aufklärung für das sich ihnen bietende Bild gesucht haben, und diesen sei hiermit gesagt, daß es nichts anderes als ein Eichenschälwaldbetrieb gewesen ist, den sie da gesehen haben.

Die nachfolgenden Aufnahmen, die in einer der herrlichsten Gegenden des Werratals zwischen Eschwege und Wanfried gemacht sind, sollen nun den Leser in das Innerste eines Eichenschälwaldbetriebes führen und ihm zeigen, in welcher Weise die Rinde in dieser Gegend gewonnen und wie sie bearbeitet wird.

Das erste Bild bringt dem Leser eine Rotte Waldarbeiter, die unter Aufsicht eines Försters damit beschäftigt sind, die Rinde von den Bäumen zu schälen und die Bäume zu fällen. Die Rinde wird, um sie vom Stamm loszulösen, von unten nach oben mit einem Beil aufgeschlitzt und dann mit einem zirka 25 Zentimeter langen, runden, nach vorn keilförmig auslaufenden löffelartigen Instrument abgeschält und in meterlange Schalen getrennt. Soweit der Waldarbeiter mit dem Arm reicht, schält er die Rinde am gewachsenen Stamm, alsdann wird der Stamm gefällt und die Rinde, die vorher nicht zu erreichen war, entfernt. Das Schälen dauert so lange, wie der Saft im Stamm des Baumes bleibt, geht er in die Blätter über, dann ist auch das Schälen vorbei. Im allgemeinen ist, wenn die Witterungsverhältnisse günstig sind, die Ernte gegen Mitte oder Ende Juni beendet.

Ist die Rinde vom Stamm losgelöst, dann werden die röhrenförmigen Schalen gesammelt und zum Trocknen an Gerüsten aufgestellt. Hierbei ist besonders darauf zu achten, daß die Rinde möglichst gegen Feuchtigkeit von oben und unten geschützt wird, denn sie löst den Gerbstoff und macht die Rinde minderwertig. Es werden deshalb, um das Anziehen der Feuchtigkeit des Erdbodens zu verhindern, auf beiden Seiten des Gerüstes Aeste und Zweige gelegt und hier die Rinde daraufgestellt. Gegen Regen sind in sehr vielen Schlägen geeignete Decktücher angeschafft, und die einzelnen Gerüste werden bei anhaltendem schlechtem Wetter damit eingedeckt.

Sobald die Rinde an den eben erwähnten Ständen so weit durch Sonne und Luft getrocknet ist, daß sie sich brechen läßt, beginnt das Bündeln und Wiegen (Abb. 3 und 6). Zu ersterem Zweck wird aus Eichenknüppeln eine Art Sägebock hergestellt. Auf diesen Bock wird, wie das Bild zeigt, die Rinde gelegt, mit einer Kette fest an-



1. Waldarbeiter beim Fällen der Bäume und Schälen der Rinde.



2. Vor der Abfahrt.

gezogen und nach einem an der Kette befindlichen Maß einen Meter im Umfang mit Bindfaden gebündelt. Hierauf wird die Rinde, die sämtlich in einen Meter langen und einen Meter dicken Bündeln liegt, abgewogen. Aus drei Stangen wird eine

3. Das Wiegen der Rinde.

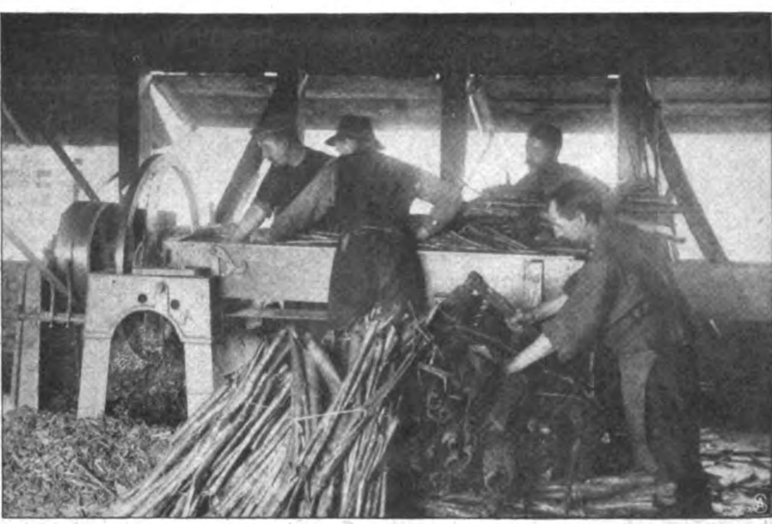
4. Einpacken der Felle mit Lohe.

Art Dreifuß hergestellt und an diesem die Schnell- oder Balkenwage befestigt. Von dem ganzen Quantum werden an verschiedenen Stellen kleine Quantitäten von etwa fünf Bündeln gewogen, das Durchschnittsgewicht festgestellt und danach das Quantum berechnet.

Für den Waldarbeiter ist die Arbeit an der Rinde nunmehr beendet. Die übriggebliebenen Schälstangen werden, je nachdem sie für gewerbliche Zwecke Verwendung finden, im Wald noch sortiert und an Ort und Stelle verkauft. **Abb. 2 und 5 zeigen, wie die**

Rinde aus dem Wald unter oft recht schwierigen Verhältnissen transportiert und in den Gerbereibetrieben auf Maschinen, ähnlich den in der Landwirtschaft gebrauchten Futterschneidemaschinen, zerkleinert wird. In diesem zerkleinerten Zustand kommt die Rinde in die Lohmühle, wo sie zu einem wolligen, faserigen Produkt vermahlen wird. Nunmehr ist die Rinde gebrauchsfertig und findet in der Lederfabrikation zur Herstellung von Leder aller Art die verschiedenste Verwendung, auf die einzugehen hier zu weit führen würde.

Zum Schluß möchte ich noch einiges Allgemeines über den Schälwaldbetrieb, wie er in der hiesigen Gegend betrieben wird, sagen. Man unterscheidet zwei Arten: den Radikalabtrieb und den Umtrieb. In ersterem Fall wird an ein und derselben Stelle alle zwanzig Jahre, in letzterem alle zehn Jahre Rinde geschält. Es ist dies folgendermaßen zu verstehen. Die geschälten Bäume werden dicht über der Erde gefällt und schlagen in kurzer Zeit wieder aus. Von diesen Ausschlägen werden die schwachen und nicht vielversprechenden Triebe abgehauen, und die übrigbleibenden entwickeln sich so, daß sie in zwanzig Jahren wieder geschält werden können. Bei dem Umtrieb sind in ein und demselben Wald zehn- und zwanzigjährige Stämme. Sind nun heute die zwanzigjährigen Stämme geschält, so sind in zehn Jahren die jetzt zehnjährigen Stämme ebensoweit usw. In diesem Fall werden also alle zehn Jahre die gleichen Schläge, nicht aber die gleichen Bäume geschält.



5. Die Schneidemaschine.



6. Die Rinde wird gebündelt.

Durch die Konkurrenz, die die Eichenrinde durch den Import ausländischer, hochprozentiger Gerbstoffe erhalten hat, sind die Schälwaldbetriebe nur noch wenig rentabel und gehen bei uns von Jahr zu Jahr zurück. Selbst die seit einer Reihe von Jahren eingeführten Gerbstoffzölle werden dies kaum verhindern können.

Ein Räuber vom Flußgrund.

Von Paul Plüschke. — Hierzu 5 Originalaufnahmen des Verfassers.

Der Flußbarsch ist ein rauhschuppiger Gesell aus der Familie der Stachelflosser. Sein kurzer, gedrungener Körper trägt ein metallschimmerndes, stahlgrünes oder messinggelbes Schuppenkleid. Von andern Fischen seiner Sippe unterscheidet er sich durch helle, ringförmige Querbinden, die ihm den Namen „Ringelbarsch" eingetragen haben.

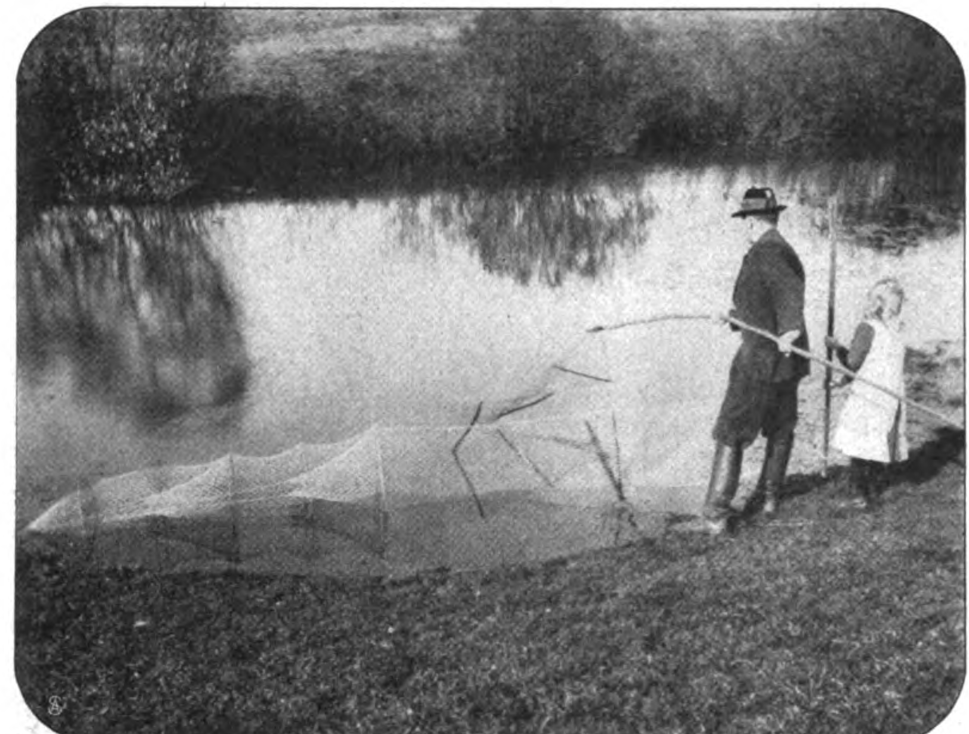
Sein Leben und Treiben auf dem Flußgrund ähnelt dem der reisigen Raubritter des Mittelalters. Wie sie trägt er ein mattschimmerndes Panzerkleid. Seine stachlichte Rückenflosse gleicht spitzen Schwertern. Selbst sein Erbfeind, der Hecht, greift ihn nur in Zeiten der Not an, wenn der hereinbrechende Winter die Kleinfische zur schlammigen Tiefe ziehen läßt. Er fürchtet, sich an den nadelscharfen Spitzen zu verwunden. Der angedeutete Vergleich läßt sich noch weiter ausspinnen. Auch der Flußbarsch lagert mit seinen Genossen in einem sicheren Versteck. Unter überhängendem Ufer, zwischen Steinen und am grünen Schilfdickicht zieht er truppweise hin und her. Vor allem bevorzugt er Einbuchtungen des Ufers, an denen sich das Wasser auf kiesigem Grund verflacht, oder tiefe Drehlöcher in der Nähe eingerammter Pfähle. Hier winkt ihm fast immer reiche Beute. Seine Freßgier und Raublust ist fast unersättlich. Naht sich den umherstreichenden Barschen ein Zug kleiner Weißfische, Rotaugen oder Plötzen, so gerät in das Barschrudel quecksilbrige Beweglichkeit. Mit Blitzesschnelle stürzen die glotzäugigen Räuber in die ahnungslos im Sonnenschein dahinziehende Schar der kleinen Friedfische. „Hier nimmt man nicht gefangen, hier geht es auf den Tod!" Wohl stieben die Ueberfallenen nach allen Richtungen der Windrose auseinander, doch haben die schnell verschwindenden Räuber reiche Beute gemacht. Im Plötzenzug fehlt manch silberschuppiges Fischchen. — Doch auch der Barsch muß auf seiner Hut sein. Die langbeinigen Reiher und Störche stellen ihm allerorts nach. Der azurglänzende Eisvogel taucht von überhängenden Weidenzweigen wie ein schwerer Stein in die Wassertiefe und holt manchen Barsch aus der Mitte seiner Genossen heraus. Der stets hungrige und freßgierige Fischotter läßt manchen feisten Barsch auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Selbst der Hecht wagt sich an den scharfbewährten Räuber der Tiefe. Er gebraucht jedoch die Vorsicht, ihn vor dem Verschlingen erst sterben zu lassen. Der seine Rückenflossen kammartig spreizende Barsch ist wohl ein fet-



Barschfang mit dem Streichhamen.



Ein erfolgreicher Anhieb.



Aufstellen einer Barschreuse.

kriechen, wenn die warme Frühlingsonne ihre lebenerweckenden Strahlen zur Erde herniedersendet.

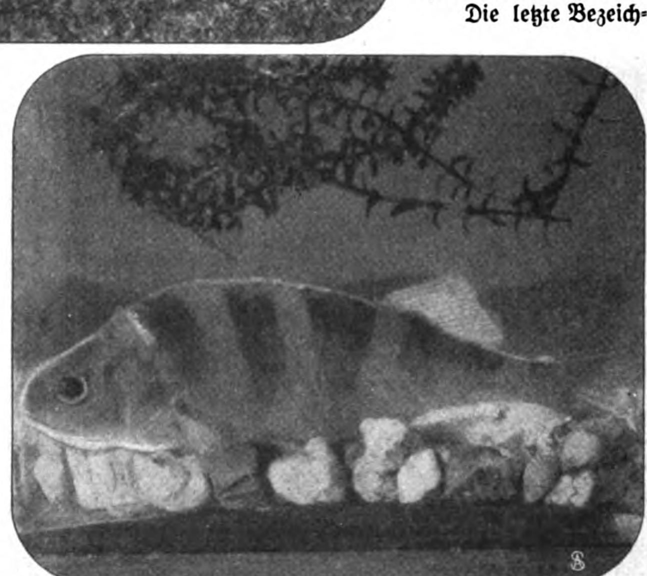
Seiner Verbreitung nach ist der Barsch ein echter germanischer Fisch. Er ist in Europa mit Ausnahme des hohen Nordens und des tiefen Südens und ferner auch in Ostasien zu Hause. Im Norden nennt man ihn Barsch, Perschke, Bars und Börs. In Süddeutschland und in den Alpenländern führt er die Namen Bärschling, Bersich, Berster, Bürschling, Bürster, Reling, Hürling, Heuerling, Kretzer oder Anbiß.

Die letzte Bezeichnung haben ihm die Angler gegeben. Wenn im Herbst die Weidenblätter fallen, dann ist die hohe Zeit des Barschangelns. Mit wilder Gier stürzen sich die Barsche auf den zum Flußgrund sich senkenden Wurmköder. Die auf dem Wasser ruckweis tanzende Pose verrät den Anbiß. Plötzlich senkt sich der Kork schrägabwärts zur Tiefe. Nun ist es Zeit zum Anhieb. Bei einiger Vorsicht gelingt es, eines ganzen Rudels habhaft zu werden. Nur darf man keinen Barsch von der Angel abfallen lassen. Er vergrämt sofort die ganze Gesellschaft.

Da der Barsch in Rudeln auf dem Flußgrund dahinzieht, so ist das Aufstellen von Reusen äußerst ertragreich. Ist erst ein Barsch durch die offenen Reusenflügel gegangen, so folgt ihm die ganze Schar in die unfreiwillige Gefangenschaft.

Der Flußbarsch hat festes, grätenarmes und wohlschmeckendes Fleisch, und doch ist er der Schrecken der

ter, doch auch nicht ungefährlicher Bissen. — Trotz der vielen Feinde ist der Barsch in dem Fischbestand unserer Flüsse, Bäche, Seen und Teiche recht zahlreich vertreten. Sein Weibchen legt in den Frühjahrsmonaten an Wasserpflanzen, Holzstücken, Steinen und Rohrstengeln 300000 klebrige Eier. Trotzdem sofort die freßlustigen Rabeneltern über ihre Brut herfallen, trotzdem auch andere Fische sich mit ihnen an den reich gedeckten Tisch setzen, so gelangen doch eine Unzahl zum Aus-



Ruhender Barsch.



Gefangen!

Hausfrauen. Die beim Angeln erbeuteten Barsche sind meistens nur handlang. Exemplare von 2—3 Pfund sind seltener. Die kleinen Barsche zu schuppen, ist eine höchst mühsame Arbeit. Manche Hausfrauen rücken ihm mit dem Reibeisen zu Leibe; andere kochen ihn und ziehen ihm erst dann das rauhschuppige Fell vom Leib. Bratbarsch aber ist und bleibt eine allgemein beliebte Delikatesse unter den Fischgerichten.

Bilder aus aller Welt.

Eines der liebreizendsten Mitglieder der Petersburger Kaiserlichen Oper ist Fräulein Lydia Lipkowska. Ihre künstlerischen Erfolge sind weit über ihre Heimat hinaus bekannt. Sie wird in diesem Sommer im Londoner Covent Garden gastieren. Unser Bild zeigt die Sängerin in ihrem Heim.



Phot. Boissonnas & Eggler.

Frl. Lydia Lipkowska,
Mitglied der Kaiserl. Oper in Petersburg in ihrem Heim.

Der Altmeister des deutschen Geigenbaues Wilhelm Hermann Hammig lebt in Leipzig und beging in voller geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit seinen 75. Geburtstag.

Fräulein Elise Waldmann, Schülerin der Königl. Preuß. Kammersängerin Frau Prof. Mathilde Mallinger, ist seit 1911 als Lehrerin am Sternschen Konservatorium in Berlin tätig. Sie unterrichtet im Koloraturfach, da die Koloratur ihre gesangliche Spezialität ist. Auf besonderen Wunsch der Kaiserin wurde Fräulein Waldmann in den letzten Jahren zu den Hofkonzerten herangezogen. Die Majestäten zeichneten die Künstlerin durch eine Brillantbrosche aus.



Phot. Reinhard.

W. H. Hammig,
Leipzig, der Altmeister des deutschen Geigenbaus, wurde 75 Jahre.



Elise Waldmann,
Berlin, bekannte Koloratursängerin, trat in diesjährigen Hofkonzerten auf.

Der neue Präsident der französischen Republik Herr Poincaré scheint sehr für das Einfache zu sein Er ist gegen jeden äußerlichen Prunk, soweit er sich auf seine Begleitung und Umgebung bezieht. Eine seiner ersten Handlungen war die Abschaffung der seit Jahren bestehenden sogenannten „Piköre".



Phot. Branger.

Der letzte „Pikör".
Poincaré hat die zum pers. Dienst des Präsidenten bestimmten Piköre abgeschafft



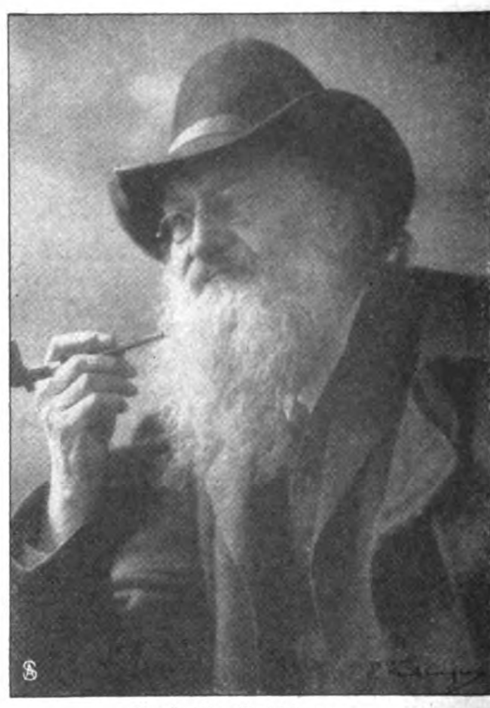
Gustav Kron,
Violinist, wurde an die Kais. Akademie für Musik in Tokio verpflichtet.



Ernst Knoch,
der neu ernannte Opernleiter des Elberfelder Stadttheaters.

Es war dies eine Art uniformierter berittener Leibgarde, die die Aufgabe hatten, den Präsidenten und seinen Wagen zu begleiten. Unser Bild zeigt den letzten Vertreter dieser nunmehr historischen Garde der Republik.

Gustav Kron, ein hervorragender Violinist, früher Mitglied des Philharmonischen Orchesters in Berlin, zuletzt Konzertmeister der Komischen Oper, wurde von der japanischen Regierung als Direktor und Professor der Kaiserlichen Akademie für Musik in Tokio berufen. Bei seinem kürzlich erfolgten Antritt an der Stätte seiner neuen Wirksamkeit spielte er unter großem Beifall das Mendelssohnsche Konzert.



Prof. Ed. Weichberger,
Weimar, bekannter Landschafter, wurde 70 Jahre.

Zum Opernleiter und Ersten Dirigenten des Elberfelder Stadttheaters wurde Ernst Knoch ernannt. Knoch war früher Kapellmeister an der Kölner Oper, unternahm später eine Kunstreise nach Australien und Südafrika, wo er Wagner-Opern dirigierte. In Elberfeld hatte er als Prüfungsaufgabe den Don Juan zu dirigieren und löste diese Aufgabe mit großem Geschick und bedeutendem Erfolg.

Der Weimarer Landschafter Prof. Dr. Weichberger feierte seinen 70. Geburtstag. Er ist in der Nähe von Weimar geboren, studierte als Architekt an der Hochschule in Dresden und ging 1860 nach Weimar, wo gerade die Kunstschule mit Kalckreuth d. A. an der Spitze vom Großherzog Karl Alexander gegründet worden war. Seit 1868 wirkte Weichberger als freier Künstler in Weimar



Phot. Gutmann.

Oben rechts: Das neue Gebäude. Unten: Die zur Einweihung Versammelten. 1. Kaiserl. Rat Gaschler. 2. Dr. Seelig (Mannheim), Syndikus des Deutschen Chorsänger-Verbandes. 3. Kaiserl. Rat Weinberger (Wien). 4. Frl. Gisela Marion, Wien, Bürgertheater. 5. Frl. Tentori, Wien, Raimundtheater. 6. Frl. Betti Myra, Wien, Bürgertheater. 7. Herr Becker, Carltheater. 8. Herr Fritz Grünbaum, Librettist. 9. Frl. Emmy Petko, Bürgertheater. 10. Herr Charles Weinberger, Komponist. 11. Herr Ferdinand Kopfauf. 12. Herr Direktor Leopold Turner (Innsbruck).

Das neue Heim des österreichischen Bühnenvereins.



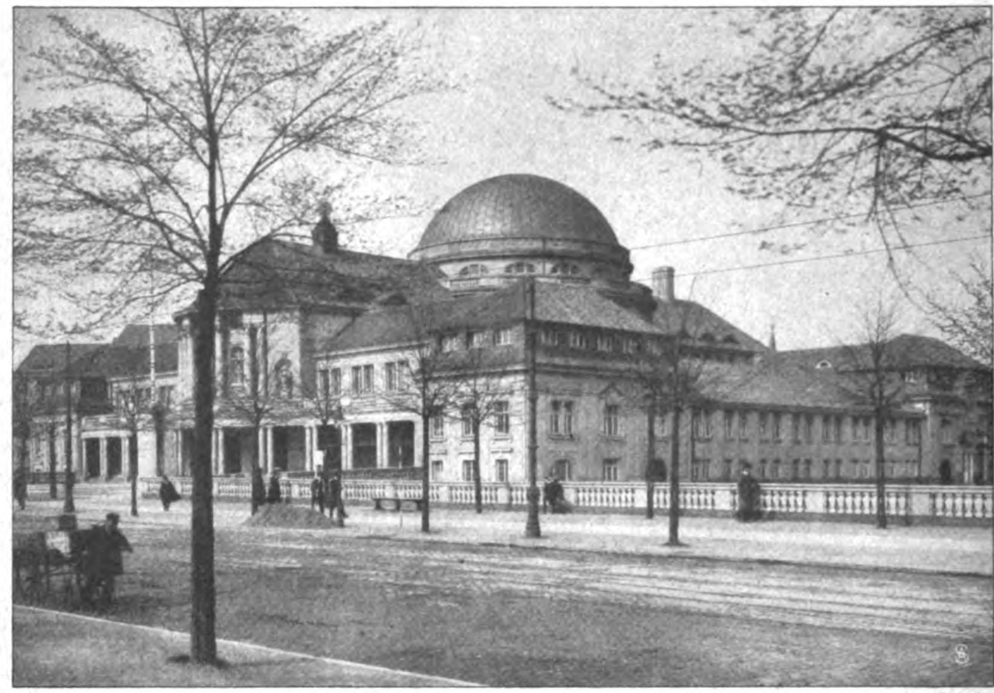
Phot. H. Hoffmann.

Frl. Lina Woiwode vom Münchner Schauspielhaus als Lola Montez in Ruederers „Morgenröte“.



und sah seine zahlreichen Arbeiten verschiedentlich durch Verleihung von Medaillen großer Ausstellungen anerkannt. 1899 wurde er zum Professor ernannt.

In Wien wurde das neue Heim des österreichischen Bühnenvereins feierlich eingeweiht. Dieses Haus enthält die nötigen Räume für Bureaus, einen Festsaal und einen großen Versammlungsaal, in dem die Verhandlungen der Delegiertenkonferenz abgehalten werden. In dieser Beziehung ist jetzt der österreichische Bühnenverein besser daran als die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, die zwar auch ein eigenes Haus in Berlin besitzt, dem aber größere Versammlungsräume fehlen.



Phot. Schaul.

Das Vorlesungsgebäude in Hamburg, die zukünftige Universität.

Zur Universitätsgründung in Hamburg.

Im Münchner Schauspielhaus wurde die Komödie „Morgenröte" von Ruederer aufgeführt. Die weibliche Hauptrolle, die Lola Montez, lag in Händen von Frl. Woiwode, die sie mit großem Erfolg kreierte.

Hamburg wird demnächst auch eine Universitätstadt werden, die Verhandlungen nähern sich dem Abschluß. Unser Bild zeigt das Vorlesungsgebäude, das demnächst die Universität werden wird

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 15. | Berlin, den 12. April 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 15.



Die sieben Tage der Woche.

3. April.

Aus London wird gemeldet, daß der König und die Königin von England auf Einladung des Kaisers an der Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mit dem Prinzen Ernst August Herzog zu Braunschweig und Lüneburg am 24. Mai in Potsdam teilnehmen werden.

Auf der Hamburger Werft von Blohm & Voß läuft das größte Schiff der Hamburg-Amerika Linie vom Stapel und wird vom Prinzen Rupprecht von Bayern in Vertretung des Prinzregenten Ludwig auf den Namen „Vaterland" getauft.

Der Zeppelin-Luftkreuzer „Z. IV." wird bei einer Uebungsfahrt unter Leitung des Kapitäns Glund mit drei Offizieren an Bord im Nebel über die französische Grenze abgetrieben und landet auf dem Exerzierplatz Lunéville (Abb. S. 609).

Frau Pankhurst, die Führerin der englischen Suffragetten, wird wegen Anstiftung zu dem Bombenattentat auf das Haus des Schatzkanzlers Lloyd George in Walton Heath vor dem Londoner Schwurgericht zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Geschworenen empfehlen aber die Verurteilte zur Begnadigung.

4. April.

Das Luftschiff „Z. IV." wird von den französischen Behörden freigegeben und kehrt auf dem Luftweg von Lunéville nach Deutschland zurück.

Aus London wird gemeldet, daß die auf der Höhe von Antivari kreuzenden Kriegschiffe der Großmächte den Befehl erhalten haben, die effektive Blockade der montenegrinischen Küste zu beginnen.

Die Pariser Agence Havas teilt mit, daß die französische Regierung dem Kreuzer „Edgar Quinet" den Befehl zur Teilnahme an der Flottendemonstration gegen Montenegro gegeben habe.

Der russische Minister des Äußern erklärt einigen Dumamitgliedern, daß Montenegro Skutari nicht erhalten werde.

5. April.

Die bulgarische Regierung übermittelt den Vertretern der Großmächte die Antwort des Balkanbundes auf deren Friedensvorschläge.

Die serbische Regierung teilt den Großmächten mit, daß die serbische Armee beauftragt sei, die montenegrinische bis zum Fall von Skutari zu unterstützen, aber nicht in die eroberte Stadt miteinzuziehen.

6. April

In Charlottenburg stirbt, nicht ganz 64 Jahre alt, der Elektrotechniker Prof. Dr. Adolf Slaby (Portr. S. 610).

Der montenegrinische Ministerpräsident antwortet auf ein Telegramm des englischen Vizeadmirals Cecil Burney, des Kommandanten der internationalen Flotte, daß Montenegro trotz der das Neutralitätsprinzip verletzenden Pression der Großmächte deren Wünsche nicht erfüllen könne.

7. April.

Im Reichstag leitet der Reichskanzler die Debatte über die Heeresvorlage mit einer Rede über die äußere Politik ein.

In Paris stirbt, 80 Jahre alt, der frühere französische Botschafter in Konstantinopel Constans (Portr. S. 610).

8. April.

Aus Belgrad wird gemeldet, daß die serbische Regierung den Vertretern der Großmächte erklärt hat, es könne vor dem Friedensschluß seine Truppen aus Albanien nicht zurückziehen.

In Peking wird das erste chinesische Parlament in einer gemeinsamen Sitzung beider Kammern feierlich eröffnet.

9. April.

In Köln findet die Inthronisation des neuen Erzbischofs Dr. von Hartmann statt.

Zur Ansiedlungsfrage.

Von Ritterschaftskommissar G. v. Bredow (Rittergut Bredow).

Seit einigen Jahren ist in Preußen-Deutschland die Erkenntnis durchgedrungen, daß das Volk wieder bodenständig gemacht werden soll, um die Entvölkerung des Landes einerseits zu verhindern und anderseits den Städten für den Nachwuchs, den sie brauchen, neue Reservoire zu schaffen. Aus dieser Erkenntnis heraus sind die gemeinnützigen Gesellschaften entstanden, die Güter kaufen und in Bauernstellen aufteilen, und ebenso gehört in dieses Kapitel die erste Frage, die den Zweckverband Großberlin beschäftigt, nämlich die Entstehung eines Wald- und Wiesengürtels um Großberlin. Es besteht das Bestreben, das Volk durch Schaffung gesunder Wohnungen und durch Erhaltung der freien Gottesnatur gesund zu erhalten. Soweit herrscht wohl Einigkeit: bei der Frage aber, wie dieses Ziel zu erreichen, trennen sich die Wege. Ein Teil sieht das Heil der Lösung in der Aufteilung der großen Güter, die andern extremsten, zu denen in der Praxis wohl sehr wenige gehören, möchten die Freizügigkeit wieder aufheben. Andere wollen jedem einen Fetzen Land geben.

Ich persönlich bekenne mich zur letzten Auffassung, und zwar aus den Erfahrungen, die ich als Großgrundbesitzer der näheren Umgebung Berlins gemacht habe. In den Dörfern, mit denen meine Rittergüter zusammenliegen, sind in den 15 Jahren, in denen ich die Entwicklung verfolge, die Kossäten- und kleinen Bauernstellen sehr zusammengeschmolzen. Diese kleinen Besitzungen können sich wegen der Arbeiterfrage nicht halten. Auf einem solchen Besitz, der etwa 40 Morgen Acker und

ebenso viel Wiese hat, müssen, wenn die Leute keine Kinder haben, ein Knecht (14—16jähriger Junge) und zwei Mägde gehalten werden. Der Knecht ist schwer, die Mägde sind gar nicht zu bekommen. Wenn eingewendet wird, das läge daran, daß die Leute zu schlecht bezahlt werden und das Essen nicht gut genug sei, Klagen, die ich bei Kontraktbruchverhandlungen als Amtsvorsteher dauernd höre, so will ich den Grund nicht ohne weiteres für falsch erklären. Andernteils weiß ich aber, daß die Leute alle ihre Mahlzeiten mit den Kleinbauern und ihrer Familie teilen. Daß die Leute keine bessere Kost bekommen, liegt also daran, daß ihre Herrschaft auch nicht besser lebt, es vermutlich also nicht kann, mit andern Worten gesagt: der Kleinbauer ist, wenigstens in meiner Gegend, dem Kreis Osthavelland, kaum existenzfähig. Versuche, neue anzusiedeln, müssen, da den Leuten die nötigen Fachkenntnisse zum großen Teil mangeln, fehlschlagen. Weit besser steht es mit den großen Bauerngütern und dem ganz kleinen Besitz; unter letzterem verstehe ich Leute, die ihr Haus und etwa zwei Morgen Land besitzen. Großbauern, die schon beim Großgrundbesitz wählen, scheiden meiner Meinung nach für die Besiedlungsfrage aus. Es bleiben also nur die kleinen Besitzungen übrig, mit deren Schaffung ich mich näher befassen will. Dieser Häuslerbesitz ist kein Novum, er existiert im Warthebruch, und die Leute gingen jahrzehntelang als sogenannte Sachsengänger in andere Gegenden, meistens, wie schon ihr Name sagt, nach Sachsen auf Arbeit, wo sie in der Landwirtschaft tätig waren. Daß dem heute nicht mehr so ist, liegt wohl einesteils daran, daß die Warthebrücher in ihrer Gegend voll beschäftigt werden, und daß anderseits durch den gesteigerten Leutemangel (ich möchte erwähnen, daß auch die Industrie nicht mehr ohne polnische Arbeiter auskommt), der Landwirt gezwungen ist, die Saisonarbeiter den ganzen Sommer hindurch zu halten, während früher zwischen Bestellung und Ernte der Zuckerrüben (fast nur Güter mit Rübenbau brauchten früher Schnitter) eine Pause war, in der die Besitzer mit ihren angesessenen Arbeitern auskamen und die Leute des Warthebruchs zu Hause ihre eigene Landwirtschaft besorgen konnten. Die Meinung, daß der Großgrundbesitzer lieber polnische als deutsche Schnitter nähme, ist ein Märchen, denn die Behauptung, daß der Pole billiger sei als der Deutsche, stimmt ganz und gar nicht. Ich besaß in früheren Jahren ein Gut in Hinterpommern, wo ich schon damals polnische Arbeiter beschäftigte, während ich hier in der Mark Brandenburg noch ausschließlich Warthebruchschnitter beschäftigte. Durch Ausbruch einer Epidemie auf dem einen Gut in der Mark war ich in der Ernte sehr zurückgekommen und nahm die polnischen Schnitter aus Pommern zur Aushilfe. Der Erfolg war folgender: Meine deutschen Schnitter verdienten im Akkord durchschnittlich 4 bis 5 Mark am Tage, von den Polen bei den gleichen Sätzen keiner über 1,20 Mark. Leistung also ein Viertel von dem der Deutschen. Die Polen verlangten nun höhere Akkordsätze, und ich schickte sie, um nicht alles rebellisch zu machen, schleunigst nach Pommern zurück. Daß ich persönlich also nur der Not gehorchend zu polnischen Arbeitern überging, wird mir nach den Erfahrungen wohl jeder glauben, denn ähnliche Erfahrungen hat, wenn vielleicht auch nicht ganz so schroff, jeder Landwirt gemacht.

Der praktische Beweis, daß diese Häusler mit etwa zwei Morgen Land in den Gegenden mit intensiver Landwirtschaft und noch mehr in denen der Industrie ihr gutes Auskommen haben, ist durch die Erfahrungen des Warthebruches wohl festgestellt. Ein anderer, sehr krasser Beweis ist die so stark befehdete Ausschlächterei der Bauerngüter. Alle Augenblicke lese ich in Provinzblättern herzzerreißende Klagen, daß der jüdische Händler wieder ein Bauerngut gekauft und bei der Zertrümmerung Riesengewinne eingesteckt habe. Die Riesengewinne sind tatsächlich meist erzielt. Meiner Meinung nach ist die Schlußfolgerung, diese Tätigkeit sei so verderblich, daß, wie ich es schon gehört habe, dagegen gesetzlich eingeschritten werden müßte, falsch und unlogisch. Der Staat teilt heute große Güter auf, dies gilt als eine Großtat, die nicht hoch genug eingeschätzt werden könne, weil sie die Bevölkerung des Landes vermehre. Der Güterschlächter teilt Bauerngüter auf und vermehrt dadurch in den meisten Fällen auch die auf dem Land angesessenen Familien. Der Hauptunterschied ist der, daß der Staat jährlich Millionen zusetzt und der Güterschlächter viel Geld verdient.

Nach meiner Meinung ist daraus zu folgern, daß der Güterschlächter die nützlichere Arbeit verrichtet, denn für den Kleinbesitz muß ein Bedürfnis vorhanden sein, sonst könnte er das Land nicht in meist erstaunlich kurzer Zeit mit Profit aufteilen. Gegen diese Aufteilung der angekauften Besitzungen besteht eine ausgesprochene Antipathie bei den Herren, die die Leitung der „gemeinnützigen" Anstalten in Händen haben. Als Grund für die Antipathie gegen die Aufteilung in Kleinbesitz ist mir meist angegeben, dies sei zu schwierig, man könne die Sache nicht übersehen, und auf die Art könnten nicht die nötigen Flächen aufgeteilt werden. Die Hauptsache scheint danach, mit möglichst hohen statistischen Zahlen paradieren zu können. Es scheint nach den Erfahrungen, die ich hier im Kreis mache, die Hauptsache zu sein, Großgrundbesitzer und auch Domänenpächter aus der Welt zu schaffen, sonst wäre es nicht möglich, daß im Havelluch eine Domäne aufgeteilt werden soll, deren Gebäude doch dann wertlos werden, während daneben große Flächen der gleichen Bodenbeschaffenheit brachliegen, weil die Besitzer, teils Bauern, teils Rittergutsbesitzer, ihre Gehöfte sieben, oft sogar zwanzig Kilometer von diesen Flächen abzuliegen haben. Wenn diese Flächen aufgekauft und besiedelt würden, wäre es sicher ein Werk, das von jedermann als nützlich empfunden würde. In der Statistik könnte allerdings nicht gesagt werden, daß es der unermüdlichen Tätigkeit der Gesellschaft gelungen sei, wiederum eine Domäne aufzuteilen. Meine Meinung, die, wie ich denke, durch das vorstehende begründet ist, geht also dahin, daß nach Möglichkeit Kleinbesitz geschaffen werden soll, und zwar nicht durch Zertrümmerung von Rittergütern oder bestehenden Bauerngehöften, sondern durch Abverkauf vom Rittergut bzw. auch Parzellierung von Bauerngütern, wenn sie nicht als solche zu halten sind. Auf den Satz: „wenn sie nicht zu halten sind" lege ich besonderen Wert. So wenig ich unter den heutigen Verhältnissen für die Schaffung von Kleinbauern bin, so großen Wert lege ich auf ihre Erhaltung. Praktisch sind diese meine Ideen aber nur durch weitgehende Aenderungen unserer Gesetze zu verwirklichen. Von alten Gesetzen hat man das behalten, was dem Bevölkerungzuwachs auf dem platten Land schädlich ist, und wo die Gesetzgebung eingegriffen hat, ist die Wirkung wieder die gleiche. Dazu gehören unsere Erbgesetze, die das Pflichtteil festsetzen, und die Schul- und Kirchengesetze, ebenso müßte die Armengesetzgebung auf breitere Grundlage gestellt werden.



Was nun zunächst das Erbgesetz betrifft, so ist ein Hauptgrund für den Rückgang des Bauernstandes neben der schon anfangs erwähnten Leutenot die Überschuldung. Bei einem Erbgang muß der Erbe, wenn er mehrere Geschwister hat, so viel als Pflichtteil herauszahlen, daß er den Besitz nicht halten kann. Die Absicht des Gesetzes, Gerechtigkeit insoweit walten zu lassen, als man eine ungebührliche Bevorzugung eines der Kinder verhindern wollte, ist in der Landwirtschaft, ob beim Rittergutsbesitzer oder Bauern, tatsächlich, wie ich kurz erläutern will, zu einer schreienden Ungerechtigkeit geworden. Der Kaufmann oder Bankier stellt seinen oder seine Söhne bei sich im Geschäft an, und wer davon im Geschäft des Vaters bleibt, ist nach zwanzig Jahren sicher zu einem erheblichen Prozentsatz Teilhaber des Geschäftes. Beim Landwirt bleibt der Sohn, der das Gut übernehmen soll, in der Wirtschaft des Vaters und hilft ihm bis zu seinem Tod, praktisch genommen gegen Essen und Kleidung. Mir sind viele Fälle bekannt, wo die jüngeren Söhne sich in selbständigen Stellungen ein Vermögen erworben haben, während der ältere Sohn im krassesten mir bekannten Fall, fast sechzig Jahre alt, nun teilen sollte. Seine über 40jährige Tätigkeit galt also dem Allgemeinwohl der Familie. Daß das Gerechtigkeit und Gleichstellung der Kinder ist, wird niemand behaupten. Es muß also dem Landwirt freigestellt werden, zu welchem Preis eins seiner Kinder den Besitz übernehmen kann, oder es muß bestimmt werden, daß der Sohn durch die Mitarbeit auf der väterlichen Scholle eo ipso pro Jahr soundso viel Anteil erwirbt. Die Landwirtschaft ist heute eine Wissenschaft, die gelernt sein will, und auch die Leistungen einer Person, die wirklich fähig ist, ein kleines Bauerngut mit Erfolg zu bewirtschaften, müssen entsprechend bewertet werden, und es ist nicht angängig, daß der ganze Ertrag einer Landwirtschaft als Zinsen in der gleichen Art wie die Verzinsung der Staatsanleihen gerechnet werden. Die Tatsache, daß viele bäuerliche Familien ihre Kinderzahl absichtlich beschränken, um den Hof halten zu können, möchte ich nur nebenbei erwähnen.

Das Gesetz nun, das der Bereitwilligkeit, Kleinbesitz anzusiedeln, hauptsächlich entgegenwirkt, ist das Schulunterhaltungsgesetz. Kleine Gemeinden bzw. Gutsbezirke sind einfach nicht in der Lage, viele kinderreiche Arbeiter- bzw. Häuslerfamilien sich leisten zu können, da dadurch die Schul- und Kirchenlasten zu hoch werden, dazu kommt noch, daß die Menge der Kinder, je nachdem ob gerade kinderreiche oder gerade kinderarme Familien vorhanden sind, in diesen zwergenhaften Schulverbänden so wechselt, daß man praktisch, wenn immer genau dem Gesetz entsprochen werden sollte, die Anzahl der Lehrer und Schulklassen dauernd wechseln müßte. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß ein Arbeitgeber nicht bestehen kann, wenn er für je fünf Arbeiter einen Schullehrer und eine Schulklasse erhalten soll. Das kann ihm aber auf dem Land leicht passieren. Verschärft wird dieser Übelstand noch dadurch, daß die Kirche nicht vom Staat getrennt ist. Ich persönlich hatte mal in meinem sonst evangelischen Dorf einen katholischen Kutscher und einen ebenfalls katholischen Arbeiter. Da beide sehr zahlreiche Familien hatten, stand ich vor der Frage, die Leute zu entlassen oder einen katholischen Lehrer anzustellen. Für zwei Leute einen Lehrer zu halten, geht wirklich über die Kräfte des einzelnen Arbeitgebers. Der Arbeiter war erst kurze Zeit hier. Ich entschloß mich schweren Herzens, ihn gehen zu lassen, dem Kutscher schenkte ich, weil er schon länger in meinen Diensten war, großmütig eine Droschke mit Pferd. Besonders anständig bin ich mir nicht vorgekommen, das Gesetz zwang mich aber zu der Maßnahme. Daß die Schullasten auf größere Verbände verteilt werden müßten, halte ich deswegen für dringend geboten. Mit den Armenlasten ist es, praktisch genommen, das gleiche.

Ein ferneres Hindernis ist die Hypothekenfrage; es müßte ein Weg gefunden werden, ohne Einwilligung der Gläubiger, eventuell gegen Abschlagzahlung der eingekommenen Gelder von der ersten Hypothek, an kleine Besitzer verkaufen zu können, wenn der Staat die Baugelder dieser Besitzer vorgeschossen hat. Letzteres wäre ja durch Vererbpachtung auch zu erreichen, gegen diese herrscht aber beiderseitig ein großes Mißtrauen; beim Verpächter, weil schon einmal in Preußen die Erbpacht durch Gesetz in freies Eigentum verwandelt ist, und beim Pächter deshalb, weil er sich nicht als freier Besitzer fühlt.

Für die Nähe der großen Städte möchte ich noch vorschlagen, daß der Staat sich in der Nähe der Eisenbahnen Land erwirbt, dort Bahnhöfe baut und Häusler ansiedelt. Daß für eine solche Ansiedelung nicht nur ein Staatsinteresse vorliegt, sondern daß sich auch Leute finden, die solche Stellen mit Freuden kaufen, ist an der Nachfrage, die nach den im Weichbild der Städte gelegenen Schrebergärten ist, leicht zu ersehen. Damit würde aber auch ein anderes wenig erfreuliches Bild, das der Wohnungsfrage der Arbeiter in den Großstädten, gebessert werden.

Tagebuch eines österreichisch-ungarischen Seeoffiziers.

Von F. von Kuczynska.

In Preßburg bin ich eingestiegen. In einen Waggon dritter Klasse. Der Kondukteur machte Augen, als er mein Billett erster Klasse sah. Es war früh am Morgen. Eine fröstelnde Schläfrigkeit auf allen Gesichtern. Die Gaslampen blinzelten im Nebelgrau wie Kerzen hinter schneeblinden Fenstern. Auf dem Perron standen aneinandergelehnt ein paar Honvedrekruten und tranken roten Wein. Sie riefen immerfort „Eljen! Eljen“ und schwankten ein wenig. Grüne Jäger nickten den Rekruten im Vorbeigehen zu und stiegen eilig und elastisch in den Zug ein. Im Zug waren nur wenige Passagiere. Fast alle schliefen noch. Die Wagenlampen kämpften mit dem Erlöschen, und die Augenlider fielen ihnen herunter. In einem Winkel der dritten Klasse saßen zwei ungarische Bauernweiber. Sie waren frisch wie Quellen und voll sprudelnder Redseligkeit. Ihre hellen Kopftücher, ihre reingewaschenen Kattunblusen strahlten, ihr rotbäckiges Leben leuchtete durch den trüben Morgen wie ein Rosenstrauß. Immer liefen sie auf und ab, um zu sehen, was es draußen gebe — dann sprachen sie wieder von ihren Gemüsen und dem Blumenkohl. Nirgends wuchs er so gut, wurde so rund und voll und weiß wie in Ungarn. Zweimal in der Woche fuhren sie zum Markt nach Wien, um ihn zu verkaufen, und machten immer gute Geschäfte. Eine alte Frau, an der alles braun war wie auf einem Uhde-Bild:



Hände, Gesicht, Kleidung, Halskrause und auch ihre Tränen in den trüben Augen — mischte sich in das Gespräch der Gemüseweiber. Ihre Stimme klang ächzend wie ein Stück Holz, das gesägt wird. „Ja, die Wiener Gerichte!" . . . Sie hatte einen Bruder besessen, der war Schiffskoch auf einem Donaudampfer gewesen, ein braver Bursch — alle Monate hatte er ihr Geld geschickt von seiner knappen Gage. Vor zwei Monaten war er nun über eine Schiffsplanke ins Wasser gerutscht und ertrunken. Nun war sie schon das drittemal von den Gerichten nach Wien zitiert worden, um das Erbe zu beheben. Die Reisekosten wuchsen, und das Erbe schmolz, das verzehrten die Sporteln und Spesen. „Ja, die Gerichte! Die waren in der ganzen Welt gleich! . . . Alles ging da langsam!" meinten die Gemüseweiber, und dann fragten sie, was das für ein Donauschiff gewesen sei — eins von denen, die still und träge wie Karpfen an der Kettenbrücke in Pest gelegen seien? Die Frau sagte nein! Das seien die Monitore, die Kriegschiffe gewesen — das sei etwas anderes. Aber sie konnte ihnen auch nicht erklären, was „Monitore" eigentlich bedeute. Ich aber hatte die Donauflottille gesehen. Sie bestand aus sechs gepanzerten Fahrzeugen, die sich „Maros", „Leitha", „Themes", „Bodrog", „Szamos", „Körös" nannten, mit zwei großen Kanonen und starken Panzertürmen ein jedes, und fünf Patrouillenbooten. Das sagte ich den Frauen. Die sechs Monitore waren einander gleich und sahen wie eisengepanzerte Brüder aus, die die geballte Faust von sich strecken. Sie machten jetzt viel von sich reden. In Pest sagten die Leute: „Die Donauflottille ist nach Südungarn abgedampft!" In bewegten Zeiten wird alles von der Bevölkerung auf besondere Weise gedeutet. Wenn sich irgendwo eine Soldatenmütze zeigt, hat sich die „politische Lage" schon „verändert" — das meinten auch die Gemüseweiber: „Immerfort schicken's (die Regierung) Soldaten an die Grenze — der ganze Zug ist voll — was wird das werden? Da ist der rote Sandor in einer Nacht auf Postenstand in Raca erfroren . . . da ist die Miki, die heult den ganzen Tag — vier kleine Kinder und kein Mann!" „Aber s' sind ja alle wiederkommen!" tröstete die Alte. „Auch die Monitore werden bald wieder zurück sein — gelt, Herr?" wandte sie sich an mich. Ich nickte. Da fiel mir das kleine Buch ein, das ich bei mir hatte. Einen Namen trug es nicht. Ein paar lose flatternde, zerrissene Tagebuchblätter. Ich hatte sie in einem Bahnhofwinkel verstaubt und vergriffen aufgefunden. „Tagebuchblätter eines österreichisch-ungarischen Seeoffiziers". Ich setzte mich nun im opalischen Zwielicht unter die Waggonlampe und las das Tagebuch eines mir Unbekannten.

15. Dezember 1912. — Liebe Mutter!

. . . Blutjung sein und Seemann! Herrlich, Mutter! Ein Wasserzigeuner! . . . Der Himmel ist wie ein blauer Samt! Kaum eine Wolke darauf, so ist auch das Leben!

18. Dezember. — Endlich fahren wir! Etwas geschieht in der Untätigkeit. Um 2 Uhr nachts wurde ich geweckt, der Kommandant stand auf der Schiffsbrücke der „Körös" — es hieß „Los von der Boje!" Wohin fahren wir? — Ich weiß es nicht — ich bin ja der Jüngste unter allen . . . ein Schumannsches Lied fällt mir ein, „Zigeunerleben", da heißt es: „So sind sie verstoben — wer weiß denn wohin?"

19. Dezember. — Peterwardein. Was wir hier tun? — Ich weiß es nicht — basta! Daß wir Bewegung machen. Der Kommandant ist ein strenger, tüchtiger Soldat — noch etwas vom alten Landsknechtshumor in ihm; vom Kadettenschüler auf gedient, kennt er nur die Poesie des Soldatentums — stolz wie ein Großer von Spanien. — „Wir sind alle für den Kaiser gestorben," sagt er, „so werde auch ich, so Gott will, zugrunde gehen!" . . . Die Fahrt herunter war sehr interessant; in allen Ortschaften, die wir streiften, Hunderte von Menschen, die uns zugejubelt haben. Ich war ganz gerührt. In Mohacs, da war die ganze Geistlichkeit ausgerückt, ein Sängerchor hat gesungen, Fahnen wurden geschwungen — sehr ergreifend! Peterwardein bietet nichts, nicht einmal ein Kino! Eine alte Bauernstadt — Pensionisten gehen am Kai auf und ab. Unser Kommandant spricht mit den Notablen, den geistlichen Herren, dem Richter und Lehrer — diese Herren besprechen zu gern die Lage Europas, aber der Kommandant ist schweigsam — das politische Kannegießern führt zu nichts.

Peterwardein, 20. Dezember. — Heute bin ich in den Minengängen der Festung gewesen, vier Etagen übereinander . . . ein eigenes Leben muß sich da abgespielt haben. Zwei Stunden bin ich mit einem Führer darin herumspaziert. Nur wenige kennen sich in diesen Katakomben aus. Zum Schluß wußte auch der Führer keinen Rat mehr. Ein kleiner Hund aber, der mit uns lief, witterte den Ausgang. — — Dieses kleine Nest ist ganz verloren. Was in der Welt vorgeht, weiß ich nicht. Kamelie mit der weißen, blütenduftenden Haut und den goldbraunen Haaren tanzt wohl jetzt in Pest auf dem Patronessenball schwebende Wiener Walzer?

Peterwardein, 22. Dezember. — In zwei Tagen Weihnachten! Du wirst sie mutterseelenallein zubringen müssen, wie es so oft seit des Vaters Tod geschehen ist. Wir beide! Sonst niemand auf der Welt! Es wird ein kalter Winter werden mit einsamer Weihnachtskerze. Kaufe dir doch den braunen Halspelz. Ich kann ihn dir von meiner Gage schon zahlen. Wenn wir wieder zusammen sind, wollen wir lustig sein!

24. Dezember. — Die gute alte Tante hat mir eine Zipfelmütze geschickt und gestrickte Fausthandschuhe. Die Mütze steht mir famos, ich sehe wie der Onkel Nolte aus. Die gute arme Haut hängt an mir, dem letzten Ueberbleibsel unserer Familie. Ich habe einen kleinen Tannenbaum in der Kabine aufgestellt — die Bilder meiner Lieben darunter. Ich werde an dich denken, bis die letzte Kerze abgebrannt ist . . . Es ist ein starker Nebel draußen, man sieht nicht einmal das jenseitige Ufer!

27. Dezember. — Die Landschaft trostlos — eine weite, weiße Fläche, hie und da eine Ortschaft, schlechte Straßen, einmal im Tag kommt der Zug an . . . Soeben komme ich von einer Jagd in der nächsten Nähe der Festung, von der sogenannten Kriegsinsel zurück. Fünf Fasane, zwei Hasen geschossen und ein kleines Abenteuer erlebt. Am Rand der Insel haben sich wie überall in Kroatien die Zigeuner angesiedelt, da habe ich mir von einer Alten die Karten aufschlagen lassen. Die Alte war merkwürdig mager, die Adern alle sichtbar, das Gesicht wie Pergament. Sie hat mir gesagt: „Du bist ein junger Wildfang, aber ein braves Herz! Du bist bis über die Ohren verliebt. Du willst deine Liebe im Herbst nächsten Jahres heimführen. Sie ist groß, schlank, mit kastanienbraunem Haar." Dann gab sie mir einen trockenen Zweig, ich mußte ihn zwischen Zeigefinger und kleinem Finger halten. Dann zündete sie ein Bündel Stroh an und hat Sprüche gemurmelt, die ich nicht verstand, hat meine Hand umkreist und mich gefragt, was ich mir wünsche? „Ein langes Leben meiner guten Mutter und

Glück und Segen dem Wesen, das ich so hoch verehre!" „Es soll dir werden, mein Sohn! Und wünschest du dir sonst nichts?" Ich glaube, Mutter, ich bin bis über die Ohren rot geworden. „Aha!" lachte das schlaue Weib — „du willst wissen, ob ‚sie' dir treu bleibt?" Und so war es auch wirklich. Ob Kamelie mir treu bleiben wird? „Nimm ein paar Haare deiner Braut, lege die Hände im Kreuz darüber und denke fest an sie, sprich: ‚Ato schitzko! Ato schitzko!' Nimm mit der linken Hand die Haare an dein Herz, und sie wird deiner lange gedenken!" Sag mir, Mutter, macht der kleine Földvary der Kamelie noch sehr den Hof?

Titél 6. Januar. — Was tun wir hier? Wenn die Patrouillenboote in der stillen Nacht das Ufer befahren, rufen auch die von jenseit: „Was macht ihr hier?" Aber es klingt nicht böse, nur ein wenig spottlustig! Ein echtes Krieger- und Lagerleben, das wir hier führen. Die Bevölkerung ist froh, daß wir da sind. Nur ein Fleischer im Dorf; der wird ein reicher Mann! Schon hat sich ein Kohn Itzig hier etabliert; er hat in der Nähe der Monitore bei dieser Kälte eine kleine Holzbude errichtet, verkauft Zwirn, Seife — kurzum alles! Wenn unser Kommandant ans Land geht, so stellen sich alle Leute auf, die Bauern ziehen den Hut, die Weiber erheben sich von ihren Sitzen, Kohn knickst freundlich, und der Herr Pfarrer und der Bezirksvorsteher gehen mit ihm am Kaiufer spazieren. Sie sind sehr zuvorkommend mit uns, wollen immer wissen, ob es etwas Neues gibt . . . Gestern abend ließ der Komandant alle sechs Scheinwerfer spielen, das Dorf war ganz hellbeleuchtet . . ein hübscher Anblick . . . der Jubel der Leute war unbeschreiblich — sie hatten so etwas noch nie gesehen.

Titél 8. Januar. — Hier ist eine entsetzliche Teuerung; eine weiße Weste bügeln kostet zwei Kronen. Die Bauern sind zum großen Teil Bunjevazen, eine Mischrasse von Slawen und Kumanen, ein düsterblickendes Volk, mißtrauisch und verschlagen. Du wirst lachen, wenn ich dir die Speisekarte des einzigen Gasthofes hier sende: „Händel Pörgel, Kalbspörgöl mith Nogel, Wassergurgen mith Paprilia." Ein kleiner schmutziger Zigeuner, hinkend auf einem Fuß, Teller und Gläser blind und schmierig, das Lokal drei Schritt breit, vier lang, an den Wänden feuchte Flecke, die Tische wacklig, die Tischtücher von unbestimmter Farbe — sie waren einmal weiß! Die Frau des Ganymed, eine dicke Zigeunerin, trägt eine Perücke — die eigenen Haare sind kurz geschoren . . . und hängen in Zotteln über die Stirne. Am Abend versammeln wir uns in diesem prächtigen Lokal; die Luft ist zum Schneiden, vom Plafond herab hängen schwelende Petrollampen, die wegen Luftmangels jeden Augenblick zu erlöschen drohen. Unsere Stimmung ist gottlob immer glänzend. Manchmal präsidiert der Kommandant und hört, was wir Jungen plauschen. Wir kommen wie die Rauchfangkehrer zur Tafelrunde, denn an Bord rauchen sowohl die Lampen als auch die Öfen — der Rauch zieht sich in die Schränke, und die reingewaschene Wäsche kommt schwarz heraus — dazu wechselt die Temperatur von Hochofenhitze zu Eiseskälte und meist gerade dann, wenn man sich ankleiden will.

Titél 9. Januar. — Fliegen!! Welch erhebendes Gefühl! Wenn man sich in den großen Raubvogel hineingesetzt hat, und das Kommando „Los!" erschallt. Wie sich dieses mächtige Tier erhebt, man hat das Gefühl, als ob sich die Erde für immer von einem entfernen wollte. Ohne es zu ahnen, ist man 1000 Meter hoch, die Häuser wie Kinderspielzeug — wir fliegen mit einer Geschwindigkeit von 150 Kilometer in der Stunde, schneller als ein Schnellzug. — Plötzlich verschwindet die Welt . . Wir sind in einer Wolke, dann taucht auf einmal eine ganz andere Szenerie auf. Auen und Inseln in breitem Strom! Ich stelle den Motor ab . . . wir kreisen wie ein wirklicher Adler in Schraubenflächen über dem Landungsplatz, um dann im schönen Gleitflug wieder an der Ausgangstelle zu landen. Raben und Tauben und andere Luftbewohner umkreisen uns nahezu bis zur Landungstelle, mit ohrenbetäubendem Geschrei, nur trauen sie sich nicht in die Nähe, weil das Gerassel des Motors sie verscheucht. Sie halten das Geräusch wohl für den Gesang des Riesenvogels. — Prachtvoll, Mutter, ist die Aussicht hier oben. Städte sehen wie Marktflecken aus, Wege und Straßenbahnen ziehen wie helle Seidenbänder, die Städte verbindend, da unter uns hin.

Titél, 15. Januar. — Untätig hier sitzen! Würden nur einmal die Kanonen sprechen! In der Ferne schlagen sich die Völker? Ein Soldat ist doch für den Krieg bestimmt! Im Dorf haben die Bauernmädchen unter Anleitung des geistlichen Herrn zugunsten des Roten Kreuzes Theater gespielt. Auch für uns wird öfters von der Dorfbevölkerung gespielt. Wir können uns die Stücke jedesmal selbst wählen. Auf allgemeinen Wunsch wird morgen die „Matrosenleni" gegeben — soll ein großes Rührstück sein . . . Die Bühne in einem Bauernhaus, eine Luft zum Ersticken — der Souffleur schreit, so daß er den Jammerkasten, ein Klavier beinah ohne Saiten, übertönt. Das nennen wir unser „Kasino"!

Titél, 19. Januar. — Das Eis läßt auf sich warten — es ist vollständig Tauwetter eingetreten. Hoffentlich kommt bald wieder eine starke Kälte, daß die Theiß stehenbleibt; dann frieren wir ein wie Raoul Amundsen, machen Winterquartier, leben wie Eskimos, trinken roten Wein und tanzen mit hübschen Bauerndirnen Tschardasch.

Titél, 25. Januar. — Einen so großartigen Anblick habe ich noch nie gehabt! Imposant der alte Eisstoß auf die Monitore! Riesige Eisschollen haben an der Bordwand angeschlagen, kolossale Eismassen sind wider den Bug geprallt und sind wie mit einem Messer zerschnitten gewesen . . . dazu Mondschein . . . die Theiß beschneit . . . ein herrliches Bild! Eine Stunde bin ich mit dem Kommandanten trotz der riesigen Kälte draußen gestanden, um das Fernhalten der Eisplatten zu dirigieren. Wie das arme Schiff geächzt hat, als ob ein Mensch gequält würde! Trotz des starken Stahlpanzers haben allen Monitoren die Rippen gekracht und gejammert, als ob sie jemand kneten und schlagen würde. . . . Eine riesige Eisplatte schwimmt da plötzlich an uns vorbei, darauf sitzt eine ganze Schar von Enten . . . die gackert lustig; der Besitzer, ein Schleppsteuermann, steht am Ufer und reißt sich die Haare; seine Enten schwimmen mit dem Eis in die große Donau. So leid der arme Mann mir getan hat, so lustig war der Anblick der Enten, die sich in der Freiheit ergötzten und herumsprangen.

Titél, 28. Januar. — Gestern war ich den ganzen Tag auf der Jagd, habe in einem kleinen Dorf, 10 Kilometer von hier, bei Becskérék übernachtet. Todmüde bin ich des Abends ins Schloß gekommen, wo ich der Gast von dem Grafen von E. . . . war. Ein hübsches ungarisches Jagdschloß! Niedriger Holzbau mit Riegelwänden und massiven Türmen! Alles bis hinauf mit Efeu und Schlingpflanzen bewachsen. Grüner Rasen in weitem



Garten, weiße Kieswege zwischen Tannen, Fichten und exotischen Bäumen . . . der Eindruck eines englischen Country house! Durch die große Glasveranda tritt man in den Jagdsaal — da muß dem Jäger das Herz im Leib hüpfen! Das Licht fällt durch breite Schubfenster in den Raum auf die vielen herrlichen Jagdtrophäen und auf die Bilder der alten Herren von Eksza.

Nach dem Souper ist die ganze Jagdgesellschaft sogleich schlafen gegangen. Wie wohl wird es uns wieder im großen, breiten Bett unter Seidendecken, im hohen, mit Boiserien geschmückten Turmzimmer, wo im schön geheizten Kamin ein lustiges Feuer brennt! — Nach so langer Zeit wieder eine menschliche Wohnstätte!

Titel, 30. Januar. — Ich habe mich heute geärgert . . . ein paar Leute hier meinten, wir hätten zu wenige Monitore! Das verstehen die Menschen nicht! Unsere Monitore und Patrouillenboote sind sehr zweckmäßig gebaut, nicht zu groß, nicht zu klein, kleiner als die rumänischen — so kommen sie in alle Seitenarme der Donau mit Leichtigkeit und sind sehr beweglich, steuern ausgezeichnet, sind gut geschützt; ihre Panzerung ist nahezu überall 800 Millimeter Stahlpanzer, somit gegen jedes Feldgeschütz bis zu 9 Zentimeter vollkommen sicher. 560 Matrosen, 32 Offiziere, alles in allem, Monitore und Patrouillenboote — eine verhältnismäßig starke Armierung und ganz gute Geschwindigkeit. Talfahrend mit Strom 35 Kilometer in der Stunde, bergfahrend bis zu 20 Kilometer, 12 Stück große Kanonen und 24 Stück kleinere Schnellfeuergeschütze für die Aktion; außerdem hat jeder Monitor 2 Maschinengewehre und 70 Mann Bemannung, und ist 56 Meter lang, 9 Meter breit . . . Aber was erzähle ich Dir da, Mutter? Das wird Dich ja furchtbar langweilen! . . . Morgen fliege ich wieder in den blauen Samthimmel . . . grüße mir die schneeweiße Kamelie.

Dein Sohn Edgar.

Bis hierher hatte ich gelesen — da rief der Schaffner „Budapest" . . . Es war jetzt Mittagzeit — hatte ich vielleicht geträumt? — — Die Gemüseweiber hatten ihr Mittagsmahl, das Stück Speck und Brot, schon längst verzehrt — die Sonne strahlte fast frühlingshell, in ihren warmen, blauen Luftschleier eingehüllt. — Auf dem Perron kam mir ein Kamerad entgegen — ganz verstört: „Denk dir, mein Lieber! — — Ich hab ein Tagebuch verloren, als ich vor zwei Tagen nach Wien fuhr, das Tagebuch des armen Edgar . . . sein Vermächtnis an seine Mutter — er ist beim Fliegen abgestürzt — tot — — Nun, ich such den Schaffner, der kann mir vielleicht helfen, es wiederzufinden." Stumm reichte ich ihm das verstaubte kleine Buch, das wie ein verwelktes, vom Baum gefallenes Blatt in meiner Hand lag.



Das Café Anglais
auf dem Boulevard des Italiens.

Das Café Anglais in Paris.

Von Siegmund Feldmann.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Jetzt endlich wird das große weiße Haus an der Ecke der Rue Marivaux niedergelegt, das schon seit einem Jahrzehnt und darüber so grämlich und verlassen auf den Boulevard des Italiens herniederschaute. Zwar drunten im Erdgeschoß konnte man um die achte Abendstunde noch ein halbes Dutzend



Der berühmte historische Salon seize im Café Anglais.
Zum Verschwinden des bekannten Café Anglais in Paris. — Phot. Archives du Miroir.

Mummelgreise an den säuberlich gedeckten Tischen gähnen sehen: Stammgäste von Anno Tobak, die sich anderswo nicht mehr eingewöhnen konnten und nun wie Gespenster zwischen ihren eigenen Gräbern umherhockten. Das war aber auch alles. Nur an seltenen Glückstagen verirrten sich noch ein paar Fremdlinge aus unwahrscheinlichen Zonen in die niedrigen Räume mit den gebräunten Goldleisten an den weißen Wänden, sentimentale Gemüter, die auch einmal im Café Anglais dinieren wollten, weil der Großpapa selig, sooft er aus Paris heimkehrte, von der Küche, dem Keller und den sonstigen Freudigkeiten dieses Restaurants nicht genug zu erzählen wußte.

Ja, der Großpapa selig, der hat das Café Anglais noch in seinem vollen Glanz gekannt. Damals strahlten die Salons der ersten Etage immer in festlichem Licht, und in den Cabinets particuliers des zweiten Stocks — wir würden, was kein Franzose versteht, „Chambres séparées" sagen — ging es noch viel vergnügter her. Durch die geöffneten Fenster drangen Gelächter, Gesang und Geklimper in die laue Frühlingsnacht hinaus, und wenn das Geklimper verstummte, dann wußte man, daß (siehe die Schilderung in Zolas „Nana") die Herrschaften nun daran waren, das Piano kunstgerecht mit Champagner vollzugießen. Damit war der Spaß noch lange nicht erschöpft. Man konnte auch Fußbäder in Château Yquem oder, falls man Rotwein vorzog, in Château Laffitte zu zwanzig Frank die Flasche nehmen. Und wenn dann der Morgen graute, schmiß man einfach die Teller und Schüsseln auf die Straße. Diese finis fidelitatis war bei einem Teil der goldenen Jugend des zweiten Kaiserreichs dermaßen beliebt, daß der Wirt des Café Anglais für die Liebhaber dieses edlen Zeitvertreibs billigeres Geschirr anschaffte. Das kostbare Sevresporzellan des Hauses hätte doch die Rechnung überflüssig belastet, die ohnehin hoch genug war. Denn das getränkte Fortepiano mußte natürlich auch bezahlt werden und nicht minder die Schmerzensgelder an die Vorübergehenden, die gerade von einem solchen keramischen Geschoß getroffen wurden. Es gab sogar arme Teufel, die sich in der beglückenden Hoffnung unter den Fenstern aufpflanzten, daß ihnen vielleicht eine Salatschüssel ein tüchtiges Loch in den Kopf schlagen würde. Aber auch geringfügigere Verletzungen wurden dankbar begrüßt.

Das alles hat der selige Großpapa noch gesehen. Aber er und seine Zeit sind dahin, und das heutige Geschlecht hat den Geschmack an solchem schamlosen Uebermut verloren, der sich vor dem sozialen Gewissen der Gegenwart ängstlich verkriechen müßte. Man soupiert nicht mehr, man macht nicht mehr die Nacht zum Tage — und vom Tag allein konnte das Café Anglais nicht bestehen. Darum ist es eingegangen wie die Maison Dorée gegenüber, mit der es stets in heftiger Fehde lag; wie Bignon, Joseph, Brébant und die anderen weltbekannten Pariser Speisehäuser, die nicht nur der Schauplatz toller Orgien, sondern auch die Heimstätte erlesenster, durch Geselligkeit, Esprit und Erotik erhöhter Gaumenfreuden waren. Das Café Anglais hat sie alle überdauert (nicht überlebt), trotzdem oder vielleicht gerade weil es das älteste und beberühmteste von allen war.

Schon vor der großen Revolution blühte es, und die Marschälle Bonapartes feierten später ihre Siege in dem „Grand 16„, dem Ecksalon im ersten Stock, in dem auch die Großmächtigen dieser Erde, die an den Tuilerienhof zu Gast kamen, zu tafeln liebten. Das gehörte gewissermaßen in das Programm jedes Fürstenbesuchs. Der letzte, der sich diesem Herkommen unterwarf, war König Eduard der Siebente, den die Königin Alexandra begleitete, um die Stätte kennen zu lernen, an der ihr Gemahl als Prinz von Wales so viele frohe Stunden verlebte. Er hatte ihr so oft davon erzählt. Ob er ihr wohl alles erzählt hat? — Auch Li-Hung-Tschang, der Riesenchinese, gab hier ein großes Bankett, dessen beispiellose asiatische Ueppigkeit — das Kuvert kostete 600 Frank — noch wie eine pantagruelische Legende nachklingt.

Den denkwürdigsten Tag sah der „Grand 16" jedoch im Jahr 1867 anläßlich des unvergessenen „Diner des trois empereurs", das drei Personen vereinigte, denen das Schicksal eine Kaiserkrone zugeteilt hatte: den Zaren Alexander II., seinen Sohn, der ihm als Alexander III. nachfolgen sollte, und den König von Preußen, der sich vierthalb Jahre später seine Kaiserkrone auf diesem Boden, in der Bannmeile von Paris, aufs Haupt setzen sollte. Die drei Monarchen, die sich zur Weltausstellung eingefunden hatten, wollten einmal, befreit vom Zwang der höfischen Etikette, zusammen speisen. Wohl keiner der drei Fürsten ahnte damals, welche Erhöhung dem einen von ihnen bevorstand. Nur einer, der miteingeladen war, mochte vielleicht vorausschauend im Dunkel der Zukunft lesen: Der Graf von Bismarck. Diesem war übrigens das Café Anglais ein wohlvertrauter Ort, den er als preußischer Gesandter wiederholt aufsuchte, um sich ohne gestrenge Amtsmiene mit seinen Kollegen in die berühmte „Diplomatenecke" zu setzen, auf die das Café Anglais so stolz war. Und es ist in der Chronik dieses Hauses verzeichnet, daß Bismarck sich zum öftern mit Bewunderung über den Küchenchef Duclerc aussprach, den genialsten Kochkünstler von Paris, den der Wirt mit schweren Opfern dem Baron James von Rothschild „ausgespannt" hatte.

Dieser Duclerc, der später Besitzer des Restaurants wurde, hatte sogar eine „Potage Bismarck" erfunden, die öfter auf der Speisekarte paradierte. Nach dem Krieg verschwand sie vom Menü, das war kein Wunder. Bismarck hatte den Parisern eine andere Suppe eingebrockt. Und nun verschwindet auch, nach langer Agonie, das Haus, das durch die Fülle seiner Erinnerungen fast ein historisches Denkmal geworden war.

Geschmackschulen.

Modenschau! Ein banales Wort für den hohen Stil und den ästhetischen Wert, mit dem die Veranstalter diese Darbietungen etikettieren. Es sollen Hochschulen des guten Geschmacks, Bildungstätten für äußere Kultur sein. Das Publikum soll und muß Geschmack bekommen. Die deutschen Frauen sollen endlich Stilgefühl haben und lernen, sich individuell nach Figur und Aussehen zu kleiden. Darum führt man ihnen französische Modelle und Wiener Künstlerkleider vor, ohne zu bedenken, ob dies mit der betonten Pflege des individuellen Geschmacks vereinbar ist.

Die Anfänge dieser Schauspiele waren höchst primitiv. Da wandelten die Trägerinnen, angetan mit Kleidern und Mänteln, in natürlichem Gang, höchstens ein bißchen hoheitsvoll, ihrer Mission bewußt, durch die Reihen der staunenden Damen.

Poiret, der Neuschöpfer, kam zuerst auf den Einfall der Theaterwirkung. Trotzdem er, alten Traditionen getreu, im Geschäftshaus blieb, baute er eine Bühne und nahm durch phantastische bunte Behänge den Wänden das triviale Alltagsgewand. Blumen umsäumten das Podium, auf dem die pikanten Französinnen seine Werke vorführten.

Das Theatralische lag auch in ihren schlangenhaften Bewegungen, durch die das gleißende Gestein und das eigenartige Kolorit dieser an orientalischen Geschmack gemahnenden Gewänder zur Geltung kam.

Diese merkwürdigen Verrenkungen riefen im Publikum heftige Dispute wegen der Korsettfrage hervor. Poiret belächelte die törichten deutschen Frauen — was für Begriffe — nur Gürtel, meine Erfindungen, sind diskutabel.

Bei den Vorführungen der Wiener war der gewählte Saal auf Ernst und Feierlichkeit gestimmt. In mysteriöses Schwarz und Weiß waren die Wände gehüllt. Gedämpfte Beleuchtung. Stimmungsvolle Musik. Auf der Tribüne ein Spiegel in edlen Linien. Als leuchtend verheißender Farbenfleck ein kostbarer antiker Sessel mit nachlässig hingeworfenen Kleidern und Mänteln.

Langsam, ein wenig feierlich nahen — Blumen im Arm — die Verkünderinnen der neuen Wiener Kunst, steigen auf das Podium und lassen Mäntel und Tücher von den Schultern gleiten. In losen Linien umwallen die farbenfrohen Gewänder ihre Trägerinnen, Künstlerentwürfe, Kleider aus herrlich bedruckten Stoffen, kühne Farbenzusammenstellungen, weich plissierte Röcke, lose fließende Mäntel.

Die Stoffe in ihrer künstlerischen Linienführung werden von den Modekapazitäten des In- und Auslandes anerkannt; für die Lebendigkeit der gesamten Kompositionen, die Originalität der Hüte, Schirme, Schuhe und Tücher sind wir noch nicht reif.

Auch die Wiener wollen das schnürende Mieder ablehnen, die bisher gefeierte Schlankheit scheint hier ein überwundenes Ideal zu sein. In die Klänge der diskreten Musik mischen sich die Jubeltöne der rundlichen Frauen: „Endlich kommen wir zu unserem Recht", jauchzen sie.

Dort Kunst, hier mondänes Leben. Gruppenbilder voll Charme belebten das Kolleg über die neuesten Errungenschaften dieser femininsten aller Wissenschaften. Die Szene ist in einem der Rendezvousplätze der eleganten Welt. Die Räume sind in sattem Grün gehalten. Ueber schwellende rote Teppiche steigen die schlanken, reizvollen Mädchengestalten die Treppe herab, letzter Pariser Schick, kokette Schlitzröcke, köstlich kostbare Reiherhüte, merkwürdig gewölbte Sonnenschirme.



Drei junge Geschöpfe — ein übermütiges Kleeblatt — in wohl abgestimmten Kleidern, drängen sich geheimnisvoll aneinander, fliegen lachend die Treppe herab und zeigen ihre Kleider.

Eine junge, hübsche Mutter, von ihrem Töchterchen begleitet, schreitet herab. Bild auf Bild begeistert die Zuschauer.

Modenschau im Hotel mit Tanz — die Parole des Abends. Eine neue Note, das wortlose Spiel auf der Bühne, in dessen Dienst sich namhafte Schauspieler und Schauspielerinnen stellten. Mustergültig arrangierte Bilder: „Der Tag des Herrn und der Dame" reihen sich aneinander.

Das intime Hausgewand, das Sportdreß, die Renntoilette, die Vorbereitung zum Ball usw., eine Belehrung von subtilstem Eingehen auf die feinsten Nuancierungen dieser differenzierten Kunst.

Endlich gedenkt man des Gents und seiner Not und Qualen. Warum sollte ihm das Glück der Belehrung entzogen werden? Jetzt wird er nie mehr ausländischen Besuchern Anlaß zum Nasenrümpfen geben. Endlich wird er wissen, welche Blume man im Knopfloch, welche Krawatte man trägt, welche Farbe des Oberhemdes zum Rendezvous am späten Vormittag in die Frühlingstimmung paßt. Wie viele seelische Dissonanzen werden durch diese Lehren gelöst werden. Fra Diavolo.

Unsere Bilder

Das Kaiserpaar und Prinzessin Viktoria Luise in Homburg von der Höhe (Abb. S. 607). In diesem Frühjahr weilt der Kaiser mit seiner Gemahlin und seiner Tochter, der jugendlichen Braut, in Homburg v. d. Höhe. In den waldigen Bergen des Taunus, wo jetzt der Frühling mit aller Macht emporblüht, machen die hohen Herrschaften täglich weite Ausflüge im Automobil oder zu Pferde.

Die Notlandung des „Zeppelin IV" in Lunéville (Abb. S. 603). „Der sportliche Unfall", der der Probefahrt des „Zeppelin IV", der die Abnahmekommission an Bord hatte, passierte, und der zu der Notlandung in Lunéville führte, ist in der schnellsten und promptesten Weise zur Erledigung gelangt. Das Luftschiff hatte bekanntlich im Nebel seine Richtung verloren und war von starkem, orkanartigem Wind auf französisches Gebiet abgetrieben worden. Kapitän Glund, als Führer des „Zeppelin IV" auf seiner Abnahmefahrt, entschloß sich zu einer Landung, um jedem Verdacht einer Spionagefahrt zu entgehen. Die Landung erfolgte in Lunéville auf dem Exerzierplatz, wo gerade eine Brigade Jäger zu Pferde Uebungen vornahm. Natürlich wurde das Luftschiff sehr eingehend besichtigt. Das Publikum drängte sich derartig an das Luftschiff, daß französische Kavallerie energische Absperrungsmaßregeln vornehmen mußte. Inzwischen war der Inspekteur des Flugwesens in Frankreich, General Hirschauer, eingetroffen, der das Flugschiff ebenfalls besichtigte und, da es Privateigentum war, seine Freigabe veranlaßte.

Die Hochzeit einer Tochter des Khediven in Kairo (Abb. S. 610). In Kairo fand unter großem Prunk die Hochzeit der Tochter des Khediven, der Prinzessin Attijet Allah Hanem, mit Djell'al Eddin-Pascha, Sohn des gewesenen Großwesirs Farid-Pascha, statt.

Aus dem „Weißen Hause" in Washington (Abb. S. 613). Präsident Wilson, der nunmehr die Zügel der Regierung ergriffen hat, hat nun auch natürlich von der Residenz des Präsidenten, dem „Weißen Hause" in Washington, Besitz genommen. Präsident Wilson liebt seine Familie ungemein, und so hat er es denn sehr gern, wenn alle seine Verwandten möglichst um ihn versammelt sind.

Das Kriegselend in Konstantinopel (Abb. S. 608). Welch entsetzliches Elend der unglückliche Krieg am Balkan im Gefolge hat, erhellt wohl am besten aus dem Umstand, daß in Konstantinopel alle öffentlichen Gebäude, sogar die Moscheen für Verwundete und Flüchtlinge in Anspruch genommen sind. Selbst die wegen ihrer Schönheit berühmte Moschee Mihrimah Jami am Adrianopler Tor ist voll von Kranken und Flüchtlingen.

Der Albanierchef Ismail Kemal-Bei in Rom (Abb. S. 612). Mit dem Haupt der provisorischen Regierung von Albanien, Ismail Kemal-Bei, ist das albanische Komitee in Rom eingetroffen, um mit den führenden Persönlichkeiten in Verbindung zu treten.

König Nikita von Montenegro (Abb. S. 608) fesselt jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen politischen Welt, da er mit seinem Miniaturkönigreich den Wünschen der meisten Großmächte trotzt. Die Blockade seines Landes durch das internationale Geschwader scheint weder ihm, noch seinem Minister des Aeußern Herrn Ramadanowitsch bedeutende Sorgen zu machen.

Die Jury der Großen Berliner Kunstausstellung (Abb. S. 612) ist zusammengetreten und waltet ihres Amtes. Zu der Jury gehören natürlich die ersten Künstler aus den betreffenden Kunstgebieten.

Elsa Galafrès (Abb. S. 611) hat in der Pantomime „Der Schleier der Pierrette" von Arthur Schnitzler in der Titelrolle zum erstenmal die Bühne des Deutschen Opernhauses betreten. Auch hier zeichnet sich die Künstlerin durch lebensvolles Spiel aus.

Frühjahrsreiten im Berliner Tiergarten (Abb. S. 614). Jetzt, wo im Berliner Tiergarten der Frühling keimt und sprošt, ist auch das Reiterleben erwacht. In den frühen Morgenstunden sieht man die elegante Welt von Berlin auf den wundervollen Reitwegen und auf dem Hippodrom hoch zu Roß. Der muntere und kapriziöse Star des Metropoltheaters, Fräulein Madge Lessing, tummelt ihren Pony mit Grazie, Albert Bassermann, unser großer Charakterdarsteller, reitet seinen Hunter, und Gräfin von Staufenberg nimmt eine Hürde wie eine Amazone.

Die Neueinstudierung der Walküre in der Berliner Hofoper (Abb. S. 611). Im Königlichen Opernhaus in Berlin wurde Wagners „Walküre" neu einstudiert und neu inszeniert gegeben. Den Wotan sang Herr Hoffmann, die Brünnhilde wurde von Frau Kurt wiedergegeben.

Die Saisoneröffnung der Grunewaldrennbahn (Abb. S. 611) gestaltete sich zu einem recht weltstädtischen Bild von allergrößten Abmessungen. Besonders glanzvoll entfaltete sich die Pracht der Frühjahrstoiletten.

Personalien. (Portr. S. 610). Dr. Weitsching William Jen ist zum chinesischen Gesandten in Berlin ernannt worden und hat bereits die Geschäfte übernommen. — In München feierte vor kurzem der bekannte Maler Gabriel von Hackl seinen 70. Geburtstag.

Todesfälle (Portr. S. 610). Geh. Baurat Dr. Otto March ist in Charlottenburg im Alter von 68 Jahren gestorben; mit ihm ist einer unserer besten Künstler dahingegangen, von dem trotz seines hohen Alters noch Großes für die Zukunft erwartet wurde. — Ebenfalls in Charlottenburg starb wenige Tage später der berühmte Förderer der deutschen Elektrotechnik, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Adolf Slaby. Besonders auf dem Gebiet der drahtlosen Telegraphie hat er Hervorragendes geleistet. — In Paris starb im 80. Lebensjahr Jean Constans, der lange Jahre hindurch die französische Republik in Konstantinopel vertreten hat.

Die Toten der Woche

Hans Arnoldt, bekannter Bildhauer, † in Berlin im Alter von 52 Jahren.

Jean Constans, ehem. franz. Botschafter in Konstantinopel, † in Paris am 7. April im 80. Lebensjahr (Portr. S. 610).

Geh. Baurat Dr. **Otto March**, bedeutender Architekt, † in Berlin am 1. April im Alter von 67 Jahren (Portr. S. 610).

Prof. Dr. **Wilhelm Schuppe**, bekannter Philosoph, † in Breslau am 1. April im Alter von 77 Jahren.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Adolf Slaby**, berühmter Elektrotechniker, † in Berlin am 6. April im 64. Lebensjahr (Portr. S. 610).

Prof. Dr. **Emanuel von Ullmann**, bekannter Strafrechtslehrer, † in Wien im Alter von 72 Jahren.

Nummer 15.

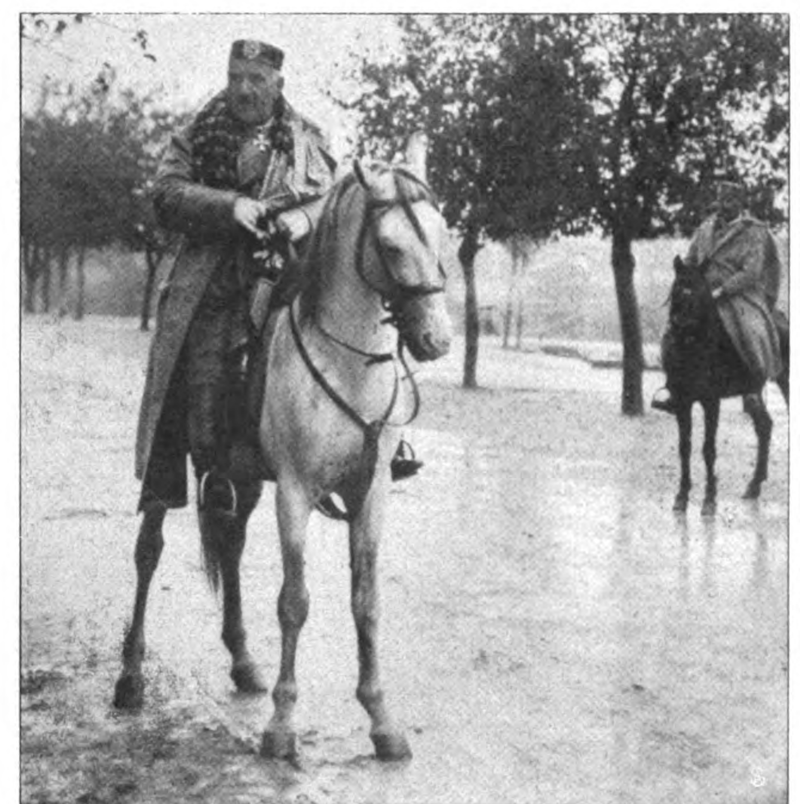
DIE WOCHE
Bilder vom Tage


Seite 607.

Phot. Dannhof.

Das Kaiserpaar und Prinzessin Viktoria Luise bei einem Ausritt.

Vom Aufenthalt des Kaisers in Bad Homburg v. d. H.





König Nikita (links) **und sein Minister des Aeußern Ramadanowitsch** (rechts), der gegen die Anwesenheit der internationalen Flotte protestierte.

Montenegros Widerstand gegen Europa.



Phot. Barning.

Kriegselend in Konstantinopel: Die Mihrimah-Jami-Moschee als Zuflucht für Kranke und Flüchtige.





Kpt. Glund im Gespräch mit Hptm. v. Clermont-Tonnerre u. General Varin.



Untersuchung des Gepäcks. Berl. Ill. Ges.



Phot. Weyer.

Kapitän Glund,
Führer des Zeppelin IV. auf seiner Abnahmefahrt.





Phot. Rapid.

General Hirschauer,
der Inspekteur des Flugwesens in Frankreich.



Oben: Ein Farman-Doppeldecker aus Epinal überfliegt den Luftkreuzer. Unten: Französische Kavallerie bei den Absperrungsmaßnahmen. Phot. Rol.

Die Notlandung des Zeppelin IV. in Lunéville.





Phot. Dührkoop

Prof. Dr. Adolf Slaby †
bedeutender Elektrotechniker.

Phot. Perscheid.

Geh. Baurat Dr. March, †
Charlottenburg, bedeutender Architekt.

Jean Constans †
früher franz. Botschafter in Konstantinopel.



Dr. Weitsching William Jen und Gemahlin,
der neue chinesische Gesandte in Berlin.

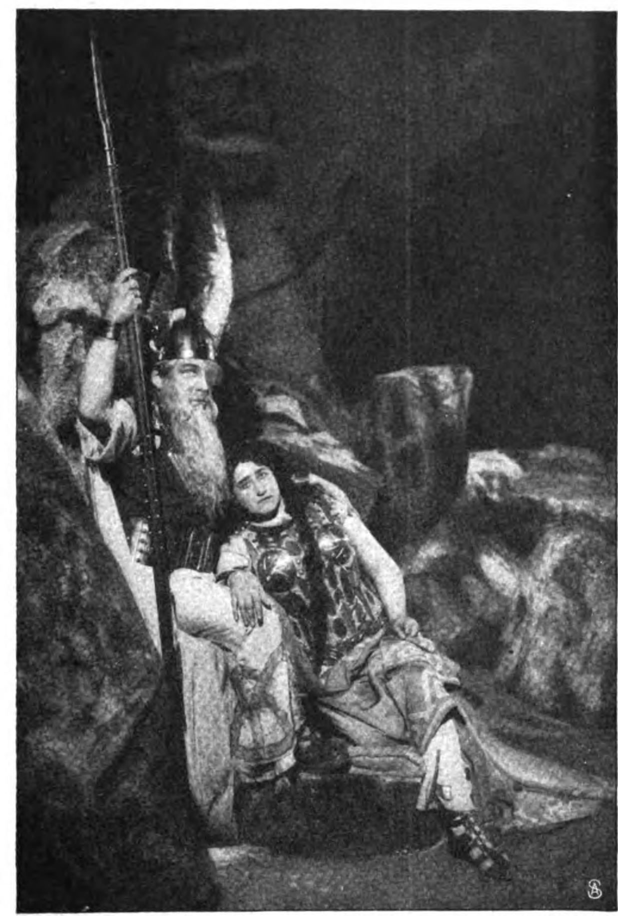


Atelier Oberpollinger

Gabriel von Hackl,
München, bekannter Maler, wurde 70 Jahre.



Der Hochzeitzug mit der prunkvollen Brautkutsche.
Die Hochzeit einer Tochter des Khediven in Kairo.



Atel. Rembrandt.

Herr Hoffmann (Wotan), Fr. Kurt (Brünnhilde).

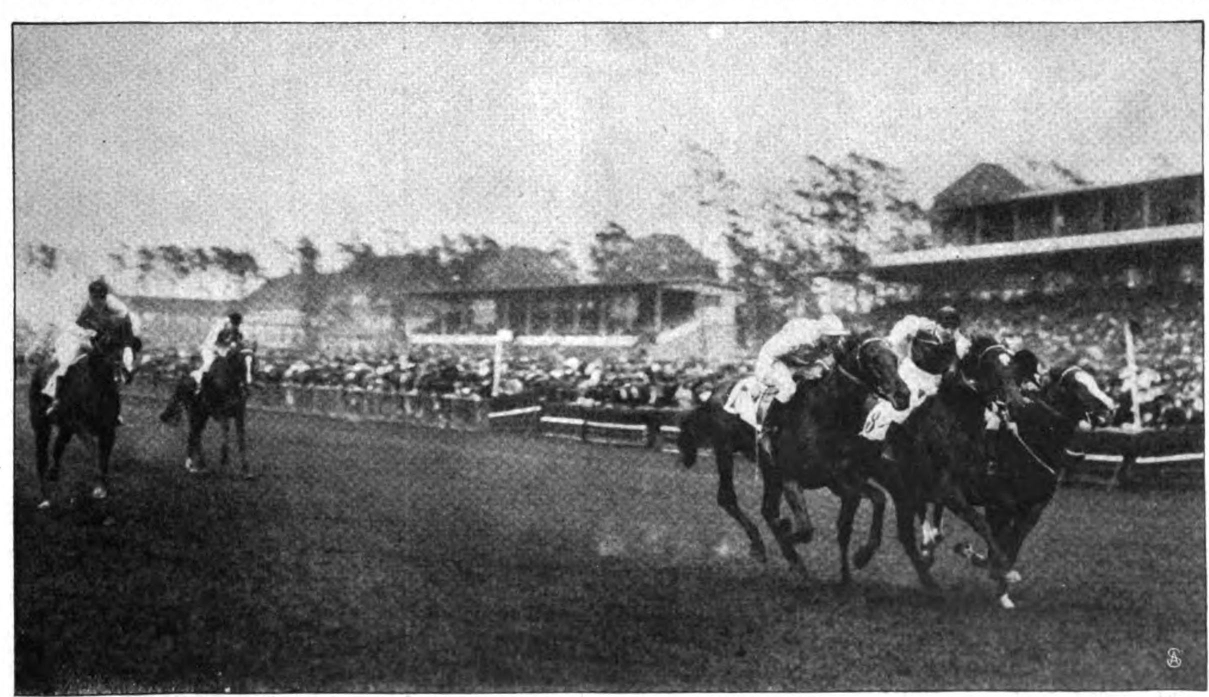
Von der Neueinstudierung der Walküre in der Berliner Hofoper.



Phot. Becker & Maaß.

Elsa Galafrès als Pierrette

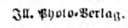
in der Pantomime „Der Schleier der Pierrette" von Schnitzler u. von Dohnanyi.



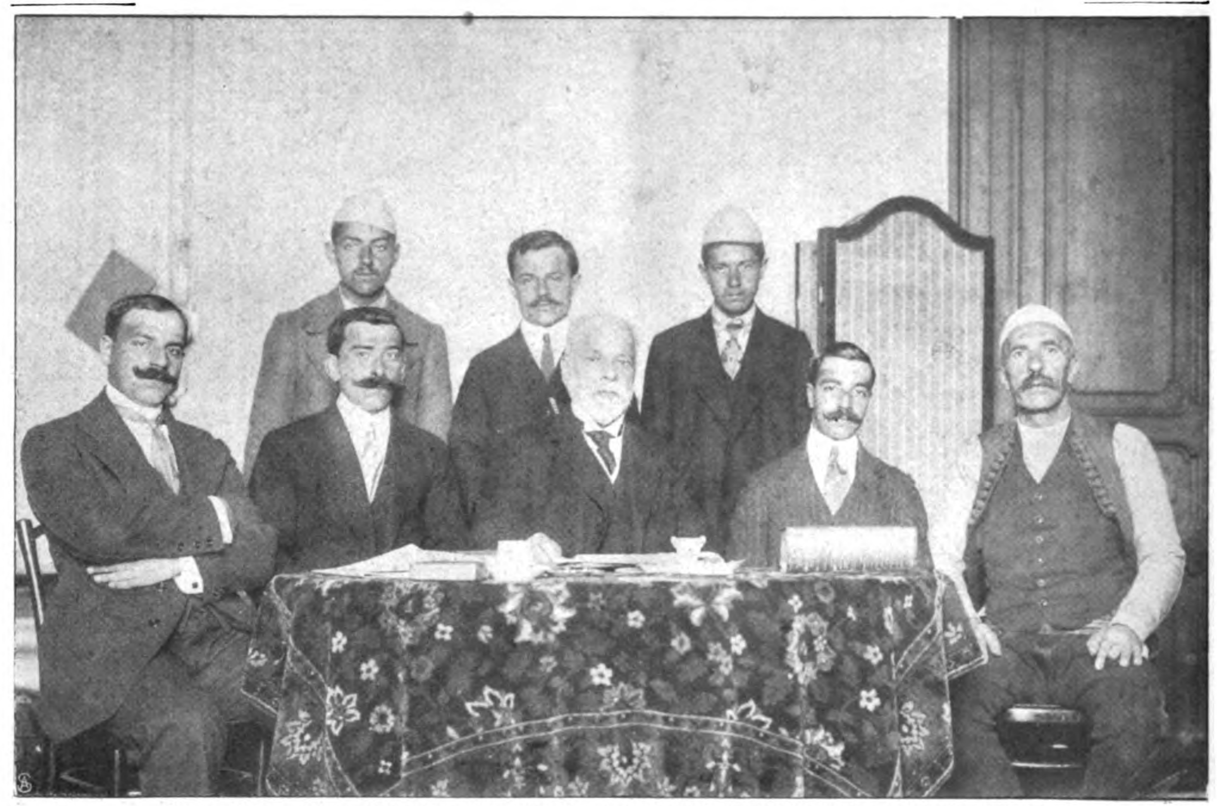
Ill. Photo-Verlag.

Das Finish im Investmentrennen, dem Eröffnungsrennen.

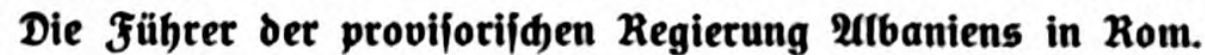
Von der Saisoneröffnung der Grunewaldrennbahn.



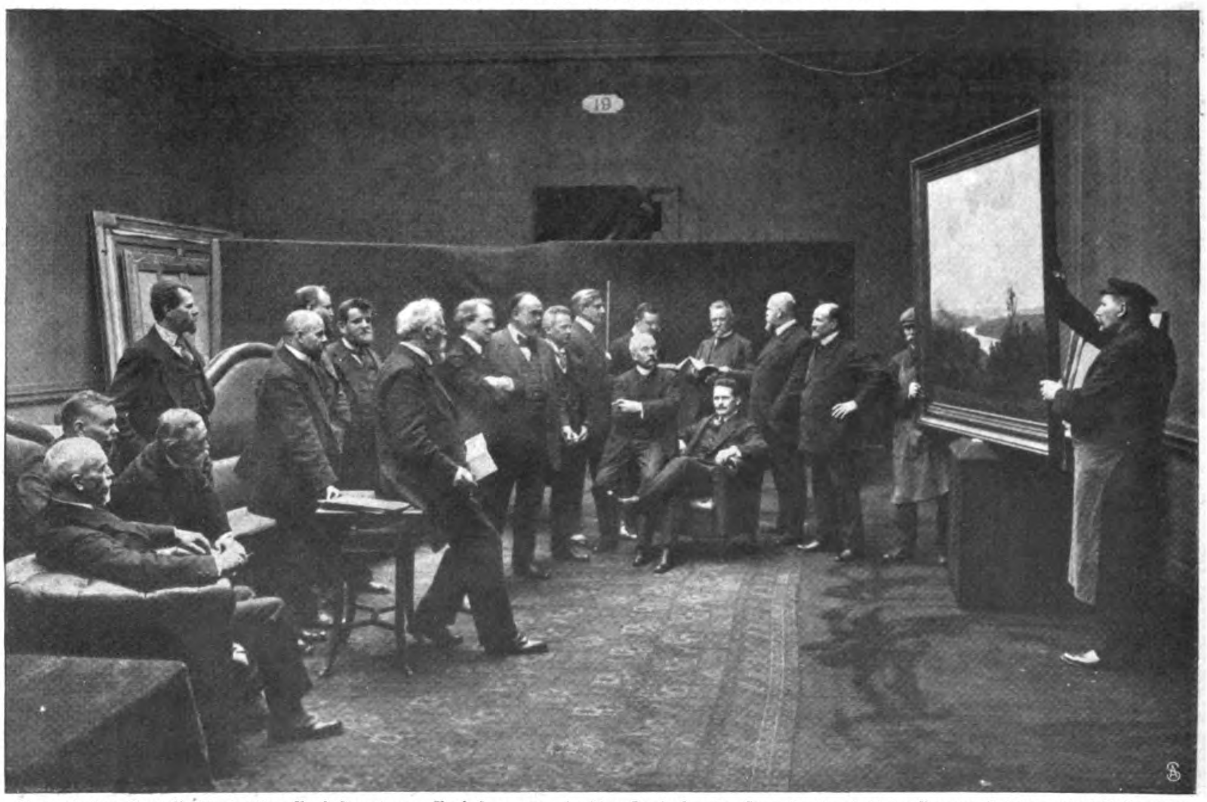




Vordere Reihe von links: Edhem Kemal-Bei, Luigi Guracueti, Ismail Kemal-Bei, Kiazim Kemal-Bei, Issa Bolietinaz.
Hintere Reihe von links: Adem-Bei Bolietinaz, Dimitri Berati, Mustafa-Bei Bolietinaz.



Die Führer der provisorischen Regierung Albaniens in Rom.



Von links: Prof. Brütt, darüber Prof. Haverkamp, Prof. Herrmann, darüber Lewin-Funcke, Hans Hartig, dahinter Bruren, J. Plato, Prof. Kallmorgen, Prof. Pfannschmidt, Prof. Meyer, Prof. Heinemann, Prof. Schott, Prof. Kiesel, —, sitzend H. Hellhoff, darüber Prof. Schlabitz, Prof. Looschen, Prof. Schaefer.

Die Jury bei der Arbeit.

Die Große Berliner Kunstausstellung 1913.



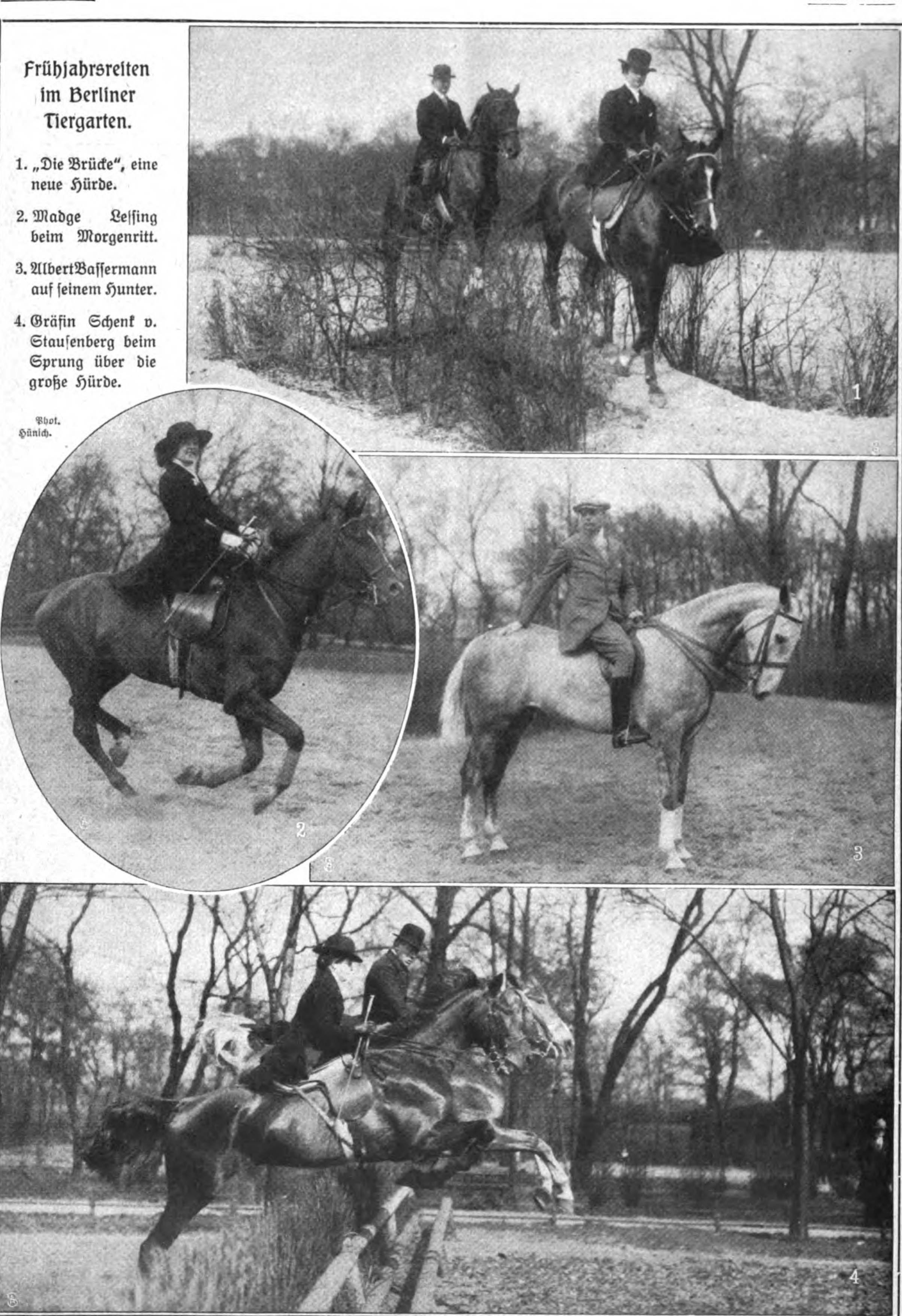






1. Das „White House Baby“ Miß Josephine Wilson Cothran mit ihrer Mutter Mrs. Perrin Cothran, der Nichte des Präsidenten. 2. Miß Virginia Peyton Howe mit ihrer Mutter Mrs. Wilson Howe, der Schwägerin des Präsidenten. 3. Von links: Josephine Wilson Cothran, Virginia Peyton Howe, Wilson Howe, Elisabeth Wilson.

Aus dem „Weißen Hause“ in Washington: Die kleinen Verwandten des Präsidenten Wilson.



Frühjahrsreiten im Berliner Tiergarten.

1. „Die Brücke“, eine neue Hürde.
2. Madge Lessing beim Morgenritt.
3. Albert Bassermann auf seinem Hunter.
4. Gräfin Schenk v. Stauffenberg beim Sprung über die große Hürde.

Phot. Hünich.

Die Kinder des Genies.

Roman von

Marie Luise Becker.

2. Fortsetzung.

Heinrichs Reise nach dem Süden war in wenigen Tagen bestimmt und ins Werk gesetzt, und eins der Heinemannkinder fehlte im Haus.

Gudrun war dadurch viel mehr sich selbst überlassen. Sie hatte sich in diesem Winter von den Freundinnen etwas zurückgezogen, um teils Heinrichs Pflege zu übernehmen, teils Joachim nach dem Schlag mit seinem Stück mehr Sorgfalt und Fürsorge widmen zu können.

Sie merkte erst jetzt, wie fremd ihr seit jener leidenschaftlichen Aussprache Jakob geworden war, wie er sich abschloß und scheu zurückzog. Aber sie kam nicht dazu, dieser seltsamen Veränderung des großen Jungen weiter nachzusinnen, denn da war einer, der immer mehr und mehr um ihre Seele warb und ihre Gedanken gefangennahm.

Oft wanderten nun die beiden durch die herbe Frühlingsluft im Garten auf und ab, und es war, als müßten sie ihre Seelen voreinander ausschütten und die bunten Teppiche ihrer Gedanken einander zu Füßen legen. Und je inniger und zärtlicher sie zueinander sprachen, desto fester wuchsen ihr Glaube und ihre Liebe ineinander, und es war, als schlüge die große, heilige Liebe zur Kunst, in der sie beide geboren und erzogen waren, einen leuchtenden goldenen Mantel um ihre jungen Seelen.

* * *

„Die Stare kommen!“ sagte Joachim Heinemann eines Mittags, und seine Augen leuchteten, und seine Gestalt straffte sich.

„Die Stare kommen!“ das war für ihn Jugend, Frühling, tausendfältiges Erinnern und Neuerleben.

Als ob der ewig neue Frühling auch ihn wieder neu erschüfe, und als müsse dies Werden in ihm auch in seinen Kindern sein und dies jauchzende, feierliche Frühlingserleben ihnen eine neue Welt auftun.

Die Heinemannkinder wußten, was das hieß: den Staren ging man entgegen. Das hatte Joachim immer getan, die fünfundzwanzig Jahre, die er hier lebte — einst mit Irene und dann mit Lorchen und seinen Kindern.

Das Wetter war klar, herb und frühlingsfrisch.

„Karl Nordmann will heute kommen“, sagte Gudrun zaghaft.

Das erstemal in ihrem Leben hatte sie einen Einwand gegen den Weg zu den Staren. Joachim Heinemann hob den Kopf und sah sie scharf an.

Und verstand sein Kind.

Es war eine schwüle Pause.

Seine Gudrun erwählte sich einen Gast zur Frühlingsfeier.

Sie als das erste seiner Kinder hatte nicht mehr genug daran, daß sie hinwanderten — sie allein — wie alle die Jahre.

Und er fühlte, daß sie ihm eine andere geworden war, daß ihre Seele einen neuen Gefährten gewonnen habe, daß er ihr nun ihre Seele frei geben müsse, die er so lange fest in seinen Händen gehalten, damit sie sie einem anderen zum Geschenk machen würde.

Und eine bittere Qual und Eifersucht gegen diesen anderen, den Fremden, den Eindringling, der ihm sein Kind nahm, stiegen in ihm auf. Aber er rang sie nieder in einem Augenblick tiefen, wilden Schmerzes. Dann atmete er tief auf.

„Er soll mitkommen“, sagte er dann. Und alle fühlten, was das heißen wollte, und welches Opfer er damit brachte.

Denn der Weg zu den Staren war ihm eine heilige Frühlingsfeier, und wenn heute Gudrun und Karl zusammen über die Halde zwischen den Forsten gehen würden, dann gab er ein Teil von dem Herzen seines Kindes ab an den andern.

Alle waren schon reisefertig, als Karl Nordmann kam.

Man fuhr mit einer Straßenbahn zum nächsten Dorf.

Dann stieg man auf die Anhöhen, die mit dichtgewachsenen, scharfgezeichneten Äckern zwischen einzelnen einsamen, verstreuten Gehöften still, nur den Frühling erwartend, in der herben Nachmittagstille lagen. Verschnittene Weiden und Pappeln von wunderlichen gespenstigen Formen standen am Weg wie lahme Bettler, die die nackten Arme reckten und sich die verschobenen Hüften zurechtrückten. An allen war der Frühling vorübergegangen und hatte ihre Knospen emporgetrieben, daß sie saftgeschwellt standen, bereit, dem ersten heißen Sonnenstrahl ihre jungen Hoffnungen entgegenzubreiten.

Dann kamen sie höher hinauf, wo die Berge gegen den Horizont stiegen, die breiten Gipfel sich abschattierten und die Hänge mit gradlinigen, dunklen Forsten bestanden waren. Dazwischen lagen wie schwellende Teppiche die Äcker mit der Wintersaat und die schweren, rotbraunen, frisch geeggten Felder. Hier und da war noch ein Rest Schnee in den Rainen. Der Weg war mühsam, ein paar Lachen waren halb gefroren und knirschten. Hell und froh und kühl lag die Sonne auf dem Weg. Der Himmel war ganz hellblau und klar und nach Abend zu mit einem smaragdgrünen Saum und spiegelte sich in einem schmalen, kleinen See, daß er wie ein liebes, blaues Auge drein sah.

Gudrun pflückte einige Zweige, Weidenkätzchen und Birken, und Karl Nordmann half ihr mit seinem Messer, wenn das junge, starke Holz nicht nachgeben wollte.



Dann war es ihnen beiden, als seien diese hoffnungsvollen Zweige ein lebendiges Band zwischen ihnen, das sie aneinanderflocht, als ob jede der Knospen, jedes der weißen Pelzaugen, die aus den braunen Hüllen herauslugten, eine neue Gemeinschaft zwischen ihnen bedeute.

Es war wohl eine Wegstunde, bis sie oben die Stelle erreichten, wo sich alljährlich das gleiche lebende Wunder vollzog, das Joachim und seinen Kindern immer von neuem in seiner Gewalt und Schönheit ein Fest war.

Die Sonne war blasser und kühler geworden, ihre schrägen Strahlen glitten über das Erdreich, das rot aufglühte im Erschauern ihrer letzten Liebe. Der Himmel begann, seine rosa und lila und zartgrünen Streifen zu bekommen, und die Wipfel der Kiefern ragten finster und schwarz in die einbrechende Dämmerung.

Da kamen sie an, eine schwarze, schwere Wolke, der Führer voran, eilig, jagend im heftigen Flug, und fielen dann plötzlich, jäh den Kurs abbrechend, erschöpft von einer langen Fahrt in der scharfen, schneidenden, jungen Luft, hinab, gerade senkrecht, hinab in den Forst, der sie aufnahm, still schweigend, kaum daß die letzten Spitzen seiner Wipfel leise erzitterten.

Ganz ruhig blieb seine dunkle Linie vor dem hellen, silberglänzenden Horizont.

Es war ein heiliges, wartendes Schweigen auf der Höhe.

Dann wieder ein jähes Rauschen — ein Ton — lang hinhallend, als berühre eine Hand eine Violinsaite, die lange, leise und gleichmäßig nachzittere. Und im nächsten Augenblick stand ein dunkler Schwarm in der Luft, wandte sich und fiel hinab in den Forst.

So kamen sie aus dem Süden und rasteten hier, bis in Norddeutschland und noch weiter oben im Norden der Frühling eingezogen war.

Schon ein neuer Schwarm — und dort ein anderer — nun ist der Himmel schwarz von den schwärmenden, eiligen Flügeln. Ein eigentümlicher, schwirrender, gleichmäßig heller Ton erfüllt die Luft, als wenn man einen hohen, hellen Orgelton ganz lang anhielte.

Jetzt bricht ein Stoßvogel, ein Falke oder ein Habicht, in den Forst, und schreiend hebt sich das ganze Volk empor und sinkt nach wenigen Minuten ebenso schnell herab.

Ein neues Volk fällt auf das Nachtquartier der Erstgekommenen, und wieder hebt sich die gewaltige dunkle Wolke über dem Forst empor, wie ein mächtiger, wehender Schleier umkreist sie den Forst und sinkt dann wieder hinein in die Wipfel. Tausende und aber Tausende und Millionen von Vögeln, die die Frühlingsehnsucht heimtreibt in die nordischen Wälder. Denen die Sonne des Südens, die leuchtende Blütenpracht der farbigsten Küsten doch nicht die Erinnerung auslöscht an die stillen Buchenwälder, an den Nestgeruch ihrer nordischen Heimat.

Ewiges Kommen — ewiges Wandern und Suchen — und doch ewiges Heimkehren in den alten, weißen Duft des Heimatwaldes und seiner Werdegeheimnisse!

Als zeichne diese große, gewaltige Schwunglinie des Starenfluges da oben auf den hellen, durchsichtigen, schimmernden Himmel ein Wort, eine Antwort auf eine große schwere Rätselfrage des Lebens. Eine Antwort, deren Schrift dann stehenbliebe, unauslöschlich, als lebendiges, herzschlagendes Lebenswort zwischen dem ewigen Schweigen der stummen Sterne.

Heimat — Heimat!

Und alle dachten plötzlich an den ältesten der Heinemannkinder, der als kleiner Bub hier gestanden und dies lebendige Wunder der Heimatsehnsucht geschaut und dann selbst eine andere, wärmere Sonne suchen gegangen war.

Zum erstenmal fehlte eins der Heinemannkinder bei diesem Weg — zum erstenmal, seit sie alle drei wandern konnten, hatten sie den Weg nicht zusammengemacht.

Und Joachim dachte an die schlanke, bleiche Frau, die einst neben ihm gegangen war — den Berg hinauf — mit dem jauchzenden Glück im Herzen — gerade in den Frühling hinein — und die dann auch eines Tages ihn hatte allein gehen heißen und das ewige Wunder hier oben nie mehr geschaut hatte, und es war ihm, als wehe ein kalter, toter Herbsthauch durch den Frühlingsabend.

Als die Sonne ganz versunken war, war es auch ganz still über den Hügeln. Schweigend und schwarz lagen die Forsten, stumme Hüter des tausendfachen, pochenden Lebens, das ihnen seinen Schlaf anvertraute.

Joachim schlug den Heimweg ein, Lorchen hing sich an seinen Arm, sie war müde.

Jakob schwärmte voran, die Nase in der Luft, als trinke er den Frühling in vollen, berauschten Zügen.

Die beiden jungen Menschen, die sich liebhatten, waren die letzten auf dem Weg.

Die Dämmerung spann sie ein, und doch war es ihnen, als hätten sie einander nie so gut und deutlich gesehen, so war dem einen des andern inneres Wesen aufgegangen.

In den einsamen Gehöften schimmerte Licht, die Kühe rasselten mit den Ketten, ein feiner, weißer Rauch und ein Duft von Erde und Kartoffeln verkündeten das Abendbrot.

Karl Nordmann nahm Gudruns Hand, die den Frühlingstrauß mit allen seinen Knospen und frühen Blüten hielt, und drückte seine Lippen darauf.

„Gudrun, ist es denn so schwer, mir durch das Leben zu folgen?" flüsterte er. „Du weißt doch, wie lieb ich dich habe. Siehst du — ich bin wie die Stare, ich habe auch die ewige Heimatsehnsucht in mir, die mich immer wieder zurücktreibt."

Gudrun ließ ihm ihre Hand.

Sie wußte, daß sie ihn liebte — über alles liebte. Daß sie sein war und immer bleiben würde. Aber ihr Fuß stockte doch im letzten Augenblick vor der Schwelle zu ihrem Schicksal.

„Du wirst mich doch einmal verlassen", sagte sie leise, und eine schwere Ahnung legte ihre dunkle Hand auf ihr Herz.

„Das, was du mir bist, wird mir nie ein anderes Weib sein, Gudrun," antwortete er, und seine Stimme klang wahr, „das muß dein Glaube an mich sein, daß du meine Heimat, meine Jugend, die Seele, die Notwendigkeit meiner Kunst selbst bist."

So wurde Gudrun Heinemann Karl Nordmanns Braut. —



Es sollte eigentlich eine heimliche Verlobung sein, denn beide waren ja noch so jung. Weder Nordmanns noch Heinemanns hatten Vermögen, und Karl galt wohl für talentvoll, doch fürs erste hatte er keine Existenz. Aber es handelte sich um Eltern, die Idealisten waren und an alle Lebensträume glaubten, und denen dieses Liebesglück ihrer Kinder wie ein Geschenk für sie selbst erschien.

Lorchen fand alle Verlobungen reizend, und ihre neue Rolle als Schwiegermutter machte ihr ein köstliches Vergnügen, denn Karl war ihr sehr lieb. Adele Nordmann fand alles gut, was ihre Kinder taten, und liebte Gudrun von klein auf. Diese junge Liebe gab Joachim Heinemann künstlerische Motive, und Ernst Nordmann begann Liebeslieder zu dichten wie vor fünfundzwanzig Jahren.

Alle Kommerzienräte und sonstigen verständigen Leute der Stadt, die die Sache erfuhren — in drei Stunden war sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit bekannt geworden — fanden diese Verlobung einen idealistischen Unsinn, aber wer Gudruns stolzes, freudiges, glückdurchleuchtetes Gesicht sah, schwieg und gönnte ihr diesen Traum. Bill Theilsheim aber reiste am nächsten Tag nach England, wo sein Vater ein Zweiggeschäft hatte.

So kam das Fest, das Gudrun ein neues, besonderes Fest war, weil sie es nun in doppeltem Sinn erlebte. Mit stillen Schauern geheimer Wonne und erwachter Sehnsucht, mit der trauervollen Weihe des Gedenkens an das erloschene Leben, das dieses Gewand an seinem höchsten Festtag getragen hatte, legte sie das Hochzeitskleid ihrer Mutter an.

Heute trug sie es als Verlobte, und später einmal wollte sie es vor dem Altar tragen — später, wenn die Zeit dazu gekommen war. Und plötzlich kam ihr der angstvolle Gedanke, daß diese Zeit ja noch weit — sehr weit — in dunkler, nebelhafter Ferne liege. Und zum erstenmal fühlte sie, daß das ganze wirkende, rasche, hastende Leben der Feind ihrer beharrenden Liebe sein würde, daß sie jeder Stunde Widerstand besiegen müsse, um ihrer Liebe Krönungstag festlich begehen zu können.

Ein rührender Zug von Zärtlichkeit, wie eine Bitte um Schonung und Mitleid mit ihrer jungen Liebe lag auf ihrem sonst so stolzen, herben Antlitz und ließ sie allen wie in einer eigensten Selbstverklärung erscheinen.

Sie sprach die Verse, die Emil Tiger gedichtet — schwungvolle, pathetische Verse — mit scheuer, süßer, innerlicher Wärme, und Joachim Heinemann schloß die Augen und dachte an das Weib, das der Traum und das Glück seiner Jugend gewesen war, und es schien ihm, als sei es sein eigenes Weib, das da seine eigenen Verse sprach. Denn Emil Tiger war ihm der liebste und treuste seiner Jünger. Es war ein wirkliches Kind seines Geistes, das ihm da huldigte — während sein eigener Sohn — und wie ein huschender, schmerzlicher Gedanke streifte ihn die Frage, wie wohl Jakob so eine Dichtung aufgebaut hätte! Nein, Jakob war kein Aufbauender — nein — seine Kinder nicht! Und sie sollten es auch nicht sein! Seine Lebensgefährten, seine Fahrtgenossen — seine Familie, deren Herr und Gott er war. So hatte er diese Familie gegründet mit Irene, die sich selbst verbrannte auf dem Altar, den sie ihm errichtete, und so hütete Lorchen das Feuer seines Hauses.

Er sah sie liebevoll an.

Da legte Lorchen bittend ihre warme, weiche Frauenhand in die seine, als wolle sie ihn erinnern an das Leben voll Liebe, das sie ihm geschenkt. Und er lächelte gerührt und zog ihre Hand an die Lippen.

Dann kam Ernst Nordmann und zog Gudrun an sein Herz und küßte sie auf die Stirn und nannte sie den Sonnenschein und den guten Engel des Hauses. Und sie errötete unter der Flut der farbenreichen, leuchtenden Verse, die sie feierten, und war wieder die lebende Gudrun und nicht die tote Irene.

Die Lebende, die auf ein neues Glück wartete.

Und dann kam Anton Fürst und strich sich die blonde Mähne genau so, wie Joachim es tat. Und hinter ihm die Jungen alle. Der Parthenon, in dem er so viel Aufstand witterte. Heute waren sie ihm alle untertan, heute bewunderten sie ihn noch alle — ihn, das Genie, das ihm seine leuchtende Bahn von Jugend an vorgezeichnet.

Am Abend dieses Tages spielte man im Theater sein neuestes, sein vielverketzertes Drama und rief ihn in frenetischem Jubel immer wieder auf die Bühne. Er kam nicht — nein — das wollte er nun nie mehr. Da warfen sie ihm die Lorbeerkränze in seine Loge, und die schöne Frau Theisheim kam als Muse gekleidet zu ihm und kränzte ihn mit einem vergoldeten Lorbeerkranz.

Und die Schulen zogen mit brennenden Fackeln vor dem Theater auf und begrüßten ihn mit jubelndem Hurra.

Lorchen weinte vor Rührung.

Sie weinte noch, als sie daheim im Schlafzimmer waren.

„Es war zu schön, Vater“, sagte sie gerührt.

„Ja, es war schön — und wir werden vielleicht lange daran zehren müssen“, antwortete Joachim sinnend in tiefen Gedanken.

* * *

Die ersten, kurzen Wochen ihres Brautstandes waren für Gudrun eitel Seligkeit. Joachim Heinemanns Stimmung war die beste und sonnigste, und die ganze Familie freute sich darüber. Gudruns Liebesangelegenheit hatte ihm einen neuen Gedanken gegeben, dem er nun alle seine Zeit zur Ausgestaltung eines neuen Dramas widmete.

Auch ihre Schwiegereltern hatten Gudrun mit großer Liebe aufgenommen, trotzdem sie im stillen gewünscht hätten, daß ihr Karl ein reicheres Mädchen heimführe. Aber sie hofften auf seine künstlerische Zukunft. Sie hatten immer Sorgen gehabt und sie immer friedlich getragen.

Der alte Ernst Nordmann machte seinem Schwiegertöchterchen den Hof und feierte sie in allerlei feinen, lyrischen Dichtungen, und das Brautpaar genoß vorerst einen rechten, echten, idealen Brautstand.

Karl hatte die zarte Art des Mannes aus gutem Haus, der das Weib seiner Liebe mit tausend Aufmerksamkeiten bedenkt. Blumen und kleine Geschenke waren seine täglichen Grüße; sie fühlte überall, wie er auf ihre kleinen Wünsche lauschte und jedes Opfer brachte, sie ihr zu erfüllen. Aber er mußte zurück auf die Kunstakademie



und hoffte, daß er einen größeren Auftrag bei Gelegenheit eines Wettbewerbs bekäme.

Ach, es galt noch so ein langes Hoffen und Harren.

So schieden sie, einander nahe in zarter, junger, keuscher Liebe, voller Hoffnungen und stiller, seliger Zukunftsträume. Sie schieden in Tränen, auf lange Zeit vielleicht.

Gudrun versprach, ganz still zu leben, an keinen Festen teilzunehmen. Sie schwur ihm in die Hand, nie zu tanzen, weil ihm der Gedanke entsetzlich war, ein anderer Mann könne den Arm um sie legen und dabei empfinden wie er.

Gudrun versprach alles.

Aller Lebensfreude, aller Jugendlust wollte sie entsagen um seinetwillen, wollte sich einspinnen wie eine Schmetterlingspuppe, die den Sonnenschein und den Sommer erwartet und den Teil ihres Lebens verschläft, der ihr keine Liebe bringt.

Sie versprach alles und ahnte nicht, wieviel, wie übermäßig viel sie achtlos verschwendete; aber sie war so voller Liebe und voller Ideale, daß es ihr nichts schien, auf alle die Freuden ihrer Jugend zu verzichten, und Lorchen fand das ganz natürlich, hatte sie doch auch ihre ganze Jugend und Jugendlust ihrem Dichter geopfert.

Im Heinemannhaus wurde es nun stiller. Joachim arbeitete mit allen Kräften an seinem neuen Drama — nicht ohne eine gewisse Nervosität, die sich seit seinen letzten Mißerfolgen ständig steigerte und ihn seinen eigenen Werken gegenüber unfrei machte. Die alte, sichere, freudige Schaffenslust war nicht mehr da.

Lorchen behütete und pflegte seine Ruhe, und Gudrun schrieb Liebesbriefe.

Die Schwiegermutter hatte ihr eine alte, hundertjährige Brauttruhe geschenkt, und sie nähte und stickte nun an ihrer Ausstattung, und alle Freundinnen kamen mit Handarbeiten und Gaben für ihren zukünftigen Hausstand, so daß sich diese Truhe mit einem bunten Sammelsurium von praktischen und törichten Dingen füllte. Oft genug kniete Gudrun vor der Truhe und ordnete und sichtete ihre Schätze, betrachtete sie, kramte alles aus und ein und stellte sich vor, wie und wo sie es wohl einmal verwenden wollte, und wie ihr künftiges Heim damit dann aussehen sollte. Und ihre Briefe wurden stürmischer und liebeglühender. Die Zeit des Wartens wurde ihr lang.

Einmal fand sie zufällig zwischen alter vergilbter Wäsche das kleine, perlengeschmückte Häubchen, das sie als kleines Kind getragen — die Großmutter hatte es ihr zur Taufe gestickt — und ein Taufkleidchen aus echten Spitzen, das seit mehr als hundert Jahren allen Heinemannkindern das erste Festgewand gewesen. Diese Dinge nahm sie leise und still zu sich, wickelte sie fest ein und legte sie unten tief in die Truhe. Und wenn sie den Inhalt der Truhe ihren Gespielinnen zeigte — dieses kleine Päckchen zeigte sie nicht. Das betrachtete sie nur zuweilen, wenn sie allein war, und eine süße, schauernde Seligkeit wallte dann durch ihren Körper.

Karls Briefe waren kurz und knapp. Er hatte keine Gabe, seine Gedanken in Briefen auszudrücken. Bei ihm löste sich jedes Gefühl in einer plastischen Form aus. Außerdem hatte er Sorgen.

Ein paar größere Arbeiten, denen er bedeutende Opfer gebracht, verkauften sich nicht, und bei dem Wettbewerb hatte er den Preis nicht erhalten. Seine ganze Sehnsucht ging darauf hinaus, ein oder zwei Studienjahre in Paris zu verbringen, und vorher konnte und wollte er nicht an das eigene Heim denken.

Nun er sich Gudruns Besitz gesichert hatte, war seine Sehnsucht stiller geworden. Er liebte im Augenblick seine Kunst, um die er heiß ringen mußte, mehr als das Mädchen, dessen Treue er sicher war, die sein war und auf ihn wartete. Aber die so schlicht und keusch war, daß sie nicht mit der leisesten Koketterie in ihrem Wesen oder in ihrem Wort sein Sehnen entfachte und reizte.

Die Kunst aber, die Kunst war ihm die andere Geliebte, die Wilde, die Fordernde, um die er ringen und betteln und seine Seele kreuzigen mußte...

Heinrich kam aus Italien in den ersten warmen Tagen zurück. Es ging ihm besser. Die völlige Ruhe, die wohlwollende Behaglichkeit, die Stille ohne jede Aufregungen, mit der der alte Herr ihn umgeben, der nur den beschaulichen und sparsamen Lebensgenuß liebte, hatten ihm körperlich und seelisch gut getan. Er wollte seine Arbeiten für die Reifeprüfung wieder aufnehmen.

Jakob hatte erklärt, Ingenieur werden zu wollen, und zimmerte und bastelte zum Beweis seines Entschlusses in jeder schulfreien Stunde. Darüber war Joachim ganz glücklich. Er ahnte in Jakob den kongenialen Geist und fürchtete ihn wie eine neue, zermalmende Zeit. Wenn diese starke Intelligenz sich in eine praktische und doch auch wieder schöpferische Tätigkeit umsetzen würde — welches Glück, welche Befreiung für ihn und für alle, und welches kraftvolle, wirkliche Leben!

Gudrun war voll feuriger Begeisterung für Jakobs Plan und bestärkte ihn eifrig darin. Außer der Furcht vor der geistigen Rivalität zwischen Vater und Sohn bestimmten sie dazu auch Karls sorgenvolle Briefe, die ihr wieder krasser, als sie selbst es je kennen gelernt, das schwankende Auf und Ab des Künstlerlebens bewiesen.

Ihre Freundinnen und Altersgenossinnen verlobten sich wie sie, aber mit Männern des praktischen Lebens, und die Hochzeit folgte der Verlobung auf dem Fuß. Da waren keine langen Sehnsüchte und traurigen Briefe, da war keine zitternde Angst und Eifersucht: da war wirkliches Leben und betätigte Liebe.

Ihre Schwägerin Elisabeth Nordmann bereitete sich in Zürich auf das Doktorexamen vor.

Wenn sie zu den Eltern kam, predigte sie eine neue Zeit und neue Moral und trug einen Kneifer auf der Nase. Sie verkehrte viel mit russischen Studenten und Studentinnen, schwärmte für utopistische Ideen und stritt sich mit Joachim Heinemann.

Die Verlobung des Bruders hielt sie für einen dummen Streich und höchst altmodisch.

„Bleib bloß nicht hier sitzen und versaure! Werde sein Modell, seine Muse oder mach's wie ich und studiere inzwischen, daß du auf alle Fälle ein freier, wirkender, unabhängiger Mensch wirst! — Warten! Warten! Eine ewig zitternde Sehnsucht bist du ihm — und dir! Lerne arbeiten — denken — analysiere die Liebe, damit sie keine Macht über dich hat. Aber verzehr dich nicht an ihr



und an deinen Hoffnungen, die vielleicht nie Wahrheit werden. Ihr seid am Anfang eurer Entwicklung, seid ganz andere Menschen, als ihr einmal sein werdet in zehn oder fünfzehn Jahren. Was weißt du heute, ob diese beiden Menschen — die dann immer noch Gudrun und Karl heißen — zueinander passen, zueinander stimmen werden wie der Karl und die Gudrun von heute mit ihren dreiundzwanzig und achtzehn Jahren! Liebe ist schön — aber Verlobung — entsetzlich!"

Gudrun sah sie erschrocken an und fühlte, daß sie noch ein Kind einer ganz anderen Zeit war, und dachte wieder an das verschwiegene kleine Päckchen unten in der Truhe.

„Ich warte hier auf ihn," sagte sie leise, „ich kann ja auch inzwischen Vater und Mutter soviel sein — mir wird die Zeit nicht lang."

Elisabeth lachte.

„Ja, ja, Vater und Mutter viel sein, das möchten wohl alle Eltern. Aber wenn man's recht besieht, ist das doch Egoismus und wird nie ein eigenes, geschlossenes Leben daraus. Wir Frauen von heute haben andere Pflichten, als wie als Haustöchter zu versauern. Dir wird es auch noch einmal leid tun, daß du dem Jugendtraum mit Karl dein eigenes Leben und Erleben opfertest! Ihr habt euch ewige Treue geschworen, nicht wahr?" sie lachte und steckte sich eine Zigarette an.

Gudrun nickte, sie konnte nicht sprechen. Elisabeths Spott schnürte ihr die Kehle zu.

„Ja — ja — die ewige Treue!" fuhr die Studentin fort, „wieviel die auf dem Gewissen hat an Tränen und Einsamkeiten! Glaubst du, daß Karl dir je danken wird, was du ihm heute opferst an Jugend und Lebensfreude und wirklichem, schaffendem Leben? Und glaubst du, daß er es dir danken kann? Nein, mein Kind, Karl ist Künstler, und weder dein Entsagen noch deine Liebe können ihn in Ketten schmieden. Höchstens könnte es dein Miterleben und Mitschaffen! Aber — na — was hilft das Reden! Wir haben uns nie verstanden und werden uns nie verstehen, es müßte denn sein, daß du dich noch einmal ganz umkrempelst!"

Gudrun lachte leise.

„Oder du —so alt bist du doch noch nicht, daß du dich nicht auch ändern könntest — und Braut werden — heiraten — —"

„Braut werden — nie — das kann ich dir sagen!" rief Elisabeth heftig. „Der ganze Brautstand scheint mir eine veraltete deutsche Unnatürlichkeit! Nein, daran denke ich nicht. Heiraten?! Schon — vielleicht — wenn mir einer gefällt."

Joachim war bei Elisabeths letzten Worten ins Zimmer getreten und hörte mit Staunen und wahrem Entsetzen diese Ansichten, die er nie für möglich gehalten hätte bei einer deutschen Frau.

Er hielt ihr in feurigen Worten eine Rede, indem er ihr diese falschen Theorien widerlegte, sie schalt und an alle Ideale seiner Zeit erinnerte. Aber Elisabeth war eine Individualistin, die nur sich selbst ausleben wollte und alle diese Ideale über Bord geworfen hatte. Es kam zu einem scharfen Wortgefecht zwischen dem Dichter der Liebe und der deutschen Frau und der modernen Züricher Studentin, die Dinge sagte, wie er sie nie von Frauenlippen gehört hatte.

Joachim war empört, wie junge Mädchen überhaupt von solchen Dingen sprechen könnten, und es gab Mißstimmungen zwischen Ernst Nordmann und Joachim, denn Joachim machte Elisabeths Vater die bittersten Vorwürfe über ihre verkehrte Erziehung, die er einen Verrat an den heiligsten Gütern der Nation nannte. Ernst und Adele Nordmann sahen in Elisabeths Reden nur die vorübergehenden Sensationen einer gärenden, neuen Zeit und lächelten still zu ihren Reden. Sie wußten, daß ihre Tochter im Grunde doch die alte geblieben war; und daß man ihr nur Zeit lassen mußte, bis der junge Most zur Ruhe gekommen. Sie liebten ihr Kind und sahen ihr geduldig und lächelnd zu.

Joachim verstand das nicht, es kam zu scharfen Worten zwischen beiden Familien und allerlei kleinen Reibereien, die wieder die Eintracht des jungen Brautstandes störten.

Das schlimmste aber war, daß sich Ernst Nordmann mit einigen anderen, jüngeren Dichtern auf eine Sammlung einigte, in der er Joachim Heinemann nur sehr wenig Raum und Beachtung gönnte, weil er gerade dem jüngeren Lyrismus ein Sprachrohr geben wollte und auch nach den Wünschen seines Verlegers gehen mußte.

Das empörte Joachim tief, und er warf dem alten Kollegen Neid und Mißgunst und moralisches Totschlagen in heftigen Worten vor. Damit kam es zwischen beiden Familien zu einer tiefen Entfremdung, und Gudrun durfte die Schwiegereltern zu ihrem tiefen Schmerz nicht mehr besuchen. Die stillen Dämmerstunden in Adeles Wintergarten hörten auf und damit diese süße, feierliche Ruhe, die von Adele ausströmte und

Gudrun so viel Mut und Glauben und Festigkeit gegeben hatte. Nun sie ihr fehlte, ahnte Gudrun plötzlich, welche Kraft und welche Andacht des Lebens in Adeles Seele glühte, und was für wundervolle geheime Kräfte sie zu einer solchen Mutter und zu einer solchen Gattin machten.

Die Harmonie zwischen Karl und Joachim trübte sich von Tag zu Tag mehr.

Allerlei Verstimmungen kamen auf. Ja, Joachim fing an, auch gegen Karl heftig zu reden und die Verlobung als unsinnig und unpraktisch zu verhöhnen.

Gudruns blaues Märchenglück wurde ein stilles Martyrium.

Der Herbst brachte Karls Besuch.

Gudrun war unendlich glücklich, den Geliebten wiederzusehen, an dessen Gedenken sich ihre ganze Seele eingesponnen hatte wie eine Schmetterlingspuppe. Aber alle äußeren Umstände machten diese Zeit zu einer unbehaglichen und stürmischen.

Karl hatte einen guten Verkauf an eine Bronzefabrik gemacht und wollte mit dem Geld nach Paris, um die Studien aufzunehmen, nach denen die künstlerische Notwendigkeit in ihm schrie. Joachims Andeutungen, daß junge Liebende zuerst an ihre Ehe denken, lehnte er ab mit dem Hinweis auf seine Kunst und seine Ziele.

„Wenn ich Gudrun heute an mich bände, wäre es zu einem Leben der Entbehrungen. Dazu darf ich sie nicht verurteilen, wo sie es bei euch so gut hat", gab er zur Antwort. „Laßt mich erst zu Ende sein mit meinem Studium, laßt mich etwas wirklich Wertvolles geschaffen haben, damit ich mich nicht schämen brauche, Joachim Heinemanns Tochter zu freien."

Darin lag freilich ein Kompliment für Joachim, aber es erinnerte doch daran, daß er Irene geheiratet, ganz jung, ohne recht zu wissen, wovon leben.

Karl schwieg dazu, denn er konnte doch nicht sagen, wie alle Menschen, die den Dichterhaushalt damals gekannt hatten, der bitteren Not und Entbehrung, in der sie gelebt, die Schuld an Irenes frühem Siechtum und Tod gaben.

Auch neue Verstimmungen zwischen Ernst Nordmann und Joachim tauchten wieder auf und machten dem Brautpaar den Aufenthalt in beiden Familien unbehaglich.

Joachim Heinemanns neues Drama war fertig, fand aber kein Theater, da alle durch die letzten Mißerfolge kopfscheu geworden waren und dies neue Stück für noch weniger gelungen als das vorige erachteten.

Mochte das nun wahr sein oder nicht, mochte hier wohl die Beeinflussung durch eine neue Strömung und eine heftige Preßfehde, in die sich Heinemann eingelassen, mitspielen — er beschuldigte Ernst Nordmann, die Hand dabei im Spiel zu haben, mit seinen Gegnern zu paktieren. Die schmiegsamere Natur dieses weichherzigen und liebenswürdigen Aestheten hatte sich allerdings der ganzen neuen Richtung gegenüber entgegenkommender und verständnisvoller gezeigt, es war also wohl eine wenn auch gewiß unbeabsichtigte Gegensätzlichkeit zwischen den beiden alten Berühmtheiten entstanden.

Die Aussprachen zwischen Karl und Joachim nahmen mehrere Male einen sehr heftigen Charakter an, so daß Karl schließlich mit einem kurzen, kühlen Abschied eher abreiste, als sein Plan war.

Es war etwas Fremdes und Feindliches durch diese Streitigkeiten zwischen ihn und Gudrun getreten — sie konnten nicht unbefangen zueinander stehen, weil sie die Kinder ihrer Eltern waren und künstlerische Fragen ihrer Väter für sie beide Lebensfragen wurden.

Und ihre Liebe litt schmerzlich darunter.

In dieser Zeit kam Bill Theisheim aus London zurück, und als er von dem Stand der Dinge erfuhr, nahm er mit neuem Eifer die Huldigungen für Gudrun auf, die er noch immer mit einer treuen, stillen, warmen Liebe umfing. Wäre sie nicht ruhiger und glücklicher an seiner Seite, könnte er ihr nicht ein sorgenloseres Dasein, ein friedlicheres Leben bieten — wenn auch vielleicht nur ein stilleres Glück als Karl Nordmann?

Was wartete ihrer an seiner Seite? Ruhm —? Vielleicht. — Sorgen —? Gewiß.

Vielleicht Untreue und Einsamkeit.

Für ihn aber, Bill, der sie liebte wie eine schöne, seltene fremde Blume, würde sie immer die Hohe, die Herrliche, die einzige seines Lebens bleiben! Nein — was er ihr zu bieten hatte, war auch ein Glück!

Er hatte noch einen andern Nebenbuhler bekommen: den guten Otto, der plötzlich aus dem Jugendkameraden zu einem fröhlichen Verehrer geworden war und Gudrun schon aus Güte liebte, um sie aus der unglücklichen und aussichtslosen Situation zu befreien, in der sie sich verzehrte.

Heinrich, der sich mit Feuereifer an die Arbeit gemacht hatte, bestand sein Abiturium cum laude — zu aller Freude und Jubel. Aber er hatte sich dabei so angestrengt, daß er fürs erste der größten Ruhe und Schonung bedurfte und an eine Übersiedlung in eine Universitätstadt nicht denken konnte. So blieben die drei Heinemannkinder wieder zusammen im Elternhaus und lebten noch einmal ihre alte Vertraulichkeit und Zusammengehörigkeit. Nun Karl fort war, suchte Gudrun mehr als in letzter Zeit die Brüder und ihr Vertrauen, ihre Liebe, deren ihre schmiegsame, zärtliche Natur bedurfte. Die natürliche Entfremdung von ihrer Familie, die die Verlobung für jedes Mädchen mit sich bringt, machte sich ihr schmerzlich fühlbar, nun sie sich plötzlich vereinsamt sah, und sie suchte wieder zurückzufinden in den engen, geliebten Kreis der Ihrigen, die ihre Jugend, ihre Gedanken, ihre Ideale kannten und ihr Wesen liebhatten.

Alle hatten das stille Gefühl, als müßten sie alles Trennende auslöschen. Joachim widmete sich mehr als je seiner Familie, weil er die Gegenwart aller besonders genoß.

Heinrich hatte ihm schmerzlich gefehlt in den Monaten seiner Italienreise, und er hatte sich geängstigt, ob andere Einflüsse — das andere Milieu — ihm den Sohn verändert wiederbringen würden.

Aber Heinrich war ihm der gleiche geblieben. Auch alle neuen Eindrücke schien er nur aufgenommen zu haben, um sie ihm mitzubringen, um sie seiner gestaltenden Künstlerseele zu schenken.

Joachim sonnte sich am Glück seiner Familie. Er wollte darin glücklich sein. Er wollte nicht sehen, wie Heinrich



immer elender wurde, wie eine Woche nach der andern an seiner Natur zehrte. Heinrich hatte einen häßlichen, hohlen Husten, aber er klagte nie. Er ging wenig aus, mied seine Jugendfreunde und ihre sportlichen Ausflüge und lebte nur geistigen Interessen. Insbesondere widmete er sich ganz dem Vater und seinem literarischen Schaffen, ging ihm als sein Privatsekretär zur Hand, erledigte tausend ermüdende Schreiben für ihn, ordnete seine Briefe, Manuskripte und Bücher, und Joachim mochte seine Nähe nicht entbehren. Darum wollte er sich denn auch nicht Rechenschaft darüber geben, daß eine Reise nach dem Süden hier das nötigste gewesen wäre.

Er wollte nicht sehen, wie Gudrun litt. Nein. Er warb um ihre Seele.

Ihr blauer Frühlings- und Liebestraum hatte ihm gerade gepaßt in seine Stimmung, in sein Motiv, aber er wollte sein Kind darum nicht aufgeben, nicht verlieren, sie nicht den andern schenken. (Fortsetzung folgt.)

Die Anemonenfrau.

Die Anemonenfrau kommt leise, leise
und breitet ihre weißen Linnen aus . . .
Und eine alte, traumhaft süße Weise
streift durch die Herzen – und um jedes Haus.

Und Sterne leuchten durch die Lenzsturmnächte
von einem fernen, fernen Liebesland . . .
Und durch das Tiefblau erster Frühlingsprächte
fliegt flimmerhell ein goldnes Sonnenband.

Ein alter Traum will jedes Herz umkosen
und lind es wecken aus vereistem Leid . . .
Ein Märlein wispert, ach, von Ruhm und Rosen,
von Lorbeergrün und goldnem Krönungskleid.

Das Krönungskleid, das soll die Wunden stillen,
die tief nach innen bluten, tief und heiß,
und alle Narben, alles Weh verhüllen,
verschwiegne Not – die keiner, keiner weiß.

So raunt das Märlein . . . wenn die Föhne rufen,
will phönixhaft und jung das Glück erstehn –
und über morsche, eingesunkne Stufen
selbst in die allerärmsten Hütten gehn.

Ach – was muß da an Not vergessen werden!
An brennend wildem Gram, berggroß und grau!
Kann es denn Friede werden rings auf Erden?! –
Still naht da – weiß – die Anemonenfrau.

Die will so sanft, voll gütelindem Segen,
auf Gram und Not und längstverjährte Schuld
leis – linnenleise das Vergessen legen . . .
In jedes Herz ein Heilkraut still: Geduld!

Wenn hell der Hoffnung Frühlingsglocken klingen,
der Traum vom Glück durchleuchtet Flur und Au,
will allen, allen Schmerzen leise bringen
Vergessenheit – – die Anemonenfrau . . .

Eugen Stangen.

Die Verlegenheit der Hände.

Von Victor Ottmann.

In einer Gesellschaft wurde kürzlich von männlicher Seite die Frage aufgeworfen, wodurch es wohl zu erklären wäre, daß die Damen auf der Straße anscheinend durchaus nicht freihändig gehen könnten, sondern immer einen Gegenstand tragen oder die Hände verstecken müßten. Die anwesenden Damen gaben die Tatsache zu, die einen lächelnd, die andern ein wenig pikiert, gerade als ob man da in unzarter Weise eine ihrer kleinen Schwächen ausgeplaudert hätte. Eine Schauspielerin bekannte, daß sie, die doch auf der Bühne mit unbeschäftigten Händen in voller Sicherheit gehen und stehen müßte, auf der Straße keine zehn Schritte zurücklegen möchte, ohne etwas zu tragen, ein Täschchen, den Schirm, den Muff; es wäre im hohen Grad peinlich, so „ohne alles" zu gehen. Eine sehr ernst veranlagte junge Malerin wollte die scherzhafte Frage gleich zum Problem vertiefen und suchte durch Beispiele aus der alten und neuen Kunst zu beweisen, daß auch die Maler und Bildhauer dem schreitenden Weib gern irgend etwas zu halten oder zu tragen geben, eben aus dem Gefühl einer ästhetischen Notwendigkeit heraus. Wenn eine Dame gar nichts in der Hand hat — so meinte die Malerin — und nicht einmal, was sich bei den heutigen knapp anliegenden Kleidern verbietet, die Rockfalten raffen kann, so muß sie die Arme beim Gehen taktmäßig bewegen wie ein marschierender Mann, und das sind Gesten, die wohl zur Muskulatur und straffen Haltung des Mannes gehören, aber nicht zu den weichen Linien der Weiblichkeit. Daraus erklärt sich auch, warum es dem schwachen Geschlecht ein Bedürfnis ist, beim Gehen etwas zu tragen. Es soll den Händen das unangenehme Gefühl der Zwecklosigkeit genommen, ihnen eine Beschäftigung oder ein Ruhepunkt gegeben werden. Die schönen Tage des Fächers sind leider vorüber; die Eva von heute hat nur ihr Täschchen, über das sich die schlecht orientierte Herrenwelt zu Unrecht lustig macht, oder Muff, Schirm und allenfalls ein Miniaturhündchen. Hoffentlich kommt der Fächer auch auf der Straße wieder einmal zu Ehren, er ist und bleibt doch das reizendste aller Hilfsmittel der Anmut. Übrigens — so schloß die schlagfertige Künstlerin ihre mit Beifall aufgenommene Rede — sollten die Herren doch ja nicht so tun, als ob sie immer wüßten, wo sie die Hände zu lassen hätten; so manchen von ihnen wären diese Körperteile vor den Augen der Öffentlichkeit ebenso im Wege wie einem befangenen jungen Mädchen.

Die Herren lachten, die Malerin hatte recht. Andere Zeiten, andere Moden, andere Gesten. Der ästhetisch einwandfreie Gebrauch von Arm und Hand wie überhaupt die ganze Körperhaltung war zu allen Zeiten eine umstrittene Frage. Lebhaften Völkern hat sie niemals Schwierigkeiten bereitet, der Süditaliener braucht seine oberen Gliedmaßen zum Sprechen, doch schon bei den alten Griechen galt die „geschwätzige Hand", wie aus vielen Stellen ihrer Autoren hervorgeht, für unfein. Sie hatten es freilich leicht, die Hände beim Schreiten zwanglos zu beschäftigen; der wundervolle Faltenwurf des Himation verlangte ihr leichtes, raffendes Spiel, und sie haben in diese Bewegung sicherlich ebensoviel Anmut und



Würde gelegt wie heute die Mohammedanerin, wenn sie den Haïk, ihren so schlichten und doch so malerischen Überwurf, vor dem Gesicht zusammenzieht. Tracht, Gang und Geste, eins greift ins andere hinüber, eins ist vom andern abhängig. Die altägyptische Kunst stellt die vornehmen lustwandelnden Damen gern mit Lotosblüten in der Hand dar, und es mutet uns gerade an, als ob die heilige Blume auch das einzig passende Attribut zu ihrer feierlichen Zartheit wäre. Die Römerin versteckte Arm und Hand im reichen Faltenwurf der Stola, die flandrischen Edelfrauen schürzten mit über dem Schoß zusammengelegten Händen den Vordersaum des Gewandes, und die Patrizierinnen aus Nürnbergs goldnen Tagen ließen die aufgehobenen Enden der langen, pelzverbrämten Oberärmel wie einen Muff die Hände bedecken. Tausendmal haben uns die Meister der Renaissance das königliche Weib gemalt, wie es in schleppendem Samt und Brokat stolz über Marmorfliesen und Rasenteppiche wandelt, jeder Schritt eine Augenweide. Der Gedanke kommt gar nicht auf, daß diese edlen Geschöpfe jemals die Herrschaft über die „klammernden Organe", wie Faust sie nennt, verlieren konnten, und daß die schlanken, blassen Finger nicht von klein auf gewohnt waren, köstlichen Zierat zu halten, schimmernde Perlen, Edelsteine und Gold. Die Dame von heute in ihrem Futteralrock ist übel daran, sie hat nichts zu raffen, und in ihrer peinlichen, durch den Zwang eines — wie heißt es doch gleich? — hüftenlosen Korsetts nach vorn geneigten Beengtheit empfindet sie Arm und Hand in der Tat beinah wie zwecklos gewordene Körpergebilde, mit denen sich ohne Notbehelfe nichts anfangen läßt.

Gehen und Stehen ist eine schwere Kunst, die unbefangene Sicherheit im Gebrauch von Arm und Hand ist es nicht minder. Selbstverständlich glaubt jeder den Kinderschuhen entwachsene Mensch gehen und stehen zu können, aber wie schon dem angehenden Vaterlandsverteidiger auf dem Kasernenhof das Irrige seines Glaubens bewiesen wird, so noch viel drastischer dem Debütanten auf der Bühne. Wie viele junge Schauspieler und Schauspielerinnen sind an der Klippe gescheitert, daß sie nicht richtig gehen und stehen konnten und vor allen Dingen nichts mit Arm und Hand anzufangen wußten! Erst im unbarmherzig hellen Rampenlicht, von tausend Augen durchbohrt, fühlt der Anfänger mit steigendem Unbehagen, daß er ein Paar Hände besitzt, die hilflos in Zuckungen geraten und sich irgendwo festzuklammern, irgendwie zu verstecken suchen. Es liegt in dieser Verlegenheit der Hand ein interessanter Atavismus, denn zweifellos geht sie auf Instinkte zurück, die mit den frühesten Entwicklungsstufen der Menschheit verbunden sind. Das befangene Kind verbirgt die Hände und steckt sie gar in den Mund, und genau ebenso gebärden sich noch heute die Angehörigen primitiver Völkerstämme, wenn sie in Verlegenheit und Angst geraten. Vielleicht kann uns ein Gelehrter erzählen, welche geheimnisvollen Zusammenhänge sich da äußern. Genug, die Verlegenheit der Hand ist ein Übel, von dem selbst mancher sonst recht tüchtige Darsteller sich nie befreien kann, und es entstehen in solchen Fällen dann jene typischen Verlegenheitsmanöver, die so leicht zur schlechten Manier werden. Da gibt es Schauspieler, die immer wieder ihre Fingernägel prüfend betrachten, andere, die ihre Arme in der konventionellen Bühnenpose des Napoleon Bonaparte auf dem Rücken kreuzen, andere, die immer etwas zu trommeln haben, andere wieder, deren Hände nervös über den Rock huschen und sich an den Knöpfen zu schaffen machen oder unbegründete Exkursionen zum Gesicht unternehmen. Es fällt, wie gesagt, dem jungen Schauspieler sehr schwer, auf alle die Notbehelfe zu verzichten, die nur die Unsicherheit verschleiern sollen, und es dauert lange, bis er es lernt, Arm und Hand ungezwungen herabhängen und in den Gesten die größte Sparsamkeit walten zu lassen.

Aber nicht nur auf der Bühne, auch auf dem Podium und überhaupt vor jedem größeren Publikum will die Sicherheit im Gebrauch der Hand erst erlernt sein. Wie vielen Menschen ist es nicht schon peinlich, einen Saal zu durchschreiten und sich von Hunderten von Augenpaaren gemustert zu fühlen, und durch wieviel kleine nervöse Gebärden suchen sie ihre Befangenheit zu verbergen! Selbst gekrönte Häupter müssen sich die Sicherheit vor dem Publikum, dem Ungeheuer, erst aneignen. Es ist wohl keine bloße Legende, daß der große Korse sich vom Schauspieler Talma regelrecht Unterricht darin erteilen ließ. Ein durch seinen Witz bekannter, inzwischen zu seinen Vätern versammelter Beherrscher eines Nachbarstaates hat einmal gesagt: „Wenn die guten Leute wüßten, wie schwer es ist, vor den Augen Tausender feierlich ein paar Stufen hinaufzusteigen, würden sie milder über mein Metier denken." Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist eben nur ein Schritt, ein winziger, gefährlicher Schritt. Jeder Sänger, Vortragskünstler, Redner könnte erzählen, welche Schwierigkeiten es zu überwinden galt, ehe er die völlige Sicherheit der Körperhaltung und der Hand erwarb. Als Yvette Guilbert zu singen anfing, erregte sie die Aufmerksamkeit der Kenner nicht zum mindesten auch durch den Umstand, daß sie im Gegensatz zu den sogenannten „typischen Gesten" ihrer Kolleginnen die Arme schlaff am Körper herabhängen ließ, und obwohl sie damals mager und unschön waren, lag doch etwas seltsam Anziehendes in dieser Ruhe. Andere Vortragskünstler verhalten sich anders, und es ist schwer, zu sagen, wieviel dabei Unbewußtes, wieviel beabsichtigte Pose ist. So gibt es einen berühmten Liedersänger, der anscheinend nur singen kann, wenn er zwischen den aufgeregt zitternden Fingern ein Batisttuch zerknittert. Ein ganzes Buch ließe sich über die sonderbaren und zum Teil höchst komischen Verlegenheitsmanöver der Hand bei Rednern schreiben. Mancher Volkstribun kann nicht sprechen, ohne mit einem Bleistift zu fuchteln und imaginäre Gegner damit zu erdolchen, ein anderer wieder knöpft sich fortwährend den Rock auf und zu, und eine bekannte Zierde eines deutschen Parlaments scheuert beim Sprechen unermüdlich die seidenen Aufschläge seines Gehrocks blank. Aber auch schon beim gewöhnlichen Gespräch führen die Hände vieler Menschen in der Verlegenheit seltsame Tänze auf, fahren nervös an die Krawatte, reiben sich, daß die Gelenke knacken, spielen mit allen erreichbaren Gegenständen und trommeln auf den Tisch. In Griechenland sieht man bei Männern aus dem Volk oft einen eigens für die Beschäftigung der allzu lebhaften Hände erfundenen Apparat in Gebrauch: ein Kettchen mit verschiebbaren Kugeln aus Rosenholz, Glas oder Bernstein, ähnlich wie der Rosenkranz der Katholiken. Unaufhörlich spielen die Kugeln zwischen den Fingern, und der Mann käme sich wahrscheinlich hilflos vor, wenn ihm einmal die Kette fehlte.

Kapriziöse Natur des Menschengeschlechts, wie spiegelst du dich im wundervollen Gebilde der Hand, in ihrem Haschen, ihrem Versagen, ihrem resoluten Zupacken und ihrer drolligen, rührenden Verlegenheit!



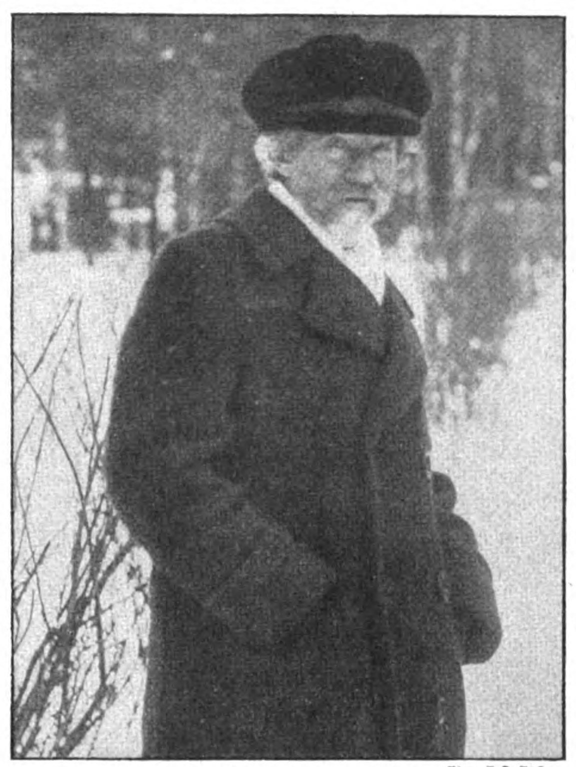
Beim Maler Ilja Repin.

Von Else von Boetticher. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Nordwärts führt mich der Bahnzug aus dem Lärm und Getriebe Petersburgs, durch sandige Heide und dunkel ragende Wälder über die finnische Grenze. Eine Bahnhofsuhr mit doppeltem Zifferblatt verkündet hier sowohl die in Finnland gültige mitteleuropäische wie die russische Zeit. Zollbeamte durchschreiten die Wagen. Ueberall herrscht eine Ordnung und Sauberkeit, die fast erstaunlich wirkt.

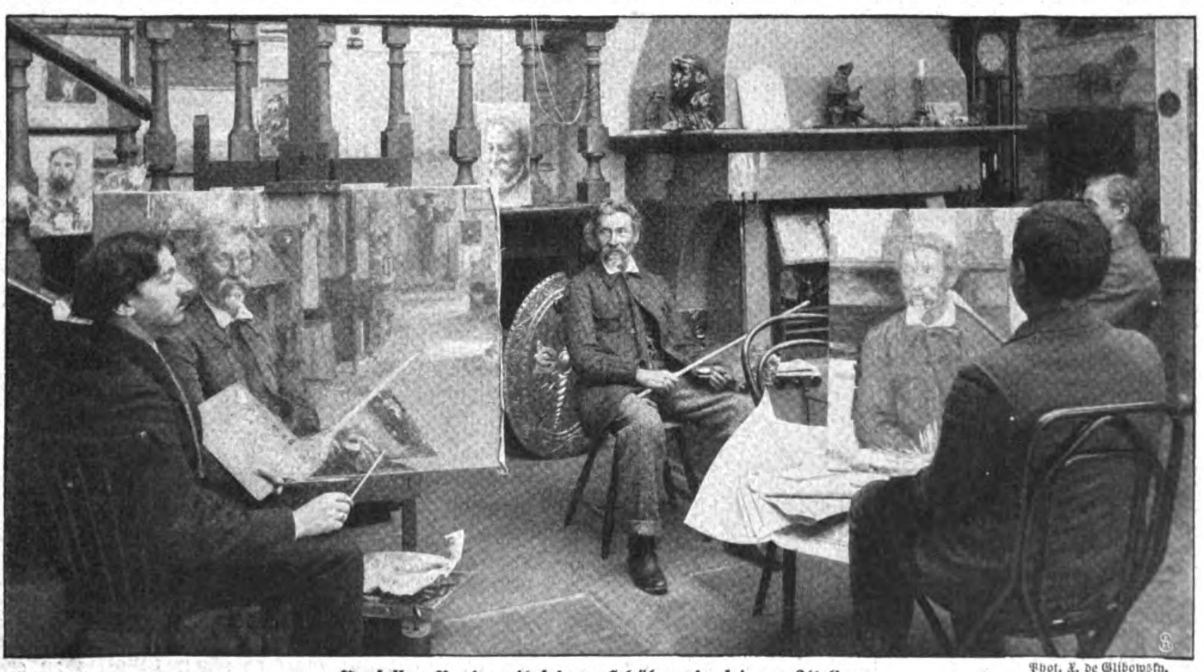
In Kuokalla verlasse ich den Zug und erblicke einen Ort mit langgestreckten, niederen Holzbauten. Kleine einspännige Wagen mit flinken Pferden harren des Fremden, und die blondhaarigen Kutscher begrüßen ihn mit lautem Zuruf. Auf schmalen Sandwegen rollt das Gefährt dahin, durch Birken- und Weidenalleen, zwischen Wiesen und Feldern dem Wald zu. Ein kühler Hauch weht vom Meer herüber, dessen Rauschen man deutlich vernimmt. Die grünen und roten Türme der Holzdatschen, in denen die Petersburger den Sommer verbringen, lugen aus dem Wald; lange Bretterzäune umschließen die Gärten.

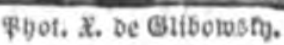
Endlich halten wir vor einer Holzpforte, die mit geschnitzten Lotosblumen und Skarabäen geschmückt ist und die Aufschrift „Penati (die Penaten) 1903" trägt. Ein gerader langer Gang, der auf eine Gartentreppe mündet, führt von hier zwischen Parkanlagen zu einem hölzernen Ausfichtsturm empor, der die ganze Gegend zu beherrschen scheint. Rechts erblicke ich ein braun getöntes Blockhaus mit schwarzen und weißen Balkenverzierungen, weiten Glasveranden und vorspringenden Erkern und Türmchen. Stille herrscht ringsum, kein Mensch ist zu sehen. Große Zettel an der Glastür und im Vorraum aber weisen den Fremden zurecht. Einer lautet: „Schonet die Dienstboten! Lege ab und tritt fröhlich ein!" Ich durchschreite mehrere geschmackvoll eingerichtete Zimmer und gelange auf die Gartenseite des Hauses. Dort finde ich auf einer offenen Holzveranda den fast siebzigjährigen Altmeister der russischen Malerei, Ilja Jefimowitsch Repin.



Der russische Maler J. Repin. Phot. C. O. Bulla.

Er sitzt an einem weißen Holztisch, der mit Feldblumen und Farnkräutern geschmückt ist, und auf dem Honig und Konfitüren, Lebkuchen und frisches Weizengebäck angerichtet sind. Auf dem Nebentisch dampft ein-



Professor Repin mit seinen Schülern in seinem Atelier. Phot. K. de Gilbowsky.

ladend der Samowar. Repin hat heute Empfangstag wie jeden Mittwoch. Im leichten Seidenanzug, heiter und behaglich, plaudert er mit seinen Gästen, ein kleiner Mann mit hellen Augen und weißem Spitzbart, der Typus des gutmütig wohlwollenden Russen. Wer ihn hier erblickt, wird schwerlich in ihm den Schöpfer der wilden Kosakenbilder, den kühnen Zeichner und scharf charakterisierenden Porträtisten vermuten. Die Schriftstellerin Natalia Borissowna Ssewerowa jedem Gast nach Belieben in Bewegung gesetzt wird. — Heitere Ungezwungenheit herrscht in dem Kreis, der zum größten Teil aus fortschrittlich gesinnten Künstlern besteht, und in dem sich auch die Witwe des ersten Dumapräsidenten Muromzew, die ehemals Sängerin war, und Frau Andrejewa-Skilondz von der Königlichen Hofoper in Berlin befinden.

Gegen Abend führt Repin uns hinauf in seine Atelierräume (Abb. S. 623); sie befinden sich in den



Phot. C. O. Bulla.

Die Mittwochsgesellschaft an der runden Tafel.

macht die Honneurs seines Hauses. Sie ist gleich ihm Tolstoi-Anhängerin, und beide suchen die Ideen der Menschenliebe und Brüderlichkeit auf ihre Weise ins praktische Leben zu übertragen. Alle Mitmenschen sind ihnen Brüder und Schwestern, sie wollen niemand zur Dienstbarkeit verurteilen und kein Tier töten zu ihrer Nahrung. Jeder Gast wird gebeten, sich selbst den Tee einzuschenken, sich selbst zu bedienen. Das spät eingenommene Mittagsmahl besteht aus wohlschmeckenden Gemüsespeisen, erlesenen Früchten und Wein. Es ist auf einer drehbaren Holzplatte angerichtet, die die Mitte eines runden Tisches bildet (Abb. obenst.) und von Türmen, sind durch weiße Holztreppen und kleine Galerien miteinander verbunden und haben helle gehobelte Bretterwände. Er arbeitet gerade an einem großen Gemälde: „Auf dem schwarzen Meer", das ein Boot in stürmischer Fahrt, gefüllt von einer erregten enge, darstellt. Unverkennbar zeigt sich hier der Schöpfer der „Burlaki", der Schiffer beim Treideln, und des berühmten Kosakenbildes: „Schreiben der Saporoger an den Sultan Mohammed IV.", das man 1885 wegen der Kühnheit der Bewegung und der Feinheit der Farbe bewunderte. Nicht nur die Seele seines Volkes zu erfassen, sondern ihm auch auf den Pfaden der Geschichte

Phot. K. de Glibowsky.

Die Gäste des Malers vor der Villa.

Mittwochsempfang bei Professor Repin (×) in seiner Villa in Kuokalla (Finnland).

nachzugehen, war schon das Streben des jungen Repin, der in den siebziger und achtziger Jahren das berühmte „Kleinrussische Dorf", die „Heimkehr der Rekruten" und Szenen aus dem Leben Johannes des Schrecklichen und der Zarewna Sofia malte, in einem seiner letzten Gemälde aber den jungen Puschkin vor dem russischen Hof darstellt. Fast jedes Bild fesselt durch eine Fülle interessanter Charakterköpfe.

Auch im Porträt hat Repin Hervorragendes geleistet. Schlichte Vornehmheit und schillernde Eleganz, kühne Genialität und grüblerisches Nachsinnen vermag er in gleich fein und scharf beobachteter Weise wiederzugeben. Die Vornehmsten und Reichsten seines Landes hat er porträtiert und sich dadurch ein Vermögen erworben. Er verwendet es zum Teil zu philanthropischen Zwecken, hat z. B. ein Volkstheater errichtet, einen weiten Holzbau mit offenen Veranden, in dem beim Schein matter Petroleumlampen Vorträge über vegetarische Lebensweise und Gesundheitspflege gehalten, Theater gespielt und zu den Klängen einer Harmonika getanzt wird — alles ein wenig primitiv, aber phantastisch und fröhlich.

Man ist bestrebt, Kultur und Bildung zu verbreiten. In froher künstlerischer Unbekümmertheit bauen Repin und seine Freunde sich ihre Welt — eine Welt der Schönheit und Menschenliebe. Und er wandelt darin mit der Sicherheit des schöpferischen Menschen, der sich das Recht eigener Lebensgestaltung zuerkennt. Er verläßt seine „Penaten" nur, um weite Auslandreisen zu machen, aber auch dann treibt es ihn nach kürzerer oder längerer Zeit immer zurück in die Stille und den unberührten Frieden der nordischen Natur.

Medaillen aus den Befreiungskriegen.

Von Dr. Max Bernhart. — Hierzu 17 Abbildungen.

Auf einer Reihe von Medaillen sind die Ereignisse des großen Jahres und bedeutende Persönlichkeiten, die mit ihnen verknüpft sind, in Wort und Bild der Nachwelt zum Andenken festgehalten worden. Und heute, nach hundert Jahren, haben wir die Pflicht, dieses Andenken zu feiern.



1. Freiherr v. Stein. Medaille von Heuberger.

2. Fürst v. Hardenberg. Medaille von Heuberger.

Rußland war durch die Kämpfe von 1812 geschwächt und konnte an einen Krieg mit dem Zwingherrn Europas nicht denken; auch Oesterreich war infolge vieler Niederlagen wirtschaftlich so entkräftet, daß es 1810 den Staatsbankrott hatte erklären müssen — und so richteten sich aller Augen erwartungsvoll auf Preußen, wo Fürst und Volk sich um die Hebung des Vaterlandes mühten. König Friedrich Wilhelm III. legte, unterstützt von tatkräftigen vaterlandsliebenden Männern, Hand an die Umgestaltung von Staat und Heer. Freiherr vom Stein und Hardenberg waren in erster Linie die staatlichen Reformatoren, Scharnhorst und Gneisenau die militärischen. Die charakteristischen Züge des Ministers Freiherrn vom Stein, der nach einer Kabinettsorder Friedrich Wilhelms vom Jahr 1807 „als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen ist, der, auf sein Genie und Talent pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß und Erbitterung handelt", „des unerschütterlichsten Fürsten", wie ihn Ernst Moritz Arndt nennt, diese Züge sprechen auch aus dem Porträt der Heuberger-Medaille (Abb. 1). Eine andere Medaille (Abbildung 2) des gleichen Künstlers gibt das Bild des Kanzlers von Hardenberg, der nach dem Urteil des Freiherrn vom Stein „die Gutmütigkeit und Freundlichkeit sanguinischer, genußliebender Menschen hatte; einen Verstand, der leicht faßte, Tätigkeit, ein vorteilhaftes Aeußeres . . . Nicht nach dem Großen und Guten strebte er um des Großen und Guten willen, sondern als Mittel zum eigenen Ruhm".

3. Friedrich Wilhelms III. „Aufruf an mein Heer". Eisengußmedaille von C. Jacob.

Am 17. März erließ Friedrich Wilhelm III. die berühmten Aufrufe „An mein Volk" und „An mein Heer", in denen er zum erstenmal den ernsten und heiligen Zweck der Rüstungen klarlegte und zu Mut und Ausdauer in dem nahe bevorstehenden Krieg mahnte, der der ehrenvolle Todeskampf der preußischen Monarchie werden oder in dem man alles Verlorene wiedererobern sollte. Der Auf-

ruf „An mein Heer“ ist bildlich wiedergegeben in einer Eisengußmedaille (Abb. 3) von C. Jacob mit dem zu seinen Soldaten sprechenden König und der Aufschrift „Preußens ritterlicher König ruft sein treues Volk im Jahre 1813“.



4. Hüftbild des Königs Friedrich Wilhelm III.
Eisengußmedaille von Goetze.

Eine andere einseitige Eisengußmedaille von Goetze (Abb. 4), die im Jahr 1816 ausgeführt ist — die Erlaubnis zur Ausprägung erhielt der Künstler erst 1822 — zeigt uns das Hüftbild des Königs in Uniform, in der erhobenen Rechten den Feldherrnstab haltend, die Linke am Degen. Eine inschriftlose einseitige Eisengußmedaille auf den Kaiser Alexander von Rußland stammt aus der Werkstatt des bedeutenden Berliner Meisters Posch (Abb. 5). Es ließe sich auch eine ziemlich vollständige Porträtgalerie der bedeutendsten deutschen Fürsten, die an der militärischen Reform arbeiteten, zusammenstellen, wir wollen uns aber mit einer kleinen Auswahl des Interessantesten begnügen. „Dem Fürsten Blücher von Wahlstatt“ widmeten die Bürger Berlins im Jahr 1816 eine große Medaille mit dem markanten Kopf des Feldherrn einerseits und dem drachentötenden St. Michael anderseits. Die Ausführung der Medaille war dem Breslauer Stempelschneider Anton König übertragen. Abgesehen von den Poschschen Eisengüssen — darunter die auf Kaiser Alexander und Napoleon (Abb. 6) — ist wohl diese Blüchermedaille den besten deutschen Arbeiten aus den Jahren 1810 bis 1820 einzureihen. Besonders die Medaillen von deutschen „Künstlern“ auf das Jahr 1813 sind geeignet, den Tiefstand der Kunst, die in der bewegten Zeit ganz und gar in den Hintergrund treten mußte, zu kennzeichnen. Aus dem Jahr 1855 stammt eine Arbeit von der Hand des nachherigen Berliner Medailleurs Kullrich, die Medaille auf Blücher, Gneisenau und York, deren drei hintereinander gestellte Köpfe von einem Band mit Kampfszenen aus den Befreiungskriegen umgeben sind (Abb. 7).



5. **Kaiser Alexander von Rußland.**
Eisengußmedaille von Posch.



7. Denkmünze auf Blücher, Gneisenau u. York.
Von Kullrich.



6. Medaille auf Napoleon.
Von Posch.

Von der großen Anzahl von den künstlerisch durchweg guten Medaillen mit dem Porträt Napoleons sind hier zwei charakteristische Arbeiten in Abbildung wiedergegeben; die eine ein Eisenguß von dem Medailleur an der Berliner Eisengießerei Posch (Abb. 6), die zweite von den französischen Stempelschneidern Depaulis und Brenet (Abb. 8a u. b). Auf den Tod des Marschalls Ney (6. Juli 1815) schuf der französische Medailleur E. Rogat im Jahr 1832 eine Denkmünze mit dem Bild des Siegers in den Kämpfen bei Dresden und des hartnäckigen Verteidigers von Leipzig (Abb. 9). — Außer den Persönlichkeiten, die im Jahr 1813 eine bedeutende Rolle spielten, sind auch





8a u. b. Medaille auf den Sieg der Franzosen bei Lützen.
(Vorder- und Rückseite.) Von Depaulis u. Brenet.



9. **Marschall Ney.**
Medaille von E. Rogat.

noch einige Ereignisse aus diesem Jahr in Medaillen verewigt. So ist die am 19. März erfolgte Sprengung eines Pfeilers der Elbbrücke in Dresden auf einer seltenen Medaille des Dresdner Stempelschneiders Reinhard Krueger bildlich dargestellt und inschriftlich beklagt*) (Abbildung 10).



10. **Sprengung** eines Pfeilers der Elbbrücke.
Medaille von R. Krueger.

Auf den Sieg der Franzosen bei Lützen bezieht sich eine Medaille von den französischen Künstlern Denon und Depaulis mit dem Brustbild Napoleons auf der Vorderseite und zwei fliehenden Reitern, einem Husaren und einem Kosaken, auf der Rückseite (Abb. 8a u. 8b). Eine Schraubmedaille von dem Nürnberger Johann Thomas Stettner (Abb. 11), die sich nach dem Bild der Außenseiten auf die Eintracht der verbündeten deutschen Staaten bezieht, enthält zehn kolorierte Kupferstiche von F. Fleischmann, Schlachtszenen darstellend, mit beigesetztem Text, so auf die Schlachten bei Lützen, Bautzen, Dennewitz, Leipzig und andere. Auf einer auf die Schlacht bei Leipzig geprägten Medaille (Abb. 12) sind auf der Hauptseite die drei dankenden Monarchen Friedrich Wilhelm, Franz und Alexander auf den Knien, himmelwärts den Blick gerichtet, dargestellt, während das Bild der Rückseite den Freiheitsaltar darstellt. Ein seltener Jeton mit dem Brustbild des Fürsten von Schwarzenberg zeigt rückseitig die Ansicht des belagerten Leipzig.



11. **Denkmünze auf die Eintracht der verbündeten deutschen Staaten.**
Von Thomas Stettner.

Eine häufige Denkmünze, die anläßlich des Wiener Kongresses ausgegeben wurde (Abb. 14), vereinigt auf dem Avers die Köpfe der bedeutendsten Heerführer im Lager der Verbündeten, auf der Rückseite sind inschriftlich die Daten der Schlachten der Jahre 1813 und 1814 aufgeführt.

„Glorreich für die Streiter der heiligen Sache endete das große Jahr, in dem sie die Befreiung Deutschlands erkämpften! Frohe Ahnung beseligt die Menschheit: ihr namenloses Leiden wird eine schöne Zukunft tilgen. Gütiger Himmel! Laß diese Hoffnung nicht vergebens sein und laß gelingen den Wunsch der edlen Fürsten! Heil Euch, Herrschern, die Ihr den Uebermut in Staub stürztet, die Kette sprengtet, die alle Geistesfreiheit lähmte. Jubelnd schallt der Dank der Völker, und segnend werden noch die späten Enkel für ihre Freiheit Euern Manen opfern!" Das die Worte auf den Innenseiten der Schraubmedaille von Stettner (Abb. 11). — Und so kam es.



12. **Medaille auf die Schlacht bei Leipzig.**
Die Hauptseite zeigt die drei dankenden Monarchen Friedrich Wilhelm, Franz und Alexander, die Rückseite den Freiheitsaltar.



13. **Brustbild d. Fürsten v. Schwarzenberg.**



14. **Denkmünze auf den Wiener Kongreß.**

*) Die Medaillen sind dem K. Münzkabinett München und einer bedeutenden Sammlung von Medaillen der napoleonischen Epoche entnommen, deren Katalog durch die Münzhandlung Otto Helbing Nachf. zur Ausgabe gelangte.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

24. Fortsetzung.

Nun ruhte Kaspar von der Zültz seit einer Stunde in dem Boden, der einst sein gewesen und ihn jetzt für immer umfing. Der weiße Sand der Mark war auf den schwarzen Sarg hinabgerieselt. Tief blaute darüber der wolkenlose Sommerhimmel, vor Hitze müde hing das Grün der Trauerweiden in der leise zitternden Luft, Sonnengold überflutete die grauen Holzkreuzreihen des Kirchhofs. Ein Schmetterling flog, umflatterte einmal noch das Grab des verspielten Mannes, gaukelte weiter, bunt und unstet wie das Leben. Dann rührte sich nichts mehr als Gräserschwenken im Mittagswehen. Still schliefen die Toten. Die Lebenden hatten schon lange den Gottesacker verlassen. Es waren ihrer nur ein paar: die Tochter, der Schwiegersohn, zwei Verwandte. Von der Nachbarschaft, von dem Familienverband der Zültz hatte sich niemand des ehemaligen Wendisch-Wieschers erinnert.

Oben, vor dem weithin leuchtenden weißen Herrenhaus auf dem Hügel, stand Otto Lauckardt, noch in feierlichem Schwarz, den umflorten Zylinder auf dem rosigen, trotz der Trauerstimmung selbstgewissen, lächelnden Gesicht. Er hatte seine tiefverschleierte Frau in ihre Zimmer geleitet. Nun bot er seinem Vetter Fahrenholtz eine Zigarre an und blies selbst die ersten blauen Rauchringel gegen die Sandsteinbeine einer zopfigen Ceres, die, das Füllhorn im Arm, von ihrem Postament herab die Teppichbeete überwachte.

„Nett von dir, daß du aus Görtzke rübergekommen bist!" sagte er.

Der Finanzmann schwieg und rauchte. Dann meinte er als Mann der Tatsachen: „Na ... eigentlich war's ja ein Segen."

„Für alle Teile.... Aber ein Vergnügen waren die sechs Wochen nicht. So zuzusehen, wie jemand wie eine Tranlampe auslöscht.... Es steckte doch noch eine kolossale Zähigkeit in dem kaputten Menschen."

„Sechs Wochen ist das schon her? Herrgott ja, wie die Zeit vergeht."

„Ja. Da lag er eines schönen Morgens da unten am Waldrand. Rein durch Zufall fand ihn meine Frau auf einem Abschiedspaziergang um das Haus! Wir waren doch im Begriff, abzureisen. Merkwürdiges Zusammentreffen — nicht?"

Der Bankteilhaber streifte die Asche seiner Zigarre am Schienenbein der Ceres ab und lachte „Der Landwirt, wie er im Buch steht! Vor der Erntezeit packt er die Koffer und dampft ab! Du willst wohl vom Rigi aus deinen Roggen einfahren — was?"

Otto Lauckardt lächelte auch, aber eigentümlich überlegen.

„Ich bin ja hiergeblieben, wie du siehst! Wir konnten doch natürlich nicht weg, wenn sich der Vater meiner Frau ausgerechnet am selben Tag aufs Sterbebett legt. Und jetzt, nach sechs Wochen, verliert man die Lust."

„Und was er dabei für ein feierlich überlegenes Gesicht macht! ... Otto ... Woher beziehst du eigentlich deine Selbstzufriedenheit? Ich beneide dich darum. Ich wäre froh, wenn ich nur ein Zehntel so von mir überzogen wäre wie du von dir. Was ist denn passiert, worauf du so stolz bist?"

„Ich hab meine Gründe ... für mich!"

Die beiden Vettern verstummten. Vor ihnen lag das weite märkische Land. Blauten die Seen, dunkelten die Forsten, hoben sich Kirchtürme, Windmühlen, Herrensitze aus wogender Saat. Nahe da unten umschloß das Mauerviereck die Stille des Friedhofs. Man sah deutlich die paar weißgrünen Kränze auf dem frischen Grab des Wendisch-Wieschers.

„Das alles hat ihm nun mal gehört!" sagte der junge Bankherr nach einer nachdenklichen Pause. „Na, lange haben die Zültz' ja hier nicht gesessen. Und was mein Görtzke betrifft ... der alte General von Stobberow hinterließ ja keine Erben. Seine beiden Söhne sind ja siebzig gefallen. Ich möchte mir nicht vorwerfen lassen, daß ich jemand von seiner Scholle vertreibe.... Deswegen brauch ich jetzt eine gewisse Ueberwindung zu dem Geschäft, so gut es an sich ist."

Otto Lauckardt hatte gleichmütig vor sich ins Blaue geschaut mit einem satten Herrenlächeln. Dies alles ist mir untertänig.... Er hatte nicht recht zugehört. Was gingen ihn die Sorgen des kleinen, nervösen und energischen Mannes an seiner Seite an, der nur froh war, wenn er zwölf Stunden täglich in der Berliner Tretmühle schuftete. Er fragte zerstreut: „Was für ein Geschäft?"

„Mein Nachbargut Sommerwerk kommt doch nun endgültig in nächster Zeit unter den Hammer!"

Im selben Augenblick war der andere ganz Leben und Ohr. Er wandte hastig den blonden Kopf.

„Endgültig — sagst du?"

„Ja. Die Hypotheken sind gekündigt. Bornim kann sie sich bei den miserablen Zeiten für die Landwirtschaft unmöglich auch nur in annähernd gleicher Höhe wieder beschaffen. Es fehlt ihm rund eine Viertelmillion. Die bringen, bei der heutigen Lage der Dinge, auch seine Verwandten und Freunde schwer auf — auch wenn sie wollten.... Aber seine Ehescheidung — die Flucht der Frau aus seinem Haus ... das macht gerade in diesen Kreisen den schlechtesten Eindruck ... dazu der Einfluß des Schwiegervaters ... nee ... Bornim ist rettungslos im Verkrachen."

Der neben ihm erwiderte nichts. Ein Zug des Triumphs spielte um seine Lippen.

„Ja. Nun muß ich zugreifen, wenn ich das Entenluch bekommen will, die einzige nicht versumpfte Stelle weit und breit an der Bracke, wo ich von mir aus die neuen Fabrikanlagen unter Augen und Aufsicht hätte. Warte ich, bis andere Sommerwerk kaufen, so machen mir die nachher die unverschämtesten Preise für die paar hundert Schritte Uferland. Mir scheint, ich fahre immer noch besser und billiger, wenn ich die gesamten Hypotheken erwerbe und bei der Versteigerung gleich die Hand auf das ganze Dominium lege. Das kann ich ja dann ohne unser Fabrikterrain weiter verkaufen. Es ist der einzige Weg, sicher zu dem Terrain zu kommen. Sonst schnappt mir das die Konkurrenz weg. Und schließlich ... eine Härte?



Ja, wenn ich Sommerwerk nicht erwerbe, erwirbt's ein anderer. Wenn man denkt . . . siebenhundert Jahre haben sie, glaub ich, den Besitz."

„Ach was! . . . Nur keine Sentimentalität in Geschäften!"

Der andere hob erstaunt die scharfen Augen.

„Wenn ich das sagte . . . aber du . . . Du bist doch mit Bornim befreundet."

„Ich war es höchstens!"

„Ich glaube, du hast überhaupt keinen Freund!"

„Laß doch mich aus dem Spiel! Ich sitze hier fest! Fester denn je! Fester als andere! Mich bringt keiner aus dem Sattel. . . . Du willst heimfahren? Ich bin auch froh, wenn ich bei der Hitze aus Angströhre und Bratenrock herauskomme. Du — hör mal, du weiser Salomo: Fändest du es sehr pietätlos, wenn ich heute, am Begräbnistag, abends ein bißchen auf den Anstand gehe? Hinten rum? . . . Der kapitalste Bock, der seit Gott weiß wie lange im Land war. Denk mal, den Triumph, den Herrn von Machwitz wegzuschießen!"

„Menschenskind . . . mußt du dich denn immer an andern messen? Schieß den Bock, weil es dich freut, und nicht, weil es den Machwitz ärgert. Du lebst ja ewig aus zweiter Hand."

Otto Lauckardt überhörte das absichtlich. Er beugte sich über die Tür des Wagens, in dem sein Vetter saß, und forschte halblaut, Siegestrunkenheit in den Augen: „Also du machst das mit Sommerwerk?"

„Ich bin fest entschlossen! Ich bin froh, daß du es auch so auffaßt! Ich fürchtete, daß du als sein Freund oder wenigstens als sein Parteigenosse" . . .

„Meinen Segen hast du."

Der Herr des Hauses hatte es so leise zwischen den Zähnen gezischt, daß es der andere im Rasseln des abfahrenden Wagens nicht hörte. Otto Lauckardt lächelte dem halb geistesabwesend, halb gönnerhaft nach. Dann ging er hinauf zu seiner Frau. Sie saß still am Fenster in ihrer blassen, schwarzgerahmten Schönheit. Müde. Erschöpft von der wochenlangen Pflege. Ihre Züge waren weich und schmerzlich. Sie wandte langsam den Kopf nach ihm. Es lag etwas Ergebenes in dieser Bewegung. Es hatte den Eindruck, als wollte sie Schutz bei ihm suchen. Er trat neben sie, legte die Hand auf ihren Scheitel, lächelte nachsichtig auf sie herab. Stolz. Du bist mein. Nichts hat der andere. Ueberall greift er ins Leere. Umsonst griff er auch nach dir. . . .

Draußen war der blaue Sommertag. Buchfinkenschlag im Laubdunkel vor den Scheiben. Ilse saß, ohne sich zu rühren, gottergeben unter seiner Hand. Dieser trübe, strenge Ernst um ihre Lippen war ihm neu. Dort kannte er sonst nur Trotz oder Lachen. Jetzt murmelten die etwas. Er verstand es nicht recht. Neigte wohlwollend horchend das Haupt.

„Du möchtest jetzt allein sein? Das begreif ich vollkommen. . . . Das fühl ich so nach, Ilse. . . . Denk nur jetzt an den armen Vater!"

Er war innerlich froh, daß sie ihn wegschickte. Diese Trauerstimmung paßte nicht zu seinem siegessatten, heimlich jauchzenden Selbst. Als er gegen Abend allein mit sich und seiner Büchse, kurz vor Sonnenuntergang, den Waldrand hinausschritt, erfaßte ihn ein Racherausch, schüttelte ihn, umnebelte ihn, daß er mit funkelnden Augen laut vor sich in den Wald hineinlachte. Er blieb stehen und suchte den Horizont ab, an dessen Rand die Sonnenscheibe in goldgeränderten Blaugrün und Purpurviolett verschwand. Dort drüben lag Sommerwerk. Dort drüben warf es jetzt einen nieder . . . warf ihn nieder, daß er nie wieder aufstand.

Er sah ihn vor sich, sich zu Füßen, während er jetzt hämmernden Herzens auf seinem Feldstuhl kauerte. Er wartete nicht auf den Bock. Seine Gedanken wanderten rückwärts . . . durchs Leben . . . und überall stand da plötzlich in der Erinnerung, wie aus Luft und Dunst zusammengeflossen, Achim von Bornim auf Sommerwerk vor einem, immer und von jeher . . . immer über einem . . . drückte einen . . . brachte einen zum Haß.

Stille umher. Die heilige Morgen- und Abendstille im Wald, die nur der Jäger kennt. Der Wind steht gut. Kommt von Westen über die Saat, auf die der Bock austreten soll. Da . . . es rührt sich was . . . nein, nur ein Hase. Er hoppelt gemächlich zum Klee. . . . Wart du nur bis zum September, alter Freund, dann sprechen wir ein Wort miteinander! . . . Gurru — gurru . . . Wildtauben oben über einem, im Eichengeäst. . . . Da streift eine ab, im scheuen, schnellen Flug über die Wipfel. . . . Ein metallisches Glucksen . . . das Eichhorn schießt an der entgegengesetzten Seite des Baumriesen pfeilschnell empor. . . . Verwünschtes Kroppzeug . . . schafft mir lieber den Bock! . . .

Aber was da vor einem steht, ist nicht der kapitale Sechser . . . nein, ein Bild im Geist . . . wieder Achim von Bornim, breitbeinig, fest auf der Erde, verwegenen Hohn in den grauen Augen: Schau mich an, ich bin das, was du sein willst! . . . Nein, mein Lieber . . . jetzt nicht mehr! Jetzt möchte ich nicht mit dir tauschen. Nicht in deiner Haut stecken. Du bist in Bälde nur noch eine Vogelscheuche und ein Kinderspott. Und ich — ich bleibe . . .

Rehe . . . Rehe dort am Waldsaum . . . Man sieht immer noch deutlich genug bei dem schwindenden Büchsenlicht: das ist nicht das gesuchte Gehörn: eine Geiß, das gefleckte Kitz neben sich. Zwei Schmalrehe. Sie sichern sorgsam . . . Augen nach dem Wind . . . Fangen dann vertraut an zu äsen . . .

Immer war einem dieser Bornim im Weg gewesen . . . Da stach einen eine Mücke gerade da in die Wange, wo man seine Narbe von einst trug . . . Das war der Anfang. Das sammelte sich so ein Leben lang an . . . bis zum letzten, dem Kampf um die eigene Frau . . . Nun kam die Vergeltung für alles auf einmal, entlud sich in einem einzigen Gottesgericht. Otto Lauckardt fuhr auf, beugte sich vor. War dort der Bock? Nein. Noch nicht. Es war hohe Zeit . . . und war ihm in dem Abendschweigen, in dem er nur sein eigenes Herz pochen hörte, zumute, als lauere er nicht auf die Kreatur, sondern wolle Achim von Bornim zur Strecke bringen. Er lachte still in sich hinein. Das tat ja nicht mehr not! Der lag schon! Weidwund! Alles wandte sich von dem geschlagenen Mann. Und vor allem sie — sie da oben — seine Frau. Seit Wochen hatte sie nicht von ihm gesprochen, gleichgültig zugehört, wenn einmal sein Name fiel. Es schien: er tat ihr nicht einmal mehr leid . . .

Nun war es schon beinah dunkel. Im Tümpel räusperten sich die ersten Frösche zum nächtlichen Konzert. Schattenhaft huschte als Bote der Nacht der Ziegenmelker auf lautlosen Schwingen über das Riedgras. Da vorn ein Wiesel im braunen Sommerkleid wie eine vierbeinige Schlange in langen Sprüngen. Es war kaum mehr eine Möglichkeit, den Bock überhaupt noch zu erkennen. Aber Otto Lauckardt saß immer noch still und käute seine Rache. Ich bin der Sieger, und du bist doppelt besiegt. Deine



Frau ist von dir. Und ich halte die meine... Sie ist über dich zur Tagesordnung gegangen, du großer Abgeordneter. Sie hat dich fallen lassen wie alle Welt...

Er stand auf, sicherte, hing die Büchse um und reckte durch die Nacht beide Arme weit von sich, in aufschäumendem Kraftgefühl: Ich bin der Stärkere. Nach langem Kampf. Du liegst am Boden. Wie man den Bock da auf die Decke legt...

Als er im Dunkel, kriegerisch vor sich hinpfeifend, nach Hause schritt, fiel ihm freilich ein: Der Bock lebt ja noch! Der Bornim auch! Ach was! Das war nur noch eine Galgenfrist. Nun läutete dem Bornim schon das Armesünderglöckchen zum letzten Gang.

Er schritt in diesen Tagen gehoben einher. War voll Nachsicht und Milde gegen seine Frau. Sie hatte ja nur ihre Pflicht getan. Aber sie war für ihn doch das Werkzeug und Gleichnis des Sieges. Das dankte er ihr im stillen und ehrte ihr Schweigen und ihre Trauer um den Vater und ließ sie mit sich allein und ging die ganze Woche hindurch mit dem zähen Phlegma seines Wesens hinaus auf den Bock, der bald da, bald dort frisch geschlagen hatte und als listiger Kämpe des Waldes sich doch nirgends blicken ließ, und diese Jagd wurde ihm in seinem Rausch von Stolz zu einem aufregenden Sinnbild: mit dem alten Widersacher im Holz treff ich den Bornim selber mitten ins Herz...

Am Sonntag kam der Vetter Fahrenholtz des Mittags herüber und sagte gleich, als er mit dem Ehepaar bei Tische saß: „Also — es ist so weit, Otto! Ich habe meine Hand auf die Hypotheken gelegt! Morgen früh wird die Geschichte in Berlin notariell festgemacht. Ich kriege sie sogar noch mit Damno von dem liebenden Schwiegervater!"

Otto Lauckardt füllte ihm lächelnd das Sherryglas.

„Und was meint denn Bornim zu der Bescherung?"

„Unauffindbar — danke dir schön! — Oder vielmehr nicht zu sprechen!"

„Er muß doch in Sommerwerk sein!"

„Nein! Nicht mehr! Er hat sich in die Entenkaten unten an der Brücke zurückgezogen, behaupten wenigstens seine Leute. Da haust er in Schilf und Schlamm."

„Was macht er denn da?"

„Vielleicht denkt er über die Vergänglichkeit alles Irdischen nach. Jedenfalls ist er da ungestört! Mir täten meine Lackstiefel in dem Morast leid."

Otto Lauckardt warf einen Blick auf seine Frau. Sie saß vollkommen ruhig, mit unverändertem Gesicht da. Ihm lachte das Herz im Leibe. Nie war er so liebenswürdig gegen den Vetter gewesen wie heute. Als der sich verabschiedete, meinte er zum Hausherrn: „Man sollte wirklich glauben, dein seliger Schwiegervater hätte dir 'ne Million hinterlassen nach deiner rosigen Laune."

„Gott... Emil... du arbeitest zu viel! Ihr alle! Das macht euch krittlich. Schaut mich an! Ich hab mich zum Lebenskünstler entwickelt!"

„So? Na... Aber dann zu einem wenig geglückten Exemplar der Gattung. Nie, solange ich dich kenne, warst du mit deinem Schicksal zufrieden!"

„Jetzt bin ich's!"

Die Zigarre in der Hand, leise vor sich hinsummend, kehrte Otto Lauckardt zu seiner Frau zurück. Er setzte sich an den noch nicht abgeräumten Kaffeetisch und goß sich Likör in ein Silberbecherchen. Er war in einer rosigen Herrenstimmung. Draußen brütete die schwere feierliche Sonntagstille des Gutshofs. Pralle Sonnenglut. Hier innen erfrischende Kühle. Ein Klubsessel. Alles urgemütlich. Nur eins langweilig: das ewige Schweigen der Ilse. Früher, da schwatzte sie wie ein Wasserfall. Stundenlang über Gott und die Welt. Aber in letzter Zeit hatte sie sich die Sprache fast abgewöhnt. Na ja... die Geschichte mit dem Alten... die Trauer... Aber da hob sie den Kopf. Eine sonderbare, unvermittelte Frage: „Wann reisen wir denn nun von hier ab, Otto?"

Jetzt nach Tisch wollte er seine Ruhe. Er ärgerte sich ein wenig.

„Wie kommst du denn auf einmal darauf?"

„Vor sieben Wochen waren doch schon die Koffer gepackt und die Pferde eingespannt. Da kam Papas Tod dazwischen. Das liegt jetzt hinter uns. Auf mich brauchst du keine Rücksicht zu nehmen. Ich bin jeden Augenblick bereit."

Otto Lauckardt rauchte und lächelte still vor sich hin.

„Warum sollen wir denn eigentlich fort, Ilse?"

„Du hast es doch selbst gewollt."

„Ja... früher!"

„Und ich hab es auch eingesehen und dir recht gegeben!"

„Damals. Jetzt ist es nicht mehr nötig."

„Wieso denn?"

Er bezwang seine Ungeduld, wandelte sie in ein hochmütiges Achselzucken der Überlegenheit.

„Na — wenn also der vielberufene Name durchaus noch einmal ausgesprochen werden soll: Ich hatte keine Lust, den guten Bornim länger zum Nachbarn zu haben! Darum wollt ich gehen. Aber nun geht ja er! Geht mit Pauken und Trompeten um die Ecke. Du hast's ja eben gehört. In 'nem Vierteljahr spätestens ist der Mann erledigt... Komplett erledigt..."

Mit einer verächtlichen Gebärde warf er den Zigarrenstummel wie einen toten Feind von sich in die Aschenschale. Wieder der geheimnisvolle, stille Hohn.

„Wenn er abzieht, brauche ich es doch nicht zu tun! Wir sind doch nicht wie die zwei Löwen, die sich gegenseitig bis auf die Schwänze auffressen: Einer kann doch bleiben! Das ist in diesem Fall meine Wenigkeit!"

Er badete sich im Gefühl seiner Überlegenheit. Er schritt mit der Miene eines Triumphators auf und ab.

„Wenn der Mann in der Gegend bliebe — ja, das wäre was anderes! Aber das kann er doch nicht! . . . Seinen Bruder, den Lüdecke, hat er, wie sich der Staatsanwalt für den interessierte, schon vor vier Wochen über Hals und Kopf nach Amerika spediert . . . als seinen Quartiermacher . . . Hahaha . . ."

„Lache nicht!"

„Wer zuletzt lacht, meine Liebe! . . . Du wirst sehen, der Bornim folgt ihm bald über das große Wasser! Na, ich wein ihm keine Träne nach! Ich gönn es ihm! Er hat es verdient . . . Aber redlich . . ."

„Sei jetzt still . . ."

Es war etwas in den dunklen Augen seiner Frau, was Otto Lauckardt unwillkürlich zur Vorsicht mahnte: Aber sein Rachedurst war zu groß. Er sagte sich selbst: Halte jetzt lieber den Rand! Und sprach doch weiter und redete sich immer mehr in gesättigtes Selbstgefühl hinein.

„Der ganze Kerl war ein Scharlatan! . . . Er hat alles hier an der Nase herumgeführt: seine Familie, seine Freunde, seine Nachbarn, seine Wähler! Nun kommt der große Kladderadatsch! Mich wundert's nicht. Ich hab ihn schon lange durchschaut. Ich hab ihm nie über den Weg getraut . . . Wie? . . . sagtest du etwas?"



„Nein!"

„Man mußte sich mit ihm stellen . . . Natürlich . . . solange er am Ruder war . . . einfachstes Gebot der Klugheit . . . Daraus kann man keinem einen Strick drehen!"

„Gefürchtet hast du dich vor ihm!" sagte Ilse in einem sonderbar harten Ton. Sie wurde immer bleicher.

„Gefürchtet? Pah . . . Rausgeschmissen habe ich ihn . . . da drüben aus dem Zimmer . . . nicht den geringsten Respekt hab ich mehr vor ihm!"

„Ja. Weil er im Unglück ist. Das sieht dir ähnlich!"

Er überhörte es absichtlich. Er schloß hochfahrend: „Nun lasse mich, bitte, mit allem, was Bornim heißt, ungeschoren! Ich habe den ganzen Krempel dick!"

„Ich hab auch gar nicht davon angefangen, sondern dich gefragt, wann wir endlich für immer von hier fortgehen . . ."

„Jetzt noch? . . . Ich versteh dich nicht!"

„In ein paar Stunden kommt dein Vater hierher zu uns auf Besuch. In seiner Gegenwart können wir darüber nicht streiten. Bis dahin muß es entschieden sein!"

„Ist es schon! Wir bleiben! Furchtbar einfach!"

Die junge Frau erhob sich.

„Ich kann nicht bleiben!" sagte sie zwischen den Zähnen. „Es ist mir zuviel!"

„Was denn?"

„Die Erinnerung ist mir zuviel! . . . Der Anblick von Sommerwerk drüben . . . alles . . . auch wenn er nicht mehr da ist . . . Im Geist ist er doch da. Ich muß in eine ganz andere Gegend . . . Unter andere Menschen . . ."

Otto Lauckardt erschrak. Dann kam der Zorn. Ebbte zu Mißvergnügen. Schrumpfte in Geringschätzung. Hatte es denn immer noch kein Ende? Ach was! Man mußte es nicht zu tragisch nehmen. Ein für allemal einen Riegel vorschieben. Energisch sein jetzt, wo man oben war. Das war das beste. Er runzelte die Stirn.

„Ich möchte das nicht immer wieder hören", versetzte er streng. „Das ist erledigt!"

„Wie kannst du denn das wissen?"

„Diese ganze Persönlichkeit ist erledigt. Mit Glanz. Für uns und für alle! Du selbst hast mir beigestimmt, als ich ihm den Laufpaß gab."

„Ja. Das hab ich! Das mußt ich!"

„Also — Was willst du denn eigentlich noch?"

„Fort von hier!"

Er stampfte mit dem Fuß.

„Warum willst du mich denn durchaus schon wieder zum Geschlagenen stempeln? Ich bin's doch nicht! Er ist's doch! Auf der ganzen Linie! Auch, was uns betrifft! Du hast dich doch auch nicht von ihm betören lassen. Das ist ja gerade mein Sieg. Du hast ihn doch auch in seiner Nichtigkeit erkannt. Du sitzt doch hier bei mir!"

„Ja. Da sitze ich."

„Schön! Und damit basta! Ilse, ich sag es dir jetzt in allem Ernst und zum letztenmal: Der Mann muß jetzt fort aus unserm Leben — ich habe mehr zu tun, als mich mit einem Menschen zu behängen, der in kurzem irgendwo in Deutschland als Versicherungsfritze rumturnt . . ."

„Lästre ihn nicht!"

„. . . oder in Amerika die Straße fegt . . ."

„Hör jetzt auf!"

„. . . und schließlich noch mit dem Strafgesetzbuch Bekanntschaft machen wird."

„Genug! . . . Ich rate dir . . ."

„Ach was! Solchen Scharlatans ist alles zuzutrauen. Lehr du mich den kennen!"

„Otto — noch ein Wort, und es gibt ein Unglück!"

„Sein Bruder ist schon drüben! Mögen sie meinetwegen dort Pferde stehlen! Mir ist's egal! Ich bin ihn los! Endlich los! Für immer . . . Diesen . . . diesen Lump . . ."

„Was hast du gesagt?"

„Ich hab ihn einen Lump genannt!"

„Und du begreifst nicht, was du mir damit antust?"

„Nein!"

„Gut! Dann ist's zu Ende! Dann sag ich dir auch etwas! Nie wirst du ihn los werden! . . . Nie! . . . Er wird immer zwischen uns sein. Solange ich leb . . ."

„Ilse!"

„Glaubst du, ich wäre deinetwegen bei dir geblieben? . . . Nein. Nur meinetwegen! . . . Einmal hab ich mich schon seinerzeit an dich verkauft und bin deine Frau geworden, weil ich nicht ein und aus mehr wußte in der Welt . . . Ich wollte dich nicht ein zweites Mal belügen und dir durchgehen . . . Aus Stolz vor mir . . . Nur aus Stolz vor mir . . . Sonst wär ich längst mit ihm über alle Berge!"

„Ilse . . ."

„Ich war nahe daran! Viel näher, als du in deinem Dünkel ahnst . . . Weißt du den Morgen, wie ich meinen Vater fand? Da war ich im Begriff, mit ihm in den Wagen zu steigen und auf und davon . . ."

„Still . . . du machst einen ja verrückt . . ."

„Den Tag vorher hab ich seinem Schwiegervater ins Gesicht gesagt, wie ich ihn liebe! . . . Alle wissen's! Oder ahnen's! Oder begreifen's! Nur du läufst herum und dünkst dich groß. Und hast kein Auge für das, was ich hier durchgemacht hab, sondern verkehrst es ins Gegenteil, bis ich nicht mehr an mich halten kann. Gut. Nun sag ich die Wahrheit!"

„Ich will nichts mehr hören!"

„Ich schrei es dir aber ins Ohr! Triumphiere nicht! Er wird immer stärker sein als du — was mich betrifft! . . . Ob er lebt oder tot ist, ob er hier ist oder in Amerika, ob er reich ist oder ein Bettler, ob sie ihn einsperren oder totschlagen oder mit Füßen treten . . Ich werde ihn immer lieben. Nicht dich! Nicht dich! . . . Er wird immer mein Leben sein. Er war es von jeher! Er bleibt's in alle Ewigkeit!"

„Ilse . . ."

„Er ist's, zu dem ich aufschaue! . . . Der mir auf Erden Halt und Trost gibt . . . Und du bist mir ein fremder Mann. Und wirst es immer sein! . . . So . . . Du hast's gewollt und hast's herausgefordert! Nun weißt du alles. Nun kannst du mit mir tun, was du willst."

Als Otto Lauckardt sich nach einiger Zeit nach seiner Frau umschaute, war das Zimmer leer. Er fand sich, am Tisch sitzend, den Kopf in die Hände gestützt und wie vor den Kopf geschlagen, in dumpfer, ungläubiger Verstörung . . . Sonderbar war das alles. Sonderbar. Konnte das ihm geschehen? Einem Mann wie ihm? Er hatte eine unbegrenzte Hochachtung vor sich. Er verstand die Welt nicht mehr. Verstand seine Frau nicht mehr. Er fing an zu frösteln an dem heißen Sommernachmittag. Das Leben begann ihm unheimlich zu werden . . . Eine einzige, riesenhafte, sich über alles erstreckende Enttäuschung . . . Eine ewige Vergeblichkeit . . . Immer wieder das gleiche: du bist besiegt . . .

Er erhob sich, trat vor den Spiegel, sah sich in seiner



schweren und stattlichen, glückverwöhnten blonden Gestalt, schüttelte den Kopf. Ein Mann wie ich! Es ging nicht mit rechten Dingen zu. Und es war hoffnungslos. Nun abermals im Höhenrausch der Sturz aus allen Himmeln. Und diesmal so, daß man sich nicht mehr davon erholte.

Seine Eitelkeit war todwund. Er hätte weinen mögen vor Zorn. Vor Jammer, daß ihm nie das zukam, was ihm gebührte. Er stand da, die Hände in den Taschen, starrte vor sich ins Leere . . .

*

„Tag, Otto!"

Wenn der Geheime Kommerzienrat Lauckardt in einen Raum trat, so war das immer, als fegte ein frischer Herbstwind herein. Ein Graukopf, ja . . . Aber die kriegerischen Augen eines Dreißigjährigen, straffe Bewegungen, selbstbewußte Haltung, noch immer ein schöner Mann . . . Aber hinter dem Lachen unter dem langen Schnurrbart saß zäher Ernst um die Mundwinkel verborgen . . . Er spaßte wohl, aber er ließ nicht mit sich spaßen. Er schüttelte dem Sohn die Hand.

„Tag, du Notleidender . . . Hattest nicht mal Zeit, deinen alten Papa vom Bahnhof abzuholen? Na . . . ich bin nicht so mucksch wie du und nehm den Leuten gleich alles krumm! Da hätt ich viel zu tun . . ."

Er setzte sich und schaute sich in der schweren, altfränkischen Pracht des Raumes um.

„Uff!" sagte er. „Wenn ich wieder auf die Welt komm, werd ich mein Sohn. Ihr Kerle habt's besser als wir alten. Weißt du, wann ich heute aufgestanden bin? Um fünf Uhr morgens! Von früh ab Geschäfte. Bis vorhin!" Er lachte still vor sich hin und rieb sich in jugendlicher Lebhaftigkeit die Hände.

„Sogar gute Geschäfte, mein Filius! Überhaupt . . . Unberufen . . . Die Geschäfte gehen . . . Ich kann nicht klagen! Sag mal: Sind schon Depeschen für mich angekommen?"

„Ja. Ein ganzer Haufen. Sie liegen drüben in deinem Zimmer."

„Und wann sehe ich die Fahrenholtzschen Herren? Wegen der Fabrikbauten drüben an dem neuen Kanal."

„Sie wollten noch heute abend mit den Patentanwälten und dem Bankfyndikus herüberkommen."

„Schön!" Der Geheimrat erhob sich. Es war um ihn herum, in seiner Nähe, wie das fiebernde Surren von Rädern und Riemen, das Stampfen und Stöhnen des Dampfes, der Massentritt der Arbeiter. Er brannte sich eine Zigarre an. „Na — dann will ich keine Zeit verlieren und mich gleich hinsetzen und die Geschichte vorher noch einmal durchackern! Der Nachmittag wird draufgehen! Also bis zum Abend! Grüße inzwischen Ilse!"

„Einen Augenblick, Papa!"

„Was hast du denn?"

„Ich möchte dich gern etwas fragen . . ."

„Bitte! Menschenskind . . . was machst du denn für ein Gesicht?"

„Sag mal, Papa . . . woher kommt es nur . . ."

„Was denn? Heraus damit!"

„Woher kommt es nur, daß ich es nie zu was im Leben bringe?"

Es war ein Schweigen. Lauckardt der Ältere setzte sich wieder. Er wurde sehr ernst.

„Merkst du's endlich?" sagte er nach einer Weile.

„Erst sollt ich zu dir ins Geschäft . . . das war mir gräßlich . . . Dann bin ich zum Militär . . . Da bin ich wieder weg . . . Dann hab ich mich hier angekauft . . . Da soll ich wieder fort . . . Warum nimmt mich denn niemand für voll? Warum bin ich denn immer nebenbei? Ueberflüssig? Es ginge überall ebensogut ohne mich."

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Frühlingsmoden.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen

Sehr leicht und duftig verspricht die diesjährige Frühlingsmode zu werden. Da, wo die Stoffe allein nicht ausreichen, greifen die Farben helfend ein; Seidenmusselin, Tüll, leichte Seiden, Kaschmirstoffe aller Arten sowie die unzähligen durchsichtigen Gewebe, die Abarten von Voile, Musselin und Batist, sie alle dürfen in dunklen Farben, sogar in Schwarz auftreten. Schwerere Gewebe aber werden, solange sie selbst nicht ganz hell sind, mindestens mit weißen oder sehr lichten Stickereien, Ueberwürfen und anderen derartigen Garnierungen belebt und erfrischt.

Ein Uebergangskleid, das gleichermaßen auf Sonnenwärme und einen letzten Rest von Winterkälte gestimmt ist, zeigt Abb. 8. Ein schmuckloses und einfaches Gewand aus weichem, dünnem Wollenstoff in lichter, aber ausgesprochen gelber Farbe. Als Garnierung dient schwarze Chantillyspitze, die sich als glatter Saumstreif um den Rand des runden Rockes legt, den runden Gürtel und die unteren dreiviertellangen Aermel bekleidet und den Westeneinsatz bildet. Schmale schwarze Seidenbiesen sind an allen sichtbaren Nähten angebracht. Die ziemlich großen, runden Knöpfe sind aus gelbem Wollstoff. Der ebenfalls gelbe Filzhut ist mit einem gelbmoirierten breiten Seitenband, das hinten zu einem charakteristisch modernen Stutz emporstrebt, geziert. — Das Kleid auf Abb. 4 ist eins der immer noch lebenden schwarzweißen Gewänder, an dem die Zusammenstellung der schwarzen Jacke mit einem hellen Rock besonders modern anmutet. Um den Eindruck der Halbtrauer zu verwischen, ist dem Modell ein Lackgürtel aus grellem Rot um den Jackenschluß beigegeben; auch auf dem kleinen Topfhütchen ist die Garnierungsborte mit roten Arabesken durchsetzt. — Frühlingsartiger ist das leichte Nachmittagskleid auf Abb. 7, das aus gelbem Seidenvoile besteht. Lichtblauer, runder Strohhut von moderner Topfform, an dem gleichfalls blaue Federn emporsteigen. Die halbärmlige, mit einem spitzen, fichuumlegten Vorderausschnitt versehene Kimonobluse, der am Gürtel reich eingekrauste, überaus stoffreiche Rock sind in ihrer nachlässig drapierten Fülle sehr bezeichnend für das moderne Kleid. — Abb. 6 zeigt ein originelles Nachmittagskleid mit Paniertendenzen aus blaulila changierendem, glänzendem Taft, mit feinen schwarzen Strichen schraffiert. Hier bildet der gekreuzte Ueberwurf, der aus einzelnen Stofflagen zu bestehen scheint, den Ballon, unter dem der



enge Rock dann um die Füße sichtbar wird. Der hohe Taillenschluß, das Kimonomieder mit Spitzenausschnitt und Fichugarnierung, aus der hinten am Hals empor ein kleiner, steifer Spitzenkragen emporsteigt, und das über die Büste gespannte Garnierungstück vorn auf dem Kleid sind eine originelle Zusammenstellung der verschiedensten Moderichtungen. — Der mit wenigen großen Rosen gezierte breitrandige flache italienische Strohhut auf Abb. 1 erinnert an die Moden aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, während die Kreuzbänderschuhe noch um ein paar Jahrzehnte früher beliebt waren und hier auch getreulich in Verbindung mit weißen Strümpfen

Phot. Manuel.

1. Nachmittagskleid
aus rot- u. goldbroschierter Seide. Flacher Strohhut.

Phot. Austin.

2. Abendkleid
aus schwarzem Seidenmusselin mit Bortenstickerei und schwarzer Samtschleppe.



Phot. Austin.

3. Nachmittagsanzug mit Hosenrock
und violettem Radmantel aus japanischer Seide.

in die Erscheinung treten. Der Ausschnitt mit dem leicht und ungekünstelt fallenden Spitzenkragen und die langen, spitzenvolantierten Aermel scheinen den Moden aus der Zeit des 13. Ludwig entnommen, das Jäckchen verdankt seine seltsam hochgegürtelte und kurzgeschößte Form den Moden des Directoire, und der vorn herab geknöpfte, enge, futteralartige Rock ist das Schoßkind der Mode von 1912. Der Stoff

Phot. Manuel.

4. Straßenkleid in schwarz und weiß.

Rechtes Bild **5. Weißes Seidenkleid** mit kurzem Taftmantel

Phot. Austin.

Phot. Austin.

6. Nachmittagskleid aus gestreift. Taft mit gekreuztem Ueberwurf.



7. **Lichtgelbes Seidenkleid**
mit blauer Garnierung. Blauer Hut.
Phot. Talbot.



Phot. Manuel.
8. **Gelbes Uebergangskleid**
aus Wollstoff mit schwarzer Spitzengarnierung.



Phot. Reutlinger.
9. **Einfaches Nachmittagskleid**
in dunkelblau und weiß.

dieses Nachmittagskleides ist rot- und goldbroschierte Seide. — Eine Verbindung von japanischem Kimono, Rokokopaniers und der plissierten Eleganz der modernen Tänzerinnen versucht der Anzug auf Abb. 9. Er besteht aus dunkelblauem Liberty, ebensolchem gestickten Seidenmusselin und einer Unterbluse von weißer Seide. — Mehr originell als anmutig wirkt im Gegensatz hierzu das Gewand auf Abb. 5, an dessen unter dem kurzen Mantel von Pompadourtaft sichtbar werdendem Rock von weißem Seidenvoile die Raffung und Verengung um die Füße ebenso unmotiviert erscheint. Auch der kleine, über die Ohren gezogene Hut mit der aufstrebenden weißen Federkaskade erscheint gewollt originell. — Aehnlich mutet das Gewand auf Abb. 3 an. Der Rockrand ist vorn und hinten zwischen den Füßen vereinigt, also ein richtiger Hosenrock, über dem dann ein großer, runder Mantelkragen aus japanischer dunkelvioletter Seide mit weißem gemaltem Blumenmuster umgeworfen wird. Auch hier findet sich die einseitige Reverszier aus schwarzem gerüschtem Seidentüll, wie er augenblicklich zu Halskrausen verwendet wird. — Abb. 2 endlich zeigt ein Gesellschaftsgewand, wie man es nachmittags, häufiger aber abends sieht. Der Grund, schwarzer Seidenmusselin, ist vollständig überdeckt von weißer Börtchengarnierung, die viereckige Lappenschleppe besteht aus schwarzem Samt. Der Ausschnitt wird bis zum Hals empor, wo eine kleine, runde Halsdekolletage frei bleibt, von schwarzem unüberstickten Seidenmusselin bedeckt; ebenso die Arme bis zum Ellbogen. Klementine.



Wie der Safran gewonnen wird.

Von Professor Dr. Udo Dammer. — Hierzu 5 photogr. Aufnahmen von A. Croce.

„Eier und Salz, Butter und Schmalz, Milch und Mehl, Safran macht den Kuchen gehl". So singt Oskar Pletsch in einem seiner kleinen Kinderlieder. Mutti, was ist Safran? fragen dann die Kinder, wenn sie zum erstenmal den Vers hören. Ja, was ist Safran, fragt sich manche Hausfrau und zuckt die Achseln. Etwas aus dem Pflanzenreich, was gelb färbt und gut riecht. Aber was Safran eigentlich ist, woher er stammt, und auf welche Art und Weise er gewonnen wird, das wissen die wenigsten.

Gerade jetzt, zur schönen Frühlingzeit, blüht in unsern Gärten ganz allgemein eine Pflanze, die jedermann bekannt ist und mit dem Lieferanten des Safrans blutverwandt ist. Es ist der Krokus. Aber während unser Gartenkrokus im Frühjahr vor den Blättern blüht, entfaltet der Safran seine Blüten im Herbst mit den Blättern. Diese Eigenschaft teilt er übrigens mit einer ganzen Anzahl anderer Arten seines Geschlechts.

Wenn wir uns eine Krokusblüte genauer ansehen, dann erkennen wir an ihr sechs Blumenblätter, die drei Staubblätter umhüllen, zwischen denen sich die drei Narben des tiefgeteilten Griffels befinden.

Das Auspflücken der Narben. Oberes Bild: Mit vollen Körben nach Hause.

Diese drei Narben sind das, was man im getrockneten Zustand „Safran" nennt. Das Wort ist arabischen Ursprungs. Aus dem Orient stammt auch der Safran, den die Kreuzfahrer nach Westeuropa brachten.



Die Narben werden geröstet.

Das Geschlecht der Krokus gehört in die Verwandtschaft der Schwertlilien oder Iridazeen, zu denen unter anderm auch außer unserer Schwertlilie die prächtigen Gladiolen gehören. Die Krokus sind heimisch wesentlich im Mittelmeergebiet, wo sie in über 60 verschiedenen Arten vorkommen. Merkwürdigerweise ist es bisher nicht gelungen, die Stammpflanze des den Safran liefernden Krokus in wildem Zustand zu beobachten! Ebenso merkwürdig ist es, daß der echte Safrankrokus, Crocus sativus, niemals Früchte bringt, wenn er mit dem Blütenstaub der gleichen Art befruchtet wird, während er mit fremdem Blütenstaub reife Samen liefert. Es mag das daran liegen, daß er seit undenklichen Zeiten in Kultur ist — reicht doch seine Kultur in die vorchristliche Zeit zurück — und in dieser Zeit immer auf vegetativem Weg, d. h. durch Knollen vermehrt worden ist. Diese Knollen bilden sich stets in den Achseln der obersten Blätter dadurch, daß das betreffende Stengelstück sich verdickt. So kommt es, daß die Knollen einer Pflanze, wenn man sie nicht aus der Erde herausnimmt, in jedem Jahr ein Stückchen höher steigen und schließlich, auch wenn man die erste Knolle ziemlich tief in die Erde gesteckt hat, an der Erdoberfläche erscheinen. Schon aus diesem Grund ist es ratsam, die Knollen in jedem Jahr, nachdem das Laub abgewelkt ist, aus der Erde herauszunehmen und im Hochsommer wieder frisch zu pflanzen. Man tut dies aber auch noch aus einem andern Grund. Im Mittelmeergebiet sind die Pflanzen während des Sommers einer monatelangen Dürre ausgesetzt. Bei uns aber fallen bekanntlich die größten Regenmengen gerade während der Sommermonate. Die Knollen kommen bei uns also im Sommer nicht zu so unbedingter Ruhe wie in der Heimat.



Die gerösteten Narben.

Die Kultur des Safrankrokus ist im Mittelmeergebiet sehr weit verbreitet. Der am meisten geschätzte Safran kommt aus Persien und Kleinasien; ihm folgen in der Güte der aus Oesterreich, aus Frankreich (Provence), Bayern, Spanien und Süditalien. Die Kultur ist ziemlich einfach. Unsere Bilder geben eine Vorstel-



Ernten der Blüten im Blumenmeer.

lung davon. Man pflanzt die Knollen in Reihen in Abständen von etwa 20 Zentimeter. Die Arbeit wird im Herbst kurz vor Beginn der Regenzeit ausgeführt. Im September bis November erscheinen dann die schönen violetten, dunkler geaderten Blumen zugleich mit den Blättern, die in den Morgenstunden gesammelt werden. Wenn man bedenkt, daß etwa zehn Kilo Blüten ein Kilo Safran geben, daß aber zur Gewinnung eines Kilo Safran etwa hundertzwanzigtausend Blüten notwendig sind, so kann man sich einen Begriff von der Größe der Felder machen, wenn man erfährt, daß Spanien allein jährlich etwa hunderttausend Kilo Safran produziert. Mit den gepflückten Blumen eilen die Frauen heimwärts, wo die gefüllten Körbe gewogen werden, um den Tagelohn festzustellen. Dann werden die Blüten auf große Tische geschüttet und nun von den Frauen der Narben beraubt, die in Schüsseln geworfen werden. Die Hauptaufgabe besteht nun darin, die frischen Narben zu rösten, damit sie sich unversehrt halten. Zu dem Zweck werden die Narben in flache Pfannen getan oder auch in Siebe, die über offenem Feuer unter beständigem Umschütteln hin und her geschwenkt werden. Sind sie geröstet, schlägt man sie in ein schwarzes Tuch und setzt sie der Sonne zum Nachtrocknen aus. Hier erhalten sie dann ihre gelbe Farbe.

Bekannt ist, daß der Safran zum Färben von Kuchen und Likören verwendet wird. Außerdem dient er als Gewürz. Auch medizinisch wird er verwendet.

Bilder aus aller Welt.

Auf dem ehemals vom Steinschen Schloß in Nassau bei Bad Ems hat die Enkelin des großen Staatsmannes, des Freiherrn vom und zum Stein, Frau Gräfin von der Gröben, eine Ausstellung der reichhaltigen Sammlungen veranstaltet, die zu der großen Zeit von 1813 und zu der Person des großen Staatsmannes in Beziehungen stehen. Gräfin von der Gröben wurde bei dieser allseitig freudig begrüßten Veranstaltung durch Herrn Rentmeister Lück in dankenswerter Weise unterstützt.

Professor Karl Koetschau, Leiter der Abteilung für christliche Bildwerke an den Berliner Museen, hat die vor einiger Zeit an ihn ergangene Berufung als Direktor der Städtischen Museen in Düsseldorf angenommen.



Phot. Mehlmann.

Von der Ausstellung zum Andenken Freiherrn vom und zum Stein,
im ehemals vom Steinschen Schloß in Nassau.

Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Dr. Oetker, Bielefeld,
wurde zum Kommerzienrat ernannt.

Dem Direktor der Königlichen Skulpturensammlung in Dresden, Geh. Hofrat Georg Treu, wurde wegen seiner hervorragenden Verdienste um die Erforschung der Architektur des Altertums anläßlich seines 70. Geburtstages von der Technischen Hochschule die Würde eines Dr.-Ingenieurs ehrenhalber verliehen.

Der bekannte Großindustrielle Dr. August Oetker in Bielefeld wurde zum Kommerzienrat ernannt. Dr. Oetker hat



Phot. Dührkoop.

Prof. Koetschau,
Berlin,
wurde nach Düsseldorf berufen.

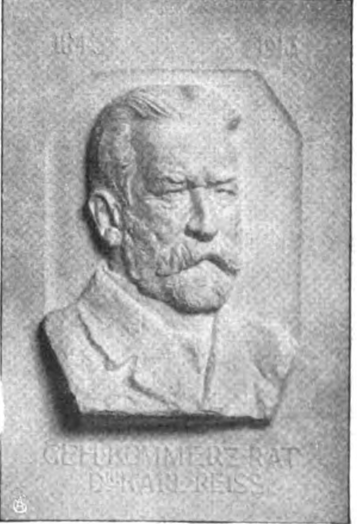


Phot. Erfurth.

Prof. Dr. Georg Treu,
Dresden,
wurde 70 Jahre.



Hans Arnold †
Berlin,
bekannter Bildhauer.



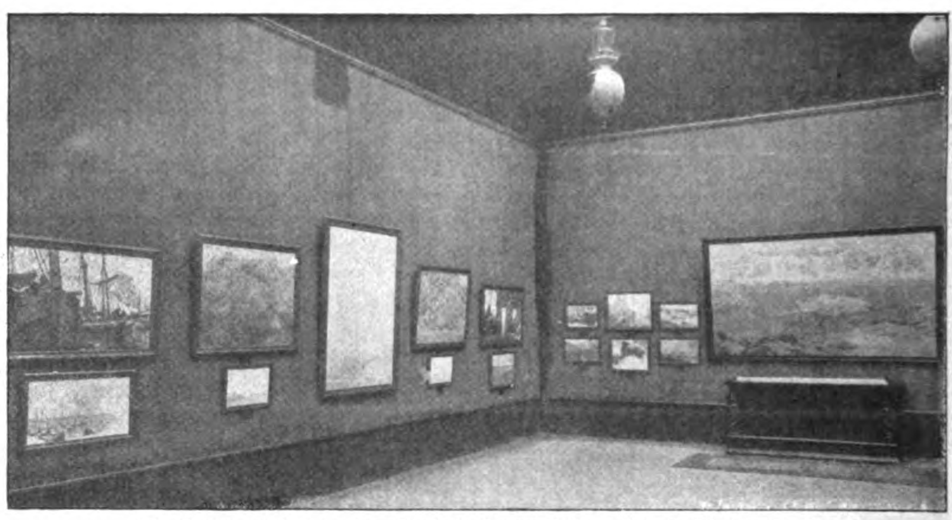
Hofphot. H. Lill.

Geheimrat Dr. K. Reiß,
Mannheim, Relief zu seinem 70. Geburtstag, modelliert von Herrmann Taglang.

auf dem Gebiet der Nahrungsmittelchemie Bedeutendes geleistet und eine heute sehr ausgedehnte Fabrik ins Leben gerufen, die eine große Reihe von allen Hausfrauen auf das vorteilhafteste bekannten Nährpräparaten und Genußmitteln herstellt, unter denen das wohlbekannte Dr. Oetker'sche Backpulver die weiteste Verbreitung gefunden hat.

In Berlin starb der bekannte Bildhauer Hans Arnold. Er war der Schöpfer des viel bewunderten Schulze-Delitzsch-Denkmals und einer großen Anzahl von Kaiser-Friedrich-Denkmälern.

In Mannheim beging Geheimrat Dr. Karl Reiß seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar wurde von allen Seiten in begeisterter Weise gefeiert. Er hat sich vor allem um die badische Militärvereinssache verdient gemacht. Die verwitwete Großherzogin von Baden ehrte den Jubilar durch ein huldvolles Handschreiben. Der Bildhauer Herrmann Taglang hat ein Relief von Karl Reiß modelliert, das wir im Bild wiedergeben.



Die Sonderausstellung der Malerin Anna Boberg bei E. Schulte, Berlin.

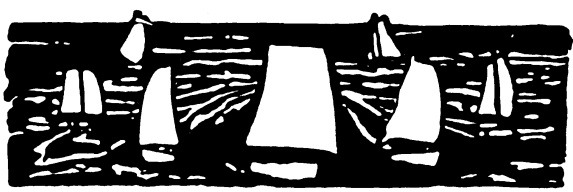
Eine internationale Sonderausstellung von Werken der bekannten Lofotenmalerin Anna Boberg wurde kürzlich im Salon Schulte, Berlin, eröffnet.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 16. Berlin, den 19. April 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 16.



Die sieben Tage der Woche.

10. April.

Der Herzog und die Herzogin von Cumberland treffen mit der Prinzessin Olga zum Besuch des Kaiserpaares in Homburg v. d. H. ein (Abb. S. 651).

Die württembergische Regierung legt dem Landtag ein Gesetz über die Erhöhung der Zivilliste des Königs um rund 350000 Mark vor.

Die russische Regierung veröffentlicht eine Note, in der sie den Widerstand Montenegros gegen die Forderungen Europas scharf verurteilt und erklärt, daß ihre Verantwortung vor dem russischen Volk in erster Linie die Pflicht in sich schließe, kein russisches Blut zu vergießen, wenn nicht die Interessen des Vaterlandes es erfordern.

11. April.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg hält in Homburg dem Kaiser Vortrag.

Die Budgetkommission des Reichstags nimmt eine Resolution an, in der der Reichskanzler ersucht wird, bis zur dritten Lesung des Etats alle Vorbereitungen zur Verminderung der Zahl der Adjutantenstellen zu treffen.

Die Zweite Kammer des elsaß-lothringischen Landtags bewilligt bei der dritten Beratung des Etats den früher gestrichenen kaiserlichen Gnadenfonds mit 27 gegen 19 Stimmen.

Der Pariser „Temps" meldet aus Cetinje, der bulgarische Gesandte habe die montenegrinische Regierung ersucht, die Belagerung von Skutari aufzuheben, aber eine ablehnende Antwort erhalten.

Ein Schiff der internationalen Flotte bringt in den Gewässern von Antivari die Jacht des Königs von Montenegro auf, die Mehltransporte eskortiert hat.

12. April.

Der Herzog und die Herzogin von Cumberland reisen von Homburg v. d. Höhe nach Karlsruhe.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg spricht sich im Reichstag gegen eine Reichs-Vermögens- oder Einkommensteuer aus. Die Deckungsvorlagen werden der Budgetkommission überwiesen.

13. April.

In Köln wird der erste Frauentag der nationalliberalen Partei abgehalten.

In Madrid wird auf den von einer Parade zum Schloß zurückkehrenden König Alfons von Spanien ein Revolverattentat verübt.

Auf dem Bahnhof in Nancy werden mehrere deutsche Reisende von Franzosen tätlich beleidigt.

14. April.

In Belgien beginnt der Generalstreik zur Durchsetzung einer Wahlrechtsreform.

15. April.

Der deutsche Botschafter in Paris erbittet von der französischen Regierung über den Zwischenfall auf dem Bahnhof in Nancy Auskunft. Die französische Regierung entsendet einen höheren Ministerialbeamten zur Untersuchung dorthin mit dem Auftrag, eine eingehende Prüfung aller Tatsachen vorzunehmen.

16. April.

Aus Konstantinopel wird der Abschluß eines zehntägigen Waffenstillstandes gemeldet.

Zur Frage des Frauenstudiums.

Von Direktor Dr. Gruber, Wilmersdorf-Berlin.

Der sogenannte vierte Weg, d. h. der Weg, der von dem mit einem Aufbau versehenen Lyzeum zur Universität führt, ist in diesen Tagen im preußischen Landtag Gegenstand eingehender Erörterungen gewesen. Dabei stellte der Abgeordnete Siebert in der Sitzung vom 9. April ausdrücklich fest, daß dieser Weg zum Studium die Billigung sämtlicher Redner gefunden habe. In dieser Sitzung erklärte aber auch der Unterrichtsminister, daß nach den allgemeinen Erfahrungen die Unterrichtsverwaltung daran festhalten müsse, daß dieser vierte Weg eine gute Einrichtung sei.

Schon vor der Reform im Jahr 1908 hatten die Städte und die Direktoren der höheren Mädchenschulen auf diese Lösung hingewiesen. Es siegte jedoch die Forderung der Gabelung, wonach die jungen Mädchen, die das Abiturientenexamen ablegen wollen, nach dem siebenten Schuljahr, also etwa nach Vollendung des dreizehnten Lebensjahres, in die realgymnasiale Studienanstalt mit Latein oder in die gymnasiale Anstalt mit Latein und Griechisch, oder nach Erledigung des achten Schuljahres, d. h. durchschnittlich nach Vollendung des vierzehnten Lebensjahres, in die oberreale Studienanstalt übertreten müssen. In fünf oder sechs weiteren Jahren kann dann der Bildungsabschluß erreicht werden. Außer durch private Vorbildung ist somit gegenwärtig einem jungen Mädchen, das vorzeitig das Lyzeum verläßt und einen dieser drei Wege (gymnasiale, realgymnasiale, Oberrealschulkurse) wählt, die Möglichkeit gegeben, nach Ablegung der Reifeprüfung zu allen Universitätstudien zugelassen zu werden.

Wesentlich anders sind die Aussichten für diejenigen Schülerinnen des Lyzeums, die dieses vollständig durchmachen, also eine abgeschlossene allgemeine Bildung erlangen wollen. Mit dem „Schlußzeugnis des Lyzeums",

nach erfolgreichem Besuch der ersten Klasse, treten sie in die wissenschaftlichen Klassen des Oberlyzeums und legen nach drei Jahren die Reifeprüfung des Oberlyzeums ab, um sich dann nach einjährigem Besuch der sogenannten Seminarklasse des Oberlyzeums der Lehramtsprüfung für Lyzeen zu unterziehen. Auch diesen jungen Mädchen ist die Möglichkeit zum Studium der Philologie mit der Aussicht, das Examen pro facultate docendi abzulegen, gegeben. Diese Aussicht eröffnet sich ihnen aber erst nach zwei Jahren, die sie vollbeschäftigt nach der Lehramtsprüfung an einem Lyzeum zugebracht haben müssen. Allerdings wird ihnen dann auch, falls sich nach Bestehen der Prüfung für das höhere Lehramt keine Bedenken ergeben, ohne Ablegung des Seminar- und Probejahres die Anstellungsfähigkeit als Oberlehrerin zugesprochen.

Diese unterschiedliche Wertung der Reifeprüfung hat jedoch dem Oberlyzeum nicht geahnte, aber doch so wesentliche Nachteile gebracht, daß man mit vollem Recht von einer ihm drohenden ernsten Gefahr sprechen kann. Und diese Gefahr wird allseitig anerkannt Den durch die Studienanstalt gegangenen Schülerinnen sind anderseits nicht nur sämtliche Fakultäten der Universität unmittelbar nach der Reifeprüfung geöffnet, sondern es ist ihnen auch möglich gemacht, nach Bestehen der Prüfung in der Pädagogik, die schließlich sogar erst nach dem Besuch der Seminarklasse des Oberlyzeums abgelegt werden kann, in diese Klasse zu treten, um nach einem Jahr die Lehramtsprüfung für Lyzeen abzulegen. Die Schülerinnen des Oberlyzeums aber haben nur das Recht zum Studium der Philologie, und auch dieses ist ihnen nur in beschränktem Maß gewährt.

Wenn nun die unterschiedlichen Forderungen in den Reifeprüfungen diese verschiedene Wertung berechtigten, wäre dagegen nichts einzuwenden. Das ist aber nicht der Fall. Die Kenntnisse, die von den jungen Mädchen in der Reifeprüfung des Oberlyzeums verlangt werden, entsprechen vielmehr durchaus denen, die in der Reifeprüfung an den Studienanstalten, insbesondere an solchen mit Oberrealschulkursen, darzutun sind. Die geringeren Anforderungen in der Mathematik und in den Naturwissenschaften am Oberlyzeum, die etwa die gleichen sind, die das Gymnasium an seine Abiturienten stellt, werden durch die höheren Anforderungen in den ethischen Fächern und in der Psychologie reichlich aufgewogen. Zudem haben sich berufene Beurteiler ausdrücklich dahin ausgesprochen, daß die Leistungen in den Reifeprüfungen an Studienanstalten und Oberlyzeen zwar nicht gleichartig, jedoch durchaus gleichwertig sind. Wären sie überdies nicht gleichwertig, würde der Unterrichtsminister nie und nimmer den Abiturientinnen der Oberlyzeen den Zutritt zum Studium der Philologie gewährt haben. Und wenn ihnen dieses Studium offensteht, so sollten ihnen die andern verschlossen sein? Sind dazu etwa mehr Vorkenntnisse erforderlich? Auch der Oberrealschüler muß sich zum Studium gewisser Fächer die notwendigen Kenntnisse im Lateinischen erwerben; selbst der Gymnasiast muß sich entsprechend vorbereiten, wenn er etwa unmittelbar nach Abgang von der Schule mathematische oder neusprachliche Vorlesungen mit Erfolg besuchen will. Von den entsprechenden Forderungen kann man selbstverständlich auch eine Schülerin des Oberlyzeums nicht befreien. Aber dafür können eben auch Kurse wie für die Abiturienten der höheren Knabenschulen eingerichtet werden, ohne daß gerade eine besondere Prüfung noch notwendig erscheint.

Nun wird von den Gegnern des sogenannten vierten Weges nicht vereinzelt behauptet, daß sich die auf solche Weise vorgebildeten jungen Mädchen bisher nicht bewährt haben. Diese Behauptung entspricht nicht den Tatsachen. Wie auch der Unterrichtsminister in der erwähnten Sitzung des Landtags ausdrücklich betonte, kann von einer Nichtbewährung gar nicht die Rede sein; denn bis jetzt ist noch kein junges Mädchen, das die Reifeprüfung des Oberlyzeums abgelegt hat, zur Universität übergegangen. Erst Ostern 1914 werden vielmehr frühestens die ersten Abiturientinnen des Oberlyzeums immatrikuliert werden, da die bisher Geprüften noch nicht die ihnen vorgeschriebene zweijährige Tätigkeit an Lyzeen erledigt haben. Wie sollen sie sich also bewährt oder nicht bewährt haben?

Es liegt nur zu nahe, daß unter den bestehenden Verhältnissen die Studienanstalten von den Eltern unserer Schülerinnen mehr geschätzt werden als die Oberlyzeen mit ihren noch beschränkten Rechten. Und so verlassen nicht nur die besseren Schülerinnen in der dritten und zweiten Klasse die Lyzeen, um in die Studienanstalt überzugehen, sondern auch recht mäßig begabte werden in die Studienanstalt geschickt, teils weil es Mode wird, teils aber auch, um möglichst viele Berechtigungen zu erlangen. Darin liegt aber gerade für unsere heranwachsenden Töchter eine große Gefahr, eine Gefahr, die nicht nur durch die Schwierigkeit bedingt ist, sich bereits mit dreizehn oder vierzehn Jahren entscheiden zu müssen, ob sie sich zum Studium eignen, sondern auch durch den Umstand, daß sie ein Nichtfortkommen auf der Studienanstalt um die Möglichkeit bringt, sich durch den Besuch eines zehnklassigen Lyzeums eine vollständige allgemeine Bildung zu erwerben. Der Nachweis einer abgeschlossenen Bildung ist aber wieder Voraussetzung für die Zulassung zu einer großen Zahl von weiblichen Berufen. Dabei darf ferner nicht übersehen werden, daß es auch nicht im Interesse des Staates liegen kann, mittelmäßigen Kräften den Zugang zu akademischen Berufen zu erleichtern.

Wenn sich jetzt in Universitätskreisen die Geringschätzung der Oberlyzeen weniger bemerkbar macht als in den ersten Jahren nach der Reform, so ist dieser Wandel dem Erlaß des Unterrichtsministers vom 1. Februar 1912 zu danken, wodurch dem Höheren Lehrerinnenseminar die Bezeichnung „Oberlyzeum" beigelegt ist, eine Bezeichnung, die zwar auch nicht von allen gutgeheißen wird, die aber sicherlich wohl geeignet ist, einer unter den Universitätslehrern weit verbreiteten Verwechslung mit dem Lehrerseminar, d. h. dem Seminar für Volksschullehrer, vorzubeugen.

Ob jedoch bei fortdauernder verschiedener Wertung der Reifeprüfungen auch in Zukunft sämtliche Vertreter der Philologie an unseren Universitäten die Zulassung der an einem Oberlyzeum Geprüften zu ihren Uebungen ohne weiteres gestatten werden, erscheint doch recht zweifelhaft.

Unter solchen Umständen könnte es trotz der erwähnten Nachteile für die Städte ratsam erscheinen, zur Gründung von Studienanstalten zu schreiten. Wie aber auf dem Westfälischen Städtetag in Witten erst kürzlich der Oberbürgermeister Cuno-Hagen in einem Vortrag, der sich mit den Erfahrungen der Städte hinsichtlich der Reform des höheren Mädchenschulwesens beschäftigte, dargelegt hat, sind Studienanstalten, für deren Errichtung auch die Gründung einer Frauenschule am Ort Voraussetzung ist, so kostspielig, daß nur ganz große Städte mit besonders günstigen Verhältnissen sie sich leisten können;

denn nur dort sind genügend Mädchen zur Füllung einer besonderen Anstalt vorhanden. Somit besteht auch nur in 30 Städten für Mädchen die Möglichkeit, zum Studium zu gelangen, während die Mädchen aus allen anderen Städten entweder im vierzehnten Lebensjahr das Elternhaus verlassen müssen oder nur auf einem Umweg zum Studium kommen können. Wenn nun, wie es aus guten Gründen geschieht, seitens der Regierung die Öffnung der höheren Knabenschulen für die Mädchen abgelehnt wird, so bleibt nach der Ansicht des Oberbürgermeisters Cuno nur ein Weg übrig, der allein für die Mittelstädte finanziell möglich ist, nämlich das Lyzeum als allgemeine Anstalt der höheren Mädchenbildung mit einem Aufbau (Oberlyzeum) zu versehen, das auch die Mädchen, die studieren wollen, zum Abiturientenexamen führt. Dadurch aber ist zugleich der Vorteil gegeben, daß sich die jungen Mädchen erst mit sechzehn und neunzehn Jahren für das Studium zu entscheiden haben, mithin nicht so früh wie bisher das Elternhaus verlassen müssen, um die Studienanstalt in einer anderen Stadt zu besuchen.

Oberbürgermeister Cuno, dessen Ausführungen ungeteilte Zustimmung erfuhren, wünscht zwar, ein wenig abweichend von den Vertretern der Oberlyzeen, dem Lyzeum einen Aufbau aufzusetzen, durch den das Abiturientenexamen als Vorbereitung für das Universitätstudium erreicht werden kann. Immerhin hat er aufs neue die Bedeutung des vierten Weges gezeigt.

Diesen Wünschen der Städte und ihrer Vertreter gegenüber hat sich auch unsere Unterrichtsverwaltung nicht verschlossen. Wie der Minister jedoch ausdrücklich hervorhob, kommt noch in Frage, ob den Inhaberinnen der Reifezeugnisse eines Oberlyzeums etwa die Erlangung eines Zeugnisses eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule dadurch erleichtert werden könnte, daß ihnen die Prüfung in den Fächern erlassen würde, in denen das Lehrziel des Oberlyzeums mit dem der Gymnasien usw. wesentlich übereinstimmt, oder ob die, die das Reifezeugnis der Gymnasien, Realgymnasien oder Oberrealschulen erstreben, eine entsprechende Ergänzungsprüfung zu machen haben würden. Gleichzeitig hat sich der Unterrichtsminister dahin ausgesprochen, daß mit der Berechtigung der Abiturientinnen des Oberlyzeums, auch noch andere Fächer außer Philologie zu studieren, den Städten gedient wäre, die nicht in der Lage sind, Oberlyzeen und Studienanstalten zu unterhalten.

Wenn es nun auch durchaus nicht notwendig ist, die Zahl der studierenden jungen Mädchen ins Grenzenlose zu vermehren, so ist es doch höchst erfreulich, daß die Unterrichtsverwaltung diesen Fragen besondere Bedeutung beimißt und sie auch, hoffentlich ohne besondere Einrichtung sogenannter Ergänzungsprüfungen — bei den Oberrealschulen und den entsprechenden Studienanstalten geht es auch ohne diese — zum glücklichen Abschluß bringen wird. Es liegt nahe, daß dabei auch die zweijährige praktische Tätigkeit der jungen Mädchen, die nach der Lehramtsprüfung die Universität besuchen wollen, einer weiteren Prüfung unterzogen wird; denn daß es sehr schwierig ist, unmittelbar nach der Prüfung eine geeignete volle Beschäftigung als Lehrerin an einem Lyzeum zu erlangen, ist bekannt. Darum ist es dankbar zu begrüßen, daß der Minister der Frage näher getreten ist, ob nicht die zweijährige Tätigkeit in eine einjährige umgestaltet werden kann, und ob es nicht notwendig erscheine, eine besondere Einrichtung für die Beschäftigung der jungen Damen zu treffen. Dadurch wären die vorhandenen Schwierigkeiten nicht nur behoben, sondern es wäre auch unsern jungen Lehrerinnen, die mit vollem Recht nicht auf die ihnen durch das Oberlyzeum gewährte Ausbildung verzichten möchten, neue Freudigkeit verliehen, den an sie herantretenden Aufgaben gerecht zu werden und in ehrlichem Kampf zu zeigen, daß sie ihren Genossinnen an den Studienanstalten nicht nachstehen.

Wenn man in Betracht zieht, daß bei der letzten Vertreterversammlung des Preußischen Landesvereins am 26. März d. J. zu Halle a. S. mit zwei Dritteln Mehrheit der Beschluß gefaßt wurde, daß das Reifezeugnis des Oberlyzeums in dem gleichen Umfang wie das der Oberrealschule und das der oberrealen Studienanstalt zum Universitätstudium berechtigen möge, wenn man ferner erwägt, daß auch der preußische Direktorenverein in seiner großen Mehrheit auf dem Standpunkt steht, daß Oberlyzeen und Studienanstalten als gleichberechtigte Vorbildungsanstalten für die Universität zu erachten sind, so darf man bei dem bedeutsamen Eintreten des Unterrichtsministers für den vierten Weg mit der frohen Hoffnung in die Zukunft blicken, daß es der Unterrichtsverwaltung bald gelingen möge, die rechte Lösung zu finden und so das schöne Werk der Reform zu krönen. Dabei wird man sicherlich auch das Ziel, wie es der Abgeordnete Siebert so trefflich am Schluß seiner Rede zum Ausdruck brachte, nicht aus dem Auge verlieren, unsere weibliche Jugend körperlich und geistig zu fördern und gesund zu erhalten.

Vom Teppichfieber und von Teppichfreunden.

Von H. Waldeyer.

Wir hatten uns in einer größeren Gesellschaft über ein Vierteljahr im Orient herumgetrieben und waren alle, so sehr sich der einzelne auch sträubte, vom Teppichfieber befallen worden. Die Krankheit äußert sich ganz ähnlich wie die Spielleidenschaft. Erst sieht man gleichgültig oder sogar mitleidig lächelnd zu, wie andere „hereinfallen“. Dann, eines schönen Tages, wagt man selbst einen Wurf und dann — ja, dann ist man rettungslos verloren. Denn wenn man selbst erst Besitzer eines Teppichs ist, kommt das Vergleichen und Abwägen und damit von selbst die Sucht nach Besserem. Der Geschmack bildet sich, Interesse und Kauflust wachsen, gute Vorsätze, sparsam zu sein, schwinden, das Geld hüpft in den Taschen, Farbensinfonien tanzen einem vor den Augen, und fremde, wohllautende Namen, wie Yamouth und Buchara, Buschir und Belutschistan, schmeicheln unser Ohr. Ist es soweit, dann ist das Teppichfieber da. Dann gehst du in einen Basar hinein, mit dem selbstverständlich unumstößlichen Vorsatz, nichts mehr zu kaufen, und kommst nicht mehr allein heraus. Denn hinter dir geht ein stummer Begleiter im langen Gewand, einer jener schlanken, hochgewachsenen Männer, die im Geschäft das Ausbreiten und Wiederbeiseitelegen der Teppiche besorgen. Er folgt dir auf dem Fuß und weicht und wankt nicht von dir, denn er trägt ja etwas, was dir gehört, einen Soumak, den du eben noch für die Kleinigkeit von zwölf Pfund als dringend not-



wendig zur Vervollständigung deiner Einrichtung für deine Chaiselongue zu Haus erstanden hast!

Das sind die schrecklichen Folgen des Teppichfiebers. Es ist stärker als unser Charakter, weil es süß wie die Liebe ist. Es zwingt uns mit sanfter, aber eiserner Gewalt, beugt selbst den trotzigsten Nacken und leert das vollste Portemonnaie!

Wer sich bei strotzender Börse des Teppichfiebers zu erwehren weiß, ist ein Held der Selbstüberwindung oder — ein ausgemachter Philister, der mit Scheuklappen vor den Augen durch den farbenfrohen Orient tapert.

Wenn man den Teppichhandel vom spießbürgerlichen Standpunkt aus als eine Sünde wider Vernunft und Sparsamkeit bezeichnen will, so muß man doch zugestehen, daß die Sünde sich uns in edlem Gewand und mit wohlgefälligen, artigen Sitten naht. Und „beschaulich" ist das Ganze im ursprünglichsten Sinn des Wortes. Dauert es doch oft tage-, ja sogar wochenlang, ehe die Preiseinigung erzielt ist. Wer Leute beim Teppichhandel sieht, wie sie im Kreis um die sich immer höher und höher schichtende Ware herumsitzen oder hocken, der ahnt es nicht, daß sie alle einer schweren Krisis zustreben, daß das Teppichfieber in ihren Adern zu kochen beginnt, und daß die anfänglich gezeigte Ruhe nur als Maske beibehalten wird. Und zum Schluß, wenn die Entscheidung kommt, dann fällt auch die Maske. Mit elementarer Gewalt bricht die Krisis aus, sie zerrt an uns mit leidenschaftlicher Kraft und jagt den letzten Rest des künstlich bewahrten Gleichmuts zum Teufel. Nicht nur bei uns, auch beim Verkäufer. Auch ihn schüttelt die Erregung. Das ist unser Trost und unsere Genugtuung und gibt uns Mut. Man reitet im Bieten und Fordern eine Art Attacke gegeneinander, man kreuzt förmlich die Preise als Waffen, und schließlich wird ein Frieden in Ehren geschlossen.

Der unerhörten Anspannung folgt dann die Ruhe, nur zu natürlich; eine Ruhe, die fast der Erschöpfung gleicht und nicht selten, wenn du ins Portemonnaie schaust, auch einer vollkommenen Erschöpfung in pekuniärer Hinsicht gleichkommt.

Aber die Befriedigung bleibt doch nach einem guten Kauf; die Befriedigung, etwas dauernd Wertvolles und Schönes zu besitzen, und mit freundschaftlichem Händedruck und ohne Reue scheidest du von dem Besitzer des Basars.

Unser erster Teppichfreund hieß Ismael. Er war ein strenggläubiger Türke und darum sehr würdevoll. Sein Wohnsitz war eine kleine Hafenstadt der zilizischen Küste Kleinasiens. Wenn er inmitten seiner Teppichstapel und Kelimschätze hockte — Kelims waren seine Spezialität — dann machte er eine gute Figur. Er hatte ein scharfgeschnittenes, von einem kurzen, schwarzen Bart wirkungsvoll gehobenes Gesicht, aus dem beim Sprechen ein Paar prächtige Zahnreihen hervorleuchteten. Sobald Ismael sich aber erhob, dann war es mit der Stattlichkeit seiner Erscheinung vorbei. Sein kräftiger, schwerer Oberleib wurde von ein Paar Beinen getragen, die so krumm waren, wie sprichwörtlich die Türkensäbel sind. Vermöge dieser mißgestalteten Beine schlingerte er beim Gehen wie eine Kuff in grober Grundsee. Man mußte sich nur wundern, daß ihm sein Fes nebst Turban dabei nicht vom Kopf fiel.

Ganz überraschend war es aber, wie gewandt Ismael seine krummen Stelzen zu setzen wußte. Wo er hintreten würde, konnte niemand bei seinem merkwürdigen Gang im voraus bestimmen. Die Erfahrung lehrte aber nach einiger Zeit, daß man genau darauf achten mußte, wo seine Füße in der ihnen eigenen Wirbelbewegung landeten. Denn er verstand es meisterlich, mit ihnen „faule, den Preis drückende" Stellen seiner Ware (Tintenflecke, Mottenlöcher) vor forschenden Blicken zu verbergen. Unnachahmlich war die Würde, wenn er den Kopf zurückwarf und den charakteristischen Schnalzlaut von sich gab, der bedeutete: „Dein Angebot, Fremder, ist unannehmbar!" Dann hatte man aber annähernd das Richtige getroffen und brauchte der gebotenen Summe nur wenig zuzulegen, um zum Ziel zu gelangen. Wenn Ismael aber sein kurzes, trockenes: „Yok!" (Nein) sagte, dann war der Fall in der vom Käufer vorgeschlagenen Form hoffnungslos.

Alles in allem war Ismael ein ganz brauchbarer Kerl, mit dem man gern zusammenkam; er gab auf Drängen nach und bequemte sich zu ganz verständigen Preisen.

Anders sein Konkurrent Hassan, der seiner Hartleibigkeit wegen nicht im Kreis unserer „Teppichfreunde" Aufnahme fand und endgültig schwer gestraft wurde, insofern niemand bei ihm kaufte. Er hatte seinen Basar in einem Raum einer großen Karawanserei, besaß manche gute Stücke und anscheinend zu viel Geld, denn er ging von seinen Preisen nicht herunter.

Ismael hatte aber auch einen Freund am Ort mit Namen Achmed Effendi. Zu dem gingen wir fast am liebsten hin, weil er so sehr nett, würdig und freundlich war. Bei ihm schmeckten Kaffee und Zigaretten, deren Duft unweigerlich zum Teppichkauf gehört, immer am besten. Er sprach Französisch, nannte uns stets nur: „Mes amis" und versicherte uns: „Je vous aime!" Achmed Effendi war schon ein älterer Herr, ebenfalls ein Türke. Das Schönste, was er besaß, war seine Weste, ein handgearbeitetes Prachtstück, auf das er mit Recht stolz war. Einer von uns bot ihm goldene Berge für sie (nicht ganz im Ernst; die Weste war doch schon ein wenig lange von ihrem Besitzer getragen worden). Der alte Herr gab sie aber auch gar nicht ab, ebensowenig wie den in seinem persönlichen Gebrauch befindlichen Gebetsteppich.

Teppiche als Handelsobjekte besaß der ehrwürdige Freund unserer Ansicht nach nicht. Er war nur Vermittler. Immer lagen einige Sachen wie zufällig bei ihm, als ob sie zur Einrichtung gehörten. Ich glaube, auch manches von Ismael gesehen zu haben. Die beiden standen sich eben sehr gut, und Ismael urteilte ganz richtig, daß das Kaufen von scheinbar im Privatbesitz befindlichen Sachen seinen eigenen Reiz hat.

Der nächste Ort, an dem uns das Teppichfieber wieder überfiel, lag an der syrischen Küste. Dort war alles verfeinerter und großartiger, und die Herren, die in dem weiträumigen Basar verkauften, trugen nur noch den Fes als Zeichen, daß sie Kinder des Orients waren, im übrigen aber europäische Kleidung und feste Manschetten. Man scheute sich ordentlich zu handeln, um das Zartgefühl des Besitzers, eines sehr distinguiert aussehenden, älteren Herrn, nicht zu verletzen. Und doch, wie kaskadenartig gingen am Tag unserer Abfahrt die Preise von ihrer schwindelnden Höhe herunter!

Allerdings, man mußte den Patron freundlich behandeln, man mußte ihm mit Worten Honig um seine Lippen schmieren und ihm durch gütliches Zureden Balsam in sein, wie er jammerte, vom schlechten Geschäft zerrissenes Herz träufeln, dann ging's, dann kam man zum Ziel.

Wer hätte aber geglaubt, daß der wirklich vornehm aussehende, weißbärtige Herr selbst auf die Straße nachkam, als wir zum letztenmal gingen und ein Geschäft nicht zum Ende gekommen war, und dort Zug um Zug den



Preis so lange herabsetzte, bis der Handel auch hier noch fertig wurde? Wer hätte das gedacht? Angesichts dieser Tatsache fragte sich mancher von uns: „Sollt ich am Ende doch noch zu viel bezahlt haben?" Und ein stummes „Ja!" wird häufig die Antwort gewesen sein.

Das Herz unseres syrischen Freundes wird jedenfalls trotz allen Jammers und aller Zerrissenheit am letzten Abend beim Kassenschluß ordentlich haben hüpfen können: bei dem Mann ist viel Geld von uns gelassen worden. Er hatte aber schöne Sachen und sah fabelhaft distinguiert aus, nur nicht in der Stunde seiner Schwäche, als er auf der Straße die Hände rang.

Unsere Reise führte uns noch weiter nach dem Süden, nach Ägypten. Und dort erreichte das Teppichfieber eine derartige Hitze, daß uns das letzte Geld in den Taschen schmolz.

Wir blieben dort unten lange am gewählten Aufenthaltsort, fast drei Wochen, und in den letzten Tagen erst kam es zur künstlich hingehaltenen Krisis und zum Kaufen. Und beides wurde katastrophal. Selbst die letzten von uns, die sich dank ihrer soliden Konstitution gegen die überwältigende Kraft des Fiebers noch hatten wehren können, wurden von ihm gepackt und geschüttelt, und das Krankenblatt mußte 100 Prozent Erkrankter buchen.

Unsere Teppichfreunde waren Leute, mit denen man sich stundenlang glänzend unterhalten konnte, weil ihr Plauderfaden nie abriß. Sie waren scharmant und urdrollig und arbeiteten, ein Trick, den wir erst ganz zum Schluß verstanden, mit genau verteilten Rollen. Der eine von ihnen — es waren zwei Brüder — war nahezu unerbittlich und ging kaum nennenswert mit den Preisen herunter. Diese wenig sympathische Eigenschaft machte er durch seine anziehende Komik aber wieder vollkommen wett. Er sprach ziemlich fließend Deutsch und versicherte uns immer wieder, daß er „guter Laune und ein Philanthrop" sei. Dabei verlangte er schwindelnd hohe Preise. Wenn er aber nach hartem Kampf nur ein weniges von diesen abgelassen hatte, dann warf er sich wie ermattet auf einen Teppichstapel, preßte die Hände an seine Schläfen und rief wie ein weinerliches Kind: „Ich bin verruckt, ich bin verruckt, aber Sie hypnotisieren mich. Ich habe keinen Tropfen Blut mehr im Herzen. Sie wollen mein Ruin!"

An diesen Anblick des Jammers hatten wir uns nachgerade gewöhnt, und wenn wir lachten, dann blitzte auch der Schalk aus seinen Augen.

„Das ist niedlich, das ist kolossal", so sagte er zu seinen großen Prachtstücken. „Macht nix. Ich bin heute guter Laune. Sie haben mich fasziniert. Ich habe mein Equilibrium verloren. Nehmen Sie die drei Bucharas zusammen, mein Heer! Für Sie — ein Preis" — und eine klotzige Summe folgte.

So war der eine Bruder. Jeden Tag war er so. Immer amüsant, immer munter schwatzend. Bald saß er mit untergeschlagenen Beinen auf einem am Boden liegenden Teppich, bald hockte er hoch oben auf einem der längs den Wänden aufgebauten Stapel. Von dort sprang er plötzlich hinunter und stellte sich lebhaft gestikulierend neben einen von uns, dem er sein besonderes Vertrauen schenkte, zog sein Notizbuch aus der Tasche und suchte ziffernmäßig nachzuweisen, daß er unmöglich mehr von dem letztgenannten Preis ablassen könne, ohne Selbstmord zu begehen.

Das war aber alles abgemachte Sache. Denn wenn das Geschäft sich ernstlich zu zerschlagen drohte, dann nahte wie von ungefähr der ältere Bruder und rettete die Situation als Trostspender der Preisreduzierer. Immer mit besonderer Begründung. Unsere bevorstehende Abreise, unsere Staatsangehörigkeit, für die er besonders zu schwärmen angab, unsere Freundschaft mit ihm und der Saisonschluß, alles mußte herhalten, außergewöhnliche Preisherabsetzungen zu erklären. Schnell kam man natürlich bei dem älteren Bruder auch nicht zum Ziel. Ganz im Gegenteil. Aber man kam doch vorwärts, oder richtiger gesagt, man kam sich allmählich entgegen und kehrte damit aus dem Zauberland märchenhaft phantastischer Preise auf den Boden einer annehmbaren Wirklichkeit zurück. Das Ende, der Abschluß des Kaufes, war jedesmal hochdramatisch bewegt und spielte sich im Gegensatz zu den Vorverhandlungen blitzschnell ab. Der jüngere Bruder sprang hinzu. Angebot und Forderungen prallten gegeneinander, Schlag auf Schlag, ein Hin und Her, ein Ringen wie um die Seele eines Menschen, und schließlich die Einigung mit dem Handschlag; das äußere Zeichen, daß der Kauf abgeschlossen ist, und daß kein Zurück mehr gilt.

Warum arbeiteten die Brüder nun so? Der Grund ist einfach: Gäben sie sofort nach, so würde in den Augen des Käufers die Ware an Wert verlieren. Dies lange, gewandte und amüsante Hinhalten stachelt den Wunsch auf, zu besitzen, und läßt das Objekt von Mal zu Mal wertvoller und begehrenswerter erscheinen. Bekommt man es schließlich dann zu dem sich selbst als Äußerstes gesetzten Preis, dann empfindet man nach dieser tagelang seelischen Vorbereitung den Kauf als das Nonplusultra der Wohlfeilheit und ist aufs höchste zufrieden mit dem Erfolg und mit seinen Geschäftsfreunden. Man empfiehlt sie gern weiter, und das wollen sie. Man macht für sie Reklame und führt ihnen Kunden zu.

Zum Schluß sei noch eine kleine Begebenheit erzählt, die treffend wiedergibt, wie sehr es dem Teppichverkäufer darauf ankommt, in seinem Kunden den Glauben zu festigen, gerade er habe besonders preiswert gekauft.

Ein Herr erstand einen wertvollen alten Perser zu — sagen wir — 85 türkischen Pfund. Schon am nächsten Tag kommt der Verkäufer atemlos in die Wohnung des Herrn und fleht ihn an, er möchte ihm doch den Teppich zurückgeben. Er gäbe ihm gut und gern 95 Pfund für das gleiche Stück, das er gestern für 85 Pfund verkauft habe. Es sei nämlich, so wird geheimnisvoll erläutert, ein Amerikaner gekommen. Der hätte vorgestern den Teppich bewundert, als er noch im Basar war, und wollte ihn unbedingt haben, koste er, was er wolle.

Der Herr, der das Prachtstück für 85 Pfund gekauft hat, lehnt ab, und jammernd scheidet der Geschäftsmann. Er läßt aber nicht nur den Teppich, sondern noch etwas anderes zurück: Sein Kunde hat nunmehr das felsenfeste Bewußtsein, einen fabelhaft günstigen Einkauf gemacht zu haben.

Der erwähnte Amerikaner ist in Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Der ist frei erfunden. Wäre der Herr auf den 95-Pfund-Handel eingegangen, dann hätte sich sein Teppichfreund aalglatt zurückgezogen mit der Bemerkung, er müsse vorerst noch einmal feststellen, ob sein Amerikaner, der etwas spleenig sei, auch wirklich auf das Stück noch reflektiere.

Natürlich hätte der Strohmann nicht mehr reflektiert, aber der geschäftliche Ruf des schlauen Verkäufers ist gewaltig gewachsen. Nach seiner Ware verlangen amerikanische Multimillionäre, was will man mehr?!



Exotische Bühnentoiletten.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Eine Erstaufführung in einem Pariser Theater bedeutet zugleich immer ein gesellschaftliches Ereignis. Nicht nur, wenn es sich um eine literarische Neuerscheinung handelt oder um das Werk eines bekannten Bühnendichters, sondern auch bei Veranstaltungen, bei denen die leichtgeschürztesten der Musen zu Wort und Tanz verstattet werden. Man erwartet da Kostümsensationen ganz eigener Art, Ueberraschungen in Formen und Farben, wie sie den französischen Kleiderkünstlern eigen sind, die in ihren Schöpfungen zugleich mit gallischer Grazie auch eine Kühnheit der Phantasie walten lassen, die vor keiner Extravaganz zurückschreckt. Im heißen Atemzug von Paris sieht man sie als etwas Zugehöriges an zu dieser Stadt der tausend törichten Dinge, über die man lächelt, und deren Zauber man doch verfällt.

Tausend törichte Dinge gab es in diesen Tagen auch im Renaissance-Theater zu sehen und zu hören, wo eine dreiaktige übermütige Komödie in Versen von Jacques Richepin zum erstenmal über die Bretter gaukelte. „Das Minaret" nennt sich der tolle Spuk, in dem mit sehr viel Geist und wenig Moral eine Begebenheit aus dem Haremsleben unter sinnverwirrendem szenischem Prunk zur Darstellung gelangte. Aus dem Haremsleben, wie es sich in der Phantasie eines Pariser Dichters malt, und in Kostümen, für deren Zuschnitt Herr Poiret unzweifelhaft durch die Uebersendung einer seidenen Schnur belohnt worden wäre, falls es sich um die Bekleidung echter Haremsdamen und glücklicherweise nicht um Pariserinnen gehandelt hätte.

Der Ausgangspunkt dieser Komödie, die man weit eher ein Märchenspiel nennen könnte, ist der letzte Wille des Scheiks Abd ul Hassan, der es den Frauen seines Harems freistellte, durch Abstimmung den neuen Herrn zu wählen, in dessen Besitz die ganze Schar der Schönen übergehen soll. Wie sich diese untürkische Idee französisch entwickelt, durch eine Kette übermütiger Szenen zu Füßen des Minaretts hinzieht bis zu



Photo-Félix.

Mme. Cora Laparcerie als Myriam im ersten Akt des „Minaret"
im weißen Schleiergewand.

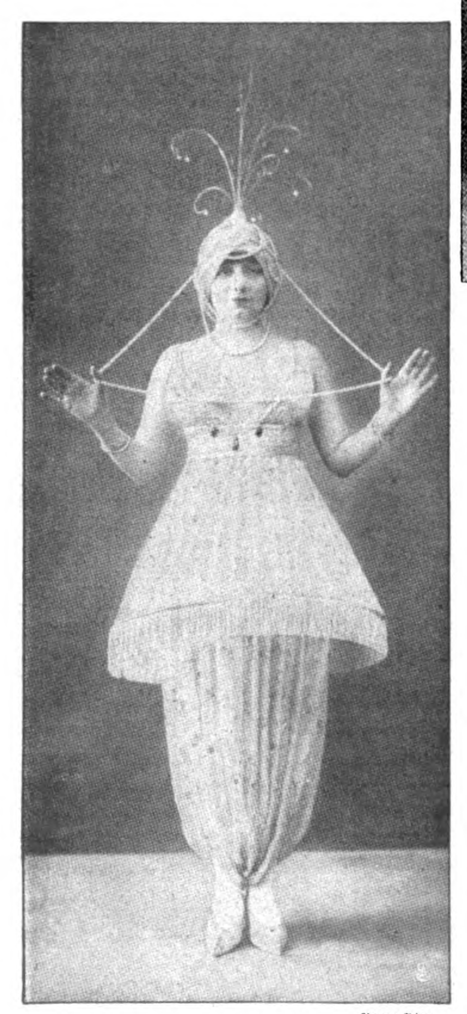


Photo-Félix.

Mme. Cora Laparcerie in türkischem Galakleid.



Phot. Waléry.

Mlle. d'Irroy als Saadette im „Minaret"
im Lampenschirmkostüm.

dem glücklichsten aller Schlüsse, dies zu schildern, würde weniger lohnend sein, als der Kostüme zu gedenken, die in ihrer — exotischen Eigenart wohl zum Originellsten gehören, was selbst auf einer Pariser Bühne gewagt und getragen wurde. Besonders überraschend wirkten die an Lampenschirme aus durchsichtiger Gaze gemahnenden, mit schillernden Perlenfransen umgebenen Gestelle, die, vom Gürtel abwärts sich erweiternd, die wunderbaren, farbenleuchtenden, gold- und silberdurchwirkten dünnen Gewebe der türkischen Unterkleider sichtbar werden ließen. — Unsere Bilder zeigen die Darstellerin der weiblichen Hauptrolle Mme. Cora Laparcerie in ihren drei Kostümen, Mlle. Yrven, eine der lustigsten Witwen des verewigten Scheiks, und Mlle. d'Irroy, die ebenfalls durch reichliche Perlenverwendung ihrer Trauer um den verstorbenen Gebieter wenigstens äußerlich Rechnung trägt. Der Orient in pariserischer Beleuchtung. . . . J. Lorm.



Photo-Félix.

Mlle. Marcelle Yrven als Zour-Zuvabé
im „Minaret" in perlenverziertem Haremskostüm.



Photo-Félix.

Mme. Cora Laparcerie als Myriam im „Minaret"
im Brokatkostüm mit orientalischem Samtüberwurf.

Unsere Bilder.

Der Besuch des Herzogs von Cumberland in Homburg (Abb. S. 650 u. 651). Der Herzog und die Herzogin von Cumberland waren nach Homburg v. d. H. gereist, um unserm Kaiserpaar einen Besuch abzustatten. Da der Besuch einen völlig familiären Charakter trug, fand keine offizielle Begrüßung statt. Auf dem Bahnhof sprach der Kaiser, der die Uniform der Posener Jäger zu Pferde trug, lange mit dem Herzog in freundlicher und eingehendster Weise. Der ganze Empfang, der weitere Verlauf des Besuches und der schließliche Abschied gestalteten sich zu einem herzlichen Familienfest.

Papst Pius X. (Abb. S. 649) ist in bedenklicher Weise erkrankt. Neben einer schweren Affektion der Nieren und drohender Urämie leidet der Papst an einer ausgebreiteten Bronchitis. Das hohe Fieber gibt zu ernsten Bedenken Anlaß. Der Papst steht im 78. Lebensjahr.





Zur Aufteilung des eroberten Gebietes durch den Balkanbund.

Die Verteilung der Balkanländer (Karte obenst). Die obenstehende Karte zeigt die Verteilung des Gebiets der europäischen Türkei an die Balkanstaaten nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten. Ueber die Frage, wem das schraffierte Gebiet zuzusprechen ist, sind Bulgarien und Serbien noch nicht einig. Auch die anderen Grenzen stehen natürlich noch nicht fest, immerhin ist es von Interesse, zu sehen, wie der neue Balkan ungefähr aussehen wird.

Von der Belagerung von Adrianopel (Abb. S. 652). Nachdem das so tapfer verteidigte Adrianopel gefallen war, entfaltete sich auf den weiten Flächen vor Adrianopel wieder lustiges Lagerleben unter den Belagerern, die während des Belagerungskampfes sich vor den feindlichen Geschossen meist hinter Erdverschanzungen zurückgezogen hatten.

Die Großherzogin von Sachsen-Weimar (Abb. S. 653), die eine geborene Prinzessin von Sachsen-Meiningen ist, hat eine ausgezeichnete Aufnahme von sich anfertigen lassen, die die anmutigen Züge der hohen Frau vorzüglich wiedergibt.

Die Herzogin von Connaught in London (Abb. S. 655). Die Herzogin, Gemahlin des Gouverneurs von Kanada, die augenblicklich in London weilt, war bereits im Jahr 1912 an Blinddarmentzündung schwer erkrankt. Sie hat sich jetzt in London einer Operation unterzogen, die glücklich verlaufen ist. Die Herzogin geht ihrer völligen Genesung entgegen.

Die Einführung des neuen Erzbischofs von Köln (Abb. S. 654). Die Inthronisation des neuen Erzbischofs von Köln Dr. Felix von Hartmann wurde in Köln von feierlichem Glockengeläut aller Kirchen der Stadt eingeleitet. Vom Dom aus wurde der Erzbischof in feierlicher Prozession aus seinem Palais abgeholt und zur Domkirche geleitet. Im Dom verrichtete der Erzbischof eine kurze Andacht, dann wurde er zum Hauptaltar und zum erzbischöflichen Thron geleitet, auf dem er Platz nahm. Nach feierlichem Pontifikalamt verließ der Erzbischof den Dom und erteilte vor dem Gotteshaus den Segen.

Die Ausstellung „Das Kind" (Abb. S. 656) in den Ausstellungshallen am Zoo wurde mit einer Feier eröffnet, der Prinz Friedrich Sigismund in Begleitung seines Adjutanten Hauptmanns v. Jena beiwohnte. Die Ausstellung ist überaus reich beschickt.

Personalien (Abb. S. 650 u. 656). Alexander Petschnikoff, der berühmte Geiger, wurde als Lehrer einer neugegründeten Sonderklasse an die Königliche Akademie der Tonkunst nach München berufen. — Der beliebte Sänger Francesco d'Andrade hat der Malerin Lolo Barnay, der Tochter Ludwig Barnays, zu einem wohlgelungenen Porträt gesessen. — Geheimrat Herz, der Vorsitzende der Berliner Handelskammer und Senior der Kaufmannschaft, feierte seinen 90. Geburtstag. — Der Oberhof- und Domprediger Dr. Dryander feierte in körperlicher und geistiger Frische seinen 70. Geburtstag. — Der bekannte frühere erste jugendliche Heldendarsteller des Königlichen Schauspielhauses Waldemar Staegemann hat den Uebergang zur Oper mit Erfolg vollzogen. Er trat als Tonio in den „Bajazzi" am Hoftheater in Wiesbaden auf. — Der englische Vizeadmiral Cecil Burney ist zum Kommandanten der internationalen Blockadeflotte ernannt worden. — Der Präsident der französischen Republik Poincaré hat ein offizielles photographisches Porträt von sich anfertigen lassen.

Todesfälle. (Abb. S. 650 u. 656). In Hamburg starb der Gründer des weltberühmten Stellinger Tierparkes Kommerzienrat Karl Hagenbeck im Alter von 69 Jahren. Er hat den Handel mit exotischen Tieren nicht allein vom Gesichtspunkt des Händlers, sondern auch mit Rücksicht auf den Kulturwert ethnographischer Veranstaltungen betrieben. — Ebenfalls in Hamburg ist Konsul Dr.-Ing. honoris causa Otto Schlick im Alter von 73 Jahren gestorben. Er war der Erfinder des Schiffskreisels und hat sich auch sonst besondere Verdienste um den Schiffsbau erworben.

Die Toten der Woche

Kommerzienrat Karl Hagenbeck, Gründer des berühmten Stellinger Tierparks, † in Hamburg am 14. April im Alter von 69 Jahren (Portr. S. 656).

Friedrich Hases, bekannter Münchner Schauspieler, † in München im Alter von 74 Jahren.

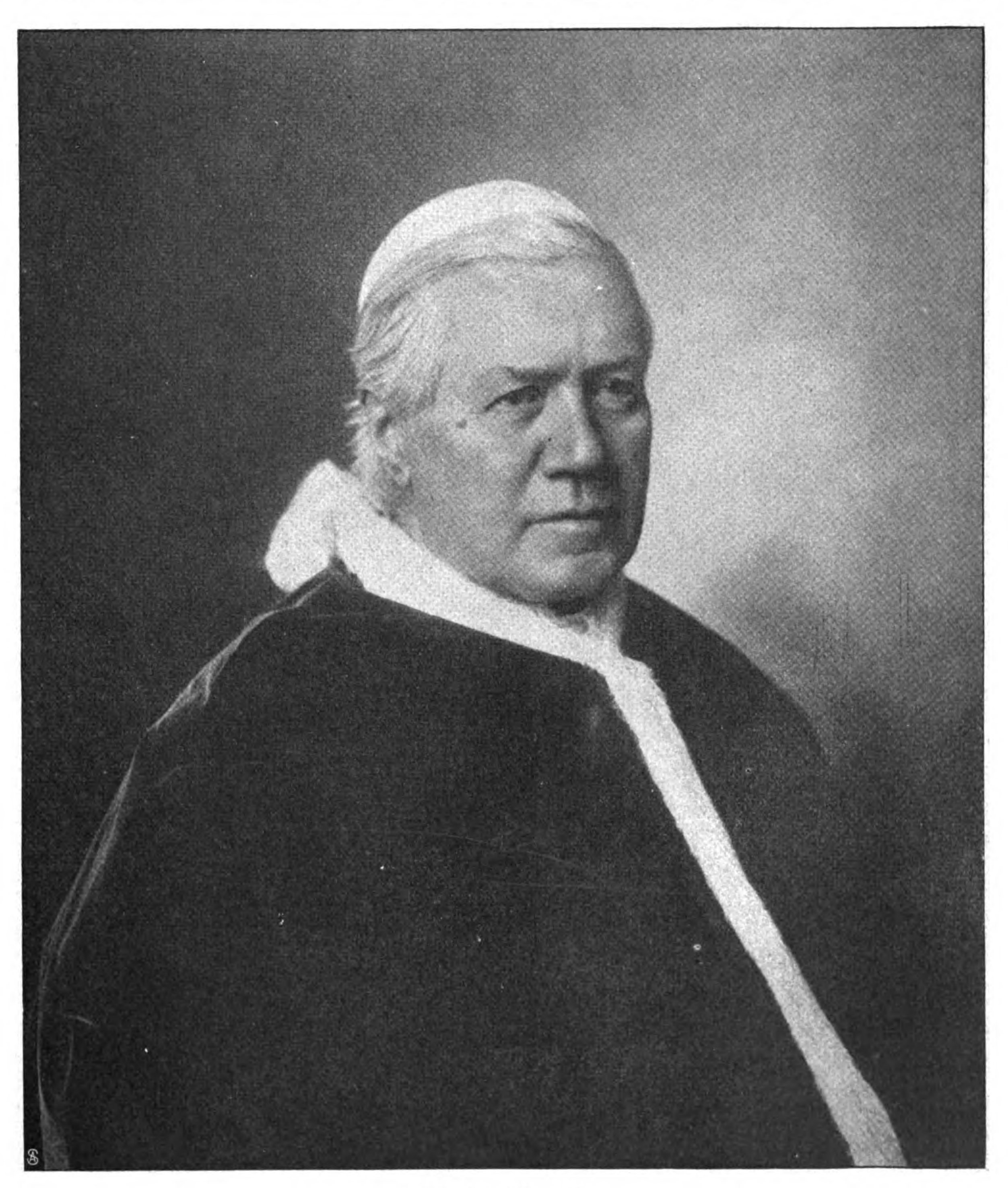
Prof. Dr. Karl von Lemcke, ehem. Lehrer für Kunstgeschichte, † in München im Alter von 82 Jahren.

Frau Poincaré, die Mutter des Präsidenten der französischen Republik, † in Paris am 11. April im Alter von 74 Jahren.

Dr. F. C. Ristenpart, Direktor der Sternwarte in Santiago de Chile, † am 10. April im Alter von 45 Jahren.

Dompropst Dr. Scher, † in Trier am 8. April im Alter von 70 Jahren.

Dr. Otto Schlick, der Erfinder des Schiffskreisels, † in Hamburg am 10. April im Alter von 73 Jahren (Portr. S. 650).



Papst Pius X.


Phot. Underwood und Underwood.

Vizeadmiral Cecil Burney,
Kommandant der internation. Blockadeflotte vor Montenegro.


Atel. Schaul.

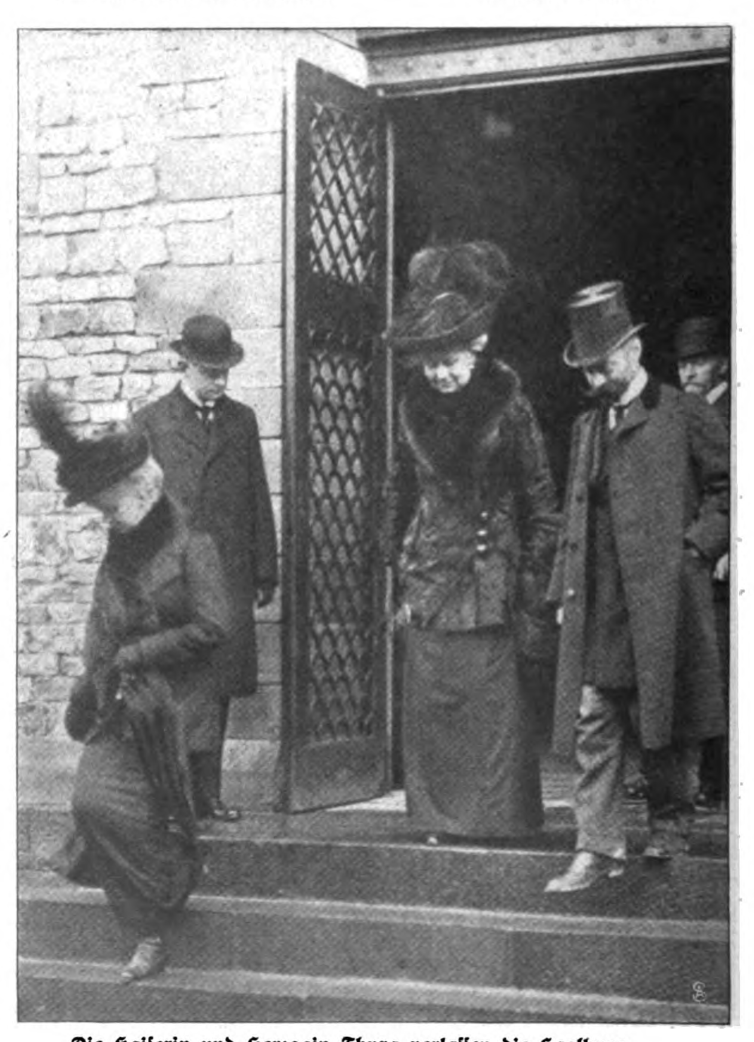
Konsul Dr.-Ing. Schlick †
Hamburg, Erfinder des Schiffskreisels.


Phot. Perscheid.

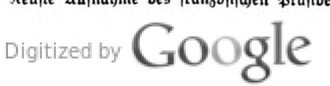
Oberhof- u. Dompred. Dr. Dryander,
Berlin, wurde 70 Jahre.



Poincaré.
Neuste Aufnahme des französischen Präsidenten.



Die Kaiserin und Herzogin Thyra verlassen die Saalburg.
Das Herzogpaar von Cumberland in Homburg.

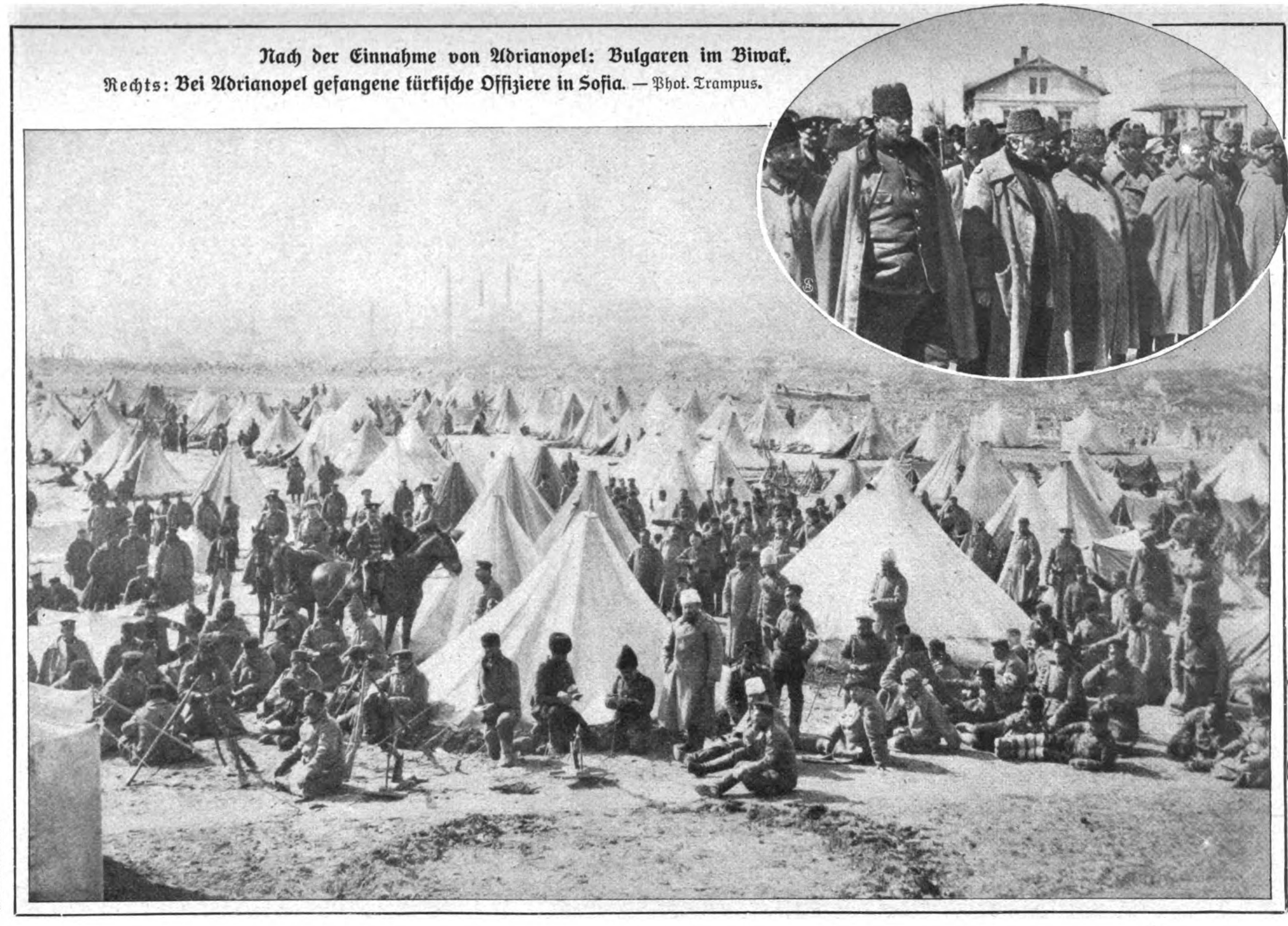




Phot. Benninghoven.

Der Kaiser und der Herzog von Cumberland in Homburg: Begrüßung auf dem Bahnhof.

Nach der Einnahme von Adrianopel: Bulgaren im Biwak.
Rechts: Bei Adrianopel gefangene türkische Offiziere in Sofia. — Phot. Trampus.





Großherzogin Feodora von Sachsen-Weimar-Eisenach, geb. Prinzessin von Sachsen-Meiningen.

Neuste Aufnahme von Hofphot. F. Bältl.



Phot. Sürig G. m. b. H.

Die Einführung des neuen Erzbischofs von Köln: Erzbischof Dr. Hartmann erteilt vor dem Dom den Segen.



Phot. Downey.

Die Herzogin von Connaught, Gemahlin des Gouverneurs von Kanada
Zu ihrem Aufenthalt in London.



Dtsch. Ill. Ges.

Geh. Kom.-Rat W. Herz,
Berlin, Präsident der Handelskammer, wurde 90 Jahre.



Phot. Boll.

Francesco d'Andrade,
nach einer Zeichnung von Lolo Barnay



Karl Hagenbeck †
Stellingen,
Begründer der modernen Tierparks



Prof. Alexander Petschnikoff,
wurde an die Kgl. Akademie der Tonkunst nach München berufen.



Dr. Waldemar Staegemann,
Berlin,
trat mit Erfolg als Tenor in Wiesbaden auf

Dtsch. Ill. Ges.

Blick auf einen Tisch mit Plasteline-Arbeiten.

Die in den Ausstellungshallen am Zoo in Berlin eröffnete Ausstellung „Das Kind".

Die Kinder des Genies.

Roman von

Marie Luise Becker.

3. Fortsetzung.

Der Dezember war ausnehmend kalt und unfreundlich. Schwere, eisige, nasse Nebel ballten sich um die Villa, verhüllten die Berge, lauerten auf den Straßen.

In diesen Tagen war das neue Rathaus der Stadt fertig geworden, und der Landesherr sollte zur Einweihung kommen. Das Festarrangement selbst lag in Joachims Händen.

Diesmal hatte er seinerseits seinen Freund Nordmann spärlich bedacht. Er hielt die festliche Ansprache, er hielt auch die Tischrede. Und Gudrun sollte der Fürstin den Blumengruß reichen. Nur Gudruns kleine Verse waren von Ernst Nordmann.

Joachim wollte stolz im Gefolge seiner drei Kinder dastehen, sie sollten dabei sein, wenn der Landesherr ihn grüßte. Er, der Dichter der deutschen Familie, der deutschen Liebe und Treue, der Minnesänger der deutschen Frau — er wollte den Gegensatz bilden zu seinem alten Jugendfreund und Ruhmeskonkurrenten, der sich treiben ließ von der Zeit, dessen Leben vereinsamte, weil seine Kinder den Zusammenhang mit ihm in der Hetze der Moderne verloren!

Der Doktor hatte Heinrich zwar das Ausgehen bei dem kalten Nebel streng verboten, aber Joachim erklärte kurzweg, man dürfe dem Sohn diese Ehrung seines Vaters nicht vorenthalten. Die Stunde in der Rathaushalle bedeute nichts.

Aber der Hofzug verspätete sich, und Heinrich stand mehr als drei Stunden in der Kälte, bis alle Zeremonien vorüber waren. Am Abend dieses Tages brach sein Fieber von neuem aus und sank nicht mehr. Als ihn der Doktor sah, wußte er, daß es keine Rettung mehr gäbe.

Aber Heinrich war mit dabei gewesen, als der Landesherr seinem Vater den höchsten Orden für Kunst eigenhändig überreichte und ihm dankte, das alte heilige Ideal der Dichtkunst hochgehalten zu haben, ihm dankte für seine Liebeslieder und seine Schlachtenlieder, die dem Volk die Seele gestählt und die in den Schlachten ihm vorangeschritten waren.

So sprach der Landesfürst.

Und Joachim dankte in jenen sieghaften, feurigen, pathetischen Versen, die seiner Muse Kraft und Eigenart waren, und die eine besondere Gewalt erhielten, wenn der schöne stolze Mann sie mit seiner wunderbaren Sprachtechnik, der großen Geste, die ihm eigentümlich war, selbst vortrug.

Heinrich war dabei gewesen, als der Fürstin Tränen in den Augen standen, als sie, hingerissen von der Gewalt und Schönheit in Joachims Sprache, Gudrun in ihre Arme zog und küßte und flüsterte: „Wie groß ist Ihr Vater, wie stolz sind wir alle auf ihn — —"

Ja, das alles hatte er gesehen.

Joachim Heinemann auf den Höhen des Lebens.

Hatte er genug gesehen?

Für ein ganzes, reiches, sehnsüchtiges Menschenleben genug — für immer — immer genug? Genug, um dem Tod entgegengehen zu können?

Und das Furchtbare kam — eine Tragödie, die dem Vater fast das Herz brach! Die Angst vor dem Tod.

Die Angst der Jugend — die Angst — die große jammernde Seelenangst des jungen, hoffnungsvollen Menschen vor dem Nichts — die Angst der Liebe vor dem Abschiednehmen. Um Heinrichs Angst ist Joachim Heinemann in diesen Wochen schlohweiß geworden. Er, der keine kranken Menschen sehen konnte, wich nicht von des Sohnes Bett. Was jemals diese zarte Seele ihm an Liebe und Hingebung geschenkt, in diesen Wochen gab er es Heinrich wieder.

In diesen Wochen schenkte er ihm seine ganze Kraft, seine ganze Liebe, seine ganze Hingabe. In diesen Wochen rang er mit dem Tod um seine Seele. Und saß dann wieder stundenlang in stumpfem, wildem — ach — so stumm gewordenem Jammer in seinem Studio und rang die Hände.

Das mir! Das mir! Mir muß das geschehen! Daß mein Kind mir stirbt, der feinste Gefährte meines Geistes, mein anderes Ich! Ja! Mein ideales Ich! Mir muß es geschehen! — Der eine Welt aus den Angeln heben wollte — daß ich um jeden keuchenden Atemzug meines Kindes zittere und doch die Stunde herbeisehnen muß, die ihm Erlösung von seinen Leiden bringt.

Aller Trotz seiner alten Titanennatur bäumte sich auf gegen dieses verneinende Geschick.

Es waren Wochen des Jammers in der Villa, in denen das lange verborgene, stumm und verschwiegen wütende Übel in Heinrich plötzlich vernichtend hervorbrach und sein Leben in einer einzigen Fieberraserei verzehrte. Der alte Doktor stand ratlos vor dieser plötzlichen, ungeahnten Gewalt.

Man konsultierte noch einen Gelehrten aus der Hauptstadt. Der warf nur einen raschen Blick auf Heinrich; warum rief man ihn? Glaubte man hier noch an Götter, daß er dies fliehende Leben hätte hinhalten können?

Gudrun stand am Bett. Sie war bleich und matt. Ihre Augen blickten verweint. Keiner hier ahnte, was sie litt. Was sie litt in diesen Wochen, in denen sie Brief auf Brief nach Paris sandte — ohne Antwort — ohne einen Widerhall für ihr Liebesgeflüster — ohne einen Trost in ihrem Jammer.

Stolz und verschwiegen trug sie ihre Angst um den Geliebten und um ihre Liebe. Sie klagte, weinte nicht.



Aber ihre Seele zermarterte sich in der Angst um dieses Schweigen und im Schmerz um den leidenden sterbenden Bruder, der ihr bester Freund und tiefster Vertrauter gewesen war. — —

* * *

Der Weihnachtsbaum brannte noch über Heinrichs Bett. Ein kleiner Baum diesmal. Und scheue Gaben. Heinrich fror. Der Tod kroch an ihn heran.

Draußen lag tiefer, tiefer Schnee.

Als die Lichter erloschen, war er tot. Gudrun brach ohnmächtig zusammen.

Sie hatte keinen Weihnachtsgruß von Karl erhalten. Sie wußte plötzlich, daß etwas geschehen sei — etwas Unwiderrufliches — daß sie nicht nur den Bruder — daß sie auch die große Liebe ihres Lebens verloren. Und sie wollte ihre eigene Liebe nicht überleben.

* * *

Karl war in Paris, und die heißen Hände der Stadt rissen ihn an ihr Herz. Alles Leben schien ihm hier reicher, alle Schönheit hier wacher. Wie schön sie gingen und schritten, die Frauen auf der Straße! Wie schön sie waren, die Modelle in den Ateliers, mit ihren schmalen Hüften und den graziösen reizenden Bewegungen!

Er war angekommen mit dem Havelock und Knotenstock und dem Kalabreserhut, war mit seinen großen, breiten Schritten die Boulevards entlanggegangen und hatte alles staunend betrachtet.

Dann hatten ihn die Freunde seines Vaters, an die er empfohlen war, empfangen und gemodelt und zurechtgestutzt. Nun war er ein anderer geworden, unterschied sich kaum mehr von den übrigen Boulevardiers.

Der neue junge Künstler, der in den Salons erschien, fand auf einmal von selbst die angeborene Eleganz seiner Mutter. Sein Schönheitsinn lehrte ihn schnell, sich dem Milieu anzupassen, seine Harmonie zu ihm zu finden.

Er reifte rasch in dieser Zeit. Streifte das Gewaltsame, Schroffe, Jünglinghafte ab, das ihm noch geblieben war, und das daheim den Mädchen gefallen. Er merkte es selbst kaum, daß er anders wurde — ganz anders als der, den Gudrun noch in ihrem Freund sah und liebte.

An Gudrun schrieb er eilige, liebe, kurze, zärtliche Zeilen. Von seiner Liebe, von seinen künstlerischen Plänen. Nichts von der großen Sensation, die ihm Paris war. Sie saß ja daheim mit ihrer deutschen Waldseele und wußte nichts von dem Leben hier.

Er schlug sich durch.

Manchmal schrieb er nicht, da er kein Geld zur Briefmarke hatte. Dann wieder kam ein guter Verdienst. Er lebte und litt wie irgendein Künstler des Quartier latin.

Er stellte aus, man wurde auf ihn aufmerksam. Die Presse sprach wenig, die Salons sprachen viel von ihm.

Man sah ihn in den Vernissages, wo viel von Flirt und Ehescheidung und Toiletten und ein bißchen von Kunst geplaudert wurde. Man stellte ihn vor. Man lud ihn ein. Ein schöner, stattlicher Mann, der eine gute Figur machte. Ein Künstler, von dessen Zukunft man reden konnte. Karl glaubte an diese Zukunft. Und daß es ihr nütze, wenn diese schönen Frauen von ihr sprächen. Und ging hierhin und dorthin. Fand das Leben schön und voll lockender Geheimnisse.

„Kommen Sie doch Donnerstag einmal zu mir — ins Atelier zum Tee —" sagte ein russischer Meister zu ihm, den er gelegentlich traf. Er ging hin.

Der Novemberhimmel hing grau und schwer vor dem großen Fenster. Das Atelier stand voll von Gestalten, Büsten, Entwürfen, Denkmälern und Gruppen. Dazwischen ein Klavier, Diwans, Fauteuils, ein Teetisch, hier und da ausgebreitete Zeichnungen und Skizzen.

Am Klavier saß ein lahmer Mensch und ließ die Hände über die Tasten gleiten — und es lockte und jauchzte aus den Saiten, wie nur ein Meister ein Instrument erlösen kann.

Eine schöne, große, dunkle Gestalt saß bei ihm, hing eigentlich über dem Sofa, als habe sie sich selbst verloren in der Musik. Ihre dunklen Augen brannten in einem schmalen, stolzen Gesicht zwischen den tiefen Schatten ihres Haares.

Sie sah zu Karl hinüber und ließ plötzlich die Augen nicht mehr von ihm. Heischend und forschend sah sie ihn an wie das Leben selbst. Es war, als ob ihre stummen Züge ihm tausend Dinge sagten, als ob jedes ihrer Glieder spräche, als ob jede leise, schauernde Bewegung ihres geschmeidigen Körpers ein Ruf nach ihm sei.

Tiefer und tiefer sanken die Schatten. Kaum daß man einander noch sah. Aber die Augen der Frau ließen nicht von Karl. Der Meister ging zwischen allen hin und her, bot Süßigkeiten, Tee, Opiumzigaretten an.

Das scharf geschnittene Profil eines jungen deutschen Literaten fiel Karl auf. Er kannte seinen Namen unter den Modernsten. Man grüßte sich als aus der Zunft.

Es waren noch mehr Menschen da, aber er wußte nicht, wer sie waren. Er sah sie gar nicht.

Er war wie verzaubert. Sah nichts als die Augen des seltsamen Weibes, und es war ihm, als würde sie nun eine Fackel nehmen und vor ihm herschreiten auf dem Weg seines Lebens zur Kunst. Und er merkte gar nicht, daß er nicht mehr an Gudrun dachte, und daß das Antlitz der Jugendgeliebten plötzlich wie ausgelöscht aus seiner Seele war.

Die Dämmerung sank tiefer und tiefer. Weiß und leuchtend, in fahlen bläulichen Schatten stiegen die marmornen Gestalten aus dem Abendlicht empor, gewannen neue Formen, eigentümliche, bange, seelische Belebtheit. Weicher, sehnsüchtiger wurde das Spiel des lahmen Komponisten. Die Augen der schwarzen Frau begannen zu leuchten im Dunkeln. Er ließ die Augen nicht mehr von ihr. Nun stand sie brüsk auf. Macht eine weite Bewegung mit den langen, schlanken Armen.

Da wußte er, daß ihr Körper ihm ein Kunstwerk geben müsse.

Dann wurde Licht gemacht. Das war wie ein Erwachen aus einem Haschischrausch.

Man sprach ruhig. Nüchtern.

Sie erzählte, sie sei Schauspielerin, Anfängerin noch, aber bei einer ersten Bühne. Sie habe eine Statistenrolle in einem griechischen Drama.

Am nächsten Tag sah er sie auf der Bühne. Sie war so schön, wie er sie geahnt hatte. Sie schritt wie eine griechische Statue und trug ihr Gewand mit einem selbstverständlichen Stilgefühl.



Da mußte er — daß sie ihm nötig war — sein Modell, seine Muse — sie wurde seine große Leidenschaft.

Was sie ihm an Schönheit gab, das forderte sie von ihm an Glut. Sie waren täglich zusammen. Er konnte nicht mehr leben ohne sie.

Liebte sie ihn?

Oder war sie auch nur die Künstlerin, der er die Sensation sein sollte? Er wagte nicht, darüber nachzudenken. An Gudrun schrieb er nicht mehr. Ein Gefühl tiefer Wahrhaftigkeit gegen sie hielt ihn davon zurück. Er ließ alle Briefe von zu Hause uneröffnet liegen.

Die Fremdheit und Verstimmung zwischen ihren Vätern, die unharmonische Abreise taten das ihrige dazu, ihn neue Illusionen und Zärtlichkeiten suchen zu lassen.

Er modellierte an der Gestalt seiner Geliebten und zitterte um sein Werk und wollte nicht geweckt sein aus dem Rausch seines Schaffens.

Gudrun mußte das ahnen — verstehen. Denn das war ja doch eine andere Liebe, mit der er hier liebte —

Eines Abends nahm ihn Rosemonde mit in einen Künstlerkreis, der sich im Haus eines Kunstfreundes ständig versammelte.

Man saß in einem kleinen Zimmer. An vierzig Menschen. Wer keinen Platz hatte, saß auf dem Boden. Zwischen alten Möbeln und Kunstsachen ein paar Kerzen.

Am Piano bald eine junge Künstlerin, die Chopin spielte, oder ein Montmartrekabarettist, der seine neusten Chansons sang.

Eine alte dicke Dame mit gutem Gesicht sang Lieder, die sie selbst dichtete. Mit alter müder Stimme trällerte sie die tollen Chansons, mit denen sie seit fünfzig Jahren die Kabarette des Montmartre versorgte, die die jungen Diseusen, die dekadenten Rezitatoren mit den Feueraugen bei ihr abholten.

In diesen Chansons zog die bunte Menschenkarawanserei von Paris vorbei in wunderlichen, grotesken, lächerlichen Situationen, in tollsten Sprüngen einer seltsam erotischen spöttischen Phantasie.

Wie diese runden, kleinen, blauen Augen die Menschen sahen — so karikaturistisch und doch so wahr und erbarmungslos! Ringsum im Zimmer lauter Originale, Dichter, Künstler, Dilettanten, Ästheten. Die meisten warteten auf ihren Ruhm. Ein kleines fünfzehnjähriges Mädel mit einem richtigen Babygesicht wollte Rezitatorin werden.

Eine Sängerin hatte ihr erstes Engagement angetreten. Ein Karikaturenzeichner illustrierte den Kreis. Ein junger Journalist gründet eine neue Zeitschrift. Eine schöne und schöngeistige Arleserin half ihm dabei.

Da war ein berühmter Dramatiker, dessen Namen man leise sagte. Und ein alter, unberühmter, den man Meister nannte, und der immer noch darauf wartete, entdeckt zu werden. Da war der Hausherr selbst, der immer in Sentenzen sprach, alte Ausgaben und Bibelots sammelte und von dem alten Glanz des königlichen Frankreichs schwärmte. Er kannte die Geschichte jedes Hauses in Paris. Ein Maler aus Tunis mit seiner blassen, schlanken Frau, die unten im Orient stille Augen bekommen hatte.

Im tiefsten Schatten, die Augen mit der Hand bedeckt, saß eine junge Frau mit einem ägyptischen Lockenkopf in einem weißen, seltsamen Mantel.

Jetzt stand ein Ästhet auf und rezitierte ein Gedicht von Prud'homme. Dann sprach die junge Frau Verse, seltsam glühende, feurige Verse einer fiebernden Seele, die noch allen ihren Reichtum hervorschleudern will, ehe sie ausglüht und zu Asche wird.

Neben ihr saß ein junger Mann mit träumerischen Idealistenaugen. Ihr Gatte. Sie hatten sich eben geheiratet. Sie war eine Sterbende, und ihre großen Augen waren schon blind.

Karl erschütterten ihre Verse eigentümlich und schaurig. Sie faßte seine Hand, als er zu ihr sprach, und hielt sie lange fest.

Dazwischen prasselten die Raketenfeuer einer lockeren Unterhaltung, in der jedes Wort eine geistige Waffe oder ein Witz war.

„Kommen Sie in der Neujahrsnacht zu mir — ich habe Ihnen etwas zu sagen", flüsterte die seltsame Dichterin. „Wir wollen eine Neujahrsnacht feiern. Es ist die letzte für mich."

Dann faßte sie mit der andern Hand Rosemondes Hand.

„Du kommst auch", flüsterte sie. Und dann, den toten und doch so selten leuchtenden dunklen Blick auf beide geheftet: „Wie fern ihr euch seid —" flüsterte sie.

Fast hätten die Liebenden diese Einladung vergessen.

Denn der Festrausch der Pariser Weihnachten war über sie hingebraust — ein Rausch der Nachtrestaurants — in der wilden, bacchantischen Freude des Reveillon.

Karls Taschen waren dabei leer geworden. Ganz leer. Und wohl nur darum fiel ihm die seltsame Einladung ein, denn Rosemonde sprach von allerlei Lustbarkeiten und von dem Neujahrsgeschenk. Und zog ein Mäulchen, als er ihr eine Statuette versprach.

Sie wünschte sich eine Stola aus echtem Alaskafuchs. Und er war ihr Liebhaber und hatte etwas zu schenken zu Neujahr.

Dann aber war sie wieder gut und ging gern mit zu der Dichterin. Es war ein kleines, altes Haus in der Rue Fontaine, in dem sie vier dunkle Stiegen hinaufkletterten. Ein Zimmer mit schönen alten Möbeln und Tassen. Gelbe Vorhänge und Schirme dämpften alles Licht.

Die Dichterin trug ein weißes priesterliches Gewand.

„Heute nacht will ich euch allen etwas weissagen! Ich werde heute nacht die Dinge sehen, die kommen!"

Wieder sprach man Verse und sang Chansons. Bis es Mitternacht wurde. Da brachte die alte Dienerin Sekt. Es waren etwa acht Freunde, die so beisammen waren. Und alle wußten, es war das letzte Jahr dieser seltsamen Frau, das heute anbrach. Dieser wunderbaren Frau, die in den nahen Gewißheiten des Todes noch jede Stunde ihrer großen Leidenschaft auskostete.

Sie zog alle in ihren Kreis und faßte sie an.

„Wartet — jetzt sehe ich die Dinge — — ja — — in einer großen Sonnenglut tragt ihr meine Asche zu Grabe. Denn ich verbrenne — wie der Vogel Phönix, der sich selbst verzehrt. Und du —" sie wandte sich an Rosemonde, „ja — dir wird dein Ruhm — auf den du wartest — wenn



du — ja — wenn du morgen tust — was du heute noch nicht willst — — und du — und du —" ihre Augen hefteten sich auf Karl und wurden starr, voller Entsetzen — „geh heim — geh heim — da steht ein brennender Baum —" schrie sie auf, „und ein Toter liegt darunter, den du liebhast — — und eine weint — o du, warum hast du sie verloren — eine weint so sehr!" Sie begann selbst zu weinen, da läuteten die Glocken das neue Jahr ein.

Durch Karls Seele zogen alle Schauer des Entsetzens. Was ahnte die seltsame Seherin? Was stand in den uneröffneten Briefen von daheim?

Rosemonde wollte auf andere Gedanken kommen. Sie drängte fort. Auf den Straßen war wildes Leben. Rosemonde traf Freunde, Kollegen, ein paar reiche Lebemänner, alle strömten zu den Salons von Chat noir. Die Hupen heulten, die Menschen jauchzten. Es war ein Gewühl an der Tür.

Karl drückte sich still davon. Er blieb im Finstern und sah, wie Rosemonde in die helle Tür des Nachtlokals trat. Und fühlte, er sah sie zum letztenmal.

Er ging heim. Durch das ganze dunkle Paris. Mit eigentümlich schweren, schleppenden Füßen.

Die langen, dunklen Straßen lagen im Nebel. Wie verschwommene Punkte glimmten die Laternenreihen. Schwarz und dunkel und breit rollte die Seine unter der Brücke durch. Ganz still lagen die Königschlösser, finster wie im Traum, nur der hellen Neujahrstage gedenkend, die einst in den Augen ihrer Fenster glühten. Still und friedlich und stolz. Die Türme von Saint Sulpice. Der Gottesdienst war zu Ende. Die Lichter erloschen, und das Glockenspiel verstummte. Breit und leer stieg der Boulevard Saint Michel den Hügel hinan. Die Linden reckten ihre kahlen, knochigen Arme in die Nacht hinein. Die pockennarbigen Rinden der Platanen leuchteten fleckig und kahl.

Zu Haus griff er mit eigentümlich zitternden Händen nach dem verstaubten Briefstoß, der sich im Zimmerwinkel angehäuft hatte. Die letzten Briefe hatten einen Trauerrand.

Heinrich Heinemann, sein liebster Jugendfreund, war tot. Alle Briefe von Gudrun, alle ihre Jammerrufe, ihre Herzensangst um den Bruder lagen da — uneröffnet — nun war ihr Schrei der Qual verstummt. Und Karl fühlte, daß es nun zu spät sei.

Daß er ihr nun nichts mehr schreiben könne — heut nichts mehr — daß etwas Unwiderrufliches nun geschehen sei. Heute hatten sie Heinrich begraben. Und er war nicht dabei gewesen. Er hatte Gudrun nicht in den Armen gehalten, hatte nicht die Tränen von ihren Wangen geküßt. Hatte ihr nicht beigestanden in der großen Angst, als der Tod durch ihr Vaterhaus ging, zum erstenmal in ihrem Leben.

Er hatte eine Stunde versäumt, die er nun nie mehr einholen konnte. Und nie durfte er der Geliebten das Trostwort sagen, das ungesprochen geblieben war. Und dies ungesprochene Wort mußte ihn ewig von ihr und seiner Heimat trennen.

Beide, die er liebhatte, die teilhatten an seiner Jugend, waren nun verloren für ihn. Gudrun und Heinrich.

Da war nun eine Stelle neben ihm auf dem Weg, die leer bleiben würde. Die Stelle, wo er Heinrich wußte, wo er Heinrichs Lächeln, Heinrichs verständnisvollen Gruß erwarten konnte. Es kroch an ihm hoch — zum erstenmal in seinem Leben — das erbärmliche Gefühl: es gibt einen Menschen weniger in der Welt, den du liebhast, und der dich liebhat — — — Und er fühlte auf einmal den vollen Schmerz des reifen Menschen um den andern, der tot ist.

Um den andern, mit dem wir jung waren, mit dem uns tausend Erinnerungen verbinden — das herrliche, einzige, selige „Weißt du noch?!"

Den einzigen Besitz, den uns keiner entreißen kann.

Und seine eigene Jugend hob ihr Haupt und begann ihre Totenklage um den toten Freund und weinte um sich und um ihn.

Von nun an — wenn er den Weg weiterging — würde er wissen, daß er nicht mehr zur Seite sehen durfte. Denn am Weg neben ihm ging nun nicht mehr der Kamerad, der so lange mit ihm war — der ihm so oft die Hand gereicht hatte — und geholfen, wenn er dachte: Nun geht es nicht mehr weiter.

Er durfte nun nicht mehr nach der Seite sehen — wo sein Freund gegangen war — und das Weib seiner Jugendliebe wartend stand — da war nun alles leer geworden — er durfte nicht mehr hinsehen — denn er würde ja den Schmerz nicht mehr tragen können — wenn er die Stelle da leer sah — — —

In einer stummen, rasenden, verbissenen Qual verbrachte Karl den Tag. Er merkte gar nicht, daß Rosemonde nicht kam — daß es wieder Abend und Nacht wurde — — sein Beutel war leer, seine Miete fällig — sein Werk wartete auf ihn, aber er sah und hörte nichts, und sein Blut rauschte in seinen Schläfen und sang das große Sehnsuchtslied seiner Heimat.

* * *

Am nächsten Tag besann er sich auf Rosemonde und hatte Sehnsucht nach ihr. Wilde, verzehrende Sehnsucht wie nach dem Leben selbst — alles — alles hatte er nun um sie hingegeben und verloren und verraten. Aber sie war das Leben und mußte ihm das Leben sein, und in ihr mußte er wiederfinden, was er verloren! Sie sollte ihm den großen Leidenschaftsrausch des Lebens und den großen Schaffensrausch der Kunst geben — — und darin würde alle seine Qual versinken und seine Erinnerung ewig Vergessenes finden.

Er ersehnte und begehrte sie mit allen Sinnen. Aber statt ihrer kam ein Brief.

„Lieber Freund! Ich sehe schon — es geht nicht vorwärts mit Deiner gepriesenen Berühmtheit. Du sagst — diese und jene Zahlungen bleiben aus. — Die Leute sind reich — aber eben darum zahlen sie nicht pünktlich. Weißt Du, das sagen alle Leute, die nichts leisten, und deren Berühmtheit immer in den Sternen hängt. Man hat mir letzthin gesagt — Leute — die sich in Deinem Metier auskennen — daß jeder tüchtige Mensch sich durchringt — Na, ich warte schon lange genug auf Deine Berühmtheit, und sie kommt nicht. Ebensowenig die Pelzstola, die Du mir versprochen hast. Du weißt schon — aus echtem Alaskafuchs — und inzwischen muß ich die Imitation tragen, und alle meine Kolleginnen sehen mich schief an und



lachen im stillen über mich, daß ich einen Liebhaber habe, der mir nichts — aber auch nichts spendiert. — So was Dummes! — Und bei meiner Schönheit — meinen Chancen — meiner Karriere! — Einen imitierten Pelzkragen tragen und einen unberühmten Künstler lieben — wahrhaftig — das tut auch nur so eine Idealistin wie ich! Na, damit Du's aber weißt! — Damit ist es nun zu Ende! Ich habe einen wirklich vornehmen Menschen gefunden in der Neujahrsnacht, im Chat noir — als du so albern fortliefst! Der mir gleich den Pelz gekauft hat, den Du mir so lange versprochen — na — und — siehst Du — mir bricht zwar das Herz dabei — sieh die Tränenspuren auf dem Briefpapier — ich weine sogar und wirklich — also — Du siehst — wie ich Dich geliebt habe — aber — wir müssen uns trennen — — leb wohl — werde glücklich — — Du hast ja Deine blaue Blume in Deiner Heimat, der ja doch immer ein Stück von Deinem Herzen gehörte (ich habe es wohl gemerkt, mein Freund!), werde glücklich — und denke — wenn Du sehr berühmt geworden bist, an Deine treue Freundin Rosemonde."

„P. S. Entschuldige meinen Brief — Du wirst sagen — er ist so echt pariserisch, aber — na, wir sind nun mal so."

Karls erster Gedanke war, den Hammer zu heben in blinder, wahnsinniger Wut und das Werk zu vernichten, das sie ihm geschenkt hatte — das Werk, um dessentwillen er sie geliebt, um dessentwillen er Gudrun verloren hatte. Sein Werk, das er haßte.

Aber er tat es doch nicht — um der Liebe willen zu seinem Werk. Um seines Glaubens willen nicht, seines Glaubens an sich selbst, an den schaffenden Gott in seiner Brust.

Um der ewigen Wiedergeburt willen, die in seiner Künstlerseele lebte und sein Leben in festen Händen hielt, obgleich er es eben für wertlos, zerbrochen und verloren ansah.

Das unbewußt wirkende Licht in ihm verteidigte sein Werk gegen ihn selbst.

Und aus der großen Qual dieser Tage wuchs in ihm ein neuer, erfahrenerer, reiferer Mensch heran, der begriff, daß er sich das Leben und die Kunst nun noch einmal von neuem erobern müsse, und daß das allein jemals seine Rechtfertigung vor Gudrun sein könne.

Und wenn ihm auch der Tod süß erschien, wußte er doch, daß er um dieser Rechtfertigung willen leben müsse.

In diesen Tagen kamen noch viele Boten. Rechnungen über Rechnungen.

Rosemonde hatte sich so viele Wünsche auf seinen Namen erfüllt — o — sie war so klug gewesen! Sie hatte so zu rechnen verstanden.

Als der 15. Januar kam, gehörte ihm nichts mehr als der unvollendete Marmorblock mit ihrer Gestalt. Er brachte ihn in das Atelier eines Freundes — er war ganz, ganz arm geworden.

Er ging in das Atelier eines alten berühmten Meisters und arbeitete da als Handlanger und Marmorschleifer an den großen Kunstwerken. Ein hartes Brot.

Bald genug merkte der alte Meister das Genie in dem jungen Deutschen, er wurde sein Lehrer. Aber es war eine lange Lehrzeit voll Not und Sorge und harter Arbeit.

Und wenn er in seinem Arbeitskittel nach Hause ging, müde, abgetrieben, hungrig und frierend, in die kalte, kleine Dachstube, wo er schlief — — da sah er manchmal in bunten Lettern Rosemondes Namen auf den Plakaten leuchten, und es war ihm, als lachten ihn ihre Augen böse und höhnisch und spöttisch an.

* * *

Joachim war ganz gebrochen und still nach dem Tode seines Sohnes. Ganz verändert. Aber seine starke Natur kämpfte mit seinem Schmerz und baute ihn sich gestaltend auf.

Aus seiner tiefsten Qual rang sich doch schon in der Stille das neue Werk, das dann auch diese Qualen mildern und den Schmerz von seiner Seele lösen sollte.

Und dann wurde er ruhiger, und Lorchen allein wußte, daß er nächtelang schrieb. An einem großen Roman, dessen Motiv er lange mit sich herumgetragen und immer wieder beiseitegeschoben hatte.

Denn er liebte die dramatische Dichtkunst mehr. Der Roman schien ihm die schroffere, beschränktere Kunstform. Er wußte nicht viel darin zu geben von seinem Reichtum.

Seine großen Erfolge lagen nicht auf diesem Gebiet.

Jetzt plötzlich war es ihm, als müsse aus den blutenden Wunden seiner Seele eine neue große Poesie ihm fließen, und gerade diese andere Kunstform, die er so lange vernachlässigt, lockte ihn wie ein neues Instrument, dessen Töne ihm neue Erlösungen versprachen.

Gudrun lag indessen wie zerschmettert da. Wie erloschen und aller Lebenskraft beraubt.

Wochenlang hatte sie in stummer Qual um eine Nachricht von Karl gezittert, gebangt, gehofft — nun hatte sie nicht mehr die Kraft, den Willen, um die Dinge zu tragen. Lorchen stand ratlos an ihrem Lager, sie verstand nicht, was vorgefallen, und Gudrun vertraute sich ihr nicht an. Sie wehrte allen, durch die Tore ihres Schmerzes zu schreiten. Sie wollte in sich allein sein mit ihrem Jammer und verzehrte sich daran. Sie lag in ihrem Zimmer und weinte und brütete vor sich hin und schwieg auf alle Fragen und auf alle Trostworte. Und Tage und Nächte reihten sich ihr zu einer langen, schweren Kette des Schmerzes.

Einmal, als sie erwachte, saß Karls Mutter an ihrem Bett. Die feinfühlige, gütige Frau war blaß und verweint wie sie. Sie nahm ihre Hand und streichelte sie liebevoll.

„Mein armes — armes — armes Kind", sagte sie leise und mitleidig. „Vielleicht tröstet es dich, zu wissen, daß er mir, seiner Mutter, auch nicht geschrieben hat!"

Gudrun starrte sie an. „Du hast keine Nachricht von Karl?" Ihre Stimme klang wie ein heißes Flehen.

Adele Nordmann schüttelte den Kopf. „Nein" —

„So war er krank! Ja, er ist krank!" rief Gudrun voller Angst und voller Hoffnung.

Karls Mutter wurde noch bleicher. Wie schwer der Weg war! „Nein — er ist nicht krank", sagte sie mit fester Stimme.

Da barg Gudrun den Kopf in die Kissen und stöhnte. „Ich ertrage das nicht — ich sterbe daran!"

„Mein armes — armes Kind" — wiederholte Adele Nordmann, „ich hätte dich so gern als meine Tochter umarmt — aber es war wohl zu früh — daß wir das planten — für ihn — und für dich. Vergib ihm — und vergib uns — es war noch zu früh. — Ihr wart noch zu jung — wir können das Leben nicht zwingen — daß es uns gehorcht — wir sind alle arme, arme Menschen" —

Und sie nahm Gudrun in ihre Arme, daß das Mädchen seine Tränen an ihrem Mutterherzen weine.

„Ich wußte, er würde einmal über mich hinweggehen — seiner Kunst nach — darum floh ich ihn so lange —" stöhnte das Mädchen.

Die Mutter streichelte sie und schwieg. Sie wußte, daß sie recht hatte, und daß dies das Frauenschicksal derer ist, die im Schatten des Genies leben.

Von diesem Tag an war Gudruns Leben wie zerrissen und aus allen Fugen. Sie schien hinzusiechen und auszulöschen. Joachim betrachtete sie mit wahnsinniger, zitternder, jammervoller Angst.

Gudrun sah das nicht. Alle Leidenschaft und Liebesglut in ihr schienen wie zu einem Gift an ihrer eigenen Seele zu werden und sie zu vernichten. Sie wehrte sich nicht mehr gegen den Tod.

Sie sehnte ihn herbei.

* * *

Zuweilen strich Gudrun wankend durch die Zimmer. Und blieb vor dem Spiegel stehen und starrte hinein. Sah ihr Gesicht an und studierte seine Linien. Und ihren Mund, ihren jungen, roten Mund — auf dem noch seine Küsse brannten.

„So sieht das Mädchen aus — das man verläßt — so sieht das Weib aus — das man verrät — vergißt —" Das sagte sie sich tausendmal und starrte ihr Spiegelbild an und wollte darin lesen und das Leben verstehen, das sie nicht mehr begriff.

Ihren Kuß hatte er vergessen! Ihre Liebe achtlos beiseitegeworfen! Und all ihr Sehnen fortgeschoben. Dann kniete sie nieder vor der Truhe und wühlte in den Sachen und blieb davor liegen und stöhnte in ihrer Qual.

All ihre Hoffnungen und Sehnsüchte und Wünsche lagen in dem alten, eisenbeschlagenen Eichenkoffer mit seinen Kronen und Wappen — wie in einem Sarg lagen sie nun da. Nutzlos, zwecklos, eine Erinnerung, die vergessen werden mußte. Träume, die sie anlachten wie krampfhaft verzerrte, kranke Gesichter, die dem Tod geweiht sind, bunte, trauliche Gedanken — die sie narrten wie die verblaßten Masken alter Wachspuppen. Alle die praktischen und unpraktischen Handarbeiten, die ihr Recht an sie und ihre Zukunft hatten, weil sie dafür geschaffen waren, und weil sie alle eine kleine Liebestat waren, und die nun zwecklos und achtlos und daseinsfremd geworden. Die sie anschauten, als wollten sie sie an Versprechen erinnern, die nicht gehalten worden waren.

Am liebsten hätte sie ein großes Feuer angezündet und alles — alles — alles verbrannt, was da lag wie Wesen, die sich Rechte anmaßten, die sie nicht mehr besaßen. Aber es fehlte ihr die Kraft dazu.

So siechte sie hin und sah zum erstenmal in ihrem Leben nicht Joachims suchende Augen und achtete nicht auf Lorchens mütterliche, angstvolle Liebe.

Der alte Arzt hatte sie sorgenvoll beobachtet und ihre fanatische, leidenschaftliche Hingabe an ihr Leid.

Eines Tages, nachdem er ihre Lungen wieder untersucht hatte und doch eigentlich nichts ernsthaft Beunruhigendes gefunden, blieb er an ihrem Bett sitzen und winkte Lorchen, hinauszugehen.

„Gudrun," sagte er, „ich habe dich immer liebgehabt — von dem ersten kleinen Schrei, mit dem du die Welt begrüßtest. Ich habe eine Art Recht an dein Leben, und darum will ich nun zu dir reden, weil ich dich so liebhabe. Du bist nicht krank, Gudrun, aber du willst es werden! Ja! Streite nicht! Gott sei's geklagt! Du willst krank werden! Und du setzt deinen Willen daran, daß du es wirst. Das ist das Fürchterliche — das Gefährliche — heute bist du noch nicht krank — heute nicht — Gudrun — aber du wirst es werden, wenn du so bleibst."

Sie preßte in finsterem Trotz die Lippen aufeinander und starrte geradeaus. „Desto besser," sagte sie, „ich will nicht mehr leben."

„Du bist zum erstenmal in deinem Leben selbstsüchtig und herzlos", fuhr der alte Mann fort.

Sie tat, als höre sie nichts. Dann aber wandte sie doch die Augen scheu zu ihm, so ungeheuerlich schien ihr, was er sagte. „Ich" — stammelte sie. „Ich?"

„Ja, du — Gudrun", fuhr er fort, mit warmer, feuriger Stimme. „Du hast heute an andere Menschen zu denken statt an deinen Kummer."

„Ich habe immer bisher nur zu viel an andere gedacht statt an mich selbst", knirschte sie zwischen den Zäh-



nen. „Mein ganzes Leben, mein Denken und Hoffen und Fühlen — alles — alles war nur für die andern — für die größeren — für die Genies" — sie stöhnte, „für sie gab ich alles. — Ich gehe an ihnen zugrunde — Heinrich wie ich — oh — ich weiß — ich weiß — woran Heinrich starb — es war nicht die Krankheit — es war — weil ein Größerer sein Leben aufgesaugt hat! Und nun bin ich an der Reihe! Vater hat mir Karl entfremdet mit seiner Feindschaft gegen Ernst Nordmann — darum konnte das jetzt geschehen."

„Gudrun!" rief der alte Mann erschrocken. „Wie kannst du so anklagen! Karl fehlte an dir — aber er liebte dich doch — er fehlte aus Jugend — aus Temperament — seine Kunst mag ihn fortgerissen haben. — Und dein Vater! Dieser gute, kluge, liebenswürdige, feinsinnige Mann, den jeder — aber auch jeder liebt, der ihn kennt — was kannst du gegen ihn sagen?"

Das Mädchen rang die Hände. „Jeder liebt ihn und kennt seine Güte und Liebenswürdigkeit, nur wir — seine Kinder, wissen — wieviel er von denen verlangt, die sein Leben teilen. Aber es muß wohl so sein — wir anderen Menschen sind wohl nur dazu da — den Genies zu dienen — ihnen unser Herzblut zu geben — daß sie sich und ihre Kunst damit tränken können!"

„Unten — da wartet einer auf dein Trostwort — deine Genesung — dem heute dein Leben alles ist — dein Vater", sagte der alte Mann schwer. „Was du da sagst, sind Hirngespinste." . . . .

Sie machte eine abwehrende Bewegung. „Ich bin ganz zerbrochen", stöhnte sie, „an ihm und an dem andern. Laßt mich in Frieden — Frieden — nur Frieden will ich haben!"

Sie richtete sich halb auf und sah den Doktor mit ihren großen, rotgeweinten, jammervollen Augen an. „Onkel Doktor — siehst du denn nicht, daß ich zugrunde gehe an diesen Genies", wimmerte sie.

„Gudrun — du mußt stark sein", fuhr der alte Mann, im tiefsten erschüttert, fort. „Du klagst, daß dein Leben dir nicht selbst gehörte, daß andere es sich dienstbar machten? Also schön — wenn du es dir heute, in dieser Stunde — aus deiner eigenen Kraft, aus deinem eigenen starken Willen neu schaffst — dann ist es dein Eigen. Dann ist es das freie Geschenk deiner Liebe, das du deinem Vater machst. Wenn er deine Liebe, dein Interesse, deine Aufopferung bisher forderte aus seinem alten, starken Vaterrecht heraus — heute erbittet er, erfleht er dein Leben von dir als Geschenk deiner Kindesliebe. Hast du kein Mitleid mit ihm, Mädchen?" Er drückte und schüttelte ihre Hand. Sie ließ sie ihm, aber sie wandte schmerzvoll den Kopf.

„Wozu?" stöhnte sie. „Wozu leben? Ich bin so müde — so zerschlagen — ich kann nicht einmal mehr um meiner selbst willen — niemand wird mich vermissen — wenn ich fort bin."

„Und dein Vater? Dein Vater — dem du die Jugend — das Leben — die Zukunft bist — und sein Werk — sein Werk — das stockt und zaudert — weil seine Seele in Ängsten um dein Lager irrt? Das Leben ruft dich — dein Leben — das unzertrennlich mit deines Vaters Kunst ist. Und deines Vaters Kunst gehört nicht nur ihm und dir — sie gehört dem ganzen Volk. Deine große Lebenspflicht — die Pflicht gegen uns alle — ruft dich!"

Da stand Gudrun auf wie eine Schlafwandelnde. „Ja," sagte sie, „du hast recht Onkel Doktor — ich habe noch Pflichten — ich habe noch nicht das Recht zu sterben."

Sie nahm ihren Morgenrock und lief die Treppe hinunter. Unten klopfte sie an Joachims Tür.

Der fuhr auf, als sie eintrat, totenbleich, mit den verweinten Augen, in denen von ihren Leiden und Schmerzen und Fiebernächten ein seltsamer Glanz war, im Glorienschein ihrer offenen, goldleuchtenden Haare.

„Vater," sie sank vor ihm nieder auf die Knie und schmiegte sich an ihn, „Vater — halt mich noch fest, ich will immer bei dir bleiben" — flüsterte sie leise an seinem Herzen.

Dann küßten sie einander die Tränen von den Wangen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmetterlingsfang.

Von Lothar von Waldenburg.

Wohl jedem werden aus seiner Jugendzeit die schönen Sommertage in Erinnerung sein, an denen er mit einem Schmetterlingsnetz die vielen bunten Falter in Wäldern, auf sonnigen Wiesen und blumenreichen Feldern fing. Es sind dies die farbenprächtigen Vanessaarten, wie Trauermantel, Admiral, Großer und Kleiner Fuchs, Distelfalter, Tagpfauenauge, das weiße C, ferner der Zitronenfalter, die vielen kleinen Bläulinge und viele andere Sorten.

Aber es gibt nicht nur den ganzen Sommer hindurch Schmetterlinge, sondern auch im Winter, und zwar sind dies Nachttiere: Eulen, Spinner und Spanner. Zu letzteren gehören hauptsächlich die Frostspanner, die bis spät ins Frühjahr hinein gefangen werden können.

Während nun wohl die meisten Tagfalter mit dem Netz gefangen werden, kommen bei den Nachtschmetterlingen die verschiedensten Methoden zur Anwendung, je nach den Lebensgewohnheiten der Arten; der Netzfang natürlich auch bei den Nachtfaltern, die, wie nicht jedem Leser bekannt sein dürfte, auch oder nur am Tage fliegen. Das einfachste Verfahren ist das Absuchen von Bäumen, Mauern, Bretterzäunen usw., wo sich die Eulen und Spanner am Tag — der Zeit ihrer Ruhe — am liebsten aufhalten. Die Arten, die sich zum Aufenthalt die Kronen oder Äste der Bäume erwählen, werden mittels des „Klopfers" heruntergeholt. Dies ist eine schwere Keule aus Eisen oder Blei, mit dickem Gummi bekleidet, der das Beschädigen der Stämme beim Klopfen verhindern soll. Durch die starke Erschütterung lassen sich die Tiere zu Boden fallen und bleiben wie tot liegen.

Nun zum Nachtfang! Da die Schwärmer hauptsächlich im Sommer in der Dämmerung schwirrend den süßen Nektar aus den Kelchen stark riechender Blumen saugen, werden sie mit dem Netz gefangen. Nur ein geringer Teil von der großen Gruppe der Eulen und Spanner besucht die vorhin erwähnten Blüten, und deshalb muß hier



das sogenannte „Ködern“ angewendet werden. Hierzu bereitet man sich eine Mischung von Honig und Sirup, mit Zucker und Bier oder Schnaps vermischt; sehr empfehlenswert ist es, dieser Mischung noch einige Tropfen Fruchtäther beizugeben, damit sie möglichst stark riecht. Diese Masse streicht man mit einem Pinsel an die Baumstämme, und zwar etwa handtellergroß und in 1 bis 1,20 Meter Höhe. Dies geschieht möglichst vor Eintritt der Dunkelheit, denn sobald es dunkelt, beginnt der Flug. Hat man eine Reihe von Bäumen bestrichen, wobei man gut tut, breite Waldwege oder Waldränder zu wählen, so begibt man sich mit Netz und möglichst viel Tötungsgläsern auf die Jagd. Zum Töten der Tiere eignet sich am besten Zyankali oder Chloroform; ersteres wird im unteren Teil des Glases befestigt, eventuell eingegipst und mit Watte bedeckt. Mit letzterem verfahre man so, daß man in die untere Seite des Pfropfens ein kleines Loch bohrt und dieses mit Watte ausfüllt, die dann kurz vor dem Fang mit Chloroform getränkt wird. Äther ist unbedingt zu verwerfen, da es die Tiere erst nach langer Zeit tötet, bisweilen erst nach Tagen. Befindet man sich allein, so ist die zum Sehen notwendige kleine Blendlaterne möglichst vorn am Körper zu befestigen, da man unbedingt beide Hände frei haben muß. Das Netz nimmt man unter den Arm. Nun geht man von Baum zu Baum, das Zyankaliglas unter der Anstrichstelle bereithaltend. Findet man unter den am „Köder“ sitzenden Tieren solche, die für die Sammlung gebraucht werden, so stülpe man den betreffenden Falter vorsichtig mit dem Finger in das darunter befindliche Glas und korke es zu. Praktischer ist es ja, wenn man zu zweien ist, denn dann hält der Begleiter die Laterne, was für den Fang der schönen, durch ihre bunten Unterflügel bekannten, scheuen Ordensbänder besonders zu empfehlen ist. Während nämlich die meisten Falter ruhig sitzenbleiben, ergreifen die Ordensbänder beim Herannahen des Sammlers leicht die Flucht; da heißt's, mit dem Netz flink zur Hand sein! Andere Arten wieder lassen sich zur Erde fallen, wo sie schwer zu finden sind.

Eine andere Art ist der Fang am Licht. Während ein sehr großer Teil der Eulen und Spanner, auch einige Schwärmer an den Köder gehen, besuchen die Spinner diesen nicht, während das Licht eine große Anziehungskraft auf sie ausübt. Jeder wird schon bemerkt haben, wie es an den Laternen, besonders den starkes Licht ausstrahlenden Bogenlampen in den Straßen und vor den Wirtschaften, von Nachtschmetterlingen wimmelt. Man bewaffne sich also mit einer hell leuchtenden Laterne und suche sich möglichst eine Waldblöße aus. Nicht lange dauert es, bis die Lampe von einer Menge Falter umschwärmt ist; diese setzen sich dann von Zeit zu Zeit auf das Laken nieder. Das grelle Licht und das weiße Tuch haben die Tiere so geblendet, daß sie dann leicht gefangen werden können. Die ebenfalls durch ihre bunten, meist roten Unterflügel bekannten Bärenspinner sind besondere Freunde des Lichts. Während man das Ködern sofort nach Eintritt der Dunkelheit beginnen kann, nimmt dieser Fang am besten erst nach 11 Uhr seinen Anfang; allerdings kann er bis zum nächsten Morgengrauen währen.

Hier möchte ich eines Spinners gedenken, der um diese Zeit fliegt; es ist der Birkenspinner. Während das Männchen im hellen Sonnenschein sehr rasch und unregelmäßig, bald oben, bald unten herumschwirrend, mit dem Netz ziemlich schwer zu fangen ist, kann man es dadurch leicht erbeuten, daß man das im Laub oder am Fuß von Baumstämmen sitzende Weibchen in eine mit Gaze bespannte Schachtel tut und nun abwartet, bis die verliebten Männchen angeflogen kommen, um Hochzeit zu feiern; sinnesverwirrt umschwirren sie die Schachtel und sind so leicht zu fangen.

Viel schwieriger gestaltet sich der Fang eines ähnlichen Spinners, des Habichtkrautspinners, der die Freude eines jeden Entomologen bildet. Beim Fang dieses Falters kann man im wahrsten Sinn des Wortes von einer Jagd reden. Obwohl Nachtschmetterling, fliegt er wie der vorige und viele andere Spinner im Sonnenschein, und zwar Ende September bis Mitte November auf Wiesen. Fliegen ist nicht ganz der richtige Ausdruck, sondern er schießt wie ein Pfeil blitzartig, sprungweise von oben nach unten, von rechts nach links dahin. Auch bei diesem Fang ist es vorteilhaft, wenn mehrere Sammler zur Stelle sind. Ich erinnere mich, wie vor einigen Jahren in Finkenkrug, dem Schmetterlingsdorado der Berliner Sammler, fünf bis sechs Herren längs der Bahn im Abstand von 30 bis 40 Schritt Aufstellung genommen hatten, um Habichtkrautspinner zu fangen. Kam ein solcher an, so versuchte der erste sein Glück. Hatte er keins, so rief er laut zum Nachbar gewandt: „Achtung! Dumi!“, wobei er mit dem Arm die Seite zeigte, auf der der Spinner flog. Manches Tier wird wohl an allen Herren vorbeigekommen sein. Übrigens wird dieser Spinner als ziemlich selten angegeben; ich habe allerdings im vergangenen Herbst sehr viele gesehen, wenn auch leider nur ein Dutzend gefangen. Die Weibchen fliegen infolge des schwereren Körpers erheblich langsamer.

Daß man Falter dadurch fangen kann, daß man die Weibchen — natürlich von der betreffenden Sorte, die man sucht — mit sich führt, war oben schon erwähnt. Es gibt nämlich viele Spinnerweibchen, die erst zur oder nach der Eiablage fliegen. Nun kann man auch viele Arten dadurch bekommen, daß man sich die Eier, Raupen oder Puppen sucht, um diese dann in einem Raupenkasten zu ziehen bzw. ausschlüpfen zu lassen. Diese Methode hat den Vorteil, daß man völlig frische, also unbeschädigte Exemplare erhält.

Zum Schluß möchte ich noch einiges über unsere schönsten und edelsten Tagschmetterlinge, die Schillerfalter und den Eisvogel, sagen. Obwohl sie Deutschlands prachtvollste Schuppenflügler darstellen, zeigen sie sehr unästhetische Neigungen. Sie setzen sich nicht nur gern an feuchte und nasse Stellen des Weges, sondern sie bevorzugen geradezu Mist und Dungstellen; auch suchen sie mit Vorliebe Kadaver auf. Ich selbst habe mit Hilfe eines toten Maulwurfs mehrere Eisvögel und Blauschiller gefangen. Sie fliegen im Juni und Juli mit Vorliebe in lichten Laubwäldern, wo gerade die prachtvollen Schillerfalter durch ihre irisierenden Farben der Männchen auch den Nichtkennern auffallen.

Zum Schluß noch die Bitte an alle Leser, einer vielverbreiteten Roheit entgegenzutreten: Man sieht fast täglich im Sommer Kinder — ja sogar Erwachsene — die, nachdem sie irgendeinen schönen Falter mit der Hand, dem Hut oder dem Netz gefangen haben, diesem, anstatt ihn sofort ins Giftglas zu tun, einfach die Nadel durch die Brust stechen, in der irrtümlichen Meinung, daß das Insekt dadurch ohne weiteres stirbt. Dem ist aber nicht so; vielmehr lebt das Tier unter Umständen noch tagelang trotz der ihm durch den Leib gebohrten Nadel. Und doch fühlt auch das kleinste Tier der Welt den Schmerz!



Wiener Komtessen.

Von Bettina Wirth. – Hierzu 10 Aufnahmen von Mme. D'Ora.

Die Wiener Komtessen! Noch vor dreißig Jahren beugten sich die Leute, die sich als zur „Gesellschaft“ gehörig betrachteten, widerstandslos vor ihnen. Welcher auch noch so berühmte Direktor des Burgtheaters hätte es gewagt, sein Repertoire anzusetzen, ohne die zarten Gewaltigen durch mindestens zwei „Komtessenstücken“ in der Woche zu





Komtessen Wenckheim-Palffy.



Gräfin Sofie Schönborn-Buchheim.

gewinnen. Wie mancher Botschafter, der in den Hauptstädten Europas glänzende diplomatische Erfolge errungen hatte, rückte mit schwerem Herzen in Wien ein, weil er ein ballfähiges Töchterchen mitbrachte, das er hier in die Gesellschaft einführen wollte, und das, wie er wohl wußte, erst vor dem Richterkollegium der Komtessen erscheinen mußte. Erklärten diese einstimmig, und sie waren stets einstimmig, „das Mädl sei eine fade Nock'n“, dann half



Komtesse Maria Schaffgotsch.

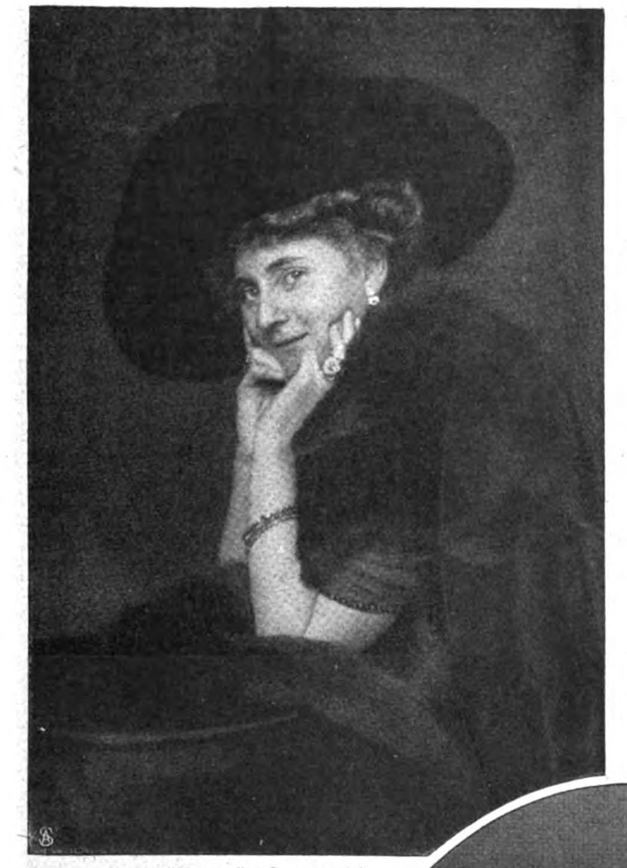


Gräfin May Wurmbrand.

ihr weder das diplomatische Renommee ihres Vaters noch das Ansehen des Staates, den er vertrat, dann half ihr auch die feinste gesellschaftliche Routine einer geschickten Mama nichts, sie war für Wien — durchgefallen.

Am deutlichsten tritt die Tatsache, daß die Wiener Komtessen eine Körperschaft sind, am Hofball zutage. Beim Beginn der Musik trennen sie sich von den Mamas und sonstigen „Chaperons" und landen wie eine Schar lustiger Vögel an einer Stelle an der linken Seite des Ballsaales, die, vielbezeichnend, die Komtesseninsel heißt. Hierher kommen die Vortänzer und unterhalten sich mit den meist mit scharfen Zünglein begabten Damen, hierher kommen, wenn sie gut beraten und gescheit sind, die — Erzherzoginnen, die zum erstenmal auf dem Ball erscheinen, die kaiserlichen Debütantinnen. Ich sehe heute noch das Bild vor mir, wie bei einem Hofkonzert — auch hier bildet sich die Komtesseninsel — Erzherzogin Elisabeth Marie, die blonde Tochter des verstorbenen Kronprinzen, in der Pause sich von ihrem Sitz erhob und ganz allein die Breite des Saales durchschritt, um bei den Komtessen haltzumachen und sie eine nach der anderen durch eine Anrede zu ehren. Es war im Jahr 1901, und die Erzherzogin, achtzehnjährig, hochaufgeschossen, blond, blauäugig und rosig — der richtige Frühling. Natürlich war sie in weißer Toilette, mit wenig schimmerndem Silber, als Schmuck hatte sie nur Perlen, und die mädchenhafte Schlankheit barg zum Teil eine wundervolle weiße Federboa. Ihr gewinnendes Lächeln machte sie zu einer so bezaubernden Erscheinung, daß man nicht anders

Altgräfin Elisabeth zu Salm.



Gräfin Julie Drascovich.



Gräfin Ottokar Czernin-Chudenitz.

glauben konnte, als die Schar der jungen Aristokratinnen würde sie umringen und um ihre Gunst buhlen. Wer das glaubt, kennt die Wiener Komtessen nicht. Jede Angeredete machte den vorgeschriebenen Knicks, antwortete nicht mehr als höflich auf jede Frage und verbeugte sich wieder, wenn die Erzherzogin sich an eine andere junge Dame wendete. Dabei rückten sie immer mehr zurück, und die Erzherzogin mußte ihnen Schritt für Schritt nachfolgen, wollte sie nicht einen Zwischenraum entstehen lassen zwischen sich und denen, die sie ansprach. — Das Zusammenhalten, das die kleine Körperschaft charakterisiert, zeigt sich auch in der äußeren Erscheinung. Keine Komtesse trägt Schmuck, auch wenn der Papa millionenschwerer Fideikommißherr auf vielen Herrschaften ist. Sie **erscheint auf dem Hofball und Ball** bei Hof im einfachen kurzen Tanzkleidchen, als Debütantin unfehlbar in Weiß, und erst nachdem sie mit dem Bukett in der Hand auftritt, das sie unter den anderen als Braut auszeichnet, gestattet sie sich einen größeren Luxus in der Eleganz. — Die neue Zeit hat auch den Komtessen etwas von ihrer Sonderstellung geraubt, aber immerhin sind sie im Wesen und in der Erscheinung charakteristisch. Madame D'Ora, aus deren Atelier kein Bild hervorgeht, das nicht künstlerischen Wert hätte, ist die berufene Photographin der Wiener Komtessen. — Da ist Gräfin May Wurmbrand (Portr. S. 666), die bis vor kurzem ein gewichtiges Mitglied der Komtessengesellschaft war und als Jungverheiratete noch immer mitzählt. Sie ist die Tochter des vielgenannten „Sportsman" Aristides Baltazzi auf Napagedl, eine

Prinzessin Wrede.

stein, ganz plötzlich starb, als sie auf Schloß Winar bei Prag bei der Tochter zu Besuch weilte. — Gräfin Julie Draskovich (Portr. S. 667), deren Aehnlichkeit mit der Kaiserin Marie Luise viel bemerkt wird, spielte als Tochter des Oberst=hofmeisters Fürsten Montenuovo im Kreis der Komtessen eine große Rolle. Leider hat sie ein tragisches Schicksal ereilt. Sie wurde nach kaum zweijähriger Ehe mit dem Grafen Draskovich Witwe und lebt in stiller Zurückgezogenheit, um sich ganz dem einzigen, verwaisten Töch=terchen zu widmen. — Altgräfin Elisa=beth zu Salm (Portr. S. 666) ist die Schwester des Altgrafen Hugo Salm=Reifferscheidt, der schon elfjährig der Chef seines Hauses wurde, indem sein Vater 1903 starb. Die Mutter ist eine geborene Gräfin Sternberg, deren Bruder Graf Adalbert Stern=berg einen bedeutenden Einfluß auf die Erziehung seiner Nichte so=wie seiner Neffen hatte.



Gräfin Thurn-Valsassina.

Komtesse Tinette Wydenbruck.

kühne Reiterin, praktisch in ihren An=schauungen und höchst modern. Geistig bedeutend veranlagt ist Komtesse Tinette Wydenbruck (Portr. umsteh.), die für Kunst und Wissenschaft ein selten großes Interesse an den Tag legt, dabei in ihrem Kreis die beste Tänzerin, Roll=schuhfahrerin und Automobilistin ist. Man würde der blonden, blauäugigen Schönheit die gründliche Bildung nicht zutrauen, die sie sich zu eigen gemacht. Gräfin Ottokar Czernin=Chudenitz (Portr S. 667) ist wieder einmal eine „Beauté" aus dem Haus Kinsky, das der Welt so viele hervorragend schöne Männer und Frauen geschenkt. Sie bildete mit ihren drei älteren Schwestern Wil=helmine, Franziska und Elisabeth das bekannte Glückskleeblatt der Schön=heit. Der traurige Zug im Antlitz der Gräfin besteht erst seit einigen Jahren. Sie mußte das schmerzliche Schicksal erleben, daß ihre geliebte Mutter, eine geborene Prinzessin zu Liechten=

Prinzessin Therese (Thea) Wrede (Portr. S. 667) ist die Tochter des langjährigen österr.-ung. Gesandten Fürsten Nikolaus von Wrede und der Gräfin Herberstein. Die Prinzessin ist eine geborene Münchnerin, hat sich aber in Wien vollkommen eingelebt. Eine ihrer Schwestern ist mit dem Grafen Eduard von Kielmannsegg vermählt.

Die Schwestern Komtessen Elisabeth und Daisy Wenckheim-Palffy (Portr. 665) sind die Töchter des ungarischen Magnaten Grafen Stefan Wenckheim, der in Oesterreich nur Freiherr ist. Ihre Mutter, die Gräfin Margarete, stammt aus dem Haus Palffy v. Erdöd.

Komtesse Maria Schaffgotsch (Portr. S. 666) gehört durch ihre Mutter, eine geborene Gräfin Csáky, dem ungarischen Uradel an. Ihr Vater, dessen einziges Kind sie seit dem vor kurzem erfolgten Tod ihres Bruders Hubert ist, aus der Linie Schaffgotsch-Wildschütz, ist durch seine Mutter, eine Gräfin von Auersperg, Herr auf Alt- und Neu-Purgstall.

Der Gräfin Vincenz Thurn-Valsassina (Portr. S. 668) sieht man es an, daß sie eine halbe Italienerin ist. Sie ist eine geborene Marchesa Tacoli — ihr Vater war Obersthofmeister der Herzogin von Modena.

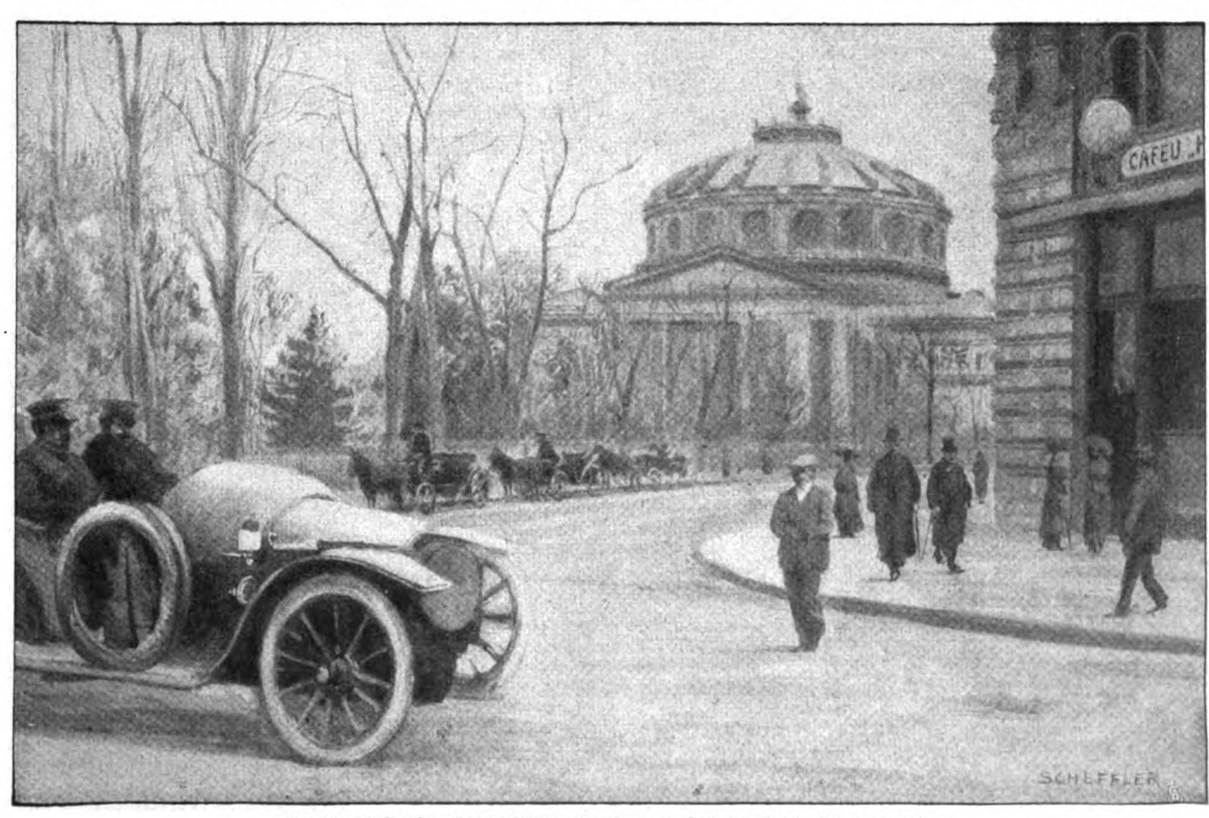
Auch Gräfin Sofie Schönborn-Buchheim (Portr. S. 665), durch ihre Heirat Besitzerin eines der schönsten Palais in Wien, das mit herrlichen Kunstschätzen gefüllt ist, stammt aus Italien und ist eine geborene Prinzipessa Dentice.

In der Hauptstadt Rumäniens.

Von Hermann Scheffler, Bad Kreuznach. — Hierzu 10 Originalzeichnungen des Verfassers.

Alle Erscheinungen und Vorgänge des Lebens müssen relativ genommen werden. Bukarest ist eine Glanzstätte kultureuropäischer Verfeinerung für den, der aus orientalischen Regionen zurückkehrt und in der rumänischen Hauptstadt zum erstenmal wieder das langentbehrte Europa vorfindet. Wer dagegen die strahlenden Kulturzentren Mittel- und Westeuropas verläßt zu einer Reise nach dem Orient, dem zeigt sich Bukarest in seiner Buntheit als vermittelnde Uebergangstation zu seinem Reiseziel. Die Hauptstadt Rumäniens ist zurzeit ein gärendes Gemisch von Ost und West, in dem der trübe Osten wohl ziemlich bald zum Bodensatz der Vergangenheit werden wird.

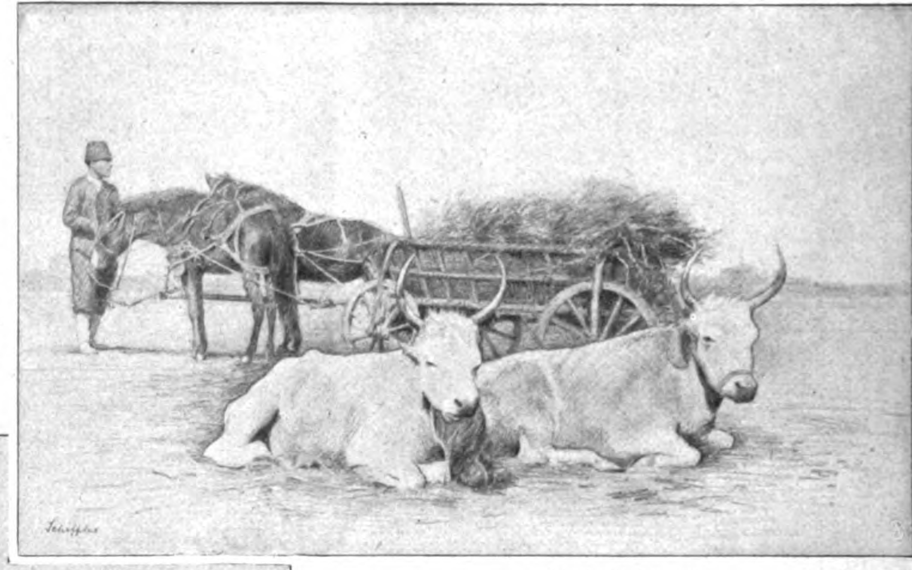
Gruppen von Männern und Frauen liegen und hocken plaudernd auf dem Bürgersteig, ein Orgelmann dreht gläsern spitzige Töne aus seinem fahrbaren Spinett, zwischen einer Limonadenbude und einer Schiffschaukel postieren sich vier Musici, die auf Violine, Baß, Zimbel und Panflöte ein sehr erträgliches Zusammenspiel hören lassen. Schmutz und Staub trüben das Bild etwas, und ein müder Gaul vor einem zerbrechlichen Pferdebahnwagen sorgt in mattem Trott dafür, daß man hinauskommt zur Calea Victorei (Abb. untenst.). Das ist die glänzende Ader, die durch Bukarest läuft, und der Stolz seiner 300000 Bewohner. Alles Orientalentum ist hier abgelegt, und okzidentales Menschengewoge vor hohen Palastbauten und glänzenden Geschäftsläden ist an seine Stelle getreten. In dieser Straße wohnt



Die Hauptstraße Calea Victorei mit dem Atheneul im Hintergrund.

der König, liegt das Theater, und weiter nördlich werden ihre Häuserreihen unterbrochen von dem Garten des Atheneul Român (Abb. S. 669), eines in anmutigster Architektonik aus der Umgebung herauswachsenden Musiktempels.

Bukarest hat westliche Art aufgenommen ohne merkliche Kollision mit den bestehenden Verhältnissen, wie sie sich in der Calea Grivitei (Abb. S. 672) und vielleicht noch markanter in anderen Stadtteilen zeigen. Westen und Osten durchdringen sich. Der Händler mit seiner Ware in flachen Hängekörben am langen Schulterholz bleibt nicht auf der Calea Grivitei, sondern bietet sein Obst, seine Süßigkeiten usw. den vornehmen Passanten des Theaterplatzes ebenso an wie den rumänischen Bauern (Abb. S. 671), die in ihrer Landestracht durch die Stadt ziehen; überall kann man den Bärenführer treffen, der die Kunststücke seines Tieres zeigt und sich seines Verdienstes ebenso freut wie der Straßenbettler der Almosen der Vorübergehenden. Die jungen und alten Zigeunerinnen, die als geschickte Gelegenheitsmacherinnen unter dem Vorwand des Blumenverkaufs die eleganten Straßen beleben, kehren abends in die Vorstadt zurück, wo sie inmitten ungezählter schmutziger Kinder primitive Lehmhütten und ärmliche Bauernhäuschen bewohnen. Mit ihnen kommen der



Ein Vorstadtidyll.



Beim Kesselflicker.



Zigeunerinnen, die in den Straßen mit Blumen handeln.



Stiefelputzer in den Straßen der Hauptstadt.

Straßenschleifer und der Kastanienröster von der Tagesarbeit. Auch der immer fleißige Kesselflicker (Abb. S. 670) geht nun zur Ruhe. Nur der Stiefelputzer (Abb. S. 670) auf den vornehmen Straßen ist noch beschäftigt und der Sacagin, der mit seinem Faß auf dem kleinen Karren die Stadtteile mit Wasser versorgt, denen es nicht durch eine Leitung zugeführt wird.

Die Wasserverhältnisse Bukarests sind noch nicht ganz auf der Höhe, aber die Stadtverwaltung ist ernstlich bemüht, in dieser wie auch in vielen anderen Beziehungen einwandfreie Zustände zu schaffen. Die Straßen-



Rumänische Volkstrachten im Straßenbild der Stadt.



Ein Ochsengespann in den Straßen von Bukarest.
Bilder aus der rumänischen Hauptstadt.

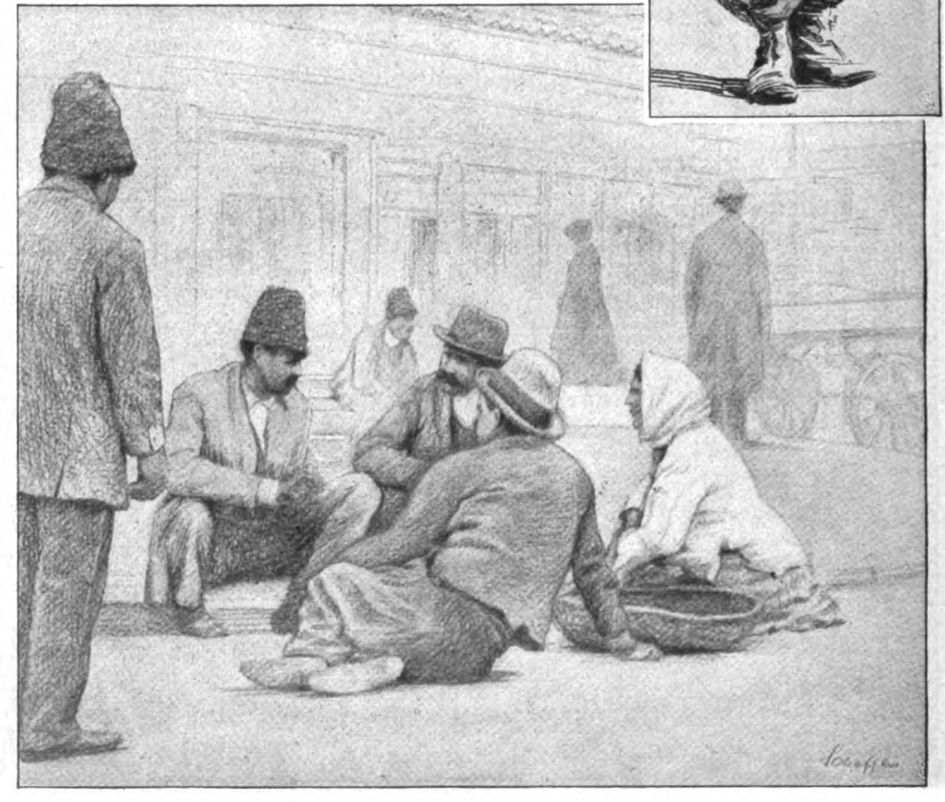




Straßenhändler in der Calea Grivitei.

reinigung könnte rationeller sein; dagegen ist die Beleuchtung der Stadt wohlorganisiert und ebenso die Kanalisation. Auf dem Gebiet der sanitären Fürsorge sind die Einrichtungen der rumänischen Hauptstadt in jeder Beziehung vorbildlich. Es muß anerkannt werden, daß Bukarest allen Forderungen moderner Kultur gerecht zu werden versucht; das ist wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß so viele staatsleitende Persönlichkeiten deutschen Geist in sich aufnehmen. Beispielsweise der jetzige Ministerpräsident Dr. Majoresco studierte und promovierte in Berlin. In militärischen Dingen hat sich Rumänien allerdings mehr an Frankreich angelehnt, wenigstens äußerlich, in der Uniformierung. Militär und Vaterland sind jedem Bukarester ganz identische Begriffe.

In der Gemeinschaft begeisterter Vaterlandsliebe treffen sich alle sozialen Schichten der rumänischen Bevölkerung. Die walachischen Zigeuner spielen abends in den vornehmen Restaurants ihre nationalen Weisen mit derselben patriotischen Hingabe, die den vornehmen Bukarester Gast beim Zuhören beseelt. Die rumänische Hauptstadt ohne Musik wäre nicht zu denken. Drinnen in den Konzertsälen und im Theater genießt die gebändigte Musikliebe die Werke klassischer Tonkunst, aber den freien Urtrieb des Volkes zu Lied und Spiel befriedigt besser das echt nationale Tönen und Singen



Typische Gruppen im Straßenbild der Stadt. Oberes Bild: Ein Bukarester Straßenjunge.

auf der Straße. Und in dies allgemeine Geigen und Flöten und Trällern mischt sich das Raunen und Rauschen des Handelsgetriebes in den tausendfältigen Formen orientalischer Buntheit.

Der Boden der rumänischen Hauptstadt ist noch nicht zur Anpflanzung luftverderbender Fabrikschlote aufgeteilt worden. Vielmehr besitzt Bukarest wie keine Großstadt, die ich kenne, Garten- und Parkoasen, die in idyllischer Verstecktheit in die Steinwüste der Häuser eingestreut sind. Oestlich der Calea Victorei liegt ein Villenviertel, dessen niedrige, aber exklusiv vornehme Hausfassaden lieblos und offiziell wirken. Aber wenn man über den lauschigen Hof an Autoschuppen und Kutschenremisen vorbei scheu nach hinten schleicht, dann ist man bald träumend abgeirrt vom Bild der Straße, und die Sinne verfangen sich im Gezwitscher der Vögel, die in der Abgeschiedenheit der köstlichsten Parkpflanzung sich in dem tiefhängenden Gelaub exotischer Märchenbäume verstecken. Kein Geräusch der Straße dringt hier verscheuchend zu dem Eichhörnchen, das lautlos um den Stamm eines schweren Kastanienbaumes flitzt. Auf der „Chaussee" Kisseleff, dem Tiergarten der Bukarester, spielt sich an schönen Frühlings- und Herbstnachmittagen ein distinguiertes Promenadenleben zu Fuß und im Korso der eleganten Wagen und Equipagen ab. Durchsetzt ist das mondaine Bild im Norden der Calea Victorei von den roten Punkten türkischer Fes der osmanischen Teppichhändler, die hier als Vertreter des nahen Orients die Farbenpracht des Bildes erhöhen. Dazwischen treibt der Bukarester Straßenjunge (Abb. S. 672), ein köstlicher, überall anzutreffender Max- und Moritz-Typ, sein amüsantes oder ärgerniserregendes Wesen.

In engem Rund legt sich um das Bukarest der Sittenverfeinerung und westlichen Bedürfnissteigerung das Leben des einfachen Volkes in den Vorstädten mit ihren ländlichen Idyllen und dem Reflex großstädtischen Glanzes auf der Urwüchsigkeit eines halbkultivierten Kleinbürgertums. In konzentrischen Wellen verklingt allmählich das Leben Bukarests in der weiten walachischen Ebene mit ihren verstreuten Bauernhäuschen und einsam weidenden Schafherden und erlischt schließlich mit der sinkenden Sonne und dem gesunden Nachtschlaf des rumänischen Landmannes.

Über dem feiernden Spaten.

Durch das dämmergraue Feld
Rauscht der goldne Zug dahin,
Fernab in die graue Welt.
Heimlich zittert mir der Sinn.

Draußen in der fernen Welt
Blinken goldne Schätze heiß,
Anders als mein hartes Feld
Sie beschert für Schweiß und Fleiß.

Aber aus dem harten Feld
Blickt ein Schatz im bangen Licht,
Treuer als das viele Geld:
Meiner Heimat Angesicht.

Emanuel von Bodman.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

25. Fortsetzung.

Otto Lauckardt wandte sich wieder an seinen Vater und fuhr fort: „Ich habe keinen Menschen, dem was an mir liegt. Wenn ich morgen nicht da wäre, wäre es allen auch recht! Das ist doch toll! ... Das begreif ich nicht ... Ich bin doch nicht der erste beste! Ich bin seit ein paar Stunden ganz verwirrt ... Ich find mich in die Menschen nicht mehr ... Wie das alles so gekommen ist ... Ich weiß nicht ... Kannst du mir's erklären?"

„Du bist nun einmal, wie du bist."

„Ich bin doch ein Mensch wie andere! ..."

„Nein! Du bist halb, Otto. Das ist das ganze Geheimnis. Die Halben sind auf der Welt ewig die Zweiten ..."

Der Sohn fröstelte.

„Sagst du das auch schon?"

„Du stehst, solange du lebst, ewig zwischen dem, was du bist, und dem, was du sein möchtest, und bist keins von beiden. Bist uns am Rhein fremd geworden und denen hier an der Elbe fremd geblieben — Fahnenflüchtig bei uns und hier kaum als Mitläufer geduldet. Die Halben werden von rechts und links zerquetscht, mein Sohn! Gib acht, daß das nicht auch dein Schicksal wird! Denn du hast keine Widerstandskraft in dir, trotz deines Selbstgefühls!"

Der Sohn wandte sich ab. Er stöhnte nur leise auf und schwieg.

„Du hast nur einen Halt im Leben, Otto! Du hast eine Frau, wie du sie gar nicht verdienst! Halte dich an sie, statt immer in anderen Menschen und für andere Menschen zu leben, sei einmal du selbst ... Du bist reicher durch deine Frau, als du weißt ... Warum lachst du denn um Gottes willen, wenn ich von Ilse spreche?"

„Ach nichts, Papa! Ich danke dir! Ich habe jetzt genug gehört. Ich mag nichts mehr hören. Deine Depeschen drüben sind gewiß wichtig. Laß dich durch einen so kümmerlichen Menschen wie mich nicht davon abhalten."

„Otto!"

„Nein. Nein. Es ist genug!"

Otto Lauckardt ging brüsk aus dem Zimmer. Sein Gesicht war dunkelrot. Er zitterte an allen Gliedern. Funken tanzten ihm vor den Augen, als er in den Hof trat, über den schon die Dächer lange Schatten warfen. Dort stand, aufgeregt seiner wartend, der Förster.

„Gnädiger Herr! Gnädiger Herr! Heute kriegen wir ihn!"

„Wen?"

„Den Kapitalbock! . . . Er tritt hart an der Grenze, an der Mühlenwiese heraus! Ich hab ihn selbst heute früh gesehen . . . Ich hab unter Tag eine Kanzel gebaut . . . Ich glaube bestimmt, der gnädige Herr kommt jetzt zum Schuß!"

„Heute abend kann ich nicht schießen. Ich hab zu viel Ärger gehabt! . . . Da schauen Sie mal: Meine Hand zittert ja wie toll . . . Ich seh alles rot vor mir . . ."

„Aber morgen mähen sie über der Grenze das Korn. Das vergrämt den Bock bestimmt. Er wechselt wieder in das Nachbarrevier. Wenn gnädiger Herr den Bock an Herrn von Machwitz verschenken wollen . . . Der wird uns schön auslachen!"

Von dem ebenerdigen Fenster aus hatte der Geheimrat das Gespräch mitangehört. Es zuckte ihm auf den Lippen, hinabzurufen: Otto, nun laß dich mal in Gottesnamen auslachen! . . . Hause nicht im Hirn dieses Herrn von Machwitz, sondern geh in dich . . . Sei einmal ehrlich gegen dich . . . Denk über dich nach! Aber er ließ die Warnung! Es war ja doch umsonst. Richtig . . . da nahm der Otto unten mit bebenden Händen und finsterem, gerötetem Gesicht aus der Hand des Försters die Stechbüchse entgegen, hing sie um, drückte sich den Schlapphut in die Stirn und schritt langsam, allein hinaus in den Wald, ein Mann, dem sein Nachbar das Gesetz des Handelns vorschrieb . . .

Der oben schüttelte den Kopf. Er dachte sich: An Kleinigkeiten sollt ihr sie erkennen! Er ging hinüber in sein Gastzimmer und vertiefte sich in die Pläne und Berechnungen der Fahrenholtzschen Fabrikanlage drüben am Kanal. Dann erschienen auch diese Herren selber. Der ganze Raum war voll von ihnen. Der Diener mußte noch Stühle hereinbringen. Zigarrenrauch . . . Papiergeraschel . . . Zahlenmurmeln . . . Zank . . . Witze . . . Wieder Ernst . . . Die Geschichte war keine Kleinigkeit. Die Berliner gingen mit einem Haufen Geld in die Sache. Der Geheimrat rechnete, den Bleistift in der Hand, den Zwicker vor den Augen . . . In einer Stille allgemeinen Nachdenkens hörte er von fern den dumpfen Klang eines Schusses, und es ging ihm zerstreut durch den Kopf: Nun hat der Unglücksmensch wenigstens seinen Bock! Gleich darauf vergaß er es und arbeitete weiter. Und es war später Abend, als man vorläufig wenigstens und halbwegs einig war und gleich darauf die Wagen davonrollten, um die sämtlichen Herren noch rechtzeitig an die Station zu dem Berliner Zug zu bringen.

Lauckardt der Ältere hatte die Geschäftsfreunde vor das Haus begleitet. Da stand er nun allein im Dunkeln und atmete befriedigt nach dem vielen Reden und Rauchen die kühle Nachtluft. Dann sah er beim Schein der Eingangslaternen auf die Uhr. Donnerwetter . . . beinah neun. Hoffentlich hatten sie nicht auf ihn mit dem Abendessen gewartet! Aber die Fenster des Speisesaales waren noch dunkel. Auch sonst die Vorderräume. Was hieß das nur? Wo steckten denn Otto und Ilse?

Ein Mann, mit einem Gewehr im Arm, kam vorbei. War er das? Nein. Er erkannte den Förster. Er rief ihn an: „Sagen Sie mal . . . ist mein Sohn denn noch nicht zurück?"

Der Angeredete machte militärisch, mit der Strammheit des früheren Gardeschützen, halt.

„Nein, Herr Geheimrat!"

„Aber es hat ja schon vor einer Ewigkeit geschossen!"

„Das macht mich ja auch besorgt, Herr Geheimrat! Der gnädige Herr müßte längst zurück sein, ob er nun getroffen hat oder nicht. Ich will eben mal gehen und nachsehen . . ."

„Warten Sie! Ich komme mit! . . . Ein bißchen Luft tut mir auch gut! Ist's weit?"

„Kaum eine Viertelstunde!"

Das schnurrbärtige Profil des Jägers schien in dem flackernden Laternenlicht sonderbar ernst. Der Geheimrat ging neben ihm durch die Finsternis. Er fragte gedämpft: „Es kann doch nichts passiert sein?"

„Ich hoffe nicht!"

„Ich bin kein Jäger . . . Ich versteh absolut nichts davon . . . Vielleicht wartet mein Sohn, ob er noch einen zweiten Schuß anbringen kann?"

„Der Bock ist beim ersten über alle Berge."

„Na, dann vielleicht auf irgendein anderes Tier?"

„Es ist längst viel zu dunkel . . ."

Wieder unterdrückte Unruhe in der Stille des Mannes. Er schritt so rasch aus, daß ihm der andere kaum folgen konnte. Glitt leichtfüßig, mit jedem Busch und Baum vertraut, über Weg und Steg, wo jener nur auf Steine und Wurzeln trat und schon halb außer Atem war, als er fragte: „Haben Sie denn irgendeine bestimmte Besorgnis, Förster?"

„Ich kann mir gar nichts denken, Herr Geheimrat! Ich mache mir nur Vorwürfe. Der gnädige Herr war so furchtbar erregt heute abend . . . So, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Er wußt es auch . . . Er wollte nicht gehen . . . Ich hab ihm zugeredet . . . Ich hätt es vielleicht nicht tun sollen . . . Aber ich meint es ja nur gut . . ."

Es wurde heller vor ihnen. Im Nachtdämmern lag eine weite Waldwiese, erfüllt von dem betäubenden Zirpen der Grillen. Eine mächtige Eiche stieg schattenhaft aus ihr empor. Neben ihr lehnte am Stamm etwas wie eine Leiter. Der Aufstieg zur Kanzel. Der Grünrock duckte sich unwillkürlich und spähte hinaus in die Nacht. Nichts rührte sich.

„Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!"

Leichte, dumpffedernde Sprünge antworteten allein dem Ruf. Flüchtendes Rehwild. Ein Zeichen, daß hier seit einer halben Stunde oder länger kein Mensch mehr gegangen. Jetzt faßte den Förster merkliche Angst. Er kümmerte sich nicht mehr um seinen Begleiter. Er lief in langen Sätzen vor ihm durch das Gras, auf den Baumriesen zu, blieb stehen, bückte sich hastig am Fuß der Leiter, riß die Klappe von seiner kleinen Handlaterne, die er bisher verdunkelt getragen, um nicht selbst geblendet zu werden, leuchtete nach etwas auf dem Boden, kniete nieder . . . Wandte das von dem gelblichen Licht beschienene, fahl gewordene Gesicht.

„Um Gottes willen . . . Herr Geheimrat . . . der gnädige Herr . . ."

„Wo . . .?"

„Da liegt er . . . Seine Hand ist kalt . . ."

Otto Lauckardt lag am Boden, mit den Füßen noch auf der untersten Stufe der Treppe. Neben ihm die Büchse. Geistesabwesend vor Schrecken, nur noch mit mechanischen Handgriffen seines Berufs, nahm der Jäger sie in die Rechte. „Sie war gestochen und ist abgeschossen . . ."

Die Laterne zitterte in seinen Fingern, während er wieder den Lichtschein über den Toten gleiten ließ. Jetzt fand er, was er suchte.

„Die Kugel ist von unten in den Kopf gegangen ... Das Gewehr muß losgegangen sein ... beim Heruntersteigen ..."

Neben ihm kniete der alte Herr. Der Förster faßte es nicht. Er schüttelte den Kopf in ungläubigem Entsetzen.

„Wie ist das möglich? Bei einem so weidgerechten Herrn?"

Und nach einer Weile, in der sich nichts geregt hatte als eine Fledermaus, die lautlos die beiden Männer und den Lichtkreis umschwirrte und sich wieder ins Dunkel verlor: „Der gnädige Herr war doch immer so vorsichtig. Er hielt die Büchse weit von sich und die Mündung nach oben ..."

Und endlich, bang: „Ich kann's gar nicht begreifen! Ich kann's nicht! Und keiner war dabei ..."

Er bekam keine Antwort. Der Vater hielt die starre Hand des Sohnes in der seinen. Der Wald schwieg.

* * *

Du meiner Väter Erde ...

Noch hab ich dich ... noch halt ich dich ... fasse dich mit meinen Händen, wie ich da liege ... am Boden ... auf freiem Feld ... in dunkler Nacht ... In der Nacht nur kommt noch hervor, wagt sich ins Freie, aus Schilf und Rohr, was landflüchtig und menschenscheu ist ... Wie das Tier des Waldes tritt es nur bei Sternenschimmer aus dem Versteck, wenn kein Auge es sieht ...

Du meiner Väter Erde ... Feiner Sand rieselt durch meine Finger ... karger, dürftiger Boden ... mager wie die Mark ... Aber du hast die Meinen genährt ... hast ihnen gedient als getreuer Knecht im Wandel der Jahrhunderte ... ein halb Jahrtausend lang ... Ich bin der Erste, der dich fahren läßt — der nicht einmal mehr dereinst in deinem Boden schlafen wird wie die da drüben ... die Bornim vor mir ...

Du meiner Väter Erde ... Wir haben auf dir gesessen, mit dem Pflug im Frieden, mit dem Schwert im Krieg ... Eisen in der Hand und im Herzen ... Ein hartes Geschlecht ... Ich bin der Erste, den das Schicksal brach ... und der Letzte ...

Die Stoppeln des Roggenbodens waren schon feucht vom ersten Tau vor Tag. Achim von Bornim richtete sich langsam von ihnen auf. Stand einsam in der stillen dunklen Sommernacht als das einzige lebende Wesen in der Runde. Drüben zur Rechten ahnte man den langen Turmschatten der Dorfkirche von Sommerwerk in der Finsternis. Unter der, in der Gruft, ruhten sie alle, die vor ihm gewesen ... die er geliebt ... Vater und Mutter ... der älteste Bruder ... und weiter zurück die, die er und die nächsten vor ihm nicht mehr gekannt — die nur im Buch der Familie und manche in der Geschichte Preußens weiterlebten ... die Reihen der Bornim bis zurück in ferne Zeit. Und ihm war, als riefen die Toten: „Was hast du uns getan? Fremde werden mit Kerzen in der Hand in unseren Frieden hinuntersteigen ... neugierig unsere Wappensprüche und Grabschriften entziffern ... die vergilbten, uralten Brokatfetzen abreißen, die aus verschlossenen Steinsärgen schauen ... halblaut beraten, wieviel das Gewölbe auf Abbruch wert ist ...

Und dahinter hoben sich mächtige schwarze Massen. Die Giebel von Sommerwerk. Stumm stand das Herrenhaus in der Nacht. Und ihm war, als riefen die Lebenden: Wo sind wir hin? ... Wo hast du Weib und Kind? Fort von dir! Alles fort! ... Selbst die fromme Gemeinde drüben, die Erweckten, haben den Wanderstab weiter gesetzt, seit nicht mehr Milch und Honig in Sommerwerk fleußt. In dem leeren Betsaal pfeifen die Mäuse ... Huschen durch die toten Räume des Schlosses. Bald kriecht ihr in eure Löcher ... Fußtritte werden hallen ... fremde Menschen werden kommen ... Regenschirme in der Hand ... Zigarren im Mundwinkel ... Berliner Witze auf den Lippen ... Hammerschläge werden tönen ... die Stimme des Versteigerers: Zum ersten ... zum zweiten ... zum dritten ...

Dort, im Schatten, niedere Dächer. Neben Kirche und Herrenhaus das dritte: Das Dorf. Sechshundert Jahre hat es in Leid und Freud zu dem Wappen am Schloßtor aufgeschaut, hat Treue gegeben und empfangen. Nun werden andere da Herren spielen, in herrenloser Neuzeit. Und ihm war, als mahnten durch das Schweigen der Nacht die Menschen: Wir haben zu dir gehalten! Wir alle weitum! Warum mußt du uns verlassen?

Achim von Bornim fröstelte. Er stand auf dem Acker, den Hut in der Hand. Der Nachtwind spielte mit seinem zerwühlten Haar. Ein wildes Aufbäumen von Trotz: Noch ist der Boden hier unter mir mein. Mein alles, alles rundum, die Kühe in den Ställen, das Korn im Feld, das Wild im Wald, die Fische im See ... Ein paar Wochen noch mein ... ein Vierteljahr ... länger nicht ... Wieder sank sein Haupt unter der Wucht der Hoffnungslosigkeit ... Ja ... wenn dies Schicksal einen Siechen, einen Alten traf. Der legte sich still zu den andern in die Gruft, und alles war vorbei. Aber ein Mann zu Anfang der Dreißig ... Vor einem das Leben ... Vor einem das Nichts ...

Das waren nicht mehr die Laute vor Tag und Tau ... Käuzchengelächter aus der Forst, dumpfes Hundegebell ... Nein: die Hähne krähten ... krähten nah und fern ... verkündeten den Morgen ... Er kam zu sich ... schaute umher ... Es dämmerte schon ... graue Schwaden wogten über den Wiesen ... den Osten rötete eine feierliche Feuersbrunst ... fort ... nur fort ... ehe Menschen und Dinge hier erwachten und ihren Eigentümer begrüßten — den Mann, der nicht mehr wagte, ihnen ins Gesicht zu sehen, weil sie bald nicht mehr sein waren ...

Er überquerte den Acker, gewann die Landstraße, schritt auf ihr zurück, in der Richtung nach dem Entenluch. Neben ihm ging, in seinem Geist, ein Wandergefährte. War immer neben ihm gegangen, sein Leben lang. Ein dunkelhaariges, schwarzäugiges Kind und er ein grüner Bengel, nicht viel älter. Beide Maikäferfang und Krebsenfischen im Herzen, und ein junger Leutnant in Zivil, und an seinem Arm, lachend, verliebt, verträumt, die Ilse ... und ein Mann in Amt und Würden ... ein Mann des Erfolges ... und drüben, in dem weißen Haus von Wendisch-Wiesche, eine schöne junge Frau ... lang dehnte sich vor ihm der Weg ... Kilometerzeichen an ihm gleich Meilensteinen des Lebens ... Kindheit ... Jugend ... Mannesalter ... und dabei sie ... immer sie. Und ohne sie nichts. Dumpfes Dämmern vor einem in der Ferne ...

Ein Gefühl wie ein Dieb in der Nacht. Lange Schritte. Furcht vor dem Tag. Und der ist doch noch schneller und heller. Schon wölbt er sich über einem blau und tief, die ersten goldenen Sonnenstrahlen lugen drüben über den Windmühlenhügel. Das Luch gegenüber, der Zufluchtsort, ist noch gut tausend Schritte fern.

Menschenstimmen auf den Feldern ... Glockenläuten ... ein Wagenrasseln auf der Chaussee ... rasch näher

und näher ... im Rücken ... so eilig hat's kein Bauernfuhrwerk ... um Gottes willen ... Es wird doch nicht irgendein Nachbar sein ... Achim von Bornim drehte sich um ... Richtig: die Bernöwelschen Jucker! ... So warf kein anderes Gespann weit und breit die Beine. Herr von Leggien hatte es immer eilig. Ein Landwirt von rechtem Schlag. Auch heute mit den Hühnern aus den Federn und hinaus aufs Vorwerk, in die Saubuchten hineingekrochen, die Dungabfuhr revidiert, mit einem Donnerwetter in die ganze Bummelei hinein. Er saß im Wagen und rauchte seine Morgenzigarre. Als er des einsamen Fußgängers ansichtig wurde, sprang er auf und, noch ehe die Gäule hielten, mit einer Behendigkeit, die niemand dem kleinen, dicken, grauköpfigen Junker zugetraut hätte, auf den Boden hinab und auf jenen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Sport und Spiel auf Java.

Von Heinz Karl Heiland. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

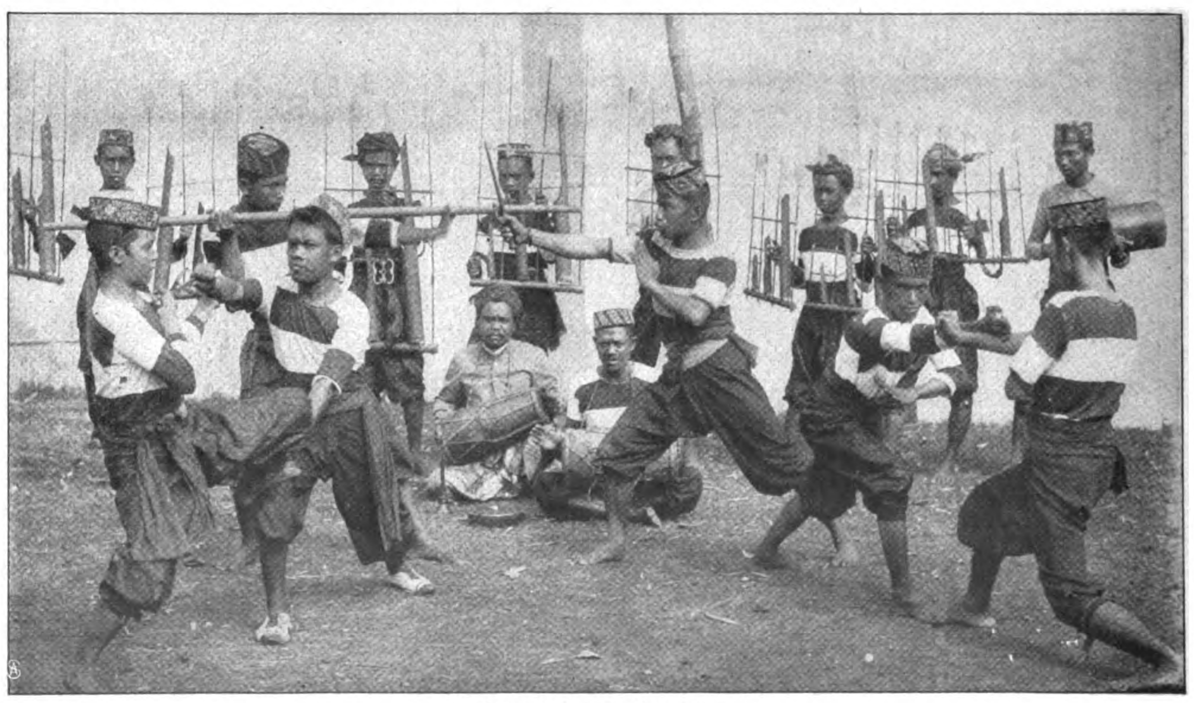
Eine bizarre Laune des Schicksals hat schon vor Jahrtausenden eine unter den Großen Sundainseln ausgewählt und über sie den Segen oder vielleicht Unsegen der Kultur ausgegossen, während es die übrigen, von der gleichen Menschenrasse bewohnten noch heute unter ihrem Urwaldmantel schlummern ließ.

Während der Javaner auf eine über tausendjährige Kultur zurückblickt, sein Land Ruinen aufweist, wie sie sonst nur Aegypten sein eigen nennt, ist der Bewohner Sumatras noch heute zum Teil Kannibale, der Bewohner Borneos noch heute Kopfjäger. Daß die Entwicklungsformen jenes Inselvolkes, ein Glied jener wilden malaiischen Rasse, recht eigenartig sein mußten, liegt auf der Hand. Auf der einen Seite schuf es die melodischsten und harmonischsten aller Musiksysteme orientalischer Völker, erfreute sich an Tänzen, die an Grazie und Stilistik fast neben die japanischen zu setzen sind. Ebenso aber tobt der Javaner im wilden Dolchtanz, begeistert sich beim Anschauen jenes furchtbarsten aller Kampfspiele, des Kampfes zwischen Mensch und Königstiger.

Heute liegt die javanische Kultur in Trümmern. Jenes Volk, das einst Tempel, wie die von Brambanan und Borobodoer, schuf, wohnt heute wieder in einfachen Bambushütten, doch retteten sich aus jener Zeit der Macht und Größe die Musik und das Theater in die Neuzeit hinüber.

Das Theater zunächst verdankt seinen ethischen Wert dem Umstand, daß noch heute die Ramayana, eines der edelsten Epen der altindischen Literatur, einen der Hauptstoffe bildet, der leider im Lauf der Jahrhunderte mehr und mehr verzopfte. Andere Stoffe behandeln Sagen und historische Motive aus der Geschichte Javas selbst, die, wie bei dem Charakter des Volkes nicht anders zu erwarten, meist recht dramatischer Natur sind. Schon vor Jahrhunderten zweigte sich von dem eigentlichen Theater, dem „Wajang Wong" oder Menschentheater, der „Wajang Gulit" ab, das Schattentheater, bei dem all jene überlieferten Geister und Heldengestalten durch kunstvoll aus Leder geschnittene Figuren dargestellt werden, deren Schatten einige große Oellampen auf einen durchsichtigen Leinwandschirm werfen.

Die seltsam stilvolle Begleitung zu jenen Theateraufführungen sowohl als zu dem leidenschaftlich beliebten Nationalvergnügen des Javaners bilden die



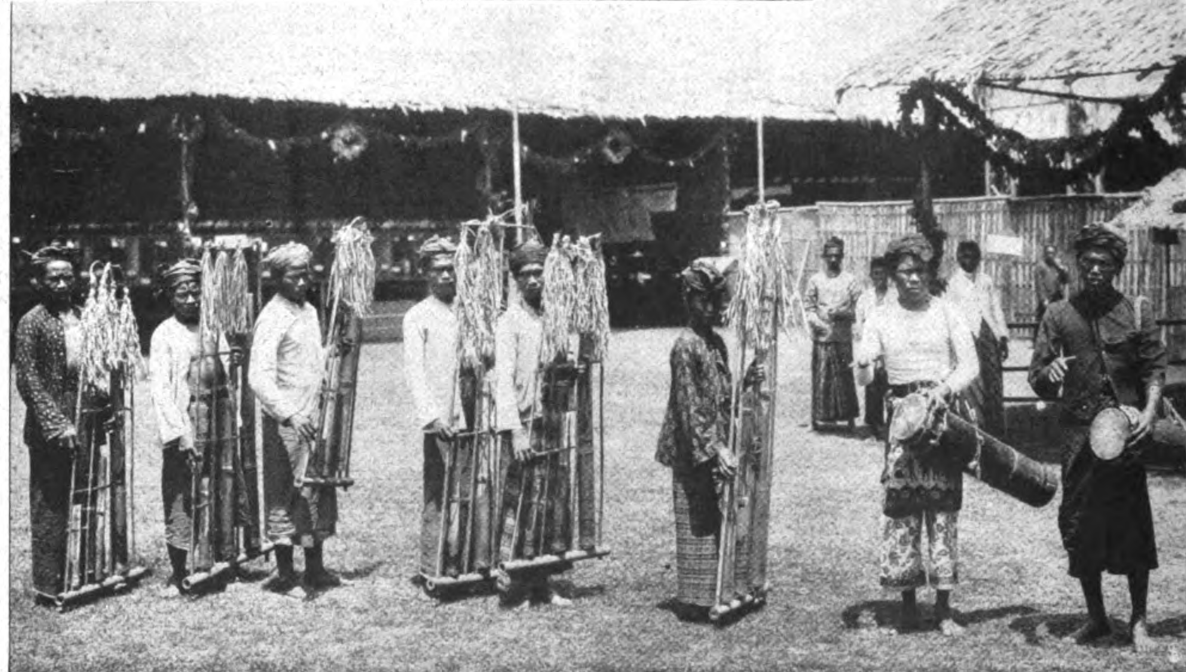
Javanischer Faustkampf.

Schwerttänzer in Java.



Ein gefährliches Spiel: Der Tigerkampf.

Töne des Gamelang (Abb. untenst.), wohl des kompliziertesten Musikinstrumentes der Welt, falls man von unseren modernen Orgeln usw. absehen will. Der Gamelang besteht aus einer großen Anzahl von sorgfältig abgetönten Bronzeplatten, Bronzebecken und Töpfen sowie großen, gongartig geformten Platten, die den Baß zu jenen anderen Bronzeinstrumenten bilden. Um diese außerordentlich mild und angenehm, meist in Akkorden anklingenden Metallstimmen gruppieren sich dann je nach der Provinz und nach der Abart verschiedene andere Instrumente, wie eine seltsam topfartig geformte Geige, verschiedene Flöten usw. Zum Spielen eines derartig umfangreichen Musikinstrumentes gehören natürlich eine große Anzahl von Musikern, und zwar bei großen Gamelangs zwischen dreißig und fünfzig. — Ein anderes gleichfalls ziemlich wohllautendes javanisches Instrument ist der „Anklong" (Abb. untensteh.), der besonders in den wildesten Teilen der Insel, im Preanger, gespielt wird. Er besteht aus einer Reihe von Bambusstäben, die serienweise auf leichten Gestellen befestigt sind und beim seitlichen Schütteln dieses Gestelles gegen eine Art Klöppel anschlagen. Hierdurch gerät der fast glasharte Bambus in Schwingungen und erzeugt einen zwar etwas surrenden, aber sonst ganz vollen und metallisch klingenden Ton.



Javanische Musikinstrumente: Der Anklong. — Oben: **Tänzerinnen zu dem Gamelang.**

Ebenso verschieden wie der Gamelang und der Anklong in ihrer Tonart sind auch die Szenen, zu denen sie den musikalischen Hintergrund bilden. Zum Ton des Gamelang bewegt sich die Rongeng, die

javanische Bajadere, in ihren graziösen Tänzen. Ihr Tanz unterscheidet sich in vieler Hinsicht vorteilhaft von dem ihrer indischen Genossinnen, der Bajadere und Nautch, durch seine größere Grazie, vor allem auch dadurch, daß sie bei ihren Tänzen meist einen männlichen Partner wählt, wodurch das ganze Bild farbiger und abwechslungsreicher wird.

Einer dieser Tänze ist ein richtiger Schwerttanz (Abb. S. 677), bei dem aber der Kris, jener von jedem Javanen Zentraljavas getragene Dolch, das Schwert vertritt. Die Bewegungen der Tänzer bei diesem nicht ungefährlichen Tanzspiel zeugen von einer sehnigen Gewandtheit, um die mancher unserer europäischen Sportsleute den Javanen beneiden möchte. Noch mehr zeigen sich diese Eigenschaften bei einem andern Tanz, der die seltsame Ringkunst des Javanen offenbart (Abb. S. 676). Diese Ringkunst erinnert außerordentlich stark an das bekannte japanische Dschiudschitsu, mit dem sie tatsächlich eine große Anzahl von Tricks und Griffen gemeinsam hat. Anderseits spielt in diese Kampfsfiguren das Boxen hinein, so daß manche Figur des Tanzes wie ein richtiger Boxkampf anmutet. Die Gewandtheit, mit der sich die kleinen braunen Gestalten gegen die Angriffe des Gegners decken und blitzschnelle Gegengriffe machen, ist geradezu bewundernswert. Um so seltsamer, daß der Javane trotz dieser körperlichen und Waffengewandtheit im großen und ganzen ziemlich feige ist.

Ein anderes Sportspiel, hauptsächlich auf der kleinen, an Java angegliederten Insel Bali im Schwung, ist das Wettpflügen. Es handelt sich hierbei darum, mit einem der zu drei Viertel wilden Wasserbüffelpaare ein großes Reisfeld umzupflügen. Wenn hierbei einige zehn bis zwölf Büffelpaare, mit den Hörnern um sich schlagend, nebeneinander herrasen, so resultieren natürlich Szenen, die für schwachnervige Personen nicht sonderlich geeignet sind.

Das wildeste Schauspiel Javas bieten die Tigerkämpfe (Abb. S. 677), die früher häufiger stattfanden, heute aber zu einer großen Seltenheit geworden sind. Der Schauplatz waren die Fürstenhöfe, besonders der Hof des Susuhunan, des Kaisers von Westjava. Vor dem Palast jedes javanischen Großen erstreckt sich der sogenannte Alon-Alon, ein großer, weiter Platz, in dessen Mitte, falls es sich um den Palast eines selbständigen Herrschers handelt, sich die beiden seltsam zurechtgestutzten Gerichtsbäume erheben. Dieser Platz, der häufig an der einen Seite von einer Moschee flankiert wird, war gewöhnlich der Schauplatz der Tigerkämpfe. Das national Seltsame bei diesen Veranstaltungen war, daß der Zuschauer aktiv handelnd eingriff, je nachdem es der Zufall ergab, selbst mit dem Tiger kämpfen mußte.

Auf jenem Alon-Alon wurde ein großes Viereck abgesteckt, und längs dieser Linien nahm die Masse des Publikums Aufstellung; die Männer mit Speeren verschiedener Länge bewaffnet. Die vorderen knieten nieder, während die hinteren Reihen standen, so daß eine Art ziemlich dichter Hecke dünner Speere entstand. Wollte nun der Tiger durch den Ring der Zuschauer hindurchbrechen, so mußte er, falls die Speere richtig gehalten wurden, entweder in die kürzeren oder längeren hineinspringen, während ihn gleichzeitig die seitwärts stehenden Speerträger mit ihren Speeren durchbohren konnten. Immerhin forderte diese Möglichkeit von jedem Glied des weiten Ringes eine außerordentliche Gewandtheit im Gebrauch des Speeres und eine ziemliche Vertrautheit mit dem Anblick und dem Wesen des Tigers.

Der Tigerkampf, dessen Hauptrollen natürlich berufsmäßige Tigerkämpfer übernahmen, hatte ungefähr folgenden Verlauf: In die Mitte des weiten Platzes wurden die großen Holzkasten geschafft, in denen die Tiger eingesperrt waren. Nun trat zunächst ein Tigerkämpfer unbewaffnet auf einen bereits geöffneten Tigerkäfig zu und forderte den Tiger gewissermaßen höflich auf, herauszukommen. Sah sich der Tiger plötzlich frei, raste er gewöhnlich in wilder Flucht auf die Zuschauer los, um aber vor den blitzenden Speeren haltzumachen. Nach einiger Zeit traten dann die wirklichen Tigerkämpfer in Aktion, die der mächtigen Katze, nur mit einer Lanze bewaffnet, entgegentraten. Meist waren es ihrer zwei oder drei, obwohl erstklassige Tigerkämpfer den Kampf ganz allein aufnahmen. Sie wußten den Moment abzupassen, wo der Tiger auf sie lossprang, knieten nieder und stemmten die haarscharfe Lanze dem Tiger derartig entgegen, daß er sich daran aufspießte, ein Unternehmen, gegen das die Arbeit eines spanischen Toreadors das reine Kinderspiel zu nennen. ist.

In neuerer Zeit hat sich der Javane mehr modernen Sportarten zugewandt, und es ist erstaunlich, daß dort ebenso wie auf Ceylon die englischen Rasenspiele Aufnahme gefunden haben. Besonders auf den riesigen Grasplätzen Weltevredens sieht man allabendlich die braunen Gestalten den Fußball treten oder in jähem Sprung den Baseball zu erhaschen suchen.

Wildwachsende Frühlingsgemüse.

Von Greta Warneyer.

... Wildwachsende?... Jawohl, wildwachsende. Die an Feldrainen, Wegrändern, auf Wiesen und Rasenplätzen, kurz, eigentlich überall sprießen, wo wir draußen im Freien nur unsern Fuß hinsetzen. ...Aber daß so etwas genießbar ist... Löwenzahn, Bachkresse, Melde und was das Auge an Kräutern und Unkräutern sonst noch entdeckt? Ja, warum nicht. Schießlich sind alle unsre Kulturpflanzen einmal aus solchen Wildlingen hervorgegangen, und es gibt da recht interessante Verwandtschaftsbeziehungen nachzuweisen, wie zum Beispiel zwischen Rhabarber und Feldsauerampfer, denen man es auf den ersten Blick kaum ansieht, daß sie aus einer Familie stammen.

Doch bleiben wir bei dem Löwenzahn, im Volksmund auch Butter- oder Hundeblume genannt. In Frankreich schätzt man ihn längst und kultiviert ihn wie bei uns den Salat, dessen naher Verwandter er ist, da beide zur Gruppe der Kompositenblütler zählen. Als Gemüse, sorgsam gekocht und zubereitet, ist der Löwenzahn ebenso vorzüglich wie in Gestalt des frischen Salats, und man muß ihn nur einmal probiert haben — möglichst in Paris, denn in kulinarischer Hinsicht räumen wir

den Franzosen ja nach wie vor den ersten Platz ein — um ihn auf dem Speisezettel nicht mehr missen zu wollen. Je tiefer nach dem Wurzelstock zu man die Blätter schneidet, desto zarter sind sie. Verlesen und gewaschen, werden sie 25—30 Minuten in Salzwasser gekocht, zum Abtropfen auf ein Sieb gelegt und dann in Butter mit süßer Sahne und etwas weißem Pfeffer weich gedünstet. In der englischen Küche liebt man es, den Löwenzahn zur Hälfte mit Sauerampfer zu mischen und mit Bouillon zu kochen; er schmeckt dadurch herzhafter. Auch die Blätter der blaublühenden Zichorie, die ebenfalls zu dieser Pflanzengruppe zählt, liefern ein ähnliches Gemüse.

Was nun die wilde Bachkresse betrifft, die auf klaren Gewässern und Gräben, auch wohl an deren Rändern im Frühjahr oft üppig wuchert und mit ihren feinfiedrigen Blättern an Petersilie erinnert, so wird auch diese in Frankreich in ausgedehntem Maß auf eigens dafür hergerichteten Gräben künstlich gezogen, um als beliebte Salatpflanze auf den Markt zu kommen. Der kultivierten Brunnenkresse an Aroma weit überlegen, liefert die wilde Bachkresse in der Tat einen sehr wohlschmeckenden Salat, der, nachdem man die zarten Blätter und Spitzen der Ranken ausgelesen, gut gewaschen und mit Salz überstreut hat, einfach mit Essig und Öl angemischt wird. — Eine auch weiteren Kreisen bekannte, wilde Salatpflanze dürfte die Rapunzel sein, die zur Familie der Baldriangewächse gehört und selbst bei Frostwetter fast den ganzen Winter hindurch auf Feldern und Wiesen zu finden ist. Die grünen Blattrosetten erinnern lebhaft an Gänseblumen. Um die Blätter möglichst weich und milde zu machen, gebraucht man die Pflänzchen erst zwei Tage nach dem Einsammeln. Sie werden wie Salat angemacht.

Jetzt zu den wildwachsenden Spinatgemüsen. Da ist in erster Linie die Melde, eine anerkannte Gemüsepflanze und nächste Verwandte des Spinats. Die graugrünen, glanzlosen, fast spießförmigen Blätter geben in jungem Zustand ein Gemüsepüree, das dem echten Spinat an Wohlgeschmack nicht nachsteht. Die Blätter läßt man in kochendem Wasser einmal aufwallen und dann auf einem Sieb abtropfen. Feingewiegt gibt man die Melde nun in gebräunte Butter, in der man zuvor einige Knoblauchzehen hat ausziehen lassen, und kocht dann das Gemüse mit Bouillon gar, um es zuletzt mit einigen Eigelb abzuziehen. Wie die Melde kann man auch junge Brennesseln zu Spinat verwenden, die nicht so weich schmecken wie Melde und echter Spinat, aber gerade aus diesem Grund auch ihre Liebhaber finden dürften. Die Zubereitung der Nesseln ist wie beim Spinat, doch empfiehlt es sich, beim Suchen und Verlesen Handschuhe anzuziehen, denn mit dem herzhaften Zugreifen, wobei sie bekanntlich nicht brennen sollen, ist es allein nicht getan. Nimmt man halb Nessel, halb Sauerampfer, schmeckt das Gemüse noch feiner. Umgibt man es dann mit halbierten gekochten Eiern sowie Scheiben von rohem oder gekochtem Schinken, wird hinter dem verlockend aussehenden und wohlschmeckenden Gericht niemand die mißachtete Nessel suchen. — Wilder Sauerampfer gibt auch eine sehr gute Suppe, wenn man die Blätter in leichter Bouillon weichkocht, durch ein Sieb streicht, mit Eigelb dickt und die Suppe über gerösteten Semmelwürfeln anrichtet. Eine sehr pikante kalte Sauce gewinnt man, wenn man rohe Sauerampferblätter mit einigen Kerbelblättern und etwas Lauch ganz fein wiegt und mit einigen gekochten und zerriebenen Eigelb, etwas Öl, Essig und saurer Sahne verrührt. — Eine zweite gemischte Frühlingssuppe setzt sich aus je einer Handvoll Erdbeer-, Veilchen- und Kümmelblättern, Gundermann, Schafgarbe und Gänseblümchen zusammen, die gleichfalls mit leichter Fleischbrühe gekocht und durch ein Sieb gestrichen werden. Diese Suppe ist außerordentlich aromatisch.

Damit ist die Zahl der eßbaren, wildwachsenden Frühlingskräuter noch nicht zu Ende. Hederich, Pimpinelle, Portulak, Borretsch, Habichtskraut und andere vervollständigen die Reihe der schon genannten.

Eines anerkannt delikaten Frühlingsgemüses sei zum Schluß noch gedacht: Junger Hopfenkeime. Da der Hopfen vielfach an Hecken und Gräben wild wuchert, ist er nicht selten zu finden. Die möglichst noch in der Erde ruhenden Sprossen werden freigelegt und etwa 10 Zentimeter lang abgeschnitten. Gewaschen und in Bündchen gebunden, kocht man sie 15 Minuten in Salzwasser und reicht sie mit einer Sauce hollandaise oder mit frischer Butter. Auch als Salat schmecken Hopfensprossen vorzüglich. Hierzu werden sie nach dem Weichkochen und Abkühlen wie Spargelsalat mit Essig, Öl, Pfeffer und Salz angemengt.

Man sieht, der wildwachsenden Frühlingsgemüse gibt es eine ganze Anzahl, und es ist ein Herz und Sinne erfrischender Zeitvertreib, an einem weichen, warmen März- oder Apriltag Wald- und Feldwege entlang zu streichen, um beutebeladen heimzukehren.

Bilder aus aller Welt.

Die verdienstvolle Leiterin der hauswirtschaftlichen Seminare und der Kochschule des Berliner Lette-Vereins Frl. Elise Hannemann konnte vor kurzem das 25jährige Jubiläum ihrer Tätigkeit und Zugehörigkeit zum Lettehaus begehen. Zahlreiche junge Mädchen der verschiedensten Stände sind von ihr in die Gesetze des bürgerlichen Haushalts, in die Geheimnisse der höheren und niederen Kochkunst eingeführt worden, und viele Damen, die heute in Berlin oder in den Provinzen als Lehrerinnen der hauswirtschaftlichen Fächer segensreich wirken, nennen sich mit Stolz Schülerinnen von Elise Hannemann.



Elise Hannemann,
Berlin, beging ihr 25. Jubiläum als Vorsteherin des Haushaltungseminars des Lette-Vereins.



Kamillo Horn,
Wien, bekannter Komponist und Lehrer am neuen Wiener Konservatorium.



Phot. Stoehr.

Musikdirektor R. Laugs,
wurde als Kapellmeister der Berliner Hofoper verpflichtet.

Ein ungemein erfolgreicher Komponist ist der am neuen Wiener Konservatorium als



Phot. Hoblwein.
Prinzessin August Wilhelm verläßt mit Herrn v. d. Knesebeck das Krankenhaus.

Von der Einweihung des Erweiterungsbaues des Auguste-Viktoria-Krankenhauses vom Roten Kreuz in Weißensee.



Frl. Hesselgren, Stockholm, der erste weibliche Berufsinspektor in Schweden.



Atelier Gisela.

Frl. Lilli Breda, trat mit Erfolg in den Münchner Kammerspielen auf.

Lehrer tätige Musiker Kamillo Horn. Er ist ein Schüler von Anton Bruckner. Als Hauptwerk des Tondichters muß seine prächtige Sinfonie in F-Moll erwähnt werden, die in vielen Städten Oesterreichs und Deutschlands mit großem Erfolg aufgeführt wurde. Horn hat sich auch als Dirigent bewährt.

Der bisher in Hagen i. W. tätige Kapellmeister Robert Laugs wurde als Kapellmeister der Königl. Hofoper in Berlin verpflichtet.

Kürzlich wurde der Erweiterungsbau des Auguste-Viktoria-Krankenhauses vom Roten Kreuz in Weißensee seiner Bestimmung übergeben. Dem feierlichen Akt wohnte in Vertretung der Kaiserin Prinzessin August Wilhelm bei. Die Führung übernahm Oberleutnant a. D. v. dem Knesebeck.

Fräulein Lilli Breda, eine liebreizende jugendliche Künstlerin, hatte in den Münchner Kammerspielen großen Erfolg als Lene Kutz in Hermann



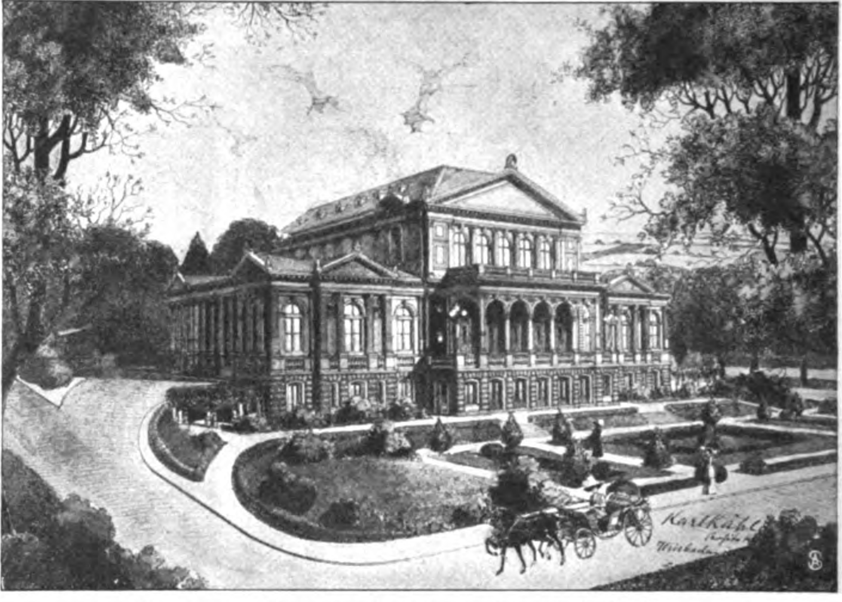
Prof. Dr. Enneccerus, Marburg, bekannter Jurist, wurde 70 Jahre.



Der dänische Opernsänger Peter Cornelius mit seinen Lieblingen „Nedda", „Fricka", „Grane".



Bildnisrelief
für das Grab Konradin Kreutzers in Riga von Bildhauer O. Feist.



Das neue Kurhaus des Kgl. Bades Schwalbach im Taunus.

Bahrs „Prinzip“ und als Vilma in Molnars „Märchen vom Wolf“.

Der erste weibliche Gewerbeinspektor in Schweden ist Frl. Kerstin Hesselgren. Ihre Amtstätigkeit besteht darin, daß sie die Verhältnisse der Arbeiterbevölkerung auf dem Land studiert, sich um die gesundheitlichen Verhältnisse kümmert und über die beobachteten Zustände an entsprechender Stelle berichtet.

Der Lehrer des römischen und bürgerlichen Rechtes an der Universität Marburg Geh. Justizrat Prof. Dr. Ludwig Enneccerus beging seinen 70. Geburtstag.

Der bekannte dänische Sänger Peter Cornelius ist ein leidenschaftlicher Reiter und hat seine Lieblingspferde mit Namen aus Wagnerschen Dichtungen getauft.

Für das Grab Konradin Kreutzers in Riga hat auf Veranlassung von Eugen Felder in Lambrecht in der Pfalz der Bildhauer Otto Feist ein Porträtrelief geschaffen, das demnächst zur Aufstellung gelangt.

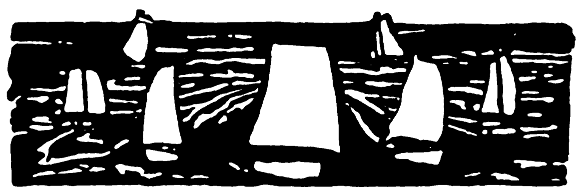
Das Kgl. Bad Schwalbach im Taunus hat den Winter 1912/13 dazu benutzt, um das Kurhaus vollkommen umzubauen und mit allem Komfort der Neuzeit auszustatten.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 17. Berlin, den 26. April 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 17.



Die sieben Tage der Woche.

17. April.

Den Serben wird gestattet, ihre Truppen von Skutari auf griechischen Schiffen durch die Blockade an der montenegrinischen Küste abzuführen.

Die französischen Behörden verbieten die Aufführung gewisser chauvinistischer Schauspiele und Lieder an der Ostgrenze.

Bei dem Absturz eines französischen Militärfreiballons in der Nähe von Villiers sur Marne werden drei Offiziere, ein Sergeant und ein Pilot getötet.

18. April.

Der französische Minister des Innern verfügt wegen der Vorfälle auf dem Bahnhof in Nancy die Absetzung der beiden Polizeiagenten, die während der Beleidigung der Deutschen anwesend waren, und die Versetzung des Präfekten des Departements Meurthe und Moselle in ein anderes Amt.

Die Zweite Württembergische Kammer bewilligt die von der Regierung beantragte Erhöhung der Zivilliste des Königs.

Bulgarien, Serbien und Griechenland erklären sich zum Friedensschluß auf Grund der Vermittelungsvorschläge der Mächte bereit.

19. April.

Halbamtlich wird geschrieben, daß durch die Strafmaßnahmen der französischen Regierung die politische Seite des Zwischenfalls von Nancy erledigt zu sein scheine.

Der Reichstag nimmt trotz des Widerspruchs des Kriegsministers die Resolution an, in der der Reichskanzler ersucht wird, bis zur dritten Lesung des Etats die vorbereitenden Maßnahmen zur Verminderung der Adjutantenstellen zu treffen.

Aus Apenrade wird eine Abteilung dänischer Turner, die dort Vorstellungen geben wollte, ausgewiesen.

Aus Sofia wird gemeldet, daß Montenegro seine Zustimmung zu den letzten Friedensvorschlägen der Mächte erteilt hat.

20. April.

In Sigmaringen verlobt sich der frühere König Manuel von Portugal mit der Tochter des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern, Prinzessin Auguste Viktoria. (Portr. S. 692).

21. April.

Das Kaiserpaar stattet dem hessischen Großherzogspaar in Darmstadt einen Besuch ab.

Der bayrische Ministerpräsident Freiherr von Hertling trifft in Berlin ein.

Auf Ersuchen der Reichsregierung werden von den Regierungen der Einzelstaaten Erhebungen darüber angestellt, wieviel französische Gesellschaften sich innerhalb des Deutschen Reiches befinden, und wieviel Franzosen in ihren Verwaltungen tätig sind.

Die Pforte nimmt die von Griechenland aufgestellten Bedingungen für die Rücksendung der Kriegsgefangenen an.

Die Balkanverbündeten überreichen den Großmächten eine Note, in der sie erklären, die Friedensvermittelung anzunehmen, und die Bitte aussprechen, daß grundsätzlich eine Kriegsentschädigung zugelassen werde.

Aus Paris wird gemeldet, daß die französische Regierung sich veranlaßt gesehen hat, zur Bekämpfung einer Aufstandsbewegung in Ostmarokko Truppen unter General Alix aus Algier heranzuziehen.

22. April.

Das preußische Abgeordnetenhaus nimmt das Gesetz über die Elektrifizierung der Berliner Stadt- und Ringbahn mit 192 gegen 143 Stimmen an.

23. April.

Aus Cetinje wird gemeldet, daß Skutari kapituliert hat. Die montenegrinischen Truppen sind in die Stadt eingezogen.

Vom naiven Publikum.

Von Julius Hart.

Eduard Hanslick, damals in Tagen, die hinter uns liegen, der gefürchtetste Musikkritiker Wiens und Richard-Wagner-Töter, hat einmal die Frage aufgeworfen, wodurch sich in den Schauspiel- und Opernhäusern, in den Konzertsälen und Kunstausstellungen sowie auch im einsamen Kämmerlein des Bücherlesers das naive Publikum von dem un- und widernaiven, vom kritischen Publikum unterscheidet. Und spitzig-witzig antwortete er darauf, daß der naive Mensch beim Genuß einer künstlerischen Schöpfung etwas empfindet und fühlt, während der Kritiker nur nicht dieses Gefühl mehr aufzubringen vermag. Hanslick macht aus seinem Herzen keine Mördergrube, und sein Wort birgt sehr viel Selbsterkenntnis und Selbstbekenntnis in sich, und kein Kritiker kann zuletzt leugnen, daß es ein richtiges trifft. Und uns allen ist auch sehr wohl die Gebärde bekannt, mit der dieser kühle und kalte, verwöhnte und blasierte Kenner etwas verächtlich und geringschätzig herabblickt auf die dumme und naive Masse und ihren unkultivierten Geschmack.

Und gerade heute hört man in der Welt der Kunst wieder überall Stimmen, in einem fort wird uns die Überzeugung und Meinung entgegengetragen, daß das wahre und reine, einzig echte ästhetische Verhältnis zur Kunst erst dann in uns aufgegangen ist, wenn wir wie dieser Hanslicksche Kritiker kühl bis ans Herz hinan, interessenlos, in „reiner Anschauung“ dem Kunstwerk gegenüberstehen und nur nicht Wert und Gewicht legen auf alles das, was die Gefühle in uns bewegt und erweckt, in uns unmittelbar Lust und Unlust, Anteilnahme an dem Schicksal der Menschen bewirkt und uns mit irgend-

welchen Sympathien und Antipathien erfüllt. Daß sie uns eine „Kunst für Künstler" bringen und geben, zu ihr „emporführen" wollen, sagen uns die Vertreter dieser Schule und Richtung. Richtiger und besser hieße es schon: „Kunst für Kritiker", für Kritiker von der Art und Beschaffenheit, wie sie Eduard Hanslick gekennzeichnet hat, die sich mit allem Bewußtsein und höchster Entschiedenheit im Gegensatz zum Publikum bringen und die Schöpfungen der Kunst nur nicht mehr mit den Sinnen und Empfindungen empfangen und aufnehmen, wie sie der naiv genießende Mensch ihnen entgegenbringt. Es fließen zuletzt allertiefste Wasser zwischen einer solchen ursprünglichen und primitiven, naiven, gefühlvollen Aufnahme der Kunst und einer alle diese Gefühle entwurzelnden kritischen Betrachtung, und der naive Mensch und der kritische Mensch treten an die Schöpfung von so verschiedenen Standpunkten heran, nehmen es unter so wesentlich andern Gesichtspunkten in sich auf, daß man sie nur nicht gerade miteinander vergleichen kann.

Der Naive genießt das Kunstwerk. Es ist für ihn vor allem andern ein Gegenstand des Genusses. Um sich einen Genuß, eine Freude, eine angenehme Stunde zu verschaffen, sucht er es auf. Als Lustspender betrachtet er Buch, Bildwerk, Theater und Konzert, und je müheloser ihm der Genuß zuteil wird, um so stärker und reiner wird in ihm die Freude sein, um so mehr wird er ihm zustimmen und Beifall spenden. Für den kritischen Beschauer hingegen wird das gleiche Werk in erster Linie zu einer Arbeitsaufgabe, und vor lauter Arbeit, die er während der Betrachtung verrichtet, kommt er nur nicht zum reinen Genuß. Je mehr Arbeit und Kopfzerbrechen es ihm macht, je mehr Arbeitsprobleme es in ihm aufwirft, zur geistigen Mitarbeit anregt, desto lebhafter wird seine Teilnahme für das Werk erweckt. Wer hat nun von beiden das bessere Teil erwählt? Wer steht der Kunst gegenüber auch mit der rechten und echten künstlerisch empfangsfähigen Seele? Wozu ist die Kunst da? Um der Freude und des Genusses willen? Oder um kritisiert zu werden, kritische Arbeit hervorzurufen?

Jedenfalls ist die Behauptung unserer Ästheten, daß das naive Publikum in seiner rein lust- und gefühlvollen Aufnahme überhaupt noch nicht mit eigentlich künstlerischen Augen die Werke zu betrachten vermag, und daß dieser wahre ästhetische Standpunkt erst auf der Höhe einer von allen Antipathien und Sympathien freien Betrachtung erreicht wird, zunächst einmal so bestreitbar wie nur eben möglich. Und die Geringschätzung, mit der dieser „Kunstaristokrat" herabblickt auf die dumpfe und gewöhnliche Lesermasse, ermangelt nur gerade aller Berechtigung. Man kann auch umgekehrt sprechen. Kein besseres Publikum kann sich der Künstler wünschen als das der Naiven. Hier herrscht noch die ursprünglichste und stärkste Empfänglichkeit. Niemals kann dieser freudvoll Genießende zu einem Schädiger werden. Hingegen vermag sehr wohl so ein Hanslickscher Kritiker, der sich um alle Naivität gebracht hat, als ein entwurzelter, dekadenter Kunstschmecker, als einer, der sich nur den Magen völlig ruiniert hat, die schlimmsten Gefahren heraufzubeschwören, und er kann zum Feind und Zerstörer werden, zum nur noch gefürchteten Beurteiler, gegen den sich Künstler und Publikum wehren müssen: Schlagt ihn tot, den Hund, es ist ein Rezensent.

Eine Kunst der Gegenwart, die sich vornehm und überhebend abwendet von dem Volk der naiven Hörer und Beschauer und nur noch Speisen für den Kritiker zubereitet, darf nur nicht als die Idealkunst angesehen und gepriesen werden. Und der Poet, Maler und Musiker, der, wie Molière, seine Werke seiner Köchin und Haushälterin zur Beurteilung unterbreitet und auf ihre nur naiven Äußerungen des Wohl- und Mißgefallens mehr Gewicht legt als auf die höchst kunstverständigen Untersuchungen der Leute vom Fach — einer, der, wie Luther, „dem Volk aufs Maul sieht" — ist ebenso klug wie wohlberaten. Er geht den sichersten Weg. Das natürlich-unmittelbare künstlerische, beste Schaffen wird und muß gerade von dieser Naivität seinen Ausgang nehmen, und daß es nicht die Verbindungen und Zusammenhänge zerreißt, in denen es verknüpft und verwachsen ist mit dem elementaren Gefühlsleben der naiven Volksseele, darauf muß es gerade achten, dafür Sorge tragen. Die Molière-Kunst, die nicht ein Odi profanum vulgus an ihre Tore schreibt, sondern Stolz und Ehrgeiz darin setzt, ebensowohl auch dem einfachsten Mann Quellen der Lust und Freude aufzuschließen, zu Köchinnen und Lakeien, zu armen Näherinnen und den Leuten auf den Galerien zu sprechen, stand auch damals im siebzehnten Jahrhundert im Kampf und Streit gegen eine Literatur und Kunst des Hotels Rambouillet, die wie unsere Ästhetenkunst von heute eine Kunst nur für Kritiker sein wollte. Die große Tat Molières bestand vor allem auch darin, daß er mit lachendem Mund die Poesie wieder herausführte aus den Zirkeln der Schöngeister und Preziösen und wieder mitten unter das Volk stellte, die Rückkehr zur Naivität predigte. Das eine Volkslied, ganz nur dem Gefühl entsprungen, das nur auch ein Gefühl in uns erwecken will, reitet Hals über Kopf all die preziösen, erklügelten und ausgetiftelten Werke einer Atelierkunst über den Haufen, die, aus dem empfindungsleeren Herzen, dem kühlen Kopf hervorgegangen, bloße Technik, Virtuosität, Sprach- und Formgeschicklichkeiten als die Kunst selber schon ausgibt, die Mittel zum Zweck macht. Doch wo ist die Kunst des Hotels Rambouillet? Wo lebt sie anders noch als nur in den Literaturgeschichten? Doch die Geschichte lehrt uns auch allein das eine, daß alle diese Künste der Ateliergeheimnisse und des Atelierverstandes sehr bald nur noch ein Mumiendasein führen, und daß nur eine Molière-Poesie, die eine Kraft und Fähigkeit besitzt, auch dem naiven Publikum einfach und schlechthin Freude, Lust und Genuß zu bereiten, eine wurzelschlagende, fruchtbare Kunst ist, die lebendig im Bewußtsein, im Gefühl, im Fleisch und Blut des Volkes weiter dauert als ein wirksamster Faktor bei der Kultur und Bildung der Seele.

Der in vielen Hinsichten durchaus andere Standpunkt, der Unterschied in den Gesichtspunkten, von denen aus das naive Publikum einerseits und anderseits der Kritiker von Fach und Beruf das Kunstwerk betrachtet, führt ja zu mancherlei Konflikten zwischen den beiden Parteien, und viele Mißverständnisse walten hier gegenseitig ob, und das Publikum erwartet und fordert gar so manches vom Kritiker, umgekehrt der Kritiker gar so manches vom Publikum, das weder von einem Teil noch von dem andern erfüllt werden kann. Hier herrschen auch noch zahlreiche falsche Voraussetzungen und Vorurteile, und es gehört mit zu den wichtigsten, bisher durchaus noch nicht gelösten Aufgaben, jene Mißverständnisse zu verhüten und zu beseitigen, das Publikum darüber aufzuklären, was es mit Recht und mit Unrecht von der Kritik erwarten und fordern kann. So ein Satz wie der Hanslicksche, daß der naive Hörer durch und durch gefühlvoll, der Kritiker hingegen ganz und gar gefühllos dem Werk gegenüber verharrt, muß, wenn auch ein Keim des Richtigen in ihm steckt, dennoch alle Bedenken hervorrufen und



kann nicht ernsthaft genug bestritten werden. Und ein Kritiker, in dem in der Tat so alle Naivität, so alle Genußfreude zum Teufel gegangen ist, der mit dem Publikum so völlig auseinandergeraten ist, der handelt doch wohl besser, wenn er sein Odi profanum vulgus auch wirklich betätigte, in sein Kämmerlein sich zurückzöge und zur Menge nicht mehr redete. Da diese nun einmal in einem ganz andern Verhältnis zur Kunst steht wie er, so kann er auch nur Verwirrung anstiften und muß notwendig nur noch Mißverständnisse hervorrufen. Was Hanslick bei seinem Wort vorschwebte, was ihm als höchstes Ziel des Kritikers erschien, das ist eine rein „objektive, wissenschaftliche Untersuchung des Kunstwerkes", die aber ganz und gar nichts mehr mit einer künstlerischen Beurteilung zu tun hat, über deren Grenzen völlig hinausgeht und nur keine wertende Betrachtung mehr ist, sein kann und sein will. Die Kunstwertung aber nur macht die eigentliche und höchste Aufgabe des Kritikers aus, und als solcher Kunstwerter ist er nur dann tauglich, wenn er die ganze Ursprünglichkeit und Naivität auch dauernd jung und frisch in sich zu erhalten weiß, sich ihrer nicht berauben läßt, und der, der am stärksten sich in seinen Gefühlen und vom Kunstwerk erregen läßt, ihm die reichste Genußempfänglichkeit dauernd entgegenbringt, in gewisser Hinsicht auch das Kind, der völlig naiver Leser bleiben kann, die Kindheit sich bewahrt, trägt die höchste Berechtigung auch zum Kunstkritiker in sich.

Wohl liegt es auf der Hand, daß das kritische Urteil eines Menschen, der sich jahraus, jahrein mit der Kunst immer nur beschäftigt, dessen Lebenstätigkeit in ganz besonders hohem Maß ausgefüllt wird von der Betrachtung und dem Studium ihrer Werke, ganz anders ausfällt, sich wesentlich mehr verfeinert, entwickelt und differenziert, subtiler wird als das des naiven Publikums, das verhältnismäßig doch nur seltener zum Genuß gelangt, des Anfängers im Lesen, die nicht über viele Erfahrungen und Kunsterlebnisse verfügen, und denen die hier notwendigen Vergleichspunkte fehlen. Und auch das führt zu Irrtümern, zu schlechten und falschen Ergebnissen, wenn ein Naiver glaubt, einfach das Urteil einer kritischen Autorität sich aneignen zu können oder sich ihm blindlings zu ergeben. Daß er auf eigenem Weg selbständig zu ihm emporwächst, kann ihm nicht erspart bleiben.

Rein empfänglich, passiv sich hingebend, lustvoll und freudig nur genießend wie der naive Zuhörer, kann sich der Kritiker, der Mitarbeitende, Mitschaffende an der Kunst, natürlich nicht verhalten. Der Naive hat es nur mit dem Genuß etwa einer Theateraufführung zu tun, die völlig fertig an seinem Auge vorüberzieht, und nur eine solche fertige Aufführung bedeutet das Kunstwerk. Dem Kritiker aber liegt es ob, in seinem Geist sich auch all die vielen Proben und Vorarbeiten zu vergegenwärtigen, an all der Mühe, der Arbeit, dem Verdruß und Ärger, den Veränderungen und Verbesserungen teilzunehmen, unter denen allmählich nach und nach das Werk zustande kommt, in die Entstehungs- und Werdeprozesse der Schöpfung hineinzublicken. Freilich in all dieser Arbeit, dieser Technik, so ganz und gar notwendig, damit überhaupt eine künstlerische Schöpfung möglich ist, dürfen wir jedoch nur nicht Ziel und Zweck der Kunst erblicken. Sondern das Werk steht um so reiner und vollendeter vor uns, je weniger es von den Mitteln merken läßt, durch die es verwirklicht wurde, und je mehr es all die Spuren dieser Mühen, des Arbeitschweißes um sich ausgetilgt hat, um so höheren Genuß, um so unmittelbarere Lust bereitet es uns. Dem Klavier- und Violinvirtuosen kann es nicht erspart bleiben, auch als schon ausgereifter und fertiger Meister immer noch Griffe zu üben; dennoch ist er in den Stunden, da er so Griffe übt und seine Technik weiter bildet, noch nicht Künstler und Kunst noch etwas ganz anderes und mehr als Beherrschung der Technik. Erspart bleiben kann auch dem Kritiker nicht das Wissen von ihr, doch diese Kenntnis allein befähigt ihn noch nicht zur höchsten und besten Beurteilung.

Das reinste, seligste Glück, die ungemischte Freude des Genusses, die vom Kunstwerk auszugehen vermag, wird jedenfalls im höchsten Maß gerade dem naiven Menschen zuteil, und daß zu den Paradiesen der Kunst der einfachste und ungeschulteste Geist genau so gut Zugang hat wie der kritische, das ist eben ein Gut und ein Zauber von höchstem Wert. Blickt das schlichte Kind aus dem Volk bewundernd und verehrend zu den Königen der Geister, zu den ragenden Genien der Menschheit empor, diese Großen sind auch wieder seine Sklaven und Diener, die alle ihre Schätze und Reichtümer ihm als wie dem Großsultan zu Füßen legen müssen, und er kann sie sich ganz zu eigen machen und verzehren. Da haben sie nichts vor ihm voraus, ja, wo sie arbeiten mußten, da darf er rein und selig nur schwelgen und genießen. „Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, sind ihre Kräfte nicht die meinen?" Nach dieser Glücksquelle, die gerade dem naiven Publikum in der Kunst fließt, blicken wir auch immer fast mit einem Neid hin, und als auch wir kritischen Geister einmal so ganz hingebend, empfänglich nur uns berauschen und begeistern ließen von den Werken der großen Meister, da war auch für uns die Kunst nur noch ein fröhliches Paradies. Alle lebendigsten und unvergänglichsten Werke aber sind nur solche, die in diesem Paradies herangewachsen sind, und die eine besondere Kraft und Fähigkeit in sich tragen, zu dem kultiviertesten Geschmack zu reden wie auch zur Seele und zum Geist des naiven Publikums.

Ueber das Springen.

Von H. Hidassy.

Man kann von einer Psychologie des Springens sprechen. Wenn ein altes Reiterwort sagt, daß man zuerst sein Herz über das Hindernis werfen muß, so ist damit schon in dieses Gebiet hinübergegriffen. Noch deutlicher tritt die Berechtigung dieser Perspektive hervor, wenn man den Einfluß bemißt, den die Nerven — oder die Nervosität — des Reiters auf das Pferd ausüben. Wie viele Rennreiter und auch passionierte Jagdreiter müssen den Sport aufstecken, weil ihre Nerven streiken und versagen. Auch andere Erscheinungen sprechen dafür, wie unwägbare Einflüsse beim Reiten über Hindernisse sich fühlbar machen. So gibt es Sportsmen, die auf der Bahn sich völlig in der Hand haben und Hervorragendes leisten, während sie hinter der Meute im Gelände nicht in ihrer Rennform zur Geltung kommen. Es würde zu weit führen, auf den geheimen Gängen



seelischer Analyse sich vorzuwagen. Erwähnt mag noch jener Typus werden, der nur für die Galerie reitet. Der Nachdruck liegt auf dem „nur". Denn wie überall gehört auch hier der öffentliche Wettbewerb dazu, die Auslese des Besten zu treffen und den Anreiz zu gesteigerten Leistungen zu geben. Springen ist eine Kunst, weil erst das Zusammenwirken von natürlicher Anlage, Routine, Nerv und Erfahrung eine gewisse Vollendung in diesem Sportzweig ergibt. Das heißt: den Gaul nicht stören, ihn unterstützen, ihm den fehlenden Antrieb geben, das Beste aus ihm herausholen können.

Grundbedingung dazu ist das Hauptelement jeder Reiterei: das Sitzen. Dem Laien, dem Gesundheitstraber, dem Hippodromzentauren und dem Rennpublikum, das den Jockei in den Bügeln stehen sieht, mag das wie Binsenwahrheit klingen. Aber nur im Sattel sitzen und zugleich auf dem Rücken des Pferdes sitzen, ist eben zweierlei. Natürlich muß man beim Ansetzen zum Sprung, beim Heben der Vorderhand den Oberleib vornehmen und den Rücken etwas freigeben, um die sich abstoßende Hinterhand zu entlasten. Aber über dem Hindernis muß man schon wieder tief sitzen, damit man die auffußende Vorhand nicht durch Überneigen beschwert, die Hinterhand heranholen und im Fall eines Rumplers durch besseres Zurücknehmen des Oberleibes dem Pferd auf die Beine helfen kann.

Dabei müssen die Zügel durch die tiefgehaltene Hand durchgleiten, da sich das Pferd ja beim Sprung strecken muß. Bei einem Puller — oder auch einem Pferd, das nur stark in die Hand geht — auf beschränktem Raum eines Concours kann es natürlich nicht schwer fallen, den Hals freizugeben, weil man ja unmittelbar nach dem Sprung sofort klar für das nächste Hindernis sein muß. Aber ein Pferd, das man nur mit kurzen Zügeln und auf dem Hals aufgestemmten Händen über das Hindernis bringen kann, wird mit allen Vieren auffußen und seinen Schwung verlieren, weil dabei der Reiter ihm auf der Schulter liegt. Dieses Tier gehört eben nicht in ein Sprungturnier, wenn es auf enger Bahn im gedeckten Raum auf absolute Beherrschung jedes Galoppsprunges ankommt.

Anders ist es beim Rennen in full pace. Da ist das Pferd schon so gestreckt, daß es über mittlere Hindernisse eigentlich nur hinübergaloppiert und ein geringes Vorgehn mit der Hand das Durchgleitenlassen der Zügel manchmal vielleicht ersetzen kann. Der böseste Fehler des Springenden ist aber, wenn er mit der Zügelhand hochgeht und sein Pferd im Maul reißt, wie auch das Wegflattern des einen Arms Ausdruck der Unsicherheit ist. Beide Mängel müssen im Wettbewerb schon disqualifizieren: Die Hände dürfen sich beim Sprung nicht rühren, und tiefe Führung ist dabei unter allen Verhältnissen Gebot.

Eine üble Erscheinung ist auch das übermäßige Vorspreizen der Unterschenkel. Sie müssen im Sprung aus Rücksichten des Gleichgewichts vorgehen, weil ein tiefes Niedersetzen hier sonst nicht möglich ist. Nur müssen sie immer zu unterstützenden Hilfen bereit sein. Ein geschickter Reiter wird nötigenfalls noch im Sprung über dem Hindernis die Sporen gebrauchen, um einen auseinandergehenden Gaul für das Landen und fließende Weitergaloppieren zusammenzuschieben.

Auch das Anreiten erfordert Können. Man muß wohl meist den richtigen Moment des Absprunges das Pferd finden lassen. Dazu gehört zunächst, daß man das angaloppierende Pferd nicht stört, um einem Wechsel im Galoppsprung oder plötzlichem Kreuzen vorzubeugen. Ein stürmendes Pferd durch Vermeidung jeder gewaltsamen Beeinflussung beruhigen, ein kopflos angehendes zurückhalten können, ohne es noch nervöser zu machen, einen sich verhaltenden Gaul an den Zügel treiben und zum „flying"-Springen, ein feiges Tier, das auf die Gelegenheit zum Ausbrechen lauert, gerade stellen und glatt, ohne Stockung über das Hindernis lotsen, das sind kleine Kunststücke, die an Reitergefühl und Erfahrung gewisse Anforderungen stellen. Besonders schwierig ist es, einem Tier, das sich den Sprung nicht einzuteilen weiß, durch Verhalten oder Aufforderung zum Absprung nachzuhelfen. Denn Regeln lassen sich da nicht aufstellen, höchstens Winke geben.

Im Rennen stößt sich das Versammeln des Pferdes vor dem Sprung mit der dadurch bedingten Verkürzung des Galoppsprungs. Bei Gräben und geringeren Höhenhindernissen kann man daher riskieren, über das Hindernis in der Pace wegzugaloppieren. Dazu gehört ein beherzter, sicherer Springer, der sich den Sprung einzuteilen versteht und über gute Beine verfügt. Wo man auf eine schwächere Vor- oder Hinterhand Rücksicht nehmen muß, wird es ohne Zusammenschieben vor dem Sprung nicht abgehen.

Von zünftigen Reitlehrern bekommen Anfänger im Springen den stereotypen Zuruf: Oberleib zurück! auf den Weg. Man verlangt das Unmögliche, um das Möglichste zu erreichen. Der Oberleib darf doch nicht zurückbleiben, er muß mitgehen. In dem Augenblick, wo das Pferd die Vorderhand erhoben hat, muß der Oberleib vorgenommen sein. Das zeigt jede Momentaufnahme eines korrekten Sprungs.

Man läßt auch bei den ersten Sprüngen den jungen Reiter den einen Arm erheben, um das Aushalten des Oberleibes zu unterstützen. Besser ist wohl, den Schüler während des Sprunges einen Ball werfen und auffangen zu lassen. Dadurch wird er gezwungen, sich niederzusetzen, und der Oberleib findet zwanglos die natürliche korrekte Haltung für jede Phase des Sprunges, ohne Steifheit, ohne gewaltsame Muskelanspannung.

Ein Unterschied ist auch zu machen, ob ein offener Graben oder ein Höhenhindernis genommen wird. Im ersten Fall kann ein sehr geschickter Reiter den ganzen Sprung mit vorgenommenem Oberleib machen. Wenn der Gaul aber beim Auffußen einen Fehler macht, dann muß er ein Meister im Sattel sein, der es zustande bringt, nicht vorzufallen, sondern durch Zurücknehmen des Oberleibes den Gaul wieder in Schwung zu bringen. Ich habe dies in vollendeter Weise einmal an dem bekannten Hindernisjockei Mason beim Tribünensprung in Kottingbrunn, also sogar in voller Fahrt, bewundert. Bei Pferden mit leichterem Rücken wird es sich meist empfehlen, etwas vorgeneigt zu springen, um beim Landen das Kreuz nicht zu belasten. Der vorgeneigte Oberleib darf nicht mißverstanden werden: Das Sitzen bleibt immer oberstes Gesetz.

Zum Springen gehören daher immer kürzere Bügel, als man sie beim Schulreiten gewöhnt ist. Die Bügel sind auch ganz aufzunehmen. In der Regel wird für das Gelände eine Verkürzung um ein oder zwei Löcher genügen. Lange Bügel bedeuten Vornüberfallen.

Junge Reiter lassen sich leicht im Gelände zur Nachahmung des Rennsitzes verleiten in unbewußt karikierter Form, mit gekrümmtem Kreuz, weggespreizten Ellbogen und in den Bügeln stehend. Das Stehen in den Bügeln ist beim Rennen, oft auch hinter den Hunden und beim Angehen von Hindernissen im Jagdgalopp Gebot für das Auf- und Abwölben des Rückens und den



Nachschub. Aber dazu muß man das Pferd am Zügel und damit sich der Nachhand versichert haben.

Ein große Übung und Sachkenntnis fordert beim Springen die Handhabung der Reitpeitsche, dieses gefährlichen Instruments in der Hand angehender Reiter. Nützlich kann ihr Gebrauch eigentlich nur beim Anreiten sein, um einem ambitionslosen Gaul den Ernst der Situation zu Gemüte zu führen, einem knapp vor dem Abspringen sich weigernden Pferd einen Hieb herunterzuziehen, oder nach dem Sprung, um einen durch nachlässiges Nehmen des Hindernisses gemachten Fehler zu rügen. Ein müdes Pferd mit Peitsche und Sporn vor dem Hindernis zu bearbeiten, ist meist verfehlt. Es ist am Platze nur bei jenen Pferden, die nach einer gewissen Leistung jeden Ehrgeiz aufstecken und ungern weiter mittun, aber noch etwas herzugeben haben. Bei einem willigen Pferd verdirbt man vielleicht durch rüdes Anfassen die Einteilung des Sprunges, die man günstiger durch ruhiges Auffordern und besseres Versammeln gefördert hätte.

Überhaupt soll man beim Springen immer darauf bedacht sein, Herz, Lust und Liebe im Pferd zu wecken. Ein irgendwie — durch Auffallen des Reiters, durch Verreißen, durch Sturz — hervorgerufenes Schmerzgefühl kann dem Pferd auf lange oder für immer das Herz nehmen. Ganz läßt sich diese Linie allerdings nicht einhalten.

Einmal muß man auf der Jagd und im Terrain manchmal Hindernisse angehen, wo ein glattes Landen ausgeschlossen ist: z. B. breite Gräben mit brüchigen Rändern, vor denen man damit rechnen muß, daß man nur halb hinüberkommt. Da muß man bereit sein, sich im Augenblick des Sturzes am jenseitigen Rand vom Pferde zu trennen, damit man nicht gemeinsam mit dem einstürzenden Erdreich in den Graben kollert, und damit man dem fallenden Pferd es erleichtert, seine Beine und sich zurechtzufinden. Oder man muß ein Höhenhindernis nehmen, dessen Ausmaß das Springvermögen übersteigt. Ist es schwach, so kann man hoffen, den oberen Teil durch den Sprung durchzureißen, sonst ist es wohl das beste, etwas schräg anzureiten, um sich und das Pferd irgendwie auf die andere Seite hinüberzurollen. Diese Notwendigkeit kann an den Träger einer wichtigen Meldung im Krieg herantreten, aber auch an den Jagdreiter, der jeden Versuch riskiert, um beim Halali dabei zu sein.

Springen und Galoppieren lernt man nur durch lange intensive Übung. Man muß auch auf minderen Gäulen im Gelände querfeldein reiten, um sich jene Erfahrungen anzueignen, die zur richtigen Beurteilung des Vermögens verschiedener Pferdetypen befähigen. Dann kommt man bei einiger Veranlagung dazu, sich mit jedem Pferd zu verstehen und auf Gäulen „angenehm zu dienen", mit denen ungeübte Reiter nicht fertig werden.

Weinversteigerungen in Trier.

Von L. Schulze-Brück. — Hierzu 5 Abbild. von M. Bätz.

Wenn man sich in diesen letzten Wochen in der alten Treviris aufhielt, so konnte man leicht bemerken, daß hier etwas ganz Besonderes vorging. Allenthalben sah man Gruppen ernster, eifrig verhandelnder Männer, und wenn man ihrem Gespräch zuhorchte, hörte man, daß sie alle von dem gleichen redeten, wie sie auch alle dem gleichen Ziel zustrebten.

Sie redeten vom Wein, und sie wandelten zum Saal des katholischen Bürgervereins, wo vier Wochen lang alltäglich die Weinversteigerungen der Weingutsbesitzer von Mosel, Saar und Ruwer stattfanden. Und eine starke Erregung ging durch alles hindurch, die sich der halben Stadt und dem ganzen großen Weinbaugebiet der Mosel — dem größten Deutschlands — mitgeteilt hatte.

Kein Wunder auch, denn am Wein hängt hier alles. Der Moselwein (Saar und Ruwer gehören dazu) ist der Lebensnerv dieses ganzen Gebiets.

Der Winzer der Mosel lebt vom Wein und — für den Wein. Das enge Tal der Mosel hat nicht Raum für Aecker und Wiesen. Die Uferberge, die in unzähligen engen Terrassen aufstreben, tragen die edle Rebe, tragen sie schon von Römerzeiten her. Hier ist ältester deutscher Kulturboden. Schon im vierten Jahrhundert bauten die Römer hier Wein, und im vierten besang der Römer Ausonius in seiner „Mosella" das herrliche Land mit seinen Villen und seinen Weinbergen. Seit über 1700 Jahren überliefert eine Generation der andern den Schatz ihrer Erfahrungen, und durch politische Wirren, durch Kriegsgetümmel, Verheerungen aller Art, durch Hungerjahre und Mißwachs hindurch hat der Moselwinzer seine Liebe zu seinem Wingert gerettet bis auf den heutigen Tag.

Und nun kam nach vielen Fehljahren das verheißungsvolle Jahr 1911, das Glücksjahr für den Winzer, der noch heute Sagenhaftes über den 1811er zu erzählen weiß. Es hat seinem Namen Ehre gemacht, denn der Elfer wurde in seinen sogenannten Spitzen — den auserlesenen Edelweinen — ein köstlicher, wundervoller Trank, dem auch die poetischste, gepriesenste Eigenschaft des vielgepriesenen Moselweins, die „Blume", das „Bukett" — der herrliche Duft nämlich — im höchsten Maß eignet. Dieser Elfer, die Kreszenz all der Besitzer, die die besten Lagen ihr eigen nennen, kam nun zur Versteigerung, und da begreift man die Erregung, die das ganze Gebiet merk- und fühlbar durchzittert.

Diese Weinversteigerungen, für den Kenner und Interessenten von ernsthaftester Wichtigkeit, sind auch für den Laien und bloßen Zuschauer eine höchst interessante Sache.

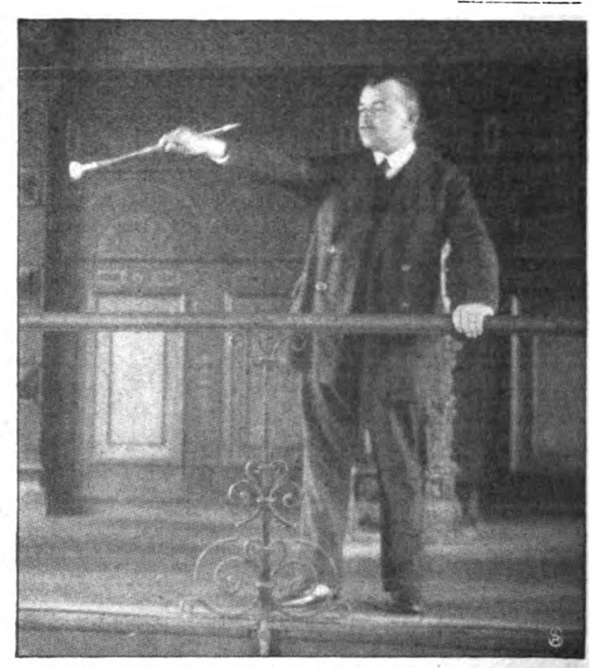
Allein schon die Menge des edlen Stoffes, die hier in Frage kommt, verblüfft und ebenso der Wert und die Zahlen. Bei der Dezemberversteigerung kamen 916 Fuder elfer Edelweins — das Fuder zu 1000 Liter zur Auktion, und es wurden dafür 2,353,840 Mark erzielt, und die jetzige Versteigerung brachte gar 1650 Fuder in den Handel. Und welchen Schwankungen die Preise je nach der Güte des Jahrgangs unterworfen sind, das beweisen auch Zahlen am besten. Der geringe Vierundneunziger brachte beispielsweise für 438 Fuder 420,950 Mark, der edle 1904er aber für 1782 Fuder, also die vierfache Menge des Gewächses 6,091,210 Mark, mithin fast den 13fachen Betrag. Mit welchen Zahlen die Käufer rechnen, ist so bemerkenswert wie die Zusammensetzung der Interessenten. Neben der kaiserlichen Hofhaltung sind eine Menge fürstlicher Kellereien vertreten. Die Weinhändler, die hier ihren Bedarf in edlem Wein decken müssen, die großen Hotels, die Ratskeller, voran der Bremer Ratskeller, die Offiziers- und Zivilkasinos sind alle am Platz. Sie alle müssen von diesen „Spitzen" erwerben. Der Bedarf ist groß. So hat sich das altberühmte Koblenzer Kasino nun schon für eine runde Million Mark Elfer Rhein- und Moselwein eingelegt, um für seine zahlreichen Mitglieder wie für seine noch zahlreicheren auswärtigen Freunde genügend versehen zu sein.

Ganz interessante Zufälle gibt es da. So erstand der Bremer Ratskeller eben das beste Fuder Bernkastler Doktor zum Höchstpreis von sage und schreibe 12,210 Mark. Nun wird also der Doktor mit der Rose und den zwölf Aposteln Zwiesprache halten. Die Flasche dieses edelsten Weines kostet also schon vom Faß etwa zwölf Mark ohne alle sonstigen Unkosten. Das ist aber kein Wunder, wenn man hört, daß vor einigen Jahren beim Verkauf des Doktorberges rund hundert Mark für jeden Stock gezahlt wurden, für die betreffende Parzelle viermalhunderttausend Mark. Wo es sich um solche Zahlen handelt — der Erlös eines einzigen Versteigerungstages beträgt oft bis zu zweimalhunderttausend Mark — da begreift sich der Ernst der Teilnehmer. Die wichtigen Vorproben sind längst vorüber; jeder Versteigerer hat sie an einem besonderen Tag dem Kreis der Interessenten zugänglich gemacht, die nun also vollständig unterrichtet über die Eigenschaften der Weine sind. Die Weinkommissionäre spielen die wichtigste Rolle, sie sind die Vermittler zwischen Verkäufer und Käufer, sie steigern auch meist an, damit nicht der Konkurrenzneid gar zu üppig ins Kraut schießt, wenn die Bieter selbst gesehen werden. Es ist ausgeprobt und registriert, welche Eigenschaften jedes Fuder besitzt. Ihrer sind nicht wenige. Der Laie staunt, wenn er vernimmt, wie so ein edler Moselwein sein kann: „Feingärig, duftig, blumig,



würzig pikant, elegant, süffig, fest, stahlig, rassig, charaktervoll, frisch, spritzig, prickelnd, lichtfarbig, grüngoldig, und was sonst noch alles!"

Tritt man in das Gebäude, so kommt einem schon ein schwerer Duft entgegen. Er dringt aus dem Probezimmer, wo noch eine Vorprobe gegeben wird. Im Kreis um den Tisch, auf dem ein Bataillon Flaschen steht, reihen sich die Kenner, schlürfen bedächtig einen Schluck, kosten lange und ernsthaft und — spucken dann den Rest kurzerhand auf den mattenbelegten Boden! Es wäre ja unmöglich, beim Schlucken noch die nötige Besinnung zu behalten. Aus dem großen Saal tönt lebhaftes Stimmengeräusch. Ein eigenartiger Anblick bietet sich von der Galerie aus. An endlos langen Tischen sitzen, Kopf an Kopf, Käufer und Interessenten. Vor jedem ein Glas, in kurzen Abständen große Suppenterrinen, in welche die Reste aus den Gläsern geleert werden, Körbe mit Brötchen, die zwischen dem Probieren geknuspert werden. Auf einer Estrade, erhöht, der Auktionator, an einem Tisch daneben der Besitzer des jeweils ausgebotenen Weines, der Protokollführer, ein Helfer mit einem großartigen Charakterkopf, umwallt von langem silberweißem Bart.



Der Auktionator Spoden mit dem Elfenbeinstab.

Der Auktionator ist ein Genie. Mit Feldherrnblick überschaut er das Gedränge. Er kennt seine Leute. Er weiß, wo die Nassauer sitzen, die die Gelegenheit benutzen, um einmal kostenlos die feinsten Marken zu probieren. Er kennt die ernsthaften Reflektanten, die Hotelbesitzer, die Herren Offiziere, die als Vertreter ihrer Kasinos kommen. Vor allem aber versteht er jeden Augenwink der Kommissionäre. Dem





Klar zum Gefecht: Der große Versteigerungsaal vor Beginn der Auktion. Oben links: Vorprobe im Hause des Versteigerers.



Laien ist das unfaßlich, wie er es macht. Ein leises Blinzeln genügt, für alle andern unsichtbar, eine kaum merkliche Bewegung des Bleistiftes läßt den Preis — der gewöhnlich von zehn zu zehn Mark steigt — auf das nächste Hundert schnellen, ein weiteres Zeichen steigert gleich auf tausend Mark. Bei jedem neuen Tausend beschreibt des Auktionators Stock so viele Kreise in der Luft, als nun Tausende geboten sind.

Zunächst erscheinen in langem Zug, angetan mit blaugestreiften Jacken und Schürzen, die Küfer, um in jedes Glas einige Probeschlucke einzugießen. Sehr geschickt verringern sie die Quantität aufs möglichste bei den „Nassauern"; dies wiederholt sich bei jeder Nummer. Der Auktionator hebt den Stock, das Gespräch verstummt, die Versteigerung beginnt.


Ein Ansteigerer unterzeichnet das Ankaufsprotokoll.

„Zum Ausgebot kommen die Weine des Herrn XYZ.". Aber es sind nicht bloß Privatbesitzer. Seltsam mutet es den Laien an, diese Namen zu hören: „Die hohe Domkirche zu Trier" — „das bischöfliche Priesterseminar zu Trier" — „die vereinigten Hospitien" usw. usw. Das erinnert daran, daß fast alle diese Besitzungen Klostergüter waren, die durch Napoleon 1801 säkularisiert wurden. Nur den Hospitien beließ er ihre Güter, und darum hängt sein Bild auch im Speisesaal der Hospitien unter den „Stiftern". Daneben bekannte Namen „Kreszenz Schorlemer-Lieser" — (der Landwirtschaftsminister) „Reichsgraf von Hoensbroich" usw. usw. „Die Weine XXX.! Nummer soundso viel! Angebot 1800 Mark — oder auch 2400 Mark oder gar 4000—5000! Und nun beginnt ein Bieten, daß es einem ganz schwindlig wird. 1800, -10, -20, -30, -40, -50, -60, -70, -80, -90 —. Nun ein Kreis durch die Luft — 1900 — — — -10, -20, -30, -40 — — —. Der Stock zeigt blitzschnell hierhin, dorthin, dahin. Zwei Kreise — zweitausend. Nun sind es schon dreitausend — nun schon vier- — aber nun tritt eine Stockung ein. Langsamer folgen die Gebote. 4990 zum ersten, zweiten und — — — doch da hebt sich wieder ein Bleistift, blinzelt ein Auge, fünfmal schwingt sich der Stock im großen Kreis. Und wieder beginnt es, aber bald stockt es wieder. Und dann zum drittenmal — ein Schlag auf den Tisch — 5360 Mark! Herr X. — Der Ansteigerer schreitet auf die Tribüne, unterschreibt den Schlußzettel, und schon bietet der Auktionator die nächste Nummer aus. Hier folgen nun die Angebote vielleicht ein wenig schleppender. Es ist weniger Zug drin. Aber plötzlich setzt wieder das schnelle Tempo ein. Von Zufälligkeiten hängt das oft ab, die niemand bestimmen kann. Sind mehrere Interessenten für eine Nummer, kommt ein besonders guter Tropfen an die Reihe, so steigt die Spannung auf den Siedepunkt. Es wird still im Saal, scheint heißer zu werden — immer rascher folgen die Hundert — dann die Tausend. Ein Bravo steigt auf, als das siebente, dann das achte Tausend erreicht ist. Das zehnte wird mit einem lauten Hurra! begrüßt. Ist die Versteigerung der einen Kreszenz zu Ende, folgt eine kleine Pause, dann beginnt von neuem der heiße Wettstreit, sechs, sieben Stunden lang, jeden Tag, bis die letzte für den Tag angesetzte Nummer zugeschlagen ist.

Dann strömt alles auseinander, eifrig debattierend. Die glücklichen Besitzer tragen ihre Schoppenfläschchen mit der Probe ihres Eigentums mit fort, die Enttäuschten, die nichts für den Preis bekommen haben, den sie sich festsetzten, knurren oder poltern, je nach Temperament, die Optimisten hoffen auf den nächsten Tag, der ihnen vielleicht bringt, was sie suchen. Und in den übervollen Hotels, den Wein- und Bierhäusern, überall, wo man mit dem Wein zusammenhängt — und wo wäre das nicht? — diskutiert man heftig vom Wein — vom Wein — und wieder vom Wein! So ziehen sie vier Wochen lang im Versteigerungssaal vorüber, die edelsten


Letzte Prüfung vor der Versteigerung.

Kreszenzen der Mosel, der Saar und Ruwer, hochbewertet, vom Kenner geschätzt und mit Bewunderung begrüßt. Die Kreszenzen der Mosel, der hochedle Bernkastler Doktor, der Zeltinger Schloßberg, der liebliche Josephshöfer und der rassige Brauneberger, dann die charaktervollen Weine der Saar, der edle, vornehme Wawerner Herrenberger, die hochberühmten Scharzhofberger, die rassigen Olsener Bocksteiner und Geisberger. Und dann die Ruwerer, die Maximiner Grünhäuser, die wieder ihren ganz besonderen Charakter haben. Die Zahlen, die die Bewertung dieser „Spitzen" illustrieren, sind bezeichnend. Neben dem besten Fuder Bernkastler Doktor für 12210 Mark steht das beste Scharzhofberger mit 10060 und Zeltinger Schloßberg mit 10650 Mark. Aber noch interessanter sind für den Kenner die Durchschnittspreise der ganzen Kreszenzen, die auf die wunderbare, allgemeine Kultur der Weingüter schließen lassen, die nicht nur ein oder zwei „Spitzen", sondern auf ihrem ganzen Gebiet hochwertige Weine hervorbringen. Da ist der Wawerner Herrenberger mit 4985 Mark Durchschnitt, der Scharzhof mit 5127, dann folgen Durchschnitte von 4800 bis zu den niedrigsten mit noch immer über 2000 Mark das Fuder. Aber wie arbeitet auch der Winzer im Wingert, wie setzen die großen Besitzer auch alles an den Ehrgeiz, die gepflegtesten besten Güter zu haben.

Derweil man sich im heißen Saal streitet um den Besitz der edelsten Weine, regt sich das neue Leben im Weinberg. Auf den hohen, steilen Terrassen der Moselberge schaffen die Winzer unermüdlich wie an den reizenden, welligen Hügeln der Saar, wo die alten, heimeligen Gutshäuser wie die neuen, schloßartigen Besitze sich ganz in die Reben hineinschmiegen. Noch ein volles halbes Jahr schwerer Arbeit liegt vor der Lese, die all den Fleiß und Schweiß lohnen soll, die dem ganzen Landstrich Arbeit gibt und Brot und außerdem noch jene unermüdliche, zähe Ausdauer, jene ewig junge Hoffnungsfreudigkeit und die frohe Lebenslust, mit der die edle Rebe alle die Mühe lohnt, die der Moselwinzer ihr jahraus jahrein schenkt, nun schon siebzehnhundert Jahre lang.

Unsere Bilder

Das Kronprinzenpaar auf der Grunewaldrennbahn (Abb. S. 691). Der Kronprinz wohnte mit der Kronprinzessin dem Rennen auf der Berliner Grunewaldbahn bei. Er hatte dabei die Freude, seinen Steepler Moose unter Leutnant Freiherrn von Berchem den Preis von Paderborn gewinnen zu sehen.

Die Kinder des Herzogspaares von Sachsen-Koburg (Abb. S. 696) bilden den ganzen Stolz und die ganze Freude ihrer Eltern. Sie sind auf unserem Bild zu einer reizenden Gruppe vereinigt.

Das dänische Königspaar (Abb. 693) hat sich von Kopenhagen über Warnemünde nach Schwerin begeben, um dem großherzoglichen Hof einen Besuch abzustatten. Auf dem Bahnhof in Schwerin wurden die Majestäten vom Großherzogspaar empfangen.

König Manuels Verlobung mit einer Hohenzollernprinzessin (Abb. S. 692). Der frühere König Manuel II. von Portugal hat sich in Sigmaringen mit der Prinzessin Auguste Viktoria von Hohenzollern verlobt. Die Braut, die ein Patenkind der Kaiserin ist, steht im 23. Lebensjahr, sie ist am 19. August 1890 in Potsdam geboren.

Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Schweizer Gesandten Dr. von Claparède in Berlin (Abb. S. 692). Der Gesandte der Schweiz in Berlin, Herr von Claparède, beging die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Gesandtenjubiläums. Dem verdienten Diplomaten wurden dabei viele Ehrungen dargebracht. Während die Mitglieder des diplomatischen Korps ihrem Kollegen teils persönlich, teils in Briefen und Telegrammen ihre Glückwünsche übermittelten, erschienen Abordnungen der landsmannschaftlichen Vereinigungen und überreichten dem Jubilar Adressen und Blumen. Vom Auswärtigen Amt gratulierte Direktor von Körner. Im Auftrage des schweizerischen Bundesrats war Minister Bourcart nach Berlin gekommen.

Die türkischen Zeltlager bei Saloniki (Abb. S. 693) erregen natürlich immer noch die Aufmerksamkeit und das Interesse der Sieger. Unter der türkischen Besatzung herrschte selbstverständlich viel Elend, das zu mildern heute noch die Aufgabe werktätiger Liebe ist. So hatte sich auch die Königinwitwe Olga von Griechenland dorthin begeben, um helfend einzugreifen.

Die Beisetzung der Kaiserinwitwe Lung Ju von China (Abb. S. 695) ging mit all dem Pomp und den Zeremonien vor sich, die vor Errichtung der Republik in China beim Tod des Monarchen vorgeschrieben waren.

Oberjustizrat Dr. Koerner aus Dresden (Abb. S. 696) ist seit dem 13. März in Lindau verschollen. Trotz der Nachforschungen der Dresdner und Lindauer Polizei hat man bisher keine Spur von ihm gefunden. Man nimmt an, daß es sich um ein Verbrechen handelt. Oberjustizrat Koerner ist der aus dem Ehescheidungsprozeß der früheren Kronprinzessin von Sachsen bekannte Anwalt des Königs von Sachsen.

Der Generalstreik in Belgien (Abb. S. 694). In fast allen Betrieben Belgiens ruht augenblicklich die Arbeit. Der Verlust, der dem Land durch den Ausstand zugefügt wird, ist ein geradezu ungeheuerlicher; die Arbeiter büßen an Löhnen täglich viele Millionen ein, während der Schaden, der den Unternehmern, namentlich im Bergwerksbetrieb, zugefügt wird, noch bedeutend erheblicher ist. In dem belgischen Riesenhafen von Antwerpen stehen die Docks gänzlich verlassen da, und in der Luxusstadt Brüssel vertreiben sich die streikenden Arbeiter und Arbeiterinnen mit Umzügen durch die Straßen die Zeit.

Major Dinkelmann, der militärische Berater Juanschikais in China (Abb. S. 696), ist ein Schüler des Berliner Seminars für orientalische Sprachen. Er gehörte bis Juli 1908 dem Grenadierregiment König Karl (5. Württembergischen) Nr. 123 an und wurde dann zum ostasiatischen Detachement versetzt.

Der Fernflug Dover-Köln (Abb. S. 696) ging glatt und glücklich vonstatten. Der englische Flieger Hamel war mit seinem Begleiter, dem französischen Journalisten Dupré, in Dover aufgestiegen und landete ohne Zwischenfall in Köln. Die Flieger hielten sich einen Tag in Köln auf und wurden in der gastlichsten Weise von den dortigen Offizieren aufgenommen.

Der neue französische Lenkballon „Spieß" (Abb. S. 697) hat jetzt in Saint Cyr seine Probefahrt abgelegt, wenigstens wurden seine Höhen- und Seitensteuerungen in einer kurzen Fahrt geprüft. Er ähnelt äußerlich fast genau einem Zeppelinluftschiff, auch in der innern Konstruktion soll er viele Aehnlichkeiten mit Zeppelinkreuzern besitzen.

Die bekannte amerikanische Tanzkünstlerin Isadora Duncan (Abb. S. 693) ist von einem entsetzlichen Unglück heimgesucht worden. Ihr Automobil, in dem sich zwei ihrer drei Kinder mit ihrer Gouvernante befanden, stürzte bei Paris in die Seine, und die beiden Kleinen sowie die Erzieherin fanden den Tod in den Fluten.

Ein gewaltiger Erdbruch in Westfalen (Abb. S. 698) hat in der großen Heide südlich von Hopsten einen neuen See gebildet. Der Erdbruch erfolgte unter donnerndem Getöse. Die Tiefe der eingestürzten Stelle wird verschieden angegeben, die niedrigste Schätzung beträgt 50 Meter. Unsere Abbildung erhielten wir vom Verlag des „Osnabrücker Tageblattes, Meinders und Elstermann, Osnabrück".

Die Toten der Woche

Kommerzienrat Dr. Emil Guilleaume, † in Köln am 22. April.

Luisabeth Mathes-Roeckel, ehem. Hofburgschauspielerin, † in Kassel im Alter von 72 Jahren.

Polizeimajor Ernst Rau, Führer der 1. Brigade der Berliner Schutzmannschaft, † in Berlin am 18. April im Alter von 62 Jahren.

Prof. Dr. Wilhelm Scheffler, † in Dresden am 16. April im 67. Lebensjahr.

Professor Albert Schmidt, bekannter Baukünstler, † in München im Alter von 72 Jahren.



Ill. Photo-Verlag.

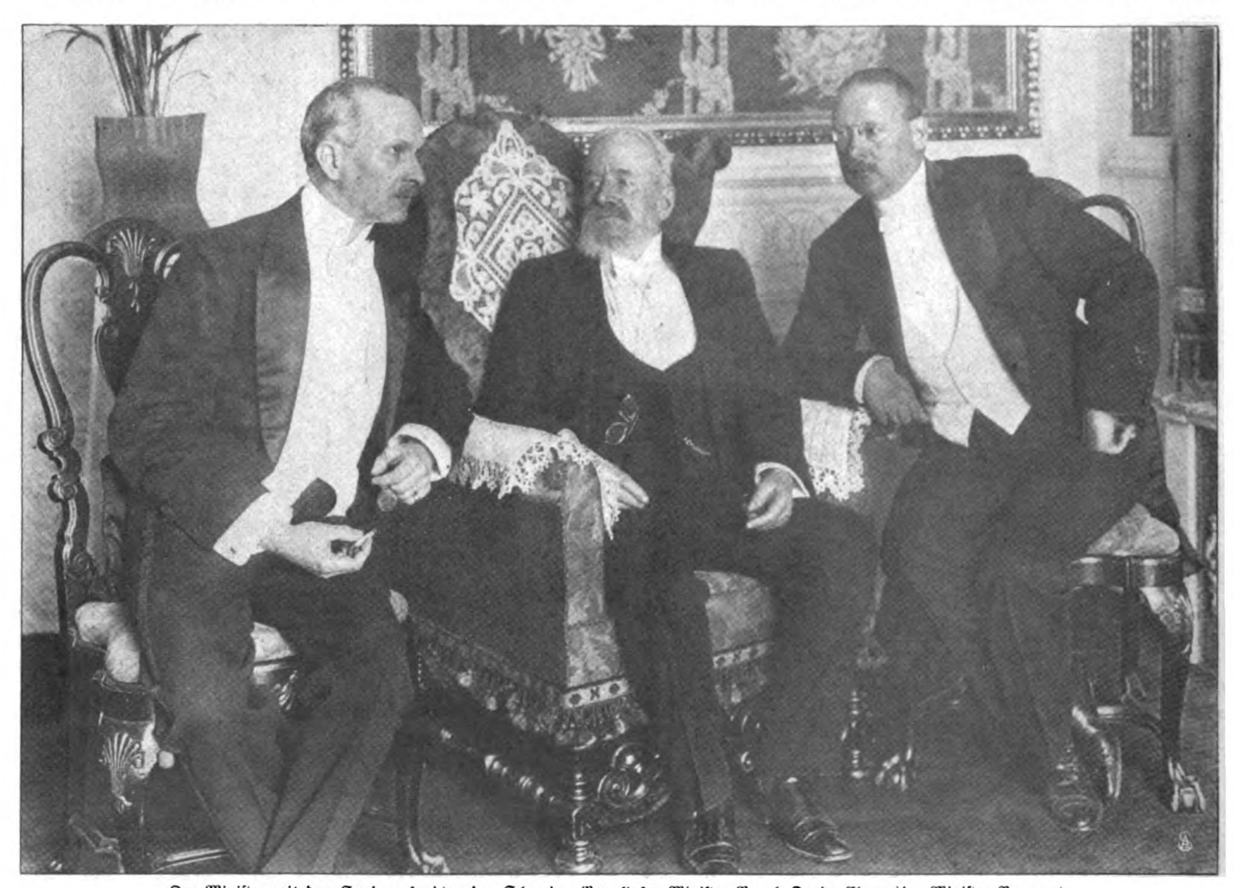
Das Kronprinzenpaar auf der Grunewaldbahn
am Tage des Paderborner Preises, den des Kronprinzen Steepler „Moose“ davontrug.





Hofphot. Elvira.

Verlobung der Prinzessin Auguste Viktoria von Hohenzollern mit dem früheren König Manuel von Portugal: Das Brautpaar.



Der Minister mit den Sondergesandten der Schweiz. Von links: Minister Vogel, Dr. de Claparède, Minister Bourcart.

Zum 25jähr. Gesandtenjubiläum des Schweizer Gesandten Ministers Dr. A. de Claparède in Berlin.

Das Königspaar von Dänemark in Schwerin.

Links: König Christian X. und der Großherzog Friedrich Franz IV.

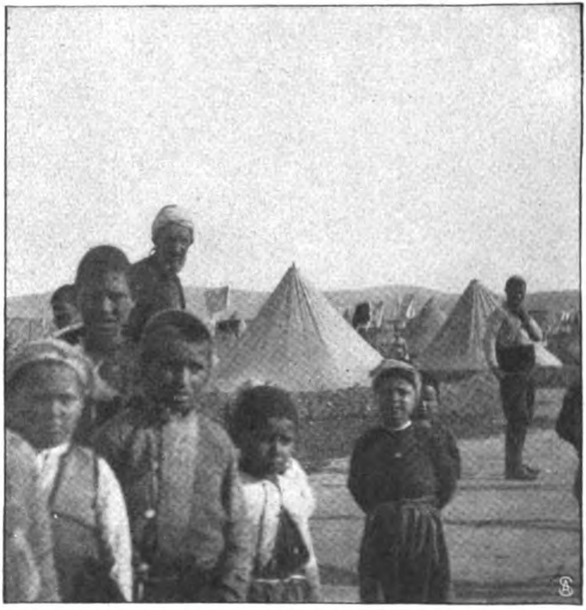
Rechts: Königin Alexandrine und Großherzogin Alexandra.

Unten: Der Empfang am Bahnhof.

Phot. A. Groß.

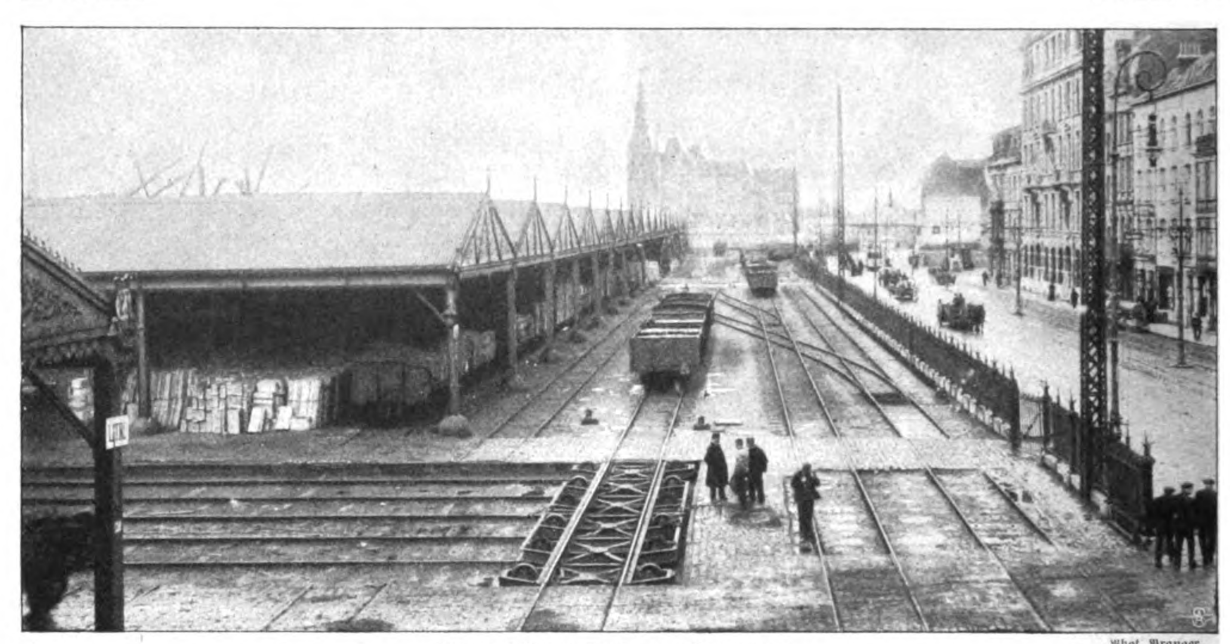


Königinwitwe Olga (×) im Zeltlager.



Türkische Kinder im Zeltlager.

Vom Balkankrieg: Das Zeltlager türkischer Flüchtlinge bei Saloniki.



Phot. Branger.

Die verlassenen Docks von Antwerpen.

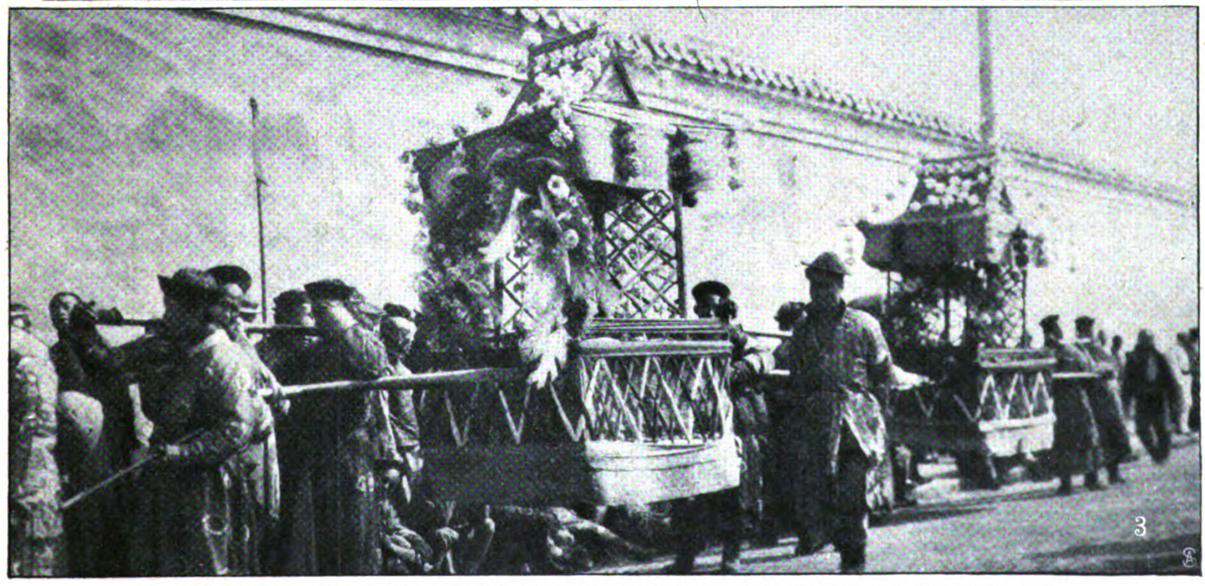
Ill. Bureau.

Streikende Männer und Frauen durchziehen die Straßen von Brüssel.

Der Generalstreik in Belgien.







1. Der kaiserliche Ehrenschirm. 2. Der Sarg im Trauerzug. 3. Tragstühle mit Blumenspenden.

Die Beisetzung der Kaiserinwitwe von China in Peking.



Von links: Prinzessin Sibylle, Erbprinz Johann Leopold, Prinzessin Karoline Mathilde, Prinz Hubertus. Phot. Zink & Sohn.

Die Kinder des Herzogspaares von Sachsen-Koburg und Gotha.



Der Flieger Hamel und sein Begleiter Dupré beim Start in Dover.
Zum Fernflug Dover—Köln.

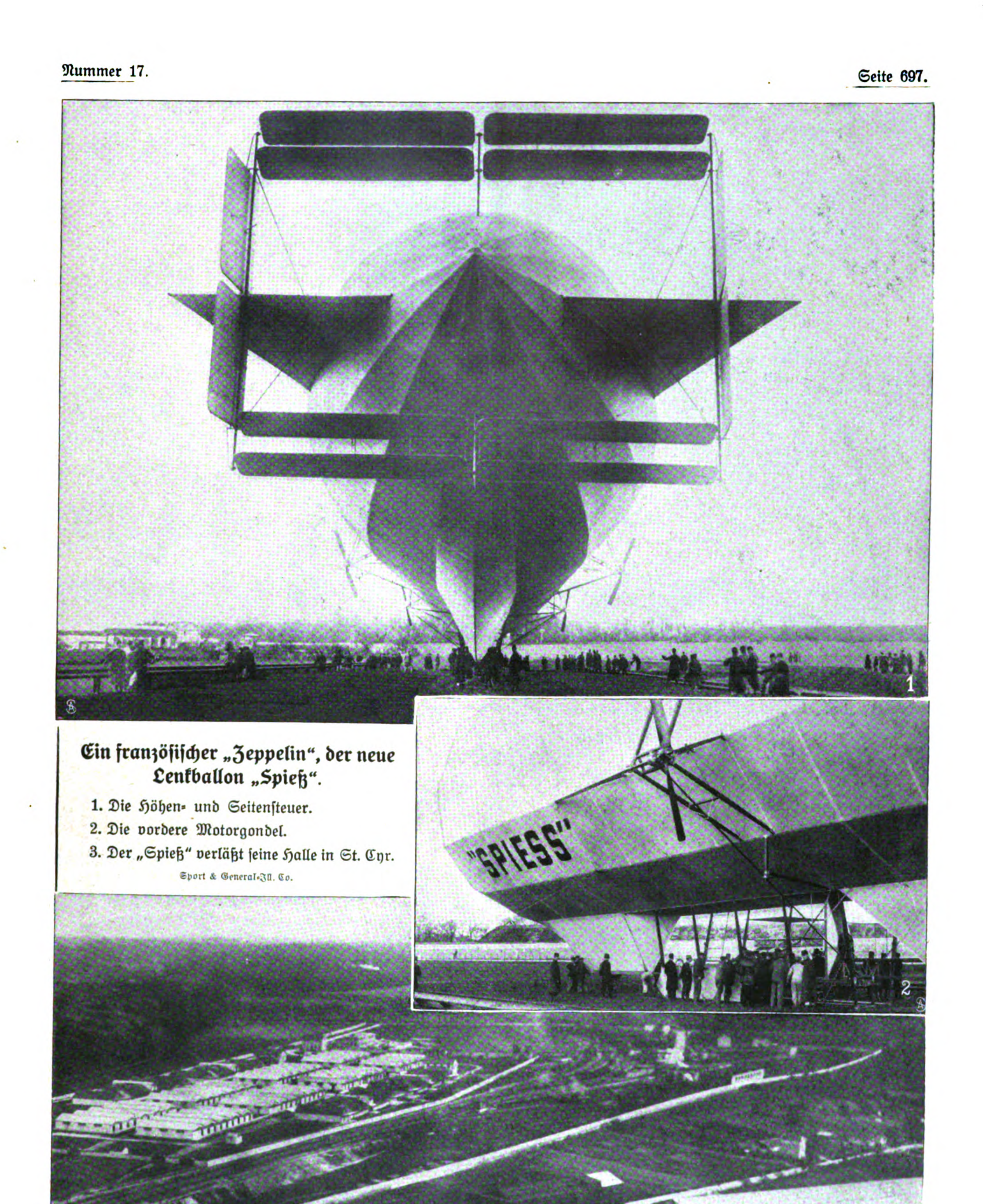


Major Dinkelmann,
der militärische Berater Juanschikais in China.



Atel. Adele.

Oberjustizrat Dr. Koerner,
Dresden,
seit dem 13. März in Lindau verschollen.



Ein französischer „Zeppelin", der neue Lenkballon „Spieß".

1. Die Höhen- und Seitensteuer.
2. Die vordere Motorgondel.
3. Der „Spieß" verläßt seine Halle in St. Cyr.

Sport & General-Ill. Co.



Phot. Meurisse.

Das Automobilunglück bei Neuilly: Der Kraftwagen Isadora Duncans in der Seine.



Phot. Meinders & Elstermann.

Der Erdbruch bei Hopsten in Westfalen: Der neu entstandene See.

Die Kinder des Genies.

Roman von

Marie Luise Becker.

4. Fortsetzung.

Jakob bereitete sich auf das Abiturientenexamen vor. Er arbeitete mit einer wahren Verbissenheit. Das Examen wurde ihm nicht so leicht wie Heinrich. Am schwersten fiel ihm Mathematik: Seit dem letzten Jahr galt es als ausgemacht, daß er Ingenieur wurde, und der Vater sagte es ihm fast täglich, um ihn an dem Entschluß festzuhalten. Da ihm dazu eine gute Examensnote in der Mathematik in erster Linie vonnöten war, bekam er noch einen Hauslehrer, der ihn gerade darauf zu drillen hatte in diesem letzten Vierteljahr. —

Der stille Winter der Trauer rückte die weiteren Kreise ferner und die nahen Freunde näher.

Zu den nahen Freunden gehörten Bill Theisheim und der gute Otto. Joachim zog beide gern in seinen intimeren Kreis, da er Gudrun zu einem neuen Lebensentschluß verhelfen wollte.

Die allgemeine Stimmung war Liebe und Teilnahme für ihn — besonders aber für Gudrun — und alle verurteilten Karl Nordmann und sein Verhalten, und Karls Eltern verloren an Ansehen und Einfluß.

Joachims Roman machte Fortschritte, Gudrun arbeitete viel mit ihm, er diktierte ihr — hin und wieder gab eine leise, feine Bemerkung von ihr ihm eine neue Anregung.

Der alte Doktor hatte recht gehabt: Joachim Heinemanns Kunst konnte Gudrun noch nicht entbehren.

Das, was er gemeint, verstand sie nun auf einmal in einem viel weiteren und tieferen Sinn, als er je geahnt, und ein neues Lebensbewußtsein wuchs ihr daraus empor.

Und auch Joachim liebte sie in einer neuen Art, wie der Künstler die Menschen liebt, die ihm nahe und schöpferisch helfend waren bei seinem Werk, die unbewußt oft daran teilhaben, und deren Seele dann in dem Werk Gestalt geworden ist, ohne daß doch ihr Porträt darinnen wäre.

Bill Theisheim bewarb sich mit neuem Eifer um Gudrun. Ihr Kummer, die stolze Art, wie sie ihn trug, machte sie ihm noch teurer.

Wie ernst und innerlich reich sie geworden war! Wie sie sich die Pflichten ihres Lebens nun auf die Schulter geladen hatte und dem Vater zur Seite stand, wie sie die Mutter tröstete und erheiterte, wie alles unter ihren Händen sich zu Schönheit und Harmonie gestaltete.

Welcher Lebenskamerad konnte dieses Mädchen dem Mann werden! Auch in seinem Dasein konnte dieser zarte Frauensinn helfend und gestaltend und wirkend mitschaffen. Seine Fabriken, seine Wohlfahrtsanlagen, seine Fürsorgestätten — nein — Bill war kein alltäglicher Mensch, der nur das Geld erbt und ausgibt. Würde ihn Gudrun nicht verstehen und ahnen, wohin seine Sehnsucht drängte?

Wie er wirken wollte — herauswachsen aus dem engen Kreis des Genusses und des geschäftlichen und praktischen Sinnes in seiner eigenen Familie? Welche Pläne er hatte für seine Arbeiter und Arbeiterinnen, welche Pflichten für seine Lebensauschauung auch in seinem Beruf lagen? Würde sie nicht verstehen, wieviel Segen eine Frau stiften könne an seiner Seite, welcher weite, reiche Wirkungskreis ihrer hier wartete?

Ach, es war wohl kein nutzloses, farbloses Frauendasein, das ihr an seiner Seite beschieden wäre!

Gudrun sah wohl das Werben der beiden Freunde. Sie war ihnen beiden schwesterlich gut. Aber es war etwas in ihr gemordet worden. Der hoffnungsvolle, kindliche, vertrauende, glücksichere junge Mensch in ihr.

Ihre Seele war noch zu wund, um neue Blüten zu treiben, und ihr Mädchentum zu keusch, um so rasch die Liebe wieder neu erleben zu können.

So wurde es Frühling, der Schnee wich, auf Heinrichs Grab blühten die Blumen, und die Sehnsüchte der jungen Menschen wurden wach.

Jakob hatte sein Examen glücklich bestanden und sollte nun auf eine technische Hochschule.

Er nahm Abschied von den Eltern und Abschied von den Parthenonfreunden, die er im letzten Jahr gemieden hatte.

Gudrun blieb allein mit den Eltern. —

Eines Tages war sie bei ihrer Freundin Liese, die seit einem Jahr verheiratet war. Die junge Frau hatte ein Kindchen, dessen Pate sie war, für das sie nähte und stickte, und das ihren Namen trug. Damit hatte die zartsinnige Liese ihr eine Freude machen wollen.

Sie war dabei, wie die junge Mutter das Kindchen wusch und badete und stillte, und dann lag es da auf den weichen weißen Tüchern und strampelte, und sie küßte seine kleinen Händchen, und das Herz schwoll ihr in bitterem Weh.

Sie dachte an das kleine Päckchen in ihrer Truhe, das sie seit einem halben Jahr nicht mehr den Mut gehabt hatte zu öffnen, und eine tiefe, schmerzvolle Sehnsucht bemächtigte sich ihrer.

Hatte sie nicht das gleiche Lebensrecht wie die andern, die ihre Liebe und Zärtlichkeit, die beglückenden Schätze ihrer Frauenseele schenkend austeilen konnten an ihren Gatten — ihre Kinder — und deren Zukunft voll von Plänen und Hoffnungen und wartenden Freuden war?

War es nicht genug — übergenug, was sie Karl an Leid und Verzichten geopfert hatte?

Ein Zorn gegen ihn erfaßte sie plötzlich.

Als an diesem Abend Bill zu ihnen kam, war sie weicher und freundlicher als sonst, und als er fortging und ihre Hand küßte, ließ sie sie ihm.



Am nächsten Tag hielt Bill Theisheim bei Joachim Heinemann um seine Tochter an.

Lorchen und Joachim waren glücklich, und Gudrun hatte nicht mehr das Herz, nein zu sagen.

* * *

Gudruns Verlobung mit Bill Theisheim wurde sofort bekanntgegeben.

Joachim hielt darauf, weil genug über das Mädchen geredet worden war von böswilligen Zungen während der letzten zwei Jahre.

Nun machte sie eine große Partie. Die Theisheims waren die reichsten Patrizier der Gegend, und Bill konnte wählen, wie er wollte, keine hätte ihn ausgeschlagen!

Es war Joachim, dem man seinen Idealismus oft genug gutwillig und auch wohl bösmeinend vorgeworfen, eine wahre Freude, daß in seiner Familie einmal so etwas Praktisches geschah wie eine gute Partie. Er fühlte sich damit gewissermaßen rehabilitiert vor den Leuten mit materialistischer und realpolitischer Weltanschauung. Freilich hatte diese Verlobung auch ihre Schattenseiten.

Der alte Kommerzienrat Theisheim — Bänder — Kordel — Litzen — machte seinem einzigen Sohn keine Vorschriften. Er konnte wählen, wie er wollte, er war reich genug. Nur eine Bedingung stellte er: daß Bills Frau ganz zur Familie gehöre, daß sie ganz in ihr aufgehe.

Und diese Familie von Onkeln, Tanten, Cousinen, Vettern, Großmüttern und Großonkeln begann nun auf Gudrun wie eine ungeheure Welle einzustürzen und sie fortzutragen.

Sie gehörte nicht mehr in ihr Vaterhaus, sie gehörte nicht mehr ihren Eltern. Auch Bill gehörte sie nicht. Sie gehörte seiner Familie.

Sie wohnten alle in der Stadt, und jeden Tag war bei einem von ihnen Familientag. War kein Familiendiner beim Großonkel, so hatten doch die Damen von vier bis um sieben mit ihren Handarbeiten bei einer Tante oder Großmutter zu sitzen und Kuchen zu essen. Die Herren holten sie dann ab, nach dem Geschäft.

Mit Sehnsucht dachte Gudrun an die stillen Dämmerstunden im Nordmannschen Haus in der grün umsponnenen stillen Veranda, wo sie so gern bei der feinsinnigen Adele gesessen. Mit wenig Worten hatte man sich da verstanden.

Bill war so gut, so zartfühlend, so dankbar und bescheiden. Er war glücklich, sie im Kreis der Seinen zu sehen und in dem Bewußtsein, daß das herrliche, geistreiche, bewunderte Mädchen einst ihm gehören würde. Er war mit allem zufrieden, was Gudrun tat und sagte.

Und doch war sie wie zermalmt von dieser Fülle von Familienliebe und Familienglück, die über sie hereinbrachen.

Was wollte sie zwischen ihnen?

Hier heiratete doch immer ein Vetter eine Cousine, eine Fabrik die andere! Sie kannte auch die Cousine, die auf Bill gewartet hatte und ihn liebte. Eigentlich hätte sie viel besser zu ihm gepaßt. Wie die sich nach ihm gemodelt hatte!

Die kleine Cousine war ganz modern, war der Freigeist in der Familie. Für ihn hatte sie sich modernisiert. Hatte die Universität besucht, Volkswirtschaft und Nationalökonomie studiert. Sie schwärmte für Wohlfahrtseinrichtungen, wußte über Arbeiterhygiene und -fürsorge alle Gesetze und neuen Forderungen und konnte über Volksküchen und Wöchnerinnenheime stundenlang dozieren.

Dabei war sie reizend, jung und blütenfrisch. Bill brauchte nur die Hand nach ihr auszustrecken, sein Glück zu fassen — aber grade darum lockte es ihn nicht.

Die Familie hatte Lisbeth Kuhlee ihm von vornherein bestimmt, und Bills Liebe zu Gudrun Heinemann machte einen großen Strich durch die Rechnung. Wenn auch der Kommerzienrat Theisheim Gudrun sehr artig aufnahm und die Kommerzienrätin, Bills junge Stiefmutter, die für Joachim schwärmte, die Sache protegierte, so fühlte doch Gudrun allerlei verschwiegene Verstimmungen und leise Intrigen um sich herum.

Bill suchte, Gudrun für seine Werke zu interessieren.

Er führte Gudrun durch seine Fabrik, in der die Maschinen rollten und rasselten und die Spinnerinnen und Bandrollerinnen arbeiteten mit den eigentümlich blassen, verstaubten Gesichtern.

Er zeigte Gudrun alle seine neuen Einrichtungen, die er von England mitgebracht hatte, Verfeinerungen der Maschinen, Ausnutzung ihrer Leistungskraft, neue Fürsorge- und Schutzmittel für die Arbeiter und Arbeiterinnen.

Gudrun verstand nichts davon, sie sah nur das rasselnde Räderwerk und fühlte die Luft voll Staub und Müdigkeit in allen Nerven. Bill imponierte und gefiel ihr, wie er so in seinem Reich stand, wirkend, schaffend, ringend, sich seiner Verantwortung bewußt. Aber — was sollte sie hier zwischen diesen spinnenden Fäden?

Von alledem, was ihm hier Kraft und Beruf war, verstand sie nichts — gar nichts.

Wenn er nicht gar so zartsinnig, so wohlerzogen gewesen wäre!

Wenn er sie an sich gerissen hätte — sie geküßt — bis zum Vergehen geküßt — daß sie den anderen darüber hätte vergessen können! Sie wollte ja geliebt sein — sie sehnte sich nach Liebe, nach Zärtlichkeit — aber sie fühlte immer klarer, immer qualvoller, daß sie niemals die Küsse des Ersten vergessen würde — dessen, der alle Leidenschaft und alle Stürme in ihr geweckt und ihr Frauentum bewußt gemacht hatte.

Daß sie ihn hätte vergessen können in einer stürmischen, zärtlichen, sehnsuchtschweren, leidenschaftlichen Brautzeit! Aber sie war Bills Braut — das heißt, sie war eigentlich die Braut aller seiner Verwandten, die alle einzeln sie empfangen, auf sie einwirken wollten. Denn so sehr es ihnen schmeichelte, daß die Tochter des berühmten Joachim Heinemann in die Familie hineinheiratete, so unbeugsam verlangten sie alle aus dem Geist der Zusammengehörigkeit heraus, daß sich Bills Braut nun ganz der neuen Familie anpasse. Daß die Künstlertochter, vor der sie doch die stille Scheu der Bourgeoisie hatten, sich ganz verändere und nach ihren Wünschen und Ansichten richte und modele. So nahmen sie sie nun mit einem Mal ganz in Beschlag



und überboten einander in dem Bemühen, auf sie in ihrem Sinn einzuwirken.

So war Gudrun plötzlich dem Vater entrissen und auch Bill, den sie immer weniger allein oder zu einer herzlichen Aussprache sah. Sie traf ihn, immer nur flüchtig und eilig und wohlerzogen zwischen all diesen wohlerzogenen Menschen, deren Wichtigkeit die Alltäglichkeit war.

Wie hatte sie sich hinausgesehnt aus dem Sturm und Drang ihres Vaterhauses! Wie hatte sie sich gesehnt nach den stillen Tälern der Alltäglichkeit, der Muße, des Friedens! Und nun war sie gekommen — diese friedliche, behagliche Ruhe, nun war sie im Tal! Nun bot ihr das Leben den stillen Hafen, in dem es keine Stürme mehr gab!

Als Bills Frau hatte sie ein sorgenfreies Leben, hatte sie allen Luxus und alles Behagen, das sie sich wünschen konnte — und eine dominierende Stellung in der Gesellschaft.

Sie hatte alles, was man ein bürgerliches Glück nennen konnte.

Und dazu einen gütigen, liebenswürdigen und klugen Mann, der sie liebte und anbetete. Was wollte sie mehr?

Und nun fühlte sie, daß sie in diesem Glück nicht leben konnte! Daß sie andere Menschen gewöhnt war, daß sie gelernt hatte, andere Ansprüche zu stellen.

Sie schätzte Bill hoch, sie hatte ihn gern, er war gewiß ein lieber kluger Mensch — aber ihr Vater hatte sie verwöhnt mit seiner sprühenden Unterhaltung, mit den Feuergaben seines Geistes, die ihr in einem fort den Lebensweg erleuchtet hatten.

Die Luft im Tal nahm ihr den Atem.

Welche Gedanken und Begriffe hatten sie mit Karl verbunden, welche feinen Fäden hatten das Netz ihrer Liebe gewebt — und wie immer neu war ihr seine Gegenwart gewesen! Wieviel hatten sie einander zu sagen und sich anzuvertrauen gehabt! Mit welchen Plänen und Wünschen hatte ihre Liebe sich geschmückt.

Und Bill ließ sich auswendig lernen — gewiß — nach ein paar Wochen — und sie würde ihn auswendig können wie alle seine Tanten und Verwandten!

Eine tiefe Angst bemächtigte sich des Mädchens, wenn sie an das Leben dachte, das nun vor ihr lag — an den weiten, langen Weg in der Ebene — den sie einst so ersehnt.

Wie sollte sie dieses Leben an seiner Seite zu Ende führen?

* * *

In die stille Qual ihrer inneren Not fiel wie eine Erlösung ein Brief des alten Onkels Werner. Tante Henriette war gestorben. Dahingeschwunden und verblichen wie ein mattes, verwischtes Bild, über das eine Wolke hinstreicht.

Martin Werner war einsam zurückgeblieben— ganz einsam. Und dieser Mann, der das Geheimnis seiner Liebe ein ganzes Menschenalter hindurch getragen, schrie seinen Jammer und seine Qual nun plötzlich hinaus, als zerbräche seine starre, harte Natur an der Wucht seines wilden, gewaltigen Schmerzes.

„Meine Henriette ist tot!"

Sein war sie gewesen — sein eigen — diese schöne, lebensfremde Seele! Sein Herz, sein Leben war ihre Heimat gewesen. Seine Liebe hatte ihr ganzes Dasein ausgefüllt und verschönt!

Er bat, man möge ihm Gudrun senden, damit er nicht so einsam sei, damit eine Frauenhand über seinem letzten Tag walte. Er wollte ja nicht mehr lange leben. Aber er war ein Wanderer, der noch ein Stücklein Wegs zu machen hatte.

Henriette hatte ihren Schleiermacher geliebt und sich zuweilen an Kantschem Geist berauscht. Er war ein Hegelianer.

Die junge Welt wird ihn nie mehr begreifen, meinte er. Und sein großes letztes Werk über Hegel, seine tiefste Lebenschöpfung, die mußte er vollenden — so weit sollte und mußte ihn seine Kraft noch tragen.

Und Gudrun reiste — mit dem stillen Gefühl, daß es ihr eine Erlösung sei, fortzukommen aus dieser Heimat, um die doch ihre Seele eben in bitterem Kampf rang, aus dem zu nahen Geschehn und den zu bedrängenden Ereignissen.

Joachim gab nicht ungern seine Erlaubnis. Die Verlobung mit Bill Theisheim hatte er sich anders gedacht. Seine Phantasie sah alle diese Verbindungen vorerst in einer idealen Verklärung. Wenn aber dann die poetische Sentenz sich in Wirklichkeit umwandelte, litt er unter den Konsequenzen ihrer Realität.

Er liebte Gudrun mit eifersüchtiger Vaterliebe und gönnte sie eigentlich weder Bill noch Karl. Vor allem aber sollte sie sein Kind bleiben, so wie er es sich erzogen und gemodelt, und es reizte ihn, daß gerade Bills Familie so offenbar die Absicht hatte, sie ihm ganz zu entfremden und umzubilden. Und er kannte Gudrun zu gut, um nicht zu merken, daß sie unter einem innern Konflikt litt.

Es war für sie das beste, man gönnte ihr einmal die Ruhe — die Entfernung. Einmal dort in dem stillen, einsamen Gelehrtenheim neben dem alten Weltweisen, der seine Lebenstürme hinter sich hatte — einmal dort nachzudenken über ihr eigenes Geschick und über das, was kommen mußte und sollte.

Sie hatte zu den Eltern von alledem nicht gesprochen — ahnten sie ihren Kampf?

Gudrun wußte es nicht und fragte sich im stillen. Alle schonten sie, und niemand fragte sie — aber es war doch wohl eine Ahnung dessen, was in ihr vorging, daß Joachim sie so ruhig fortreisen ließ, er, der sie bisher nicht einen Tag hätte entbehren mögen. Sie würde ja auch Jakob in Berlin finden und somit doch wieder mit dem Bruder im Zusammenhang bleiben. Ja, sie würde dem Bruder mit ihrer Nähe, ihrer Liebe und ihrem Einfluß dem Vaterhaus erhalten.

Denn — würde Jakob seinen neuen Zielen treu bleiben oder mit den Parthenonfreunden, von denen nun eine Reihe nach Berlin gezogen war, die alten dichterischen Pläne wieder aufnehmen? Niemand im Heinemannhaus wollte sich die leise Angst eingestehen, die sie doch alle im stillen um Jakob hatten. Gudrun würde ihn am besten dort beeinflussen und seinen praktischen Studien erhalten können!

Das sagten sich Joachim und Lorchen.

Aber Gudrun wußte, daß sie nun nichts mehr tun würde, um ihn zu beeinflussen und umzustimmen — daß auch das praktische Leben seine schwere und schmerzliche Bedeutung gewinnen kann — daß man nicht in ein andres Schicksal hineinpfuschen darf.

So blieben die beiden Alten allein zu Haus, und Gudrun und Jakob sahen sich in Berlin.

Das heißt: sie gingen aneinander vorbei wie mit gesenkten Blicken. Sie fragten sich nichts und wichen sich aus, sprachen von gleichgültigen Dingen. Denn sie fühlten beide, daß sie anders geworden seien, als sie selbst es eingestehen durften, und daß in ihnen beiden sich eine große Wandlung vollzog.

Auch war das Milieu, in das Gudrun trat, so festgefügt und gezimmert, daß sie keine Wahl hatte, zu kommen oder zu gehen, wie sie wollte. Sie war ihres berühmten Vaters Tochter gewesen — hier war sie ihres berühmten Onkels Nichte.

Sie las ihm vor, begleitete ihn zur Universität, wie einst die Tote getan. Sie übernahm die Führung seiner Bücher und Kollegienlisten, legte ihm seine Papiere zurecht, wenn er zur Universität ging, und las ihm abends aus den politischen und wissenschaftlichen Blättern vor. Sie half ihm im Sichten seiner Manuskripte, überarbeitete mit ihm die Korrekturen seiner Schriften, wie sie es daheim bei Joachim getan. Nur, daß hier eine neue Welt der Gedanken auf sie eindrang.

Bisher hatte sie in der Welt der Phantasie gelebt. Getrieben von dem atemlosen Schaffensdrang, der Joachim Heinemann beherrschte. Sie hatte allen Sturm und Drang des Künstlerdaseins durchgekostet und alle seine Freuden miterlebt.

Hier war sie aus dieser ewig wechselnden, stürmischen, ringenden Welt des gestaltenden Gedankens in die des weltüberfliegenden philosophischen Gedankens gekommen. Aus dem wirkenden Realismus von Bills Welt, deren Schatten sie eben gestreift, und in den sich ihre schönheitdurstige, schwelgerische Ästhetinnenseele nicht hatte finden können, in die lichte Stille der Gedanken an sich.

Da kamen die alten Gelehrten und Geheimräte, des Onkels Freunde, und sprachen von dem „Ding an sich“ und der absoluten Einheit — und Gudrun hörte zu und verstand nichts. Zuweilen glitten die Augen der Herren wie fragend, eine Antwort heischend, hinüber zu dem Platz der alten Henriette, auf dem jetzt das junge Mädchen war. Und dann besannen sie sich und lächelten. Und ihr Lächeln schien Gudrun so verzeihend, so nachsichtig, daß sie sich plötzlich ihrer Mädchenschulweisheit schämte.

Sie bat den Onkel, ihr Bücher zu leihen, aus denen sie von den großen Geheimnissen des Weltalls lernen dürfte. Und der alte Herr suchte ihr die Lieblingsbücher der toten Henriette heraus, und sie vertiefte sich in ihr Studium. Und so, nach und nach, im eifrigen und mühseligen Studium, eignete sich Gudrun die Begriffe der Philosophie an.

Dem Alten machte ihr Arbeitseifer Spaß, er wurde ihr Lehrer, aber er hielt sie doch auch im Bann, denn er war aus der alten Schule und sah in dem Geist einer Frau ein zartes, feines Instrument, auf dem man nicht die Schlußakkorde der schwersten und letzten philosophischen Dinge spielen dürfe.

* * *

So verging der Hochsommer in dem stillen, schattigen Garten der Charlottenburger Villa.

Gudrun und Bill wechselten regelmäßige, wohlerzogene Briefe. Er baute an einem Haus, in das sie als Herrin einziehen sollte, und er fragte in allem um ihren Rat, ihre Wünsche, ihre Bestimmungen.

Ihr war das so gleichgültig, wo Küche und Eßzimmer lagen, und ob dies Zimmer fünf und jenes sechs Meter Länge hatte. Was ging sie das an — jetzt — wo sie um die tiefsten Fragen des Weltalls, um die Entwicklung ihres geistigen Menschen rang? Wo sie sich innerlich das Leben ausbaute, das sie sich aus der großen Qual ihres Verlassenseins herausgerettet und dem eigenen Tod abgerungen hatte! Wie wenig er sie kannte — wie fremd er ihr innerlich war!

Sie lebte ganz still und zurückgezogen bei dem alten, zusehends hinfälliger werdenden Onkel. Nur zuweilen luden die Verwandten sie ein nach Wannsee in die weite, wehende Luft an dem breiten See, in dem hellen, duftgeschwellten Garten.

Das waren dann sonnendurchglühte Tage, in denen ihre Seele sich volltrank an Jugend und Lebensfreude. Wie köstlich es war — die weißen Segeljachten auf dem lichten, blauen Wasser! Die dunklen Säume der Berge und Wälder, die sich in die Buchten schoben, die großen Linien der weißen Möwen über den Kiefern! Dazwischen die frohen, bunten Menschen mit ihrem Lachen und ihrer freudedurstigen Sonntagsunruhe überall! Dann spielte sie Tennis mit den frohen, lebenslustigen Cousinen und den jungen Offizieren, die um sie warben und flirteten, und sie segelten hinaus, und sie war glücklich und besann sich auf ihre Jugend.

Und wenn sie dann heimkam, alle Lungen voll der reichen, satten Luft, die lichten Bilder dieses schönen, harmonischen Heims in der Seele, den alten Meister in seiner feinfühligen, rührenden Güte, die frohe Jugend, dies ganze Familienleben, in dem die zarteste Rücksicht der Menschen untereinander waltete — dann schloß sie die Augen, und es war, als würden die lichten Bilder zu einem festen, reichen Besitz ihres innern und spätern Menschen.

Die Tage in Wannsee! Das waren die Tage, von denen sie wußte, sie würde sie nicht vergessen!

Sie sah zuweilen Jakob bei den Verwandten, und er schien ihr merkwürdig verändert. Seine Stimme hatte einen andern Klang bekommen, seine Mienen einen andern Ausdruck. Er war ihr fremd geworden, und da er sich ihr fernhielt, konnte sie nicht auf den Grund dieser Veränderung schließen. War das nur Wachstum — Entwicklung?

Martin Werner hatte die Zärtlichkeit alter Menschen für ein Grab. Wenn er sich einen Spaziergang, eine Ausfahrt erlauben durfte, so war es an Henriettes Grab, oben auf dem Hügel hinter Westend. Der kleine, grüne Fleck da oben, der sein Liebstes barg, war ihm wie eine



neue, wartende Heimat. Er hatte dort zwei Grabstellen nebeneinander gekauft und mit einer hohen, steilen Hecke umgeben lassen. Ein Grab war da — das andere war noch eine leere Stelle. Da stand eine schwarze Bank.

Darauf saß dann der alte Mann und wartete auf seinen Tod, der ihm wie ein ersehnter Kamerad schien. —

Im September reisten Joachim und Lorchen an die Ostsee und besuchten die Tochter. Jakob trafen sie nicht, er hatte die Ferien zu einem Ausflug in die Berge be-

Er mochte den Buben gern. Aber er sah wohl, daß man aus dem Holz keine Praktiker schnitzt. —

Joachims Roman war fertig, und Gudrun erhielt nun die Korrekturen und fühlte beim Lesen mit Herzklopfen, wie stark und prachtvoll dies Werk geworden war. Wie der Vater aus der tiefen, jammervollen Tragödie, die er durchlebt, sich selbst neu ausgeglüht hatte, und wie seine Schaffenskraft dies Werk wie eine neue Welt gestaltet hatte. Er fand sich in einer neuen Kunstform wieder.

nutzt. Gudrun ahnte, daß er ihnen nicht begegnen wollte.

Sie hatte ihn hin und wieder gesehen, er hatte zuweilen beim alten Werner oder bei Schraders gespeist. Aber er hatte immer das Alleinsein mit ihr gemieden war ihren Fragen nach seinem Studium ausgewichen.

Wie groß und stattlich er geworden war, wie merkwürdig verändert in seinem Äußern! Das Künstlerische an ihm schien ausgeprägter. Der alte Werner hatte eine genaue Art des Fragens nach seinen Studien, ihm konnte er nicht ausweichen mit seinen Antworten. Und dem alten Universitätsprofessor schien etwas nicht zu stimmen. Er wunderte und beunruhigte sich. Da vertraute ihm Gudrun die Kämpfe an, die sie um seine Laufbahn ausgefochten, und Martin Werner wurde aufmerksam, erkundigte sich unter der Hand, beobachtete.

Und in diesem glückvollen Erkennen fühlte Gudrun auch wieder sich selbst als einen neuen Menschen: daß sie das bemerkte und sah, daß sie nicht mehr die urteilslose, schwärmerische Bewunderin war — das dankte sie dem alten Hegelianer und der geistigen Erkenntnis, die er ihr gegeben.

Aber noch tiefer öffnete diese innere Klarheit in ihr das Bewußtsein, wie unmöglich es sei für sie, mit Bill Theisheim das Leben zu teilen. Sie war Frau, schmiegsam und duldsam, bildsam in der Hand des Mannes. Sie war keine Schaffende, keine Neue. Sie war das alte Ideal. Das alte Ideal der Frau, die sich bilden und umformen und gestalten läßt nach der schöpferischen Hand des geliebten Mannes. Und nur Leben und Glück empfing in der Sonne der Liebe.



Als die Eltern von ihrer Badereise heimkehrten, wollten sie die Tochter nun wieder mitheimnehmen — aber es ging dem alten Werner besonders schlecht, und Gudrun bat, sie noch dazulassen.

Bill Theisheim erwartete sie daheim und hoffte, daß man die Hochzeit nun festsetzen möchte. Sie mußte sich entschließen — sie durfte nicht mehr zögern. Auch das längere Fortbleiben war ja nur ein Vorwand. Wenn sie sich hier auch unentbehrlich gemacht hatte: sie wußte, wenn es Karl gewesen wäre, der sie dort erwartete — sie wäre gereist.

Aber so zögerte sie, verschanzte sich hinter der Bitte des alten Onkels, bei ihm zu bleiben, und als Joachim dringender wurde, bekannte sie ihm ihre Herzensnot und bat, daß er ihre Verlobung mit Bill Theisheim lösen möchte.

Joachim tat das bitter weh, denn Gudruns große Partie war ihm ein liebgewordener Gedanke. Sie wäre so wohlversorgt gewesen. Aber er war auch wieder froh, daß er sie nicht hergeben brauchte und sie nun bei ihm bleiben würde, denn die andern Jugendfreunde machten sie ihm nicht mehr streitig. Karl Nordmann war wie vom Erdboden verschwunden.

Und der gute Otto hatte sein Doktorexamen gemacht und sich mit Elisabeth Nordmann, mit Doktor Elisabeth Nordmann verlobt — — — ganz richtiggehend verlobt.

Elisabeth, die als Tochter eines bedeutenden Vaters das Gefühl gehabt hatte, daß sie selbst etwas Besonderes sein, Außergewöhnliches leisten müsse, hatte beim Doktorexamen wohl die Grenze ihrer eigenen Begabung erkannt. Sie hatte es gemacht — voll Energie — Ehrgeiz und Tatkraft, wie sie war. Aber in diesem geistigen Ringen war plötzlich ihr Frauentum in ihr erwacht, die Sehnsucht nach Liebe, nach dem eigenen Heim, nach der Stütze und Fürsorge des Mannes. Und der gute Otto, den sie von Kind auf kannte, war ihr plötzlich schön und lieb und begehrenswert erschienen.

Und Ottos Herz war so trostbedürftig, nun Gudrun Bill Theisheim gewählt hatte! Da fanden sich Ottos und Elisabeths Herzen ganz von selbst.

* * *

Es war ein glühendheißer Augusttag, als Karl Nordmann müde und erschöpft von seiner Arbeit heimkehrte.

Er rang noch immer mit der bittersten Not und bettelte um seine Kunst. Wann würde er wieder etwas Eignes schaffen — sein eignes Atelier haben — sein Werk ausstellen können?

Noch lagen alle seine Sachen wohlbehütet und verpfändet im „Mont de Pitié“, in dem großen Sorgenhaus von Paris, das so vieler Angst und Not das letzte Brot gibt und sein ewiges Geheimnis über die verschwiegene schluchzende Armut der Großstadt breitet!

Rosemondes schlanke Hände hatten sein Dasein zerpflückt.

Die blinde Dichterin hatte er noch manchmal getroffen, wenn sie im Tuileriengarten saß, in dichten Schleiern, und nur die Wärme der Sonne noch suchte und auf das Kinderlachen umher und das Vogelgezwitscher lauschte und das eilige Rufen und Pfeifen der Automobile, die fern vorüberhasteten und laut ihre Eile und ihren Lebenswillen in ihre Stille schrien.

Diese seltsame, schöne Frau, die so bewußt am Rand des Grabes wandelte, rang ihm Bewunderung ab.

Aber es war ihm doch vorgekommen, als sei in letzter Zeit eine Veränderung mit ihr vorgegangen. Als sei die stille sichere Todesbereitschaft von ihr gewichen, nun sie die dunkle Stunde näher und näher kommen sah. Als sei ihre glühende Liebe zu dem jungen Gatten fast zu einem Neid geworden, einem Neid gegen den, der leben blieb, während sie doch fort mußte.

Sie war ihm unheimlich geworden.

Heut abend fand er eine Rohrpostkarte des jungen Gatten. „Meine Frau ist tot. Ich folge ihr heute noch. Begleiten Sie uns nachher beide nach dem Père Lachaise.“

Karl stürzte davon — retten — retten — dies eine Leben wenigstens. Als er oben ankam in der kleinen Wohnung, fand er den Arzt, den er schon kannte.

„Gott sei Dank — daß Sie kommen —“ rief der ihm entgegen. „Seit sie tot ist, bin ich hier und wagte nicht fortzugehen. Er will sich töten, er hat es ihr geschworen auf dem Sterbebett. Sie wollten sich nicht trennen. Nun ringe ich mit ihm um sein Leben. Er will sein Wort halten. Er ist fünfundzwanzig Jahre — zehn Jahre jünger als sie. Ich habe an seine Eltern depeschiert. Wir dürfen ihn nicht allein lassen. Jetzt muß ich zu meinen Patienten, ich komme in der Nacht noch einmal wieder. Versprechen Sie mir, bei ihm zu bleiben.“

Karl Nordmann versprach es.

Und wachte die Nacht bei der Toten und bei dem Lebenden und rang ihn der Toten ab.

Ihm selbst war eine Freundin mit ihr gestorben. Eine von den wenigen, die ihm hier im fremden Land nahegetreten waren und ihm eine Art innerer Treue gehalten hatten — trotz der Armut und trotz seines Arbeitskittels. Für die andern war er ja auch vorläufig tot.

Tot wie oben die Stillen vom Père Lachaise; war einer von den Tausenden armer hungernder Künstler geworden, die in den kleinen Arbeiterkneipen essen und zerlumpte Sachen unter dem leinenen Arbeiterkittel oder dem zugeknöpften Rock tragen. Er war unter das Heer der Tausende gesunken, die man nicht mehr kennt — wann würde er den Weg zurückfinden?

* * *

Jakob Heinemann hatte in Berlin Heinrichs Jugendfreund Emil Tiger gefunden, der Dramaturg an einem modernen Theater geworden war. Und die Charlottenburger Hochschule sah ihn nicht oft. Aber desto öfter das Theater. Er wohnte allen Proben bei, trieb sich auf allen Schnürböden herum.

Im Literatencafé saß er und lauschte den Bemerkungen, die hin und her flogen, und hin und wieder flammte sein Auge auf, und wie ein starrer Wille stand es zwischen seinen Brauen.

Der alt ererbte Wille zur Kunst, der in seinem Blut gärte. Wie — wenn er Schauspieler wurde — die andere Kunst wählte?

(Fortsetzung folgt.)



Petroleum, Benzin und Benzol.

Von Hans Dominik.

Während über die Entstehung der Kohle aus dem Holz vorsintflutlicher Wälder heute kaum noch ein Zweifel besteht, ist die Entstehungsgeschichte des Petroleums nach wie vor in Dunkel gehüllt. Nach der einen Theorie soll das Petroleum, auch wohl Erd- oder Steinöl genannt, das Zersetzungsprodukt uralter Tier- und Pflanzenteile sein. Man denkt dabei speziell an gewisse grüne, fetthaltige Seealgen und nimmt an, daß in flachen Meeresbuchten, in die Süßwasserströme mündeten, lange Zeit hindurch ein Absterben und Niedersinken der an Seewasser gewohnten Algen eintrat. Daß dann später die Bucht ganz vom Meer abgeschlossen und mit Sandschichten überweht wurde, die allmählich versteinerten. Im Lauf ungezählter Jahrtausende soll dann durch einen langsamen trockenen Destillationsprozeß das Steinöl aus den Algen entstanden sein.

Das ist die eine Theorie über die Entstehung des Petroleums. Sie setzt, wie man sieht, ziemlich komplizierte Verhältnisse voraus, die begreiflicherweise nur an verhältnismäßig wenigen Stellen zusammengetroffen sein dürften. Diese Theorie würde daher auch das unregelmäßige und verhältnismäßig seltene Vorkommen des Petroleums erklären.

Eine andere Theorie rechnet mit der Möglichkeit einer Entstehung des Petroleums aus anorganischen Stoffen, namentlich aus Metallkarbiden, die sich sehr wahrscheinlich überall in großer Tiefe im Erdinnern finden. Jeder Radfahrer kennt das Kalziumkarbid, das beim Zusammenkommen mit Wasser das Azetylengas ergibt. Es sind aber auch andere Karbide bekannt, die mit Wasser Bestandteile des Petroleums ergeben, und da das natürliche Petroleum stets in Gemeinschaft mit Wasser gefunden wird, ist diese zweite Theorie zum mindesten nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

Vielleicht ist das Erdöl an verschiedenen Stellen der Erde sogar auf verschiedene Weise entstanden, hier aus Algen und dort aus Karbiden. Das würde dann die Tatsache erklären, daß die Öle verschiedener Herkunft bisweilen verschiedene Zusammensetzung aufweisen, einmal aus gesättigten, ein anderes Mal aus ungesättigten Kohlenwasserstoffen bestehen.

Obwohl uns die Genesis des Petroleums also noch wenig bekannt ist, und obwohl in der jährlichen Weltausbeute an Petroleum nur etwa 11.4 Millionen Pferdekraftjahre an Arbeitsvermögen stecken, während die jährliche Steinkohlenausbeute 146.2 Millionen Pferdekraftjahre enthält, ist das Erdöl doch verhältnismäßig früh ein bedeutender Faktor unseres industriellen und gewerblichen Lebens geworden. Denn viele Jahrzehnte hindurch war das Petroleum das beste bekannte Mittel zur Lichterzeugung. Von dem Augenblick an, da Silvermann um die Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die erste einigermaßen brauchbare Petroleumlampe in Amerika konstruierte, hat das Petroleum seinen Siegeszug um die ganze Welt angetreten, das bis dahin herrschende Rüböl verdrängt und selber unumschränkt geherrscht, bis Gasglühlicht und elektrisches Licht ihm ernstlich zu Leibe gingen. Aber trotz aller neueren beleuchtungstechnischen Erfindungen ist auch heute die Anwendung des Petroleums und dementsprechend die Einfuhr aus den Ursprungsländern nach Deutschland eine ganz gewaltige und steigt von Jahr zu Jahr weiter. Die Statistik gibt die Einfuhr für das Jahr 1911 mit 9,441,900 Doppelzentner im Wert von 46,770,000 Mark an, für 1912 aber mit 9,886,398 Doppelzentner im Wert von 48,745,000 Mark. Man sieht also, daß ein recht hübsches Stück deutschen Geldes alljährlich für Petroleum ins Ausland wandert.

Als man die ersten Petroleumlampen in Gebrauch nahm, erlebte man einige recht unangenehme Überraschungen. Zu wiederholten Malen nämlich gingen die Lampen los wie die Sprenggranaten und richteten böses Unheil an. Die Lampen aber, die nicht explodierten, sondern dauernd im Betrieb blieben und stets wieder frisch aufgefüllt wurden, zeigten nach einiger Zeit kein flüssiges Öl mehr im Bassin, sondern eine breiartige Schmiere, die wir heute als eine Mischung von dickem Maschinenöl und Vaseline bezeichnen würden. Das blieb so, bis man die Natur des Rohpetroleums als eine Mischung verschiedener Kohlenwasserstoffe von sehr verschiedener Flüchtigkeit erkannte und daran ging, alles Rohpetroleum vor dem Gebrauch in besonderen Anstalten einer fraktionierten Destillation zu unterwerfen, zu raffinieren.

In der Tat enthält das Petroleum Kohlenwasserstoffe, d. h. Verbindungen von Kohlenstoff und Wasserstoff, die sich dadurch voneinander unterscheiden, daß jeder nächstfolgende immer ein Atom Kohlenstoff und zwei Atome Wasserstoff im Molekül mehr enthält als der vorangegangene. Ferner werden diese Kohlenwasserstoffe der Petroleumreihe von Stufe zu Stufe immer etwas schwerer, etwas weniger flüssig und etwas weniger flüchtig. Sie beginnen mit den leichten gasförmigen Stoffen, die sich schon freiwillig vom Rohpetroleum trennen, sobald es aus dem Bohrloch ins Freie tritt. Dann folgen die ganz leichten und flüchtigen Flüssigkeiten, die als Benzine bekannt und wegen ihrer Feuergefährlichkeit gefürchtet sind. Weiter in der Reihe gelangt man dann zum eigentlichen Lampenpetroleum. Danach kommen dünnflüssige und dann dickflüssige Maschinenöle, dann das breiartige Vaselin und schließlich ein ganz dicker, beinah teerartiger Rest.

Um diese Dinge zu trennen, bringt man das Rohpetroleum in große, dicht verschlossene Kessel und beginnt es langsam zu erwärmen. Alsbald bilden sich Dämpfe, die durch ein Rohr vom Kessel fort und in eine Kühlvorlage geleitet werden, in der sie sich wieder zu Flüssigkeiten kondensieren. Mit dieser Vorrichtung werden zunächst bei einer ziemlich niedrigen Temperatur die Leicht- und Schwerbenzine abdestilliert und getrennt aufgefangen. Dann geht bei höherer Temperatur das Lampenpetroleum über, und bei noch weiterer Temperatursteigerung folgen die Maschinenöle.

Als das Petroleum aufkam, kannte man nur seine Verwendung für Beleuchtungzwecke, mußte es zu diesem Zweck wohl oder übel von dem feuergefährlichen Benzin befreien und wußte nicht recht, was man mit diesem anfangen sollte. Man konnte es nur als Fleckwasser in chemischen Wäschereien und zum Extrahieren von allerlei ölhaltigen Samen benutzen und erzeugte immer noch viel mehr, als dafür gebraucht wurde. Seitdem hat sich das Bild geändert. Der Benzinmotor und das Automobil, Flugmaschine und Lenkballon sind in die Welt gekommen und haben einen gewaltigen Benzin-

konsum verursacht, so daß man heute nicht mehr weiß, woher man alles Benzin nehmen soll.

Die Dinge würden schlimm aussehen, und unser Automobilismus müßte sich in die unbedingte Abhängigkeit vom Ausland begeben, wenn es inzwischen nicht erfreulicherweise gelungen wäre, in einem Destillationsprodukt des Steinkohlenteers, dem Benzol, einen vollwertigen Ersatz für das Benzin zu finden. Auch das Benzol ist ein Kohlenwasserstoff, und zwar enthält jedes seiner Moleküle sechs Atome Kohlenstoff und sechs Atome Wasserstoff. Aber während nach den Anschauungen der Strukturchemie die Kohlenstoffatome in den Petroleumkörpern in Form gradliniger Reihen gelagert sind, sind die sechs Kohlenstoffatome des Benzols in Form eines sechseckigen, in sich geschlossenen Ringes angeordnet, der an seinen sechs Ecken die sechs Wasserstoffatome trägt. Das Benzol ist also ein sogenannter karbozyklischer Körper, ein Kohlenstoffringkörper. Verbrennungstechnisch ist das Benzol jedenfalls vollauf geeignet, das Benzin zu ersetzen, die Versorgung unserer Automobile und Flugmaschinen ausländischen Produzenten aus der Hand zu nehmen und den deutschen Kokereien und Teerdestillationen zuzuführen.

Diese Entwicklung ist im Interesse der Unabhängigkeit unseres Automobilismus aus militärischen Gesichtspunkten erwünscht und natürlich auch volkswirtschaftlich als Vorteil zu begrüßen. In jedem Fall besitzen wir im Benzol das Mittel, um den Preistreibereien der amerikanischen Produzenten ein Paroli zu bieten, und wenn die Verbreitung des Benzols im Automobilismus heute noch zu wünschen übrigläßt, so ist das darauf zurückzuführen, daß die Benzinpreise erst seit etwa zwei Jahren erheblich gestiegen sind und es immerhin geraumer Zeit bedarf, um ein ganzes Land allenthalben so mit Benzoldepots auszurüsten, wie wir heute beinah auf jedem Dorf Benzindepots haben.

Bei diesem Stand der Dinge lag keine Notwendigkeit für die Regierung vor, das Benzin in das beabsichtigte Monopol mithineinzuziehen. Anders sieht es mit dem eigentlichen Lampenpetroleum aus. Die Ersatzmittel, die es hierfür gibt, heißen Gas und Elektrizität. Sollte hier eine böse Preistreiberei einsetzen, so würde das Petroleum sicherlich durch diese beiden anderen Beleuchtungsmittel stark bedrängt, vielleicht sogar verdrängt werden. Das aber würde den Ruin einer großen und florierenden deutschen Industrie, eben der Petroleumlampenindustrie, zur Folge haben.

Während derartige Monopole daher im allgemeinen von den betroffenen immer nur mit sehr gemischten Gefühlen betrachtet zu werden pflegen, sieht gerade die Lampenindustrie diesmal dem Monopol mit großen Erwartungen entgegen. Sie hofft, daß dadurch ein Schutz gegen Preistreibereien geschaffen und eine möglichst stetige Preiskurve erreicht werden wird, die auch der Lampenindustrie ein ruhiges und gewinnbringendes Arbeiten gestattet. Wenn die Regierung dies dem mächtigen Rockefeller-Konzern gegenüber zu erreichen vermag, so wird sie viel erreicht haben und der einheimischen Industrie gute Dienste leisten. Für den Techniker freilich ist heute bereits die Frage aktuell, ob sich im Steinkohlenteer nicht vielleicht noch Dinge finden lassen, die technisch und wirtschaftlich geeignet sind, das Erdöl zu ersetzen, ob die Steinkohle, die uns den vorzüglichen luftförmigen Brennstoff, das Gas, liefert, uns nicht vielleicht auch einen flüssigen Brennstoff geben kann, der als vollwertiges Äquivalent für das Erdöl gelten darf. Gearbeitet wird auf diesem Gebiet fleißig, und vielleicht geben bald große Erfolge der Monopolfrage ein anderes Bild.

Ein Tag auf der Kaiserjacht „Hohenzollern".

Von Theo Reiper. — Hierzu 8 Aufnahmen von Th. Jürgensen, S. M. J. „Hohenzollern".

Eine kurze Dämmerung, und strahlend erhebt sich das Tagesgestirn aus den grünlich schimmernden Wassern. Helle Flammenstrahlen schießen über den leise schwankenden, zitternden Riesenspiegel, über dem sich in azurner Bläue ein durchsichtiger Himmel spannt. Und in dieser Farbenpracht des erwachenden Tages, von leichten Rauchwölkchen überkräuselt, ein majestätisches Schiff, die deutsche Kaiserjacht „Hohenzollern", die den Kaiser nach Korfu trägt. Und hinter ihr das Depeschenboot Sleipner und in gleichem Abstand der graugestrichene, kanonengespickte Begleitkreuzer.

Acht Schläge der Schiffsglocke auf dem Begleitschiff verkünden die vierte Morgenstunde und Wachtwechsel. Auf der Jacht selbst herrscht noch Totenstille. Nur das dumpfe Zittern und Stampfen der Maschinen zeigt, daß Leben in diesem weißschimmernden Riesenleib steckt. Der wachhabende Offizier geht mit leisen Schritten von einer Seite der Brücke zur anderen, gibt mit gedämpfter Stimme seine Befehle, die lautlos wiederholt und geräuschlos ausgeführt werden.

Jetzt erscheint der Kommandant an Deck. Die Hand an der Mütze meldet der Wachhabende seinem Vorgesetzten die Ereignisse der Nacht. Ein Wink mit der Hand zum Signalmeister, und vier bunte Fähnchen fliegen zum Toppmast empor, von den Gefolgschiffen fast augenblicklich repetiert. Die Kaiserjacht sendet ihren Begleitern ihren Morgengruß und gibt ihre Befehle für den kommenden Tag.

Unterdessen eilt der Wachtmeister mit seinen Maaten durch die Zwischendecks, in denen die Hängematten der Mannschaften unter den Deckspanten hängen. „Rise, rise" geht der Weckruf der Seeleute leise von Mund zu Mund. Und nun erwacht das Leben, aber ein Leben, das jedes Geräusch vermeidet. Das Wort: „Majestät schläft noch" liegt über der gesamten Mannschaft. In 20 Minuten sind alle gewaschen, frisiert und abgebürstet an Deck angetreten, um die notwendigen Reinigungsarbeiten am Schiff vorzunehmen. 6 Uhr 50 Min. ertönt das Signal „Backen und Banken", d. h. Aufbauen der Tische und Bänke und Vorbereiten zum Frühstück.

Unterdessen haben sich die Herren des Gefolges und die Gäste des Kaisers auf dem Promenadendeck versammelt. Bald erscheint der Kammerdiener des Kaisers und macht dem Kommandanten die Mitteilung, daß der Kaiser aufgestanden ist und gebadet hat. Sofort durchpulst ein neues Leben den Körper des Schiffes. Die Telegraphen klingeln durch die Räume und repetieren nach der Kommandobrücke: „Beide Maschinen — Große Fahrt."

Hundegekläff von Strolch und Hexe, des Kaisers beiden Lieblingsdackeln, die ihren Herrn jetzt springend

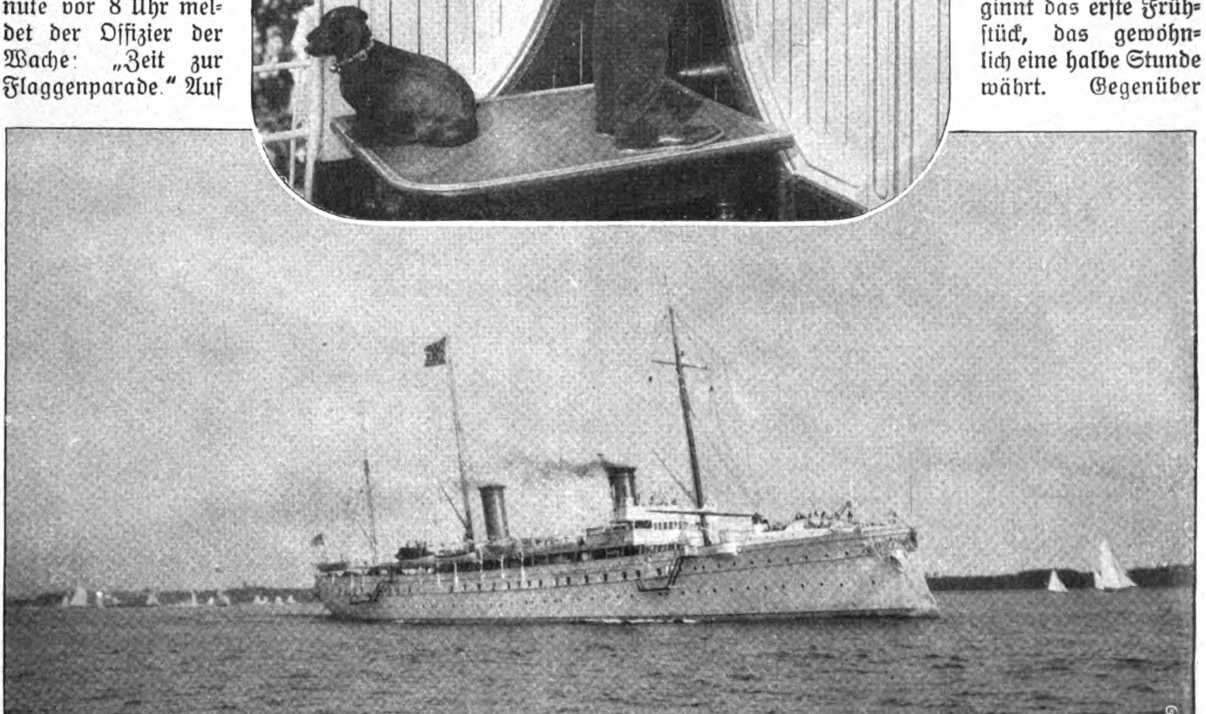


bewillkommnen, zeigt an, daß der Kaiser soeben die Kajüte verlassen und auf dem Achterdeck erschienen ist. Der erste Mann, sei es Unteroffizier, Matrose oder Heizer, der ihn hier erblickt, ruft mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Ordnung!" Dankend grüßt der Kaiser seine blauen Jungen und steigt, das Fernrohr unterm Arm, die Treppe zum Promenadendeck hinauf, während hinter ihm jeder Mann stillschweigend seine Beschäftigung wieder aufnimmt.

Mit einem lauten fröhlichen guten Morgen begrüßt der Kaiser seine Familie, das Gefolge und seine Gäste. Hierauf statten Kommandant und I. Offizier dem Kaiser Rapport ab und nehmen die Befehle für den kommenden Tag entgegen. Eine Minute vor 8 Uhr meldet der Offizier der Wache: „Zeit zur Flaggenparade." Auf ein „Ja" des Kaisers kommandiert der Wachhabende: „Oberdeck stillgestanden, Hüte ab, acht Glas, heiß Flagge!" Jeder Mann an Deck hat sich, während die Schiffsglocke die achte Stunde anschlägt, dem Symbol des Vaterlandes zugewendet. Unteroffiziere und Mannschaften, die an Bord der Kaiserjacht am Tag einen breitrandigen Strohhut tragen, und die Herren vom Zivil haben den Hut abgenommen, während der Kaiser und die Offiziere militärisch die Flagge begrüßen, die jetzt unter den Klängen des Hohenzollernpräsentiermarsches und nachfolgender Kaiserhymne langsam am Flaggenstock aufsteigt. Auf den Befehl: „Rührt Euch!" werden die Hüte wieder aufgesetzt, die Musik tritt ab, und jeder geht seiner Beschäftigung wieder nach.

Bis 9 Uhr geht der Kaiser im Gespräch mit der Kaiserin oder einem seiner Gäste auf dem Promenadendeck auf und ab. Er trägt an Bord während der Fahrt gewöhnlich ein blaues Uniformjackett mit den Abzeichen des Großadmirals, weiße Beinkleider, weiße Mütze und weiße Segeltuchschuhe.

Um 9 Uhr beginnt das erste Frühstück, das gewöhnlich eine halbe Stunde währt. Gegenüber dem Kaiser sitzt die Kaiserin, während die Plätze rechts und links vom Kaiser im Lauf der Reise dauernd wechseln. Sofort nach dem Frühstück begibt sich der Kaiser in einen kleinen Aufbau auf dem Promenadendeck, die Regierungslaube genannt. Hier erledigt er sämtliche Unterschriften und hört die Vorträge seiner Kabinettchefs. Hier durcharbeitet er die Berichte vom Reichs-



Die Kaiserjacht „Hohenzollern" während der Fahrt. Oben: Der Kaiser auf der Kommandobrücke.

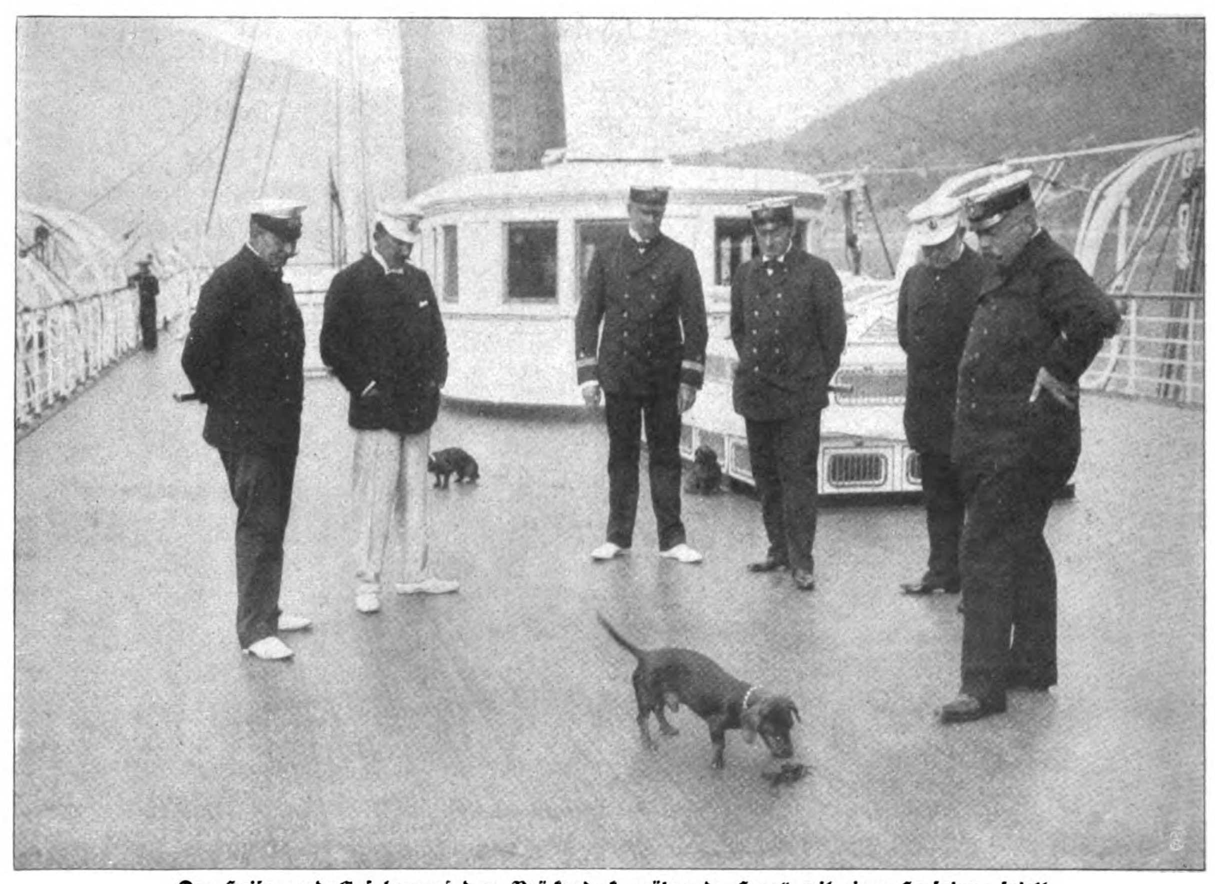


Der Kaiser auf dem Brückendeck dankt für den Gruß vorbeifahrender Schiffe.

kanzler, den Staatssekretären und sämtlichen Ministern, die ihm in jedem Hafen durch Kuriere oder Feldjäger zugestellt werden.

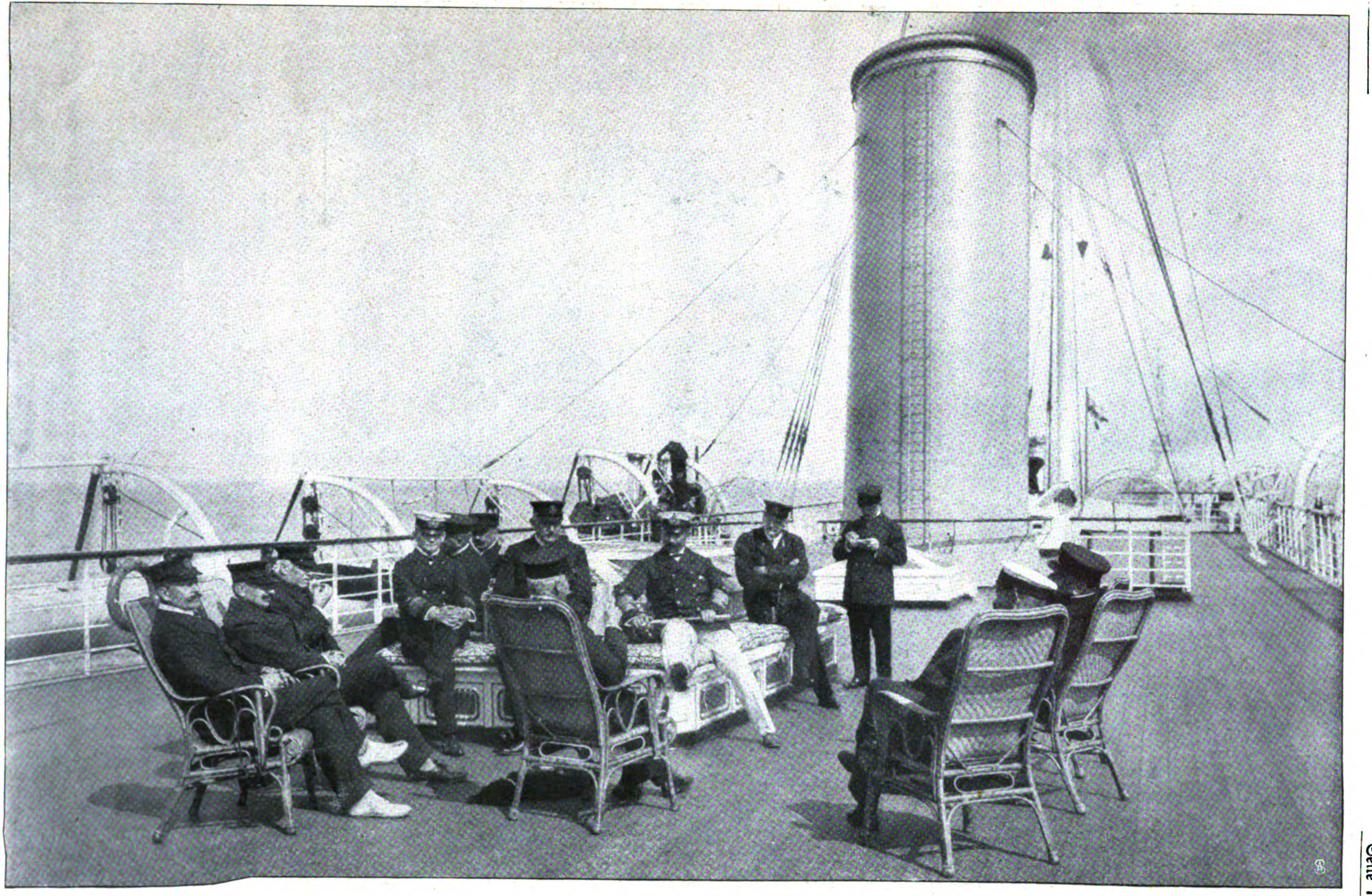
Um 11 Uhr 30 Minuten bricht der Kaiser meistens die Arbeit ab, um vor dem Mittagessen sich noch ein wenig Bewegung zu machen. Auf seinen Nordlandreisen hat er mit den Herren des Gefolges morgens eine kurze Turnstunde eingeführt, in der Freiübungen dafür sorgen, daß sämtliche Glieder ihre Beweglichkeit behalten. Auf den Mittelmeerfahrten jedoch verbietet sich dieser Sport, da die Tagestemperatur schon so hoch gestiegen ist, daß bei dem hohen Alter der meisten der Herren zu leicht eine gesundheitschädliche Ueberanstrengung eintreten könnte.

Jetzt erscheint der Mannschaftskoch Frey, von der Besatzung nur nach seinem Vornamen Fide benannt,



Der Kaiser und Gefolge auf dem Brückendeck, während „Hexe" mit einer Seespinne spielt.





Der Kaiser mit Gefolge während eines Vortrags auf Deck.

und überreicht dem Kaiser eine Kostprobe des für die Mannschaft gekochten Mittagessens. Fide Frey ist schon Mannschaftskoch auf der alten Jacht „Kaiseradler“ gewesen und dem Kaiser eine liebvertraute Persönlichkeit geworden, für die er immer ein Scherzwort zur Hand hat. Wer seiner Kunst volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, das ist der Kaiser, der Tag für Tag den ihm angebotenen „Schlag“ (Ration) vollständig verzehrt, und es gibt für Fide kein stolzeres Lob, als wenn sich der Kaiser noch einen zweiten Schlag von Fides Kunstwerk bestellt. An solchen Tagen schaut Fide selbst seine Kollegen in der Kaiserküche, die Mundköche Savage und Völkers, nicht mehr an. Des Kaisers Leibgericht sind graue und grüne Bohnen, zusammengekocht mit Rindfleisch und Kartoffeln.

Kurz vor 1 Uhr versammelt sich die etwa 40 Mann starke Kapelle der „Hohenzollern“ unter der Leitung ihres Musikmeisters Fleßburg auf dem Seitendeck und beginnt das Konzert mit einem Militärmarsch in dem Augenblick, in dem der Kaiser den Speisesalon betritt. Die Speisenfolge ist sehr einfach, die Speisenkarte, im Gegensatz zur Gepflogenheit mancher Gesellschaftskreise, echt deutsch. Es gibt außer Suppe und Einlage nur einen oder zwei Gänge, dann Nachtisch. Zur Tafel sind stets der Kommandant und einige Herren des Offizierkorps eingeladen. Der Kaiser liebt eine möglichst zwanglose Unterhaltung, und manches heitere Scherzwort fliegt während der Tafel von einem Ende des Tisches zum anderen.

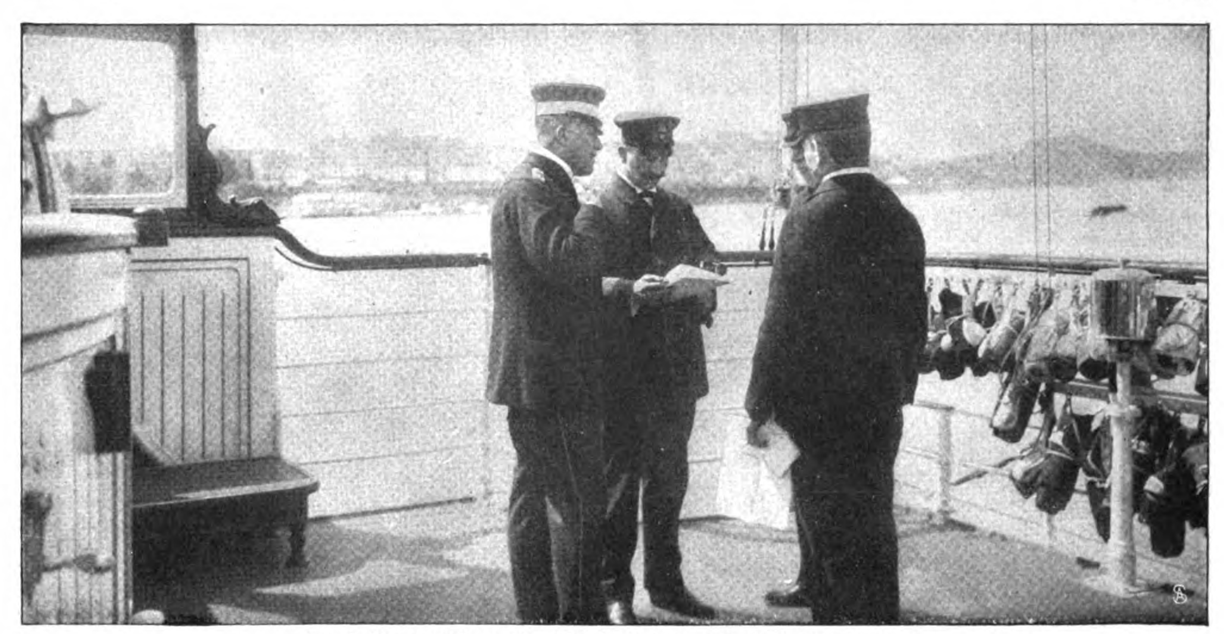
Um 1 Uhr 45 Minuten ist gewöhnlich das Essen beendet, und die Herrschaften begeben sich in gemütlichen Plaudergruppen wieder auf das Achterdeck, wo Zigarren und Zigaretten bereitstehen und jeder sich nach seinem Belieben bedienen kann.

Von 3 Uhr 30 Minuten bis etwa 5 Uhr hält der Kaiser meist einen Nachmittagschlaf, während dessen das Schiff wieder in seine starre, lautlose Ruhe versinkt. Die Maschinen gehen langsam mit ihren Umdrehungen auf die gewöhnliche Fahrt herunter, und alle geräuschverursachenden Arbeiten werden sofort eingestellt.

Sobald der Kaiser sich erhoben hat, begibt er sich an die Arbeit, entweder in sein Arbeitzimmer, das unmittelbar an sein Schlafzimmer grenzt, oder in die Regierungslaube auf dem Promenadendeck. Nun werden die Telegramme vorgelegt, die durch die Funkspruchstationen in Norddeich oder Nauen direkt für den Kaiser eingesandt worden sind. Es folgen Vor-

Die Kronprinzessin mit Damen vom Gefolge auf dem Promenadendeck.





Der Kaiser empfängt die erste Post nach dem Einlaufen in Korfu.

träge, oder der Kaiser liest die Zeitungen, aus denen das Wichtigste für ihn in seiner Hofkanzlei zusammengestellt worden ist. Von 7 Uhr 30 Minuten bis 8 Uhr gönnt sich der Monarch wieder einen Spaziergang auf dem Promenadendeck, bei dem er wie auch zu anderer Zeit mit großem Interesse die Navigation des Schiffes und den Signalverkehr mit den Begleitschiffen verfolgt.

Der eigentliche Dienst der Mannschaft ist um 5 Uhr 30 Minuten beendet. 5 Uhr 50 Minuten ist wieder Backen und Banken, und um 6 Uhr gibt es Abendbrot. Nach dem Essen hat der Teil der Besatzung, der nicht durch Wache in Anspruch genommen ist, bis 8 Uhr Freizeit. Das sind die Stunden, an denen sich unsere blauen Jungen ganz ihrer Belustigung hingeben. Hier spielen einige ein kräftiges „Schinkenkloppen“, dort schildert ein blonder Sohn von der Waterkant die Reize seiner blauäugigen Schönen aus dem fernen Fischerdorf. Hier haben sich hinter der Lafette des Salutgeschützes zwei echte Ostpreußen und ein biederer Schwabe niedergelassen, um einen Grand mit vieren zu „dreschen“. Der größte Teil der Mannschaft aber huldigt der edlen Kunst Terpsichores. Um einen Virtuosen auf dem Schifferklavier hat sich eine Gruppe gebildet, die den als Männlein und Weiblein sich im Walzertakt wiegenden und stampfenden Kameraden begeistert zuschaut. Oft ruht das Auge des Kaisers wohlgefällig auf dem tollen Treiben seiner Lieblinge; gönnt er ihnen doch gern diese kurzen Stunden der Lust in ihrem schweren, verantwortungsvollen Beruf.

Um 8 Uhr aber endigt alle Lust, und während der Kaiser sich zum Abendessen begibt, empfangen die Leute ihre Hängematten. Wer will, kann sich jetzt schlafen legen, und besonders wohl die Hundewache, d. h. die von 12—4 Uhr nachts wachhabenden Leute, leisten dieser Erlaubnis mehr als gern Folge.

Das Abendessen des Kaisers wird ebenso wie die anderen Mahlzeiten im Speisesalon eingenommen, einem langgestreckten Raum, der auf dem Mittelteil des Oberdecks unter dem Promenadendeck liegt. Das Innere ist einfach und doch elegant eingerichtet und stets mit frischen Blumen geschmückt. Sobald der Kaiser den Speisesalon betritt, beginnt wieder die Musik zu spielen. Das Abendessen ist etwas reichhaltiger als das Mittagsmahl, aber immerhin für eine königliche Tafel sehr einfach gehalten. Nach Schluß des Essens stellt sich auch die Kapelle auf dem Achterdeck auf und spielt hier nur die vom Kaiser persönlich befohlenen Musikstücke.

Danach ist die Zeit der Flaggenparade gekommen, und der bereits am Morgen geschilderte Vorgang wiederholt sich, indem die Tagflagge heruntergeholt und an ihre Stelle die Nachtflagge gesetzt wird. Die Kaiserjacht „Hohenzollern“ ist nämlich seit einigen Jahren das einzige Schiff, das bei Tag und bei Nacht eine Flagge am Flaggenstock führt.

Danach ziehen sich die Damen meistens in ihre Räume zurück, während die Herren zu einem gemütlichen Plauderstündchen und einem Glase Bier sich in den Rauchsalon begeben, der unter dem Achterdeck liegt und erst vor einigen Jahren an Stelle des alten Ruderraumes eingebaut worden ist. Dann begibt sich der Kaiser zur Ruhe. Der Kastellan geht leisen Schrittes durch die Räume und sperrt die über dem kaiserlichen Schlafzimmer liegenden Decks mit golddurchwirkten Purpurschnüren ab. Und wie auf ein Zauberwort versinkt das ganze Schiff wieder in den Zustand einer starren, todesähnlichen Ruhe, aus der es erst wieder am folgenden Morgen erwacht.



Die Madonna in der Sint-Jans-Kerk in 'sHertogenbosch.

Im südlichen Holland.

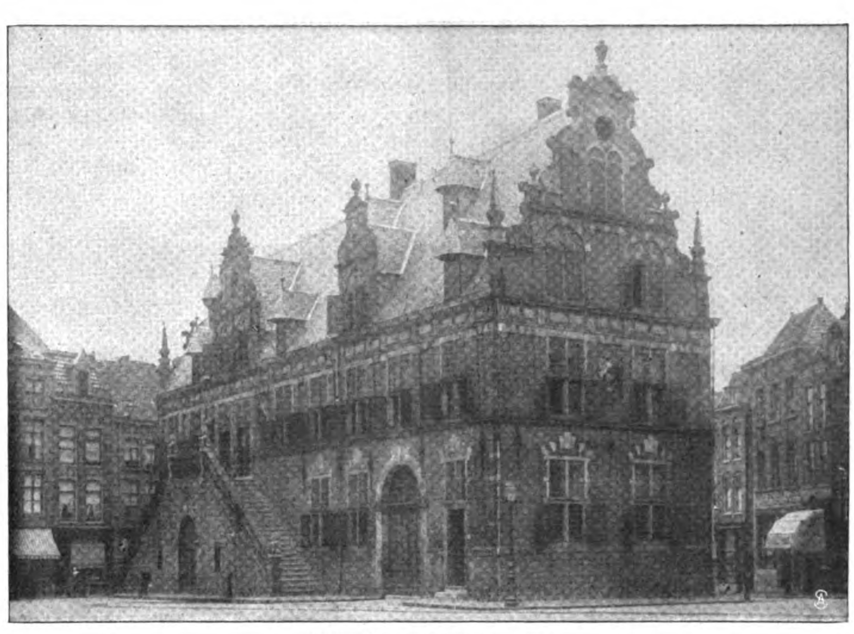
Von Alfred Georg Hartmann. - Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Wenn man von Lent kommt und nach Nijmegen will, muß man die große Waalfähre benutzen, die Mensch und Tier und Wagen und Güter mit gleicher Geduld über das breite Gewässer trägt. Da geht es sehr gemütlich zu, und man hat Zeit, das schöne Stadtbild recht eindringlich zu genießen, das drüben terrassenförmig ansteigt. Nijmegen liegt wie Rom auf sieben Hügeln.

Natürlich gilt unser erster Besuch dem Grooten Markt mit der berühmten Stadtwage (1612), und dann gehen wir am sehenswerten Rathaus vorüber zum „Valkhof". Den „Valkhof" muß man sich so vorstellen, wie ihn Jan van Goyen gemalt hat. Da stand er noch mit hochragenden Zinnen als stolze, gebieterische Trutzfeste am Wasser. Heute ist er nur noch eine Ruine, die als älteste Siedlung in Holland unser Interesse erregt. Früher wallten hier die Banner Karls des Großen und Barbarossas auf den Türmen. Und in noch älteren Tagen hatten die Römer hier ihre Niederlassung. Alle diese Beziehungen zwischen Nijmegen und Rom sollen in diesem Sommer in einer besonderen Ausstellung dargestellt werden. Auf dem Rondell, wo sich jeder aufstellt, der den „Valkhof" besucht, um die schöne Aussicht auf die fruchtbare Betuwe zu genießen, steht eine Inschrift, die Julius Civilis mit dem Ort in Verbindung bringt. In dieser Inschrift wird gesagt, daß der Führer der Bataver hier oben gestanden und „mit wutschnaubendem Blick" das Nahen der „Adler der rachedurstigen römischen Heerscharen" verfolgt hätte. Rembrandt hatte einst von der Stadt Amsterdam den Auftrag erhalten, für das dortige neue Rathaus diesen ältesten Abschnitt aus der niederländischen Geschichte unter dem Titel „Die Verschwörung der Bataver unter Julius Civilis" zu malen. Es ist aber nur der mittlere Teil des Gemäldes mit der Hauptgruppe erhalten; er hängt im Museum in Stockholm, während das Münchner Kupferstichkabinett vier Skizzen dazu aufbewahrt. — Wer kirchliche Kunst liebt, für den ist 'sHertogenbosch eine wahre Fundgrube nachhaltiger Anregungen. Er hat in der gotischen Kathedrale, in der Sint-Jans-Kerk, die berühmteste holländische Kirche, an deren Restauration seit Jahren mit großer Versenkung und mit großen materiellen Opfern gearbeitet wird. Und die Kunstschätze im Innern — der schöne Kronleuchter mit dem gewappneten Sankt Viktor in einem offenen Turm, ein Hauptwerk der sogenannten Gelbgießerei, das den Bürgern im Jahr 1424 für ihre Tapferkeit verliehen wurde, das sehr wertvolle messingne Taufbecken (1492) und ein in seinen alten und seinen neuen Teilen gleich meisterhaft geschnitztes Chorgestühl aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts — das ist allein schon eine Reise nach der Heimat des Hieronymus van Bosch wert, die sich jetzt zu mancherlei Festen rüstet: neben Mysterienspielen soll vor allem auch eine



Rathaus in Maastricht.



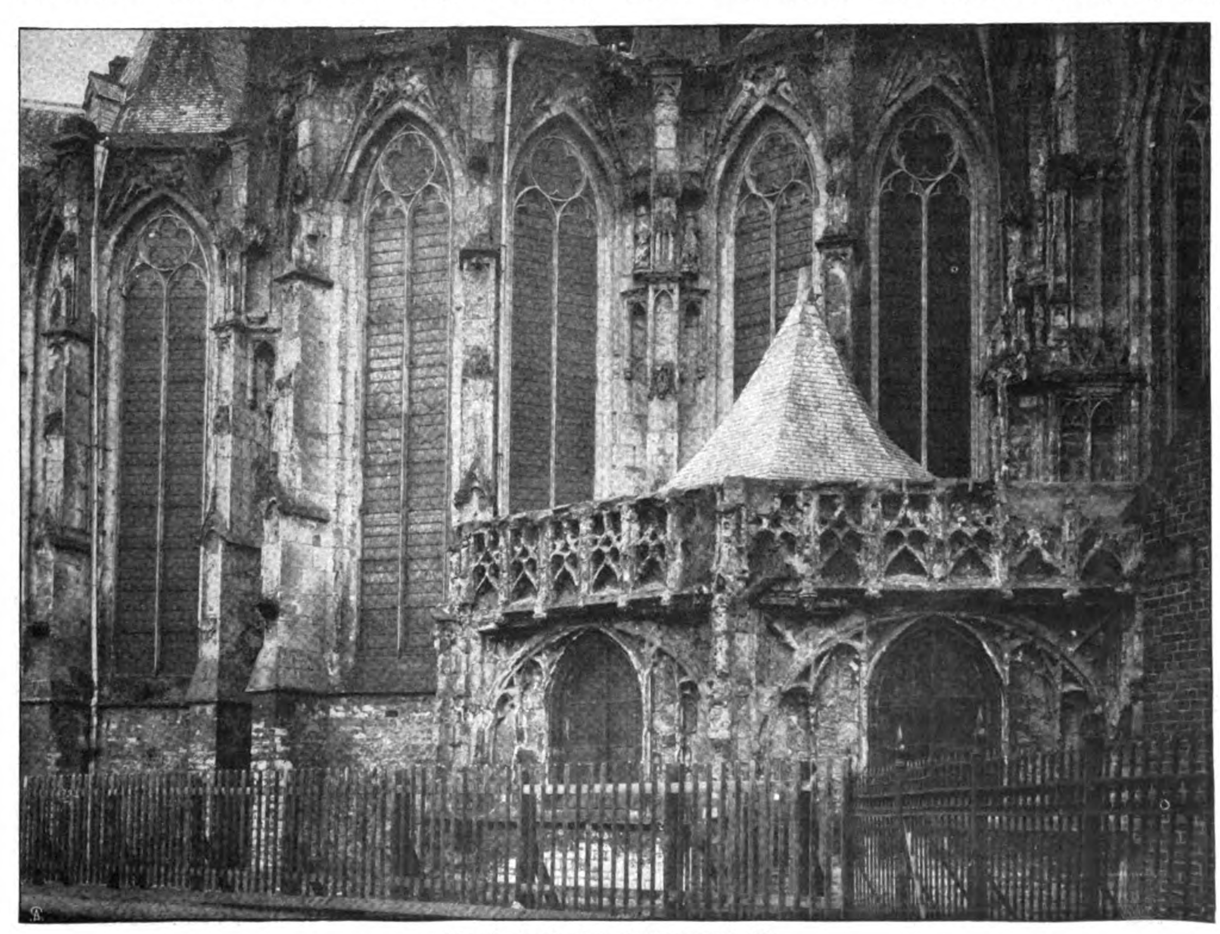
Alte Wage in Nijmegen.

Ausstellung alter kirchlicher Kunst auf die Bedeutung von 'sHertogenbosch hinweisen.

Das Seltsamste aber, was die Kirche hütet, ist eine vielgenannte hölzerne und reichbemalte Marienstatue — „De zoete Lief Vrouw van den Bosch“ aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Bis 1629 war das Marienbild ein „zichtbaar palladium“ der Stadt. Dann kam es nach Brüssel, von wo es erst im Jahr 1853 wieder nach dem frommen 'sHertogenbosch zurückgebracht wurde.

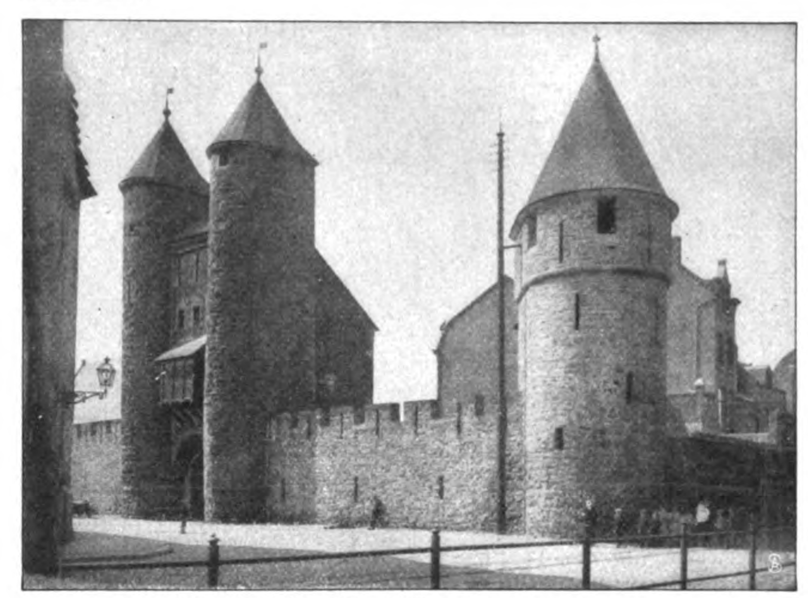
In der Provinz Limburg erkennt man Holland nicht wieder. Es ist, als ob man längst die Grenzpfähle überschritten hätte und in einem fremden Land wäre. Dieser Wechsel beginnt schon südlich von Venlo. Schon unterwegs sieht man von der Eisenbahn aus Hotelschilder in französischer Sprache an den Häusern. Und der Besucher von Maastricht darf sicher sein, daß er dort seinen „Salon de consommation“, seine „Chapellerie élégante“ und seine „Maison de confiance“ vorfindet. Die Erklärung dafür: eine Meile von hier beginnt die belgische Grenze.

Wir haben es gut gewählt: Maastricht ist ein schöner Reiseabschluß. Ein besserer Ausklang läßt sich



Sint-Jans-Kerk in 'sHertogenbosch.




Altes Kastell in Maastricht.

ohne romanhaftes Schmuckwerk. „Man schrieb das Jahr 1640, als das Unglück passierte. Die Klosterbrüder hatten sich bei ihrem Besuch im Steinbruch dadurch vor schlimmen Zufällen gesichert, daß sie den Weg an einem Band zurücklegten, das sie am Eingang befestigt hatten. Das riß aber, und die Mönche stapften nun weiter und weiter und irrten acht Tage lang unter der Erde umher ... Und starben den Hungertod. In irgendeinem versteckten Gang fand man ihre Leichen" ...

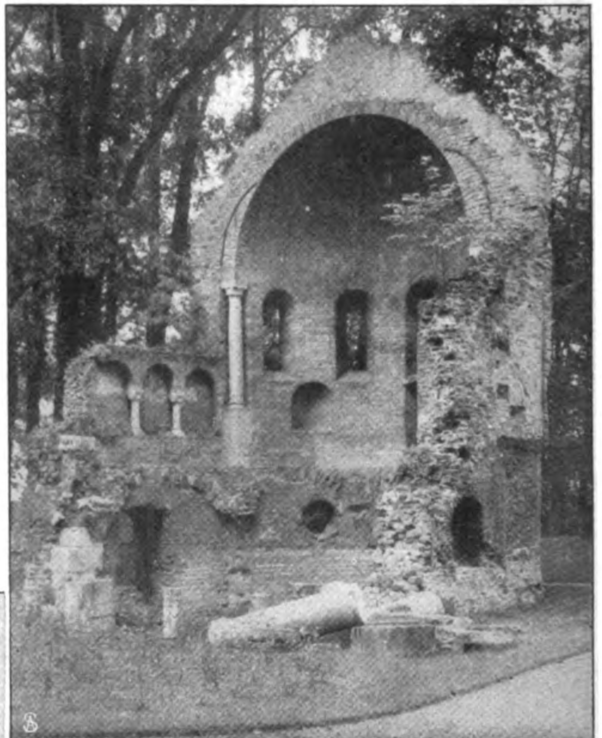
„Sehen Sie, meine Herren, Sie finden hier unten sogar Plinius zitiert."

Nach einer Weile: „Hier eine Sammlung von Knochen und Versteinerungen."

Wieder nach einer Weile: „Hier haben sich Königin Wilhelmina und Prinz Heinrich bei ihrem Besuch mit ihrem vollen Namenzug verewigt.

nicht denken. Maastricht ist eine originelle alte Stadt, und von Maastricht aus kann man verschiedene Ausflüge durch das hügelreiche Limburger Land (Sittard, Heerlen und Valkenburg) unternehmen, das voller schöner Naturbilder ist. — Wir sind unentschlossen, ob wir zuerst die Sehenswürdigkeiten über oder unter der Erde besichtigen sollen. Maastricht hat nämlich in seinem Pietersberg einen berühmten unterirdischen Steinbruch. Den wollen wir aufsuchen. Die Gänge sind durchschnittlich 8—10 Meter hoch. Der Führer, der uns begleitet, erklärt, daß das Labyrinth bis Lüttich reiche. Wir befinden uns jetzt 35—50 Meter unter der Erde. Der Stein, ein weicher Kreidetuff, der an der Luft erhärtet, und den schon die Römer kannten, wird heute noch verarbeitet.

„Ja, meine Herren," sagt der „Gids" weiter, „hier können Sie vierzehn Tage und vierzehn Nächte umherlaufen, bis sie alle Gänge durchwandert haben." Und er erzählt die Tragödie von vier Franziskanermönchen, die sich hier verirrten — er erzählt sie rein sachlich,


Alte Kapelle im Valkhof in Nijmegen.


Bauernhof in der Provinz Limburg.

Das Rathaus auf dem Markt von Pieter Post ist ein höchst wirksamer, künstlerisch durchgebildeter Bau. Dem Namen Pieter Posts begegneten wir auf unserer Reise schon fünfmal: er hat das Mauritshuis im Haag nach den Plänen Jacob van Campens gebaut. Mit dem gleichen Architekten hat er das Huis ten Bosch im Haag geschaf-

sen. Auf seinen Namen geht der Königliche Palast im Haag und die Wage in Gouda zurück, und außerdem hat er den Umbau des Rathauses zu 'sHertogenbosch geleitet. Am Maastrichter Stadthaus hat sich aber Pieter Post zweifellos am freiesten ausgelebt. Das gut proportionierte Gebäude mit der edlen Freitreppe und der räumlich sehr feinfühlig entwickelten Eingangshalle bringt, wenn ich so sagen darf, etwas italienische Luft nach Maastricht.

Innen in den Zimmern entdecke ich einen modernen Maastrichter Maler, Alex. Schaepkens, von dem im sogenannten „Trauzimmer" eine Kollektion Bilder hängt. Er ist im Jahr 1899 gestorben und verdient mit seinen Maastrichter Ansichten durchaus den Ehrenplatz an so offiziöser Stelle. Die Landschaft „Vue derrière Slavante", die im Jahr 1837 entstand, ist ein Prachtstück — ganz modern im Ausschnitt und breit und saftig und beseelt gemalt. Es ist schwer, ihn einer Schule einzureihen. Zuweilen findet man etwas von der Constableschen Freiheit in seiner Kunst.

Und Maastricht ist eine kirchenreiche Stadt. Es besitzt fünf Gotteshäuser, und seine Kirchenschätze sind nicht weniger berühmt als die Kirchen selbst. In der Liebfrauenkirche steht die „Patrones der stad Maastricht", eine hölzerne Madonna mit dem Kind aus dem 14. Jahrhundert, „De Sterre der zee" genannt. Den Namen „Stern des Meeres" hat sie der Ueberlieferung nach deshalb bekommen, weil sie in früherer Zeit vor allem von den Schiffern als Schutzpatronin verehrt wurde.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

26. Fortsetzung und Schluß.

Der Bernöweler Junker näherte sich Achim von Bornim. „Na endlich!" schrie er und winkte mit der Hand. „Bornim . . . sind Sie's oder Ihr Geist?"

„Nehmen Sie an das letztere und lassen Sie mich meiner Wege gehen, Leggien!"

„Nee — alter Freund und Kupferstecher!" Der Bernöweler griff den andern am Arm, wie um sich seiner zu versichern, und stiefelte neben ihm her, während der Wagen im Schritt folgte. „Vier-, fünfmal bin ich bei Ihnen in Sommerwerk gewesen . . . eine Unmasse andere Leute auch . . . immer hieß es: der Herr ist fort . . . kümmert sich um nischt . . . will nischt . . . sitzt irgendwo im Sumpf wie 'ne angeschossene Ente . . . Liebster . . . Bester . . . Was machen Sie denn da unten in dem verfallenen Katen, zu dem kein Deubel durch das Schilf durchkann . . ."

„Er ist mein!"

„Na . . . doch alles hier hinter uns!"

„Das andere bald nicht mehr . . ."

„Und da wollen Sie nun in Ewigkeit sitzenbleiben?"

„Ich weiß nicht!" sagte Achim von Bornim. „Ich weiß gar nichts mehr!"

„Menschenskind . . . ich erkenne Sie gar nicht wieder . . . Donnerwetter . . . Kopf hoch . . . raus aus dem Sumpfloch . . . in dem ist doch nischt zu holen für 'nen Mann, der in der Klemme sitz . . ."

Der neben ihm schaute leer vor sich hin.

Gerade da! sagte er in Gedanken. In dem Fleckchen Erde steckt eine Kraft! . . . Das ist die letzte Waffe!

Der von Leggien rang die Hände.

„Wie vertauscht! . . . Das ist nun unser starker Mann! . . . Die Hoffnung des Ländchens . . . unser Sohn Benjamin, an dem wir Wohlgefallen hatten . . . Alter Freund: Es ist mir gar nicht bloß um Sie zu tun . . . Ich will mich auch beileibe nicht in Ihre Familien- und Privatverhältnisse mischen . . . Aber als Politikus versteh ich keinen Spaß! Wenn Sie jetzt Ihr Mandat niederlegen müssen, setzt's hier 'ne Mordsschweinerei! . . . Der Kreis ist einfach nicht zu halten. Drum müssen wir Sie halten, wenn's nur irgend geht. Darüber sind wir alle einig. Trotz der miserablen Zeiten. Wir sind ja arme Luder! . . . Aber wir müssen eben zusammenkratzen . . . ich hab daheim auch noch ein paar Taler in 'nem ollen Strumpf stecken . . Vielleicht, daß man Sommerwerk dann doch noch . . ."

„Drei Taler tun's nicht!" sagte Achim von Bornim gleichgültig. „Es müßte eine Viertelmillion glatt hingeschmissen werden . . . auf Nimmerwiedersehen! . . . Das habt ihr alle nicht dafür übrig . . ."

„Nee — freilich nicht! . . . Außer Machwitz! Und der tut's nicht!"

„Und wenn er es täte, nähme ich es nicht an. Von keinem. Es hätte keinen Zweck. Es hilft nichts, auf einer Seite stützen, wenn die Bude auf den drei anderen Seiten doch einfällt . . . Es kommt zu viel zusammen, Leggien . . . viel zu viel . . ."

„Ja. Leider Gottes . . ."

„Und der Grund zu dem allen . . . der sitzt tief . . . viel tiefer, als daß man davon reden kann . . ."

„Nee — ich weiß!" sagte der kleine Junker dumpf und unwillkürlich vor sich hin. Sein Begleiter blieb stehen. Neben ihm zur Linken raschelte und wogte im Morgenwind das Schilf des Entenluchs.

„Also überlassen Sie mich mir und meinen Gedanken, Leggien . . . Glauben Sie mir: ich sage mir keine Schmeicheleien, wenn ich mit mir allein bin!"

„Aber was hat denn das für einen Sinn, sich so abzukoppeln? Sie hören und sehen ja nichts von der Welt!"

„Ich will auch nicht!"

„Kriegen keine Briefe . . . lesen keine Zeitung . . ."

„Gott sei Dank . . . nein! . . . Nun fahren Sie doch schon zu Ihren Schweinen, Leggien! . . . Adieu!"

„Einen Augenblick! . . . Etwas muß ich Ihnen doch noch sagen . . ."

„Nein. Danke! Adieu!"

Achim von Bornim sprang über den Graben. Da war ein kaum merklicher Einschlupf in dem mannshohen Schilf. Durch den trat er hindurch. Die grüne Wand rauschte wie ein Vorhang hinter ihm zusammen. Von der Straße hörte er die heisere, knarrende Stimme des Bernöwelers.

„So bleiben Sie doch stehen, Kind Gottes! . . . Der Mensch ist der reine Wilde geworden! . . ."



„Also hören Sie mal: Wissen Sie denn schon das Neuste?"

Der andere ging, ohne noch einmal den Kopf zu drehen, mit der Sicherheit eines Pfadfinders durch das Röhricht. Das zischelte und knisterte mit dünnen, scharfen Blättern und schwankenden schwarzen Kolben. Aber die Lunge des Bernöwelers war kräftiger als das Grünzeug. Er schrie von der Landstraße her aus voller Kehle durch das Geraschel: „Ich glaub wirklich, Sie wissen's noch gar nicht: Vor drei Tagen haben sie den Lauckardt tot auf dem Anstand aufgefunden! ... Wie und wieso ... wissen die Götter! ... Gestern haben sie ihn begraben ... in Wendisch-Wiesche ..."

Dann wurde es still. Die Räder rollten. Herr von Leggien sah nun wirklich nach seinen Yorkshire-Ebern und Zuchtsauen. Der Dreivierteltakt der Hufe verlor sich in der Ferne. Achim von Bornim ging weiter durch das Schilf. Schob mechanisch mit der Wucht seines Körpers das dünne grüne Hindernis zur Seite. Hielt wie ein Nachtwandler die gerade Richtung und stand auf der kleinen Blöße vor dem verlassenen Fischerhaus. Stieß die wurmstichige, lose in den Angeln hängende Tür auf und trat in den einzigen, jetzt zur Sommerzeit noch bewohnbaren Raum, der kaum etwas anderes enthielt als ein flüchtig hergestelltes Feldlager, einen wackeligen Holztisch, einen Stuhl. Auf den setzte er sich, verschlang die Hände zwischen den Knien, konnte kaum atmen, nicht denken, sich nicht rühren ... Wie im Traum hörte er immer noch von fern die Stimme: „Der auf Wendisch-Wiesche ist nicht mehr ..."

Der Ruf des Lebens ...

Vielleicht hatte er falsch gehört ... Nein ... Der alte Leggien schonte seinen Kehlkopf nicht. Es hatte zu deutlich geklungen: Lauckardt ist tot! ... Es hallte nach, dröhnte ihm in den Ohren wie die Posaunen des jüngsten Gerichts, betäubte ihm das Hirn im Schweigen der Wasserwildnis um ihn, daß er nur stillsitzen konnte, den Willen des Schicksals über sich. Ein Mann am Ende der Dinge.

Stunde um Stunde. Die Welt stand still. Sein Herzschlag schien ihm zu stocken. Alles um ihn wartete: Haus, Sumpf und Rohr: Auf etwas, das von oben kam. Nein. Zweifel kamen. Am Ende holte man sich Fieber hier im Morast. Träumte wirres Zeug. War diese Nacht gar nicht fort gewesen und hatte die heisere Stimme des Bernöwelers nur im Schlaf vernommen. Doch: die Sandspuren da an den Stiefeln holte man sich hier im Luch nicht. Die stammten von dem leichten Roggenboden drüben bei Sommerwerk. Er kannte seine Erde ... Er hatte auf ihr gestanden ... war die Straße zurückgegangen ... auf raschen Rädern war die Botschaft hinter ihm hergerollt: Er ist tot ...

Ein müßiges Gerücht! ...? Gerede der Nachbarschaft? ... Die Tür der Hütte öffnete sich. Der dämmerige Innenraum war hell. Ein sonnverbranntes, pfiffiges Bubengesicht lugte herein. Der vierzehnjährige Sohn des Krugwirts drüben an der Straße, der ihn täglich mit Speise und Trank versorgte. Der Schlingel kannte hier jeden Winkel, war im Schilf zu Hause. Gott mochte wissen, wo er seine Grundangeln und Vogelschlingen und Krebskescher und all seine sonstigen Heimlichkeiten vor unberufenen Augen versteckt hielt.

„Was willst du denn, August? ... Es ist doch noch nicht Mittag!"

„Eine Dame möcht Sie sprechen. Sie wartet im Krug."

Achim von Bornim sprang auf.

„Was für eine Dame?"

„Ich kenne sie nicht. Sie ist ganz in Schwarz. Sie sagt, sie käme aus Wendisch-Wiesche ..."

Hinter der ungestümen Hast seiner Schritte rauschten wieder die Binsen, teilten sich vor ihm, der Weg war frei, die Welt licht in Sonnengold und Himmelblau über dem alten Wirtskrug an der Heerstraße. Vor dem stand Ilse. Der Wind spielte mit den Enden des langen, aus ihrem blassen Gesicht zurückgeschlagenen Schleiers. Ihre dunklen Augen suchten. Sahen ihn, der auf sie zueilte. Sie hielten sich an den Händen. Sie schwiegen.

Er führte sie etwas abseits von der Straße bis an den Schilfrand. Dort lag seit undenklichen Zeiten ein umgestürzter, auf dem trockenen Land verwitternder Fischerkahn. Er wies auf die silbergraue Holzwölbung: „Setze dich ..." bat er leise. „Du bist erschöpft."

„Ich bin zu Fuß von Wendisch-Wiesche bis hierher ... heute heimlich ... in aller Frühe ... Ich hab nur einen Brief hinterlassen ... an meinen Schwiegervater ..."

Die junge Frau hatte sich ermattet niedergesetzt. Er stand vor ihr, ihre Hände in den seinen. Er beugte sich über ihr dunkles Haupt.

„Ilse ... ist es wahr?"

„Ja."

„Er ist nicht mehr?"

„Gestern hab ich an seinem Grab gestanden. Und heute bin ich fort. Fort für immer aus dem verfluchten Haus! ... So wie ich hier bin. Nichts hab ich mit mir genommen. Nichts. Ich bring nur mich allein ... Ich komme als eine Bettlerin. Ich bin so arm wie du ..."

Sie warf in unwillkürlichem Stolz den Kopf zurück.

„Ich hab das gleiche getan wie du! ... Was man tun muß, wenn man sich verraten und verkauft hat wie wir beide! Alles sagen ... Allem entsagen ... Alle Lüge von sich werfen ...! ... Nun steh ich ganz allein ..."

„Du bist bei mir!"

„Nur diesen Augenblick! Nur, um es dir zu sagen. Du bist noch nicht nach außen frei. Das liegt noch vor dir. Ich gehe von hier nach Berlin. Ich hab keine Furcht vor der Armut. Ich hab schon genug mit dem Leben gekämpft. Ich weiß, wie man sich durchschlägt, von Jugend auf!"

„Ich komm und hole dich, Ilse ... bald ..."

„Ich warte auf dich!"

„Wir wollen tapfer sein!"

Achim von Bornim richtete sich in die Höhe. Es war wieder die alte Spannkraft in dieser Bewegung. Er atmete auf. Er faltete die Hände.

„Gott sei gelobt. Ich habe dich!"

„Für immer."

„Nun hab ich auch wieder mich ... Nun hab ich wieder Mut ... Ilse ... Mir ist, als ob ich träumte ..."

„Vielleicht haben wir unser Leben lang geträumt und sind jetzt erst aufgewacht ..."

Sie saßen nebeneinander auf dem Fischerkahn. Um sie buschte sich in geheimnisvollem Dämmern das Luch. Vor ihnen lag in Morgenhelle die weite Welt. Ganz in der Ferne, fast am Horizont, der Kirchturm von Wendisch-Wiesche. Das Herrenhaus sah man nicht.

„Ilse ... wie geschah es denn nur?" ...

„Niemand war bei dem Unglücksfall dabei. Niemand weiß es."

Es war ein Schweigen. Dann sagte Achim von Bornim: „Mögen die Toten ruhen! Wir leben!"



Es zuckte von plötzlicher Kampflust über sein Gesicht.

„Ich hab noch eine Waffe, Ilse. Bisher war ich lahm und matt. Aber jetzt kann ich sie brauchen ... Es kommt da jemand ... Tritt ein wenig in das Schilf zurück! ... Es ist nicht nötig, daß er dich sieht! ... So! Sie suchen Herrn von Bornim? Der bin ich. Oh, bitte ... Es bedarf keiner Vorstellung Ihrerseits, Herr Fahrenholtz! ... Sie sind mir als Gutsnachbar vom Ansehen wohl bekannt! Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen? Ich kann Ihnen hier, fern vom Schloß meiner Väter, leider nur dieses Boot als primitive Sitzgelegenheit anbieten ... Aber da Sie ja jedenfalls in wichtigen Angelegenheiten kommen ...“

„In sehr wichtigen, Herr von Bornim! ... Ich hätte es schon vorigen Montag getan, wenn nicht der plötzliche, tragische Tod meines Vetters auf Wendisch-Wiesche ... Sie haben ja jedenfalls davon gehört ... die Sache hat mich tagelang vollkommen kaputt gemacht ... ich habe jetzt noch nicht den klaren Kopf, den ich in Geschäften brauche ... Aber diese Geschäfte dulden keinen Aufschub ... Kurz und gut: Ich besitze die Hypotheken Ihres Herrn Schwiegervaters auf Sommerwerk!“

„Sie schrieben mir ja schon, daß Sie diese Absicht hatten! Also auf gute Nachbarschaft, Herr Fahrenholtz!“

„Nachbarschaft?“

„Nun ja ... Sie in Sommerwerk und ich hier im Entenluch!“

„Aber erlauben Sie mal ... Gerade wegen des Entenluchs hab ich ja meine Hand auf Sommerwerk gelegt!“

„Da haben Sie daneben gegriffen! Das Entenluch gehört nicht zu Sommerwerk und seinen Hypotheken! Es ist mein Privateigentum aus meiner grünsten Fähnrichzeit. Das hab ich eines schönen Tags aus Jagdneid auf meine älteren Brüder von dem Vater Tübecke gekauft.“

„Ja ... aber hören Sie mal ...“

„Sehen Sie den Kilometerstein dort? Das ist die Grenze des Dominiums Sommerwerk. Bis dorthin reichen Ihre Hypotheken. Keinen Zoll weiter an das Wasser heran! Der ganze Uferstreifen mit allen Binsen und Fröschen bleibt bei mir! Der neue Kanal geht hier durch, Herr Fahrenholtz!“

„Zum Kuckuck ... Wem erzählen Sie das? ... Drüben, drei Stunden von hier, errichten sie ja schon die Konkurrenzfabrik ...“

„Na ... ich werde unterdessen hier Karauschen angeln!“

„Auf diesem Boden, der Gold wert ist!“ Der andere biß sich auf die Lippen, weil ihm das unwillkürlich entschlüpft war. „Das ist ja ... Zum Donnerwetter ja ... wer sieht denn all die hundert Katasternummern nach, wenn er ein Rittergut kauft? ... Man verläßt sich doch darauf ... ich hätt es freilich tun sollen ... Es ist das erstemal in meinem Leben ... Das ist der Tod meines Vetters ... der hat mich von allem abgelenkt!“

„Wollen Sie sich nicht wieder setzen, Herr Fahrenholtz? Sie gehen so unruhig auf und nieder!“

„Nee, danke! Ich stehe lieber. Ich bin etwas ... Also, wenn dem wirklich so sein sollte ... Herr von Bornim ... nennen Sie mir Ihren Preis! ... Sie müssen mir ja schließlich weichen! ... Ich bin doch der wirtschaftlich weitaus Stärkere ...“

Achim von Bornim hatte sich wieder auf dem alten Kahn niedergelassen. Er schaute scharf auf.

„Nein, Herr Fahrenholtz — das sind Sie nicht! ... Nun wollen wir einmal ernsthaft miteinander reden: Sie haben hier viel zu gewinnen. Aber vor Ihnen sitzt ein Mann, der nichts mehr zu verlieren hat. Dieser Mann wird hier sitzen. Jahrelang. Und warten. Und noch zäher sein als die Binsenstengel, die Sie da in Ihrer Aufregung zerzupfen!“

„Und dabei verhungern!“

„Ich finde unterdessen schon eine Tätigkeit, die mich ernährt, bis Sie mir eines Tages doch kommen!“

„Bilden Sie sich nur keine Schwachheiten ein! Wenn nicht, denn nicht! Meinetwegen! ... Bleiben Sie hier im Morast sitzen!“

„Und wenn ich morgen nach Berlin gehe!'

„Und dort?“

„Zu Ihrer Konkurrenz, Herr Fahrenholtz! ... Denken Sie, andere Leute wüßten nicht auch den billigen Wasserweg hier zu schätzen?“ ...

Der vor ihm schaute zornig nach rechts und links. Um ihn bildeten die Binsen eine grüne Sackgasse.

„Also was wollen Sie eigentlich, Herr von Bornim?“

„Erlassen Sie mir eine Viertelmillion an meinen Hypotheken. Dann kann ich mit Anstand und Ehren in Sommerwerk weiterwirtschaften. Und dies Land hier am Wasser gehört Ihnen!“

Eine Pause entstand. Endlich sagte der drüben: „Wissen Sie, woran Sie mich erinnern, Herr von Bornim? An einen Spieler, der alles auf eine Karte setzt!“

„Es kommt nur darauf an, ob die Karte gewinnt. Und sie muß gewinnen! Denn Sie haben übereilt gestochen, Herr Fahrenholtz. Sie waren zu hitzig!“

Wieder verstrich eine Weile in feindseligem Schweigen. Der andere wandte sich plötzlich ab und stapfte, die Hände in den Taschen, mürrisch in der Richtung nach der Straße davon. Achim von Bornim rührte sich nicht und schaute ihm nach. Halbwegs machte jener halt ... kam zurück ...

„Sie werden's billiger lassen ...“

„Sommerwerk oder nichts!“

„Also ... nun mal im Ernst ...“

„Mein Ehrenwort darauf: Ich tu's nicht anders! ... Ich will nichts Halbes! ... Entweder ganz zum Teufel oder oben bleiben! ... Ein drittes gibt's nicht ...“

Sie gingen nach dem Dorfkrug. Dort hielt ein Wagen. Ein hochgewachsener, Schwarz gekleideter alter Herr mit langem, grauem Schnurrbart war ihm entstiegen. Vor ihm stand, in ihrem schwarzen Trauerflor, Ilse. Sie sprachen miteinander. Er schüttelte betroffen den von Kummer bleichen, gebieterisch geschnittenen Kopf. Achim von Bornim hatte Schwiegervater und Schwiegertochter noch nicht bemerkt.

„Nun, Herr Fahrenholtz? ... Ja oder nein!“

„Ich werde die Geschichte nachprüfen ... Wenn sie sich wirklich so verhalten sollte ... Sie bekommen dann in Kuckucksnamen morgen von mir Bescheid!“

„Gut!“

„Ich glaube ja nicht, daß ich mich zu dem Opfer entschließe und wir einig werden ...“

„Wir werden einig! ... Das seh ich Ihnen jetzt schon an! Das weiß ich!“

„Nun ja denn! ... Zum Donnerwetter! ... Es bleibt mir ja keine Wahl!“

Sie waren näher herangekommen. Sie hörten, wie Ilse sagte: „Ich hab es dir in dem hinterlassenen Brief geschrieben. Ich will nichts von euch! Kein Erbteil!



Keinen Stein von Wendisch-Wiesche! ... Ich will mit so leeren Händen von dort gehen, wie ich hingekommen bin! Es ist alles unrecht Gut!"

„Und wenn die Not über dich kommt . . ."

„Mag sie! Ich muß euch zurückgeben, wofür ich mich verkauft hab! . . ." Sie trat zu Achim von Bornim und faßte seine Rechte: „Überlaßt uns nur unserm Schicksal! Wir werden es schon tragen!"

Der Geheimrat Lauckardt verharrte einen Augenblick in Schweigen. Dann drückte er Ilse stumm die Hand und ging zu seinem Wagen. Sein Neffe stieg mit ihm ein. Die erste Zeit sprachen sie kein Wort. Endlich fragte der Jüngere: „Du hältst sie nicht zurück?"

„Ich ehre ihren Willen! Man muß alles ehren, was stark ist . . ."

Wieder nach einer Pause: „Er war schwach ... den wir begraben haben . . ."

Und endlich, in tiefen Gedanken: „Sein Leben war eine Halbheit und Ungewißheit. Und wie er gelebt hat, ist er auch gestorben. Die Zweifel wird keiner lösen."

Plötzlich richtete der Geheimrat Lauckardt sich auf. Sein Antlitz war wie aus Eisen. Sein Auge fest.

„Es war mein Sohn! Aber wir brauchen andere Leute als ihn in Deutschland. Keine Drohnen. Die große Zeit liegt hinter uns. Wir Alten steigen ins Grab. Die Reihe kommt an euch. Ihr erbt die Alltagsarbeit. Ehrt dies Erbe! ... Daß mein Sohn es nicht angetreten hat, das war sein Fluch. Ehrt dies Erbe an Pflicht und Arbeit!"

Seine Züge wandelten sich wieder in ruhigen Ernst.

„Ich hab noch einen Sohn!" sagte er kurz. „Mit dem bin ich zufrieden. Mit euch anderen auch. Ihr arbeitet. Um euch ist's mir nicht bange. Um niemand in Deutschland."

Noch einmal wandte er den Kopf nach rückwärts. Leer und weiß lag die Landstraße. Ganz hinten auf dem Hügel am Krug, von dem blauen Mond abgehoben, standen zwei Menschen, ein Mann und eine Frau, und schauten hinaus in die neue Welt und in ihr zweites Leben.

Ende.

Moderne Sportkleider.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Die Entwicklung des Frauensports zeigt sich auf allen Gebieten. Natürlich gibt es noch immer einzelne Arten, bei denen die Mitwirkung der Frauen Ausnahmemut beweist, wie ernsthaft sie auch das Ziel ins Auge fassen und bei dem Konkurrenzkampf der Geschlechter Sieg und Preis erstreben. Mit dieser sportlichen Betätigung stieg in gleichem Grad das Interesse für zweckentsprechende, praktische, witterungstrotzende und — zugleich kleidsame Ausrüstung.

Es widerspräche allen Erfahrungen, daß ein Gebiet, an dem Frauen regen Anteil nehmen, von Eitelkeit und dadurch von der Mode unbeeinflußt bleiben könnte. Wenn man auch bei Sportskleidern besser von Vervollkommnung an Stelle von Mode spricht, so bedeutet dies trotzdem Wandel, hervorgerufen durch den Wunsch, Schönheit und Beweglichkeit zu vereinen. Sportdamen haben häufig mehrere Gebiete, um ihre sportliche Geschicklichkeit zu beweisen. Es steht nichts im Wege, Tennis- und Golfspielerin und gleichzeitig passionierte Reiterin und Autlerin zu sein. Natürlich setzt dies ein reiches Maß freier Zeit und außerdem kein allzu engbegrenztes Toilettenbudget voraus.



Phot. Record Preß.

2. Englisches Golfkostüm aus weißgrauem Homespun.

Phot. E. Schneider.

1. Jagdkostüm aus grünlichem Homespun mit einfarbenem Ansatz.

Die Schlichtheit des Sportanzugs bedingt tadellosen Sitz, und der ist bekanntlich recht kostspielig. Durch ein unelegant gearbeitetes Reitkleid und die wenigen gestatteten Zutaten, geschmacklos gewählt, verliert die vollendetste Figur den Ausdruck höchster Vornehmheit, der durch alte Traditionen mit dem Gedanken an die Reiterin verknüpft ist.



Phot. Kester & Co.

3. Fechtanzug für Damen
aus schwarzem Samt mit kleiner Jacke

Selbst auf dem eng begrenzten Gebiet der Reitkleider gibt es für die Kennerin seine Abstufungen, die sich nicht nur auf das Reiten im Damen- oder Herrensattel beziehen. Die Kleider für Bahn- und Quadrillenreiten unterscheiden sich in Form und Farbe von jenen, die für den Aufenthalt auf dem Land vorgesehen sind. Wenn auch für heiße Sommertage der legeren Bluse immer mehr Berechtigung zugestanden wird, so bleibt dennoch das klassische Reitkleid aus Bastseide oder englischem Leinen unvergleichlich vornehmer.

Bis das Damenfechten sich von den Schlacken veralteter Anschauungen befreien konnte, gebrauchte



Phot. Record Preß.

4. Englisches Anglerinkostüm
aus imprägniertem Burberrystoff



Phot. Kester & Co.

5. Turnkleid für Damen. Kurzer schwarzer Rock und halsfreie Bluse.





Phot. E. Schneider.

6. **Gefütterter Automantel aus bischofslila Flauschgewebe und langer Automantel aus gestreiftem Frottéstoff**

es geraume Zeit. Heute weiß man die Gewohnheit und Sicherheit der Bewegungen zu schätzen, die gerade diese Uebungen zeitigten, und der bayrische Damenfechtklub zählt eine recht beträchtliche Anzahl von Mitgliedern Stolz tragen die Damen ihr Bundeszeichen auf der vorschriftsmäßigen Kleidung. Es ist eine flotte Pagentracht aus schwarzem Samt mit Kniehosen und kleiner Jacke (Abbildung 3), die junge, hübsche und schlanke Gestalten sehr gut kleidet.

An korpulente Mitglieder hat man anscheinend bei der Wahl des Kostüms nicht gedacht, sondern wie Poiret in Paris auf das Panier geschrieben: wir schaffen nur für Junge, Schlanke, Schöne. Aber man ändert diese

Phot. E. Schneider.

7. **Pelzgefüttertes Lederkostüm**
für Luftschifferinnen



Phot. Record Preß.

8. **Jagdkostüm aus bräunlichem Homespun**
mit breiter Ledereinfassung

unfreundliche Tendenz dahin: wir schaffen Junge, Schlanke, Schöne.

Zur Unterstützung dieser Absicht gliedert man dem Fechtklub einen Damenturnklub für verschiedene Altersstufen an und hat es auch verstanden, dem etwas nüchternen Turnkleid eine neue Note abzugewinnen. Für große und kleine Mädchen ist der schwarze, plissierte kurze Rock über gleichfarbige Knickerbockers und die halsfreie Bluse Vorschrift. Diese exakte Gleichheit löst besonders bei Vorführungen großer Abteilungen einen recht guten Effekt aus (Abb. 5).

Eine Reihe von Sportklubs schätzt, fraglos mit Rücksicht auf den ästhetischen Anblick, eine Art Uniformierung, und man kann zum Beispiel dem Königlich Belgischen Golfklub die Erreichung dieses Zieles zuerkennen. Bei den weiten Flächen, die dieses Spiel voraussetzt, dienen die weithin leuchtenden roten Jacken über weißen Röcken nicht nur zur Erleichterung, sondern sie erreichen eine frische, lebhafte, fast malerische Wirkung.

Schlichter und anspruchsloser gibt sich das Modell aus grauweißem englischem Homespun (Abb. 2), bei dem der weiße Ton vorherrscht. Die Form bleibt, wie es nicht anders zu erwarten ist, dem beliebten und bewährten englischen Sporttyp treu.

Recht flott sieht auch der Anzug der Jägerin aus dem schottischen Hochland aus (Abb. 8), der ebenfalls aus dem unverwüstlichen englischen Homespun gearbeitet ist. Den Rock umsäumt zur Unterstützung des Widerstandes auf steinigen oder feuchten Wegen eine breite Ledereinfassung, die sich auf den Revers wiederfindet.

Vielen Jagdkleidern gibt man auf den Schultern eine Art Ledergarnitur, die einen recht zweckmäßigen Ursprung hat (Abb. 1). Diese Garnituren sind zum Anlegen des Gewehrs gedacht.

Bei Jagdkostümen vermeidet man alle lebhaften leuchtenden Farben und beschränkt sich auf bräunliche und grüne Nuancen, die im herbstlichen Wald möglichst unauffällig wirken.

Die Kopfbedeckungen aus Leder müssen Sturm und Wetter trotzen, und ein gar zu frauenhafter Aufputz widerspräche dem Charakter dieses Sports. Erinnerungszeichen und Siegestrophäen von buntfarbigem Gefieder sind hier am rechten Platz.

Bei dem Anzug der Anglerin (Abb. 4) muß das Zweckmäßige das Kleidsame übertreffen, was ihm häufig ein recht nüchternes Aussehen verleiht, aber alle die, die sich stundenlang geduldig über die Angel beugen, hängen diesem Gedanken wahrscheinlich am wenigsten nach. Sie sind zufrieden, wenn der Anzug den sportlichen Anforderungen genügt. Die Kostüme für Luftschifferinnen (Abb. 7) bestehen meist aus haltbarem Leder und sind oft mit Pelz gefüttert.

Die moderne Autoausrüstung hingegen eröffnet der weiblichen Eitelkeit ein weites Gebiet, anscheinend mit unbegrenzten Möglichkeiten. Die Kopfbedeckungen mit ihren erforderlichen, meist phantastischen Schleierwindungen bieten eine willkommene Gelegenheit zu reizvollen Drapierungen. Leider gehen Sturm, Wind und Regen häufig mit diesen bei der Abfahrt so überaus hübsch wirkenden Umhüllungen recht garstig um und verwandeln sie in unansehnliche Fetzen.

Die Automäntel (Abb. 6) gehören zu den Sportkleidungstücken, die von erstaunlichem Schick und Geschmack Zeugnis ablegen. Die weit fließenden Automäntel, häufig aus lebhaft gemusterten Ulsterstoffen oder starkfarbigen Flauschgeweben, finden in reicher Pelzverbrämung wirksame Unterstützung. Man füttert diese Mäntel nicht nur innen zur Wärme mit Pelz. Das Modernste zur Garnitur von Automänteln ist das lebhaft gemusterte Fell des Leoparden. Der Automantel darf, wenn er nur die sportlichen Linien nicht verwischt, einen extravaganten Einschlag haben. Also ist er wohl das Stück der Sportbekleidung, das dem Geschmack der Frauen am nächsten steht. D. A.

Die Waffen der Pflanze.

Von Robert Potonié.

Die augenfälligsten Feinde der Pflanze gehören der Fauna an. Eine Unzahl von Tieren sind reine Vegetarier. — Sollte nun die Natur so stiefmütterlich gewesen sein, den Kindern Floras gar keine Waffe gegeben zu haben? — Sind die Pflanzen ihrem bösen Schicksal wirklich völlig überlassen? — Allzu ungleich wäre dieser Kampf! — Wirkung und Gegenwirkung mußten hier in Kraft treten, und so hat sich in vielen Fällen ein ebenbürtigeres Verhältnis entwickelt. Dieses läßt sich etwa mit dem Zustand eines bewaffneten Friedens vergleichen, zu dem die Fauna im Daseinskampf die Flora allmählich gezwungen hat.

Jeder wird hier zunächst an die Pflanzengifte denken, aber deren Zweck ist zu naheliegend und selbstverständlich, um in weiteren Kreisen ein besonderes Interesse zu erwecken. Ebenso klar erscheint die Funktion zäher Hautbildungen. Sie werden die Pflanze vor weidenden Tieren hinreichend bewahren können. Merkwürdiger ist es schon, wenn manche Pflanzen das Wasser als wirksames Schutzmittel gegen weidende Tiere benutzen. Sind nämlich am Morgen die Blätter reichlich betaut, dann weiden die Wiederkäuer überhaupt nicht. Sie warten, bis die Sonne die kalte, ihnen unangenehme Flüssigkeit vertrieben hat. Versteht es nun eine Pflanze, Regen oder Tau im Grund ihrer schalenförmigen Blätter zu sammeln — etwa so, wie sich das Wasser in einer Regentonne zusammenfindet — dann wird die Flüssigkeit viel langsamer verdunsten. Man kann dann beobachten, wie das Vieh solche nassen Blätter sorgfältig meidet. Der Volksmund hat in einem solchen Fall den treffenden Namen Taubecher geprägt.

Waffen im wahrsten Sinne des Wortes besitzen die Pflanzen in Dornen, Stacheln und anderen spitzen Auswüchsen. Je nach der Art der Angreifer sind diese groß oder klein, und je nachdem nehmen sie auf der Pflanze ihren bestimmten Platz ein. So sind z. B. die schwimmenden Blätter der Victoria regia nur unten und am Rand mit Stacheln besät, also nur dort, wo die pflanzenfressenden Wassertiere das Blatt anzugreifen vermögen. — Daß solche Waffen wirklich nur eine Schutzwehr gegen die Tierwelt sind, kann uns besonders gut der wilde Birnbaum zeigen. In seiner Jugend, wenn er noch so



klein ist, daß er vom Wild mit Leichtigkeit seines Laubes beraubt werden kann, da ist er förmlich in Dornen verschanzt. Hat er aber erst eine Höhe erreicht, die ihn vor den Angriffen der Säugetiere schützt, dann werden seine Zweige völlig dornenlos.

Sehr wirksam erscheinen vor allem die Verteidigungsmaßregeln solcher Pflanzen, deren Blätter mit einer Anzahl von kleinen Dolchen besetzt sind. Man sollte meinen, daß z. B. die Distel vor den Angriffen der Säugetiere völlig sicher sei. Leider aber gibt es auch unter diesen Geschöpfen gewisse Gourmets von eigentümlichem Geschmack. Die Natur überbietet sich eben immer wieder. — Sie schuf den Esel, für den es keine größere Delikatesse gibt als ein Horsd'oeuvre von Disteln.

Die Blätter gewisser Pflanzen, wie namentlich vieler Gräser, haben sich mit der Zeit in spitze, starre Nadeln verwandelt, die dem weidenden Vieh häufig die Nüstern blutig stechen. Hier sieht man die Feindschaft zwischen Pflanze und Tier deutlich wirken. Die Rinder pflegen solche geharnischten Rasen vorsichtig zu fassen und aus dem Boden zu reißen, so daß die entwurzelten Gewächse verdorren und zugrunde gehen müssen. Das Vieh pflegt diese Borstengräser wohl deshalb auszurupfen, weil es ohne Gefahr die dazwischen sprießenden wehrlosen Blätter genießen möchte.

Weiter spielen als Schutzwehr der Pflanze die Widerhäkchen eine Rolle. Sie besetzen den Rand gewisser Blätter so dicht, daß dieser in Vergrößerung den Eindruck einer Säge macht. Jeder hat schon erfahren, wie sehr der Blattrand mancher Gräser zu schneiden vermag.

Eine der kompliziertesten Waffengattungen, die die Flora aufzubieten vermag, besteht in den Brennhaaren oder Brennborsten. Diese sind durch die Nesseln allgemein bekannt. Sie bilden ein geschlossenes, glasartiges Röhrchen, das mit einer giftigen Flüssigkeit gefüllt ist. Da nun die Spitze des Röhrchens sehr leicht abbricht, so wird dies bei der leisesten Berührung geschehen. Das spröde, haarfeine Röhrchen wird hierbei in die Haut dringen, und dort ergießt sich dann die giftige Flüssigkeit, um die bekannten brennenden Schmerzen hervorzurufen. Diese Waffe funktioniert also ganz ähnlich wie der Giftzahn einer Schlange. — Brennhaare und Widerhäkchen bilden eine recht tückische Abwehr der Pflanzen. Scheinbar ganz friedfertige Gewächse zeigen sich ihren Angreifern zwar unsichtbar, aber doch wirksam bewaffnet.

Es ließen sich noch sehr viele Beispiele der Pflanzenbewaffnung aufzählen, von denen wegen ihres Raffinements nur noch die Verteidigung der Pechnelke erwähnt sei. Wie der Mensch seine Waldbäume vor Raupenfraß zu schützen sucht, indem er ihnen unterhalb der Krone Leimringe anlegt, so schützt sich auch die Pechnelke durch einen natürlichen Leimring, der die aufkriechenden Insekten zurückzuhalten vermag.

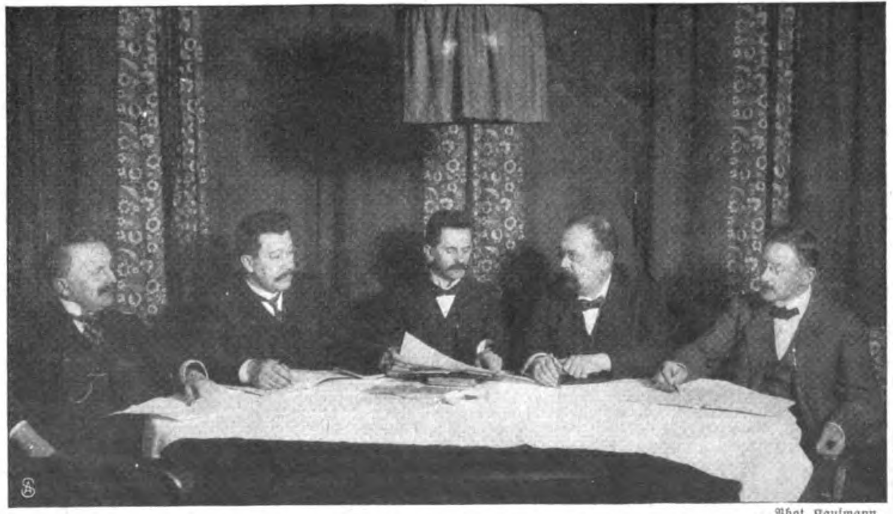
Daß sich die Flora in wenigen Einzelfällen auch offensiv verhält, zeigt die bereits häufig genug besprochene Gruppe der insektenfressenden Pflanzen.

Man könnte nun auch die ganze Waffensammlung der kakteenartigen Gewächse aufzählen, aber dieses würde sicherlich zu weit führen. Man weiß ja, daß so ein Kaktus eine förmliche kleine Festung darstellt. Trotzdem ist er noch immer nicht genügend geschützt. Auf dürren Ebenen, wo in trockenen Zeiten nur die Kakteen und ihre Verwandten grün und saftig bleiben, da bilden sie oft die letzte Rettung der verschmachtenden Tierwelt. So versuchen z. B. die verwilderten Esel Südamerikas die Kaktuskugeln mit den Hufen auszugraben, um von unten möglichst unverletzt an das saftige Fleisch zu gelangen. Häufig tragen sie hierbei Verwundungen davon.

Wie kann es uns nun noch wundernehmen, wenn es bei einem so erbitterten Kampf keine Rose mehr gibt, die nicht mit wehrhaften Dornen ausgerüstet wäre. Gerade das Schönste und Verlockendste ist stets gezwungen worden, sich vor feindlichen und auch gutgemeinten Angriffen besonders sicher zu schützen.

Bilder aus aller Welt.

Unter dem Protektorat des Herzogs von Ratibor wird in Breslau am 9. und 10. August ein Schlesiertag abgehalten werden. 50 Schlesiervereine haben ihre Beteiligung zugesagt. Unser Bild zeigt eine Sitzung des vorbereitenden Ausschusses im Essighaus zu Bremen. Dieser Schlesiertag wird voraussichtlich zur Gründung eines Schlesierbundes führen. Der bekannte Breslauer Königliche Musikdirektor Mittmann nahm auch an dieser Sitzung teil. Er wird auf dem Schlesiertag ein Konzert dirigieren, dessen Programm von 500 Sängern und



Phot. Kaufmann.

Von links: Kaufmann Weigel, Baumeister Krischok, Gewerbelehrer Hoffmann, Musikdirektor Mittmann, Generalsekr. Wende.

Sitzung des vorbereitenden Ausschusses des „Schlesiertages in Breslau" im Essighaus zu Bremen.



Frl. Stefanie Vollmer,
Berlin, wurde an das Hoftheater Neustrelitz verpflichtet.





Herr Sens als Max.

80 Musikern bestritten werden wird. Von seiten der Stadt Breslau werden große Anstrengungen gemacht, um den herbeieilenden Landsleuten einen herzlichen Willkommen zu bieten.

Frl. Stefanie Vollmer vom Berliner Kgl. Schauspielhaus, Tochter des bekannten Komikers Artur Vollmer, wurde nach erfolgreichem Probegastspiel an das Hoftheater in Neustrelitz verpflichtet.

In dem neu eröffneten „Théatre des Champs-Elysées“ in Paris wurde mit großem Erfolg Webers „Freischütz“ aufgeführt. Unter den allgemein sehr guten Mitwirkenden sind besonders zu erwähnen Frl. Vorska als Annette, Herr Sens als Max und Herr Blancard als Kaspar



Frl. Vorska als Annette.

Der „Freischütz“ in Paris.



Herr Blancard als Kaspar.



Phot. [illegible]

Ernst Bothe,
Halle. Kgl. Eisenbahnwerkmeister a. D., wurde 70 Jahre.



Geh. Reg.-Rat Dr. K. Gerhard,
Halle, beging sein 25jähriges Jubiläum als Bibliotheksdirektor.



Alter Stadtteil.
Von der Internationalen Bausachausstellung in Leipzig.



Phot. Becker.

Eugen Loimann,
der wiedergewählte Bürgermeister von Franzensbad.



Frl. Elly Clerron,
Braunschweig, erfolgreiche Opernsängerin





Von links: Ludwig Mendelssohn-Bartholdy, Prof. Dr L Beer, Prof. Carl Flesch, Generalmusikdirektor Hofrat Prof. Dr. Max Reger, Kapellmeister Max Fiedler.

Gruppenaufnahme vom Meininger Musikfest.



Phot. Pölgen.

Prof. Dr. O. Lubarsch,

Düsseldorf, wurde als Pathologe an die Kieler Universität berufen.

Geh. Regierungsrat Dr. Karl Gerhard, Bibliothekar der Königl. Bibliothek in Halle, beging vor kurzem sein 25jähr. Dienstjubiläum.

Frl. E. Clerron, ein vor kurzem engagiertes Mitglied der Braunschweiger Hofoper, hat sich durch ihre ansprechenden Leistungen schnell die Gunst des Publikums erworben.

Anfang Mai wird in Leipzig die Internationale Baufachausstellung eröffnet. Besonders anziehend wirkt die „Alte Stadt".

Der Kgl. Eisenbahnwerkmeister a. D. Ernst Bothe beging seinen 70. Geburtstag. In seiner 40jährigen Dienstzeit hat der Jubilar nicht weniger als 5000 Lokomotiven Probe gefahren.

In der Kurstadt Franzensbad wurde Bürgermeister Eugen Loimann wiedergewählt und damit eine erfreuliche Kontinuität in der Kommunalverwaltung des Kurortes erzielt.

Das diesjährige Meininger Musikfest verlief glänzend und stellte einen großen Erfolg dar. Unser Bild zeigt die Gruppe der hervorragendsten Träger dieser Veranstaltung.

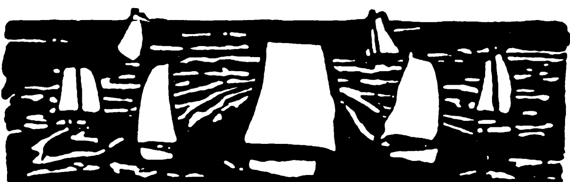
Prof. Dr. Lubarsch, bisher Mitglied der Akademie für prakt. Medizin in Düsseldorf, hat einen Ruf als Ordinarius der Pathologie nach Kiel angenommen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 18. Berlin, den 3. Mai 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 18.



Die sieben Tage der Woche.

24. April.

Der Kaiser verläßt nach vierwöchigem Aufenthalt Homburg v. d. H. und begibt sich nach Metz.

Die von der Budgetkommission des Reichstags abgelehnte Forderung für den Neubau des Militärkabinetts wird von der Regierung zurückgezogen.

Aus Wien wird gemeldet, daß Oesterreich-Ungarn energische Maßregeln gegen Montenegro in Vorschlag gebracht hat, falls König Nikita sich weigern sollte, Skutari freiwillig zu räumen.

Auf dem Flugplatz Johannisthal bei Berlin findet der Flieger Dunetz bei Ausführung eines Gleitfluges den Tod; die russische Fliegerin Fürstin Schakowskoy und der Pilot Abramowitsch kommen auf einem Doppeldecker zu Fall und erleiden schwere Verletzungen (Abb. S. 734).

25. April.

Die Kaiserin und die Prinzessin Viktoria Luise kehren von Homburg v. d. H. aus nach Potsdam zurück.

Aus London wird gemeldet, daß die Botschafterkonferenz der Ansicht sei, Montenegro würde sich in der Skutarifrage dem Willen der Mächte unterordnen.

Die Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung hält unter dem Vorsitz des Staatsministers z. D. Dr. von Hentig in Berlin ihre erste öffentliche Konferenz ab.

Aus Paris wird gemeldet, daß 16000 Tripolitaner ihre Heimat verlassen haben und bei Dschehibad auf tunesischen Boden lagern.

Der in Johannisthal verunglückte Flieger Abramowitsch erliegt im Krankenhaus seinen durch den Sturz erlittenen Verletzungen (Portr. S. 734).

26. April.

Der Kaiser trifft, von Metz kommend, in Straßburg i. E. ein und begibt sich von dort nach Karlsruhe.

Im Reichstag kommt der Etat des Auswärtigen Amts zur Beratung. Bei dieser Gelegenheit gibt Staatssekretär von Jagow eine Erklärung über die Skutarifrage ab; er versichert, daß die Londoner Botschafterkonferenz beschlossen hat, den König von Montenegro aufzufordern, die Stadt Skutari zu räumen.

In Belgrad trifft aus Elbassan die Nachricht ein, daß Essad-Pascha ein autonomes Königreich Albanien unter der Suzeränität des Sultans proklamiert hat.

Die Weltausstellung in Gent wird durch den König der Belgier eröffnet (Abb. S. 735).

27. April.

Kaiser Franz Josef empfängt den Erzherzogthronfolger Franz Ferdinand in längerer Audienz.

Der berühmte Münchner Baumeister Gabriel v. Seidl stirbt in München im 65. Lebensjahr. (Portr. S. 736).

In Halle stirbt der Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik Geh. Med.-Rat Fritz v. Bramann (Portr. S. 733).

In Lissabon veranstalten Monarchisten und radikale Republikaner Kundgebungen gegen die Regierung. Es kommt zu Unruhen, bei denen zahlreiche Personen, darunter ein General und mehrere andere Offiziere, verhaftet werden.

28. April.

Der Kaiser kehrt von Karlsruhe nach Potsdam zurück.

Der Reichstag vertagt sich nach Annahme des Etats bis zum 27. Mai.

In Hannover tritt die 20. Generalversammlung des Deutschen Bergarbeiterverbandes zusammen.

Die Londoner Botschafterkonferenz vertagt die Entscheidung in der Skutarifrage auf den 1. Mai.

29. April.

Aus Lissabon wird gemeldet, daß die Kammer sowohl wie der Senat der Regierung im Hinblick auf die Unterdrückung der Unruhen ein Vertrauensvotum erteilt hat.

Grenzflugverkehr.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

Das wiederholte Überfliegen von Landesgrenzen durch Luftfahrzeuge hat die Aufmerksamkeit weitester Kreise wieder auf den Grenzflugverkehr gelenkt; vor allen Dingen wird die Frage nach einem internationalen Luftverkehrsgesetz akut. Bekanntlich hat schon vor zwei Jahren in Paris eine Staatenkonferenz getagt, die ein internationales Luftrecht schaffen sollte. Eine Einigung ist nicht erzielt worden. Es ist dies vielleicht kein Schaden gewesen, denn inzwischen sind mancherlei Ereignisse eingetreten, die Grundlagen geschaffen haben, die man vor zwei Jahren noch nicht besaß.

Wie sehr die Meinungen der verschiedenen Juristen, insbesondere auch der juristischen Luftfachleute, und der einzelnen Luftfahrtpraktiker über das Luftrecht auseinandergehen, haben die Beratungen ergeben, die im Reichsamt des Innern über den Entwurf eines nationalen Luftfahrtgesetzes stattgefunden haben. In nationaler Beziehung muß man unterscheiden zwischen der Ansicht derer, die ein geschäftliches Interesse an der Sache haben und sich demnach hier und da durch Vorschriften beengt fühlen können, und den Forderungen, die die Allgemeinheit zur Wahrnehmung der persönlichen und sachlichen Interessen erhebt. Kommerzielle Interessen werden im internationalen Verkehr weniger in Frage kommen.

Man hat vielfach eine Parallele mit den Vorschriften für den internationalen Seeverkehr gezogen. Der Vergleich hinkt aber sehr, weil in der Luft noch zur horizontalen Dimension die vertikale hinzukommt, und weil es namentlich einem Luftfahrzeug, das in Sicht der Erde fährt, außerordentlich leicht ist, Festungsanlagen zu erkunden. Im internationalen Seerecht sind die Bestim-

mungen auch nicht einheitlich. Im allgemeinen können in Handelshäfen die Kauffahrteischiffe beliebig einlaufen und ankern. Zur schnellen Erledigung der Zollformalitäten usw. werden sie schon vorher durch ihre Vertreter den Behörden über das voraussichtliche Eintreffen Anzeige zukommen lassen. Außerdem sind sie ja meist gezwungen, einen Lotsen an Bord zu nehmen. In den Kriegshäfen werden meist nur bestimmte Stellen den Handelsschiffen freigegeben. Für Kriegschiffe sind die Vorschriften, die in den verschiedenen Ländern gelten, nicht einheitlich. In manchen Häfen können Kriegschiffe ohne weiteres einfahren — im allgemeinen ist es wohl Brauch, auch da vorher von dieser Absicht den Behörden des betreffenden Hafens Nachricht zu geben — bei anderen Häfen ist die vorherige Anmeldung unbedingt erforderlich, und endlich haben einige Staaten Bestimmungen getroffen, nach denen nur eine bestimmte Höchstzahl fremder Kriegschiffe gleichzeitig sich im Hafen befinden darf. Wäre dies nicht der Fall, so könnte ja schließlich vor einer geplanten Mobilmachung eine fremde Kriegsflotte den Hafen einfach besetzen!

Für den Flugverkehr hat ebenfalls eine genaue Scheidung zwischen Staats- und Privatluftfahrzeugen zu erfolgen. Die hierüber zu treffenden Bestimmungen bieten keine Schwierigkeiten. Den Privat-Luftfahrzeugverkehr über die Grenzen völlig freizugeben, dürfte wohl für die Staaten nicht gut möglich sein; man muß immer wieder daran denken, daß der Spionage Tür und Tor geöffnet würde. Man kann es den Franzosen nicht verargen, wenn sie alle fremden Luftfahrer in ihrem Land anhalten und Fahrzeug wie Personal durchsuchen. Im Interesse unserer Landesverteidigung liegt es, daß auch wir nach dem gleichen Prinzip verfahren. Daß hierbei natürlich bestimmte Formen innegehalten werden müssen, daß nicht jeder beliebige Polizist, jeder Offizier oder Soldat solche Durchsuchungen vornehmen darf, ist dabei selbstverständlich. Wenn man sich also vor Spionage schützen will, so bleibt nur übrig, den Privatluftschiffen bestimmte Straßen zum Einflug vorzuschreiben, wie es beispielsweise England gerade jetzt getan hat. Da aber die Schwierigkeit, einen Flugweg zu kontrollieren, außerordentlich groß ist, so kann man es keinem verdenken, wenn er auf vorherige Anmeldung des geplanten Fluges besteht. Die Vorwürfe, die man gegen England, das solche Anmeldung verlangt, gerichtet hat, sind durchaus ungerechtfertigt.

Unter Umständen kann man nur sehr wenige oder sogar keine Einflugwege freigeben. Beispielsweise ist die französische Ostgrenze nach Deutschland hin in unterbrochener Linie befestigt, in die sich die Franzosen nicht hineinsehen lassen wollen, ein Wunsch, den wir bei unseren Befestigungswerken ebenfalls hegen. Den deutschen Kriegsluftfahrzeugen ist der Einflug nach Frankreich überhaupt verboten. Im Interesse der Landesverteidigung wäre es der deutschen Regierung nicht zu verargen, wenn der Einflug, wie er jetzt im Frieden von französischen Fliegern in so ausgezeichneter Weise geübt wird, verboten würde, wenn auch im Interesse des Flugwesens an sich diese Flüge mit Freude zu begrüßen sind.

Die Erwägungen der Juristen, das Hoheitsgebiet eines Landes auch in der Vertikalen abzugrenzen, hat eigentlich wenig oder gar keinen Wert. Bekanntlich reicht das Hoheitsgebiet eines Landes so weit auf das Meer hinaus, wie die Kanonenschußweite beträgt. Jeder Staat muß eben das Hoheitsrecht auch für die ganze Luftsäule über seinem Land beanspruchen. Da es sich nun von unten schwer feststellen läßt, ob sich ein in großer Höhe fahrendes Luftfahrzeug noch über dem eigenen oder schon über dem fremden Land befindet — angenommen, daß die genau auf der Landesgrenze errichtete Senkrechte als Grenze gilt — so könnte man daran denken, in der Horizontalen noch einen neutralen Raum zu beiden Seiten der Grenze zu schaffen, der ebenfalls nicht beflogen werden darf. Festungswerke, die sich innerhalb eines Raumes von 10 bis 20 Kilometer an der Grenze befinden, können nämlich von feindlichen Luftfahrzeugen jederzeit erkundet werden, mögen diese auch noch so hoch fliegen. Man müßte demnach zur Vermeidung dieser Erkundung die neutrale Zone zum mindesten 20 Kilometer von der Grenze entfernt ziehen. Es ist aber kaum anzunehmen, daß sich die Staaten hierzu verstehen werden. Als vertikale Zone haben die Juristen, die eine Freiheit des Luftraums auch international befürwortet haben, die verschiedensten Zahlen angegeben. Der eine wollte 1000 Meter über den höchsten Erhebungen des Bodens als Grenze festgesetzt haben, weil dieser Raum durch Handfeuerwaffen beherrscht werden kann, der andere will 12 000 Meter haben, weil dies die größte, bisher von Steilfeuergeschützen erreichte Höhe ist; wieder ein anderer schlug 330 Meter vor, da dies die größte Höhe sei, bis zu der menschliche Bauwerke aufgeführt wären, noch ein anderer nannte eine Höhe von 1500 Meter, weil dies die Höhe sei, aus der man die Erdbewohner nicht mehr durch indiskrete Blicke belästigen könne usw. Bei Sicht der Erde gibt es übrigens keine durch Luftfahrer zu erreichende Höhe, aus der man nicht Anlagen auf der Erde sehr genau betrachten kann.

In der bisherigen Praxis hat man es bei dem Besuch fremder Privatluftfahrzeuge so gehalten, daß der zu besuchende Staat einige seiner Offiziere an Bord schickte, die den Luftweg angaben. Man muß also wohl der Frage der Luftlotsen unbedingt näher treten. Diese Luftlotsen müssen die genauesten Kenntnisse aller Festungswerke besitzen und müssen wissen, welche Punkte im Interesse der Landesverteidigung strengstens geheimgehalten werden sollen. Als das Zeppelin-Luftschiff von Hamburg nach Dänemark flog, befanden sich beispielsweise dänische Offiziere an Bord.

Alle getroffenen Bestimmungen können aber verletzt werden, wenn höhere Gewalt einen Führer zwingt, mit seinem Fahrzeug einen fremden Hafen aufzusuchen. Dies kommt auch im Seeverkehr vor; man hat in den Vorschriften Seenot ausdrücklich vorgesehen. Es kann vorkommen, daß ein Schiff im Sturm beschädigt wird und nur noch den in der Nähe gelegenen, sonst verbotenen Kriegshafen zu erreichen vermag, Mangel an Proviant können es ferner zwingen, sofort einen Hafen aufzusuchen usw. Diese höhere Gewalt wird dann nicht als Verletzung der Bestimmungen aufgefaßt. Bei Luftschiffen kann sich dies, wie die letzten Vorkommnisse bewiesen haben, noch viel leichter ereignen als bei Seeschiffen. Bei Sicht der Erde oder bei Sicht der Gestirne ist es auch für Luftschiffe leicht, sich zu orientieren, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß die Fehler, die dabei vorkommen, größer sind als beim Bestecknehmen auf See. Im Nebel ist nur eine magnetische Orientierung möglich, aber auch diese versagt dann, wenn es sich um die Bestimmungen der Länge handelt. Der Führer des L. Z. 16 konnte wohl seine Nord- und Südrichtung feststellen, nicht aber den Punkt, über dem er sich nach Westen oder Osten befand. Ein Mittel gibt

es aber, das es auch im dicksten Nebel gestattet, sich nach allen Richtungen hin zu orientieren: die Funkentelegraphie. Außerdem kann man den Luftschiffen über die Windbewegung in der Höhe, insbesondere über plötzlich zunehmende Windstärke, leicht mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie Mitteilung machen, wenn man nur über eine genügende Zahl von Hochluftwarten verfügte. Die vorhandenen Luftwarten in Lindenberg, Friedrichshafen, Hamburg und Rostock genügen noch keineswegs. Der Plan, beispielsweise auch in Marburg eine Hochluftwarte zu errichten, verdient die Beachtung der Regierung.

Es hieß kürzlich vielfach, ein Flieger, der im Gleitflug herunterginge, könne niemals seinen Gleitflug so bemessen, daß er noch diesseit der Grenze herunterkäme. Das ist nicht ganz zutreffend, denn der Gleitflug läßt sich sehr wohl auch in Spiralen durchführen. Das beste bleibt es allerdings, wenn man bei unsichtigem Wetter Fahrten und Flüge in der Nähe der Grenze vermiede.

Der Rückflugweg aus fremden Landen kann unter Umständen sehr lang werden, wenn das Überfliegen von Festungswerken vermieden werden soll, ja, man könnte es schließlich einem Staat nicht verargen, wenn er die Demontierung eines innerhalb von Festungswerken gelandeten Luftfahrzeuges verlangte. Zwar kommt es häufig vor, daß bei militärischen Übungen, die nun einmal auch an der Grenze stattfinden müssen, Patrouillen ungewollt die Grenze überschreiten, aber das ist nicht so folgenschwer, weil sie selten bis an die Befestigungswerke herankommen, und weil sie leicht wieder abgeschoben werden können.

Die Regelung aller dieser Fragen wird also immerhin einige Schwierigkeiten bieten, die aber sicher überwunden werden, weil jeder Staat bedenken muß, daß auch seine Luftfahrzeuge in die Lage kommen können, über die Grenze getrieben zu werden. Ebenso wird die so überaus wichtige Zollfrage nicht so leicht zu lösen sein. Dagegen wird die Regelung der andern Fragen, wie Signalgebung, sanitäre Vorschriften, Vorschriften über die Fahrtechnik, Vorkehrungsmaßregeln gegen Anarchisten u. a. m., keine Schwierigkeiten bieten. Bis ein internationales Luftverkehrsgesetz geschaffen ist, muß man jedoch jedes Überfliegen der Landesgrenzen vermeiden; man darf eben bei unsichtigem Wetter an der Grenze nicht mehr fliegen.

Frauenstimmrecht.

Von Anna Schellenberg.

Die Forderung des Frauenstimmrechts ist logisch wie ethisch unanfechtbar. Die Frau hat das gleiche Interesse am Geschick ihres Volkes wie der Mann, warum sollte ihr nicht gleiches Bestimmungsrecht zustehen? Die menschliche Seele ist gleich wertvoll, mag sie in männlicher oder weiblicher körperlicher Hülle erscheinen, warum soll sie in ihrer irdischen Existenz nicht die gleich große Wirkungssphäre haben?

Die Frage ist nur, wie steht diese logisch und ethisch unzweifelhafte Forderung zur Politik?

Politische Forderungen haben sich politisch zu rechtfertigen.

Die Forderung des Frauenstimmrechts wird in neuster Zeit nicht als eine Forderung von Rechten dargestellt, sondern als Bedingung zur Erfüllung nationaler Pflichten. Recht und Pflicht rücken einander hier recht nahe, sind fast synonym. Denn ich kann die Pflicht eines Einflusses nur üben, wenn ich Recht und Macht zu solchem Einfluß habe.

Welche Pflichten hat nun die Frau der staatlichen und nationalen Gesamtheit gegenüber zu erfüllen?

Die erste Pflicht der Frauen dem Volksganzen gegenüber wird immer die sein, den Bestand der Nation nicht nur zu erhalten, sondern den Nachwuchs auf die möglichste geistige und sittliche Höhe zu heben. Ob sie zur vollen Ausübung dieser Pflichten eines durch das Stimmrecht geübten Einflusses auf die Gesetzgebung bedürfen, hängt von der geistigen und sittlichen Höhe der Männer und Frauen des betreffenden Landes ab. Die Frage ist enger zu stellen: Hindert die Ausübung des Stimmrechtes die Frauen an dieser ihrer ersten nationalen Pflicht?

Wird das Frauenstimmrecht an sich Leben und Seele der Frauen verändern? Ich glaube nein. Die Hausfrau und Mutter kann, auch wenn sie einmal im Jahr zur Wahlurne geht oder auch einer politischen Versammlung anwohnt, die bleiben, die sie ist. Daß derbe Wahlkämpfe die Seele der Frauen geistiger Hartschwieligkeit aussetzen sollten, ist nur für wenige bedenkenswert, nicht für „die Frauen“. Man beurteilt doch auch „die Männer“ nicht nach dem Kampfgeschrei wüster Agitatoren. Auch vor der neuen englischen Krankheit, der Suffragettenhysterie, brauchen wir uns kaum zu fürchten. Diese geistige Krankheit weiblicher Don Quichottes, denen ein weltliches Streben auswächst zur Märtyreridee, hat mit Politik nichts zu schaffen.

Die deutsche Stimmrechtsbewegung geht langsam voran und vorsichtig, mit weiblicher Sanftmut kann man sagen. Man kann auch sagen mit weiblicher Schlauheit.

Die Erlangung des Stimmrechts hat aber als Ziel keinen Sinn. Bedeutung erhält es erst in seiner Anwendung, in seiner Wirkung. Darum ist die viel wichtigere, kaum je berührte Frage: Wie wird der weibliche Einfluß vermutlich das politische Leben färben?

Die Begründung der Forderung ruht auf den allgemeinen Menschenrechten, das Ziel ist die Gleichsetzung des männlichen und des weiblichen Einflusses auf die Gesetzgebung.

Dazu kommt aber noch ein anderes — wir machen hier den Schritt von den Pflichten zu den Rechten, von der Theorie zur Wirklichkeit — die praktische Forderung. Die Frauen, die im Beruf stehen, bedürfen des Stimmrechts. Ihre Organisationen sind ohne politischen Einfluß schwach den männlichen gegenüber. Und die Parteien müssen mit ihnen, den politisch Tätigsten, rechnen.

An den politischen Fragen werden sich wesentlich die Berufsfrauen beteiligen. Nicht etwa, wie behauptet wird, weil der Beruf in praktischer Lebenserfahrung besser schule. Ich kann nicht einsehen, warum ich mehr Lebenserfahrung haben soll, wenn ich Zigarren wickle, Leinwand verkaufe oder das Hauptbuch abrechne, als wenn ich meine Kinder erziehe und meinen Haushalt führe, der mit allen Lebenschichten in Berührung bringt.

Die beruftätigen Frauen sind politisch interessiert, weil Berufswünsche durch die Gesetzgebung erfüllbar sind; sie müssen es sein im Interesse ihrer Organisation.



Immer mehr werden ja die Berufsorganisationen politisch einflußeich. Gewerkschaften, Handels-, Industrie- oder landwirtschaftliche Verbände sind politische Mächte neben dem Parlament. So verlangen auch die erwerbstätigen Frauen nach politischem Wirken.

Die äußere Folge der stärkeren politischen Betätigung der Berufsfrauen wird ein starkes Anwachsen der Sozialdemokratie sein. Außer ihr hätte nur das Zentrum Gewinn vom Frauenwahlrecht. Die Anhängerinnen dieser beiden Parteien werden ihre speziellen Frauenwünsche dem Parteiinteresse unterordnen. Anders die bürgerlichen Frauen. Sie stehen im Zwiespalt: Hie Partei und Nation! — hie Frau! Ein Zwiespalt, der sich schon jetzt darin zeigt, daß sie ein Recht erstreben, das sie im Hinblick auf die Nation vorerst gar nicht wünschen dürfen.

Vielleicht geschieht das aus dem Gedanken, daß dieser Mangel aufgehoben werde durch seine desto wünschenswertere Zukunftswirkung des weiblichen Einflusses auf die Gestaltung unserer Volksgeschicke.

Bedeutet nun wirklich die politische Tätigkeit der Berufsfrauen den unerwünschten *weiblichen* Einfluß? Ich glaube nein. Die Interessen der Ärztin, im wirtschaftlichen wie im geistigen Sinn, stehen denen des Arztes, die der Arbeiterin denen des Arbeiters weit näher als den ganz anders gearteten der Hausfrauenmutter. Zu befürchten ist, daß die Gesetzgebung den weiblichen Berufsorganisationen mehr gerecht werde als den Frauen.

Eine politische Bevorzugung der Gewerbefrauen in wie immer gearteter Form hätte zur Folge, daß Hausfrauen und Mutterschaft noch mehr diskreditiert würden, als sie es leider schon sind. Der bezahlte Beruf, in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle ein persönliches ökonomisches Interesse, einem Notstand entspringend, würde höher gewertet als die opferreiche, für die Nation wertvollste und unentbehrlichste Frauenarbeit, die Mutterarbeit. Dabei ist die Hausfrau am Geschick ihres Landes interessiert als Konsumentin wie die Berufsfrau als Produzentin. Als Mutter aber ist sie mit der Zukunft ihres Volkes weit enger verflochten. Nietzsche sagt: „Nur wer Söhne hat, sollte in einem Staatswesen mitbestimmen dürfen. Denn der Gedanke an die Nachkommen stimmt unegoistisch oder besser, er erweitert den Egoismus über die nächste Zukunft hinaus."

Erst wenn das Wahlrecht die Berufsarbeit der Frauen fördern und auf weitere Schichten verbreiten helfen sollte, hindert es die Frauen an ihrer ersten Pflicht. Beruf und Mutterschaft im wahren, im geistigen Sinn sind bei der heutigen Form der Berufe unvereinbar. Die Nation hätte den Nachteil zu tragen.

Aber auch für die direkte staatliche Führung werden durch Einführung des Frauenstimmrechts Schwierigkeiten entstehen. In der Regel wird nur eine kleine Anzahl Frauen sich mit Politik beschäftigen. Wie aber, wenn bei großen Fragen plötzlich und unerwartet die ganze Masse der Frauen herbeiströmt?

Also schon Schwierigkeit und Störung in der äußeren Wirkung auf das staatliche Leben. — Angenommen aber, der *weibliche* Einfluß wäre wirklich mitbestimmend im politischen Leben. Was wird die innere Wirkung in den wichtigsten staatlichen Fragen sein? Es lassen sich einstweilen nur Schlüsse ziehen aus der Beobachtung der weiblichen Psyche.

„Die Frauen" sind durchaus keine homogene Masse. Man müßte mit ganz verschiedenen Einflüssen rechnen.

Gemeinsam scheint mir den meisten deutschen Frauen ein Universalismus zu sein, der mehr Gefühls- und Gerechtigkeitsangelegenheit ist als Macht- und Interessenfrage. Universales Fühlen kann ständischen Interessen entspringen wie in der Ritterzeit, religiösen wie beim Katholizismus, Klasseninteressen wie bei der Sozialdemokratie oder dem Empfinden chauvinistischer Liebe wie bei den ersten Christen und heute noch bei den Frauen. An der Liebe ist ihr Wesen erwachsen, es wird daran gebunden sein, solange sie Frauen bleiben. In der inneren Politik, der Rechts- und Sozialgesetzgebung könnte diese frauliche Eigenart manches Gute wirken. Wie sich eine allgemeine Menschenbrüderschaft mit der äußeren Politik vertragen wird? „Der universalistische Gedanke im Staatsleben gehört eben zu den geistigen Elementen, die ihren Segen nur entfalten können, wenn sie unfaßbarer Lebenshauch bleiben." (Meinecke.)

Zur charitativen Liebe kommt noch ein anderes. Die Stimmrechtsfrage wird meist erörtert mit Rücksicht auf wenige geistig hochstehende Frauen. Die weitaus überwiegende Mehrzahl aber ist fraulich geartet im Guten wie im Schlimmen. Jeder impulsiv Lebende wird von Sympathien und Antipathien bestimmt, auch da, wo Vernunft reden sollte. Der Mann ist keineswegs frei davon. Was mag aber werden, wenn der Werdeinstinkt im guten wie im schlechten Sinn das Staatsleben bewußt mitbestimmen wird?

Lebendiges Leben zöge mit den Frauen in die vertrockneten Parlamente. Die Politik, als Massenwirkung verstanden, kann aber Leben nur verwenden, wenn es, gelöst von der Einzelpersönlichkeit und deren Strebungen, durch das Sieb eines Allgemeinwillens filtriert ist.

Wie wird sich die große Masse der Frauen zu nationalen Fragen stellen?

Zunächst in der inneren Politik. Die Berufsfrauen, schon in Massen industriell beschäftigt, werden die Industrialisierung Deutschlands befördern helfen, sie stehen auf der Seite zahlenmäßiger Technik mehr als auf der leibhafter Wirklichkeit. Mit wachsenden Löhnen in der Industrie und stärkerer Politisierung der Frau wird diese gleich dem Mann die landwirtschaftliche Arbeit immer mehr verlassen, die sich mit dem Mutterberuf noch am besten verträgt. Wird die Mechanisierung des Lebens, „die kristallisieren läßt, was man bisher organisieren ließ", für unser deutsches Volk ein Glück sein? — Die Gruppe der Konsumentinnen wird von einem Gesichtspunkt aus urteilen, den ich den des Marktkorbes nennen möchte. Auch bei großen Fragen wird sie sich vom „Esprit des bagatelles" führen lassen.

Wie würden wachsende Industrialisierung und Verengerung des Gesichtsfeldes die äußere Politik bestimmen und verändern? Industrielle Beziehungen sind wesentlich solche zum Ausland. Das nationale Moment tritt zurück, ist nur erfreuliche Begleiterscheinung. Bei den Frauen, den stark dem Augenblick lebenden, würde jede wirtschaftliche Störung peinlich empfunden, ein Gefühl, das sie schon internationalem Frieden geneigt macht.

Zudem sind Kriegzeiten männliche Zeiten. Ob ein Krieg siegreich endet oder nicht, er bringt Werte zu Sichtbarkeit und Höhe, die in Friedenzeiten verborgen ruhen, Autorität und Gehorsam, Pflicht gegen die Nation, Verantwortung für die Kommenden.

Frauen, Berufsfrauen und Mütter, werden wohl für den Frieden eintreten. Solange Liebe zum Individuum die Frauenseele stärker bewegt als die zur unpersönlichen Nation, solange die Mutter das Kind für das Leben



wappnen will, nicht für den Tod, werden Frauen kriegsfremd gesinnt sein. Möglicherweise werden gerade deutsche Frauen auf Grund ihrer Treue, durch ihre ureigenste Aufgabe zum Individualismus prädestiniert, der Nation gegenüber versagen. Die Frage, ob eine Mitbestimmung der äußeren Politik durch die Frauen der Nation zum Heil gereichen wird, tritt in ein neues unbestimmtes Licht.

Alte Konflikte werden durch die Frauen verstärkt werden, neue entstehen. Neue Wünsche, neue Strebungen, die mehr Wirrnis bringen als Lösung.

Die Stellung der Parteien, die aus Angst, zu spät zu kommen, Frauen heranziehen gegen das Parteiinteresse, muß unerörtert bleiben. Zu befürchten ist, daß das Frauenstimmrecht Parteilockmittel werden könne und politische Handelsware.

In den Ländern, wird man sagen, wo das Frauenstimmrecht eingeführt ist, sind krause Mißstände bisher nicht bekannt geworden. Aber zur Beurteilung der Wirkung ist die Zeit seit Einführung dieses Rechtes viel zu kurz. Zudem ist keines dieser Länder seitdem durch eine schwere nationale Prüfung gegangen. Nur Länder, die entweder auf ihr selbständiges, nationales Leben verzichten mußten, wie z. B. Finnland, oder solche, deren glückliche, geographische oder nationale Lage sie einstweilen vor Feinden schützt, wie Amerika und bisher England, können diese Experimente wagen. Wo der Friede gesichert scheint, wird das weibliche Element erstarken. Unser Land aber, das bedrohteste Europas, darf nicht politische Versuchstation für Unerprobte sein.

Also: nicht als ethische, zeitlose Theorie ist die Forderung des Frauenstimmrechts unmöglich oder verwerflich. Sie ist es einstweilen in Deutschland als politische Wirklichkeit. Die staatliche Mitarbeit der Frauen mag unter anderen Verhältnissen Glück sein und Wohltat. Unter den eben gegebenen deutschen inneren wie äußeren Verhältnissen bedeutet sie — wir müssen uns die doktrinären Scheuklappen wegreißen — ein Unglück.

Wohl mögen also wir Frauen theoretisch wie sittlich einen Anspruch haben auf das Stimmrecht. Aber unsere wahre Frauenpflicht ist, diesen unseren Anspruch der Nation zuliebe einstweilen aufzugeben. Mag dies Verzicht sein und Opfer. Es sei gebracht. Denn wir wissen aus der Geschichte: Volk oder Volksschicht, die nicht imstande sind, Einzelbestrebungen einer Gesamtheit zu opfern, sind dem Untergang bestimmt. Das zeigt Griechenland, das zeigt Rom, daß zeigt das Ancien Régime. Mögen in individualistischen Zeiten Persönlichkeiten erstehen von höchster Vollendung. Junge undifferenzierte, glaubensstarke Völker werden an ihre Stelle treten. Ein Volk, das die absolut bindende Beziehung verloren hat zur Nation wie zur Gottheit, ist gerichtet. Eine ungeduldige Handbewegung des Weltgeistes ob des unerfreulichen Anblicks — es ist weggewischt aus dem Dasein.

Bei C. M. Ziehrer.

Von Bettina Wirth. — Hierzu 2 photogr. Aufnahmen.

Ein Altwiener im schönsten Sinn des Wortes ist der junggebliebene Hofballmusikdirektor und Hofkapellmeister C. M. Ziehrer, der am 2. Mai seinen siebzigsten Geburtstag und zugleich sein fünfzigjähriges Kapellmeisterjubiläum feiert. Ganz Wien sieht in Ziehrer den würdigen Nachfolger der Strauß-Dynastie, den Schöpfer unzähliger flotter Tänze und anfeuernder Märsche, die Verkörperung des fröhlichsten, feschesten Wienertums. Daß er sich alle köstlichen Gaben seiner Jugend bis ins Alter bewahrt hat, daran ist wohl der Umstand schuld, daß Ziehrer rechtzeitig seinem vielumworbenen Junggesellentum entsagt und eine Frau genommen hat, die nach seiner ganzen Art, nach seinem ganzen Herzen die richtige war. In Marianne Münk, einer begabten Künstlerin und gefeierten Wiener Schönheit, fand er die Lebensgefährtin, die ihm ein echtes Wiener Heim zu schaffen wußte.

Ziehrers künstlerische Anfänge reichen in die Zeit zurück, wo sich die elegante Welt im Volksgarten, beim Sperl, im Elysium, in Schwenders Kolosseum, in der „Neuen Welt“ bei echter Wiener Musik traf. Es gab Konzertsoireen und Bälle beim Grafen Harrach, beim Markgrafen Pallavicini, beim Fürsten Auersperg, beim Obersthofmeister Hohenlohe im Augartenpalais, beim Grafen Beust am Ballplatz. Die Bürger trafen sich beim Zobel in Mariahilf, wo es die besten Backhendln gab. Die Erzherzoge waren ebenso begeisterte Verehrer der Wiener Musik wie alle andern Bewohner der Kaiserstadt.

Ziehrers Werdegang war der eines echten, begabten Glückskindes. Er kann es heute selbst kaum glauben, daß seine Eltern — wohlhabende Leute „vom Grund“ — ihn eigentlich zum Geistlichen bestimmt hatten. Sie ließen ihn aber auf seine Bitten nach der Schule das Konservatorium besuchen. Dort wurde Ziehrer ein ausgezeichneter Klavierspieler. Er fand sich als lebenslustiger Achtzehner zweimal in der Woche in der Tanzschule des alten Haßreiter ein und ging nach der Tanzstunde mit den Burschen und Mädel ins Gasthaus zum „Rößl“ in der Kettenbrückengasse, wo nach einem bescheidenen Abendessen weitergetanzt wurde. Ziehrer saß stundenlang am Klavier und improvisierte Walzer. Damals kam es zwischen dem Musikverleger Tobias Haslinger und Johann Strauß zu einem so ernsten Konflitt, daß der Verleger sich für seine Konzerte um einen neuen Kapellmeister umsehen mußte. Haßreiter führte ihn ins „Rößl“, wo er unerkannt den jungen Ziehrer spielen hören konnte. Er entschloß sich auf der Stelle, sich das schöne Talent zu sichern, und fragte Ziehrer, ob er geneigt sei,



Hofmusikdirektor C. M. Ziehrer am Klavier in seinem Heim.
Zum 70. Geburtstag des Wiener Hofkapellmeisters.



Frau Ziehrer in ihrem Wiener Heim.

sich zum Kapellmeister ausbilden zu lassen — anderthalb Jahre Zeit könne er ihm geben. Mit dem Wagemut, der ihm eigen, sagte Ziehrer zu und begab sich in die musikalische Zucht des Hoforganisten Sechter. Haslinger hatte ihn mittlerweile in einer Abendgesellschaft Liszt, Wagner, Herbeck, dem Prinzen Koburg und seiner Gemahlin Konstanze Geiger als den Wiener „Zukunftswalzerkomponisten" vorgestellt. Er mußte seine Kompositionen vorspielen und Tänze improvisieren. Man rief ihm herzlich Bravo zu, und die Angst, mit der er zu spielen begonnen hatte, verflog. Zum festgesetzten Termin stand Ziehrer mit dem Taktstock an der Spitze seines Orchesters im feinsten Ballsaal Wiens, im „Dianasaal", und trat die Erbschaft Johann Strauß' mit rauschendem Erfolg an.

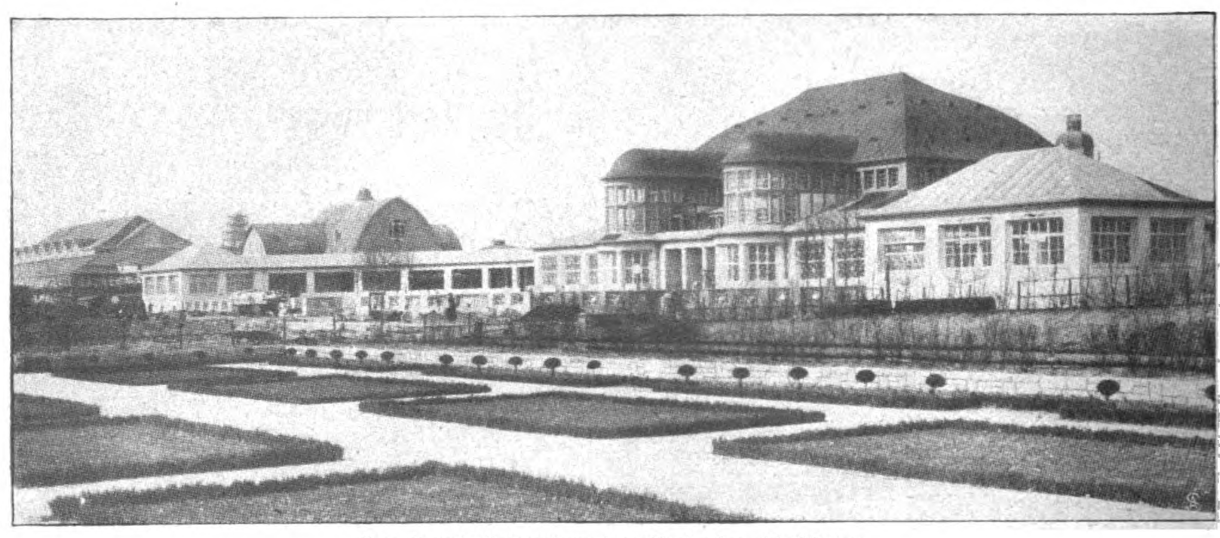
Seinen dreijährigen Militärdienst absolvierte Ziehrer als Kapellmeister, und von nun an wechselte er im Zivil- und Militärdienst ab, komponierte und dirigierte unermüdlich, bald als Kapellmeister der Hoch- und Deutschmeister, bald an der Spitze eines Orchesters von Zivilisten in Wien, Berlin, Bukarest und allen großen Städten der amerikanischen Union. Der Erfolg seiner 600 Kompositionen war selbstverständlich nicht immer der gleiche. Mit den Piecen: „Weaner Madln", „Liebesbrief", „Wiener Bürger", „Nachtschwärmer", „Natursänger", „Echt Wienerisch", „Backfischerl", „Traum des Reservisten" und vielen andern eroberte er sich sofort die Herzen seiner Zuhörer.

Bei seinen überaus bescheidenen Ansprüchen, die über bürgerlichen Wohlstand nicht hinausgehen, fühlt sich Ziehrer mit seiner Gattin in seinem hübschen Wiener Heim, das seine Erfolge spiegelt, überaus glücklich. Die Wände von zwei Zimmern sind mit den Schleifen der Lorbeerkränze tapeziert, die Ziehrer in den verschiedensten Ländern überreicht wurden, und weisen polyglotte Inschriften auf. Auf Tischen und Etageren stehen schöne Kunstwerke, Tribute der Bewunderung, die man dem volkstümlichen Mann überall gezollt. Das Klavier, an dem Ziehrer seine einschmeichelnden Weisen erfindet, ist das Geschenk einer Tischgesellschaft bei „Stahlener", die anonym bleiben wollte. Im Glasschrank am Fensterpfeiler blitzt es von Gold und Edelsteinen; es sind durchweg fürstliche Spenden, Orden und Medaillen, sinnige Ueberraschungen, mit denen Ziehrers Geburtstage und Jubiläen gefeiert wurden.

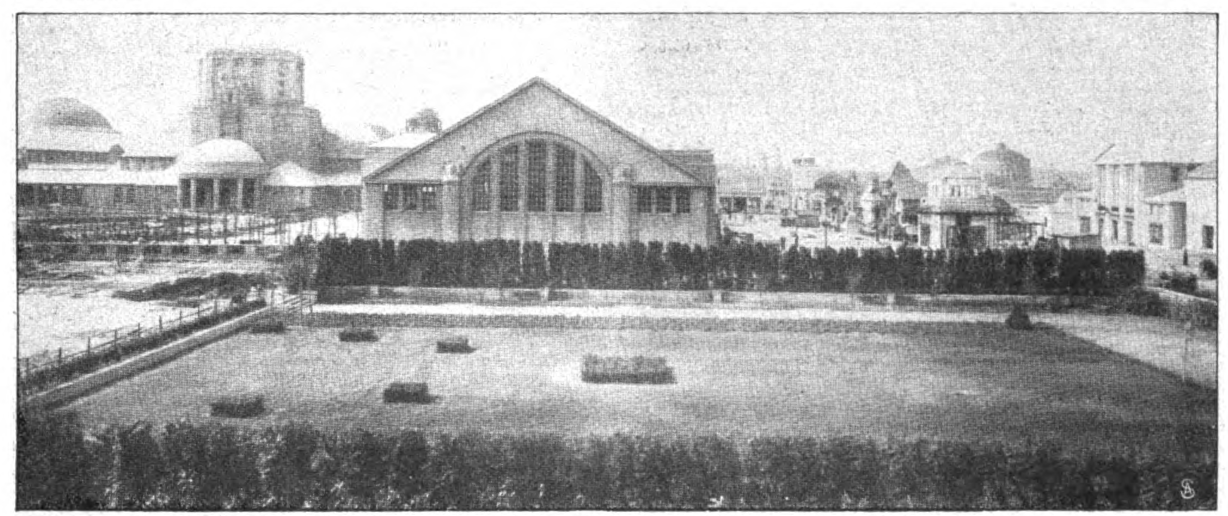
Die Internationale Baufachausstellung in Leipzig.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Am 3. Mai wird die Weltausstellung für das gesamte Bau- und Wohnwesen in Gegenwart des Königs von Sachsen feierlichst eröffnet. Das 400000 qm große Gelände liegt zu Füßen des Völkerschlachtdenkmals an der Stelle, auf der vor 100 Jahren die Völker miteinander rangen. In der verhältnismäßig sehr kurzen Zeit von kaum 2 Jahren ist auf einem vorher öden und kahlen Feld eine Ausstellungstadt entstanden, die sich allen ähnlichen Unternehmen an die Seite stellt. Entsprechend dem Charakter der Ausstellung sind für ihre Anlagen und Gliederungen wohldurchdachte künstlerische Ideen maßgebend gewesen. Zwei rechtwinklig sich schneidende Hauptachsen, die Straße des 18. Oktober und eine Lindenallee, bilden das Gerippe, um das sich die Ausstellungsbauten in technischer und ästhetischer Beziehung in äußerst wirkungsvoller Weise gruppieren. Den größten Flächenraum von über 20000 Quadratmeter bedecken

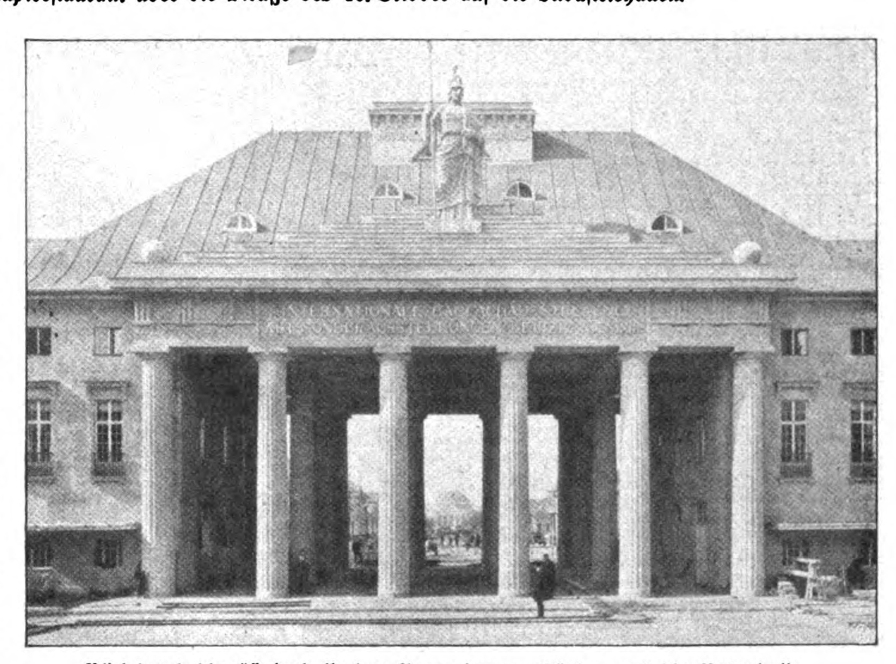


Das Hauptrestaurant an der Straße des 18. Oktober.

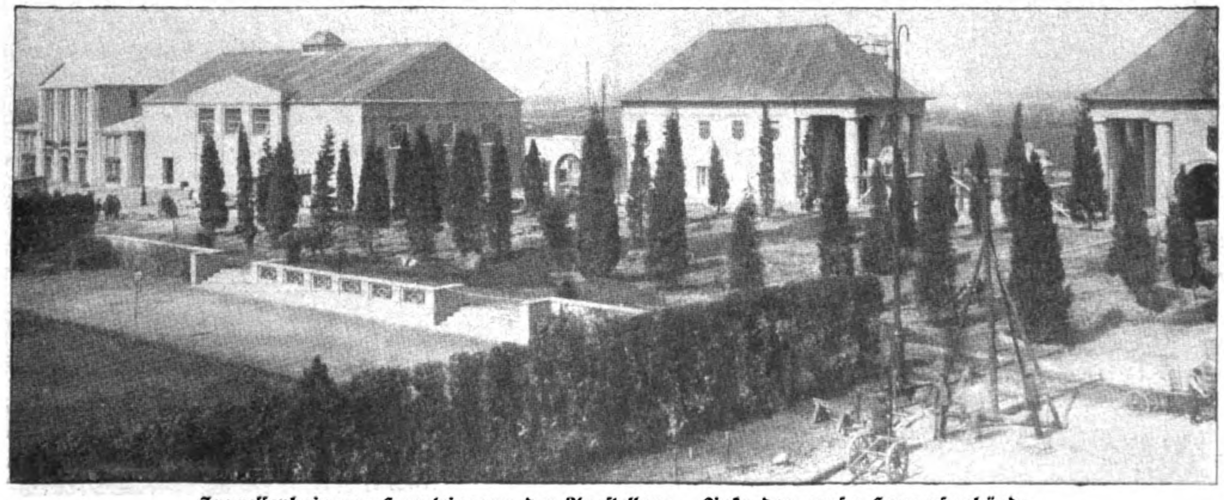


Blick vom Hauptrestaurant über die Straße des 18. Oktober auf die Industriehallen.

die drei hufeisenförmig angeordneten Industriehallen, in denen die Hauptzweige der Bauindustrie: Baustoffe, Raumkunst und Baukunst, vertreten sind. Für die zur Herstellung und Verarbeitung der Baumaterialien nötigen Maschinen sind zwei massive Hallen errichtet, die eine große Fläche von 9000 Quadratmeter bedecken. Die technischkünstlerische Seite des Bauwesens kommt in der Hauptsache in der großen Betonhalle (Entwurf Professor Kreis, Düsseldorf) zur Darstellung. In drei Abteilungen: Ingenieurbauwesen, Städtebau und Hochbau, wird dem Besucher die Entwicklung des Bau- und Wohnwesens im Lauf der Jahrhunderte vor Augen geführt werden. Die deutschen Bundesstaaten Preußen, Bayern, Hessen und die Reichslande sind in der Wissenschaftlichen Abteilung in großzügiger Weise vertreten, insbesondere auch die größten Städte Deutschlands und verschiedene der bedeutendsten Städte des Auslandes, namentlich Amerikas. Da es unmöglich war, das umfangreiche Gebiet des Bauwesens in den beiden genannten Hauptabteilungen unterzubringen,



Blick durch die Säulenhalle des Verwaltungsgebäudes auf die Betonhalle,
die Kuppelhalle im Hintergrund, als ständige Ausstellungshalle der Stadt Leipzig bestimmt.



Zypressenhain am Haupteingang der Ausstellung. Links das große Kongreßgebäude.

mußte eine Reihe von Sonderausstellungen eingerichtet werden. Zur Veranschaulichung des Bauens und Wohnens auf dem Land sind eine Dorfanlage, ein Beispielsgehöft, verschiedene Scheunen und charakteristische Gebäude aus den Kolonien entstanden. Die Bedeutung des Eisens als Baumaterial gelangt in einem besonderen Palast: „Das Monument des Eisens" zum Ausdruck. Eine Sonderhalle ist für hygienische Baueinrichtung bestimmt. Die Beziehungen des Bauwesens zum Sport kommen in der Sporthalle zur Darstellung. In dem Gebäudekomplex „Leipzig vor 100 Jahren" sind historische Bauten aus der erinnerungsreichen Zeit des deutschen Vaterlandes von neuem entstanden. Im ganzen sind auf dem Gelände 140 größere und kleinere Bauwerke errichtet.

Unsere Bilder

Gabriel v. Seidl †

(Hierzu das Porträt auf S. 736.)

Der Münchner Architekt Gabriel v. Seidl war einer der populärsten deutschen Baukünstler. Die Krönung seines Lebenswerkes, die Fertigstellung des mächtigen Deutschen Museums in München, worin er die Erfahrungen, die er bei der Errichtung des Bayrischen Nationalmuseums gesammelt hatte, einer reineren Stilidee dienstbar machen wollte — dieses Glück der letzten Erfüllung durfte er allerdings nicht mehr erleben. Aber was er sonst an Kunstwerken hinterläßt: die zahlreichen Privatbauten in München, die Villen für die Maler Lenbach und Kaulbach, die Annakirche und das Künstlerhaus, und außerhalb Münchens die Schlösser für die Freiherren v. Stumm und v. Heyl und den Grafen Henckel-Donnersmarck, alles das trägt die Eigenart dieses im Wohn- wie im Repräsentationsbau gleich bewanderten Architekten so deutlich zur Schau, daß es als eigenes Kapitel unter der Bezeichnung „Seidl-Stil" in der Kunstgeschichte rubriziert werden muß. Seidl war im besten Sinn des Wortes „Traditionskünstler" Er ehrte das Alte, bildete es aber für seine Zwecke weiter — nicht als kühler Intellektmensch, sondern immer unter starker Betonung der gemütlichen Seite. Er baute immer von innen nach außen — seine schönen, klaren Grundrisse waren mit Recht berühmt — und als erster hat er in ganz jungen Jahren das Bürgerhaus wirklich als Bürgerhaus aufgefaßt und es so von den protzigen Allüren des damals so sehr beliebten Palastbaus befreit. Seine ehrliche Art, Häuser zu bauen, die Treuherzigkeit der Gesinnung in der Berücksichtigung äußerer Bedürfnisse hat auch für die heutige Generation noch etwas Vorbildliches an sich. A. G. Hartmann.

Der Kronprinz (Abb. S. 735) hatte sich von Danzig nach Königsberg zu den Kompagniebesichtigungen seines Grenadierregiments Nr. 1 begeben, wo er an einem Offiziersessen im Kasino des Regiments teilnahm. Der Kronprinz folgte auch einer Einladung des Kommandierenden Generals des Ersten Korps, von Kluck.

Geh. Medizinalrat Professor Fritz von Bramann (Abb. S. 733) ist in Halle im 59. Lebensjahr gestorben. Er war am 25. September 1854 zu Wilhelmsburg bei Darkehnen in Ostpreußen geboren. Er begann seine Studien im Jahr 1875 in Königsberg i. Pr. und widmete sich als Arzt mit besonderem Interesse der Chirurgie. Seine hervorragende Tüchtigkeit lenkte sehr bald die Aufmerksamkeit Professor Bergmanns auf ihn, und er wurde im Jahr 1884 an die Berliner Chirurgische Klinik berufen, wo er bis zum Jahr 1888 verblieb. Professor von Bergmann schickte Bramann in jener Zeit als seinen geeignetsten Vertreter nach San Remo, um die Behandlung des schwerkranken damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu überwachen.

Der „Parsival" in Zürich (Abb. S. 737). In Zürich, wo Wagner zuerst sein Festspielhaus zu errichten gedachte, fand die erste Aufführung des „Parsival" außerhalb Baireuths auf dem Kontinent statt. Es war ein großes Ereignis. Von nah und fern hatten Extrazüge Scharen von „Parsival"-pilgern herbeigebracht, die den Zuschauerraum bis auf den letzten Platz füllten. Alle Mitwirkenden setzten ihre ganze Kraft ein, dem Werk eine würdige Gestaltung zu geben.

Ein Kostümfest bei Lady Rodd (Abb. S. 738 u. 739), der Gemahlin des englischen Botschafters in Rom, ist immer ein Ereignis, nicht nur für die englische Kolonie, sondern für die Gesellschaft überhaupt. Diese Feste üben auch deshalb eine so hohe Anziehungskraft aus, weil Sir Renuel Rodd, der Botschafter, sich ausgezeichneter Beliebtheit in Rom erfreut.

Präsident Wilson beim Beginn der amerikanischen Ballspielsaison (Abb. S. 738). In wie hoher Achtung in Amerika der Sport, speziell das Ballspiel steht, geht wohl aus dem Umstand hervor, daß kein Geringerer als Präsident Wilson selbst in höchsteigener Person die Saison der Ballspiele in Boston eröffnet. Gewiß ist das nichts weiter als ein Symbol, aber wohl in keinem anderen Land der Welt wäre es möglich, daß sich das Staatsoberhaupt so an einer Sportübung betätigt.

Die Weltausstellung in Gent (Abb. S. 735) ist feierlich eröffnet worden. Der Eröffnungsfeier, die sich in schlichter Weise vollzog, wohnten das Königspaar, der Kronprinz, sämtliche belgischen Minister, das diplomatische Korps und zwei französische Minister bei. Die Feierlichkeit ging in dem großen Festsaal in Anwesenheit von etwa 6000 Personen vor sich.

Die Jahrhundertfeier der Befreiung Spandaus von den Franzosen (Abb. S. 734) gestaltete sich zu einem Fest, das die ganze Bürgerschaft der alten Havelfeste bewegte. Die Bewohner hatten ihre Häuser reich geschmückt, und vom frühen Morgen machte sich ein reges Leben auf den Straßen bemerkbar. Nach dem Gottesdienst erfolgte die feierliche Kranzniederlegung am Denkmal der Freiheitshelden von 1813.

Zu den Shakespeare-Feiern in Stratford on Avon (Abb. S. 740.) Bei den diesjährigen Shakespeare-Feiern in Stratford hatte man das Grab des Dichters in der historischen Kirche in pietätvoller Weise mit Blumen geschmückt. Zur Seite der letzten Ruhestätte Shakespeares liegen seine Gattin sowie seine beiden Töchter und deren Männer begraben.

Oberbaudirektor Dr.-Ing. Peter Rehder in Lübeck (Abb. S. 736), Mitglied der Königl. Akademie des Bauwesens und Ehrenmitglied des Zentralvereins für deutsche Binnenschiffahrt, vollendete das 70. Lebensjahr. Er ist der Erbauer des Elb-Trave-Kanals, der lübeckischen Hafenanlagen und der Strandpromenade in Travemünde.

Ein Unglückstag auf dem Flugplatz Johannisthal (Abb. S. 734). Zwei schwere Katastrophen an einem Tag haben sich auf dem Flugplatz Johannisthal ereignet. Der russische Flieger Elia Dunetz, der einen zu steilen Gleitflug nahm, stürzte ab und wurde als Leiche unter den Trümmern seines Eindeckers hervorgezogen. Eine Stunde vorher waren zwei andere Russen, der bekannte Flieger Abramowitsch und die Fürstin Schakowskoy, mit ihrem Apparat gestürzt. Abramowitsch wurde so schwer verletzt, daß er am nächsten Tag starb.

Personalien (Portr. S. 736). Frau Elise Weber, die Schwester Theodor Fontanes, feierte ihren 75. Geburtstag in Berlin und empfing aus diesem Anlaß zahlreiche Beweise der Verehrung und treuen Angedenkens an ihren Bruder. — In Kopenhagen ist Wilhelm Bissen, der bekannteste Bildhauer Dänemarks, nach kurzer Krankheit im Alter von 77 Jahren gestorben. — Zum Minister und Staatssekretär für Finnland ist der Vizepräsident des Verwaltungsdepartements des finnischen Senats, Generalleutnant Wladimir Markow, ernannt worden. — Als diesjährige Blumenkönigin der Kölner Blumenspiele ist Fräulein Franziska Hermanns aus Köln erwählt worden. — Geheimrat Professor Dr. von Riezler in München vollendete sein 70. Lebensjahr. — Der Generalstabsarzt der Marine, Exzellenz Schmidt, feiert demnächst sein zehnjähriges Jubiläum in dieser Charge. — Zum Dirigenten der Wiener Hofoper ist der Hofkapellmeister vom Großherzoglichen Hoftheater in Karlsruhe, Leopold Reichwein, auf sechs Jahre verpflichtet worden.

Die Toten der Woche

W. Abramowitsch, bekannter Aviatiker, † in Berlin am 25. April im 24. Lebensjahr (Port. S. 734).

Wilhelm Bissen, bedeutender Bildhauer, † in Kopenhagen im Alter von 77 Jahren (Portr. S. 736).

Geh. Medizinalrat Prof. Fritz v Bramann, Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik, † in Halle a. S. am 27. April im 59. Lebensjahr (Portr. S. 733).

Gabriel v. Seidl, berühmter Münchner Baumeister, † in München am 27. April im 65. Lebensjahr (Portr. S. 736).

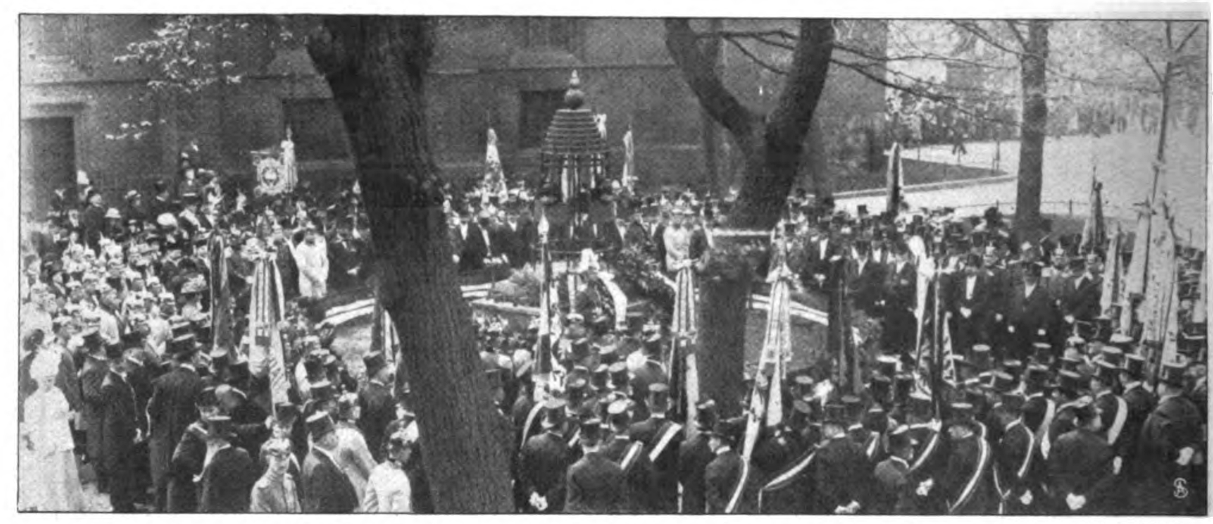
DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Der Hallenser Chirurg, Arzt weiland Kaiser Friedrichs III.

Geh. Medizinalrat Generaloberarzt Professor Dr. Fritz von Bramann †



Von der Jahrhundertfeier in Spandau: Die Huldigung am Denkmal der Freiheitskämpfer. Groß Ill. Berl.





Phot. Fischer.
Flieger Abramowitsch †



Fürstin André Schakowskoy.



Phot. Fischer.
Flieger Elia Dunetz †

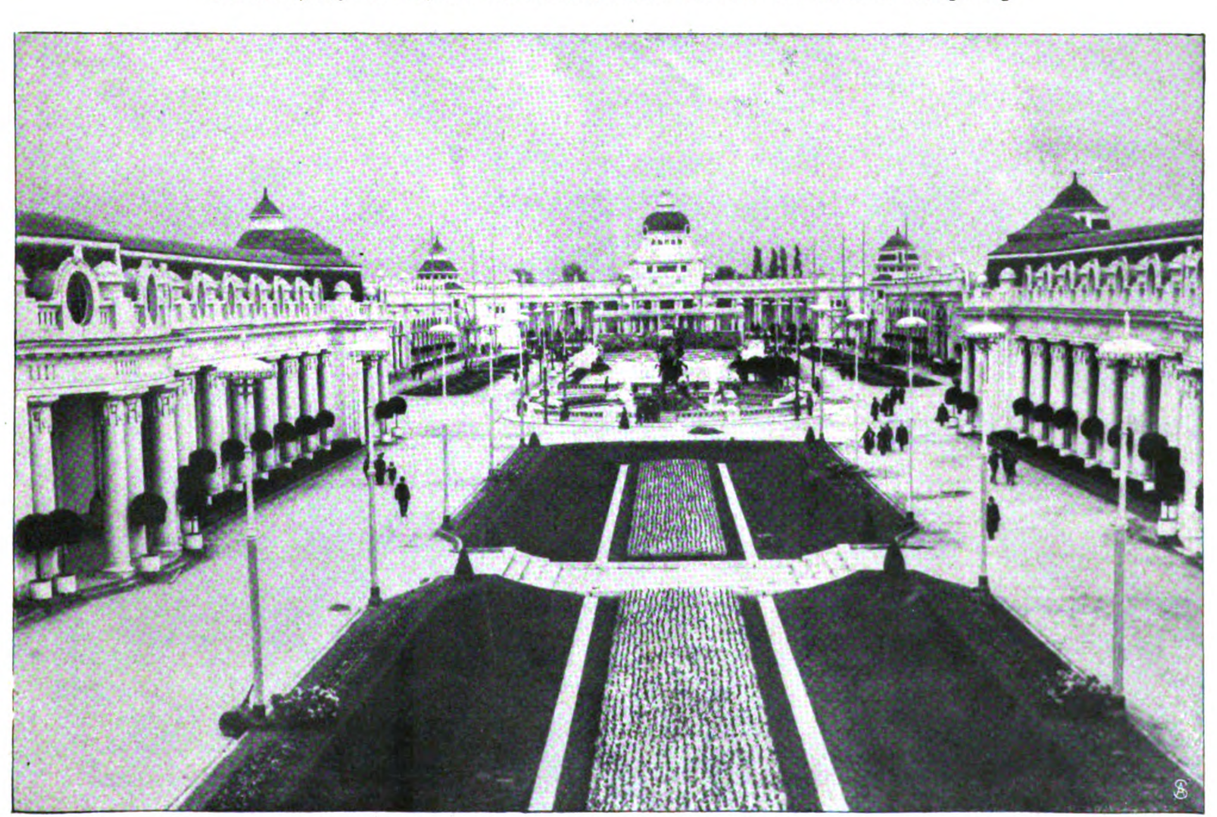
Oben: **Der zertrümmerte Eindecker Dunetz's.** — Phot. Fischer.
Die jüngste Fliegerkatastrophe in Johannisthal.

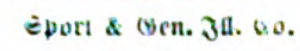


Hofphot. Kühlewindt.

Von links: Frl. v. Kluck. Der Kronprinz. Gen. d. Inf. v Kluck Frau v. Kluck.

Der Kronprinz als Gast des kommandierenden Generals von Kluck in Königsberg.



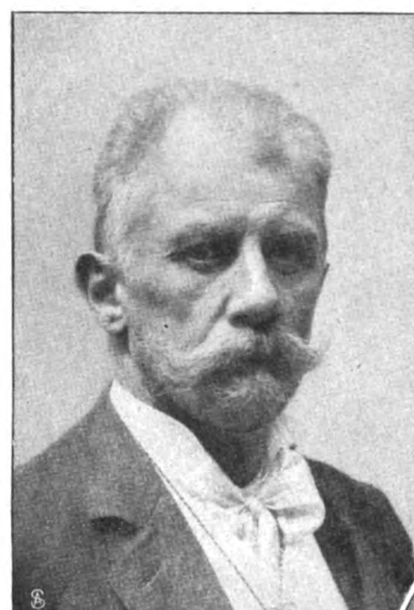


Sport & Gen. Ill. Go.

Blick auf die Hauptausstellungsgebäude.

Von der Weltausstellung in Gent.





Prof. Dr. Gabriel von Seidl †
München, berühmter Architekt.



Atel. Hoffmann.
Prof. Sigm. Ritter von Riezler,
München, wurde 70 Jahre.



Phot. Meyer.
Dr. Paul Schmidt,
seit 10 Jahren Generalstabsarzt der Marine.



Oberbaudirektor Rehder,
Lübeck, wurde 70 Jahre.



Phot. Buda.
Senator General W. J. Markow,
der neuernannte Staatssekretär Finnlands.



Wilhelm Bissen †
Kopenhagen bedeutender Bildhauer.



Phot. Sanden.
Frau Elise Weber,
Schwester Fontanes, wurde 75 Jahre.



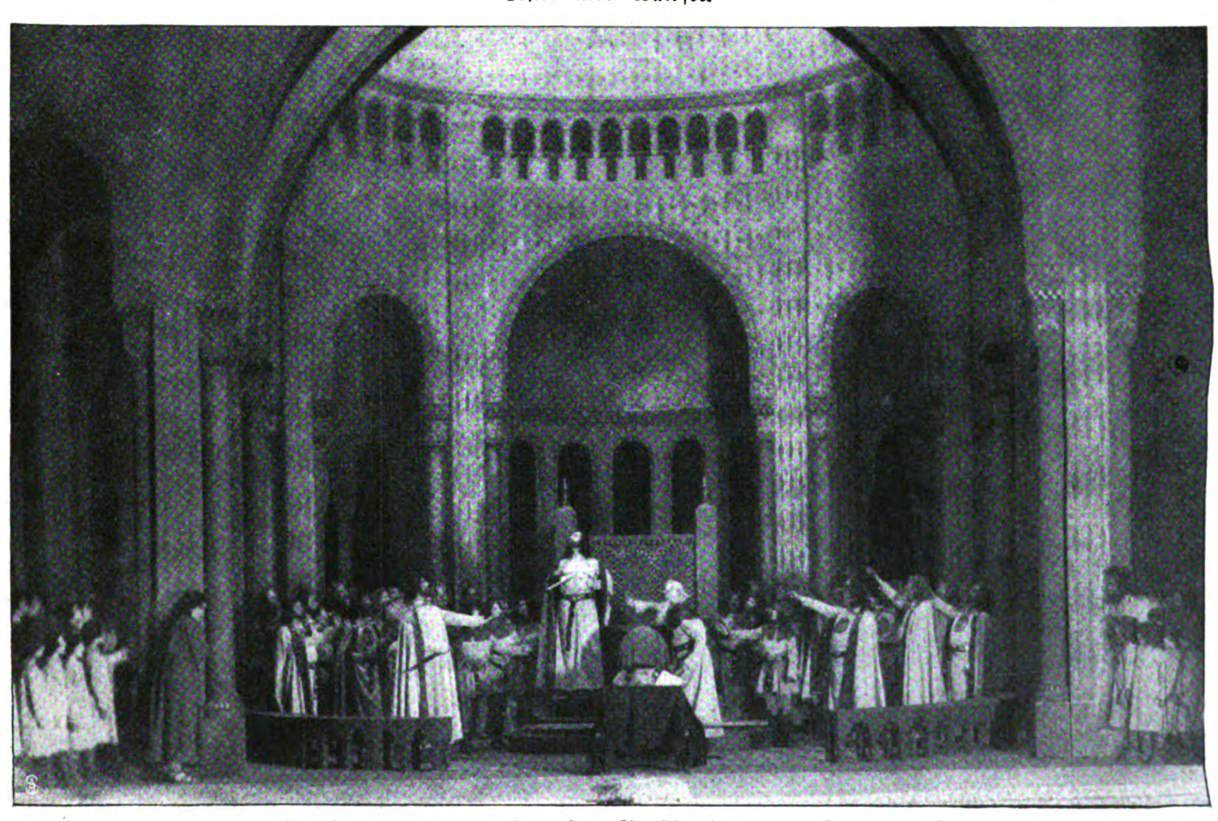
Leopold Reichwein,
Karlsruhe, geht als Hofkapellmeister nach Wien.



Frl. Franziska Hermanns,
die Königin der diesjährigen Kölner Blumenspiele.

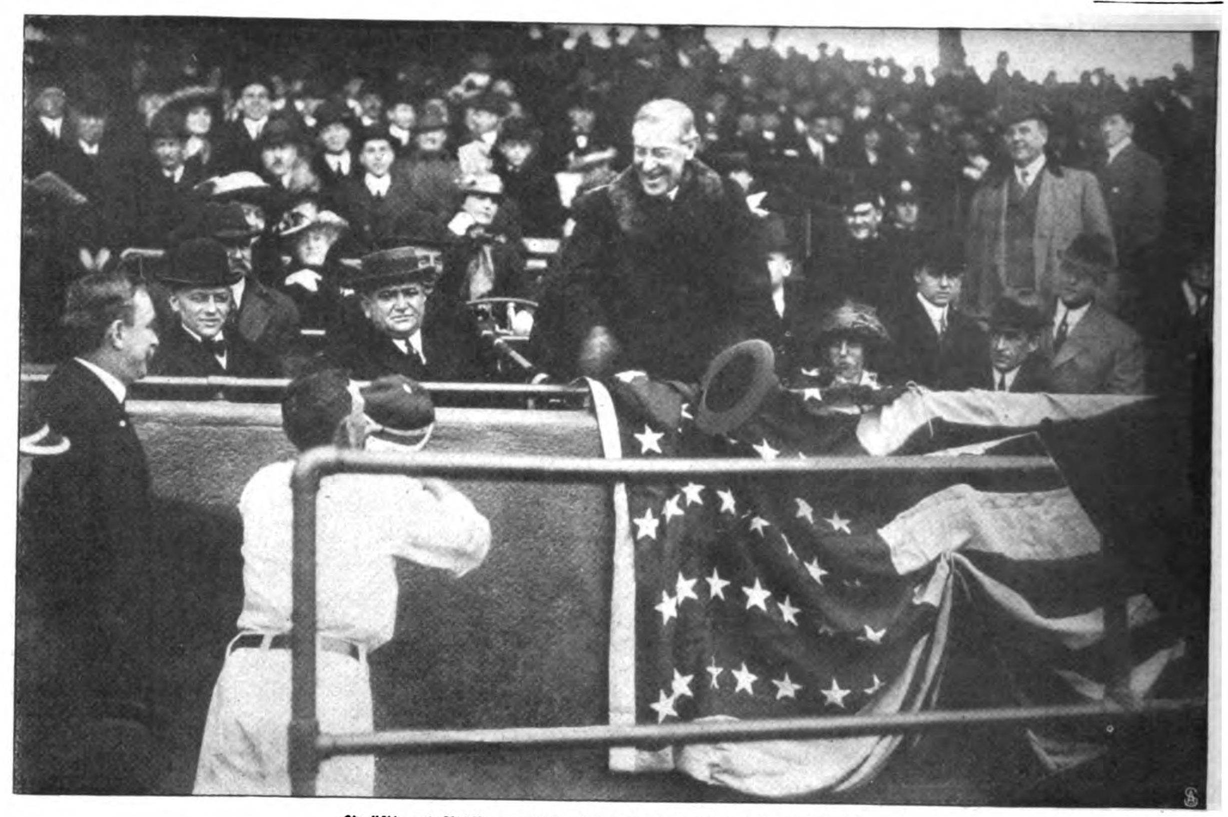


Gurnemanz, Karl Gritzbach. Parsifal, Willy Ulmer. Kundry, Emmy Krüger.
Erster Akt: Waldsee.



Schlußszene aus dem dritten Akt: Parsifal bringt den Speer zurück.

Wagners Parsifal in Zürich.



Präsident Wilson eröffnet in Washington die Ballspiele.

Beginn der amerikanischen Ballspielsaison.

Phot. Bain.





Von links: Miß Archdale, Miß Stuart Wortley, Miß Irene Lawley, Nausicaa, Miß Bingham, Miß Guerrazzi.

Ein Kostümfest bei der Gemahlin des englischen Botschafters in Rom, Lady Rodd.

Oben: Nausicaa mit Nymphen am Weiher. Rechts: Lady Rodd als Juno.

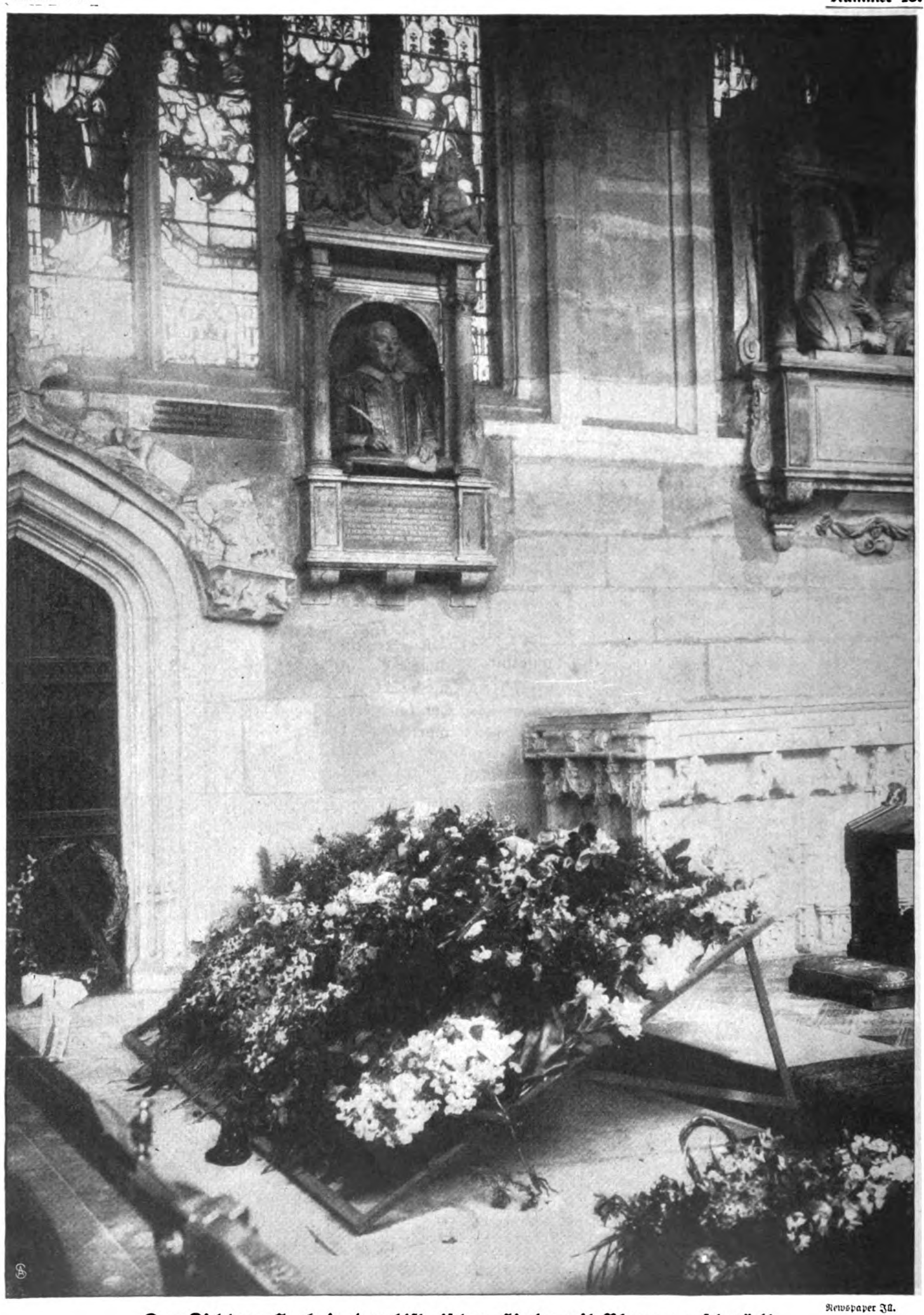
Phot. Bettini.

Phot. Bettini.

Gruppe der Bacchantinnen: Links Komtesse de Berteux und rechts Marchesa Alcedo.

Vom Kostümfest der Gemahlin des englischen Botschafters in Rom.





Newspaper Ill.

Des Dichters Grab in der historischen Kirche mit Blumen geschmückt.

Zu den Shakespeare-Feiern in Stratford-on-Avon.

Die Kinder des Genies.

Roman von

Marie Luise Becker.

5. Fortsetzung.

Der alte große Mime, dem Jakob seine Sehnsucht anvertraute, und den er anflehte, ihn heimlich zu unterrichten, ohne daß der Vater etwas davon höre, schüttelte zwar lächelnd den Kopf. Du gehst mir schon andere Wege, mein Bürschlein, dafür wärst du nicht Joachim Heinemanns Sohn, als daß nicht der Funke auch in dir glimmte! dachte er und lachte im stillen, wenn er sich vorstellte, daß da dem Alten ein Junger mal gegenübertreten würde.

Weil aber Jakob so sehr nach dem Theater dürstete und verlangte, gab der große Mime schließlich doch nach, und Jakob begann das neue Studium.

Der eilige Pulsschlag von Berlin riß ihn fort.

Heute galt es — hier im Café mit den jungen Dichtern und Dramaturgen sein — morgen dort — in einer Versammlung die Verse eines jungen befreundeten Dichters zu sprechen. Dann fiel ihm mal hier, mal dort, unter der Protektion des großen Mimen, irgendeine kleine Rolle in den Schoß, so daß er probieren konnte, unter dem Licht der Rampen, vor dem Publikum, ein paar Worte zu sprechen, über die Szene zu gehen. Er spielte dann unter falschem Namen.

So kam's, daß er auch einmal in einem Stück seines Vaters mitwirkte. In einer billigen Vorstadtbühne, wo man das Werk wiederholte, das vor zwanzig Jahren der große Schlager, der erschütternde Werderuf der Leidenschaften gewesen war.

Jakob liebte das Werk, er hatte es als Kind bewundert und nie gewagt, eine Kritik daran zu legen. Jetzt interessierte es ihn auch künstlerisch und technisch. Mit welchen Mitteln war dieser Erfolg erreicht? Und menschlich: wie wirkt meines Vaters großes Wort heute auf der Bühne?

Er spielte mit. Nannte sich Hans Schneider. Keiner wußte, wer er war.

Die Schauspieler spöttelten bei den Proben, warfen sich die großen Tiraden an den Kopf, verulkten die Sätze. Dann wurde es ernster, der Regisseur schuf Ordnung.

Das Stück kam zusammen. Aber wie farblos das alles blieb! Wie verflattert unter seinen Händen. Im Zuschauerraum kicherten ein paar junge Mädel mit großen, weißen billigen Spitzenkragen. Sie kicherten grade an den Stellen, wo die große Wucht der leidenschaftlichen Sprache einst die Herzen gefangengenommen hatte.

Das war aus seines Vaters Werk geworden, so sah bei dem Lampenlicht der Neuzeit das aus, um das er einst sein Herzblut gab, in dem noch die Tränen der toten Irene schluchzten! Jakobs Herz zitterte in Liebe und Schmerz, denn es war ja doch seines Vaters Wort, das da so achtlos an den Menschen vorbeirollte, und er war seines Vaters Sohn, und wenn er es auch künstlerisch tausendmal verneinte und ablehnte, so fühlte er es doch in seinem Herzen, in seinen Nerven, in seiner Seele wieder, denn er war seines Vaters Sohn, und das Werk war Blut von seinem Blut und Fleisch von seinem Fleisch!

Und während er so in bitterem, innerem Kampf mit seinem Kinderherzen lag und sich die Zunge zerbrach an den Worten und Gesten, für die ihm selbst die künstlerische Notwendigkeit fehlte, folgte er dem Werk doch auch wieder mit der Kritik eines Fremden, fast eines Feindes.

Er spielte so schlecht wie nie, aber er lernte so viel wie nie an diesem Abend. Gudrun sagte er nichts von dem allen und benachrichtigte sie auch nicht von der Aufführung, um ihr die Illusion des Werkes zu lassen.

„Na — und wann geben Sie mir Ihr erstes Stück zu lesen?" fragte der große Mime am nächsten Morgen mit spöttischem Lächeln um den glatt rasierten Mund.

Jakob sah ihn erschrocken, fast feindselig an. „Ich schreibe nicht", sagte er finster.

Der andere lachte. „Warum spielen Sie sonst Theater?" rief er. „Glauben Sie — ich ließe Sie sich abquälen, auf der Szene zu reden — was Sie übrigens nie lernen werden — wenn ich nicht wüßte, daß in Ihnen der kommende Dichter steckt und nur auf sein Stichwort wartet — um herauszuspringen und der Welt zu sagen — was er ihr zu sagen hat?"

Jakob starrte ihn an und nagte an seinen Lippen.

„Na — was ist —" lachte der Schauspieler behaglich — „wartet der Dichter noch immer auf das Stichwort?" Er lehnte sich weit in den Klubsessel zurück und betrachtete den jungen Mann.

„Der Dichter in mir ist erwürgt — ich selbst habe ihn erwürgt in mir", murmelte Jakob dumpf zwischen den Zähnen.

„Na — wenn er wirklich ein lebender Dichter war, werden ihm die paar Druckflecke am Hals auch nichts anhaben! Aber warum so grausam?"

„Der Alte — mein alter Herr — es ist genug — einer in der Familie." — —

Der Schauspieler lachte. „Na ja — so kommt's — und der eine will so schreiben und der andre so — aber schließlich — es ist ja doch das Eigentlichste und Starke in Ihnen — machen Sie sich nur an die Arbeit — ich freue mich schon auf Ihr erstes Werk!"

Am Abend dieses Tages begann er sein großes Drama zu schreiben. Seit seinen frühen Entwürfen und Studien hatte nun alle Arbeit geruht, und das andere, neue Leben hatte ihm neue Gesichtspunkte, andere Ideale, technische Handhaben gegeben. Hatte er früher mit der Form gerungen in der tiefen Angst, daß seine Gestalten immer unwirkliche, verflatternde Schatten blieben — so wurde ihm alles plötzlich vollendete und wahrhaftige Not-



wendigkeit, beruhigte Sicherheit, und es war ihm, als könne seine Hand nicht eilig genug über das Papier gleiten, um alle Figuren und Gedanken festzuhalten und nachzubilden, die auf ihn eindrängten.

Und in diesem Schreiben und Schaffen rang sich ihm wie eine Gewalt und Kraft, die über ihm war, das Bewußtsein auf: ich bin ein Dichter, der den göttlichen Funken in der Seele trägt. Es ist in mir eine Gewalt, die schaffend ist, wirklich — die ein neues Leben sieht und gestaltet.

Und ich könnte mein Leben verleugnen, aber ich könnte nicht mehr diesen Funken in mir erlöschen. Es ist in mir der starke gestaltende Wille zur Kunst. Und alle anderen Fragen sind Schatten und Schemen — wie wichtig sie immer für das äußere Leben sein würden.

Es hängt auch gar nicht mehr ab von meinem Willen, was ich werden will — ich muß es werden — weil dieser Wille in mir stärker ist als ich selbst.

Seine Kindesliebe hatte ihn so lange gelockt, diesem Künstlertraum zu entsagen — um dem andern — dem großen Alten, der da vor ihm auf dem Weg stand — den Schmerz zu ersparen — nun aber fühlte er, daß alle Kämpfe umsonst waren, und daß grade der Feuergeist seines eigenen Vaters in ihm neu geboren wurde.

Aber noch war es ihm wie ein Verbrechen an dem Vater, das er selbst tat und fühlte, und er barg seine Manuskripte angstvoll, als schäme er sich ihrer, und im Kreis der jungen Literaten und Schauspieler im Café sprach er nie davon, obgleich es manchmal in ihm tobte und gärte, wenn der eine oder andere eine künstlerische Ansicht äußerte oder mit müdem, abwesendem Gesicht ein paar Verse sprach.

Dann schien es ihm, als sei er selbst stumm, seine Zunge von einem dämonischen Zauberwort gebannt. Als dränge es sich auf seine Lippen, was da in ihm verschlossen ruhte, und als dürfe er doch den Bann nicht brechen, das Siegel nicht lösen. Oft schloß er die Augen und stellte sich die Gesichter der Freunde vor — wie sie alle ihm lauschen würden, wie ihre Züge unter seinen Worten sich veränderten — wie eine große Erlösung, eine tiefe Bewunderung über sie alle kommen mußte, wenn er plötzlich seine Maske fallen ließe und ihnen sein wahres Gesicht zeigte und die Dinge sagte, die in ihm brannten und nach Licht und Tat schrien.

Und er sehnte sich nach dieser Stunde und schwieg doch wie in einem Bann.

* * *

Der Kreis, der sich immer in dem Café am Kurfürstendamm zusammenfand, und in dem sich jeder kannte, vermehrte sich um ein junges Mädchen. Eine blasse, präraffaelische Schönheit mit feinem, fast durchsichtigem Gesicht.

Sie trug die Haare in kleinen Zöpfen um die Ohren und hatte eine rührende Art, die Hände zu bewegen. Ihre Gestalt war ganz zart und schmal, sie trug immer lose, hängende Gewänder.

Sie war auch eine Schülerin des großen Schauspielers und wartete auf ein Stück, das ihrer Eigenart entsprach und ihr Gelegenheit geben würde, die künstlerischen Mittel, die sie besaß, in einer besonderen, ihrem Wesen entsprechenden Form anzuwenden. Denn Margerit Liesach hatte ein stilles Gedankenleben, aus dem ihre Kunst wuchs, und aus dem sich ihr Schaffen emporgerungen hatte. Und so wollte sie ihre Kunst nicht zerreiben und verbrauchen in Rollen, die sie nicht anregten, ihr nichts sagten. Sie darbte und entbehrte lieber für diese ihre geheime Sehnsucht und wartete auf ihre Rolle und auf ihren Dichter wie eine Blume auf den Sonnenschein.

In ihrem Wandern und Suchen kam sie auch in das Künstlercafé. Oft saß sie still und stumm dort zwischen ihnen. Als sie Jakob kennen lernte und er ihre Stimme zum erstenmal hörte, wußte er plötzlich, daß das der andere Mensch war, der zu ihm gehörte und auf ihn wartete. Und es war ihm, als habe seine arme, irrende, bange Kunst heimgefunden und brauche er sie nur in ihre Hände legen, dann sei sie wie ein verirrter Vogel, der im Nest anlangt.

Sie sprachen so wenig miteinander und verstanden sich so gut.

Als sie heimging, blieb er an ihrer Seite. Und zum erstenmal sprach er von seinem Werk.

Da sah sie ihn an und lächelte. Der Mondschein lag in ihren Augen, als sie ihn anschaute.

„Sie schreiben mir meine Rolle", sagte sie leise, und es war ihm, als habe er nie diesen wundersamen, beseelten Ton in einer Menschenstimme gehört.

Tausend Worte wurden in seiner Dichterseele wach, als hätten sie nur darauf gewartet, daß diese Stimme zu ihnen komme und sie anrühre und zum Klingen bringe.

Und er mußte an die alten Märchen denken, in denen die Menschen verzaubert sind und sich lieben und suchen und nicht finden können. Und vom Tag zum Abend irren — zur Sonne und zu den Sternen und über alle sieben Planeten. Bis sie einander erkennen am Ton ihrer Stimmen, der die Zauber löst und ihnen ihre Nähe wiedergibt.

Und er fühlte, daß nun alle Angst und alle innere Not von ihm abgefallen sei. Er sah sie an.

„Ja", sagte er mit blassen Lippen. „Sie sollen sie haben — Ihre Rolle —"

Da faßte sie seine Hand und drückte sie und hielt sie fest. „Das wird uns beiden das Leben geben, das wirkliche Leben, auf das wir warten, in das wir unser Herzblut schütten müssen", sagte sie.

So schritten sie weiter, Hand in Hand, ohne sich loszulassen, durch die laue Nacht, und es war ihnen, als sei alles zerweht und zerflossen, was so schwer und hemmend auf ihnen gelegen, nur weil sie sich mit dem tiefen Kindervertrauen ihrer Jugend die Hände gereicht hatten.

Er begann seine Verse zu sprechen, und sie sagte manche Stellen leise nach.

Sie gingen weiter und weiter.

Es war, als ob die Stadt ihre umfangenden Arme müde sinken lasse und sie nun freigäbe, weil sie beieinander waren und alles Hasten und Irren sie nicht mehr trennen konnte.

Breiter und stiller wurden die Straßen, die hohen Linien der Häuser bekamen Lücken, durch die die Sterne schienen und der breite geheimnisvolle Mond.



Einsame Bäume wuchsen am Wegrand, und ihre Blätter schimmerten im irrenden Licht der Laternen wie Lapislazuli. Ein schwerer Duft von Erde und Laub, von Levkoien und reifem Korn wogte über die Felder und Flächen hin. Ganz fern verklangen die rollenden Wagen, die pfeifenden Lokomotiven, hier und da kläffte ein Hund, oder eine Katze strich miauend über ein einsames Dach.

Die Lichter um sie her erloschen, und wundersame, geheimnisvolle schlafende Gärten säumten ihre Straße und schienen mit bleichen, mondgezeichneten Wegen zu locken und zu rufen: Kommt und lauscht dem Schweigen über meinen Teichen und dem tropfenden Tau in meinen Büschen!

Und dann kam der Wald. Die Fichten standen starr, wie verzaubert, am See, und der Teppich des Waldgrundes schmiegte sich an ihre Schritte. Zuweilen huschte der Tritt eines Wildes durch die Stille.

Sie setzten sich auf einen gefällten Baumstamm am Seeufer. Der Mond spiegelte sich in dem dunklen Wasser, zeichnete lange Streifen hinein. Irgendwo stimmte ein verschlafener Vogel im Traum ein paar Töne an und schwieg wieder.

Dann setzte eine Unke ein. Klatschend sprang eine Wasserratte in die stille Flut und schwamm mit einem langen Schattenstrich durch das Mondlicht.

Die dunklen Umrisse des Jagdschlosses standen zwischen den Baumwipfeln an dem blauen, klaren Himmel. Ein herber Wasserduft mischte sich mit dem Waldgeruch und dem Tau der Gräser. Der große, gewaltige Werdetraum des Lebens lag wie in geheimnisvollen Nebelschleiern in dieser schlafenden Stille.

Den beiden war's, als seien ihnen alle Geheimnisse offenbar, und als sei dieser Stunde Weihe die alles erlösende Bejahung ihres Lebens.

Margerit saß still da und faltete die Hände in ihrem Schoß und senkte den Kopf wie unter der Last eines großen Glückes. Dann sah sie Jakob an. Der hatte sich erhoben, seine Augen leuchteten.

Er schien ihr gewachsen in dieser Stunde. Das Schweigen lauschte auf ihn.

Jakob stand vor dem Mädchen, und seine Verse flossen von seinen Lippen wie ein lange eingedämmter Strom, der alles niederreißt und über weite Auen dahinflutet.

Seine Augen strahlten. Das Mondlicht, Wasser, der Wald und das bleiche Gesicht im nächtlichen Dunkel flossen ihm zusammen zu einem wunderbaren, erlösenden Mirakel.

Und dann sank er zu des Mädchens Füßen nieder und barg den Kopf an ihren Knien und schluchzte vor Seligkeit und Liebe. Sie legte ihre feinen, bleichen, kühlenden Hände auf seine Haare und streichelte ihn leise.

Von dieser Stunde an trennten sie sich nicht mehr.

Denn es gibt immer eine Stunde in unserm Leben, die bindet fester als alle Eide und Gelübde und Gesetze, denn sie ist die große Stunde des Schicksals.

Und in dieser Nacht war zu Jakob Heinemann das Schicksal seines Lebens gekommen.

* * *

Inzwischen erlosch das Leben des alten Martin Werner nach und nach.

Gudrun blieb seine treue Pflegerin.

Und je näher dieser einsame, verschlossene alte Mann sich dem Tod fühlte, desto rückhaltloser vertraute er sich dem jungen Mädchen wie einer Freundin an. Ihr erzählte er das heilige Geheimnis seines Lebens und seiner großen Leidenschaft. —

Das praktisch denkende Lorchen hatte sich doch nicht versagen können, ihm noch im geheimen zu bitten, auf die Tochter einzuwirken, daß sie die große Partie nicht so leichtsinnig ausschlage, die sich ihr gewiß doch nur einmal im Leben biete, und ihre Verlobung nicht unüberlegt löse. Sie täte es doch offenbar um ein Phantom, eine Phantasie, ohne sich klarzumachen, was sie aufgäbe.

Er fragte sie also darum. Da kam denn Gudrun dahin, dem alten Onkel ihr Herz auszuschütten und ihre geheimen, schweren, stillen Kämpfe zu sagen. Der Alte nickte nachdenklich. „Dein Entschluß war gut — du hast recht getan, mein Kind — trotzdem auch deine liebe Mutter recht hat, wenn sie in ihrem ruhigen, praktischen Sinn des weiterdenkenden Erfahrungsmenschen und der sorgenden Mutterliebe dir raten und ein wenig dir gegenreden möchte. Du hast es getan nach der inneren, lauteren Wahrhaftigkeit deines Selbst, die ich an dir liebhabe und schätze. Es gibt Frauen, die solche guten Partien machen und machen können, und solche, die es nicht können. Du gehörst zu den letzteren. Die andern sind die Vernünftigen und Klugen, die seien darum nicht getadelt, denn jeder Mensch hat das Schicksal, das sein Charakter ihm bedingt. Dein Weg, den du dir selbst gewählt hast, ist dir von deinem Wesen und deiner Weltanschauung vorgeschrieben. Und ich bin dir gut darum." . . .

Dann sprachen sie von Karl und ihrem Leid um seine Untreue. Und er tröstete sie.

„Hab nur Geduld — du bist noch so jung — manch einer wird kommen, und manches Heim wird sich dir auftun."

Gudrun schüttelte den Kopf. „Nein — Onkel — nun nicht mehr. Nun wage ich mich nicht mehr an die Liebe — nun ich weiß, was zwischen mir und den anderen Menschen steht — zwischen mir und andern Männern — Ihr habt mich verwöhnt: Vater — und Heinrich — und Jakob — ja — auch Jakob — und Karl — und nun — am meisten du, Onkel. Du hast mir die Pforten aufgetan zu den allertiefsten Fragen des Lebens. Nun finde ich nicht mehr in den Alltag zurück."

„Dann bleibe einsam. Wenn man zur Höhe geboren ist, bleibt man besser einsam, als daß man sich hinabbegibt. Aber vielleicht kommt doch noch ein Sonntagsmensch, der zu dir gehört und dich braucht und einmal deiner bedarf zu der Vollendung und Erlösung seines Lebens" . . .

Gudrun sah ihn sterben in seiner abgeklärten Ruhe und Todesbereitschaft und empfand seinen Tod fast als eine Schönheit — gewiß als eine Größe.

Sie konnte kaum weinen um ihn, als er dann still aufgebahrt lag mit dem weltweiten Lächeln um den Mund, als seien ihm alle Fragen gelöst und kein Weg ihm mehr fremd, auch der letzte nicht, den er nun gegangen war.

Dann kamen die andern Verwandten, Joachim und Lorchen. Der alte Geheimrat, zwar nicht reich von Hause aus, hatte doch viel verdient mit seinen wissenschaftlichen

Werken, weise gewirtschaftet — es war ein großes Erbe, das er hinterließ. Zur Beerdigung füllte sich die kleine alte Villa in der stillen Straße zum letztenmal — dann sollte sie fallen — der alte Gelehrte hatte sein Haus und seinen Garten der Stadt geschenkt, die eine neue, breite Verkehrstraße hindurchlegen wollte. Das Leben der Großstadt legte seine Pranke auf das letzte Idyll von Altberlin.

Zum letztenmal empfing die einsame kleine Villa Gäste — stumme, feierliche Gäste, die ihrem alten Bewohner nun das letzte Geleit geben, das letzte Lebewohl sagen wollten.

Alle umstanden den Sarg in dem stillen, schlichten Gelehrtenzimmer mit den altmodischen Möbeln — alle, die die großen Namen der Wissenschaft und der Regierung trugen. Der schmale Sarg des kleinen alten Mannes verschwand unter den Blumen und Lorbeerkränzen.

Den Blumen und Palmen, die von nah und fern gekommen waren. Darüber wehten die bunten Banner der Studenten. Die gaben ihrem Alten Herrn das letzte Geleit. Draußen senkte der frühe Herbstregen seine nassen Schleier.

„Ich will neben meiner Henriette begraben sein", lautete die hinterlassene schriftliche Verfügung des alten Geheimrats.

Die sich im Leben nicht nach den Gesetzen gehört hatten, würden im Tod nebeneinander ruhen. Und alle die, die an diesem Sarg standen, beugten sich still vor der Gewalt und Reinheit dieses vornehmen letzten Willens und gaben der toten Frau die Ehre, die er für sie forderte. . . .

* * *

Martin Werners Testament war ein Muster an Genauigkeit und Gründlichkeit und ein Dokument seiner treuen, sorgenden Güte. Nicht eins der Kinder seiner Geschwister, nicht einer der Nefffen und Nichten war vergessen worden.

Gudrun, seine treue Pflegerin, war seine Haupterbin. Und der Teil, der ihr zufiel, war so beträchtlich, daß er ihr und den Ihren ein sorgenfreies Dasein sicherte — Joachim einen friedlichen Lebensabend.

Auch Jakob erbte ein wenig, trotzdem er noch nicht mündig war, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er dies Geld zu seiner freien Verfügung haben sollte, um sich sein Leben damit nach seinen Zielen aufzubauen.

Das war ein verblüffender Passus. Jakob selbst war überrascht.

Was ahnte der alte Herr? — Hatte ihm Gudrun etwas anvertaut? — Hatte er etwas gehört von seinen Studien? — Gewiß — der alte Menschenkenner hatte in seinen Zügen gelesen, und der alte Lebenskenner wußte, daß auch für die künstlerische Karriere ein Anfangskapital erforderlich ist, wenn nicht die schönsten Kräfte verschleudert und im verfrühten, nutzlosen Daseinskampf aufgerieben werden sollten, und seine sorgende Güte hatte das junge Genie vor der Not des Alltags retten wollen.

Zwischen Joachim und Jakob warf diese Klausel eine stumme Entfremdung. Sie wagten nicht, sich darüber auszusprechen, weil sie beide ahnten, daß jedes weitere Wort eine unüberbrückbare Differenz bringten müßte.

Sobald alles geordnet war, kehrten Joachim und Lorchen mit Gudrun in die Heimat zurück. Gudrun verließ die Stätte, die ihr mehr als ein halbes Jahr eine Zuflucht und eine neue Heimat geworden war.

Und sie wurde wieder ihres Vaters Tochter und ging zurück in ihres Vaters Haus. — —

Sie war innerlich gewachsen und wurde ihm Freund, Kamerad und Lebensgenossin. Sie wurde es mehr und mehr, je müder Lorchen wurde, an der die letzten Jahre gezehrt hatten, und die mit einer inneren verschwiegenen Angst um Jakob und die heraufziehende Spannung zwischen Vater und Sohn sich selbst aufrieb.

* * *

Im Spätherbst, zum Weihnachtsmarkt, erschien statt eines Dramas Joachims großer Roman. Der Roman, den er aus den tiefsten Schmerzen geschöpft hatte, aus der blauen Seligkeit von Gudruns Brautzeit, ihrem Leid und Verlassensein und aus der Qual von Heinrichs Krankheit und Tod. Es war sein bestes, reifstes, reichstes Werk. Und doch schien es Gudrun wie eine Grausamkeit, die er an ihr beging. Als habe er das alles mit ihrem, seines Kindes eigenem Herzblut geschrieben, und als habe all ihr Glück und ihr Schmerz ihm nur als Modell gedient zu seinem Werk.

Aber der Roman war Joachims großer Erfolg. Mit einem Schlag waren Presse und Publikum erobert.

Er war das Tagesgespräch, lag in allen Schaufenstern, in allen Salons.

Und er war gut, bedeutete eine neue Epoche in Joachim Heinemanns Schaffen.

Der ergraute Dichter mit den Wundenmalen des Schicksals in dem stolzen Antlitz, der plötzlich auf den Dornenweg der Bühne verzichtete und seines Lebens Schmerzen zu großen, wahrhaftigen epischen Gestalten umformte, war eine neue, packende, erschütternde Erscheinung.

Was seit seinen Jugendromanen in ihm vertieft und ausgereift war, was das Leben ihm an Weltbewußtsein, Willen und Anschauung und an Menschenkenntnis gebracht hatte — und an resigniertem Verstehen und Verzeihen — das erschien nun in der Kristallisation einer großen, bewußten und sicheren Kunst als ein geschlossenes ernstes Meisterwerk.

So begrüßte es die Kritik, so begrüßten es alle, die etwas von Kunst verstanden und den Wert des Buches beurteilen konnten.

Das große Publikum, das die Lieder seiner Jugend gekannt und gesungen und in den Dramen seines Mannesalters sein Schicksalslied gefunden, las und verschlang es. Es war wie eine erlösende, befreiende, versöhnende Tat — eine von jenen, die das Band fester schlingt zwischen den Menschen und ihren Schicksalen.

Joachim Heinemann stieg plötzlich auf den Zenit seines Ruhmes, seiner Volkstümlichkeit, seines Einflusses.

Das Vermögen, das aus der Erbschaft des alten Werner in seine Hände geflossen war, diente in erster Linie, ihn von den alten Schulden aus den Zeiten der Not zu befreien, die ihn immer noch belästigt und gehemmt hatten.

Gudrun, der er auch über ihr nun ererbtes eigenes Vermögen keine freie Hand ließ, weil er einfach keinen



anderen Willen neben sich im Haus duldete, fürchtete, es würde alles unter seinen Händen zerfließen.

Aber die schweren Jahre hatten ihn gelehrt, zu rechnen und vorsichtig zu sein, und der Erfolg seines Romans brachte sein Lebenschiff in ruhigere Flut.

Er konnte sich in seinem Ruhm sonnen und ausruhen und ohne Sorgen an den Herbst seines Lebens denken, der nun hereinbrach.

* * *

Zum Weihnachtsfest kam Jakob endlich nach Hause auf Ferien, nach fast einem Jahr vollständiger Abwesenheit. Wie groß und stattlich er geworden war, wie ausgereift, wie seltsam sicher in sich trotz seiner knabenhaften Jugendlichkeit.

Joachim sah, daß sein jüngstes Kind ein neuer Mensch geworden war, ein selbständiger Mensch in einem andern Sinn wie seine übrigen Kinder. Ein Mensch, der seinen Platz in der Welt forderte und ausfüllen würde und ihm nicht eines Haares Breite Raum nachzugeben gewillt war.

Jakob hatte sich losgelöst von dem Geist des Heinemannhauses, der über seinen Kindern bisher die ausschließliche Gewalt gehabt. Joachim fühlte, daß er ihn vielleicht verlieren würde — und er zitterte davor und begann, um seine Seele zu werben mit aller Güte und allem Zartsinn und aller geistvollen Macht seiner phantasiereichen Natur.

Er sprach von Jakobs Studien, seinen Prüfungen, seiner Anstellung, als ob es selbstverständlich sei, daß der Sohn sie fortsetze, Ingenieur werde und sein Kapital zurücklege und aufspare, um sich später damit eine selbständige Existenz zu gründen.

Jakob hörte das alles stumm an, mit einem finsteren, fremden Zug im Gesicht, und gab ausweichende Antworten auf alle Fragen und Vorschläge, mit denen sich Joachim schon im voraus gewappnet zu haben schien.

Er wollte Zeit gewinnen und fürchtete sich vor der unvermeidlichen Auseinandersetzung, denn er liebte seine Eltern und sein Vaterhaus, und es war ihm ein schmerzlicher Gedanke, daß er sich davon losreißen sollte.

Die Frauen zitterten im stillen vor dem Unwetter, das in der Luft lag. Gudrun hatte in seinem Zimmer Manuskripte gefunden, die ihr alles verrieten, was sie längst geahnt hatte. Und das andere sagte ihr seine Hast, dem Briefträger entgegenzueilen und die Briefe und Postsachen ihm abzunehmen, ehe sie in Joachims Hände fielen.

Eines Abends kam sie zu ihm ins Zimmer, in das alte Knabenzimmer, in dem sie einst so manchen Streit ausgefochten und so manche gute Kameradschaft gehalten hatten.

Jakob fuhr verstört auf. Er las und schrieb und schob hastig einen Brief unter das Löschblatt.

Gudrun setzte sich zu ihm. „Job," sagte sie schmerzlich, „kannst du uns das nicht ersparen — muß es sein? Der Mutter wegen und um meinetwillen — wenn nicht um unseres Vaters willen — gib die Pläne auf, die du jetzt hast. Du weißt, wie Vater an uns hängt. Wie schwer er gelitten hat, wie hart er an Heinrichs Tod trug! — Nun sind wir nur noch zwei — laß uns doch zusammenhalten und seine Kinder bleiben und uns liebhaben und uns verstehen wie früher."

Sie blickte ihn an, mit liebevollen, flehenden Augen, und streckte ihm die Hände entgegen. Jakob nahm ihre Hände nicht. Er war aufgestanden und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Es geht nicht — ich habe entschieden, Gudrun", sagte er mit schmerzlichem Seufzer und strich sich das lange Haar aus der feuchten Stirn zurück. „Es hilft nichts, noch länger Kompromisse zu machen. Ich war bisher still, wollte euch das Fest nicht verderben, denn ihr hängt doch an euern Weihnachtsgefühlen. Ehe ich aber reise, muß Klarheit sein zwischen Vater und mir. Ich kann sein Geld zum Studium nicht länger annehmen, das hieße: ihn betrügen — denn ich studiere nicht. Ich werde, was er ist — ich kann nicht anders."

Sie stöhnte und rang die Hände, die sie ihm vergebens entgegengestreckt hatte.

„Ich kann nicht glauben, daß das unabwendbar ist, daß das sein muß — daß du — sein Sohn — über ihn hinauswachsen willst", sagte sie trübe versonnen. „Du bist so jung — und er ist so groß" — —

Jakob nickte. „Ja — sag's nur — daß ich nichts bin und er tausendmal größer ist als ich — ich hab es mir auch gesagt — aber — trotz alledem — das ist stärker als ich. Er muß mir den Weg freigeben."

„Das wird er nie tun!" antwortete Gudrun und faltete die Hände in ihrer Qual. „So — wie ich ihn kenne —



niemals. Habe doch Mitleid mit uns und wart wenigstens noch, hab doch Geduld!"

Jakob schüttelte den Kopf. „Nein — ich warte nicht mehr. Es ist jetzt die Stunde, in der ich sprechen muß, in der ich das Recht und die Pflicht habe zu sprechen. Ich sagte, daß ich nicht mehr Vaters Geld annehmen darf — denn mein Studium ist ein anderes als das, wofür er das Geld bestimmt. Betrug wäre mein Schweigen — verstehst du denn das nicht, Gudrun? Und dann ist es mein Recht — heute ist es mein Recht — weil er den großen Erfolg hat, weil er auf der Höhe steht, die ich erst erklimmen will — und vielleicht nie erreiche. Aber ich bin nicht der Mensch, im Schatten eines anderen zu leben. Ich bin ein Mensch, der seinen Weg frei haben, sein eigenes Lebenziel sich setzen muß. Und ich habe auch die Pflicht gegen ein anderes Leben, das ich an mich kettete, und das ich nicht mehr verlassen darf." —

Gudrun fuhr empor. „Jakob! Jakob — was hast du getan?!"

„Was ich mußte — und was die innere Notwendigkeit des Lebens befahl!" sagte er ruhig. „Und ich bin der Knabe nicht mehr, der sich von euch leiten läßt — ich bin ein Mann, der die Folgen seines Handelns auf sich nimmt!"

Gudrun schlug die Hände vor das Gesicht. Eine namenlose Angst preßte ihr das Herz zusammen.

„Ein Mädchen — ein Weib!" stammelte sie.

„Ja — das Mädchen — das sich mir gab — das mir die Tore auftat zu meiner Kunst — zu meinem Lebenswerk — mein Kamerad, mein Lebensgenosse, der zu mir gehört."

„Nie wird er das gestatten — niemals!" schluchzte sie.

„Er wird," sagte Jakob, „verlaß dich drauf. Ich will es!"

„Du weißt, daß wir alle nie — nie gegen seinen Willen und seine Befehle ankämpfen durften — keiner."

„Ihr alle nicht — nein! Aber ich! Ich bin sein Sohn und nicht sein Sklave!"

Da erhob sich das Mädchen still und sah den Bruder an wie einen neuen fremden Menschen. Ja — er hatte recht zu fordern — und er würde es durchsetzen, er war der erste, der einzige von ihnen allen, der Joachim Heinemann entgegentrat und ihm sein Menschenrecht abrang!

Es lag Liebe und Bewunderung in ihrem Blick. „Job," sagte sie leise, „was soll denn nun werden?" Er faßte ihre Hände und drückte sie fest.

„Was immer die nächsten Tage bringen werden, Schwester, bleib du unseres Hauses guter Engel. Du bist es immer gewesen. Heute mußt du alle Liebe und allen Frieden in deine schützende Hände nehmen. Du mußt Mutter zur Seite stehen, denn sie ist viel schwächer als du in ihrer Liebe — und mußt sorgen, daß man mich nicht vergißt — was auch immer kommen mag — und welcher Sturm hereinbrechen — denn es kommt ein Sturm! Ja — ich muß es dir heute bekennen, Schwester! Ich will diesen Sturm, ich brauche ihn. Ich gehe ihm nicht mehr aus dem Weg. Du kennst unseres Vaters Natur, du weißt, welche Macht er über uns hat. Auch ich würde, wenn ich unter seinem Einfluß bleibe, dieser Macht wieder ganz unterliegen. Das habe ich in diesen Tagen wieder gemerkt, wo ich fühlte, wie er suchte, mich zurückzuerobern. Er hat fast gesiegt — und er würde siegen, wenn ich länger noch unter seinem Dach bliebe. Darum muß ich es zum Bruch kommen lassen, bis ich ein eigener Mensch geworden bin. Aber von deinen lieben Schwesterhänden wird mir doch wieder einmal die Tür aufgetan werden zu meinem Vaterhaus. Denn siehst du, Vater — ich kenne ihn doch bis in seine tiefste Seele hinein — er kann zürnen — aber er kann nicht hassen. Dazu ist er zu groß und zu gut. Wenn du die Flamme der Liebe wach erhältst, wird auch alles wieder einmal gut werden, und Vater wird mir neben sich Raum gönnen." Dann umschlangen sich die Geschwister innig und küßten sich wie zu einem langen, schmerzlichen Abschied.

„Wie hart ihr seid — ihr Männer — wie doppelt hart — als Künstler —" seufzte das Mädchen.

„Behalte mich lieb, Schwesterlein", flüsterte Jakob mit zuckenden Lippen. „Wir müssen den Weg nun gehen."

„Behalte mich lieb, Brüderlein", antwortete Gudrun und ging leis und traurig hinaus. Sie sah — sie konnte nichts tun — auch er verließ sie um seiner Kunst willen.

* * *

Lorchen nähte und packte und machte Einkäufe für Jakob, um ihn mit aller Fürsorge der Mutterliebe für seinen Aufenthalt in Berlin zu versehen, damit ihr Herzensjunge nichts entbehrte, wenn er fern von ihr war.

Ach, sie ahnte in ihrer Harmlosigkeit nicht, daß auch in dem großen, hastigen Berlin schon feine Frauenhände sein Leben verschönerten und seine Fürsorge in diesen kleinen praktischen Fragen übernommen hatten. Sie lobte nur die Wirtin, die ihm, wie sie sah, seine Sachen so gut in Ordnung hielt. — — —

Es ist Januar geworden und Jakobs Abreise bestimmt.

„Komm in mein Arbeitzimmer, damit ich dir deinen Monatswechsel gebe, Jakob", sagt Joachim Heinemann, wie alle am Frühstückstisch sitzen.

Gudrun wird totenbleich, sie weiß, daß nun die Stunde kommen wird, die alle trennt.

Jakob und Joachim Heinemann treten in das Studio. Joachim zählt das Geld hin auf den Tisch.

Jakob steht da, starr, mit bleichen Lippen und würgt an den Worten, die er nun sagen muß: „Behalte das Geld, Vater," spricht er mühsam, „ich kann es nicht nehmen — ich studiere nicht weiter."

Joachim Heinemann schnellt empor, mißt den Sohn mit blitzenden Augen. „Was sagst du da?" fährt er ihn an.

„Ich will — ich muß — schreiben — wie du, Vater — laß mich — laß mich meinen Weg machen — ich kann nicht anders", antwortet der Sohn, dem die Aufregung den Atem benimmt. „Ich muß den Weg gehen — wie du — Vater — es brennt in mir die gleiche Flamme wie in dir — und der Ruf — wie du zu werden, ging über mein Leben hin" —

Sein Vater mißt ihn mit einem kalten, verächtlichen Blick: „Wie ich!" ruft er und lacht laut auf. „Wie ich! Du bist bescheiden! Welch eine Ehre mir mein Herr Sohn antun will — — daß er werden will wie ich! Gewiß —

es ist einfach — mit einem einzigen Federstrich kann er es ja werden — — wie Joachim Heinemann! Aber hüte dich, mein Junge! Du würdest am Ende nicht wie ich werden, sondern immer der kleine Jakob Heinemann bleiben! Nein, mein Junge, siehst du, wenn ich das wüßte, daß du wie ich wärst — wahrhaftig — ich hätte nichts dagegen, dich in die Welt zu senden als das junge Genie. Aber weißt du, warum ich es nicht wollte — warum ich dagegen ankämpfte — seit Jahren — mit meiner Erziehung — mit meiner Liebe — mit meiner Strenge? Weil du nicht bist wie ich! Weil ich nicht die billige, wohlfeile, verwässerte Ausgabe meines Selbst vor mir haben will. Mein ganzes Leben habe ich gerungen und gekämpft um meine Kunst, um meinen Namen! Und nun kommst du mit deinem kleinen, unreifen Talentchen und willst mich eine neue Kunst lehren? Und willst die Welt andere Wege leiten — weit ab von den meinen! Man soll mich vielleicht mit meinem Herrn Sohn vergleichen — haha — oder verwechseln — oder meinen Sohn gegen mich ausspielen! Bilde dir doch nicht ein, daß das nicht geschehen wird! Wir werden den Leuten eine Komödie vorspielen — der alte Heinemann, der merkt, daß er abdanken muß, setzt der Welt seinen Sohn vor: entdeckt in seiner Nachkommenschaft das neue Genie. Eine schöne Komödie!" Er packt Jakob und schüttelt ihn. „Besinne dich — du bist doch nichts als mein Schatten, mein Nachäffer — bestenfalls wirst du die Puppe, die meine Gegner gegen mich ausspielen. Gib dich doch dazu nicht her!" Der Sohn ist totenbleich geworden unter seinen grausamen, vernichtenden Worten. Dies sind nicht mehr Vater und Sohn — das ist die neue Zeit und die alte Zeit, die sich da im Kampf gegenüberstehen, und zwei Kräfte, zwei Gegner, die sich messen und abwägen!

„Ich bin dein Sohn", würgt Jakob heraus.

„Mein Sohn!" Joachim lacht wild. „Mein Schatten, meine schlechte Nachahmung — das wirst du sein! Kein Sohn geht über seinen Vater hinweg — — wenn er ihn liebt — — und du — wenn du es wolltest — du kannst es nicht einmal, du Knabe!" Jakob zuckt auf wie unter einem Peitschenschlag, schüttelt seines Vaters Hände mit einer zornigen Bewegung von sich ab.

„Und wenn ich so wenig bin — — nein!" schreit er wild auf. „Ich bin nicht so wenig — wie du denkst. Ich bin nur der andere, der neue Mensch!"

„Der neue Mensch! Der eine neue Kunst schaffen wird. Eine schlammige — eine niedrige, schmutzige Afterkunst, die unsere Sprache vergewaltigt und unsere Jugend verführt," ruft Joachim Heinemann außer sich, „dazu — dazu soll mein eigenes Blut, mein eigener Name dienen!"

Jakob stürzt auf ihn zu. „Hier — hier" — stöhnt er und deutet auf seine Brust, „hier in mir wohnt meine Kunst — sie ist Blut von deinem Blut, Vater. Ich habe gekämpft und gerungen, habe sie erwürgen wollen in mir, meine Kunst — aber sie ist stärker als ich — zertritt nicht die Flamme in mir, die du selbst entzündet hast!"

„Deine großen Worte locken mich nicht!" ruft Joachim fast besinnungslos, „was du deine Kunst nennst — ist die Feindin alles Großen, alles Bestehenden — die Kunst des Niedergangs! Ich aber will diese faule, kranke Frucht nicht in meinem Hause — —"

Da geht die Tür auf, Lorchen steht da, bleich und schwankend — sie hatte die streitenden Stimmen gehört.

„Joachim," jammert sie angsterfüllt, „besinne dich! Laß mir meinen Jungen —"

„Sag deinem Sohn Lebewohl — er ist nicht mehr mein Kind, und wenn er heute so über die Schwelle seines Vaterhauses geht — wie er es gesagt — ohne auf seine Pläne zu verzichten — gibt es keine Heimkehr für ihn, und er ist für uns tot — wie der andere oben auf dem Kirchhof", sagt Joachim finster.

„Vater!" schreit Jakob auf und umschlingt die wankende Mutter. „Das kann, das darf nicht dein letztes Wort sein!"

„Es ist mein letztes Wort — leb wohl — wir haben einander nichts mehr zu sagen."

Das Tischtuch ist zerschnitten zwischen Vater und Sohn.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rätsel des Vogelzuges.

Von Dr. Carl Hamburger.

Alljährlich, wenn zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen die Vögel ihren Wanderflug beginnen, sei es im Frühjahr, wo sie in stürmischer Hast ihren nördlichen Sommersitzen zueilen, sei es im Herbst, wo sie gemächlich zu den südlichen Winterquartieren aufbrechen — alljährlich kann man in Tageszeitungen lesen, daß dieses Rätsel, dieses großartigste Problem aus der Sinnenwelt der Vögel, im wesentlichen gelöst sei. „Nimmt man bei den Zugvögeln einen physiologischen Reiz an, der zur Zugzeit seitens der Witterungsverhältnisse, vor allem seitens der Windverhältnisse ausgeht, so dürfte das Vogelzugproblem viel von seinem Wunderbaren verlieren." Oder aber: es beruhe der Vogelzug „wie überhaupt das Wandern und Orientierungsvermögen der Tiere auf natürlichen geographischen und physiologischen Ursachen, nicht aber auf geheimnisvollen Instinkten". Die Schwierigkeiten seien gar nicht so groß, denn die alten Vögel, die den Weg schon öfters zurückgelegt hätten, dienten ja den jüngeren als Führer.

Nachstehende Zeilen sind dazu bestimmt, jene sogenannten „Erklärungen" zurückzuweisen, die ebenso leer sind, wie sie sicher auftreten. Um es vorwegzunehmen: es gibt zurzeit keine irgendwie befriedigende Lösung dieses gewaltigen Phänomens, und seine Wunder sind noch heute so unbegreiflich wie am ersten Tag.

Wer die Erscheinung in ihrer ganzen Großartigkeit auf sich wirken lassen will, der besuche Helgoland, aber nicht mit dem Strom der Fremden, sondern Ende März oder Anfang Oktober, trotz Sturm und Seekrankheit. Bei Tage freilich bekommt man nicht allzuviel zu sehen, denn die Vögel, die kommen und gehen, sind mehr von Interesse für den „ornithologischen Botaniker" als ein-



drucksvoll für den Laien. Was aber die Nacht bringt, sofern nicht schwere Stürme herrschen, bleibt einfach unvergeßlich. Ich spreche hier noch gar nicht von jenen zauberhaften Nächten, in denen die Luft erfüllt ist von durcheinanderschwirrenden Myriaden, deren Locktöne zum Teil selbst dem Helgoländer fremd sind, Nächte, in denen unzählbare Mengen wie ein dichtes Schneegestöber im Feuer des Leuchtturms durcheinanderwirbeln — solche Nächte sind selten, aber es genügt in der genannten Jahreszeit, um tiefen Eindruck zu erzeugen, fast jede stern- und mondlose Nacht.

Man tritt hinaus aufs Oberland, das im tiefsten Dunkel liegt. Da plötzlich — was war das? Eine Sternschnuppe? Und jetzt schon wieder eine? Aber so rasch hintereinander? Und so verschieden groß? Und mit einem Mal schießt es dem Beobachter durch den Kopf: das sind ja Zugvögel, deren Körper aufblitzen wie goldne Sterne, wenn plötzlich das rotierende Licht des Leuchtturms von den dunklen Schwingen reflektiert wird. Im März erscheinen diese wunderbaren Gäste von Süden her, im Herbst hingegen an der Nordspitze, mit unbeirrbarer Sicherheit seit Jahrhunderten und Jahrtausenden, ihr Anblick hat etwas Rührendes, und ihr Geheimnis zu enthüllen darf sich nur vermessen, wer B e d e u t e n d e s zu sagen hat. —

Spezialisten sehen es ungern, wenn Fortschritte von Outsidern ausgehen. Als Schliemann zu seinen Ausgrabungen in Kleinasien rüstete, haben die Archäologen ihn ausgelacht; die nachmals so berühmt gewordene Arbeit des Mediziners Helmholtz über die Erhaltung der Energie wurde von Poggendorffs Annalen für Physik zurückgewiesen, und als Professor Ehrlich 1882, damals Assistent an der Inneren Klinik in Berlin, eine meisterhafte Arbeit über das Auge publizierte, wurden Methode wie Ergebnis geringgeschätzt. Spuren dieser Art schrecken, und so dürfen auch die Ornithologen nicht vergessen, daß es ein Nichtfachmann war, der auf dem Gebiet des Vogelzuges Wesentliches entdeckt hat.

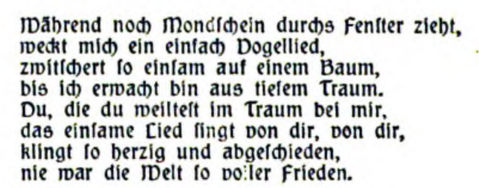
Dieser eigenartige Mann hieß Heinrich Gätke und war Sekretär bei der englischen Verwaltung in Helgoland. In Pritzwalk, einem kleinen Städtchen der Mark Brandenburg, vor 100 Jahren geboren, besaß er nur Volksschulbildung, und als er mit 23 Jahren nach Helgoland kam, lag ihm gewiß nichts ferner, als Bücher zu schreiben. Und doch gehört seine „Vogelwarte Helgoland“, die er nach 50jähriger treuer und hingebender Beobachtung herausgab, zu dem Schönsten, was auf dem Gebiet der Naturbeschreibung in deutscher Sprache existiert. — Seine in ihrer Art einzig dastehende Vogelsammlung wurde vom Deutschen Reich erworben, als Helgoland im Jahr 1890 deutsches Nationaleigentum wurde. Manches von dem, wofür Gätke sich eingesetzt hat, muß nach dem heutigen Stand unseres Wissens preisgegeben werden: die Geschwindigkeit des Vogelzuges und die Höhe, in der er stattfindet, wurden von ihm wahrscheinlich erheblich überschätzt — aber man sollte nicht vergessen, daß Gätke eine wichtige Tatsache festgestellt hat, nämlich: daß bei gewissen Arten die Jungen ihren Weg finden, ohne von den Alten geführt zu werden. Dies gilt für den Star und für die ungesellige Familie der Kuckucks.

Von den Staren treffen die ersten Exemplare Ende Juli in Helgoland ein. Niemals hat Gätke unter ihnen ältere, d. h. ein- oder mehrjährige, Vögel gefunden, und bei einer durch fünf Jahrzehnte fortgesetzten Beobachtung kann dies schwerlich bloßer Zufall sein. Man hat es vielmehr bei diesen ersten Ankömmlingen offenbar nur mit den jugendlichen Individuen zu tun, welche Ende Mai oder Anfang Juni in ihrer skandinavischen Heimat ausgebrütet worden sind und nun (im Alter von 6—8 Wochen!) führerlos in die Winterquartiere abwandern. Die älteren Vögel erscheinen in Helgoland erst 4—5 Wochen später. Woher die jungen, eben erst ausgewachsenen Vögel den Weg wissen, ist völlig in Dunkel gehüllt. Soll man wirklich annehmen, die Eltern hätten ihren Kindern den Weg so genau beschrieben, daß diese ihn finden können? Warum fliegen sie dann nicht lieber gleich mit? Näher liegt die Erklärung, es möchten in dem Trupp wohl auch einige ältere Exemplare mitdabeigewesen sein, die sich nur ihrer Identifizierung durch den Vogelsteller zu entziehen gewußt hätten. Will man aber diesen Einwand auch erheben bezüglich des Kuckucks, der überhaupt nicht in Scharen auf die Wanderschaft geht, sondern einzeln, seine Eltern nie zu sehen bekommt, sondern in fremdem Nest aufgezogen wird von Stiefeltern, die die Heimat nie verlassen und vom Süden keinerlei Kunde haben können?

Und von allen Rätseln vielleicht das größte: was veranlaßt den Aufbruch der Vögel, zu einer Zeit, wo der Tisch für sie noch in reichster Fülle gedeckt ist? Wer treibt die Störche Mitte August auf die Wanderschaft, wo alles noch wimmelt von dem, was sie brauchen? Und wer oder was gibt den Hinweis auf die erst in Monaten zu erwartende Not dem jungen Kuckuck?

Auf Fragen dieser Art kann die Antwort zurzeit nur lauten: das wissen wir nicht. Die Ausflucht, es liege ein „physiologischer Reiz“ vor, ersetzt nur die Schwierigkeit durch eine andere. Wir müssen vielmehr, ob gern oder ungern, den Zugvögeln einen nicht näher bestimmbaren Instinkt zuerkennen, der sie — in beneidenswerter Weise — befähigt, das Richtige zu tun, und zwar unbewußt.

Plötzliches Erwachen.



Während noch Mondschein durchs Fenster zieht,
weckt mich ein einfach Vogellied,
zwitschert so einsam auf einem Baum,
bis ich erwacht bin aus tiefem Traum.
Du, die du weiltest im Traum bei mir,
das einsame Lied singt von dir, von dir,
klingt so herzig und abgeschieden,
nie war die Welt so voller Frieden.

Aber wenn irgendwo in der Welt
ein anderer dein Bild im Herzen hält,
spring ich auf und balle zur Faust die Hand,
will ihn suchen gehn von Land zu Land,
will ihn wecken, wenn er von dir träumt,
und niederringen, wenn er sich bäumt:
Nun zögre nicht länger, pack an, greif zu!
Einer muß sterben! Ich oder du!

Und während der Feind mich zu Boden zieht,
klingt einsam im Baum das Vogellied,
und während ich fiebre vom Traum der Nacht,
ist leise, leise der Tag erwacht.
Im Morgentau blitzen die Gärten blank,
und immer noch zwitschert der Vogelsang,
klingt so herzig und abgeschieden,
nie war die Welt so voller Frieden.

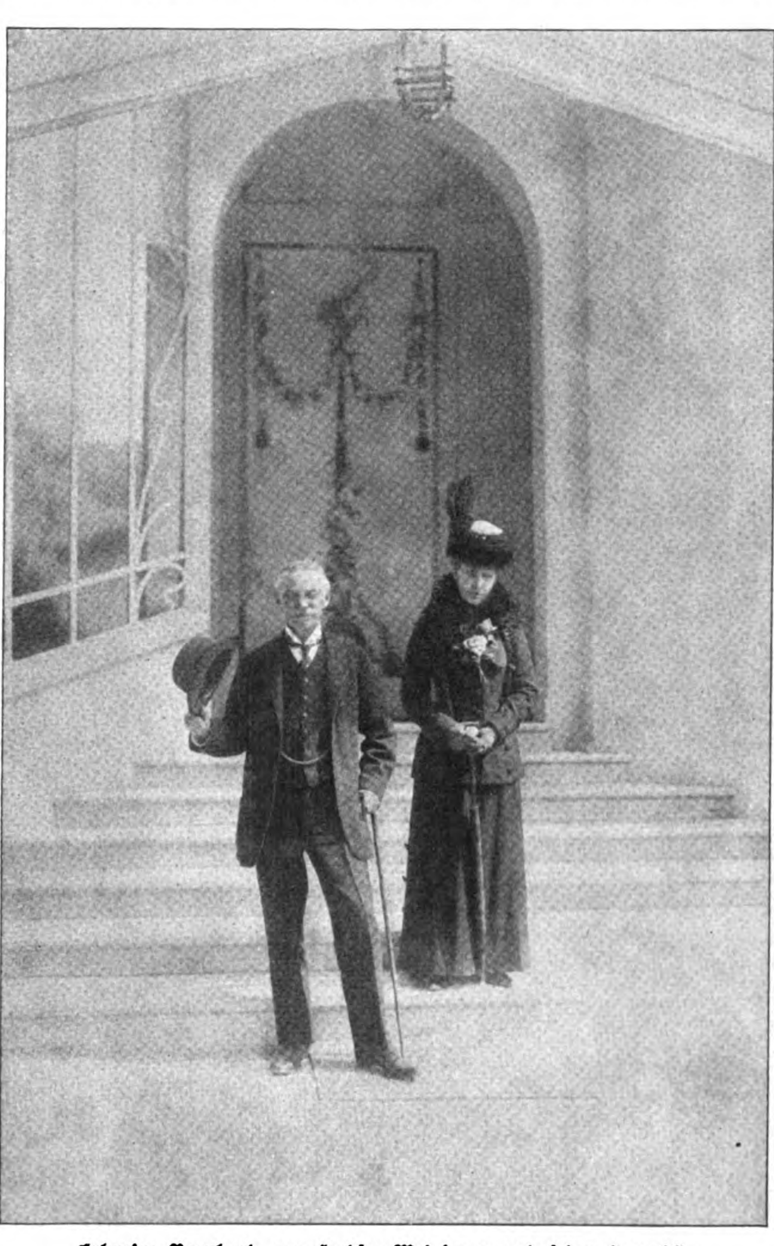
Ludwig Winder.

Ein Fürstenheim bei Cannes.

Von Ursula von Wedel. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von W. Luckefett-Sund.

„La Forêt" heißt die gartenumhegte Villa in der Californie oberhalb Cannes, in der Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen und seine Gemahlin Erbprinzessin Charlotte, die älteste Schwester des Deutschen Kaisers, seit einer Reihe von Jahren ihr Winterquartier aufgeschlagen haben. Es ist ein reizender, sonniger Villenbau, ein paradiesisch schöner kleiner Fürstensitz, der voll immerwährender blütenduftiger Frühlingspracht auf dem wildgrünen Bergabhang liegt, der hinter Cannes sanft emporsteigt. Obgleich hier oben, abseits vom bewegten Fremdenleben der Croisette und Rue d'Antibes, auch vom blauen Meer, das in der Bucht von Cannes sich in ganz besonderer Schönheit zeigt, noch eine Reihe von anderen Villen fürstlicher und adliger Familien in großen parkartigen Gärten versteckt liegen, gleicht die Californie für den, der sie zuerst besucht, mehr einer abgelegenen Wildnis als dem Vorort einer der „Fürstenzentren" der Riviera. Das macht aber gerade den besonderen Reiz dieses Fleckchens Erde aus. Zu der von Pinien- und Olivenpflanzungen bedeckten Höhe führt eine breite Automobilstraße und verschiedene, mehr malerische als fahrbare Wege empor. Hier und da taucht aus dem Gewirr der grünen Bäume ein einzelnes weißes Haus auf. Viele der Häuser aber verbergen die dichtwuchernden Gärten. So auch die Villa „La Forêt", die vom Weg aus nicht sichtbar ist, sondern ganz versteckt zwischen den Bäumen des eigenen Gartens und der anstoßenden Grundstücke liegt. Nur aus den oberen Fenstern des hellen, von Veranden umgebenen Hauses vermag der Blick frei über die Bäume hinwegzustreifen, nach Westen, wo die trotzigen Bergformationen des nahen Esterelgebirges bis zum blauen Meer hinunterreichen — nach Süden über die Bucht von Cannes mit dem von ungezählten Dampf- und Segeljachten belebten Hafen und die vor der breiten Bucht gelagerte grüne Insel Sainte Marguerite — nach Norden auf das sanft ansteigende Hügelgelände und weiter nach Osten auf die weiße Kette der fernen Seealpen.

Unten aber verzichtet man gern auf den Ausblick in die Ferne, ist man doch in einem wahren Gartenparadies, das rings das Haus umschließt. Rosenhecken begrenzen die kiesbestreuten Terrassen, die auf zwei Seiten das Haus gegen den fallenden Garten erhöhen. Hier und dort ranken an den Mauern blühende Pflanzen empor. Blaulila Heliotrop, dunkler blühende Schlinggewächse, wie sie die Natur hier unten so freigebig über die breiten Mauerflächen legt, gleichsam als wolle sie das Auge dafür entschädigen, daß die so großen Mauerflächen wegen der sommerlichen Glut nur von wenigen kleinen Fenstern unterbrochen werden. In der Villa „La Forêt" freilich, die für den Winter gebaut und auch durch ihre hohe Lage selbst in den Frühlingsmonaten noch keine Hitze spüren läßt, haben die Blumen dies Werk zu tun nicht nötig. Die Sonne spiegelt sich in ungezählten hohen Fenstern. Dafür blüht und wuchert es weiter unten im Garten um so üppiger. Und bei jeder Wegbiegung sieht man ein neues Bild eigenartiger Schönheit. Hier ist es die



Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen und seine Gemahlin.



Oberhofmeister Frhr. v. Schleinitz mit Gemahlin und Hofmarschall Frhr. Roeder v. Diersburg.

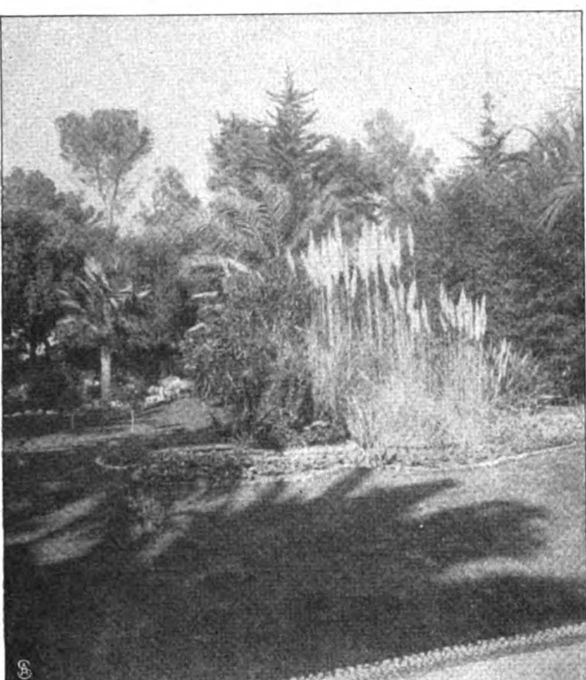
breite, von Palmen umsäumte Auffahrtstelle, dort das kleine Wasserbassin mit seinem hochstrebenden Schilf- und Gräserschmuck und dem flachen Blütensaum der Umrandung. Drüben wieder bildet der rundgezogene Stamm einer Blüte an Blüte treibenden Rosenlaube im Torbogen einen Rahmen für ein Stückchen Parklandschaft mit weichen grünen Rasenflächen, auf denen einzelne massige Beete in wundervollen starken und unvermischten Farbentönen der Blüten unter den fernerstehenden dunklen Baumgruppen wirken. Die Rosen-



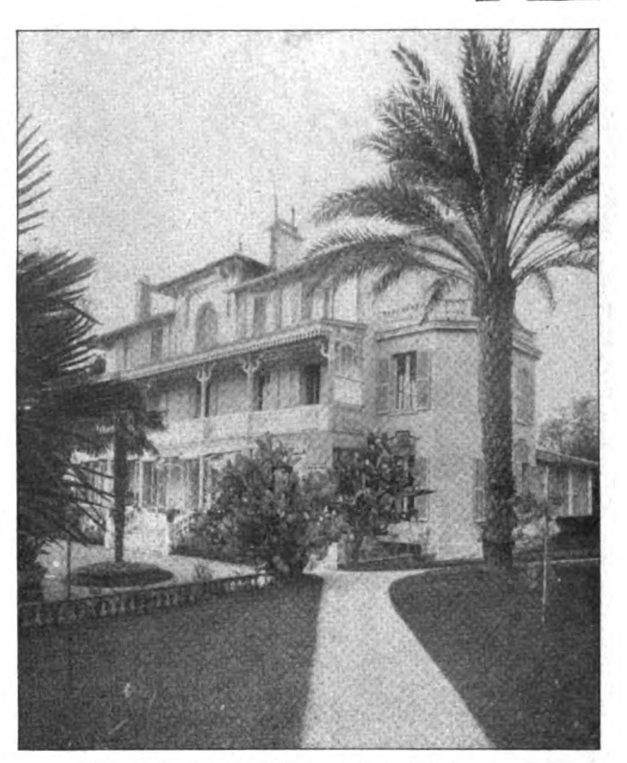
Blick in den Park der Villa „La Forêt“.

gänge teilen ein Eckchen des Gartens in der Nähe des Hauses ganz zu einem Privatgärtchen ab, das in seiner intimeren Blütenfreudigkeit an alte Burggärten gemahnt.

Hier stehen ein paar weiße Marmorstatuetten und Putten, hier springt ein feiner Wasserstrahl in das blumenumrandete Becken; und dort dehnen sich vor allem zum jenseitigen Ende des Gartens Wiesenflächen hin, deren üppige, hohe, grüne Halme von bunten Blumenkindern durchsetzt sind. Da blüht es während der ganzen Winterzeit, die das Erbprinzenpaar hier in dem selbstgestalteten Heim etwa zwischen November und Mai verbringt. Man sieht es dem Blumenparadies um die Villa „La Forêt“ an, daß liebende Augen es überwachen. Und zwar nicht nur die des



Ein Parkidyll.



Die Villa des Erbprinzenpaares bei Cannes.

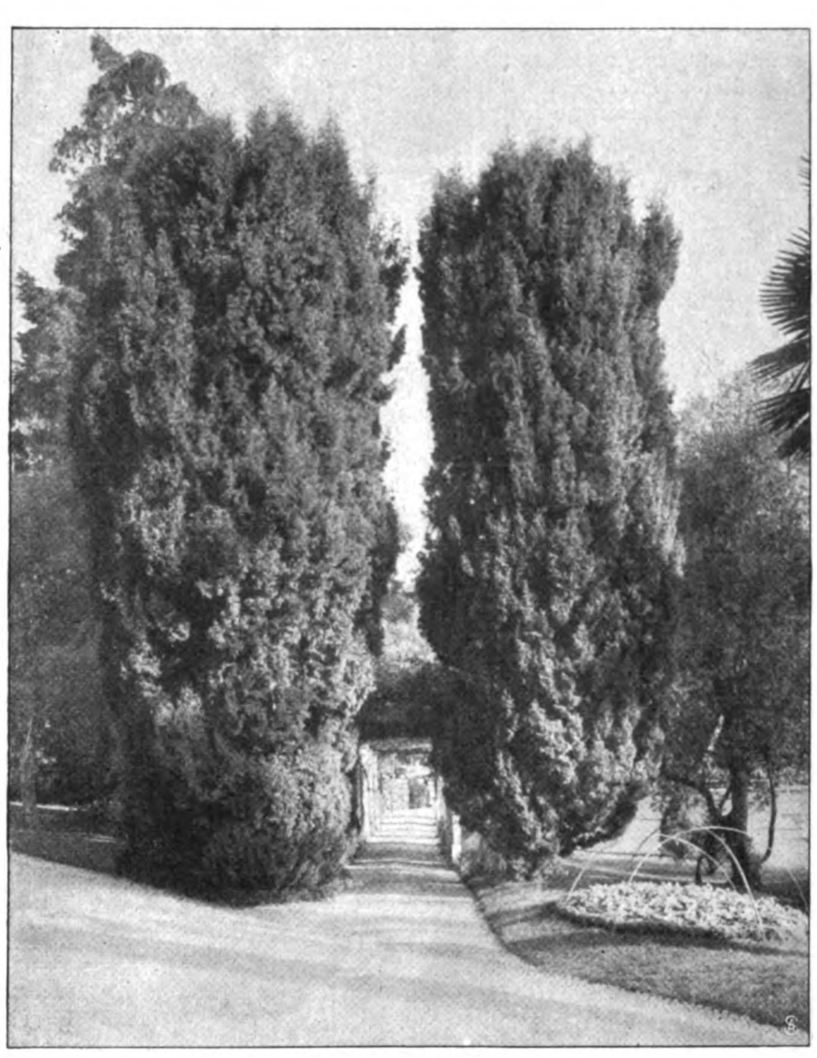
Gärtners, der drüben hinter den hohen dunklen Hecken sein weißes Häuschen und seine Treibhäuser hat, sondern auch das Auge des fürstlichen Paares selbst. Des Erbprinzen erster Gang des Morgens gilt seinen Rosen, die er mit der Schere in der Hand in Augenschein nimmt. Und auch die Erbprinzessin kennt ihre Blumenkinder und trifft selbst die Anordnungen für die Form und Füllung der Beete, die Auswahl der Blüten und Farben. Im Sommer freilich liegt auch dieser Garten wie der Landstrich verstaubt und blütenarm. Dann sind aber auch an dem hellen Haus die Läden geschlossen, dann tönt nicht mehr wie jetzt so häufig am Tage das Signal des Automobils, das die Besitzer dieses kleinen Paradieses hinunterträgt nach Cannes oder weiter nach Nizza, nach dem Cap Ferrat, Beaulieu, Monte Carlo, Mentone und dem Cap Martin, wo der Vater des Erbprinzen, der greise Herzog Georg, stets während der Wintermonate weilt. Dann tollen auf



Die Lieblingshunde des Erbprinzen.

den Kieswegen nicht mehr die weißen Hunde, der schneeige Tekkel und der graumelierte Schäferhund, dann rollen nicht mehr von drunten die Fahrstraße herauf die Automobile mit Gästen aller Nationen. Dann liegt hier oben alles tot und still, bis es sich im Herbst wieder rüstet mit frischem Frühlingsblütengewand, um den Herrn und die Herrin von neuem zu empfangen.

Cannes selbst, heute eine Stadt von über 30,000 Einwohnern, ist bekanntlich seit langen Jahrzehnten ein bevorzugter Winteraufenthalt der englischen und französischen, russischen und deutschen Aristokratie. Die herrlich gelegene Stadt verdankt ihren Ruf als internationaler Kurort dem Lord Brougham, der im Jahr 1868 starb, und an den auch ein marmornes Standbild in den „Allées de la Liberté" erinnert. Der milde Winter zieht Fremde aus aller Welt nach dem sonnigen Bad an der französischen Riviera. Während bei uns der strenge Winter herrscht und die Menschen sich bis über die Ohren in Pelzwerk vermummeln, scheint dort unten die warme, helle Sonne, und man promeniert in hellen Anzügen und Strohhut in den Straßen der Stadt, am Meeresstrand oder in der wundervollen Umgebung, sitzt im Freien, „wandelt unter Palmen" — im wahren Sinn des Wortes — um die laue Luft und die köstliche Natur zu genießen.



Partie aus dem Park.

Das Kölner Glockenspiel.

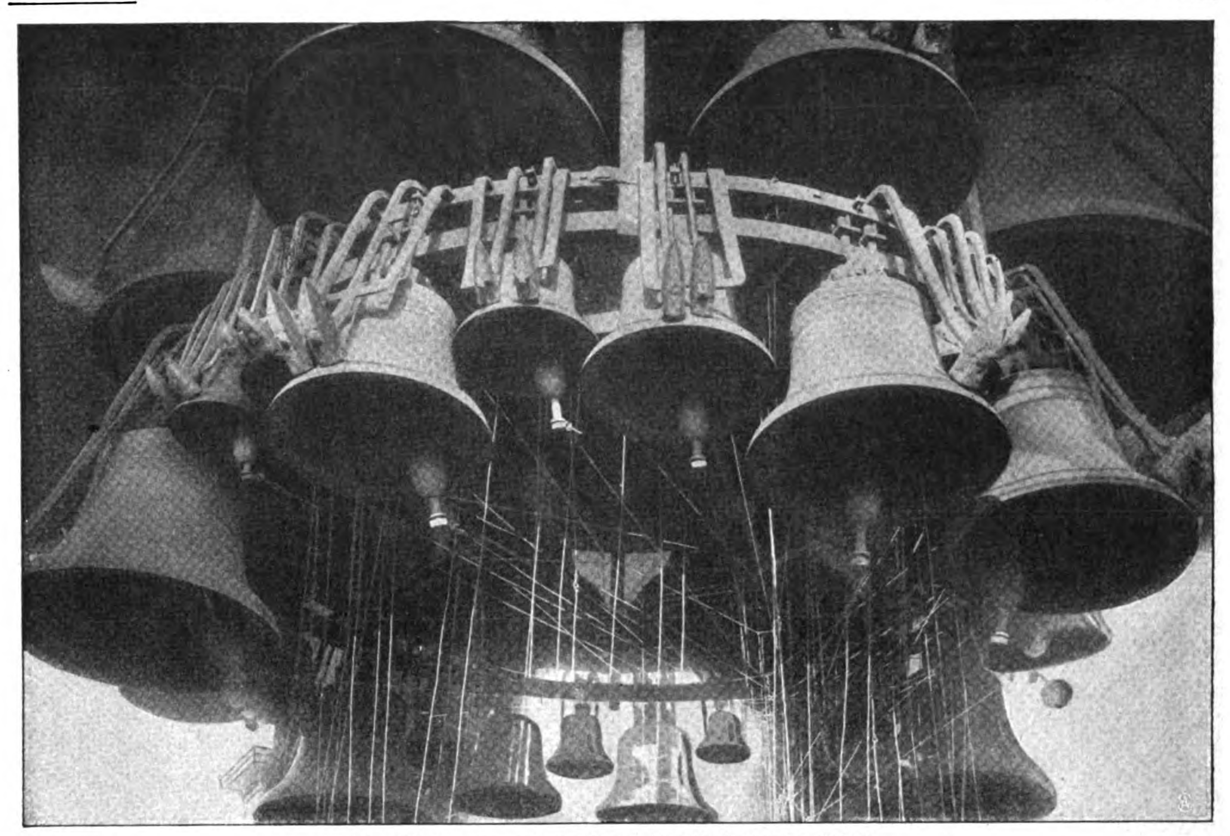
Von Fritz Wildhagen. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen von J. W. de Beer.

Das Bestreben, dem Gemeinleben unserer — wenigstens an der Farbigkeit des 16. bis 18. Jahrhunderts gemessen — nüchtern grauen Zeit Reize einzufügen, ist stets freudig zu begrüßen. Und der stärksten Belebungsfaktoren einer ist: Musik, Musik in allerhand Form. Welche Fröhlichkeit geht z. B. durch den Alltag, wenn auf dem Marktplatz die Militärmusik zu spielen beginnt. Aber auch eine weniger geräuschvolle Musik tut's. Welch ein seltsamer Zauber liegt darin, wenn in der Neujahrsnacht, wie es in manchen Städten Sitte ist, ein alter vertrauter Choral vom Turm geblasen wird! Und wen hätte es nicht ganz eigen berührt, wenn vom Turm der Berliner Parochialkirche in der Klosterstraße der Glocken seine Töne, sich zu „Jesus meine Zuversicht" einend, über das geschäftige Leben sich schwingen, oder wenn in dem lieben, etwas verträumten Potsdam das Glockenspiel auf dem Turm der Garnisonkirche sein „Ueb immer Treu und Redlichkeit" in den lauen Sommerabend klingen läßt. Wie gut paßt das holländische Glockenspiel nach Potsdam, das holländischen Elementes genug in sich trägt, wie gut nach Köln, das von jeher reiche Beziehungen kommerzieller und kultureller Art zu Holland unterhielt.

Das Glockenspiel ist in den Niederlanden zu Haus; schon im Mittelalter ist es in den verschiedenen Teilen des Landes verbreitet. Man kann es verstehen, daß der Niederländer mit seinem behaglichen Verständnis für die kleinen Zierden des Lebens eine rechte Freude an dem hoch über den Häusern im luftigen Turm hängenden Glockenspiel hat. Heute zählt man in Holland 115 und in Belgien gegen 100 Glockenspiele.

Es ist erfreulich, daß neuerdings eine deutsche Stadt von der Bedeutung Kölns auf den hübschen Gedanken gekommen ist, den Turm ihres Rathauses mit einem Glockenspiel zu versehen. Liebe zu dem wundervollen Denkmal mittelalterlicher Baukunst ließen diesen Ent-

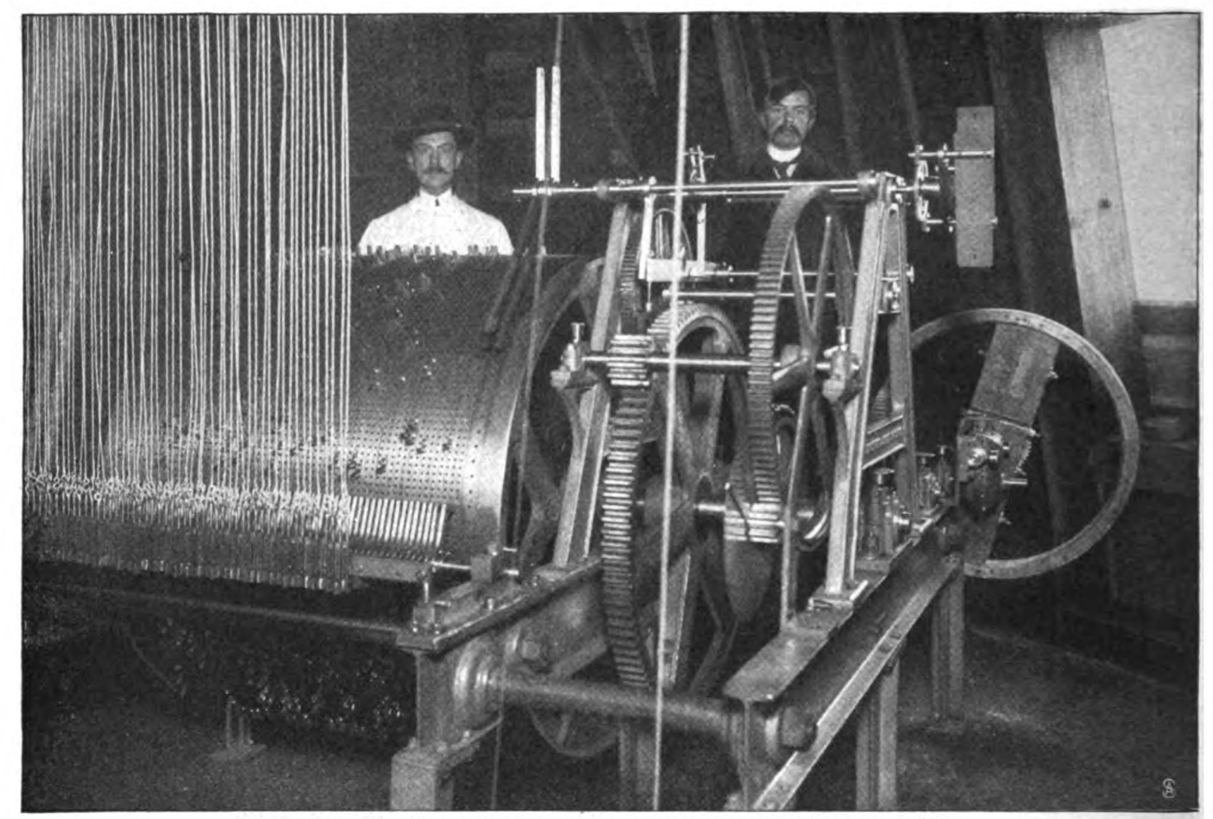




Die Glocken des Glockenspiels im Amsterdamer Schloß.

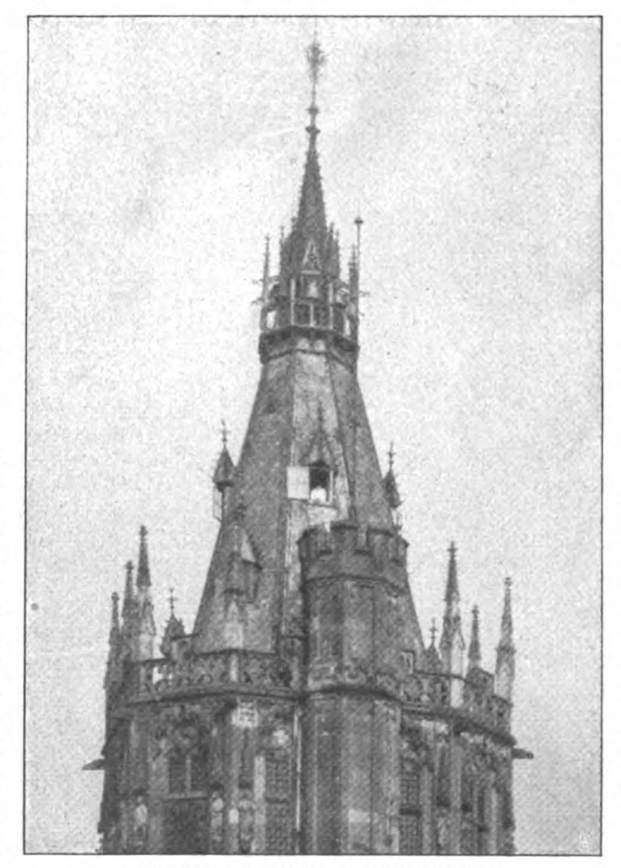


Die Zuschauer bei der Einweihung des Glockenspiels in Köln.



Die Walze mit ihrem Antrieb und den zu den Glocken führenden Drähten.

schluß reifen aus dem richtigen Empfinden heraus, daß durch ein solches Glockenspiel niederdeutscher Herkunft der Charakter des Turmes nicht geschädigt würde. So hat man in der Tat das Gefühl, das Glockenspiel hänge schon seit Jahrhunderten dort oben. Bei der Verbreitung des Glockenspiels in Holland lag es nahe, ein solches dort zu bestellen, mit Ausnahme der Glocken, die in Deutschland gegossen sind. Begreiflicherweise galt es, dem Balkenwerk des altehrwürdigen Rathausturmes durch Einziehen neuer Balken und Versteifen der alten die genügende Festigkeit zur Aufnahme des bedeutenden Gewichtes der 27 Glocken zu geben, deren schwerste 800 kg, deren leichteste 12 kg wiegt. Wer dem Glockenspiel einen Besuch machen will, muß viel Stufen der engen Wendeltreppe emporklimmen. In die nächste Nähe der Glocken selbst gelangen zu können, setzt schon



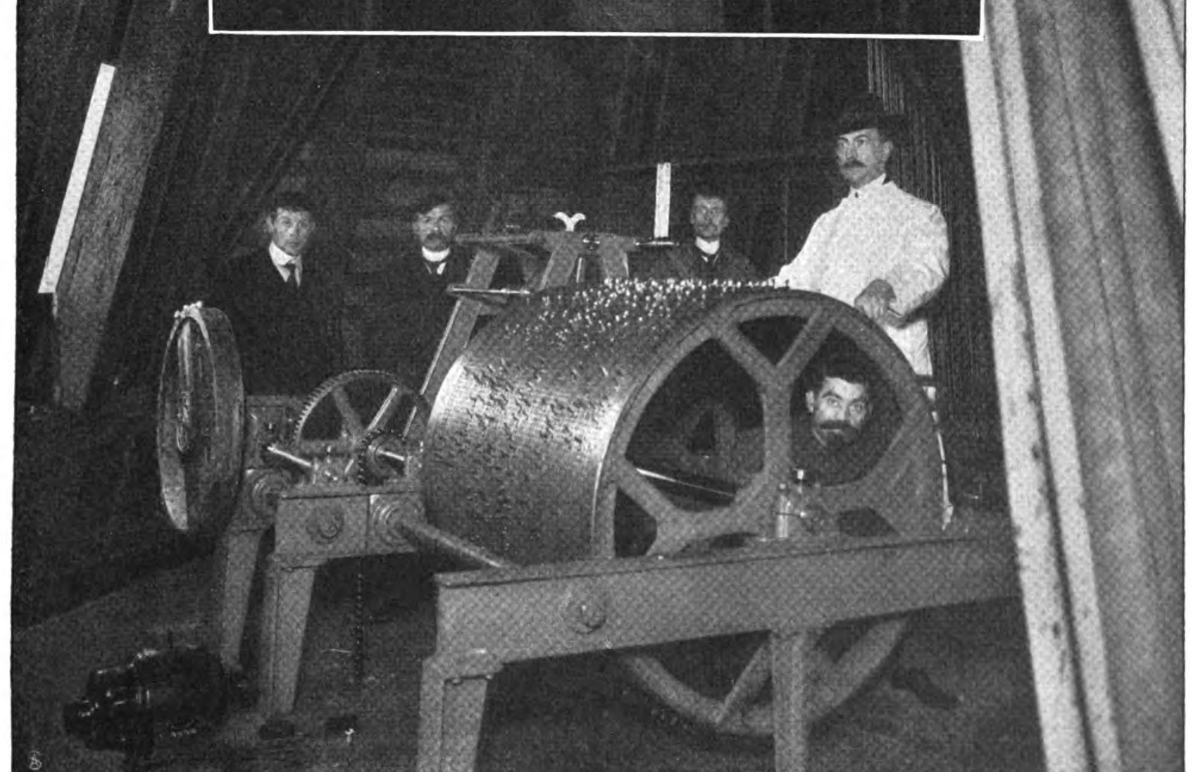
Die Spitze des Kölner Rathausturms.

einige turnerische Fertigkeit voraus. Es ist nicht einfach, den Kopf durch die Luke steckend, sich ein deutliches Bild von der Anordnung der Glocken zu machen. Eine sehr klare Vorstellung davon gibt die Aufnahme des Glockenspieles auf dem Turm des Kgl. Schlosses zu Amsterdam (Abb. S. 753). Die Glocken sind im Kreis neben- und übereinander angeordnet und werden durch mit Drähten verbundene Hämmer angeschlagen. Das Kölner Glockenspiel kann zwiefach bedient werden: mechanisch, durch elektrischen Antrieb und manuell. Obenst. Abb. zeigt uns eine mit einer Unzahl (42000) von handgebohrten Löchern versehene Stahltrommel. In diese Löcher werden von innen in den durch das Musikstück bedingten Abständen Stahlstifte eingeschraubt (Abb. S. 755). Die Trommel ist also den Walzen unserer mechanischen Musikwerke ähnlich. Das Einschrauben

der Stifte für einen Takt erfordert ungefähr 10 Minuten. Der elektrische Motor setzt 45 Sekunden nach dem vollen Stundenschlag ein Zahnrad in Bewegung, das seinerseits die Stahltrommel in Drehung bringt. Die Stifte treffen die diesbezüglichen Hebel, an denen die Glockenhammerdrähte befestigt sind, und bewirken ihr Anziehen. Beim Zurückgehen erfolgt der Anschlag des Hammers an die Glocke. Das Glockenspiel läßt in abwechselnder Reihenfolge allstündlich eine Nummer seines aus fünf Stücken bestehenden Repertoires ertönen. Und zwar sind bis jetzt folgende Stücklein vorgesehen: 1 „Tochter Zion", 2. „Nun danket alle Gott", 3. „Strömt herbei, ihr Völkerscharen", 4. „Wacht am Rhein", 5. „Deutschland, Deutschland über alles". Durch Selbstausschaltung bleibt, um die Ruhe der Bürger nicht zu stören, von abends zehn Uhr bis morgens sieben Uhr das Glockenspiel außer Tätigkeit.

Wie schon bemerkt, kann das Glockenspiel nach Ausschaltung des elektrischen Antriebes durch Fingerdruck in Bewegung gesetzt werden. Zu diesem Zweck ist ein Spieltisch vorhanden (Abb. nebensteh.),





Die Trommel mit den Stahlstiften. Oben: Der Amsterdamer „Klokkenist" J. Vincent (sitz.) u. Prof. Francke (Köln) vor dem Spieltisch.

ähnlich wie bei der Orgel mit einer Tastatur im Umfang von $2^{1/2}$ Oktaven, vom kleinen G aufwärts. Die Tasten sind erheblich größer und breiter als bei den gewöhnlichen Tasteninstrumenten, weil der einzelne Finger nicht Kraft genug besitzt, die erhebliche Arbeit zu leisten. Das Spielen auf der Glockenspieltastatur erfordert fast die Anstrengung wie das Spielen der mittelalterlichen Orgel, die mit den Fäusten geschlagen wurde. Die schwarzen Tasten überragen die weißen beträchtlich. Man kann auf dem Glockenspiel mit seinen chromatisch abgestimmten 27 Glocken sowohl einstimmige Melodien als auch Akkorde spielen. Abb. S. 755 zeigt den berühmten holländischen Glockenspieler J. Vincent am Spieltisch sitzend, neben ihm steht Herr Professor Francke, den er in der Spieltechnik des eigenartigen Instruments unterweist. Herr Vincent, wohl der hervorragendste Meister des Glockenspiels in Holland, ist Klokkenist des Kgl. Palastes auf dem Dam. Er erregte durch sein meisterhaftes Beherrschen des schwierigen Apparates bei der Einweihung des Glockenspiels auf dem Kölner Rathausturm die lebhafteste Bewunderung der dem ungewöhnlichen Höhenkonzert lauschenden Menge (Abb. S. 753.

Köln hat ein neues Wahrzeichen mehr, und zwar eins, auf das es stolz sein kann. Mag das dortige Glockenspiel anderen Städten eine Anregung geben nachzudenken, wie man etwas reizvolle Behaglichkeit in den grauen Alltag hineintragen könnte.

Frühlingswehen.

Leise schleicht der Mai ins Land,
Singt die alten Lieder,
Flicht mit goldner Märchenhand
Seine Kränze wieder.

Wieder lockt der Amsel Sang
Süß wie Wunderkünden,
Und vom Glück ein wirrer Klang
Schauert in den Gründen.

Und es glänzt die Einsamkeit,
Und die Blumen nicken,
Und das Tal liegt wieder weit,
Weit vor meinen Blicken.

Gülden strahlt des Himmels Raum,
Blaue Schwalben gleiten,

Und du gehst durch meinen Traum
Wieder wie vor Zeiten . . .

Gisela Freiin von Berger.

Die Witwe.

Skizze von Peter Robinson.

Der Gasthof hieß „Zum alten Zieten" und war die ansehnlichere der beiden Unterkunftstätten in dem kleinen Marktflecken draußen am Haff. In frischen Farben glänzte das Schild des Hauses, auf dem man den alten Reitergeneral wacker dahinstürmen sah durch Riesenwolken von Pulverdampf, die einige gänzlich in die Flucht geschlagene feige Feinde bis auf einen Teil der Hinterseite verhüllten. Und wie das Schild war auch das ganze Anwesen mit einer Schicht von Auffrischung und neuer Lackierung überzogen. Es war alles wohl imstande.

Juch Budd, der alte Fischer, hatte mich auf der Rückfahrt aus der Stadt mit seinem Boot über das Haff genommen. Und nun saßen wir in der Glasveranda des Gasthofs, die auf das Wasser hinausging und zur Annehmlichkeit der sommerlichen Badegäste da war, und Juch Budd nahm die dargebotene Erfrischung an: ein Stück Tilsiter Käse, einen Schnaps — aber im Wasserglas, wie es dort landesüblich ist — und eine Flasche Elbinger Bier. Vorsorglich stellte die junge Wirtin noch drei weitere Flaschen auf den Tisch zur gefälligen Bedienung.

„Immer hinterm Geschäft her!" brummte Juch Budd und sah ihr schief verdrießlich und doch auch bewundernd nach, als sie wieder in die große Gaststube zurückging. Und einiger Bewunderung war die junge Witwe Lehnert wohl wert mit ihrer bauschigen Frisur, die beträchtliche Unterlagen unter dem gewellten aschblonden Haar verriet, der leichten Auflage von Schminke auf den runden Wangen, dem schwarzen Atlasblüschen als koketter Trauergewandung und ihrem leicht tänzelnden Gang, wie er auf Brettern mit Rampenlicht und einem verstimmten Klavier davor zu Hause ist. Es war klar: sie war nicht in dem Tal geboren. Aber wußte man doch, woher sie kam?

„Aus Königsberg", sagte Juch Budd, und es lag wieder halb Verdruß, halb Bewunderung in seinem Ton. „Sie hat da irgendwo gesungen in irgendeinem Lokal — was weiß ich! Da hat sie der Lehnert rausgeholt. Expreß dazu ist er nach Königsberg gefahren, als er auf einmal eine Frau ins Haus haben wollte. Das war gleich, nachdem ihm der Doktor wieder das Aufstehen erlaubt hatte, damals, als er's auf der Brust gehabt hatte. Wissen Sie, Herr, er hat's aus Angst getan, aus Angst, daß mal sein Bruder alles kriegen könnte, den Gasthof und das ganze Geld. Und die beiden Brüder konnten sich nicht ansehen. Na also, darum fuhr Lehnert nach Königsberg, und da fand er denn ja auch, was er suchte. Er brachte die Rosa mit, und am Tag nach der Hochzeit fuhren sie in die Stadt zum Notar, und jetzt hat sie ja auch richtig alles und der Bruder das Nachsehen, wie Lehnert es gewollt hat.

„Drei Monate hat's der Lehnert noch gemacht, bis er sich wieder legte und nicht mehr aufstand. Aber gut ist er mit der Rosa ausgekommen. Na, sie hat's ja gewußt, daß es nicht lange dauern würde. Haben Sie die goldene Kette gesehn, Herr, die sie umhat? Und die schönen Ringe? Und die feine Brosche mit dem Kaiser Friedrich darauf? Das hat ihr alles noch der Lehnert geschenkt. Und was für ein Geizhammel war der doch sonst! Wie hat der ‚alte Zieten' damals ausgesehn! Der reine Schweinestall! Wenn's mal ordentlich regnete, stand das Wasser zollhoch auf dem Dachboden — aber das Dach decken lassen, keine Spur! Und so war's überall im ganzen Haus.

„Dann starb Lehnert. Die ersten vier Wochen blieb alles still, und die Rosa rührte nichts im Haus an. Aber dann kam's anders. Und was hat sie nicht aus dem Haus gemacht! Sehn Sie sich mal den ganzen ‚alten



Zieten' an, eine Pracht ist das jetzt! Und keinen Pfennig hat das die Rosa gekostet, keinen Pfennig, Herr!

„So einen Monat etwa, nachdem Lehnert begraben war, fing's wieder an, abends im ‚Alten Zieten' ein bißchen lauter herzugehn. Die Gaststube war immer hübsch voll. Na, das ist ja zu verstehn — wo so eine forsche junge Witwe im Haus ist und ihr alles gehört, da findet sich mancher ein, der sonst bloß mal am Sonntag hier hereinsehn würde. Die Rosa stand hinter dem Schanktisch und sagte jedem freundlich guten Tag und guten Weg. Aber weiter war auch nichts aus ihr herauszubekommen, so sehr sich manch einer auch Mühe gab.

„Am meisten der lange Wilkows, Zimmermeister Wilkows. Der kam ganz früh am Nachmittag, wenn sonst noch kein Mensch da war, und blieb bis zuletzt. Und Wein bestellte er — denken Sie bloß an, Herr, Wein, wo es doch ein Grog auch getan hätte. Und dann saß er da und trank seinen Wein und sah immerzu nach der Rosa hin. Und dabei hatte er doch schon so halbwegs eine Braut drüben in der Niederung.

„Also, meine Rosa tat erst, als merkte sie überhaupt nichts. Aber schließlich — na, da lachte sie jeden Abend doch ein bißchen zu ihm rüber. Und als es eines Tages Regen gibt und es gerade wie mit Kannen gießt, kommt Rosa und setzt sich ganz freundlich ein bißchen zum langen Wilkows an den Tisch und macht ein trauriges Gesicht und fängt an zu klagen, wie schlecht das Dach vom Haus doch wäre, und wie es jetzt wieder hereinregnen würde, und wie schwer es eine Witwe hätte, Ordnung zu schaffen und reparieren zu lassen, denn jeder glaubte, sie verstände ja doch nichts davon, und wollte sie beim Preis übers Ohr hauen. Und Wilkows sitzt da und schluckt und schluckt, ohne ein Wort herauszukriegen, und hat einen ganz roten Kopf. Am nächsten Morgen aber, was meinen Sie wohl, Herr, was da passiert? Kommt doch mein Wilkows angezogen mit seinem Gesellen und Leitern und Holzschindeln, und sie fangen an, das Dach zu reparieren. Die Rosa kommt und sieht sich das Werk an, macht dem Wilkows freundliche Augen und fragt, ob's auch nicht zu teuer werden wird. Mein Wilkow aber verschwört sich, von so was könnte überhaupt nicht die Rede sein, und das täte er doch nur aus Freundschaft. Und richtig, aus Freundschaft bringt er das Dach in Ordnung, und dann bessert er noch die Treppe aus und zum Schluß auch noch die Tische im Garten, die schon ganz schief standen.

„Abends aber kam die Rosa und setzte sich ein bißchen zu ihm und sprach ein paar Worte. Sowie aber alles fertig und schön im Lot war, ja, da war's, als ob Rosa auf einmal hinter ihrem Schanktisch angekettet war. Nicht gerührt hat sie sich und kein einziges Mal zum Wilkows hingesehn.

„Jetzt aber bekam der alte Motzke, der doch schon seine Achtundfünfzig auf dem Buckel hat und lange Witwer ist, runde Augen, und trotzdem er eigentlich einen Stuhl besser hätte gebrauchen können, trank er sein Bier am Schanktisch und stand da und sah die Rosa an. Motzke hat den Kramladen drüben an der Ecke. Eigentlich ist er ein gelernter Buchbinder, und er bindet ja auch dem Herrn Pastor seine Bücher ein. Und Tapeten hat er auf Lager und klebt sie an, wenn's wo verlangt wird.

„Also, mein Motzke steht jeden Abend am Schanktisch und wird immer krummer und sehnsüchtiger. Und eines schönen Tages sagt die Rosa zu ihm: ‚Wissen Sie, Herr Motzke, ich muß mir doch mal Ihre Tapeten ansehn kommen. Im Sommer, wenn die Badegäste kommen, geht das so nicht mehr; in den Zimmern oben hängen die Tapeten schon ganz in Fetzen. Aber viel kann ich nicht anlegen dafür.' Motzke kriegt keine Antwort raus, aber am nächsten Morgen, ganz früh, ist er mit Tapeten und seinem Kleistertopf da. Die Rosa steht sowieso spät auf, aber sie muß wohl schon was geahnt haben. Sie sagt der Dienstmagd, sie ist krank und kann nicht aufstehn. Drei Tage ist sie im Bett geblieben, und dann waren die Fremdenzimmer neu tapeziert, daß es eine Pracht war, und Motzke hat sich gefreut wie ein Kind über die gelungene Überraschung.

„Die Rosa hat sich dann auch schön bedankt, aber damit war's auch aus. Motzke konnte sich die alten Beine am Schanktisch in den Leib stehn, keinen Blick mehr bekam er. Und die Rosa hatte ja dann auch anderes zu tun; die mußte ja auf das Essen aufpassen für den jungen Dombrowski und ihn bedienen. Wissen Sie, Herr, er ist der Sohn vom Maurermeister Dombrowski in Braunsberg, und der Alte hatte ihn hierher geschickt, als er hier den Bahnhof baute. Na, der junge Dombrowski hatte ja Leute übrig und Kalk auch, und da ließ er denn der Rosa den ganzen ‚Alten Zieten', der's wahrhaftig nötig hatte, frisch aufputzen. Den Maler ließ er auch noch kommen und den Fußboden und die Türen streichen — das kam ja beim Bahnhofsbau alles wieder raus. Der Maler war aus Danzig, Herr, ein schmächtiges, kleines Kerlchen, aber gepinselt hat er, daß es eine Art war. Und dann hat er das Schild da draußen vor der Tür, auf dem der alte Zieten schon gar nicht mehr zu erkennen war, auch noch abgenommen und neu übermalt, ganz richtig wie ein Künstler. Mein Gott, ist der Mensch traurig gewesen, als er hier mit aller Arbeit fertig war und wieder fortmußte.

„Na, nun war ja alles schön in Ordnung, und die Sommergäste konnten kommen. Bald war das ganze Haus voll, und das Geschäft ging wie der Deiwel. Na, man konnte ja hier auch gut leben. Die schönen Räucheraale, die es abends gab, und die Flundern! Donnerwetter noch mal!"

Juch Budd spuckte aus und machte eine neue Flasche auf. Er stürzte das Bier hinunter, als gälte es, einen Trost zu finden. „Nämlich, Herr, die Räucheraale und die Flundern, das ging mich an, ganz verdammt ging mich das an. Da steckte nämlich mein Ältester dahinter, der Johann. Jeden Abend hat er hier im ‚Alten Zieten' gesessen, daß er morgens kaum rauszukriegen war, wenn wir aufs Wasser mußten. Bloß wegen der Rosa! Und dann war mit einem Mal so eine Mandel Räucherflundern und ein halbes Dutzend Spickaale weg aus der Räucherkammer. Ein Präsent für die schöne Rosa! Und bald nahm er jeden Abend einen Korb mit nach dem ‚Alten Zieten', und Rosa hat wohl immer recht freundlich ‚Danke schön' gesagt.

„Na, Herr, Sie können sich ja denken, gegen so was kann der Vater schlecht aufkommen. Der Junge wäre mir ja einfach aus dem Haus gegangen, wenn ich was gesagt hätte. Und ich brauche ihn doch bei meinem Geschäft. Vier Wochen lang ging das so, und die Rosa mag ihren Sommergästen schöne Preise angerechnet haben für das feine Abendessen. Wird schon aufhören, hab ich mir gedacht. Na, und es hörte auch auf. Keinen Fuß mehr hat der Johann hier ins Haus gesetzt, sowie der Kowalke an der Reihe war. Der ist Drechsler und hat



der Rosa neue Kegel und feine Kegelkugeln verehrt, daß die Sommergäste doch ihre Unterhaltung haben konnten. Die Kegelbahn selbst aber war fein in Ordnung, das hatte noch der Zimmermeister besorgt, der lange Wilkows.

„Aber vergessen hab ich der Rosa die Spickaale und die Räucherflundern nicht! Nä! Und darum kann ich Ihnen gar nicht sagen, Herr, wie mich die Geschichte jetzt freut! Sehn Sie, Herr, da ist er schon!"

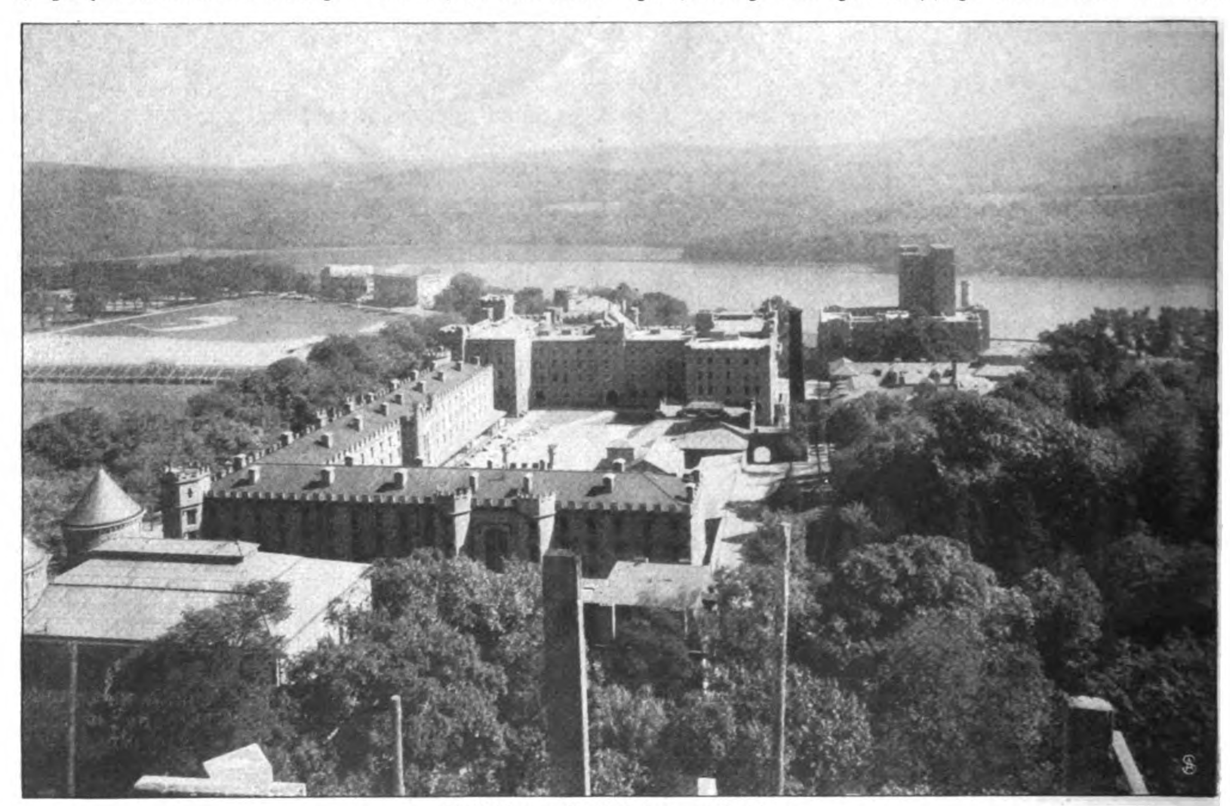
Ein stattlicher blonder Mensch, so Mitte der Zwanzig, kam durch die Veranda und ging in das Gastzimmer, wo ihm die Augen der jungen Witwe entgegenleuchteten. Zuch Budd zischelte: „Das ist er, Herr! Jetzt ist der dran. Für den hat die Rosa aber mehr Zeit als für alle andern. Und was für Augen sie dem macht! Mit dem ist es ihr ernst, der lange Laabs hat ihr schon lange gefallen. Ein kleines Anwesen hat er, das letzte Haus an der Chaussee nach Elbing; im Frühjahr hat er's von seinem Vater geerbt. Aber wissen Sie, Herr, was er sonst noch ist?"

Und Zuch Budd legte allen Grimm über die vergeudeten Räucherflundern und Spickaale in die Worte: „Der Laabs ist unser Totengräber!"

Die Kadetten von West Point.

Von Henry F. Urban. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Das Wort West Point erweckt immer angenehmste Erinnerungen in mir. Es bedeutet zunächst einen der reizvollsten Sommerausflüge, den es für den Neuyorker gibt. Da fährt man in der Frühe den herrlichen Hudson hinauf, mit einem „Palastdampfer", auf dem sich ein elegantes Restaurant befindet und eine Musikkapelle lustige Weisen spielt. Rechts und links ragen hohe Ufer, aus denen ab und zu freundliche Städtchen grüßen. Zur Mittagzeit landet der Dampfer in West Point. Eine Strecke Weges geht es ziemlich steil in die Höhe. Hier ist die Kadettenanstalt, aus der die Offiziere für Onkel Sams Heer hervorgehen. Eine schönere Lage ist nicht gut denkbar. Weithin schweift der Blick über den majestätischen Fluß und über die einsamen, besonnten grünen Berge. Die Anstalt selbst ist ganz von Bäumen umhegt. Sie besteht aus einer Reihe von Gebäuden, denen Zinnen und Türme etwas Burgartiges geben, und die zusammen ein gewaltiges Viereck bilden. Außerdem sind noch allerlei andere Gebäude vorhanden, wie die Kapelle, in der die Kadetten dem Gottesdienst beiwohnen, oder ein Haus zur Unterkunft für ehemalige West Pointer, die von außerhalb als Gäste kommen; es ist von General Cullum zum Andenken an hervorragende verstorbene Zöglinge der Anstalt errichtet worden. Sehr idyllisch liegen auch die Wohnhäuser der Offiziere. Ihre Häuser, dicht am Exerzierplatz, tragen den in Amerika üblichen Villencharakter und wirken besonders freundlich durch die schattigen Bäume davor und die kleinen, wohlgepflegten Gärten. Für den Besucher aus Neuyork und anderen Gegenden ist ein kleines Hotel vorhanden, wo er zugleich billig und gut verpflegt wird. Nur mit der


Ansicht von West Point am Hudson.

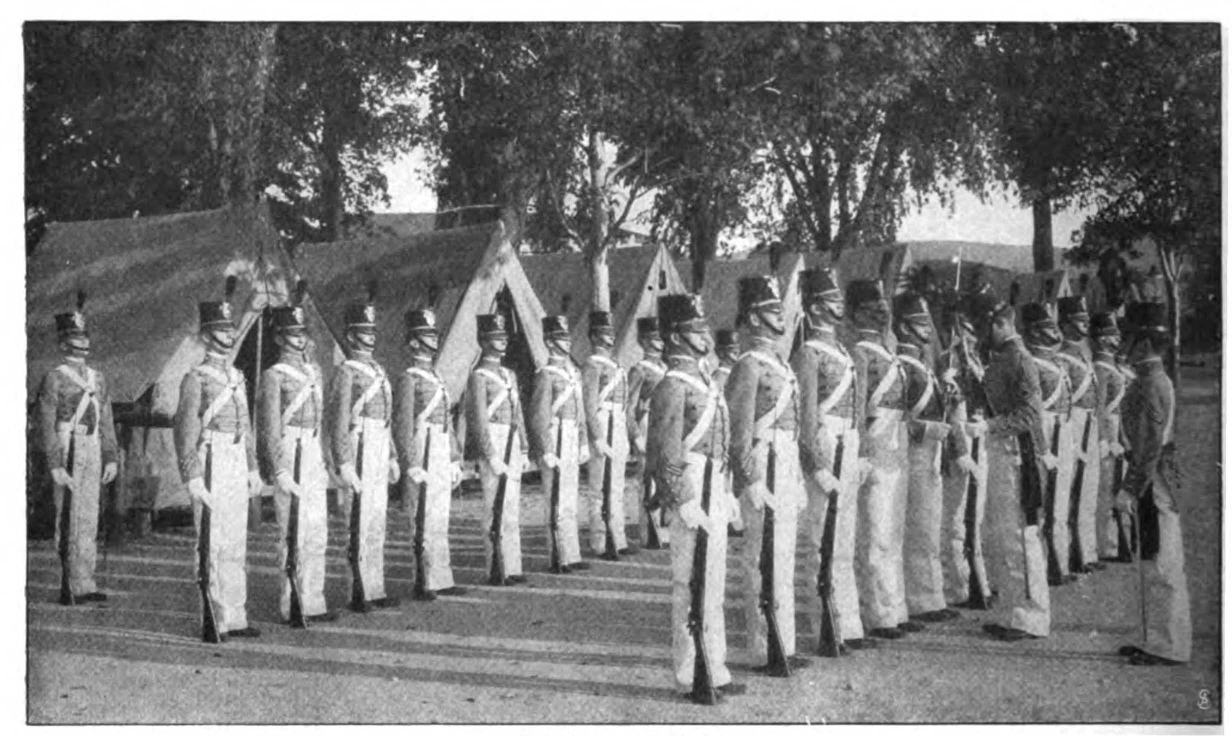


Tränkung hapert es. Wein, Bier oder sonst ein „Alkoholgift“ wird dem Gast nicht gereicht; Eiswasser um so mehr und umsonst. Das Hotel steht auf Regierungsboden, und so findet das von allen leitenden amerikanischen Militärs verwünschte Kantinengesetz der Abstinenzler auf das Hotel Anwendung, nach dem der Ausschank von Alkohol in Militärkantinen verboten ist. Was ein Hotel mit einer Kantine zu tun hat, hat freilich nie ein Gast begriffen. — Die Zulassung eines Kadetten zu der Anstalt erfolgt nach einer ganz eigenartigen Methode. Jeder Senator und Repräsentant des Kongresses zu Washington hat das Recht, einen Kadetten für die Anstalt zu stellen. Außerdem hat der Präsident noch das Recht, 40 Kadetten zu stellen; meist sind das Söhne von Offizieren des Heeres oder der Marine. Oft werden von einem Senator und einem Repräsentanten zusammen 3 Kadetten gestellt. Sie haben vor der Aufnahme in West Point ein Examen zu bestehen, und dem erfolgreich-



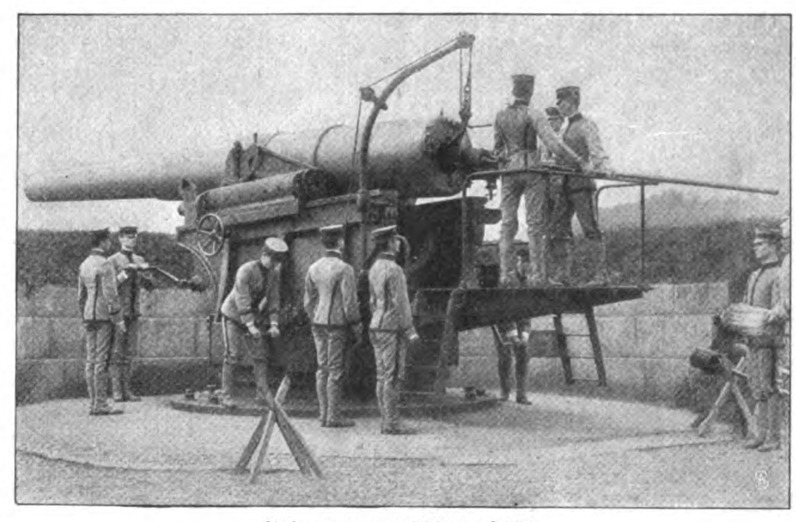
Im sommerlichen Zeltlager.

Die Kadettenschule in West Point: In der Ingenieurklasse.



Inspektion der Wache.

sten gewährt dann der Kriegsminister die Zulassung zur Kriegsakademie in West Point. Das Examen umfaßt Grammatik, Aufsatz, Literatur, Algebra, Geometrie, Geographie, amerikanische und allgemeine Geschichte. Außerdem muß der Kandidat nicht unter 17 Jahren und nicht über 22 Jahre alt sein, körperlich völlig gesund und moralisch einwandfrei sein. Der Lehrplan des jungen Soldaten umfaßt folgende Fächer: Mathematik, Englisch, Französisch, Spanisch, Zeichnen, Philosophie, Chemie, Physik, Mineralogie, Geologie, Elektrizität, Geschichte, internationales, konstitutionelles und militärisches Gesetz, Zivil- und Militär-Ingenieurwesen, Kriegskunst und Kriegswissenschaft, Drill für alle Waffengattungen und praktischen Kriegsdienst. Interessant ist, daß unter den fremden Sprachen, die gelehrt werden, Französisch sich befindet und nicht Deutsch. Der Unterricht im Spanischen erfolgt ohne Zweifel mit Rücksicht auf Südamerika und beweist, wie sehr in West Point Südamerika als nordamerikanische Interessensphäre auch militärisch betrachtet wird, ganz im Geist der Monroedoktrin. Der Kursus dauert 4 Jahre. Ungefähr ein Viertel der Aspiranten besteht das Examen vor Zulassung zur Akademie nicht, und etwa nur die Hälfte der Zugelassenen besteht ihr Offizierexamen. Von Mitte Juni bis Ende August leben die Kadetten im Zeltlager, wo sie den praktischen Militärdienst kennen lernen. Sie erhalten während des vierjährigen Studiums nur einmal Urlaub, und zwar nach Ablauf der ersten zwei Jahre. Jedem Kadetten zahlt die Regierung ein Jahresgehalt von etwas über 2838 Mark — gerade genug für seine notwendigsten Ausgaben. Dadurch soll getreu den demokratischen Grundsätzen des Landes jedem jungen Amerikaner die Möglichkeit geboten werden, Berufsoffizier zu werden. Der militärische und akademische Stab der Akademie besteht aus 128 Personen. Das Lehrpersonal jedes Faches setzt sich gewöhnlich wie folgt zusammen: ein Professor, mehrere Assistenten, mehrere Instruktoren (sämtlich Offiziere), zu denen sich noch, wie bei den verschiedenen Sprachen, bei Fechten oder Turnen, Zivilisten als Instruktoren gesellen.



Uebungen am Küstengeschütz.

Das Studium und der Dienst sind sehr streng — durchaus im Gegensatz zu der Neigung des Amerikaners,



Beim Brückenbau.

in Sachen der Disziplin ein Auge zuzudrücken. Wer seine Prüfungen wiederholt schlecht besteht, erhält unerbittlich den Abschied. Immerhin winken auch dem geplagten Kadetten allerlei Freuden, vor allem im Sport, der unter Leitung eines aus Offizieren gebildeten „Athletischen Vorstands“ (Athletic Council) steht. Als König der Spiele gilt natürlich Fußball, und das Ereignis der Saison ist allemal der große Kampf zwischen den Fußballmannschaften von West Point und der Marineakademie von Annapolis im Staat Maryland. Nebenbei fußballt West Point mit den hervorragendsten Universitäten, wie Yale oder Harvard. Außerdem wird selbstverständlich das volkstümliche Basespiel gespielt, und Fechtturniere finden mit der Marine und den Universitäten statt. Nicht zu vergessen Wettrennen, Ringen, Boxen, Turnen, Polo und im Winter Eishockey. Dem



Unterricht in der Chemie.



besonders tüchtigen Athleten winkt als begehrteste Auszeichnung das Recht, auf seinem Wollhemd (sweater) ein großes A zu tragen. Aber das sind nicht alle Zerstreuungen. Die Feier des Unabhängigkeitstages am 4. Juli wird festlich begangen. Bälle und Theateraufführungen, deren Mitwirkende nur von Kadetten geliefert werden (auch bei Besetzung der weiblichen Rollen), sorgen dafür, daß des „Dienstes immer gleichgestellte Uhr", wie Schiller sagen würde, nicht zu hart empfunden wird. Auch darin endlich ähnelt West Point einer amerikanischen Universität, daß die Anstalt ihr eigenes Jahrbuch herausgibt, das von Kadetten redigiert und illustriert ist und alle nur irgendwie interessanten Ereignisse des Jahres ebenso getreulich wie mit echt Mark Twainschem Humor schildert.

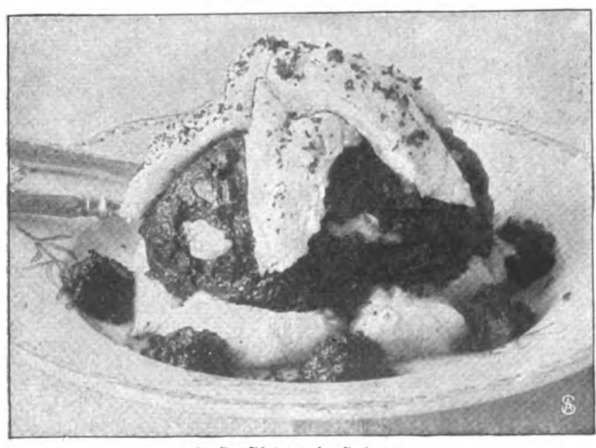
Tüchtige Soldaten hat die Anstalt dem Land geschenkt. Ich nenne hier nur einige der hervorragendsten Generale des Bürgerkrieges, wie General Grant, Sheridan, Custer, der später bei Little Big Horn von den Indianern unter Sitting Bull, Rain in the Face und Crazy Horse getötet wurde. Ferner den genialsten Heerführer des Südens im Bürgerkrieg, Robert Lee, und General Jackson. Aber auch solche Zöglinge, denen als echten Amerikanern der Soldatendienst auf die Dauer nicht zusagte, die ihr Tatendrang andern Berufen zuführte, haben der Anstalt Ehre gemacht. Sie haben einen Präsidenten geliefert, Minister, Konsuln, Mitglieder des Kongresses, Gouverneure, Richter, Bürgermeister, Präsidenten großer Korporationen, Universitätspräsidenten, Ingenieure usw. Der Segen der strengen soldatischen Erziehung, die die Pflichterfüllung gegen den Vorgesetzten, gegen sich selbst, gegen die Kameraden und die Allgemeinheit zu höchster Vollendung ausbildet, hat sich auch hier glänzend bewährt und hat jenen in Amerika zahlreichen Menschen zu denken gegeben, die von Disziplin und Soldatenberuf nicht viel halten. Daher konnte Roosevelt bei der Feier des hundertjährigen Bestehens von West Point mit Recht sagen: „Kein anderes Erziehungsinstitut hat so viel Namen zu der Ehrenliste der hervorragendsten Bürger der Nation beigesteuert." Wenn bei einer militärischen Parade in Neuyork „die West Pointer" daherkommen, kerngesund, tannenschlank und tannengerade wie preußische Gardeleutnants, so stellen sie in ihren schmucken Uniformen Typen vollkommenster amerikanischer Männlichkeit dar, und auch der antisoldatische Dollarjäger ahnt, was West Point für die Entwicklung eines jungen Mannes bedeutet. Uebrigens verlautet, daß 13 Kadetten von West Point auf Einladung des Kaisers im Herbst an den Kaisermanövern teilnehmen, dann auf den Kriegschulen in Neiße und Metz studieren und später als Leutnants Artillerie- und Kavallerieregimentern zugeteilt werden sollen. Sie werden uns gewiß willkommen sein.

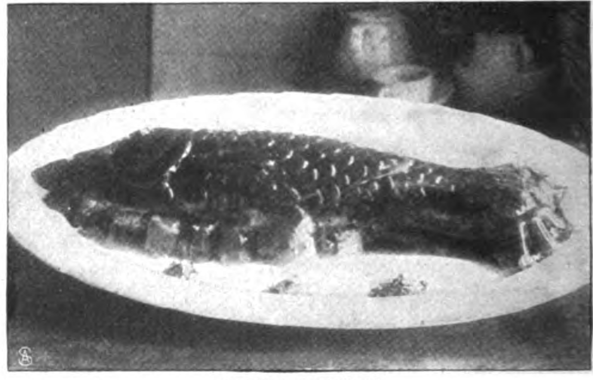
Seefische und Kochkunst.

Von H. von Schroetter. — Hierzu 7 photogr. Aufnahmen von der Verfasserin und Atel. Schaul.

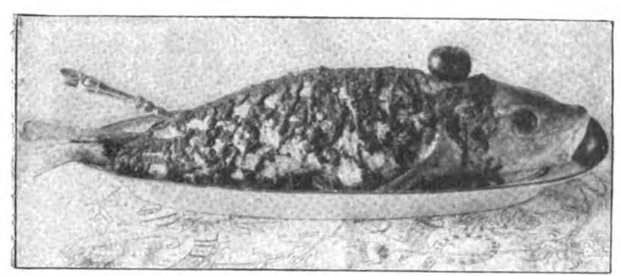
Deutschland steht hinsichtlich des Fischkonsums weit hinter anderen Ländern zurück. Frankreich, die nordischen Reiche, vor allem Amerika rechnen die Seefischnahrung, die bei uns vielfach nur Ausnahmeerscheinung ist, zum selbstverständlichen Bestand des Küchenrepertoires.

Seefische verdienen heute, wo so viel über die Verteurung der Lebensführung und die daraus hervorgehende Erschwerung des Haushalts geklagt wird, in mehrfacher Hinsicht die besondere Aufmerksamkeit der deutschen Frau: Erstens, weil sie, eine ärztlicherseits dem Fleisch gleichgewertete Nahrung, die Hausfrau unabhängig machen von den gefürchteten Worten Fleischnot und Fleischteurung. Zweitens, weil sie billig sind und mit ihren Variationsmöglichkeiten den Speisezettel angenehm bereichern. Hierzu kommt, daß Fischnahrung für Leiden unserer Zeit, wie Verkalkung, Gicht, Nervosität, bekömmlicher erscheint als Fleischkost, daß die Leichtverdaulichkeit des Fischfleisches Fischgenuß empfiehlt für Kinder- und Krankenküche.


1. Seefisch und Spinat.


2. Fisch in Aspik.

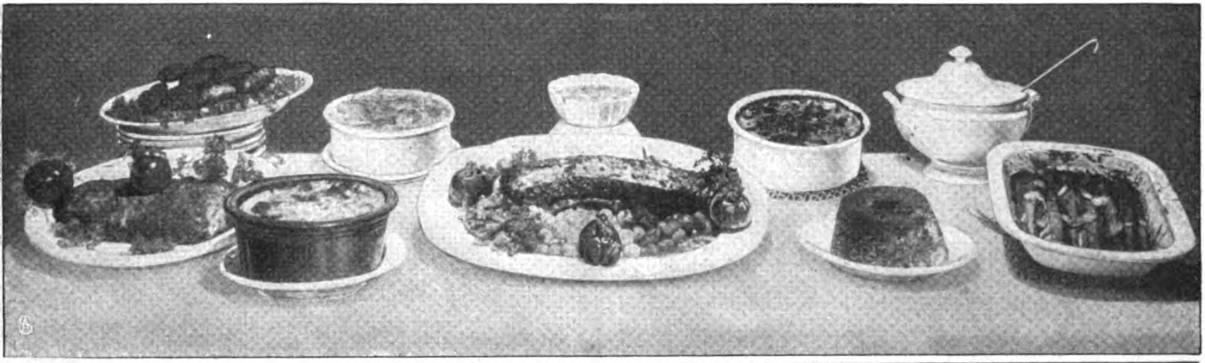
Aber noch ein anderer, höherer Gesichtspunkt kommt hinzu und soll das Interesse der Frauen wachrufen. Wer nicht an der Waterkant zu Hause ist, nicht Tag für Tag die breitbauchigen smaragdgrünen Fischerewer mit den roten Vogelschwingen hinausgleiten sieht ins Meer, nicht die emsigen Fischerdampfer ihren silbern glitzernden Reichtum geschäftig löschen sieht, der weiß nicht, was deutsche Hochseefischerei bedeutet, nicht mit



3. **Seefisch mit Tomaten.**

welchen Schwierigkeiten deutsche Seefischer zu kämpfen haben. Da kann nur gesteigerte Nachfrage, erhöhter Konsum, kann nur die deutsche Hausfrau helfen!

Die rührige Fischereidirektion Hamburg hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Propaganda für Seefischnahrung im Großen zu betreiben. Umsonst zugängliche Seefischkochkurse, Ausstellungen von neuen Fischgerichten, Austeilung von Kostproben, Gratisverteilung von Fischkochbüchern, vor allem aber ein über Stadt und Vororte verbreitetes Netz von Verkaufsstellen besonders vorteilhafter Fische kommen der Aufklärung durch Wort und Bild zu Hilfe. Fische, deren Namen lange niemand kannte, sie werden der Hamburger Hausfrau

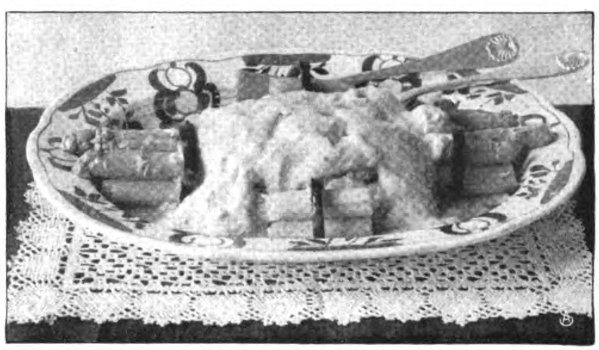


Phot. Schaul.

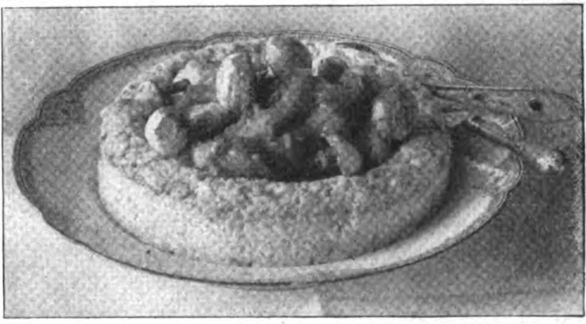
1. Hackebraten aus Seefisch. 2. Fischbuletten. 3. Grüne Heringe. 4. Fischrücken mit Gemüse. 5. Fischpudding. Und verschiedene Fischpasteten.

5. **Fertige Fischgerichte.**

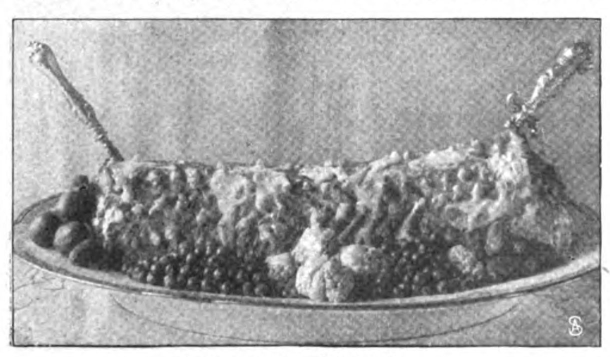
geläufig. In den Fischmarkthallen des Hamburger und Altonaer Hafens sucht sie unter der Glitzerpracht der hochgetürmten Fischleiber ihre Lieblinge. Den großmäuligen Kabeljau, dessen Fleisch wie Nußkern schmeckt, den jungen Heilbutt, den man gern den Edelfischen zurechnet, den Schellfischvetter Lengfisch, der sich zum Spicken und Braten eignet, den Rochen, in Deutschland lange verkannt, zu Frikassee, Fischreis und Suppe, den stacheligen roten Knurrhahn, den Krabbensänger Petermännchen, dessen Fleisch weiß und fest ist wie Zunge, stahlblaue Makrelen zum Rösten und Füllen, Köhler oder Kohlfisch, der mit seiner Kräuter- oder Rahmsauce mundet, den Kleiß, den Fischerglaube das schmucklose Weibchen des Königs Steinbutt heißt, Goldbarsch, Scholle und Butt und nicht zuletzt den Fisch mit dem schönen Namen, den Austernfisch, den die Fischer Seeteufel nennen, weil er die Brut der Austernbänke vernichtet.



4. **Seefisch und Spargel.**



6. **Reis, Fisch und Pilze.**



7. **Garnierter Fischrücken.**

Moderne Verkehrseinrichtungen bringen diese frischen Seefische bis in das entlegenste Städtchen; einem „Fischmarkt“ mit all den Hamburger Bekannten begegnete ich im einsamen Vogesental!

Das häufigere Erscheinen des Seefisches auf dem täglichen Tisch hängt im großen und ganzen nur davon ab, ob eine aufmerksame Seefischküche versteht, durch Zubereitung des Fisches selbst, z. B. Dünsten wäßriger Fische an Stelle von Kochen, Kochen in Fleisch- oder Fischbouillon statt in Wasser oder durch Zu- und Beikost den wenig ausgesprochenen Geschmack des Fisches

zu heben und zu verbessern. Hilfreich sind bei diesen Versuchen sowohl die verschiedenen Fischkochbücher der Fischereidirektion Hamburg wie das die Fischküche der gesamten Waterkant zusammenfassende Kochbuch des Fischereivereins Norden in Ostfriesland. Auch dieser Aufsatz will der Verbreitung der Seefischküche in Bild und Wort dienen. Abbildung 5 spricht von den mannigfachen, in Seefischkochkursen hergestellten und gelehrten Fischgerichten: Hackebraten mit Gemüse, Fischfrikandellen und Fischklöße, in Marinade eingelegte Fische, Fischaufläufe, Fischpudding, Fischsuppe, Fischsülze und Fischsalat.

Abbildung 7 gilt einer neuen Platte: Der Rücken eines dickfleischigen Seefisches wird gehäutet, gespickt, gesalzen und wie jeder Küchenbraten im Ofen in Butter bei reichlicher Zugabe von saurer Sahne hellgelblich gebraten. Mit der Sauce glasiert, wird er umlegt mit jungen Erbsen, Karotten und mit holländischer Sauce überzogenen Blumenkohltrauben.

Die Verbindung von Fisch und Gemüse erscheint besonders geeignet, den Fischgeschmack zu ergänzen. Man umlegt gekochten Fisch mit Nudeln — Tomatensauce — mit Blumenkohl, Sauerkraut, Mohrrübenpüree. Man kennt die Zusammenstellung von Spinat und Fisch (Abb. 1), sei es, daß man den filierten Fisch lagenweise mit Spinat abwechselnd in der Form mit saurer Sahne backt und dann stürzt, sei es, daß beides getrennt zubereitet und erst in der Anrichte vereint wird. Eine holländische oder normannische Sauce wird dazu gereicht, gebackene Austern verfeinern die Schüssel.

Ebenfalls wenig bekannt ist die Kombination von Bouillonreis mit Parmesan gewürzt, Fischfilets in gebundener Pilzkraftbrühe gedämpft und Pilzen, wie Wiesenchampignons, frischen Morcheln, Pfefferlingen (Abb. 6).

Einen Ganzfisch bereitet man gern als „Tomatenfisch" (Abbildung 3), d. h., der gehäutete Schellfisch, Kabeljau wird mit Butter angesetzt und während des Bratens sehr reichlich mit frischem oder eingemachtem Tomatenbrei bestrichen, eventuell auch mit zerschnittenen, entkernten Tomaten gefüllt oder mit Tomaten garniert, die mit Meerrettichrahm gefüllt sind.

Abbildung 4 veranschaulicht die Zusammenstellung von in Weißwein, Butter, Zitronensaft gar gemachten Fischstücken und Bündeln von frischen weißen (auch grünen) Spargeln, die von aus Tomaten gewonnenen Bändern gehalten werden. Beides wird mit holländischer oder Bearnaisesauce glasiert.

Den Seefisch für kürzere Zeit zu konservieren, erläutert Abbildung 2 „Aspikfisch". In eine der Fischgestalt nachgemachten Blechform bettet man in dickflüssiger Fleischsulz den gekochten, vorsichtig gehäuteten Fisch, eventuell auch nur Fischstücke oder Fischreste. Diese kalte Fischplatte ersetzt — mit Mayonnaisenbeiguß — den Fischgang in wärmerer Jahreszeit.

Bilder aus aller Welt.

Zu den vielen Berufen, die sich die Frau in den letzten Jahren erobert hat, gehört auch der Dolmetscherberuf. Wir geben in unserm Bild die augenblicklich in Berlin amtierenden vereideten Dolmetscherinnen. Von besonderem Interesse dürfte dabei sein, daß zwei Dolmetscherinnen für die Taubstummensprache darunter sind. Man kann sich ja wohl denken, wie schwer gerichtliche Verhandlungen zu führen sind, in denen Kläger oder Beklagte der normalen Verständigungsmittel nicht fähig sind.



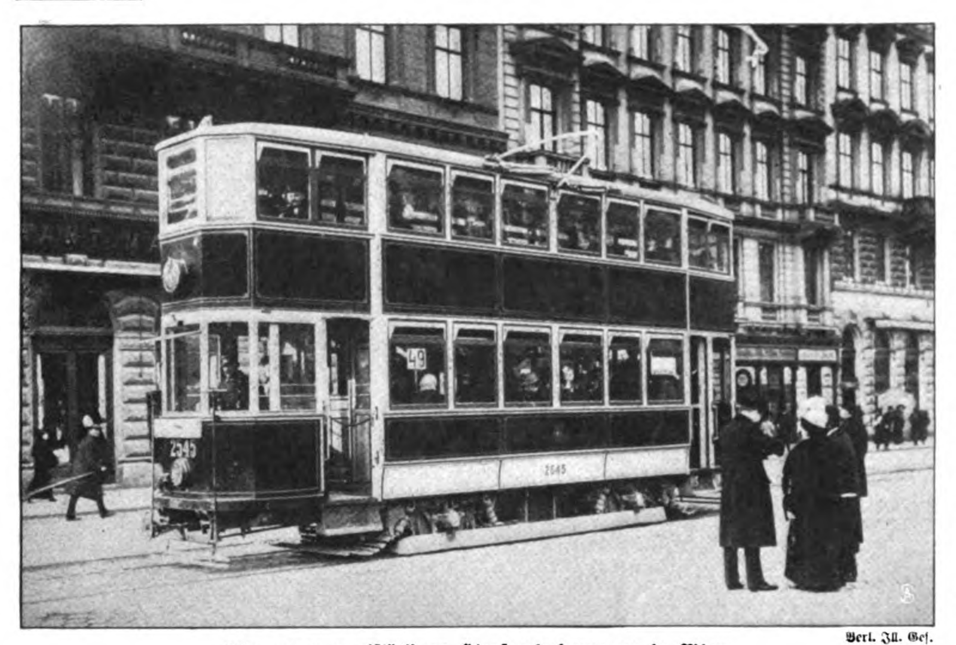
Von links stehend: Frl. E. Schenck (Taubstummen), Fr. O. Haertel (russisch), Frl. Jansma van der Ploeg (niederländisch und flämisch).
Sitzend: Fr. Anna Schenck (Taubstummen), Frau Gagliardi (italienisch), Fr. Horwath (ungarisch).

Die in Berlin amtierenden gerichtlich vereideten Dolmetscherinnen.





Bonner Borussen auf dem Frühjahrsbummel.
Aus dem Bonner Studentenleben.
Nach einer Originalzeichnung von H. Scheffler.



Berl. Jll. Ges.

Die neuen zweistöckigen Straßenbahnwagen in Wien,
eine Wagenart, die demnächst auch in Berlin eingeführt werden soll.

Wenn die lauen Frühlingslüfte zu wehen beginnen, wenn es überall keimt und sproßt, dann treibt es auch den Menschen hinaus. Man flaniert im wärmenden Sonnenschein, flirtet und plaudert. Das treffliche Bild Schefflers zeigt uns eine Szene vom beliebten Frühjahrsbummel der Bonner Preußen.

Die Große Berliner Straßenbahn beabsichtigt demnächst Etagenwagen einzuführen. Wien ist ihr bereits vorausgeeilt. Unser Bild zeigt einen solchen Wagen im Betrieb.

Der bedeutende Chemiker Geheimer Regierungsrat Dr. Alexander Classen, Professor für anorganische Chemie und Elektrochemie an der Königlichen Hochschule in Aachen, beging vor kurzem die Feier seines 70. Geburtstages.

Der bekannte Gesangspädagoge und Kammersänger E. Robert Weiß in

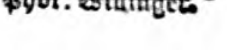


Geh. Reg.-Rat Dr. A. Classen,
Aachen,
bekannter Chemiker, wurde 70 Jahre.



Kammersänger E. Robert Weiß,
Düsseldorf,
feierte sein 25 jähriges Künstlerjubiläum.



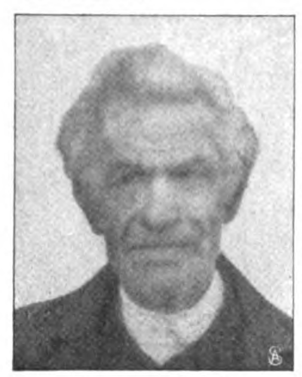


Phot. Willinger.

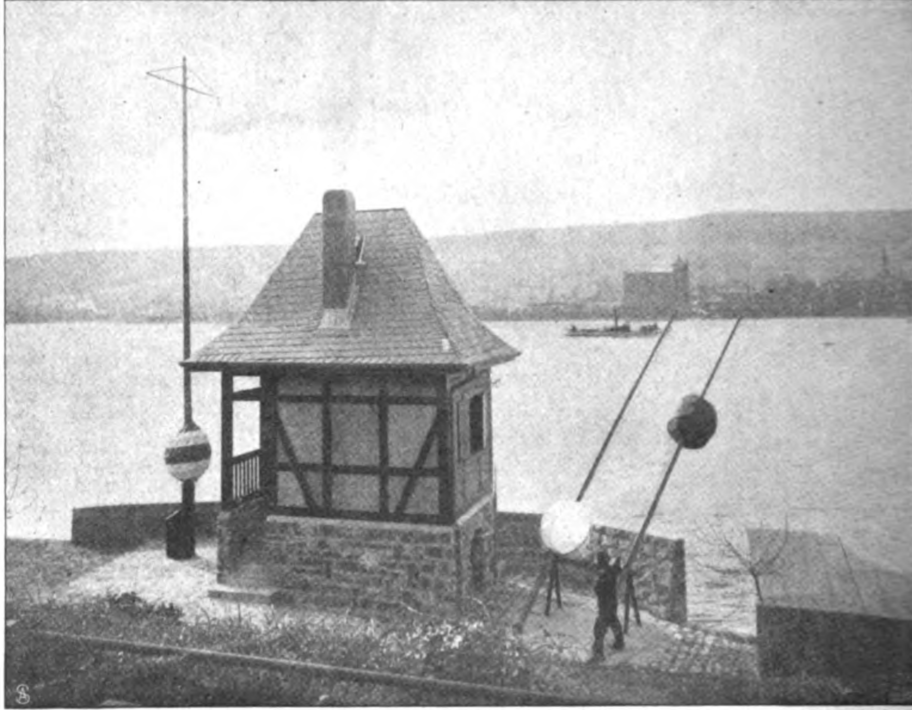
Ein neuer Stern am Ballettflhimmel: Frl. Karina Karinowa.



Ein Blick in das Wolkenkratzerviertel von Neuyork: Der Singer-Palast.



Valentin Bley †
Empfertshausen, ein Altmeister der Holzschnitzkunst.



Neue Schiffahrtsignalstation gegenüber dem Mäuseturm von Bingen.

Atel. Heiderich.

Düsseldorf beging sein 25jähriges Künstlerjubiläum. Dem Jubilar verdanken viele Operngrößen des In- und Auslandes ihre Ausbildung.

Demnächst wird Berlin einen neuen Stern am Letthimmel, Frl. Karina Karinowa aus Kopenhagen, bewundern können. Die bildhübsche und talentvolle Tänzerin erfreut sich der Gunst der Königinwitwe Alexandra von England, einer geborenen Dänin.

In dem sachsen-weimarschen Rhöndorf Empfertshausen ist vor einigen Tagen ein Altmeister der Holzschnitzkunst Valentin Bley verstorben. Er war der Begründer der weithin bekannten Holzschnitzschule seiner Heimat, in der viele Künstler ihre Ausbildung erhalten haben. Eine Spezialität des Verstorbenen war das Schnitzen künstlerischer Pfeifenköpfe.

An einer der für die Rheinschiffahrt gefährlichsten Stellen, beim Bingerloch, ist jetzt eine neue Schiffahrtsignalstation errichtet worden. Sie liegt gerade gegenüber dem Mäuseturm und wird von den Rheinschiffern mit großer Freude begrüßt.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 19. Berlin, den 10. Mai 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 19.



Die sieben Tage der Woche.

30. April.

Von der Budgetkommission des Reichstags werden statt der geforderten sechs nur drei neue Kavallerieregimenter bewilligt.

Der ehemalige jungtürkische Führer Niazi-Bei, der für einen osmanischen Anwärter auf den Thron Albaniens eingetreten war, wird in Brindisi ermordet.

In Berlin stirbt der berühmte Germanist und Universitätslehrer Prof. Erich Schmidt im 60. Lebensjahr. (Portr. S. 780).

Die Botschafter von Oesterreich-Ungarn und Rußland haben mit dem englischen Minister des Auswärtigen Sir Edward Grey in der Skutarifrage längere Besprechungen.

Bei der Landung auf dem Darmstädter Flugplatz verunglücken die Militärflieger Leutnant von Mirbach und sein Begleiter Leutnant von Brunn tödlich.

1. Mai.

Die Londoner Botschafterkonferenz tritt unter dem Vorsitz Sir Edward Greys zusammen und beschließt, an Montenegro eine neue Aufforderung zur Räumung Skutaris zu richten.

Aus Wien kommt die Nachricht, daß die österreichischen militärischen Kreise beabsichtigen, im Fall eines Vorgehens gegen Montenegro die Aktion zur Befreiung Skutaris auf das Gebiet zu beschränken, das nicht zum alten Königreich Montenegro gehört.

2. Mai.

Aus Gaeta wird gemeldet, daß mehrere italienische Kriegschiffe ihre Schießübungen abgebrochen haben und nach Brindisi unterwegs sind, um sich von dort an die albanische Küste zu begeben.

Anläßlich der Jahrhundertfeier in Großgörschen wird im Beisein des Prinzen Leopold als Vertreter des Kaisers ein Scharnhorstdenkmal enthüllt (Abb. S. 782).

In Wien stirbt der Präsident des Reichsgericht und frühere Minister Dr. Josef Unger (Portr. S. 782).

3. Mai.

Der Kaiser reist von Potsdam nach Wiesbaden zur Teilnahme an den Kaiserfestspielen.

Die Pforte überreicht den Vertretern der Mächte eine Note, in der sie sich zur sofortigen Einstellung der Feindseligkeiten bereit und mit der Wahl Londons als Ort der Friedenskonferenz einverstanden erklärt.

Über Bosnien und die Herzegowina wird der Ausnahmezustand erklärt.

4. Mai.

In Mannheim wird von einem anscheinend geisteskranken Arbeiter auf den Großherzog Friedrich von Baden ein Attentat versucht; der Großherzog bleibt unverletzt, der Täter wird verhaftet.

Königin Sofie von Griechenland wird von einer Prinzessin glücklich entbunden.

5. Mai.

König Nikita von Montenegro teilt den Mächten mit, daß er zur bedingungslosen Räumung Skutaris bereit sei; das montenegrinische Kabinett Martinowitsch gibt deswegen seine Demission, die vom König angenommen wird.

6. Mai.

Aus London wird gemeldet, daß auf der Botschafterkonferenz der Vorschlag gemacht wurde, Skutari den Flottenoffizieren der Mächte zu übergeben, deren Kriegschiffe an der Küste liegen.

Waldästhetik.

Von Prof. Dr. Hans Hausrath, Karlsruhe.

Durch breite Schichten unseres Volkes geht heute wieder ein lebhafter Zug zur Natur; Naturerkenntnis und mehr noch Naturempfinden zu erwerben und zu vertiefen, ist für viele ein erstrebenswertes Ziel geworden. Von Jahr zu Jahr werden die Scharen der Wanderlustigen größer, die die Großstädte an jedem Sonntag hinaussenden ins Freie, und das Aufblühen der Vereine der Naturfreunde und ähnlicher Organisationen läßt erkennen, daß auch die Arbeiterschaft in Industrie und Handwerk an diesen Bestrebungen lebhaften Anteil nimmt. So zeigt sich allenthalben das gesteigerte Bedürfnis des modernen Menschen, sich in der freien Natur zu erholen und die Nerven seitab vom Getriebe des wirtschaftlichen Lebens auszuspannen.

Besonders der Wald zieht den Städter an, und daher ist das Verlangen fast allgemein geteilt, daß die Schönheit und der hohe Frieden des Waldes erhalten und gepflegt werden. Und darum hören wir denn auch neben manchen Stimmen, die dankbar anerkennen, was Waldeigentümer und Forstbeamten zur Erleichterung des Waldgenusses getan haben, zahlreiche Beschwerden, ja oft entrüstete Klagen über die Maßnahmen der Forstverwaltung, der vorgeworfen wird, daß sie in schnöder Gewinnsucht kein Verständnis für höhere Interessen habe.

Der unbefangene Beurteiler wird, auch wenn er die oft maßlosen Übertreibungen und die leicht unterlaufenden Mißverständnisse ausschaltet, sich über diese Beschwerden nicht wundern, denn auch der Wald ist immer enger in das Getriebe des modernen Wirtschaftslebens hineinverflochten worden, und nur die wenigsten Waldbesitzer sind in der glücklichen Lage, über ein ander-

weitiges, so hohes Einkommen zu verfügen, daß sie auf die Erträge des Waldes, der ohnehin schon selten eine Rente von 3 Prozent oder mehr abwirft, verzichten können. Dies gilt auch von Gemeinden und Staaten, die eben andernfalls zur Erhöhung von Umlagen und Steuern greifen müßten. Der Laie, der die Erhaltung der ihm liebgewordenen Waldbilder verlangt, hat eben vielfach keine Vorstellung von den Werten, die brachgelegt werden müßten, um seinem Wunsch zu entsprechen. Vor einigen Jahren konnte man lesen, der Spessartklub habe die dauernde Erhaltung eines Teiles der schönsten Alteichenbestände des Spessart angeregt und der bayrische Finanzminister die wohlwollendste Berücksichtigung dieses Wunsches zugesagt, zumal es sich nur um eine bescheidene Fläche handle. Tatsächlich fand eine Besichtigung der betreffenden Waldteile statt. Da sich aber dabei herausstellte, daß die Eichenvorräte, die dann der Vernichtung durch Fäulnis überlassen worden wären, einen Wert von mehr als einer Million darstellten, mußte der Gedanke, hier eine Naturreservation zu schaffen, aufgegeben werden.

Mit dieser wirtschaftlichen Seite muß auch die Naturschutzparkbewegung rechnen, und darum können ihre sehr anerkennungswerten Bestrebungen doch keine befriedigende Lösung des Widerstreits zwischen Waldästhetik und Forstrente bringen. Wohl wird es ihr gelingen, in der Lüneburger Heide im Anschluß an die schon erworbene kleine Fläche ein Gebiet von einigen Quadratkilometer zu sichern, und es steht in Aussicht, daß einzelne der ausgedehnten Moore Ostpreußens ihr zugeteilt und so dem ungestörten Walten der Natur dauernd überlassen werden, was auch die Wissenschaft mit großem Dank begrüßen wird. Auch in den Alpen ist es ja gelungen, das Gebiet des Val Cluoza mit 28 Quadratkilometer zum Naturpark zu machen. Aber in den deutschen Mittelgebirgen haben Boden und Wald bereits einen zu hohen Wert erreicht, als daß man hoffen dürfte, neben den von Natur kaum ertragsfähigen Flächen — Felsenmeere usw. — mehr als einzelne besonders merkwürdige Partien, in der Regel nur ein oder wenige Hektar umfassend, ausscheiden zu können.

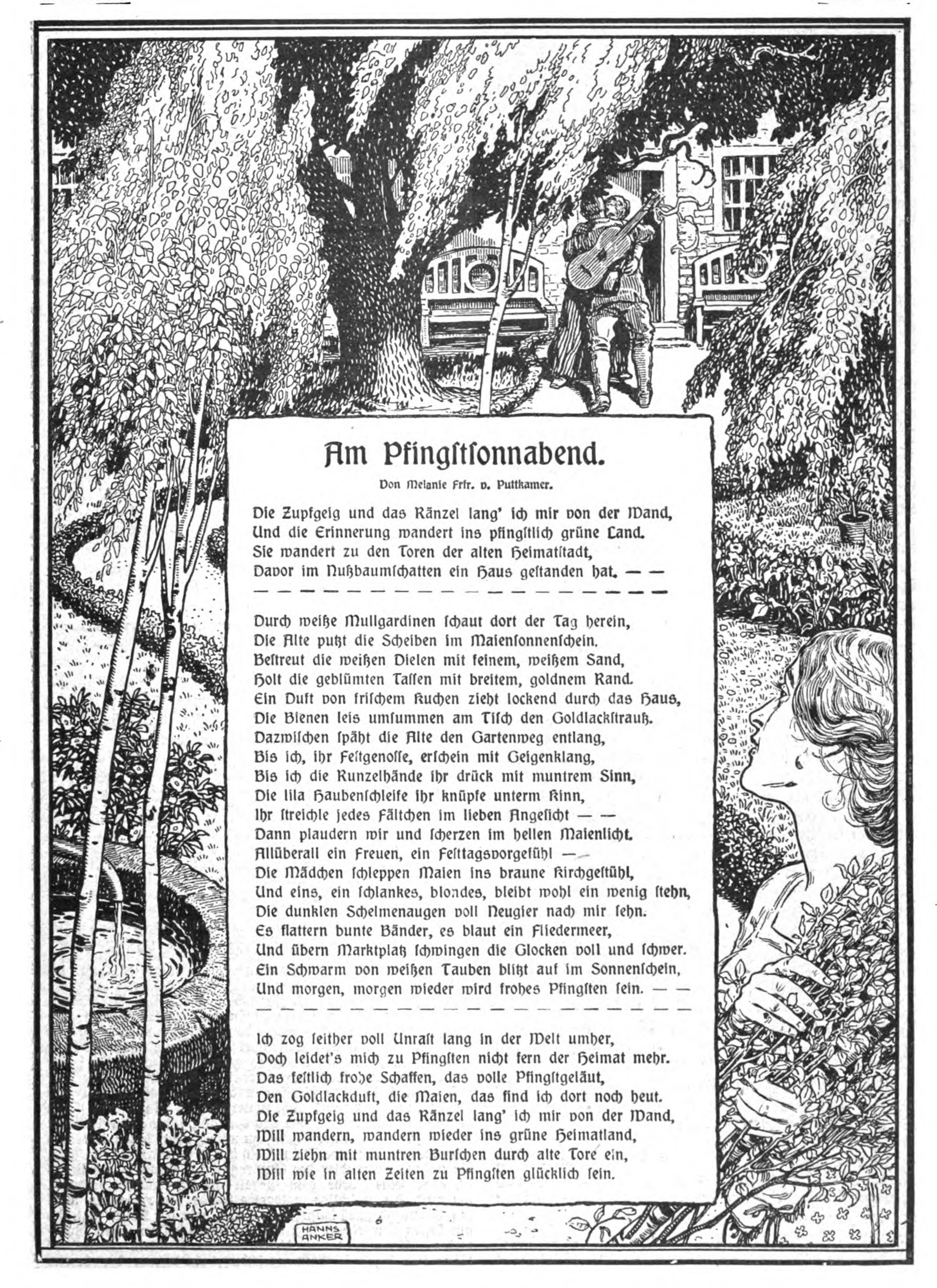
Damit ist aber wenig geholfen, da doch nur immer verhältnismäßig wenigen es möglich sein wird, nach jenen einzelnen Parken zu reisen, und auch sie nur einen flüchtigen Besuch werden abstatten können. Somit bleibt doch die Aufgabe bestehen, im Rahmen der auf Rentengewinnung gerichteten Forstwirtschaft auch die Pflege der Waldesschönheit zu bewirken. Der Waldeigentümer muß zu diesem Zweck einige Opfer bringen, er darf nicht ganz allein seinem Erwerbsinteresse folgen und den Wald lediglich als eine Holzfabrik betrachten, das Publikum aber wird sich damit bescheiden müssen, daß der Wald nicht nur zu Spaziergängen, sondern in erster Linie zur Erzeugung materieller Werte da ist, und daß die Schönheitspflege, von Ausnahmen abgesehen, nie so weit gehen darf, jene ernstlich in Frage zu stellen. Waldteile aber, für die ein solcher Ausnahmefall vorliegt, sollten vom Wirtschaftsforst abgetrennt und als Park behandelt werden, und es mögen die Interessenten sie erwerben, wie das schon manche Großstädte getan haben.

Wir wollen nunmehr auch einige Fragen der praktischen Waldästhetik betrachten. Die Kahlabtriebe gehören meist zu den schlimmsten Schädigungen des Landschaftsbildes, selbst dann, wenn rotleuchtender Fingerhut und goldschimmerndes Schmelengras rasch die Schlagfläche mit einem farbigen Schleier überziehen. Denn immer bleibt der Eindruck eines gewaltsamen Eingriffes in die Natur, und der Wanderer vermißt im Hochsommer schmerzlich den Schatten. Sodann erinnern noch durch Jahrzehnte die wie nach der Schnur ausgerichteten Saat- oder Pflanzreihen des jungen Bestandes den Beschauer, daß er durch Menschenhand geschaffen. Besteht der Wald überdies nur aus einer Holzart — Fichte, Kiefer — so bieten die jungen und mittelalten Bestände nur gar zu oft das Bild trostlosester Gleichförmigkeit und Langweile. In vielen Fällen laufen indes in dieser Frage die modernen forstwirtschaftlichen Lehren mit den Forderungen des Ästhetikers parallel. Die Bodenkunde hat gezeigt, daß der jähe Übergang von der Beschattung durch den alten Bestand zur kahlen Fläche die biochemischen Umsetzungen in den obersten Bodenschichten unterbricht, auf denen die Fruchtbarkeit der Waldböden zum guten Teil beruht und so zu einer meist vorübergehenden Schwächung der Bodenkraft führt. Das legt nahe, von den Verfahren der Vorverjüngung Gebrauch zu machen, bei denen der junge Wald unter dem Schutz des alten entsteht und dieser nur nach und nach verschwindet. Je langsamer sich dieser Übergang vollzieht, um so günstiger ist es in der Regel für den jungen Bestand und für den Boden, und um so weniger wird das Eingreifen der Forstverwaltung störend empfunden werden. Aber dieses Verfahren ist nicht überall und nicht immer anwendbar, bis zu welchem Umfang, ist eine Streitfrage unter den Forstleuten; es gibt Boden- und Bestandsverhältnisse, unter denen der kahle Abtrieb zweckmäßiger, Holzarten, bei denen er meist sicherer zum Ziel führt, er kann, das ist leider heute für viele Reviere ausschlaggebend, auch mit ungelernten Holzhauern durchgeführt werden, während der Aushieb alter Stämme aus meterhohem Jungwuchs eine gewisse Kunstfertigkeit beansprucht, wenn er ohne Schäden bewirkt werden soll.

Wer in solchen Fällen auf die Waldbesucher Rücksicht nehmen will, der kann Kulissenwirtschaft treiben, indem er längs der begangenen Wege Streifen von vielleicht 100 Meter Breite so lange unberührt läßt, bis die dahinter liegende Fläche schon wieder vom geschlossenen jungen Bestand bedeckt ist, und dann erst längs der Wege verjüngt, hier vielleicht besonders große Pflanzen verwendet, die rasch zusammenwachsen, und den geregelten „Verband" zugunsten der naturgemäßeren regellosen Stellung aufgibt. Je kleiner die Hiebschläge und je rascher die Altersklassen wechseln, um so erfreulicher ist meist das Bild für den Waldbesucher. Doch ist nicht zu verkennen, daß auch das stundenlange Wandern im geschlossenen Altholz seinen großen Reiz hat.

Alte, mächtige Bäume sind es, die das Publikum vor allem im Wald sehen möchte. Demgegenüber lehrt die moderne Waldwertrechnung, daß die Zucht von Starkholz selten so rentabel sei wie die von mittleren Stämmen, die nur 60—80 Jahre alt zu werden brauchen. Auch wenn man wie ich 90-—120jährige „Umtriebe" für zweckmäßiger hält, können die starken Bäume nur einen bescheidenen Teil des Waldes bilden. Einen Ausgleich bietet der Ueberhalt, der auch ein gutes Mittel ist, um die unschöne Wirkung der Kahlschläge zu mildern. Er besteht darin, daß man einzelne alte Bäume noch einen Umtrieb stehen läßt, die, nun losgelöst von den sie früher teilweise verdeckenden Nachbarn, in ihrer ganzen Schönheit wirken können. Aus wirtschaftlichen Gründen muß der Ueberhalt meist auf die Nähe der Wege beschränkt werden, aber das genügt, denn sobald der Jungwuchs mannhoch geworden, ist ja doch der Einblick in den Be-





Am Pfingstsonnabend.

Von Melanie Frfr. v. Puttkamer.

Die Zupfgeig und das Ränzel lang' ich mir von der Wand,
Und die Erinnerung wandert ins pfingstlich grüne Land.
Sie wandert zu den Toren der alten Heimatstadt,
Davor im Nußbaumschatten ein Haus gestanden hat. — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Durch weiße Mullgardinen schaut dort der Tag herein,
Die Alte putzt die Scheiben im Maiensonnenschein.
Bestreut die weißen Dielen mit feinem, weißem Sand,
Holt die geblümten Tassen mit breitem, goldnem Rand.
Ein Duft von frischem Kuchen zieht lockend durch das Haus,
Die Bienen leis umsummen am Tisch den Goldlackstrauß.
Dazwischen späht die Alte den Gartenweg entlang,
Bis ich, ihr Festgenosse, erschein mit Geigenklang,
Bis ich die Runzelhände ihr drück mit muntrem Sinn,
Die lila Haubenschleife ihr knüpfe unterm Kinn,
Ihr streichle jedes Fältchen im lieben Angesicht — —
Dann plaudern wir und scherzen im hellen Maienlicht.
Allüberall ein Freuen, ein Festtagsvorgefühl —
Die Mädchen schleppen Maien ins braune Kirchgestühl,
Und eins, ein schlankes, blondes, bleibt wohl ein wenig stehn,
Die dunklen Schelmenaugen voll Neugier nach mir sehn.
Es flattern bunte Bänder, es blaut ein Fliedermeer,
Und übern Marktplatz schwingen die Glocken voll und schwer.
Ein Schwarm von weißen Tauben blitzt auf im Sonnenschein,
Und morgen, morgen wieder wird frohes Pfingsten sein. — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich zog seither voll Unrast lang in der Welt umher,
Doch leidet's mich zu Pfingsten nicht fern der Heimat mehr.
Das festlich frohe Schaffen, das volle Pfingstgeläut,
Den Goldlackduft, die Maien, das find ich dort noch heut.
Die Zupfgeig und das Ränzel lang' ich mir von der Wand,
Will wandern, wandern wieder ins grüne Heimatland,
Will ziehn mit muntren Burschen durch alte Tore ein,
Will wie in alten Zeiten zu Pfingsten glücklich sein.

stand ausgeschlossen. Daß man besonders schöne oder durch ihren Wuchs auffallende Stämme, selten in der Gegend vorkommende Arten, Bäume, an die sich Sagen oder historische Erinnerungen knüpfen, vor allen Dingen zu erhalten sucht, ist selbstverständlich und das Opfer, das dadurch bedingt wird, gering. Merkwürdige Bäume genießen ohnehin heute meist als „Naturdenkmäler“ staatlichen Schutz.

Die Entwicklung der Holzpreise hat dazu geführt, daß heute Fichte und Kiefer von den meisten Forstwirten dem Laubholz vorgezogen werden. Aber auch hier stehen sich die beiderseitigen Interessen nicht unvereinbar gegenüber. Denn schön wirken kann nur, was gesund ist, d. h., auch das ästhetische Interesse verlangt, daß auf jedem Standort nur die Holzarten angebaut werden, die sich hier vollkommen entwickeln können. Die Mischung der Holzarten strebt die moderne Forstwirtschaft wegen der Abschwächung vieler Gefahren und der besseren Bodenpflege an, sie entspricht so zugleich dem Bedürfnis nach Abwechslung. Auch werden viele Waldeigentümer gern noch ein übriges tun und an Aussichtspunkten, Wegkreuzungen usw. seltene Bäume oder solche von besonderm Schönheitswert — Roteichen, Blutbuchen, Silbertannen — pflanzen. Aber gerade hier ist Vorsicht angezeigt, ein Zuviel bringt Unruhe in das Waldbild oder schafft ein Zwitterding, weder Wald noch Park.

Im eigenen Interesse wird der Waldeigentümer, der seinen Forst dem Publikum öffnet, und das sollte doch die Regel sein, durch die Anlage von zahlreichen Fußwegen die Begehung erleichtern, um so eher kann er dann das Verlassen der Wege untersagen. Denn wenn dieses im Einzelfall auch oft unbedenklich ist, bei Massenbesuch kann es schon durch die Bodenverhärtung nachteilig werden. Zudem kann der Laie nie wissen, ob nicht sein Tritt keimenden Samen und unscheinbare Pflänzchen zerstört und so einen oft recht empfindlichen Schaden verursacht. Auch das Lagern im Wald ist nicht überall unbedenklich, insbesondere wenn abgekocht und Feuer gemacht werden soll. Man hört heute von Wandervögeln und andern Waldfreunden oft mit Ausdrücken höchster sittlicher Entrüstung klagen, daß der oder jener Waldbesitzer das Feuermachen verboten habe. Die Zahl der Waldbrände im trockenen Sommer 1911 dürfte aber jedem Unbefangenen genügen, um die Berechtigung solcher Verbote zu erkennen.

Bei der Wegführung wird man Aussichtspunkte zu erschließen suchen, auch neue Ausblicke schaffen und so lange erhalten, als es geht. Da macht dann freilich der heraufwachsende Bestand häufig Schwierigkeiten. Oft gelingt es, die Aussicht zu erhalten, indem man einen Baum hinwegnehmen läßt, gelingt es nicht, so läßt man sie am besten verwachsen, es entstehen ja dafür anderwärts beim Fortschreiten der Verjüngung neue. Jedenfalls zu verwerfen ist das Köpfen der im Vordergrund stehenden Bäume.

Soll die Freude am Wald möglichst vielen Besuchern ungeschmälert zuteil werden, so muß auch das Publikum mithelfen, Auswüchse und Unsitten zu bekämpfen. Wie oft sieht man, daß den schönsten Bäumchen der Gipfel abgeschnitten und ihre Entwicklung zu einem wertvollen Stamm in Frage gestellt oder unmöglich gemacht ist, daß Seitenzweige heruntergerissen und so Wunden verursacht sind, die schwer ausheilen und oft den Keim zur Fäulnis des ganzen Baums eindringen lassen, während das Abschneiden mit dem Messer keinen nennenswerten Schaden verursacht hätte. Roteichen und Weimutsföhren sind in vielen Wäldern längs begangener Wege infolge der fortgesetzten Plünderungen — trotz Stacheldraht und ähnlichen Schutzmitteln — nicht aufzubringen. Und das Schicksal der meisten Waldsträuße ist doch nur, nach kurzer Frist weggeworfen zu werden, im Wirtshaus oder der Eisenbahn liegenzubleiben, bestenfalls, nachdem sie ein, zwei Tage kaum beachtet herumgestanden, auf den Kehrichthaufen zu wandern. Gegen diese Gedankenlosigkeitsünde kann nur Selbstzucht und Mahnung seitens Nahestehender helfen, wo es sich aber um böswillige Verwüstungen handelt, sollte das Publikum sich aktiv am Waldschutz beteiligen und nicht aus falscher Scham oder Bequemlichkeit die Anzeige unterlassen.

Zu den unerfreulichsten Begleiterscheinungen des Waldbesuchs gehören die Proviantreste, Butterbrotpapiere, Eier- und Apfelsinenschalen, auch Konservenbüchsen und womöglich zertrümmerte Flaschen. Hier findet man oft noch unglaublich rückständige Ansichten. Manche Hausfrau, die ihrem Söhnchen, das die Schalen seines Frühstückseis auf den Boden des Zimmers wirft, prompt die wohlverdiente Ohrfeige erteilt, läßt ungeniert die sämtlichen Reste ihres Mahles im Vordergrund der schönsten Aussicht liegen und ist noch höchst entrüstet, wenn jemand ihr vorzustellen wagt, daß sie damit feinfühligeren Naturen den ganzen Genuß zerstöre. Wer wünscht, daß unser Wald möglichst überall allgemein zugänglich sei, der suche auch dahin mitzuwirken, daß solche Auswüchse verschwinden, damit nicht den Waldbesitzern die Lust genommen werde, ihre Forste dem Publikum zu öffnen.

Der neue deutsche Edelstein „Heliodor“.

Hierzu die Abbildung auf Seite 773.

Deutsch-Südwestafrika, unsere sooft mit Unrecht geschmähte Kolonie, der wir schon recht erhebliche Diamantfunde verdanken, hat der Welt einen neuen Edelstein geschenkt, den „Heliodor“, dessen Entdeckung wir eigentlich dem Zufall verdanken.

Als der verstorbene Gouverneur und Direktor der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika Rudolf von Bennigsen im Jahr 1910 dieses Land im Auftrag seiner Gesellschaft bereiste, fand er in der Nähe von Rössing an der Bahnlinie Swakopmund—Windhuk im Wüstensand einen großen Kristall, der, durch Windschliff recht unansehnlich geworden, kaum ahnen ließ, daß dieser graugrün erscheinende Stein im Innern hell und klar sein könne. Bennigsen brachte diesen Stein seinem Freund, dem bekannten Schmuckkünstler Professor W. Lucas von Cranach, mit als Erinnerungsgabe an seine Reise und auch wohl in der Hoffnung, daß sich aus dem Stein etwas schaffen lassen würde.

Cranach ließ den Stein in einer deutschen Steinschleiferei in Idar bei Kreuznach schleifen, und das überraschende Resultat war ein klarer, hellblauer Aquamarin von prächtigem Glanz.

Daraufhin belegte die Deutsche Kolonialgesellschaft die Felder um Rössing und beauftragte ihren Geologen Dr. Ernst Reuning mit den Aufschlußarbeiten. Dieser fand in den nur teilweise erschlossenen Pegmatitgängen (grobkörniger Granit) Berylle verschiedener Färbung. Am häufigsten waren hellblaue Kristalle, die bekannten Aquamarine, die auch schon seit Jahr und Tag im Handel sind. Nur ganz vereinzelt fanden sich später Nester von goldgelben und grüngelben Kristallen. Auch diese ließ Cranach in Idar schleifen und erfuhr, daß die goldgelbe Varietät unbekannt und nicht zu verwechseln sei mit dem längst bekannten Goldberyll. Das gab den Anlaß, diese Berylle einer wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen, deren Ergebnis folgendes ist: der neue Stein ist ein bisher unbekannter Edelstein, ein naher Verwandter des Smaragds, der ebenfalls ein Beryll ist, aber seine Farbe dem Gehalt an Chromoxyd verdankt, während die prächtige goldgelbe Farbe des Heliodors wohl auf Eisenoxyd zurückzuführen ist und, wie der Kaiser sagt, sich am besten vergleichen läßt mit der Farbe schönen alten Moselweins. Cranach taufte diesen neuen Edelstein „Heliodor“ (ἥλιος und δορεῖν = Sonnengeschenk), ein Name, der bereits von der Wissenschaft anerkannt ist.



Die mineralogische Untersuchung übernahm Prof. Dr. Erich Kaiser in Gießen, die chemische Prüfung Dr. O. Hauser und Frau Dr. Herzfeld im Technologischen Institut der Universität Berlin, auf deren Einzelheiten hier einzugehen zu weit führen würde. Erwähnt sei nur, daß der Heliodor sich von den anderen Beryllen und Smaragden durch eine bisher unbekannte Kathoden-Lumineszenz unterscheidet, wofür ein Gehalt von Uranoxyd in Betracht kommt. Er ist ein neuer Edelstein, über dessen Vorkommen an anderen Stellen der Erde bisher nicht berichtet worden ist, und muß auf die gleiche Stufe wie der Smaragd gestellt werden. Besonders interessant wird er noch dadurch, daß er wie der kostbare und seltene Alexandrit seine Farbe ändert und bei künstlichem Licht ausgesprochen grün erscheint, während er im Tageslicht goldgelb ist.

Der Heliodor kann keinesfalls zu den Halbedelsteinen gerechnet werden, er ist wie sein Verwandter, der Smaragd, ein Edelstein im wahren Sinne des Wortes. Die beim Publikum übliche Unterscheidung von Edelstein und Halbedelstein wird wissenschaftlich nicht anerkannt und ist nicht berechtigt. Niemand dürfte den Alexandrit einen Halbedelstein nennen. So liegt es auch bei dem Heliodor, dessen Härte, dessen goldgelbe Farbe und strahlendes Feuer ihn als einen wahren Edelstein charakterisieren.



Kreuz aus Heliodoren und Brillanten.
Geschenk des Kaisers an die Kaiserin.

Bisher sind nur ganz geringe Mengen dieses neuen Edelsteins gefunden worden und nach Deutschland gelangt. Die allerersten geschliffenen Steine wurden dem Kaiser und der Kaiserin vorgelegt, die das größte Interesse diesem neuen Fund in einer deutschen Kolonie entgegenbrachten und Cranach beauftragten, einige Schmuckstücke daraus zu schaffen. So entstanden als Geschenk der Kaiserin an ihren Gemahl ein Ring und eine Krawattennadel und als Ostergabe des Kaisers an die Kaiserin das Kreuz, das unsere Abbildung zeigt.

Die feine Symbolik dieses mit sieben Heliodoren geschmückten Platinkreuzes und dem dahinter liegenden Dornenkranz aus Gold erhellt aus sich selbst. Die das Kreuz schmückenden Brillanten stammen ebenfalls aus Südwestafrika, so daß nur deutsche Steine zu diesem Schmuckstück Verwendung fanden.

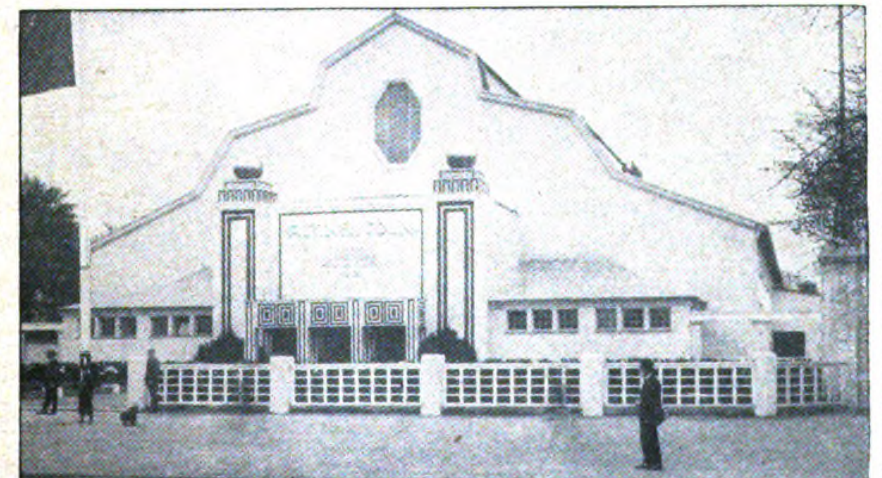
Es wird hoffentlich nicht lange dauern, bis weitere Heliodore gefunden sind und in den Handel kommen, um schnell die Herzen unserer Damen zu erobern, die diesen im wahrsten Sinn des Wortes deutschen Edelstein gern tragen werden. Einstweilen erglänzen die schönsten Steine im Kreuz der Kaiserin, und selbst Brillanten können ihren Glanz nicht überstrahlen. Wann es allerdings möglich sein wird, diesen deutschen Edelstein der Damenwelt zur Verfügung zu stellen, muß die Zukunft lehren. Dr. P. M.

Alt- und Neu-Köln.

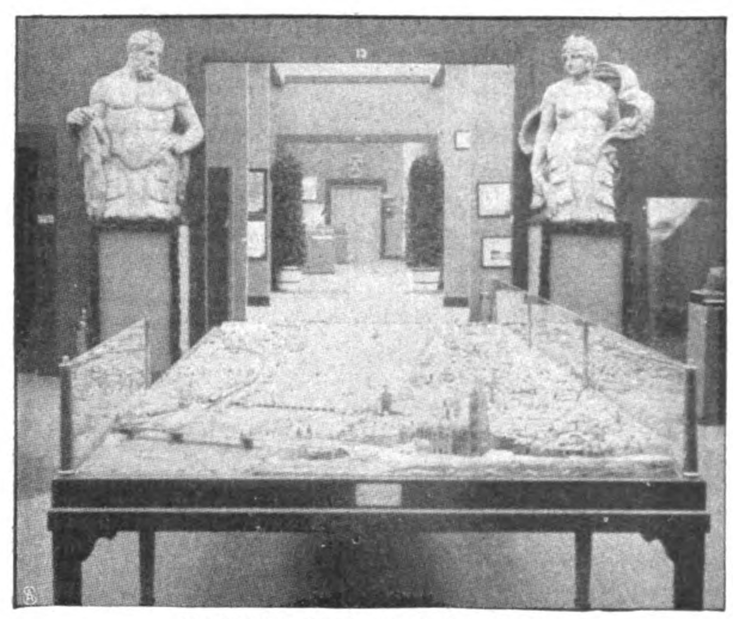
Von Hermann Ritter. — Hierzu 5 phot. Aufnahmen von Hofphot. Karl Scholz.

Die Stadt Köln eröffnete am 27. April eine Ausstellung, mit der sie eine offenherzige Selbstbiographie liefert, in der sie in das Räderwerk ihrer Organisation hineinsehen läßt und sozusagen ihren Körper für die Zwecke eines allgemeinen Anschauungsunterrichtes der Anatomie übergibt. Für den Fachmann haben solche Darbietungen natürlich stets hohes Interesse. Auf das große Publikum aber, das sich selten für alle Kapitel eines einzelnen städtischen Haushaltungsplans begeistern kann, üben sie im allgemeinen weniger Reiz aus. Die Veranstaltung einer solchen Selbstausstellung würde deshalb auch für Köln ein gewisses Risiko bedeuten, besäße nicht gerade diese Stadt einzigartige Reize, brächte nicht ihre Entwicklungsgeschichte so interessante Abschnitte und Perioden, wie sie kaum eine zweite Stadt Deutschlands erlebt hat.

Alt-Köln ist deshalb auch der Clou der in dem geschmackvollen Gebäude am Aachener Tor schmuck und reich unter Verwendung von etwa 50 Räumen hergerichteten Stadtausstellung. Das vergangene Köln wird dem Beschauer sofort beim Betreten der ersten Halle lebendig, die sozusagen als städtischer Ehrenraum ausgestaltet ist. In die Augen fällt zunächst ein auf Grund der bei der Stadtkanalisation seinerzeit in umfangreicher Weise gemachten Ausgrabungen und der neusten



Das Ausstellungsgebäude.



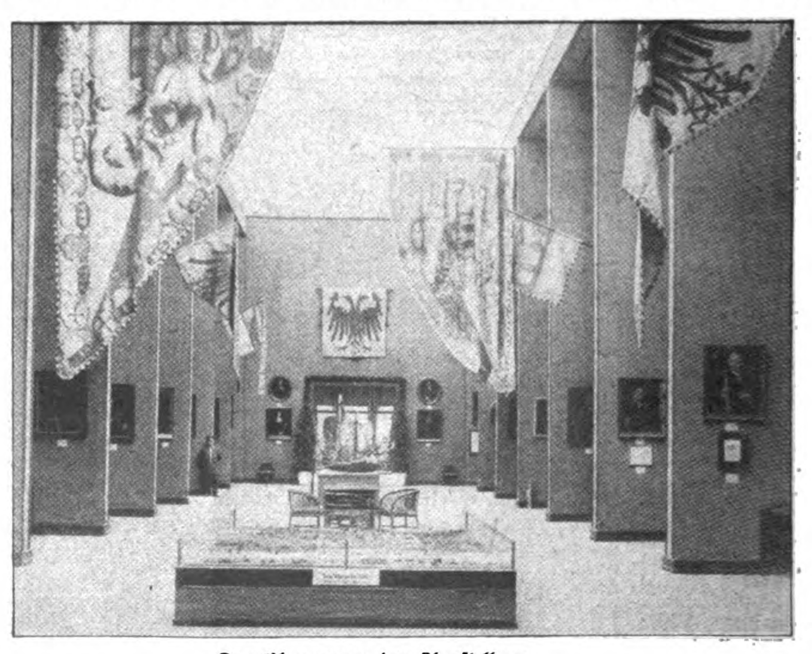
Modell der Werft- und Hafenanlagen.

Studienergebnisse geschaffenes Modell der Römerstadt Köln mit ihren Gebäudeblocks, Tempeln und sonstigen öffentlichen Gebäuden, die eine auf Steinpfeilern ruhende Holzbrücke mit dem gegenüberliegenden kleinen Kastrum Deutz verbindet. Eine Anzahl ausgestellter Zeichnungen veranschaulicht die römischen Funde auf Kölner Boden und die Grundlagen, die sich für die Rekonstruktion boten. Das Modell selbst hat in einem Schriftchen von Dr. Jos. Poppelreuter einen jede seiner Einzelheiten in fesselnder Darstellung erklärenden Begleittext gefunden. In einem benachbarten Raum findet sich in seinen Umrißlinien, d. h. den erhalten gebliebenen Festungsmauern, das Modell der zirka 400 Jahre bestehenden Römerstadt wieder als Kernstück eines großen, in Holz geschnitzten Modells des mittelalterlichen Köln. Bei seiner Anfertigung konnte man sozusagen nach Vorlagen, nämlich nach alten Stadtplänen arbeiten und dann nach dem berühmten großen Bild Merkators, das die von Hunderten von Kirchtürmen überragte Stadt zur Zeit des Abschlusses ihrer mittelalterlichen Glanzperiode darstellt. In Verbindung mit einer Fülle von Plänen und Zeichnungen läßt das Modell anschaulich erkennen, wie im Lauf der Zeit die Vororte der Ackerbürger, Schiffer und Händler außerhalb der römischen Mauer herangewachsen sind, und wie die dann die erweiterte Stadt umschließende, gewaltige mittelalterliche Festungsmauer außer den Gebäudeblocks auch ausgedehnte Gärten und Weinberge umfaßte.

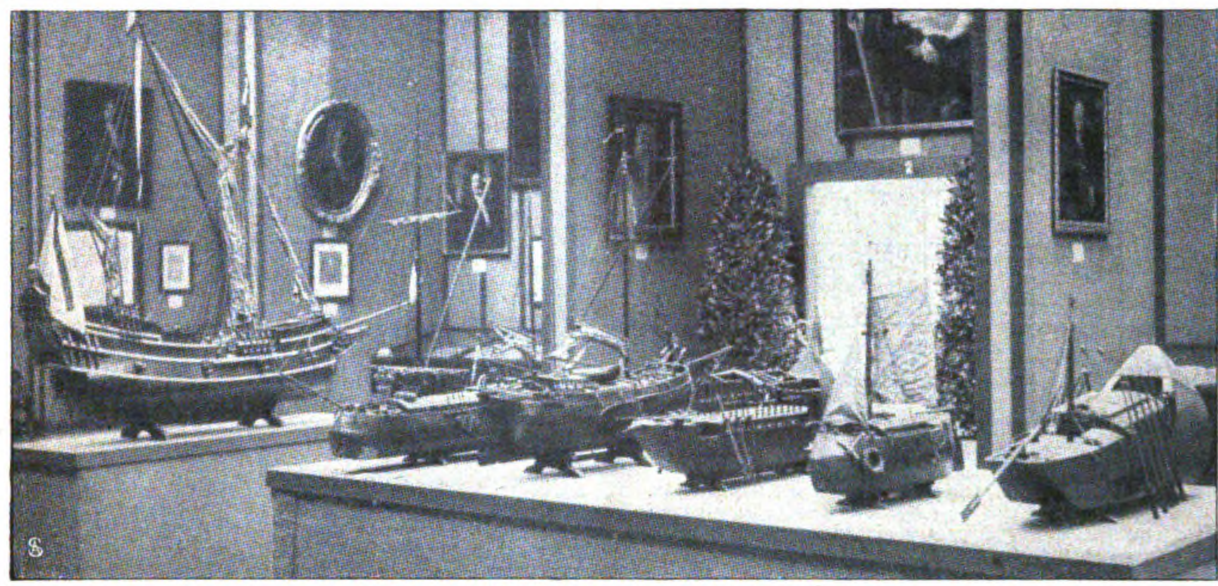
Wertvolle Schaustücke der Ruhmeshalle sind unter anderem noch die Porträte Kölner Bürgermeister, altkölner Fahnen, die Modelle städtischer Kriegs- und Handelsschiffe aus der Zeit um 1500 und 1620 und dann besonders die in erstaunlicher Fülle ausgelegten wertvollen Urkunden. Das historische Archiv der Stadt hat aus seinen Schätzen für die Ausstellung solche Stücke ausgewählt, die eine Vorstellung der so überaus reichen geschichtlichen Ueberlieferungen der Stadt zu geben vermögen und deren Verfassung und Verwaltung im Mittelalter dokumentieren. So finden sich unter diesem Material, das allein schon den Besuch der Ausstellung reichlich lohnt, bischöfliche und päpstliche Urkunden für Kölner Kirchen und Klöster vom Jahr 922 ab, Urkunden, die das allmähliche Wachsen der Stadtgemeinde bis zu ihrer Selbständigkeit nach der Schlacht bei Worringen (1288) illustrieren, kaiserliche Privilegienbriefe mit Goldbullen, der berühmte Verbundsbrief aus dem 14. Jahrhundert, die magna carta der Kölner Bürgerschaft nach ihrem Sieg über die Geschlechter, Dokumente aus der Hansazeit usw.

In einem anstoßenden Raum ist das reiche Ratssilber der Stadt ausgestellt, sieht man in zwei gegenüberliegenden großen Wandgemälden ein Bild der Stadt nach der Zeichnung des Anton Woensam von Worms 1531 und die Rheinfront des heutigen Köln. Eine dritte Wand zeigt Kopien alten Bildschmuckes, den man in der Kirche St. Cäcilia, die an Stelle der ersten Kölner Bischofskirche erbaut ist, jüngst aufgefunden hat. Im Gegensatz zu diesen in einfachen Linien gehaltenen Darstellungen steht eine Reihe sozusagen in die Wandtäfelung eingelegter, farbig durchleuchteter Bühnenbilder, wie sie für die Stadttheater unter der Direktion von Max Martersteig und Fritz Rémond in den Jahren 1905—1911 geschaffen wurden.

Die Geschichte der Stadt und ihrer Umgegend findet noch weitere Veranschaulichung in den von den städtischen Museen gefüllten Abteilungen, nimmt aber naturgemäß nicht im ganzen den Raum in Anspruch, der den Verwaltungzweigen des heutigen Köln zur Verfügung gestellt werden mußte. Die Schaffung von packenden und die Allgemeinheit interessierenden Bildern war hier ungleich schwieriger als in der historischen Abteilung. Die Finanzverwaltung hat sich nicht darauf beschränkt, die Wände ihrer Abteilung mit Tabellen und Zahlenreihen zu schmücken, sondern sie hat in Form von farbigen Bildern und der Darstellung von verschiedenen großen Personen und Figuren z. B. das allmähliche Heranwachsen des Umsatzes der städtischen Kassen von 294,392,823 Mark im Jahr 1901 auf 813,211,783 Mark im Jahr 1911, die Steigerung der Gehälter, Schulden, die Verteilung der Steuerlasten und Aufwendungen für den Bürger usw. versinnbildlicht. Die Endsummen haben dabei eine Darstellung in Form imitierter Goldwalzen, Säulen und Pyramiden gefunden. Leichter war es natürlich den Bauämtern, eine anziehende, augenfällige Wirkung ihrer Abteilungen zu erzielen. Sie konnten mit einer Fülle von Modellen, Plänen und Zeichnungen aufwarten und die Gegenüberstellung des Einst und Jetzt in bilderreicher Form mit Straßendurchblicken, an ein und derselben Stelle im Laufe der Jahrhunderte wechselnden Gebäuden und durch Ansichten und Pläne von monumentalen Bauten und formenschönen Wohnhäusern der Jetztzeit wie der Vergangenheit gestalten. Eine Fülle von Stadtplänen und Zeichnungen läßt dabei das Wachstum der Stadt von den Römerzeiten bis auf



Der Ehrenraum der Ausstellung.

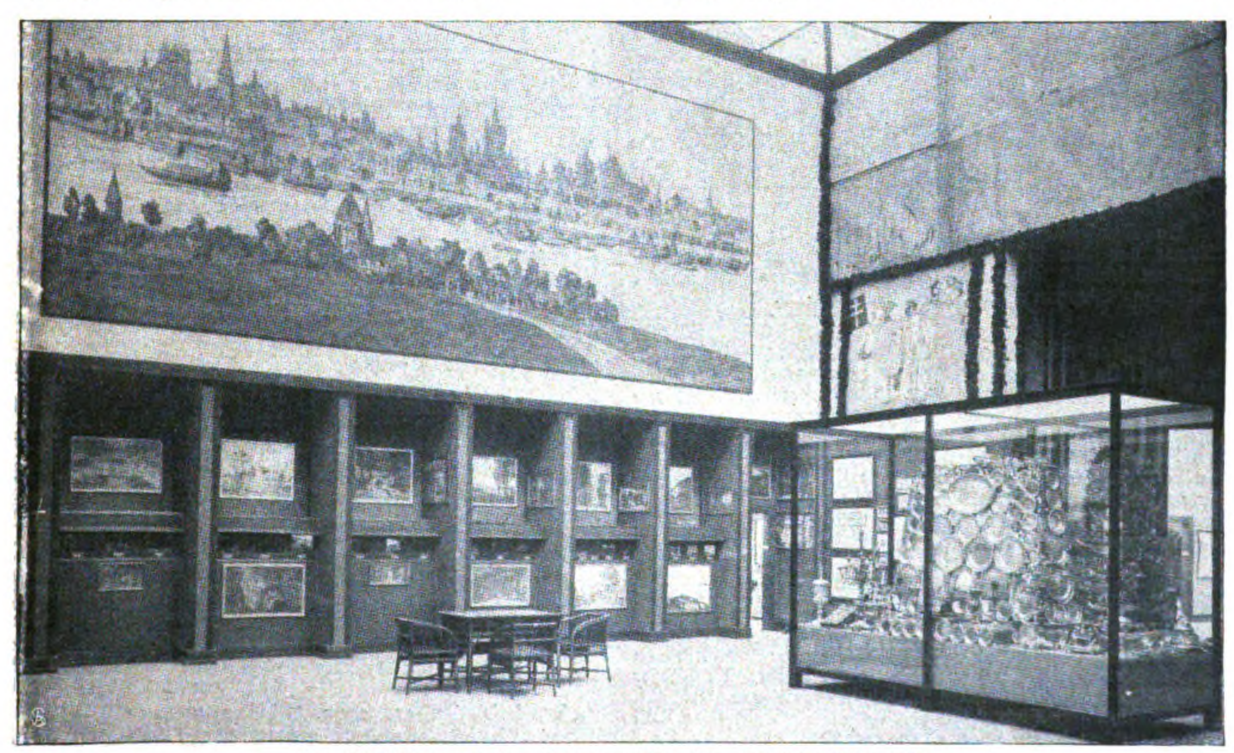


Modelle Altkölner Fracht- und Kriegsschiffe.

unsere Tage erkennen und vor den geistigen Augen auch schon das Großköln der Zukunft entstehen. Ein besonderes aktuelles Interesse haben natürlich die Entwürfe und Modelle für die dritte feste Brücke, die später die alte Schiffbrücke ersetzen soll.

Die Gartenverwaltung der Stadt war selbstverständlich in der Lage, ihre Ausstellung besonders reizvoll auszubauen. Blumenarrangements wechseln hier mit buntfarbigen Modellen, Plänen und Bildern. Eine besonders reichliche Verwendung haben, in Art von Panoramagläsern, reihenweise in den Wänden angebrachte Chromophotographien gefunden, die wirkungsvolle Bilder aus den städtischen Garten- und Parkanlagen darstellen. Köln war ursprünglich stiefmütterlich mit öffentlichen Gärten bedacht. Die Stadt hat aber, sobald die alten Festungsmauern fielen und der Bau der Neustadt begann, planmäßig neue Gartenanlagen geschaffen, so daß in dem Köln der Zukunft öffentliche Anlagen einen breiten Raum einnehmen.

Der in allen Abteilungen möglichst zum Ausdruck gebrachte Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt tritt in einzelnen Abteilungen geradezu drollig in die Erscheinung, auch dann, wenn das „Einst" noch für die 50er und 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts maßgebend ist. So erscheint neben dem Modell der heutigen städtischen Gasanstalt das Modell der in den sechziger Jahren erbauten Anstalt etwa wie eine Wärterbude neben einem stolzen Hauptbahnhof. In der prächtigen Ausstellung der städtischen Feuerwehr wirken neben modernsten Spritzenautos, Meldeapparaten usw. die Ausrüstungstücke des ehemaligen Pompierkorps, die Ledereimer und eine in Form einer kleinen zweirädrigen Karre konstruierte Riesenknarre, mit der man einst, durch die Straßen rasselnd, der Bürgerschaft eine Feuersbrunst anmeldete, direkt erheiternd. Die Fortschritte auf dem Gebiet des öffentlichen Schulwesens kennzeichnet besonders die Gegenüberstellung eines mit allen



Das Ratsfilber und das Wandgemälde des mittelalterlichen Köln.

erdenklichen Lehrmitteln und vorzüglichen zweisitzigen Bänken ausgerüstetes modernes Volksschulklassenzimmer und eines Unterrichtsraumes aus der guten alten Zeit mit kahlen Wänden und plumpen Schulbänken.

Es ist natürlich nicht möglich, allen einzelnen Abteilungen auch nur mit einigen Worten gerecht zu werden. Jedenfalls ist mancher kleine Staat nicht imstande, auf Grund seiner Verwaltungs- und öffentlichen Einrichtungen eine derart vielseitig fesselnde, von so fortschrittlichem Geist zeugende Ausstellung zu veranstalten, wie die rheinische Metropole sie jetzt bietet.

Unsere Bilder

Das Brautpaar (Abb. S. 778) Prinzessin Viktoria Luise von Preußen und Herzog Ernst August zu Braunschweig-Lüneburg wohnten kürzlich einer Gefechtsübung bei, die vor dem Kaiser in Döberitz abgehalten wurde.

Prinz Heinrich von Preußen (Abb. S. 779), der Bruder unseres Kaisers, begeht in Kürze mit seiner Gemahlin das Fest der silbernen Hochzeit. Unser Bild zeigt das Prinzenpaar mit den beiden Söhnen Waldemar und Sigismund.

Prinzessin August Wilhelm von Preußen (Abb. S. 781), die Gemahlin des vierten Kaisersohnes und geborene Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, ist eine der liebreizendsten Erscheinungen am Hohenzollernhof. Unser Bild zeigt die neuste photographische Aufnahme.

Erich Schmidt (Abb. S. 780), eins der hervorragendsten Mitglieder der philosophischen Fakultät der Universität Berlin, der beliebte Germanist, der Entdecker des Urfaust, ist einem Schlaganfall erlegen.

Anton von Werner (Abb. S. 779), der bekannte Historien- und Genremaler und langjährige Direktor der Kgl. Akademie der bildenden Künste zu Berlin, begeht am 9. Mai seinen 70. Geburtstag.

Die Balkanfrage (Abb. S. 777), die in den letzten Wochen zu einer österreichisch-montenegrinisch-albanischen geworden ist, hat durch das eigenmächtige Vorgehen des Verteidigers von Skutari, Essad-Pascha, eine nicht unbedenkliche Komplikation erfahren. Essad-Pascha ist geborener Albanier und hat sich nach dem Fall von Skutari zum Fürsten von Albanien ausrufen lassen.

Die Weltausstellung in Gent (Abb. S. 780) wurde vor wenigen Tagen im Beisein des belgischen Königspaares feierlich eröffnet. Unser Bild zeigt den Eröffnungsakt.

In Großgörschen (Abb. S. 782) wurde vor wenigen Tagen das von Bildhauer Juckoff entworfene Scharnhorstdenkmal feierlich eingeweiht. Dem erhebenden Akt wohnte der Prinz Stephan zu Schaumburg-Lippe bei.

In Wien wird die Adria-Ausstellung (Abb. S. 783) eröffnet. In künstlerischer Weise ist ein Gesamtbild der Adria-Küste in der österreichischen Hauptstadt entstanden. Die Nachbildungen der hervorragendsten architektonischen Denkmäler, die Errichtung ganzer Straßenzüge erwecken in dem Besucher die Illusion, wirklich die herrlichen Plätze an der blauen Adria zu besuchen. Selbst ein österreichischer Lloyddampfer in natürlicher Größe fehlt nicht. Daß neben allem Schönen und Interessanten auch dem Vergnügen sein Recht geworden ist, bedarf kaum der Erwähnung.

Die Ausscheidungsfahrt für das diesjährige Gordon-Bennett-Rennen (Abb. S. 783) nahm in Dresden ihren Anfang. Von den startenden Ballons erhielt der Ballon „Niederschlesien" mit seinem Führer Ingenieur Berliner den Ersten Preis. Zweiter wurde der Ballon „Gladbeck", Führer Hugo Kaulen, und den dritten Platz belegte Freiherr von Pohl, Führer des Ballons „Hannover-Minden". Diese drei Sieger werden im Herbst als die Vertreter Deutschlands beim diesjährigen Gordon-Bennett-Rennen in Paris starten.

Der großartige Neubau der Königlichen Charité (Abb. S. 784) in Berlin ist einen bedeutsamen Schritt weiter gediehen. Am 5. Mai wurde die neuerbaute erste medizinische Klinik in einem feierlichen Akt ihrer Bestimmung übergeben. Geheimrat Prof. His hielt die Festrede.

Der erste Regiekongreß in Berlin (Abb. S. 784) hat vor einigen Tagen stattgefunden. Das Parlament der Regisseure tagte im Motivhaus in Charlottenburg und verhandelte über sehr wichtige und interessante Themen. Vor allem kam die Frage des Urheberrechtes am Regiewerk zur Erörterung.

Das Kaiserpreis-Wettsingen (Abb. S. 778), das vom 5. bis 8. Mai in Frankfurt a. M. stattfand, hatte wieder ungezählte Scharen von Schaulustigen in die ehrwürdige Stadt am Ufer des Main gelockt. Wenn auch die Feier am Eröffnungsabend durch schlechtes Wetter recht beeinträchtigt wurde, hatte sich doch, wie unser Bild zeigt, vor der Sängerhalle eine festesfrohe Menge eingefunden.

Personalien (Abb. S. 779, 780 und 782). Admiral Graf von Baudissin, bisher Chef der Marinestation der Nordsee, hat seinen Abschied eingereicht und wurde unter Genehmigung desselben zur Disposition gestellt; er wird in Anerkennung seiner geleisteten Dienste à la suite des Seeoffizierkorps in den Listen der Marine weitergeführt. — Zum Leiter der französischen Akademie der Künste in Rom, der Villa Medici, ist der bekannte und geschätzte Maler Paul Albert Besnard ernannt worden. — Der Intendant des Straßburger Stadttheaters Maximilian Wilhelmi tritt mit Ende der Sommerspielzeit von seinem Amt zurück. Gesundheitsrücksichten sind es, die den um das Kunstleben in Straßburg hochverdienten Mann zwingen, die Stätte seiner langjährigen Tätigkeit zu verlassen.

Todesfälle (Abb. S. 782). Der frühere Minister und jetzige Präsident des österreichischen Reichsgerichts Dr. Josef Unger ist in Wien im Alter von 85 Jahren gestorben. Er war zweifellos die erste juristische Autorität unseres Nachbarstaates und maßgebend bei allen Reformen, die in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiet der Rechtspflege geschaffen wurden. — In Stuttgart ist einer der ersten Würdenträger des württembergischen Hofes, Oberst a. D. Freiherr Karl-Theodor Geyr von Schweppenburg, gestorben. Er war Königlicher Oberstallmeister und Vorstand des Marstallamts.

Die Toten der Woche

Generalleutnant z. D. Raimund von Caprivi, † in Berlin am 29. April im 73. Lebensjahr.

Oberst a. D. Freiherr Karl-Theodor Geyr von Schweppenburg, Oberstallmeister und Vorstand des Marstallamtes, † in Stuttgart am 28. April. (Portr. S. 782).

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Erich Schmidt, bedeutender Germanist und Universitätslehrer, † in Berlin am 29. April im 60. Lebensjahr (Portr. S. 780).

Eisenbahndirektor a. D. Karl Schrader, ehemaliger Reichstags- und Landtagsabgeordneter, † in Berlin am 4. Mai im Alter von 78 Jahren (Portr. nebenst.).

Karl Schrader †
ehem. Reichstags- und Landtags-abgeordneter.

Prof. Dr. Thorn, bekannter Gynäkologe, † in Magdeburg am 30. April im Alter von 56 Jahren.

Dr. Josef Unger, ehem. Minister und Präsident des österreichischen Reichsgerichts, † in Wien am 2. Mai im Alter von 85 Jahren (Portr. S. 782)

Essad-Pascha, der „self-made-Fürst“ von Albanien.

Phot. Harlingue.

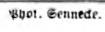




Phot. Berger.

Prinzessin Viktoria Luise mit ihrem Bräutigam Herzog Ernst August zu Braunschweig-Lüneburg auf dem Döberitzer Feld.





Phot. Sennecke.

Leben und Treiben vor der großen Festhalle.

Zum Kaiserpreis-Wettsingen in Frankfurt a. M.

Hofphot. Urbahns.

Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen
mit ihren Söhnen
Sigismund u. Waldemar.

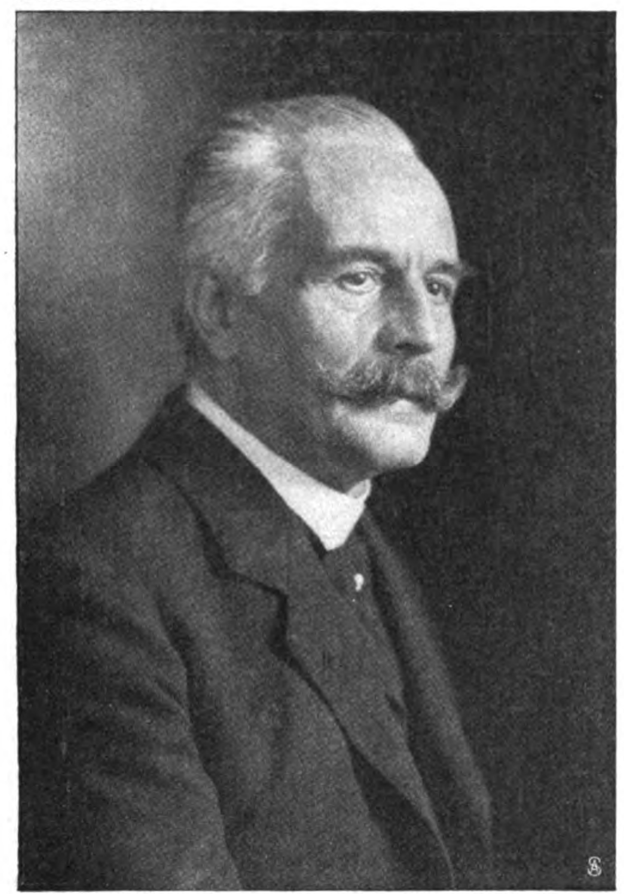


Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Admiral Graf Baudissin,
trat von seinem Amt als Chef der Marinestation der Nordsee zurück.

Phot. Rechner.

Prof. Anton von Werner,
der langjährige Direktor der Akad. Hochschule für die bildenden Künste, wurde 70 Jahre.



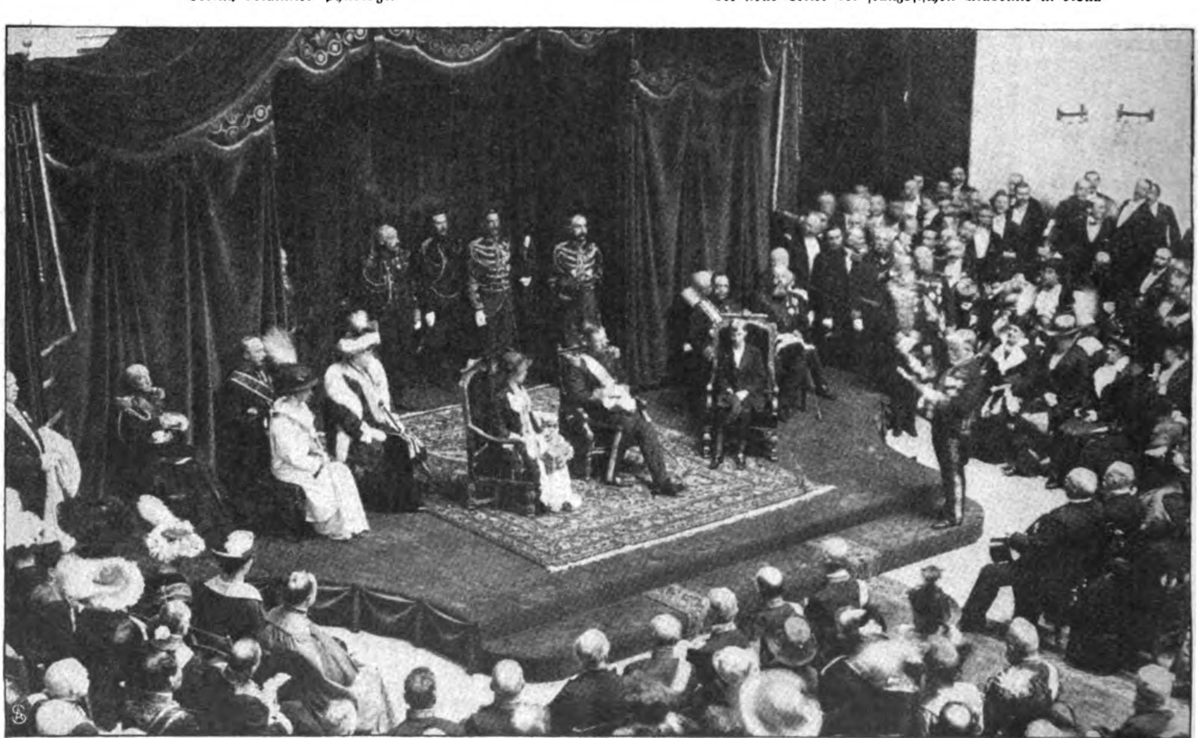
Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Erich Schmidt †
Berlin, bekannter Philologe.



Phot. Haritngue.

Paul Albert Besnard,
der neue Leiter der französischen Akademie in Rom.



Phot. Benninghoven.

Eröffnung der Ausstellung durch das belgische Königspaar.
Von der Weltausstellung in Gent.



Hofphot. Sandau.

Prinzessin August Wilhelm von Preußen.

Neuste photographische Aufnahme.



Exzellenz Dr. Josef Unger †
Wien,
Präsident des Reichsgerichts in Oesterreich.



Hofphot. Andersen.

Frhr. Geyr von Schweppenburg †
Stuttgart,
Königl. Oberstallmeister.



Phot. Meyer.

Maximilian Wilhelmi,
Intendant des Straßburger Stadttheaters,
trat von seinem Amt zurück.

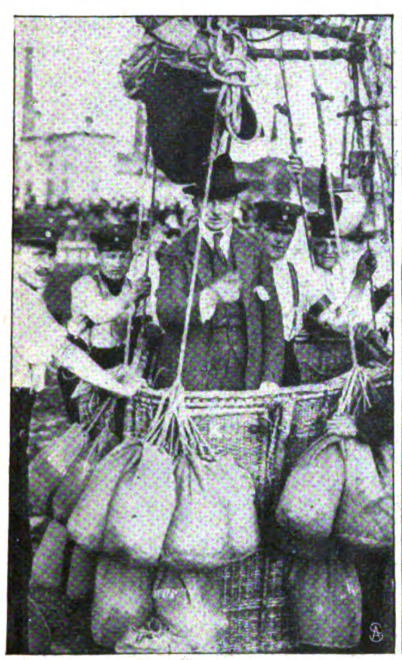


Die Enthüllung des Scharnhorst-Denkmals in Großgörschen.

Links Das Denkmal. — Rechts: Prinz Stephan zu Schaumburg-Lippe (×) mit dem Landrat Freiherrn v. Wilmowski.

Phot. Gebr. Haeckel.





Freiherr von Pohl,
Führer des Ballons „Hannover-Minden", wurde Dritter.



Ingenieur H. Berliner
mit seinem Begleiter Mann im Ballon „Niederschlesien", wurde Erster.



Hugo Kaulen,
Führer des Ballons „Gladbeck", wurde Zweiter.

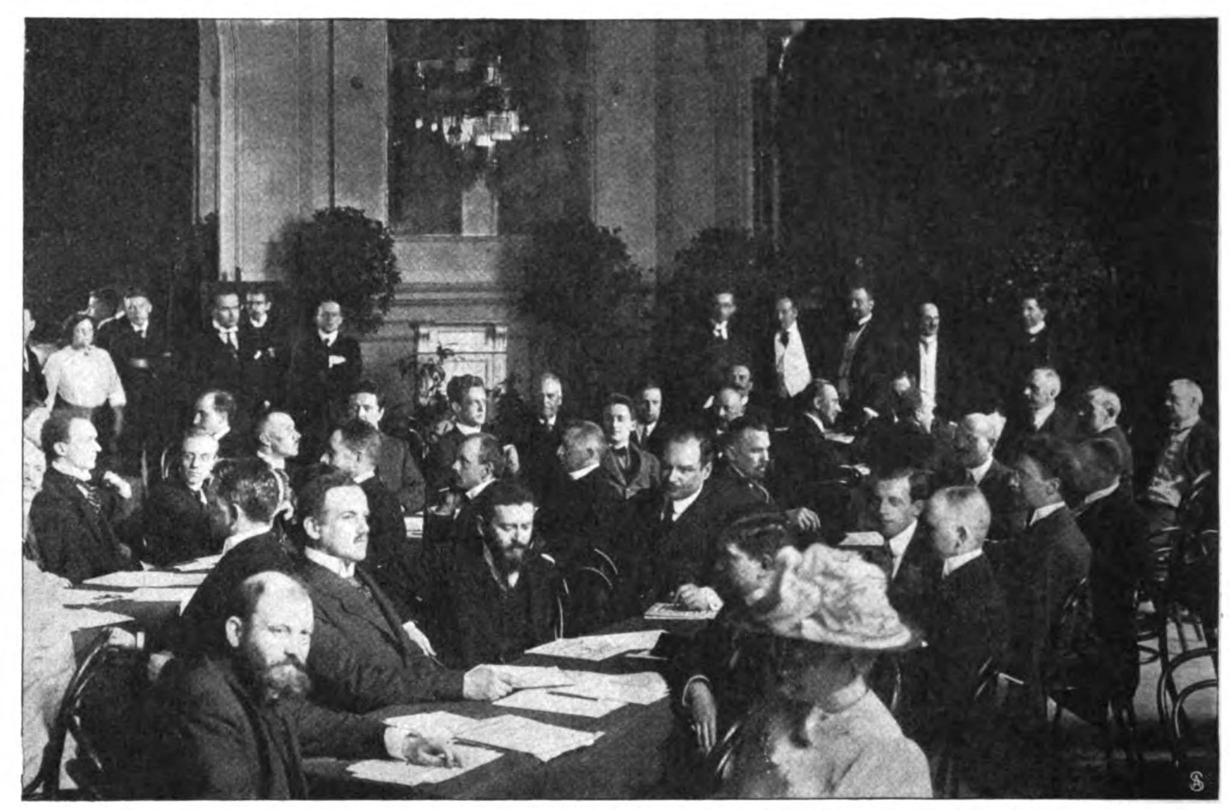
Von der Gordon-Bennett-Ausscheidungsfahrt: Die deutschen Sieger.

Phot. Zennecke.

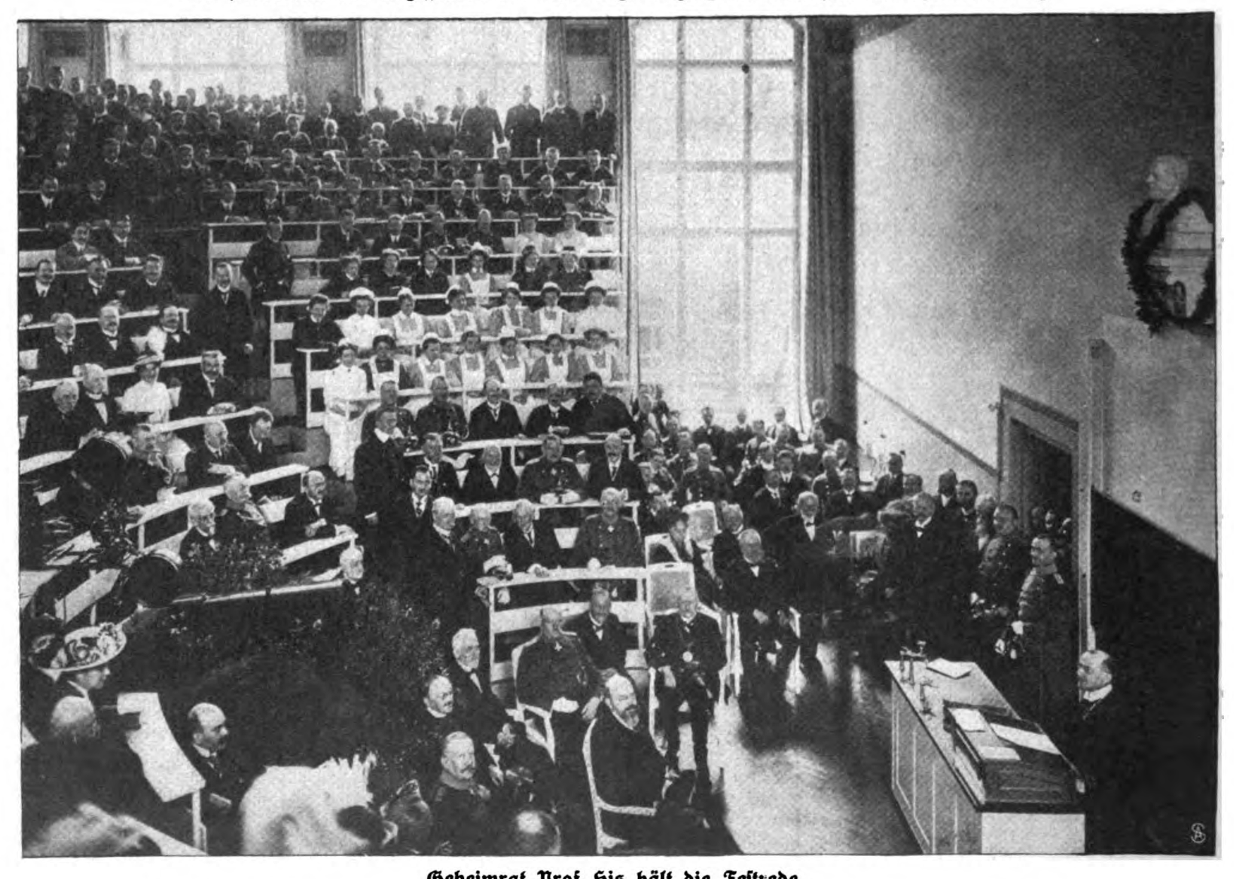


Der Canale Grande und der Lloyddampfer „Wien".
Von der Adria-Ausstellung in Wien.





Das Parlament der Regisseure: Der erste Regiekongreß im Motivhaus in Charlottenburg.



Geheimrat Prof. His hält die Festrede.
Die Einweihung der ersten medizinischen Klinik der Königlichen Charité in Berlin.

Die Kinder des Genies.

Roman von

Marie Luise Becker.

6. Fortsetzung.

Jakob wußte, daß es hatte so kommen müssen, daß er ganz frei werden mußte von seinem Vater und dessen gewaltigem Einfluß auf seine Kunst und seine Entwicklung.

Er mußte dem Vater erst beweisen, daß er nicht nur die „billige Ausgabe" von ihm war — — o ja! Und er wollte es ihm beweisen! Nun galt es den Kampf — zwischen ihm und seinem Vater — um die letzten Dinge der Kunst!

* * *

Und Jakob reiste.

Sein Vater sah ihn fortgehen von seinem Arbeitsfenster aus und zerdrückte eine Träne in seinen Augen und biß die Lippen zusammen. Sein Herz ging auf einmal ganz langsam und müde, und es schien ihm, als könnten seine Füße ihn nicht mehr tragen. Er sank in seinen Lehnstuhl, so schwach fühlte er sich.

Der da unten war das neue Leben — das hinausging — und den Sieg und die Kraft seines Lebens in sich trug.

Und er seufzte und starrte still vor sich hin.

* * *

Wie anders das Leben in der Heinemannvilla dann geworden war! Joachim war finster, und schroffer als je urteilte er über die Moderne — über den Sohn und seine Freunde und Geistesgenossen.

Er ruhte nun fest und sicher auf seinem eigenen Erfolg und konnte sagen, was er wollte, es war alles ein Dogma für die Welt. Man riß sich um seinen nächsten Roman — Anfragen — Angebote — Bestellungen — alles hatte er in der Hand.

Er hatte die Macht, den Erfolg — sein Einfluß entschied! Und damit kamen die Hunderte der Freunde und die Tausende der Bewunderer.

Er war der Richter über soundso viele Preisausschreiben und Dichterpreise — er hatte das Schicksal, die Anerkennung so vieler junger Talente in der Hand — er konnte hemmen und fördern — segnen und bahnen — alles stand in seiner Macht.

Die Stadt lag ihm zu Füßen — die Welt bewunderte ihn. Er war der gefeierte Mann, der angebetete Dichter, der mächtige Literat, wohin er kam.

Nur daß da oben in Berlin, in der jungen Reichshauptstadt, die mit ihrer neuen, frischgebackenen Kultur alle Talente anzog aus Nord und Süd, daß da oben ein paar saßen — Schößlinge von seinem Stamm — die diesen allen eine neue Kunst predigten — Emil Tiger, einst sein Jünger — und ein anderer — einst sein Sohn — der alte Parthenonbund, die um die Werte einer neuen Zeit rangen.

Lorchen wurde seltsam apathisch, wie zerbrochen nach dieser stürmischen Szene. Die Trennung von ihrem Liebling — die Feindschaft zwischen Vater und Sohn lagen schwer auf ihr.

Joachim hatte jede Verbindung mit ihm verboten. Sie und Gudrun schrieben sich heimlich mit ihm unter des alten Doktors Adresse.

Gudrun lebte ganz dem Haus und dem Vater. Sie empfand es als ein schweres Unrecht, was Jakob ihm antat, und litt darunter, wollte ihrerseits gutmachen, was der Bruder tat, aus allen ihren Kräften heraus gutmachen. Und verzagte doch an der Berechtigung Joachims, dem Sohn zu zürnen.

Sie fühlte, daß beide nicht anders konnten, weil sie — zu nah gepflanzt, sich gegenseitig erstickt hätten — aber ihr Frauenherz begriff diese Härte nicht.

Sie selbst lebte ganz dem Vater, sie war seine Sekretärin, seine Begleiterin, seine Beraterin.

Und fester als je wurde das Band nach diesen Ereignissen, das Gudrun und ihren Vater vereinigte. Es war, als ob ihre ganze Individualität aufhörte, von seiner Persönlichkeit aufgezehrt wurde.

Und die Zeit entschwand ihr, die Zeit und die Jugend — und das Leben rieselte zwischen ihren Fingern hindurch, sie merkte es kaum.

Ein Erfolg wartete auf den anderen, einer Ehrung folgte die nächste — und nur Joachim selbst fühlte, daß etwas in ihm wieder niederschwellte: das große Hochgefühl, die gewaltige Schaffenswelle, die ihn emporgetragen aus seiner tiefsten Qual.

Es wurde ihm bang um seine Kunst, denn er fühlte, daß er anfing, sich von den breiten Wogen des Ruhmes tragen zu lassen. Ach! Er fing an, alt zu werden, der schöne Mann! Die Frauen neigten sich ihm näher zu, als könne er ihnen nicht mehr gefährlich werden mit seinen grauen Haaren, und die jungen Mädchen behandelten ihn als ihren väterlichen Freund. Lorchen war stark geworden, hatte Falten um die Augen, und in ihr blondes Haar mischten sich breite graue Streifen. Das sah er dann in solchen Momenten: das war nicht mehr das kleine, neckische Frauchen von einst!

Oft fand er sie still, in sich gekehrt, mit verweinten Augen. Und er sagte sich, daß er dieser Frau, die ihm alles, was sie besaß, ihr Leben, ihre Liebe, ihre Jugend, gegeben hatte, ihr Liebstes genommen hatte. Ihr einziges Kind. Und sie tat ihm leid, aber es war doch etwas Fremdes zwischen ihnen. Die alte Leidenschaft hielt sie nicht mehr zusammen.

Eines Tages kam er gerade in den Salon, als Gudrun Besuch empfing, eine zarte, schlanke junge Dame mit wundervollen blauen, leuchtenden Augen und einem so zartjungen Gesicht, daß es schien, als sei eine Rose unter dem großen blumenbedeckten Hut erblüht.



Er hatte ein eigentümliches Gefühl, als er sie sah — das Bewußtsein, daß da ein Wesen sei, das zu ihm gehöre — dessen Jugend auf ihn warte. Auch sie war emporgeschnellt, und beider Augen ruhten ineinander wie eine große, stumme Frage an das Leben, eine Frage, die schon eine Antwort weiß. Sie stand da im Salon wie ein großes Geschenk des Lebens, das ihm da noch einmal gemacht wurde — bereit, sein Eigen zu sein, ihm zu gehören, sobald er nur die Hand nach ihr ausstreckte.

Und er fühlte, daß sie schon sein war — geistig — mit allen ihren Gedanken und Empfindungen, daß sie die Liebe zu ihm hierhergetrieben — die Liebe zu dem Dichter — und er nahm diese Liebe zum Dichter für Liebe zum Mann.

„Fräulein Hiltgart Velten", stellte Gudrun vor. „Fräulein Velten hat nämlich etwas geschrieben und möchte dich bitten, ihre Verse zu lesen und ihr zu sagen —" sie zögerte, sie hätte beinah gesagt: „ob sie etwas wert sind!" Gott! Wieviel junge Damen kamen zu dem guten Papa, und wieviel entsetzliche Verse mußte sie, Gudrun, lesen und mit ein paar klugen Worten heimschicken. Als wenn der Papa Zeit hätte, all das Geschreibsel und Versegestammel zu lesen! Oder die Geduld!

Dies kleine Rosenmündchen würde auch besser küssen als Verse plappern. Joachim fand, daß Hiltgart wundervolle Augen habe, und schloß daraus auf ihre Verse.

„Ach — bitte — geben Sie sie mir — ich werde sie sehr gern lesen", sagte er liebenswürdig und setzte sich zu ihr.

„Meister —" stammelte Hiltgart begeistert und sah ihn selig und vertrauensvoll an. Ihre Hände zitterten, als sie nach den Blättern griff, Joachim nahm ihre Hände und die Blätter zugleich. Am liebsten hätte er das ganze reizende kleine Persönchen sofort in seine Arme genommen. — —

Er blätterte in den Manuskripten, die sie ihm gegeben hatte. Sauber, mit feiner zierlicher Jungmädchenhandschrift saßen die Verse auf dem Papier, Veilchen — Weilchen — Küsse — Schlüsse — Rosen — Kosen — — na ja — — das übliche — dachte er, aber hübsch ist sie trotzdem.

Hiltgart Velten war hier als Gast bei Verwandten. Aber sie war eigentlich nur hergekommen, um Joachim aufzusuchen. Sie kannte alle seine Schriften, trug reizend seine schönsten Liebeslieder vor. Außerdem hatte sich ihr kleines Talent an dem seinen gebildet und großgepäppelt.

Hiltgart hatte Talent, aber ihre Verse waren voller Unarten, Holperigkeiten. Joachim mußte sie alle mit ihr durchsehen, ihr zeigen, wo der Fehler lag, und ihr sagen, wo der eigentliche Wert des Reimes zu suchen sei.

Und Hiltgart mußte oft und öfter zu ihm kommen, und so nahm das Belehren und Durchsprechen kein Ende. Sie hatte auch ein paar Liebeslieder darunter — natürlich auf irgendeinen Jüngling. Die änderte sie aber schnell, so daß sie beinah auf Joachim paßten. Das schmeichelte dann dem großen Mann.

Hiltgart gewann täglich an Terrain. Außerdem fand Joachim es notwendig, sie diese Verse alle sprechen zu lehren — und so war der Austausch zwischen beiden ununterbrochen.

Joachim war wie verjüngt. Alle blauen Träume seiner Jugendjahre erwachten wieder. Er umkränzte mit seiner blühenden Phantasie Hiltgarts reizende Gestalt wie ein Troubadour. Diese kleine, blonde Dichterin mit ihren Händen voll Rosen brachte ihm seine ganze Jugend wieder herauf, die schon zur Ruhe gehen wollte.

Lorchen war zum erstenmal in ihrer Ehe unklug.

Weil sie sich gealtert und müde fühlte und Joachims grauen Kopf sah, glaubte sie, daß auch in ihm alles Feuer der Leidenschaft erloschen wäre, und daß es eine Art väterlicher oder onkelhafter Liebe sei, die er für dies reizende Mädchen empfände. Hiltgart verstand so, sie zu umschmeicheln, sich in den Hausstand zu finden, daß ihre Gegenwart allen angenehm war. Wenn sie da war, war Joachim heiter, sprudelnd vor guter Laune, voller Pläne und neuer Ideen.

Hiltgart war eine feine, poetische Natur. Aus einer kleinen rheinischen Stadt gebürtig, hatte sie sich das Köpfchen mit allerlei Verstiegenheiten ausgefüllt und sich ein ideales Lebensprogramm zurechtgemacht. Das war so: Sie wollte eine bedeutende Frau werden.

Das stand fest.

In dem kleinen Städtchen als gute Ehefrau eines Beamten oder Fabrikanten endigen, das lehnte sie stolz ab.

Ihr Vater war Lehrer mit literarischem Ehrgeiz. Er betrachtete diese Verse nicht als vorübergehende Entwicklungserscheinung, sondern als Dokument eines erwachenden Genies. So sammelte er von ihren ersten Kindertagen an ihre Aussprüche, ihre Bemerkungen, ihre kleinen Schriftproben.

Natürlich gedieh auf diese Weise Hiltgarts Selbstbewußtsein in einer wahren Treibhauskultur.

Joachim Heinemann wurde ihr Lieblingsdichter, sie kaufte alle seine Bilder und hing sie in ihrem Stübchen auf, umkränzte sie mit Lorbeer und Immortellen. Schließlich erbat sie sich die Erlaubnis, zu dem Meister wallfahrten zu können.

Sie saß zu Füßen des angebeteten Dichters und betrachtete ihn mit schwärmerischen Augen.

Ach! Sie suchten beide, Hiltgart und Joachim, ein Erlebnis, sie ihr erstes und er sein letztes, und so mußten sie denn natürlich aufeinander flammen wie zwei brennende Sträucher!

* * *

Ihr Aufenthalt bei den Verwandten war nur auf zwei Wochen vorgesehen, aber die zwei Wochen vergingen und noch zwei, und von Abreise war keine Rede.

Ihre Tante, die Regierungsrätin, fand die poetische Nichte als höchst unbequemen Besuch, zumal sie ihr durchaus nicht im Haushalt zur Hand ging wie sonst ein junges Mädchen. Dagegen himmelte sie den Regierungsrat so an, daß sie nicht recht wagte, seinen Widerspruch zu wecken und damit einen Ehekonflikt heraufzubeschwören. —

Hiltgart saß auf dem Fußbänkchen in Joachims Arbeitzimmer und lauschte, wie er ihr vorlas.

Er, der große Meister, las ihr aus seinem neuen Roman vor. Feurige Worte der Leidenschaft, der Glut, der Sehnsucht, die er den Blättern da anvertraut hatte, und die doch eigentlich ihr galten.



Und plötzlich hatte sie die Gewißheit, daß der große Meister sie liebte — glühend, leidenschaftlich liebte — wie sie noch nie in ihrem kurzen Leben ein Mann geliebt hatte — mit allem Feuer seiner Künstlernatur — aller Innigkeit des reifen Mannes — mit aller Zärtlichkeit, die ein Mann für seine letzte Liebe hat.

Zuerst war sie gerührt, hingerissen, entzückt, und dann erwachte ein kleiner, kluger, rechnerischer Gedanke in ihrem Köpfchen.

Wie denn — wenn dieser große Mann da sie liebte — wirklich liebte? — — Wenn sie ihm eine neue Jugend — eine neue Epoche seines künstlerischen Daseins gäbe — wenn sie in diesem Haus hier die Herrin wurde?

Sie erhob sich und sah ihn schwärmerisch an.

Sie stand vor ihm in aller ihrer Jugend, Anmut und Poesie — wie eine Göttin, die gekommen war, ihm noch einmal alle Schönheit der Kunst und des Daseins zu schenken.

Wie er sie liebte! Das war es ja, was ihm gefehlt hatte in seinem jetzigen Leben — das große Liebeserlebnis — um das er gekommen war durch so viele, viele Jahre, weil er die Seinen so liebte.

Und es schien ihm auf einmal nichts, was er besessen und geliebt und besungen und gefeiert gegenüber dem köstlichen Geheimnis, das dieser rote Mund noch verschwieg!

Und plötzlich war ihm alles wie versunken und vergessen — was bisher sein Dasein ausgemacht hatte — er nahm sie in seine Arme, und ihre Lippen vereinigten sich in einem langen, leidenschaftlichen, glühenden Kuß.

Zum Glück für beide kam Gudrun, der die ganze schwärmerische Geschichte nicht recht geheuer schien, und Joachim und Hiltgart hatten nur eben Zeit, auseinanderzufahren.

Hatte sie recht gesehen? Hatte sie sich getäuscht?

Nein, das war doch nicht möglich! Jedenfalls war Gudrun beunruhigt und begann zu beobachten, Hiltgart und Joachim nicht mehr allein zu lassen! Das hätte gefehlt, daß die kleine Hiltgart dem Papa ernstlich den Kopf verdrehte!

Aber alle verhaltene Leidenschaft kam Joachims Roman zugute, in den er alle Gut und alle Sehnsucht schüttete. Hiltgart fing ihrerseits an, weiche, feurigere Liebesgedichte auf Joachim zu machen, und unterbreitete sie ihm mit dem holdseligsten Lächeln.

So gewann diese Leidenschaft alle Zeit zu wachsen, sich auszubreiten, bis sie in hellen Flammen stand. . .

Und plötzlich konnte Joachim nicht mehr schreiben und seine Gefühle in Literatur umsetzen, weil die lebende, verlockende Wirklichkeit ihm zu nahegerückt war.

Bis er plötzlich seine Frau mit der Erklärung überraschte: „Mein liebes Lorchen — es tut mir sehr leid — ich hab dich von Herzen gern — aber — ich muß mich von dir trennen — ja — denn ich — ich — liebe eine andere!"

Das arme Lorchen fiel aus allen Wolken.

Mehr als zwanzig Jahre hatte sie nun an der Seite ihres gefeierten und berühmten Mannes in dem stillen, schmerzhaften Glück ihrer Liebe und seines Besitzes, in einer glücklichen Ehe gelebt und den stillen, stummen, aufreibenden Kampf um seine Liebe und seine Person mit den schönsten und geistvollsten Frauen gekämpft.

Und war darüber selbst alt geworden und ruhiger und hatte sich im stillen fast gefreut, daß nun das Alter käme und der sichere und ruhige Besitz, die Zeit, in der er graue Haare habe, nicht mehr der schöne Mann, der bezaubernde Sänger der Liebe sei, bei dem jede Frau glaubte, besondere Leidenschaftsgefühle zu finden und zu wecken.

Und nun kam dieser Mann und fand es ganz natürlich und selbstverständlich, daß er sie um ein Paar blaue Augen und um ein Paar junge, rote Lippen verließ!

Sie schlich hinauf zu Gudrun, in das stille Mädchenstübchen — der Tochter hatte es Joachim nicht gewagt selbst zu sagen.

Die beiden Frauen waren wie zerschmettert. Es war ihnen, als gleite ihnen ihr ganzes Leben aus ihren Händen. Als seien sie nur noch die Schatten an seinem Weg, die kein Anrecht hatten, da zu sein, wenn er ihrer nicht mehr bedürfe.

Willenlos. Hilflos. Ziellos. Rechtlos.

Die Mutter klammerte sich an die Tochter, als müsse sie, die Junge, noch Kraft finden, ihm zu widerstehen, für sie einzutreten, nun sie selbst keinen Willen mehr haben konnte. Als müsse in Gudrun noch ein Rest von Willen sein, der sie beide rettete.

Sie beide — und ihn.

Denn auch er ging ja in sein Unglück, wenn er das tat!

Gudrun aber weinte vorerst nur, weinte um die Liebe des Vaters.

Es war ihr klar, daß er dieses Erlebnis suchen und ersehnen mußte — sie verstand ihn — unter tausend Schmerzen. Aber sie kannte ihn gut genug, um zu wissen, daß er doch mehr leiden würde unter der Trennung von ihnen allen, um diesen Rausch nicht mit einem bitteren Erwachen zu büßen.

Dazu hätte Hiltgart eine andere, eine größere Frau sein müssen — um Joachim Heinemann wenn auch nur ein paar Jahre eines neuen Jugendglückes, eines neuen Schaffens schenken zu können, um ihm zu ersetzen, was er eben im Begriff war um sie aufzugeben: ihre Liebe und Fürsorge und seelische Gemeinschaft.

Nein — die Frau, die diesen Sturm wert gewesen — die Frau, die diesen Kampf lohnte, war Hiltgart nicht. Sie würde mit ihren Kinderhänden nur sein Leben verpfuschen und sein Alter beunruhigen.

Nein — Gudrun Heinemann fühlte: hier ist die Stunde, die von mir die Tat fordert.

Bisher war er unser aller Schicksal.

Heute muß ich das seine sein.

Sie ging zu Hiltgart.

Das junge Mädchen wußte, was sich heute im Hause Heinemann zugetragen hatte. Und sie hatte sich ganz in den Gedanken eingelebt, Joachim Heinemanns Frau zu werden, das alte, einfache Lorchen beiseitezuschieben und ihren Platz einzunehmen. Das alles erschien ihr wie ein Kinderspiel. Eine Selbstverständlichkeit.

War sie nicht talentvoll, jung und schön?

Liebte sie ihn nicht, und liebte er sie nicht?



Mochte er mit den beiden Frauen allein alles ordnen — sie hielt ihn fest — fest hielt sie ihn mit seiner Leidenschaft — mit ihrer Anbetung! Sie! Wahrhaftig, sie war geschaffen, an seiner Seite eine große Rolle in der Welt zu spielen.

Sie wollte Gudrun nicht sehen, sie fürchtete sich vor ihr.

„Meine Nichte ist leidend — sie hat sich in ihr Zimmer eingeschlossen — ich weiß nicht, was sie hat — junge Mädchen sind Trotzköpfe", sagte Hiltgarts Tante verlegen und bat Gudrun, Platz zu nehmen.

Gudrun setzte sich. Sie war entschlossen, alles zu wagen.

„Vielleicht kann ich etwas ausrichten?" fragte die Regierungsrätin verbindlich.

„Ich hätte sehr gern Ihr Fräulein Nichte persönlich — unter vier Augen — gesprochen", antwortete Gudrun und sah sich mit peinlichem Gefühl in dem ordentlichen, steifen Plüschsalon um. „Wollen Sie nicht noch einmal fragen lassen — es ist dringend."

Die Regierungsrätin erhob sich und ging selbst, nach Hiltgart zu sehen.

Gudruns Augen glitten über die Photographien und Buntdrucke und Handarbeiten, mit denen der Salon gefüllt war. Ihr war trostlos zumute.

Die Dame kam zurück und zuckte die Achseln.

„Sie macht nicht auf — ich weiß nicht, was sie hat. Aber vielleicht geben Sie mir eine Bestellung für sie —" Sie war etwas beklommen.

„Ja," antwortete Gudrun mit eigentümlich schwerer, bedeckter Stimme, so daß Hiltgarts Tante erschrocken zusammenfuhr, „wenn Ihr Fräulein Nichte mich durchaus nicht empfangen will, muß ich mit Ihnen offen sprechen. Es tut mir leid — ich hätte sie gern geschont — aber ich denke, die tiefste Verschwiegenheit ist im Interesse unserer beider Familien."

Der Regierungsrätin wurde bange. Sie ahnte Unheil. Eigentlich verkehrten sie nicht besonders rege mit Heinemanns, erst durch Hiltgart waren sie zu einigen Besuchen gekommen und hatten sich einige Male gesehen. Sie waren so ganz verschieden in ihrer Lebensart und Weltanschauung, daß sie sich eigentlich wenig zu sagen hatten und es bei ein paar oberflächlichen Besuchen geblieben war.

Aber Lorchen war ihr sympathisch, und Gudrun hatte sie recht comme il faut gefunden, und durch Hiltgart war man nun doch schließlich öfter zusammengekommen, und es hatte ihnen geschmeichelt, daß die Nichte bei dem großen Joachim Heinemann so wohl empfangen war.

„Ich weiß nicht — wie weit Sie eingeweiht sind in die Tatsachen —" fuhr Gudrun fort und strich mit dem weißen Handschuh ihr Samtkleid glatt. „Es ist da manches geschehen — oder vielmehr — ich fürchte — daß da manches geschehen könnte —" Sie sah plötzlich die Regierungsrätin gerade und fest an. „Helfen Sie uns, daß nichts geschieht — es ist nicht möglich, daß sich mein Vater scheiden läßt, um Fräulein Hiltgart zu heiraten. Er hat dies heute Mama gesagt, und daß er sich mit Fräulein Hiltgart geeinigt habe, und daß dies ihrer beider Wille sei. Ich habe das alles nicht geahnt — nein — so nicht — ich habe Fräulein Hiltgart gern gehabt — wir alle sind ihr so freundlich entgegengekommen — und nun — — Aber ich werde es nicht dulden, gnädige Frau, daß er sich scheiden läßt — ich dulde es nicht — daß er das meiner Mutter antut — oder mir — —"

Hiltgarts Tante war sprachlos.

Sie kannte Joachim Heinemann nur als ein wahres Vorbild eines Gatten und Ehemannes, als großes, dichterisches Vorbild. Sie begriff nicht — was vorgefallen sein konnte — aber sie hatte die größte Furcht vor jedem Skandal.

Noch war es ja nicht zu spät! Das bewies ihr der Besuch, den sie eben hier sah! Zu spät war es also nicht — aber offenbar die höchste Zeit! Und an ihr sollte es nicht liegen. Sie würde sofort Ordnung machen.

Selbst bis nach Hause würde sie sie bringen. Das hatte sie davon, die Nichte so lange — länger — viel länger, als die Einladung und Absicht waren — bei sich zu behalten! Jetzt ließ sich dieses verstiegene Mädel mit einem verheirateten Mann ein — und sie und ihr Gatte sollten in einen Skandal gezogen werden!

Sie zupfte an ihrem steifen Kragen, als müsse sie da irgendwo Ordnung machen, und sagte dann: „Liebes Fräulein Heinemann — ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihr Vertrauen — ich bin Ihnen so dankbar, wenn Sie darauf rechnen wollten, daß ich und mein Mann alles — aber auch alles tun wollen — damit dem verehrten Hause Heinemann kein Ärgernis geschieht — und uns auch nicht — nein — danke schön! Niemand! Das wäre eine schöne Geschichte. Die Hiltgart" — sie hob die Stimme in Empörung — „und mit einem verheirateten Mann! —"

„Nicht wahr — ehe es zu spät ist —" sagte Gudrun leise und verlegen.

Die Regierungsrätin sah sie an und verstand. „Sofort — sogleich! Das wäre was — in unserer Familie!" fuhr sie fort. „Das hat mein Schwager von seinen literarischen Ambitionen! Schuster, bleib bei deinem Leisten! Ich habe es immer gesagt, daß das noch mal böse endigen wird und uns eine schöne Komödie machen! Junge Mädchen sollen kochen und wirtschaften lernen und nicht auf Genies dressiert werden! Ich habe es ihm immer gesagt! Aber nein: es war seine Eitelkeit. Na — ich weiß ja nicht — aber Ihr Herr Papa mußte auch anders sein und durfte dem jungen Ding nicht so den Kopf verdrehen!"

Gudrun nickte traurig und verlegen. „Sie haben gewiß recht," sagte sie beklommen, „aber wir wollen doch eben nicht rechten, sondern größeres Unheil verhüten!"

„Meine Nichte wird noch heute abreisen — genügt Ihnen das — oder wollen Sie sie selbst sprechen?" fragte die Regierungsrätin. „Ich werde der Sache gleich den Abschluß geben. Es paßt mir heute gar nicht — große Wäsche und morgen Diner beim Präsidenten — aber was sein muß, muß sein. Ich werde sie selbst hinbringen zu den Eltern. Sie können beruhigt sein. Ich selber bringe sie hin. Besser ein abgesagtes Diner als ein Skandal, der womöglich uns noch allen mehr oder weniger die Situation verdirbt. Aber es ist doch besser, Sie reden selbst noch mit ihr. Ja. Das wird ihr dann



alle falschen Illusionen nehmen. Das beste ist doch wohl — ich lasse sie rufen —“

Gudrun erhob sich. „Nein — gnädige Frau — wenn Sie mir und ihr das ersparen möchten — ich denke — es ist vielleicht richtiger — und barmherziger — ich gehe und überlasse Ihnen alles Weitere. Es ist mir schon schwer genug geworden, diesen Weg heute zu machen. Aber sehen Sie — Vater ist unser ganzes Leben — — wir lieben ihn so sehr — — und — er hat doch auch Pflichten gegen uns —“

„Aber gewiß! Natürlich! Ihre gute Frau Mama! Na, das mag ihr einen schönen Chock versetzt haben — nach allem, was sie durchgemacht hat! — Aber die Geschichte soll rasch in Ordnung kommen! Das wäre!“ —

Gedankenvoll und traurig schritt Gudrun heim. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie einen selbständigen Schritt getan, der über das Leben und Glück anderer Menschen entschied, und sie hatte eine dumpfe, schwere Angst in ihrem Herzen.

Hatte sie recht getan?

Oder hatte sie mit einer selbstsüchtigen Regung der Liebe, die besitzen will, in sein Leben eingegriffen und seine letzte Blüte zerstört? Aber nein! Sie hatte ihre Pflicht getan! Ihre Pflicht gegen Joachim, der in sein Unglück gelaufen wäre — gegen Lorchen, die da in zitternder Angst auf ihr Schicksal wartete — nein — sie hatte recht getan — und sie wollte nun ihren Schritt verantworten und ihren und Lorchens Platz im Leben verteidigen — denn sie hatten beide mit dem Einsatz ihres ganzen Selbst darum gekämpft!



* * *

Am nächsten Tag schon hatte Hiltgart Velten unter der sicheren Bedeckung ihrer Tante die Stadt verlassen, ohne Joachim wiedergesehen zu haben, und ihr Vater schrieb an den Dichter einen langen, mit vielen Redensarten gespickten Brief, in dem er ihn vor die Wahl stellte, entweder seine Ehe zu scheiden und Hiltgart zu heiraten oder aber jede Verbindung mit seiner Tochter abzubrechen.

Joachim war außer sich. In dieser bürgerlich praktischen Beleuchtung ihrer Verwandten sah sein blauer Märchentraum wesentlich anders aus, und Hiltgarts süßes Bild spiegelte sich bedeutend blasser aus solcher Perspektive. Allzu viel kluges Überlegen bei ihr und den Ihren störte den Zauber, der ihn umfangen hatte, und er sah auf einmal die ganze Kette von Schicksalen und schweren Ereignissen, die diese junge Liebe und ihre Erfüllung hinter sich herschleppen würde.

Die ruhigere Überlegung kam ihm, er sah Lorchens gebrochene Gestalt, ihr leidendes Gesicht. Und die alte Rücksicht und Freundschaft der langen Jahre wachten wieder auf in ihm für diese Frau, die er eben bereit gewesen war zu verlassen.

Das Erlebnis, das ihm fehlte — er durfte es nicht nehmen.

Er hatte nicht mehr die Härte, es sich zu erzwingen und an sich zu reißen.

Die Familie, die ihm untertan gewesen war, ihm gedient hatte, siegte über ihn — er opferte ihr seinen süßesten, leidenschaftlichen Lebenstraum. Und verzichtete.

Hiltgart sah er nicht wieder.

Gudrun und Lorchen machten eine schwere Zeit mit ihm durch. Hilfe kam ihnen in dieser Krise erst durch Ernst Nordmann.

Die beiden alten Herren wurden wieder die Freunde, die sie in der Jugend gewesen — die Eifersucht ihrer Mannesjahre erlosch, und die stille, weise Menschenkenntnis, Heiterkeit und Resignation Ernst Nordmanns war die beste Heilung von Joachims schmerzlichem, letztem Liebestraum.

Er lernte sich abfinden damit, daß diese reizende kleine Dichterin nur wie ein bunter später Falter durch seinen Lebensabend geflogen, und sich bescheiden mit dem kurzen Glück, das sie ihm gebracht. Und dann fand er auch innerlich wieder den Weg zurück zu dem Herzen seiner Frau und lernte es, über Gudruns eigenmächtigen schicksalschweren Schritt gerechter zu denken.

Adele und Lorchen traten sich näher als je zuvor, denn früher hatte die kluge, vornehme Adele sich nicht mit Lorchens naiver Art abfinden können. Nun wurden sie wirkliche Freundinnen.

Damit kam Gudrun wieder in das Haus ihrer einstigen Schwiegereltern, die sie behandelten, als sei nichts geschehen, als sei sie immer noch ihr liebes Töchterchen wie früher. Und es machte ihr ein schmerzlich süßes Vergnügen, wieder, wie in ihrer Brautzeit, in der umrankten Veranda zu Adeles Füßen zu sitzen, wenn Ernst Nordmann seine Verse vorlas.

Dann hörte sie auch wohl von Karl erzählen, von seinen Werken, von seinen beginnenden Erfolgen. Denn

Adele hoffte immer noch, die beiden wieder zu vereinigen und zu versöhnen.

Aber es war, als ob man von Karl aus weiter Ferne zu Gudrun spräche wie von einem Fremden. Karl hatte schwere Zeiten durchgemacht in Paris — nun ging es ihm wohl etwas besser. Er hatte ein eigenes Atelier, er schaffte, hoffte ausstellen zu können.

Er schrieb selten.

Von einer Heimkehr sprach er nicht. Er rechnete mit einem großen Auftrag für Italien — es handelte sich darum, einen alten Renaissancepalast auszubauen und auszuschmücken mit seinen Werken, den ein altes Adelsgeschlecht einst besessen und zurückgekauft hatte, und den inzwischen allerlei Volk bewohnt und verwohnt hatte.

Gudrun hörte das, als ginge es sie nichts mehr an.

Still, so still war es in ihr geworden.

Bill Theisheim hatte seine Cousine geheiratet, und alle Menschen versicherten ihr, daß er sehr glücklich sei.

Vorerst wohnte das junge Paar in England, wo Bill die Filiale seines Vaters leitete.

Der gute Otto und Elisabeth Nordmann waren verheiratet und hatten in der Nähe der Stadt, in idyllischer Einsamkeit mitten im Wald, in einem alten, romantischen Kloster eine Naturheilanstalt gegründet, der sie beide gemeinsam ärztlich vorstanden. Man aß dort vegetarisch, ging in Sandalen und fremdartigen losen Gewändern und sprach über neue Moral.

Elisabeth setzte diese Weltanschauung praktisch um und hatte ihrem Gatten nacheinander vier Kinder geschenkt. Sie war eine rundliche, fröhliche Frau geworden, und da die Anstalt gute Geschäfte machte, war sie vollauf zufrieden. Sie selbst war sehr fleißig, eine verständnisvolle, vernünftige und gute Ärztin, Ottos Kamerad und erster Assistent.

Ihre Kinder waren viel bei den Großeltern, die ihr mit Freuden die Mühen der Erziehung erleichterten, und deren Lebensabend sie angenehm zu machen suchten.

Daß im geheimen beide, Elisabeth und Otto — jeder, ohne es dem andern zu sagen — zuweilen an Karl Geld schickten, seitdem sie seine Adresse wußten, ahnte niemand.

Auch nicht, daß Ernst Nordmann oft genug das Taschengeld für seinen Frühschoppen nach Paris schickte und Adele statt des Bohnenkaffees noch immer den Gerstenkafffe trank, um ihrem Jungen dies und das anschaffen zu können. Denn die kargen, kurzen Nachrichten, die Karl sandte, und die nie eine Klage enthielten, waren doch für die Herzen derer, die ihn daheim liebten, eine schmerzvolle Beichte seiner Not und seines bitteren Lebenskampfes. —

(Fortsetzung folgt.)

Körperpflege und Ernährung in den Tropen.

Von Dr. med. A. Worster (Java).

Uralt ist die Erfahrung, daß Auswanderer nach „heißen Ländern" sich empfindlichen Einflüssen durch das dortige Klima ausgesetzt sehen. Zudem werden sie häufig von ganz bestimmten Krankheiten bedroht, die nur in jener Zone heimisch, zeitweilig in verheerendem Zug über ganze Landstriche hereinbrechen und deren Bevölkerung dezimieren. Während man sich nun früher nur auf rein empirisch gewonnener Basis gegen diese Fährlichkeiten wappnete, hat die moderne Hygiene, dem Zug der Zeit folgend, sich auch methodisch mit jenen Ländern und ihren durch geographische und klimatologische Verhältnisse bedingten Eigentümlichkeiten zu beschäftigen begonnen, so daß wir mit Fug und Recht von einer „Tropenhygiene" sprechen können.

Vorauszustellen ist, daß es ein einheitliches Tropenklima nicht gibt, weil es von einer ganzen Reihe allgemeiner und lokaler Faktoren bedingt ist, deren Einfluß ein viel intensiverer ist als in unsern Breiten. Da indes dieser Einfluß am meisten in niederen Höhenlagen, am Meer, in Flußtälern zur Geltung kommt, wo sich anderseits die Europäer als Kaufleute, Pflanzer, Industrielle konzentriert haben, so ist es allmählich Brauch geworden, dies Küstenklima kurzweg als das typische „Tropenklima" zu betrachten.

Eine Vorahnung dessen, was ihn bei unzweckmäßigem Verhalten in der zukünftigen Heimat erwartet, bekommt der angehende Tropenbewohner sehr häufig schon an Bord des Auswandererschiffes, sobald er in die Äquatorialzone gekommen ist. Eines schönen Morgens erwacht er mit einem höchst unangenehmen Hautjucken, und bei näherem Zusehen entdeckt er, daß sein Körper mit unzähligen kleinen und kleinsten Pünktchen geradezu übersät ist. Erfahrene Mitreisende klären ihn bald mit bedauerndem Achselzucken über die Natur des „Roten Hund" (prikkle heat der Engländer), dieser unvermeidlichen Tropenkinderkrankheit, auf, und der wohlmeinende Rat, abgesehen von häufigen Süßwasserbädern, nichts, aber auch gar nichts gegen das Übel zu tun, ist ein deutlicher Fingerzeig, daß auch der Europäer dem orientalischen Fatalismus zugänglich und ein gewisser Stoizismus eine unter Umständen wertvolle Charaktereigenschaft für die Tropen ist.

Schon an diesem einen Beispiel läßt sich vieles lernen. Bekanntlich ist die Seeluft reich mit Wasserdämpfen gesättigt, so daß die Schweißabsonderung und damit die Regulierung der Körperwärme empfindlich beeinträchtigt ist. Tritt hierzu noch, wie bei Unerfahrenen zumeist der Fall, unzweckmäßige Kleidung, die relative Beschränktheit von Süßwasserbädern an Bord, so ergibt sich als Resultat dieser schädigenden Komponenten das genannte, höchst unangenehme Symptombild.

Dementsprechend wählt man in den Tropen, auch wenn man durch Erwerbsinteressen an die Küste gefesselt ist, wenn irgend möglich seinen Wohnsitz 2—3 Kilometer landeinwärts, wo die Seeluft sich, wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, ihres Wasserdampfgehalts großenteils entledigt hat. Noch besser ist es, eine gewisse Höhenlage aufzusuchen, da mit der zunehmenden Erhebung über das Meeresniveau nicht allein die Temperatur sinkt (zirka ½ Grad pro 100 Meter), sondern auch die kühlenden Seewinde leichteren Zutritt haben.

Eine treffende Illustration dieser Grundregeln liefert



die Tatsache, daß die Holländer und Engländer, die ältesten Tropenpioniere, die sich aus Handelsrücksichten in früheren Jahrhunderten stets in unmittelbarer Nähe der Flußmündungen niedergelassen hatten, in den letzten Jahrzehnten begonnen haben, landeinwärts und womöglich auf Hügelterrain ganz neue Villenstädte zu gründen. Es gibt keinen größeren Gegensatz als die Altstadt Batavia mit ihren stinkenden Grachten, ihren engen Straßen, den zwei bis drei Stock hohen Häusern, deren dicke Mauern den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, und dem modernen Weltevreden (Wohlzufrieden), wo zwischen breiten, von schattenspendenden Tamarinden eingesäumten Straßen in weiten Gärten die einzelnen Villen mit ihren kühlen Veranden fernab von Straßenstaub und -lärm liegen. Ganz ähnlich benutzen die Engländer Alt-Singapore in der Nähe des Hafens so gut wie ausschließlich als Geschäftsviertel, während ihre luftigen „Bungalows" (bengalisches Haus) auf den landeinwärts gelegenen „Hills", die von allen Seiten der kühlenden Seebrise offenstehen, ausschließlich als Wohnhäuser dienen.

Wie erwähnt, ist das Tropenhaus immer von einer Veranda umgeben; ihr Zweck ist ein zwiefacher: einmal soll sie das blendende Tageslicht abhalten, dann entzieht sie die inneren Räume dem direkten Einfluß der Sonnenstrahlen und der heißen Außenluft und kühlt sie dementsprechend ab. Denn wie jeder feste Körper, hat auch das Tropenhaus seinen eigenen „Wärmehaushalt": es nimmt Wärme auf und gibt Wärme ab. Während eine gewisse Erhöhung über den durch Isolation in den Tropen besonders stark erwärmten Boden, die Verwendung von schlechtleitendem Material, also vorzugsweise Holz als Wandverkleidung und Dachbedeckung (in der Form von Schindeln), die fortgeleitete Wärme abhält, mildert ein weißer Anstrich und eine breite Veranda die Wärmestrahlung. Ferner ist eine gute Durchlüftung und damit eine Erleichterung der Wärmeabgabe verbürgt. Ausgiebige Ventilation ist ein Haupterfordernis des Tropenhauses, Fenster und Türen sind reichlich anzubringen und tunlichst offenzuhalten, vor allem in den kühlen Morgen- und Abendstunden.

Einen sehr wichtigen Platz im Tropenhaus nimmt das Badezimmer ein. Wo an die Haut infolge der erhöhten Schweißabsonderung besonders hohe Anforderungen gestellt werden, muß eine rationelle Pflege ihre Erfüllung erleichtern. Häufiges Baden am Morgen, nach ermüdender Arbeit oder in kühler Abendstunde erfüllt nicht nur diesen Zweck, sondern übt auch einen heilsamen Einfluß auf das Nervensystem aus, dem ja in den Tropen auch viel zugemutet wird. Auch durch die Kleidung schon kann die Haut in vieler Hinsicht entlastet werden. Während sich in der gemäßigten Zone Niere und Darm einerseits und Lunge und Haut anderseits im Verhältnis 2 : 1 an der Wiederausscheidung der eingenommenen Flüssigkeitsmenge beteiligen, kehrt sich dies Verhältnis in den Tropen genau um. Es liegt also auf der Hand, daß man durch leichte, poröse, lose Kleidung die Perspiration, damit aber die Wasserverdampfung befördert, während die helle Farbe des Anzugs die Wärmestrahlung herabsetzt. Besonders Gesicht und Kopf sind dieser letzteren zu entziehen, wozu sich leichte, aus dickem Kork gefertigte, weitrandige Hüte mit reichlichen Ventilationsöffnungen und großen Stirn- und Nackenschirmen eignen.

Häufig beobachtet man auf Auswandererschiffen beim Eintritt in den Äquatorialgürtel Verdauungsstörungen, vor allem, wenn, wie es auf holländischen Schiffen manchmal der Fall ist, der Übergang von der Europa- zur Tropenkost in Form der typischen „Reistafel" allzu unvermittelt stattfindet. Reis ist in sehr vielen Tropenländern der Hauptbestandteil der täglichen Nahrung, die überhaupt eine überwiegend vegetabilische ist, sei es aus religiösen Gründen (Hindus), sei es, weil in manchen Gegenden (Afrika) ein wirklicher Mangel an Schlachtvieh besteht. Noch bis vor wenigen Jahren war man der Ansicht, daß von den üblichen Grundstoffen, aus denen der Körper seine Ernährung bestreitet, Eiweiß, Kohlehydrate und Fett, das letztere in den Tropen eine ziemlich untergeordnete Rolle spiele. Neuere Untersuchungen, vor allem holländischer Tropenärzte, haben indes erwiesen, daß die vegetabilischen Fette, vor allen andern die Pflanzenöle, in den Tropen zu nahezu gleichen Prozenten Verwendung finden wie in höheren Breiten. Während nun der Europäer der mittleren Stände eine im Durchschnitt nicht sehr gehaltvolle Nahrung aufnimmt, bedingt die vorwiegend vegetabilische Tropenernährung die Zufuhr großer Nahrungsquanten, die dem Darm eine beträchtliche Mehrarbeit zumuten. Nun ist aber schon in der in den Tropen, ich möchte sagen beinah instinktiven Trägheit, von vornherein ein schädigender Faktor der Darmarbeit zu erblicken, es müssen also zur Bewältigung der Mehrarbeit andere Stimulantien herangezogen werden. Als solche haben in allererster Linie Früchte, Alkohol und vor allem scharfe Gewürze zu gelten.

Paprika, Curry sowie Ingwer, Zwiebeln usw. sind unentbehrliche Ingredienzien der Tropenküche. Und wenn der Europäer langsam, schrittweise zu ihrer Verwendung übergeht, so ist die landesübliche Ernährungsweise dem Genuß von Konserven vorzuziehen. Das gleiche gilt vom Genuß von Früchten: Läßt sich der Neuling von dem im allgemeinen so sehr verführerischen Geschmack der meisten, wie Ananas, Bananen, Durian, Mangos, Mangistans, Melonen usw., zu unvermitteltem reichlichem Genuß verleiten, so sind Verdauungstörungen in der Form von Diarrhöen leicht die Folge. Umgekehrt befördert Maßhalten auch hier den ungestörten Ablauf der Darmtätigkeit.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit eine Lanze für den Alkohol brechen, der von vielen Tropenärzten in Acht und Bann getan ist. In Ländern, wo das Theater im günstigsten Fall durch den Kientopp und die Oper durch das Grammophon ersetzt wird, da ist der „Club" das Zentrum dessen, was man „Geselligkeit" nennt. Auch da sind die Genüsse recht primitiver Natur: Tennis, Billard und last not least Karten und Würfel. Erst unter dem Einfluß des Alkohols wird die Stimmung etwas belebter und bildet ein gewisses Gegengewicht gegen den Hang zu kleinlicher, nörglerischer Lebensauffassung, die nur zu häufig das Endresultat der Monotonie des Tropenlebens ist. Übrigens sieht man Übermaß im Alkoholgenuß in der Regel nur bei minderwertigen Individuen, die auch in anderer Hinsicht versagen. „Es ist eine Eigenart des Tropenlebens, daß es die unbrauchbaren Elemente rascher ausmerzt, und der Alkoholismus ist nur eines der diesen Prozeß beschleunigenden Momente." Vor allem ist der Alkohol in konzentrierter Form zu meiden, höchstens in der Form eines „Apéritif" kurz vor oder eines Likörs kurz nach der Mittagsmahlzeit gestattet. Sonst sind leichte, helle Biere und Whiskysodas zu empfehlen, den Weinen ist draußen nicht immer zu trauen, sie sind manchmal Kunstprodukte ziemlich bedenklicher Art, in deren Fabri-



zierung es besonders die Chinesen des Ostens zu einer bemerkenswerten Virtuosität gebracht haben.

Tabak und Tee, Kakao und Kaffee sind als weitverbreitete Genußmittel im allgemeinen zu dulden, doch ist bei letzteren darauf zu achten, daß die verwendete Milch rein und gut gekocht ist. Bei der Gleichgültigkeit, die die braunen oder schwarzen dienenden Geister der Tropen gegenüber den Gesetzen der Reinlichkeit und Hygiene beobachten, ist hier größte Vorsicht am Platz (auch beim Trinkwasser, das stets gekocht und filtriert werden muß).

Aus dem vorstehenden ergibt sich ein annäherndes Bild, wie der Europäer in den Tropen leben muß, um gesund und arbeitskräftig zu bleiben: Kühle Wohnung, leichte Kleidung, häufiges Baden, mäßige körperliche Bewegung in den kühlen Abendstunden, vor allem aber das Einhalten gewisser Grenzen im Essen und Trinken. Neben der körperlichen Pflege muß er indes auch an die geistige Diät denken: anregende Lektüre, Musik, kleine Reisen ins Gebirge und vor allem von Zeit zu Zeit ein längerer Heimaturlaub sind hierzu unerläßliche Vorbedingungen. Über die Länge und Häufigkeit des letzteren entscheiden natürlich die besonderen Verhältnisse im Einzelfall, so daß allgemein gültige Normen nicht aufgestellt werden können.

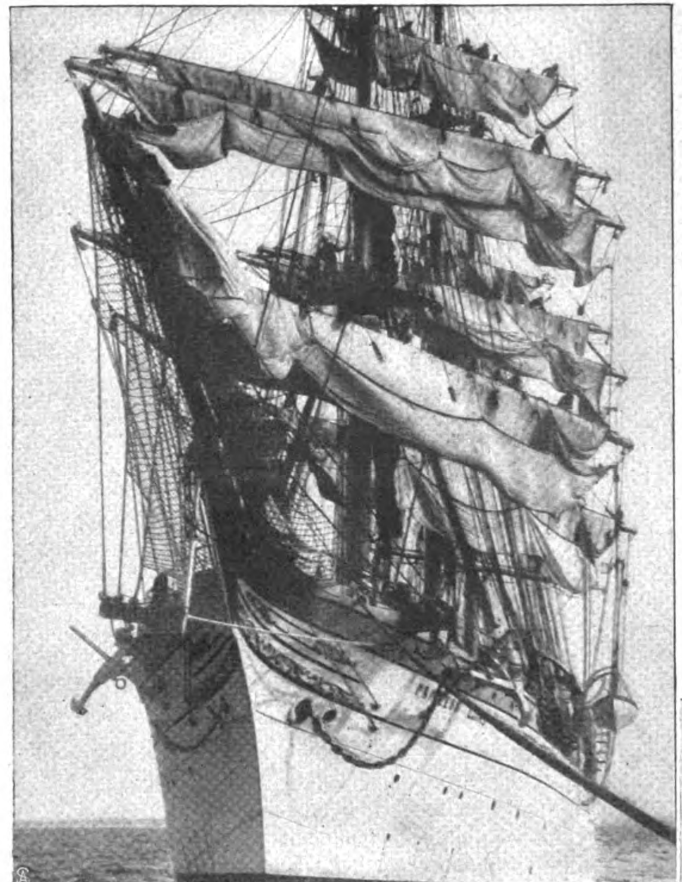
Etwas von Segelschiffen.

Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter. — Hierzu 8 Aufnahmen von Max Dreblow.

„Ein Segelschiff" — ein fast verklungener Name, selten gesehen, kaum noch gekannt. Wohl in Bildern, denn die Schönheit des stolzen Seglers hat immer Künstler begeistert und auch Laien gefesselt, aber heute haben wohl mehr einen Zeppelin gesehen wie ein solches Schiff, und auf einem gefahren oder gar gelebt, das hat wohl nur mehr der Seemann von Beruf, der es dann liebt, ihm unfehlbar viele Stunden reinster Schönheit und Freude dankt und darum eigentlich nur in stiller Wehmut von ihm sprechen kann, denn er spricht von einem Sterbenden, dem er viel verdankt. Die Segelschiffahrt geht seit Jahrzehnten unaufhaltsam bergab. Ein unerbittlicher wirtschaftlicher Vorgang. Der billige Motor Wind brauchte, um nutzbar gemacht zu werden, um die Segel richtig zu stellen und zu bedienen, viele Menschen, und die Menschenkraft wird im Zeitalter der Maschinen immer teurer. Arbeitslöhne stiegen, sozialpolitische Aufwendungen wurden größer, die Dampfer fuhren sicherer, brauchten weniger Versicherung zu zahlen, wurden im Betrieb immer billiger, weil die Maschinen besser wurden, sie verkürzten sich die Wege durch neue Schiffahrtstraßen, die der Segler nicht befahren kann, weil das viel zu teuer würde, ein Dampfer kann laden, was zehn Segler kaum fassen; so wurde der billige, aber unsichere Motor Wind von dem teuern, aber sichern Motor Dampf doch aus dem Feld geschlagen, und was mit dem Suezkanal einsetzte, wird mit dem Panamakanal und dem Motorschiff vielleicht vollendet: der wirtschaftliche Abstieg des Segelschiffs. Alles Mühen ist vergebens. Fast die ganze Segelschiffahrt Deutschlands, Englands und Frankreichs hat sich zusammengeschlossen und doch die vereinbarten Frachtraten nicht immer halten können, die teure Menschenkraft ist, wo es nur ging, durch Maschinen ersetzt worden, man hat Gebühren ermäßigt, Prämien gezahlt, alles umsonst. Und wenn wir heute noch angesehene und blühende Segelschiffsreedereien haben, so liegt das wesentlich daran, daß sie nicht nur das Reedereigeschäft, sondern gleichzeitig Warenhandel großen Umfangs für eigene Rechnung betreiben. Aufgehalten wird der Prozeß nicht werden.

Dem letzten Segler wird mancher eine Träne nachweinen. Ich habe hierbei natürlich nicht den kleinen Küstenfahrer im Auge, der vielleicht noch länger ein billiges unentbehrliches Lokalverkehrsmittel bleiben mag und aus unsern Seebädern manchem vertraut ist, ich denke an die großen Ozeansegler, die der Laie, wenn er mit der Eisenbahn am Hamburger Hafen vorüberfährt, wohl über die Dächer der Lagerschuppen ragen sieht, ihm ein etwas unheimliches, unentwirrbares Durcheinander von Tauwerk, Masten und andern Hölzern, deren Zweck ihm dunkel ist und sein muß. Auch uns, als wir, vor dreißig Jahren frisch in die Marine eingestellt, uns auf der Segelfregatte Niobe wiederfanden, sank doch das Herz, als wir da zum erstenmal vor dem Chaos, genannt Takelage, standen und ein alter seebefahrener Unteroffizier mit geheimnisvollen Worten an tausend Taue faßte, deren Zweck und Namen wir begreifen sollten. Auch wer schon in Werners Buch von der deutschen Flotte sich ernstlich vorbereitet zu haben glaubte, die neue Welt, in die wir traten, benahm doch jedem den Sinn, und wir glaubten wohl alle: „Das wirst du ja nie behalten." Das war auch nur ein bescheidenes Dreimastervollschiff, viel kleiner als das auf unsern Bildern, und wenn der Laie das Schiff so daliegen sieht, kann er sich sicher auch schwer vorstellen, daß jedes dieser unendlich vielen Taue nicht nur einen ganz bestimmten Zweck hat, sondern auch seinen ganz bestimmten unmißverständlichen Namen und seine ganz genau bestimmte Stelle, wo es unten an Deck hingehört, und seine bestimmte Art, wie es oben in der Takelage einzig und allein fahren darf. Alles das Resultat überlieferter praktischer Erfahrung. Auf Abb. S. 794 sieht man ganz anschaulich den unteren Teil eines Mastes, umgeben von den ungezählten „Enden", wie der Seemann sagt. Am Mast selbst sehen wir einen eisernen Ring mit großen „Nägeln", die hindurchgesteckt sind, und um den Mast stehen große Bänke mit gleichen Nägeln, beides sind „Nagelbänke". Auf jeden Nagel gehört ein ganz bestimmtes Ende, damit es jeder bei Nacht und Dunkelheit zu finden weiß. Ueberhaupt peinlichste Ordnung war auf jedem Kriegssegelschiff oberste Regel. Wenn der Bootsmann um das Schiff gefahren war, dann mußte alles in der ganzen Takelage peinlich schnurgerade steifgesetzt und ausgerichtet sein. Auf dem Handelsschiff geht das natürlich nicht so aus vielen Gründen. Tatsächlich sind nun diese ersten Segelschiffsgeheimnisse nicht so schwer ergründlich, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, wenn man erst Zweck und Sinn der Masten und Rahen, die die Segel tragen und stellen, begriffen hat und das Ganze einmal hat praktisch arbeiten sehen. Auf unsern alten

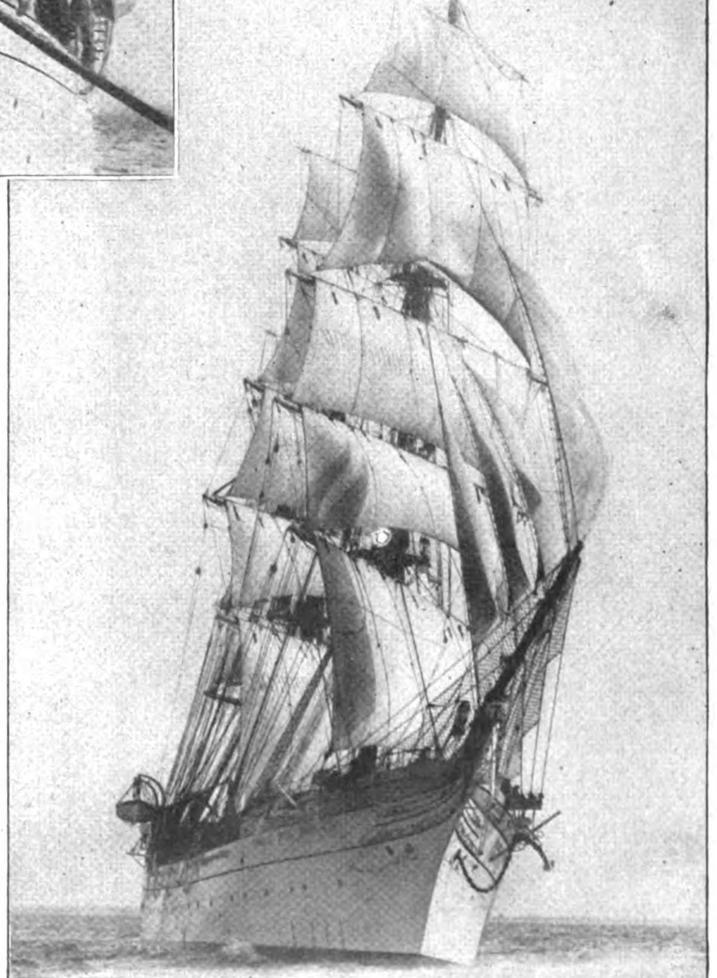




Die Segel sind los, können gesetzt werden.

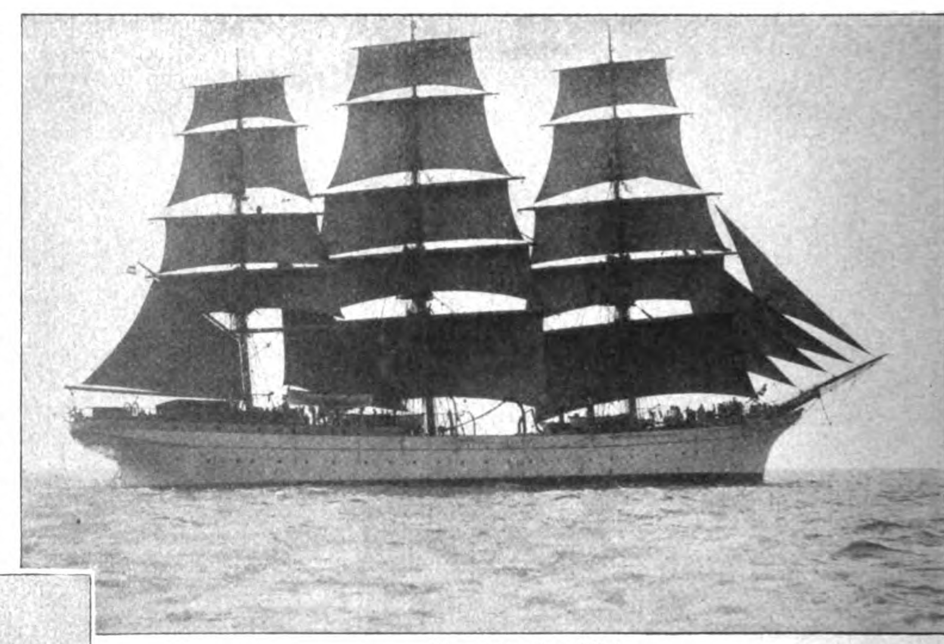
Kadettenschulschiffen bedienten die Kadetten den hintersten Mast ganz und gar allein. Die Notwendigkeit, fest zuzufassen, sich zusammenzunehmen und in der ungewohnten Höhe über Wasser ruhig zu arbeiten, der Wetteifer, das gleiche zu leisten wie die Matrosen an den andern Masten, das waren gute Lehrmeister. Bald schwindet der unsichere Tritt beim Nachobenklettern, keiner denkt mehr, wie hoch er steht, und Seekrankheit und Aengstlichkeit haben keinen langen Bestand bei der Arbeit. Was konnte es Schlimmeres geben, als wenn bei ernstlich schwerem Wetter der Kommandant bestimmte: „Die Matrosen sollen im Kreuzmast Segel bergen." Das durfte nicht wieder passieren und passierte auch nicht wieder. So wird das Abc der Seemannschaft schnell gelernt, und dann kommt bald die Freude und der Stolz. Kriegs- und Handelsschiff unterscheiden sich natürlich sehr in der Menschenkraft, die sie zur Verfügung haben. Das Handelsschiff hat genug, wenn es seine Segel so schnell bedienen kann, als es zur Sicherheit nötig ist, auf dem Kriegsschiff muß alles zugleich, so schnell und exakt wie möglich exerziermäßig gehen, der Drill ist zwar nicht Selbstzweck, aber Mittel zum Zweck, zur Disziplin. Und was konnte wohl auch in der Masse den einzelnen besser erziehen als das Bewußtsein, daß es auf jeden einzelnen ankam, daß jeder nötig war für alles, was er tat. Das gab ihm den Wunsch, zu leisten, was er konnte, und unzählige Gelegenheiten, zu zeigen, was er wert war. Und was konnte körperlich so stählen wie die harte Arbeit in gesunder Seeluft, wenn auch in Sturm und Wetter.

Freude und Stolz an der Segelseefahrt kommen, wie gesagt, bald, wenn das Abc erst gelernt ist, wenn man außer der Arbeit, dem Dienst, wieder unbefangen die Augen aufmachen kann, das unsäglich Schöne zu erfassen, das uns segelnd im Ozean täglich umgibt. Nur wer den freien Ozean kennt, kennt das Meer, und nur wer den Ozean segelnd befahren hat, kennt ihn wirklich, seine Schönheit, seinen Wechsel, seine Tücken. Zwei Jahre auf einer Segelfregatte um die Welt, das macht mit dem Handwerk und dem Meer schon vertraut. Gewiß, wir hatten auch schon eine Maschine im Schiff, aber das waren seltene Fälle, wo die gebraucht wurde. Unmittelbar vor dem Hafen, wo man sonst einen Schlepper hätte nehmen müssen, da schob sich wohl eines Morgens langsam unser sonst ganz niedergelassener und unsicht-

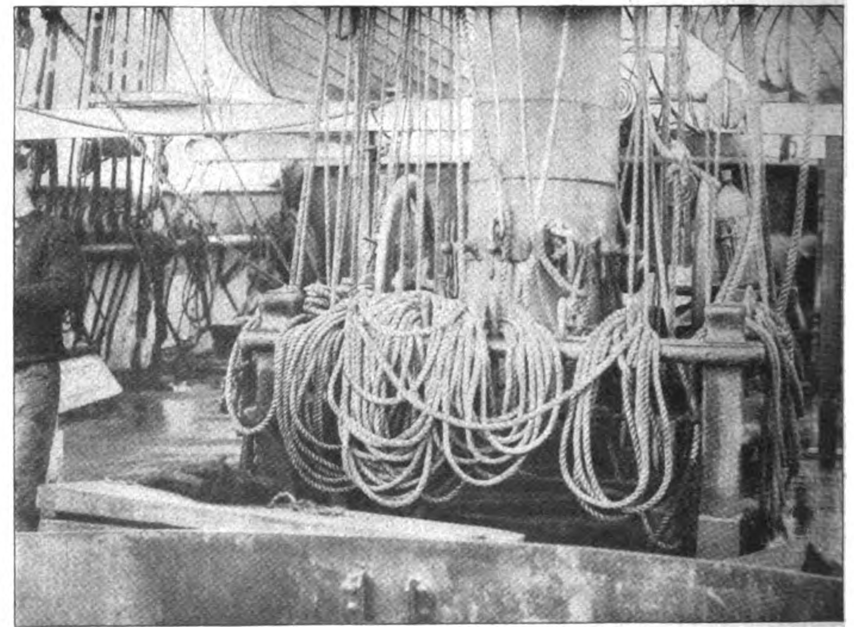


„Beim Wind". Von der Windseite gesehen.

barer Schornstein in die Höhe und stieß zu aller Unbehagen bald Wolken mißfarbigen beizenden Qualms aus, die die Weiße unserer Segel nicht weniger bedrohten als unser schneeiges Deck, auf dem kein Fleckchen, fast kein Stäubchen geduldet wurde. Bald kamen dann auch geschäftige Hände und ließen die Schraube ins Wasser, die wochenlang beim Segeln hübsch oben hing, und bald fing sie an zu poltern, das Deck lag trotz allen Fegens voll Ruß, die Fähnriche mußten zum Dienst in die heiße Maschine statt in die luftige Takelage, die Zeit der Reinlichkeit hörte auf. Das einzige, was vielleicht noch trösten konnte, war die Aussicht auf einen neuen unbekannten Hafen, auf frischen Proviant und etwas mehr Wasser zum Waschen. Ja, damals hatte man noch nicht die Konserven so wie heute, und wenn der Aufenthalt in See so zwei Monate dauerte, dann war das mitgenommene Schlachtvieh lange, lange aufgezehrt, Hartbrot, präserviertes Fleisch und präservierte Kartoffel, alles noch in etwas urwüchsiger Form, regierte die Stunde, und wenn auch nicht gerade Schmalhans Küchenmeister war, so war doch der Küchenzettel beneidenswert einfach, und wenn beim Hin- und Herschwingen des Schiffs das Waschwasser aus dem abends gefüllten Waschbecken unter den Klappen unserer Tische zur Hälfte herausgeschwappt war, half kein Gott, am Wasserbehälter stand ein Zerberus in Gestalt eines Postens mit gezücktem Seitengewehr, der keinen Tropfen außer zum Trinken hergab. Dann mußte eben das Seewasser herhalten. Und dann zu 41 in einem Raum, der heute nicht für 20 reichte. Und doch, was kann es heute Schöneres geben als die Erinnerung an diese alten, knappen, dürftigen Zeiten, an die zwei Jahre unter Segeln um die Welt. Welche Freude immer wieder, wenn es hieß „Segel los", wenn sich, wie auf Abb. S. 795, die Takelage wieder belebte und bald an jedem Mast wieder die vier weißen Segel sich im Winde blähten. Mehr Leute waren dazu natürlich auf einem Kriegsschiff nötig als auf dem Schul-

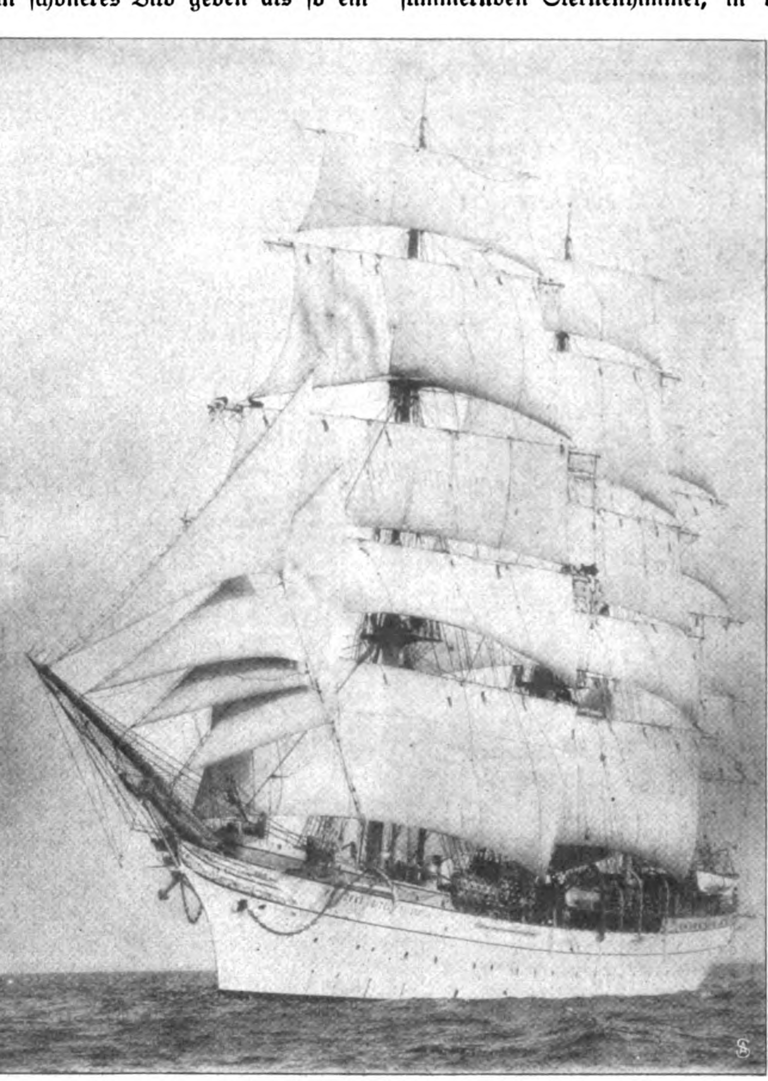

Die ganze Segelfläche.


„Glückliche Fahrt!"


Wer kennt die Enden, nennt die Namen?

„Segel los!“

schiffbild. Es gab auch nur vier Segel am Mast. Von unten angefangen: Untersegel, Marssegel, Bramsegel und Oberbramsegel. Auf Handelsschiffen hat man das zweite von unten in zwei Teile geteilt, ein Unter- und ein Obermarssegel, weil das riesige eine Marssegel zu viele Menschen braucht, um mit Sicherheit regiert zu werden. Jeder freute sich immer wieder an dem Bild, wenn erst alle Segel standen. Es kann aber auch wirklich kaum ein schöneres Bild geben als so ein stolzes Vollschiff unter vollem Zeug. Sogar nebensteh. Abb., die das Schulschiff schräg von vorn zeigt, gibt doch den Eindruck. Und das ganze Leben an Bord unter Segel ist so schön. Kein Lärm, kein Schmutz, keine schlechte Laune, kaum wenn der Wind einschläft, oder wenn das Segelexerzieren nicht klappt oder die Fähnriche beim Unterricht schlafen. Hoch oben in der Saling hin und her geschwungen, als ob die Rahen in die großen heranrollenden blauen Ozeanwogen tauchen wollten, kommt sich schon der Fähnrich oder, wie es damals hieß, der Seekadett, dem die Seebeine gewachsen sind, wie ein König vor, er steht jetzt schon als Vormann hier. Bald, wenige Jahre später, kommt dann der Wachoffizier und die Verantwortung. Die Verantwortung mit ihrem Reiz und ihrem Ansporn gibt es ja auch auf modernen Dampfschiffen in der Handelsflotte so gut wie in der Kriegsflotte, und doch ist es damit auf dem Segelschiff etwas anderes. Der Mann auf der Brücke spielt hier doch eine noch persönlichere Rolle. Der Sicherheit des Segelschiffs drohen immer von Wind und Wetter ganz andere Gefahren, und nicht nur wie und ob ihnen rechtzeitig begegnet wird, hängt von dem Mann auf der Brücke ab, sondern auch was das Schiff wirklich leistet, ob es den Wind so gut wie möglich ausnutzt, ob es wirklich zweckmäßig Segel führt, das trägt den Reiz des Sports in den Beruf. Aber ganz abgesehen vom Beruf, die Schönheit der Segelfahrt muß jeder, dem Sinn für Naturschönheit gegeben ist, unauslöschlich empfinden. Sonnendurchglühte Tage im stetigen, lauen Passat, über uns am blauen Himmel die leichten, luftigen Passatwolken, in den Himmel hinaufgetürmt die schwellenden Segel, um uns der blaue, raunende, rauschende Ozean, sonst friedvolle Stille, nur leise behaglich knarrt das sanft gewiegte Schiff, oder märchenschöne Nächte, die schwarze Silhouette der Segel schwankt leise hin und her am flimmernden Sternenhimmel, in der Stille der Nacht rauscht leise der eilende Kiel, ab und zu nur klatscht ein fliegender Fisch auf die Wellen, oder es schnauft der spielende Delphin, dessen silbrige Spur uns getreulich begleitet, oder heulende Windsbraut, tobender Sturm, alle Taue zum Springen gespannt, oben ringen schwielige Fäuste mit schlagenden Segeln, unten alle Sinne gespannt, alle Arme bereit, daß uns nichts unvorbereitet überrasche, der blanke Hans uns nicht an Deck kommt, denn er versteht keinen Spaß, und um uns türmen sich stäubende Berge, von denen wir in tiefe Täler taumeln, alles gleich erhaben schön, und wie in der stillen Nacht im Passat alle lyrischen Saiten in uns klingen, so läßt der Kampf mit den Elementen die dramatischen schwingen.

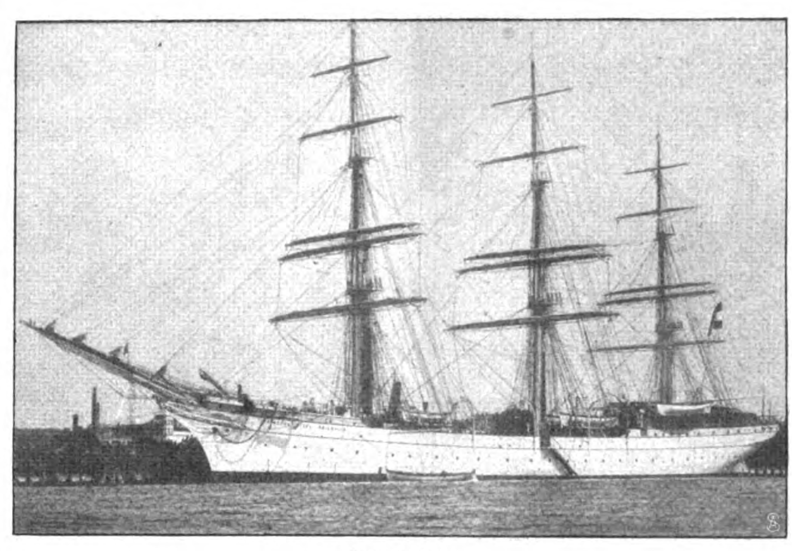


Unter allen Segeln „beim Wind“.

Wer es nicht kennt, der ziehe aus und suche es, es gibt noch Vier- und Fünfmaster, die auch Passagiere nehmen nach Australien, Südamerika und sonstwo hin. Leib und Seele kann sich da jeder gesund baden. Die Segelfahrt zeugt, glaube ich, Idealisten, aber keine Träumer, und Persönlichkeiten, und beides hätten wir doch eigentlich wohl recht nötig. Aber zu ihr gehört Zeit, und die haben wir ja leider wohl überhaupt nicht mehr.

Gewiß, auch die moderne Dampferseefahrt hat viele Augenblicke, wo die Person alles ist, aber mit der Segelfahrt scheidet nicht nur viel Poesie, sondern auch viel Persönliches aus der Seefahrt. Weil alles beim Segeln so auf der Person steht, darum steht auch der

Segelsport so hoch und wird ganz sicher nie aussterben, und darin liegt auch der Erziehungswert der Segelseefahrt, und darum wird sie, wenn auch ihr wirtschaftlicher Abstieg unaufhaltsam sein mag, tatsächlich doch noch nicht aussterben. Die Kriegsflotte hat sich blutenden Herzens dieses großen Erziehungsmittels entäußert, sie mußte es und hat auch den geänderten Verhältnissen entsprechende Ersatzmittel gefunden, die Handelsmarine hat es nicht nötig und fordert von ihren Führern immer noch, daß sie eine gewisse Fahrzeit auf Segelschiffen haben. Gewiß, es sind auch schon Stimmen hiergegen laut geworden, noch haben sie aber kein Gehör gefunden, im Gegenteil, es hat sich kräftig geregt, der Handelsmarine einen Nachwuchs von Offizieren und Deckmannschaften zu schaffen, der den Grund zu seiner Seemannschaft auf Segelschiffen gelegt hat, auf schönen Schiffen. Alle unsere Abbildg. stellen das Schulschiff „Prinzeß Eitel-Friedrich" des Deutschen Schulschiffvereins dar. Dort wächst auch für die Kriegsflotte tüchtige Mannschaft heran. Mögen sich diese Schiffe noch tüchtig mehren, möge sich, wer kann, noch beeilen, einmal auf dem Ozean zu segeln, ehe es zu spät ist, und möge es noch recht lange dauern, bis wir wirklich dem letzten Segler nachtrauern.



Im Hafen.

Die Kunst am Herd.

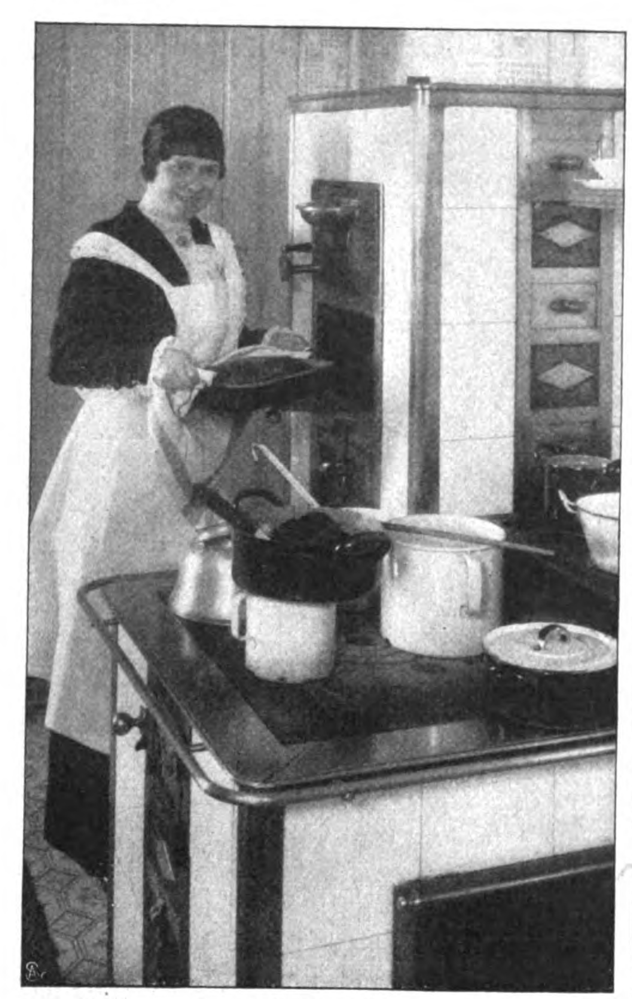
Von Ludwig Klinenberger. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Ch. Scolik.

Speisen schmackhaft, leicht verdaulich und nahrhaft zu bereiten, gilt von alters her als eine große Kunst. Eine gute Küche befördert den ästhetischen Sinn, den gesellschaftlichen Verkehr und die Gastfreundschaft. Der Herzog Cambacérès, dieser kluge Diplomat, ging von der Ansicht aus, daß man zum großen Teil durch die Tafel regiere, und daß also ein Staatsmann, der keinen guten Tisch führe, überhaupt keine politischen Erfolge erringen könne.



Hansi Niese am Kochherd.





Luise Kartousch.

Die Tafelfreuden haben manchen Dichter zu schwungvollen Versen begeistert. Einer der ältesten und ruhmredigsten Preiser schmackhafter Kost war Archestratos von Gela, der in Prosa und Poesie die Gegenstände eines feinen Mahls und die Regeln der Kochkunst behandelte. Sein Werk wurde von Quintus Ennius ins Lateinische übersetzt und fand viele Jahrhunderte später einen Nachdichter in dem Friedensrichter Berchoux, dessen didaktisches Poem „La Gastronomie" in der Hauptsache auf dem Werk von Quintus Ennius beruht. Die Kochkunst wurde künstlerisch wissenschaftlich betrieben, und an ihrer Förderung nahmen nicht nur bedeutende Staatsmänner, sondern auch Männer der Wissenschaft Anteil. Von den alten Griechen bis auf die moderne Zeit haben berühmte Schriftsteller ihre Feder in den Dienst einer wohlschmeckenden Küche gestellt. — Originell ist das „Grand dictionnaire de cuisine" von Alexander Dumas dem Aelteren, um nur ein Beispiel zu nennen. Selbst Friedrich der Große wendete der Prüfung des täglichen Speisezettels große Aufmerksamkeit zu, und sein Koch Noel, der berühmte Saucenkünstler, genoß großen Einfluß bei ihm. Die Kochkunst erfreute sich zu allen Zeiten der sorgsamsten Pflege.

Welch große Erfolge die erlesene Schar Wiener Bühnenkünstlerinnen, von denen wir heute erzählen, auf dem Gebiet des Schauspiels, des Gesanges, der Operette und des Tanzes errungen hat, das ist weit über die Grenzen der Kaiserstadt und des Kaiserreichs bekannt. In der Rolle, in der wir sie heute präsentieren, haben sie nur wenige gesehen.

Nicht nur auf den Brettern, die die Welt bedeuten — auch am Kochherd ist manche Bühnengröße eine vollendete Künstlerin. Ist das Kostüm abgelegt, die Schminke weggewischt, dann kommt die oft beliebteste Rolle — die Rolle der fürsorglichen Mutter, der umsichtigen Hausfrau. Man glaubt es nicht, wie einfach bürgerlich es auch bei berühmten Theaterdamen zugehen kann. Wie jedes junge Mädchen, das nicht als Millionärin auf die Welt kommt, wird auch die junge Wienerin beizeiten von der Frau Mama in alle Geheimnisse eingeweiht, dem künftigen Gatten das Heim behaglich zu gestalten. Und da wird als erster Grundsatz die berechtigte Weisheit gelehrt, die uralter Herkunft ist: Die Liebe geht durch den Magen.

Gar viele Künstlerinnen, die ihr eigenes Heim haben, legen besonderes Gewicht darauf, auch die Wirt-



Frau Berta Förster-Lauterer.



Fräulein Grete Wiesenthal.



Mizzi Zwerenz beim Kaffeekochen.



Frau Pohl-Meiser.

ist der Oberregisseur des Deutschen Volkstheaters, Leopold Kramer, dessen scharmante Frau, Pepi Kramer-Glöckner (Abb. untenst.), ihm nicht nur die liebenswürdige Kollegin, sondern auch die beste Hausfrau ist. Auch hier weiß sie geistvolle Nuancen zu finden und dem Paprikarostbraten eine Würze zu verleihen, die sogar den Neid des Küchenchefs eines der hervorragendsten aristokratischen Häuser erregt hat. Selbstlos überließ Pepi Glöckner diesem „Kollegen" ihr „Rezept", und die Gäste jener vornehmen Familie ergötzen sich an dem „Paprikarostbraten à la Pepi Glöckner". Die Speisenkarte eines der elegantesten Wiener Restaurants verzeichnet unter den süßen Gerichten „Hansi-Niese-Krapferln". Der Besitzer des Restaurants hat nämlich diese von der Niese selbst zubereiteten Krapferln bei ihr einmal gegessen und sie zu einem „Gastspiel" in seiner Küche für die Zubereitung der köstlich mundenden Krapferln verpflichtet. Ein dauerndes Engagement verhinderte der eigensüchtige Theaterdirektor Josef Jarno. „In erster Linie kommt es, wenn man ordentlich kochen will, auf die Küche an", meint Frau Viktoria Pohl-Meiser (Abb. nebenst.), die lustige „Komische Alte" des Bürgertheaters. Das sind vergnügte Abende, wenn die lebensfreudige Frau ihren Kollegen nach der schaft zu verstehen und selbst zu leiten. Hansi Niese (Abb. S. 797) vermag sich ebenso zu freuen, wenn ihr ein „Guglhupf" prächtig aufgegangen ist, als wenn sie einen großen Premierenerfolg errungen hat. Sie ist geradezu sachverständig für die Wiener Küche. Beneidenswert der Künstlergemahl Josef Jarno, der nicht nur von ihren meisterhaften Schöpfungen auf dem Gebiet der darstellenden, sondern auch der produktiven Kunst am Kochherd profitiert. Ein gleiches Glückskind



Frau Pepi Kramer-Glöckner.

Vorstellung ein Abendbrot nach Wiener oder bayrischer Art bereitet! Und von dem jungen Springinsfeld, der beweglichen, zierlichen Soubrette des „Theaters an der Wien", Luise Kartousch (Abb. S. 798), würde kaum ein Mensch glauben, daß sie während der Probe mitunter von der Sorge gequält wird, ob sie noch rechtzeitig zum Herd gelangen werde, um den „Backhendl'n" die richtige Knusprigkeit beizubringen. Mizzi Zwerenz (Abb. S. 799), der übermütigen Diva des Carltheaters, schmeckt der Kaffee nur, wenn sie ihn selbst gebraut hat. Darum haben ihre Kaffeekränzchen ebenso dankbare Anhänger wie die Leistungen dieser feschen Primadonna auf der Bühne. Kann man sich vorstellen, daß die anmutige, sanfte Grete Wiesenthal (Abb. S. 799), die wie ein überirdisches Wesen über dem Tanzboden schwebt, neben Frau Terpsichore auch noch weniger poetischen, aber deliziösen Semmelknödeln huldigt, in deren Fabrikation sie „Bedeutsames" leistet? Aber nicht nur die leichteren Künste, auch der hohe dramatische Kunstgesang verträgt sich mit der Küche. Lohengrins „Elsa", Frau Berta Förster-Lauterer von der Wiener Hofoper (Abb. S. 798), ist ein rühmendes Beispiel dafür. Wer einmal von ihren Kompositionen am Küchenfeuer genießen durfte, wird ein neues Loblied auf die ausgezeichnete Sängerin singen. Sie hat „köstliche" Einfälle am Kochherd.

Das Buch mit den sieben Siegeln.

Skizze von Gertrud Papendick.

Früher, als Steffie noch lebte, war Heinrich Olgen schon immer um sechs oder halb sieben aus dem Geschäft nach Hause gekommen. Dann saßen sie in jener Stunde zwischen Tag und Abend eine Weile zusammen, im Sommer auf dem Balkon, im Winter in seinem Zimmer, und besprachen, was da zu besprechen war, fanden sich zu einem kurzen, häuslichen Feierabend zueinander. Es war ja eigentlich die einzige Stunde des Tages, in der sie füreinander Zeit hatten. Man war so viel aus, fast täglich, sah selbst oft Gäste. . .

Jetzt kam Olgen nie vor acht, oft später.

Wenn er dann schweigend sein einsames Abendbrot verzehrt hatte, in aller Ruhe, aber doch ohne die rechte Freude am Essen, die er sonst gehabt hatte, ging er in sein Zimmer hinüber, las, rauchte, arbeitete. Oder er ging auch aus.

Man wunderte sich, daß man den Mann, der doch vor kaum vier Wochen die Frau verloren hatte, schon hie und da traf, im Wiener Garten, im Wirtshaus oder im Café. Er saß mit ein paar Bekannten, trank ein paar Glas Bier. Heinrich Olgen war ein Mensch, der ungern allein war. Er war die Geselligkeit im Lauf der Jahre so gewöhnt worden, daß sie ihm ein Lebensbedürfnis schien. Und die Stille seines Hauses bedrückte ihn.

Auch jeder seiner Getreuen sagte sich: es war eigentlich eine merkwürdige Sache um Heinrich Olgens Trauer. Und keiner von ihnen sprach zu ihm ein Wort von seiner toten Frau.

Eines Abends aber kam Thomas Eichholtz. Der war ein Jahr lang fortgewesen, in Amerika, Japan und Indien, und kam nach Hause drei Wochen nach dem Tag, da man Steffie begrub. Er hatte von nichts gewußt; und dem standen die hellen Tränen in den blauen Friesenaugen, als er dem Freund die Hand drückte: „Olgen, alter Junge! Armer Kerl!"

In des andern ruhigem, beherrschtem Gesicht zuckte es leise: „Jawohl, mein guter Tom, ein bißchen anders ist's hier geworden, während du fortwarst; ein bißchen leerer und stiller. Aber du siehst prachtvoll aus, du Globetrotter. Braun und hager und gesund. Es ist doch ein ander Leben, als wenn man so Tag für Tag den Kontorstuhl drückt oder sich ewig an der Börse herumärgern muß."

Er ging voran, die breiten Schultern straff, den blonden Kopf hoch wie immer, drehte das Licht an, rückte einen Klubsessel: „Da! Eine Zigarette, Tom? Ach, du rauchst immer noch nicht, du Unverbesserlicher. Wann kamst du denn an? Gestern? Direkt aus der roten Hölle, was? Ich hatte ja seit Monaten keine Ahnung, wo du stecktest."

Thomas Eichholtz stand immer noch: „Ja, Olgen, gestern abend. Und auf meinem Schreibtisch fand ich die Anzeige — Herrgott! Ich ahnte ja nichts."

Olgen nickte: „Ja, ich ließ die Anzeigen vom Kontor aus verschicken. Da hatte man nur deine hiesige Adresse, und du warst ja auch wohl schon unterwegs nach Hause. — Wir wollen essen, ja? Es ist mir lieb, daß ich Gesellschaft habe, noch dazu dich. Allein schmeckt es nicht recht. — Ne Flasche Rotwein, Friedrich!"

Als dann der Diener wiedergekommen war und eingeschenkt hatte, hob Heinrich Olgen sein Glas: „Willkommen daheim, mein lieber Tom. Hast mir sehr gefehlt in den zwölf Monaten."

Eichholtz trank schweigend. Er sah den Mann an, der ihm da gegenübersaß in der urgesunden Kraft seiner vierzig Jahre, und der in Gemütsruhe und mit scheinbarem Appetit sein Hammelkotelett verzehrte. Ihm schnürte ein Etwas die Kehle zusammen, daß er kaum einen Bissen hinabbrachte. Nur der Wein floß.

Heinrich Olgen drehte die Flasche herum, so daß die Etikette auf Thomas' Seite war: „Es ist Portet, Tom. Kein schlechter Tropfen. Mich freut's, daß er dir schmeckt."

Seine kühlen, grauen Augen glitten ruhig über den Tisch. „Reichen Sie Herrn Eichholtz den Spargel noch einmal, Friedrich. —

„Das nächstemal fahren wir zusammen, Tom. Ich muß auch mal wieder aufs Wasser, mal wieder die Nase in die Welt stecken. Man wird ganz schwer und steif, wenn man immer am Sand sitzt. Aber du mußt mit, Tom, allein mach ich's nicht. Du weißt, ich bin kein Freund vom Alleinsein."

„Ja", sagte Thomas Eichholtz. Er wußte das. Ein Gedanke kam ihm, der wie ein Verwundern war: und doch trägt dieser Mann das schrecklichste Alleinsein, das es geben kann, mit einer so kühlen Gelassenheit.

Und als sie wieder miteinander allein waren, drüben in Olgens Zimmer, faßte er den Freund bei beiden Schultern: „Mein alter Junge, wie kam's denn eigentlich? Ich weiß ja von nichts."

Heinrich Olgen schwieg ein paar Augenblicke. Er nahm

eine Zigarre aus der Kiste, schnitt ihr behutsam die Spitze ab, setzte sie in Brand.

„Ja, natürlich," sagte er dann, „es muß dir ja sehr überraschend gekommen sein. Sieh mal, zart war die Steffie ja immer. Und dann dieser Winter. Wir waren sehr viel aus, hatten immer etwas vor, fast jeden Abend. Gestern Ball und heute Basar und morgen Theater. Du weißt, so liebte sie's, und von Schonen und Ausruhen war nicht die Rede. Im März hatte sie eine schwere Influenza, und dann, als es gerade anfing, ihr besser zu gehen, als sie gerade wieder ein wenig hinausdurfte, kam die Lungenentzündung. Es waren so ein paar frühe, warme Tage, weißt du; ein paar dieser verhängnisvollen, unzeitigen Frühlingstage. — Es ging dann sehr schnell. Am Montag legte sie sich, am Mittwoch brachten wir sie in den Salon hinüber, weil der mehr Luft und Sonne hat, — und am Sonnabend war's aus."

Heinrich Olgen ging im Zimmer auf und nieder und blies den Zigarrenrauch in kurzen, hastigen Stößen durch die Nase.

„Ja, es ging sehr schnell. Ich hab's zuerst gar nicht glauben können und hatt's doch alles mitangesehen. So jung, wie sie war, kaum 27. Und lebte so gern . . ." Er blieb stehen. „Nimmst du nicht einen Likör, Tom? Ich habe da 'nen ganz guten Schwarzwälder Kirsch?"

„Olgen," sagte Thomas Eichholtz rauh, „hat sie's denn gewußt, daß es zu Ende ging?"

Der andere setzte seine Wanderung fort.

„Gewußt, nein, gewußt hat sie's nicht. Ich glaube, der Gedanke an den Tod lag ihr ganz fern. Nur am Sonnabend, ein paar Stunden vor dem Ende, sagte sie einmal, und das griff mir ans Herz, Tom: ‚Ich bin so müde, ich kann nicht mehr. Laßt mich doch schlafen. Weckt mich nicht wieder auf. Hört ihr? Laßt mich schlafen.' Und dann schlief sie nachher ein mit einem Lächeln wie ein müdes Kind."

Thomas Eichholtz starrte vor sich hin, zu sagen fand er nichts.

„Ganz ohne Kampf ging sie hinüber, Tom. Es war wie ein Auslöschen. Ich habe immer gemeint, ein so junger, lebensfreudiger Mensch müßte ein schweres Sterben haben. Es war eigentlich schön so . . . Setz dich doch, alter Freund, warum stehst du denn immer noch?"

Er setzte sich selbst in einen der Klubsessel, legte die Beine übereinander, zog die Zeitung vom Tisch und schob sie wieder zurück.

Aber Thomas Eichholtz blieb stehen, wo er stand. „Als ich damals fortging," sagte er, „als ich von euch Abschied nahm, es war in diesem selben Zimmer, lachte sie noch und meinte: ‚Passen Sie auf, Tom, Sie ungetreuer Mann, der seine besten Freunde verläßt: Wenn Sie wiederkommen, bin ich für Sie nicht mehr da. Das ist die Strafe.' Es war ja Scherz, aber heute ist's mir, als wäre es Ernst gewesen."

Olgen lächelte ein wenig: „Nee, Tom, das war Scherz. Steffie war wirklich kein Mensch, der an prophetischen Anwandlungen litt. Gern ein wenig Nixe, sehr gern ein wenig Circe, aber keine Kassandra — im Grund vor allem ein Weltkind wie ich auch."

Eichholtz schwieg. Er sah zu dem Freund hinüber, und sein Blick glitt dann weiter durchs Zimmer. Es fiel ihm etwas ein, und er musterte die Wände, ging in den Salon nebenan, kam wieder zurück, sah sich um: „Wo ist das Bild, Olgen?"

„Welches Bild?"

„Das von dem Münchner — den Namen hab ich vergessen. Sie schrieb mir doch, daß du sie hättest malen lassen. Wo hängt das denn?"

„In Steffies Zimmer."

„Weshalb hast du's denn nicht hier?"

„Ich mag es nicht, weißt du."

„Kann ich's nicht mal sehen?'

„Natürlich, Tom." Olgen stand auf, langsam, fast widerwillig, wie es schien. „Komm nur und sieh's dir an, aber . . . Man wird's bei Licht sowieso schlecht sehen können."

Er ging wieder voran durch den Salon, durchs Eßzimmer, öffnete die Tür, machte Licht. Dann wandte er sich zu Eichholtz zurück: „Komm nur, Tom."

In Heinrich Olgen war etwas wie eine Scheu vor diesem Zimmer. Er war auch früher selten drin gewesen, die bunte Behaglichkeit dieses kleinen Boudoirs hatte ihn immer unharmonisch angemutet. Seit Steffie tot war, hatte er es nie mehr betreten.

Thomas Eichholtz aber trat ein, stumm und feierlich, als käme er in ein Heiligtum. Ein Heiligtum, dessen Göttin auf immer verschwunden war.

Die Fenster waren weit geöffnet, und die Luft war frisch und abendlich kühl. Über dem kleinen, karmesinroten Diwan gegenüber der Tür hing Steffie Olgens Bild. Eine sehr junge, sehr schlanke Frau im schwarzen Kleid. Ein reizender blasser Kopf über dem weißen Hals, weiches, mattblondes Haar, eine kleine, kecke Nase, ein lächelnder Mund. Und in diesem Gesicht eines Kindes ein Paar merkwürdige Augen. Schmale, graue, tiefliegende Augen, die die lächelnden Lippen Lügen straften, in denen etwas stand wie eine versonnene Müdigkeit oder ein heimlicher Schmerz.

Schweigend standen die beiden Männer; Olgen in gleichmütigem Warten, Thomas Eichholtz andächtig, ergriffen.

„Sieh mal, Tom," sagte Olgen endlich, „ist das Steffie?"

Der andre trat zurück, sah den Freund an. „Ja", sprach er leise.

Olgen schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, Tom. Ich weiß nicht, woran's liegt, daß ich etwas Fremdes drin sehe. Ich glaube, die Augen sind's. Es ist wundervoll, das geb ich zu, es lebt und spricht. Es ist mir, als müßte man auf die Frau da zugehen, ihr die Hand geben und mit ihr reden. Oder als würde sie im nächsten Augenblick aus dem Rahmen steigen und sich auf den Diwan setzen. Und es ist Steffie in Figur und Haltung. Es ist Steffies Kopf, ihr Haar, ihr Mund — alles. Nur die Augen . . . Tom, sag doch selbst: das sind die Augen einer Träumerin, einer Dulderin fast, nicht Steffies."

Thomas Eichholtz sah in tiefem Sinnen auf das Bild. „Ja, merkwürdig", sagte er. „Und doch, Olgen: vielleicht hatte der Mann recht, der sie so malte, mehr recht als wir beide, die wir ihn hier verurteilen."

Doch Olgen schüttelte wieder nur den Kopf. „Tom, ich weiß doch, was Steffie für Augen hatte. Wenn man das von seiner Frau nicht mal wissen sollte, geh!"

Noch im Sprechen ging er an die Fenster, schloß sie. „Wir wollen wieder herübergehen, Tom, es ist kalt hier."

Thomas Eichholtz gehorchte. Er saß noch eine Weile in dem behaglichen Herrenzimmer, mußte von Japan erzählen, trank eine Flasche Bier und ging dann!

Olgen schaltete das Licht um und setzte sich an den Schreibtisch, um ein paar Briefe zu erledigen.

Heinrich Olgen las und schrieb, kuvertierte und machte Notizen, alles mit der ruhigen Raschheit und Bestimmtheit des Kaufmanns, die Zigarre im Mund und ein Glas Rotwein neben sich.

Dann aber stand er plötzlich auf, zog das Schlüsselbund vom Schreibtisch ab und ging hinüber in das Zimmer seiner Frau.

Es war ein amtliches Schreiben, das ihm da in die Hände gekommen war; eine Anfrage vom zuständigen Gericht, die er am Morgen erhalten und noch unbeantwortet gelassen: ob „seine am 18. April verstorbene Ehefrau Stephanie, geb. v. Ulinger" ein Testament hinterlassen habe, da doch ihrerseits Vermögen vorhanden wäre....

Olgen hatte dieser zwanzig- oder dreißigtausend Mark niemals gedacht. Bei den Geldwerten, die täglich durch seine Hände gingen, war ihm das kleine Vermögen seiner Frau immer als Lappalie erschienen. Wie hoch es sich belief, konnte er nicht einmal genau angeben, da er nie damit zu tun gehabt hatte.

Er lächelte ein wenig überlegen über den Eifer der Behörde. Daß Steffie kein Testament gemacht hatte, war ihm selbstverständlich.

Aber Ordnung mußte sein. Und mit dem schmalen, vergoldeten Schlüssel, den er zu seinem Bund gefügt hatte, öffnete Heinrich Olgen den Schreibtisch seiner Frau.

Da lagen die Konto- und Wirtschaftsbücher, dahinter standen die Geldkassetten. Da war, mit blauem Bändchen sorgsam zusammengebunden, ein Pack quittierter Rechnungen. Ein Testament fand sich nicht.

Heinrich Olgen wunderte sich über die mustergültige Ordnung, die er vorfand. Das hätte ich Steffie gar nicht zugetraut, dachte er einmal.

Er kam an die Briefe. Briefe der verstorbenen Eltern, Briefe der Schwester, die auch längst tot war, Briefe von Freundinnen. Auch seine eigenen und ein paar von Thomas Eichholtz, mit dem Steffie statt seiner die Korrespondenz geführt hatte, waren darunter.

Olgen nahm einige von ihnen vor mit jenem neugierigen Interesse, das man an neuentdeckten alten Briefen findet. Aber er legte sie bald wieder hin. Seine eigenen langweilten ihn, die Toms kannte er genau, da sie aus dem letzten Jahr stammten, die übrigen waren die ihm fernstehender Menschen und sagten ihm nichts.

Er suchte weiter, aber ein Testament war nirgends. Welch ein Unsinn dieses Durchgestöcker, dachte er ärgerlich, zu finden ist natürlich nichts, und man kommt sich vor wie ein Spion.

Er schob die Fächer der Reihe nach wieder zu und verschloß sie. Und er gähnte dabei, ohne daß er's wußte.

In der letzten Schublade aber klemmte etwas; irgendein Gegenstand schien sich gegen die obere Wand zu stemmen, und Olgen mußte sie mühsam ganz herausziehen, um Ordnung zu schaffen.

Und dabei kam ihm etwas in die Hände, das er vorher nicht gesehen hatte. Es war ein Buch. Ein nicht sehr großes, nicht sehr dickes Buch, in weiches, graues Leder gebunden und mit Goldschnitt versehen, ein Buch in der Art eines Tagebuches, aber ohne irgendeine Inschrift. Und statt des Schlosses trug es sieben Siegel. An sieben Stellen hielten zwei feine, feste, graue Seidenschnüre die beiden Deckel zusammen, und auf jedem dieser sieben Schnurpaare lag rund und schwer ein schwarzes Siegel mit dem Wappen derer von Ulinger, dem Totenkopf mit den zwei gekreuzten Schenkelknochen darunter.

Heinrich Olgen lachte zuerst leise vor sich hin und drehte das Buch kopfschüttelnd in den Händen herum. Ein Buch mit sieben Siegeln. Das war so ganz Steffie mit ihrem Hang zu phantastischen Spielereien.

Er wollte es mit raschem Ruck öffnen, um diesem vielsagenden Geheimnis auf den Grund zu kommen. Aber es ging nicht. Die grauen Schnüre waren scheinbar fest in die Deckel eingelassen, und die sieben Siegel ließen sie nicht, sondern hielten sie wie schwere, schwarze Hände umschlossen.

Was soll denn das? dachte der Mann unwillig. Er legte das Buch auf die Schreibtischplatte, stand auf, ging durchs Zimmer und kam wieder zurück.

Da lag's immer noch. Eine grausige Schar, hielten die sieben schwarzen Todesbilder Wache. Sieben schwarze Kettenhunde, lagen sie vor der Tür eines verwunschenen Schlosses und hüteten in finsterm Schweigen das Geheimnis, das es barg

Was soll das?

Über Heinrich Olgen, den nüchternen Geschäftsmann, kam es wie eine abergläubische Furcht.

„So ein Buch sieben Siegel trägt, soll es immerdar versiegelt und verschlossen sein. Und so eines Menschen Hand daran rührt, wird er gestraft werden an Seele und Leib."

Und doch war, die dies Buch geschrieben, seine Frau.

Er setzte sich von neuem, nahm es wieder auf. Es wog nicht schwer und lag doch in seiner Hand wie ein Stück Blei.

Merkwürdig, dieser Gedanke: da drin steht etwas, wovon du nichts weißt, woran du keinen Teil hast, woran du nicht rühren darfst. Und die es schrieb, war deine Frau, dein Weggenosse in sechs Lebensjahren. Und deine Frau war es, die das Redende schweigen hieß, deren Hand sieben Siegel legte vor dieses Buch, damit nie ein Auge das Geheimnis seiner Blätter sah. . . .

Was war's?

Heinrich Olgen saß still vor dem kleinen Schreibtisch. An die sechs kurzen Jahre seiner Ehe dachte er. Und die Frau erstand in seinen Gedanken, jung, reizend, verwöhnt — ein Weltkind wie er. Eine Frau, wie er sie brauchte, die an seiner Seite ging, wie er es wollte, ohne Illusionen und ohne Leidenschaft: ein ruhiger, gleichgesinnter, sympathischer Gefährte, der ihm half, seinen guten, alten Namen durchs Leben tragen und seinen Reichtum genießen; der sein Haus in Ordnung hielt und seine Feste gab. Den er schmerzlich vermißte, nun er nicht mehr war.

Ich habe sie doch auch liebgehabt, dachte er.

Und sie?

Eine Stimme sprach in Heinrich Olgen: Mach das Buch auf, brich die Siegel — es kann ja nicht schwer sein — und sieh, daß alles eine Lüge war, daß sie dich betrog, daß sie mit ganzer Seele und allen Sinnen an einem andern hing!

An wem?

War's Kaspar Yssing, der Bildhauer, oder Peter Ulinger, ihr Vetter, oder sonst einer dieser Männer zwischen Dreißig und Vierzig, die da in seinem Haus aus und ein gegangen waren? War's Tom?

Heinrich Olgen sprang auf, riß ein Fenster auf, warf es wieder zu, kam zurück, faßte das Buch. . . .

Aber da war es ihm, als höre er aus weiter Ferne noch einmal die letzten Worte seiner sterbenden Frau: „Laß mich doch schlafen. Weckt mich nicht wieder auf. Hört ihr? Laßt mich schlafen."

Und jetzt verstand er, was sie hatte sagen wollen: „Wenn ich tot bin — laß mir meine Ruh. Rühre nicht an das Buch meines Lebens. Brich die Siegel nicht auf, die es schließen. Laß mich schlafen“. . . .

Er fühlte: er hatte kein Recht, er durfte nicht. Die letzten Worte eines Sterbenden sind heilig.

Drüben vor ihm hing das Bild der Toten. Die grauen Augen sahen ihn an, müde, traurig. Und doch war es ihm, als spräche eine kühle Abwehr aus ihnen: Was willst denn du? Wer bist du, daß du an meine Tür klopfst und in mein Inneres schauen willst? Was weißt du, der sechs Jahre an meiner Seite ging, was weißt du von meiner Seele?

Vor dir liegt das Buch meines Lebens, und es ist dir ein Buch mit sieben Siegeln. —

Heinrich Olgen dachte an des Freundes Worte: „Vielleicht hatte der Mann recht, der sie so malte.“

Er hatte recht. Er sprach die Wahrheit, als er der Frau diese seltsame Trauer in die Augen setzte, als sein Pinsel aus ihrem Gesicht ein Rätsel schuf für ihn, den Mann.

Heinrich Olgen stand vor dem Bild seiner Frau als vor etwas Fremdem und stand vor ihrer Seele als vor einem verschlossenen Buch. Wer bist du, und wer warst du? Ich weiß es nicht. . .

Er legte das Buch zurück und verschloß den Schreibtisch. Mochte es ruhen, bis man auch ihn begrub. Er würde keine Hand rühren, um es zu öffnen. „So ein Buch sieben Siegel trägt, soll es immerdar versiegelt und verschlossen sein“. . . .

Er ging hinaus. Und ein Schmerz war in ihm, der Schmerz um durch eigene Schuld Verlorenes, der da Reue heißt. Daß du lebtest, Steffie! dachte er. Ich wollte in deiner Seele lesen lernen.

Doch das Buch war geschlossen, und die sieben Siegel des Todes löst keine Hand.

Die Russenjacke.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Talbot, Paris.

Nicht national und nicht international sind diese Jacken — sie sind persönlicher Geschmack unter einem Sammelnamen, der etwas von ihrem Zweck anzudeuten versucht. Mit der Mode an sich haben sie zunächst nichts zu tun, denn die Russenjacken gelten nicht als Kostüm-, auch eigentlich nicht als Sportjacken, sondern als rein praktische „Umhüllen“, als „Ueberzieher“ im richtigen Sinn des Wortes.

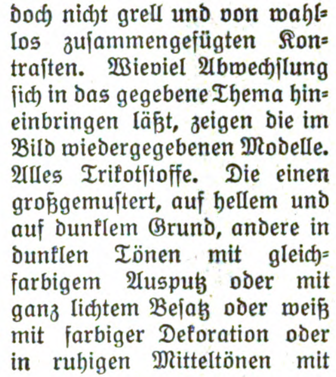
Die Russinnen, die nach Landessitte den Sommer auf ihren Datschen verbringen, hängen mehr als andere, die das Glück genießen, auf dem Land zu leben, vom Klima ab. Auch zur heißesten Zeit blasen oft ganz plötzlich kalte Winde, und da die Heizgelegenheiten in den nicht allzu massiven Holzbauten viel zu wünschen übriglassen, so muß für warme Kleidung gesorgt werden. Nicht nur fürs Freie, auch wohl fürs Haus. Früher wickelte man sich in große Zipfeltücher, die noch ein Ueberbleibsel der malerischen Volkstrachten waren und, wenn gute Fabrikate oder Bauernhandarbeit, sehr hoch im Preis standen. Allmählich — vielleicht mit der zunehmenden Minderwertigkeit und Unechtheit der Ware — kam man davon ab und schlüpft jetzt in warme Jacken, die hübsch und von jener bequemen Eleganz sind, die die russischen Damen so ganz besonders bevorzugen, und die sie vor allen auszeichnet. Der Pariser Kostümkünstler und Entdecker dieser Jacken hat, als er sie auf westeuropäischen Boden verpflanzte, es verständnisvoll vermieden, sie gänzlich zu französisieren — er flößte ihnen nur seines Geistes einen Hauch ein, mischte ein wenig Boulevardschick mit dem plein air-Kolorit der Provinzschlösser und ließ dem „Tricot russe“ soviel wie möglich von seinem heimatlichen Lokalton. So fanden sie überall gute Aufnahme: bei den Freiluftmenschen, die vom ersten Frühlingsbrausen bis zu den letzten Herbstnebeln draußen sein können, und ebenso bei den vielen, die sich in der frohen Zeit, da der Zwang von Amt, Beruf und Etikette abgestreift werden darf, auch gern loslösen von der Gebundenheit vorschriftsmäßiger Toilettenanforderungen. Leicht lassen sich die Russenjacken überziehen bei einem schnellen Gang durch den Garten oder über die Wiese, zu einem Aufenthalt auf Balkon oder Veranda, beim Hin- und Herlaufen am Strand, in einem ungenügend erwärmten Ferienlogis, wenn statt des Sonnenscheins der Regen den Tag regiert. Immer werden sie behaglich sein. Weich und warm schmiegen sich die pelzigen Flauschgewebe an den Körper, in ihrer Nachgiebigkeit nicht Zerstörer von zierlichem Spitzengekräusel, nicht Feind der verschiedenen gegürtelten oder ungegürtelten Kleiderformen. Frisch und lebhaft in der Farbe, dabei



1. Marengoblaue Wolljacke ohne Kragen.



2. Jacke aus bedrucktem Trikotstoff.

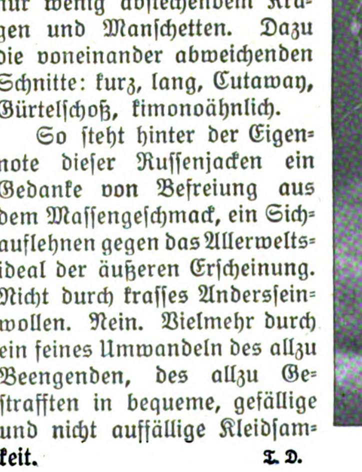


doch nicht grell und von wahllos zusammengefügten Kontrasten. Wieviel Abwechslung sich in das gegebene Thema hineinbringen läßt, zeigen die im Bild wiedergegebenen Modelle. Alles Trikotstoffe. Die einen großgemustert, auf hellem und auf dunklem Grund, andere in dunklen Tönen mit gleichfarbigem Ausputz oder mit ganz lichtem Besatz oder weiß mit farbiger Dekoration oder in ruhigen Mitteltönen mit



5. Rote Trikotjacke mit Taschen.

4. Braune Flauschjacke mit weißer Ausstattung.



nur wenig abstechendem Kragen und Manschetten. Dazu die voneinander abweichenden Schnitte: kurz, lang, Cutaway, Gürtelschoß, kimonoähnlich.

So steht hinter der Eigennote dieser Russenjacken ein Gedanke von Befreiung aus dem Massengeschmack, ein Sichauflehnen gegen das Allerweltsideal der äußeren Erscheinung. Nicht durch krasses Anderssein wollen. Nein. Vielmehr durch ein feines Umwandeln des allzu Beengenden, des allzu Gestrafften in bequeme, gefällige und nicht auffällige Kleidsamkeit.

T. D.

3. Weiße Flauschjacke mit grauem Besatz.

6. Buntgemusterte Hausjacke.





Bilder aus der Rhön.

Von Dr. Jul. Oesterreich. — Hierzu 8 Aufnahmen vom Verfasser und Prof. Hoßfeld.

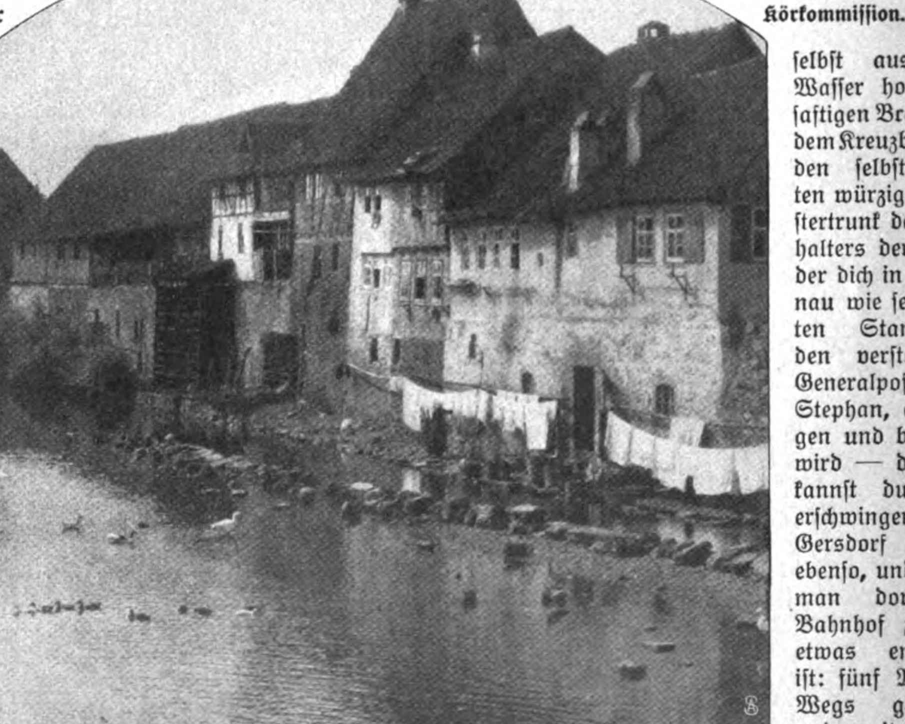
Wenn der Frühling ins Land zieht, werden für die kommenden Tage der Erholung Reisepläne geschmiedet. Aber wer denkt wohl daran, auch einmal die Rhön aufzusuchen? Und doch liegt sie im Herzen von Deutschland, hart am Thüringer Wald, dessen Höhen hinüberwinken, wenn man sich auf der Wasserkuppe in tausend Meter Höhe die balsamische, kühle Luft ins heiße Antlitz wehen läßt. Das Auge schweift über endlose Weiten, und zu Füßen plätschert die muntere Quelle der Fulda.



Verhandlung der Körkommission.

Die Rhön bietet den Reisenden und Touristen viel: im Bayrischen Buchen- und Fichtenwälder von märchenhaftem Alter in urwüchsigem Zustand, im Preußischen und Weimarischen auf dem Kamm des Gebirges einen Wiesenteppich und einen Naturpark von seltener Schönheit.

„Tu Geld in deinen Beutel;" aber viel braucht es nicht zu sein. Die Forelle, die du dir in Dermbach selbst aus dem Wasser holst, den saftigen Braten auf dem Kreuzberg und den selbstgebrauten würzigen Klostertrunk des Posthalters der Rhön, der dich in Brückenau wie seinen alten Stammgast, den verstorbenen Generalpostmeister Stephan, empfangen und bewirten wird — das alles kannst du leicht erschwingen. In Gersdorf ist es ebenso, und wenn man dort am Bahnhof zunächst etwas enttäuscht ist: fünf Minuten Wegs genügen, und mit einem Schlag rollen sich



Phot. Prof. Hoßfeld.

An der Streu in Ostheim.



In der Spinnstube.



Ein Tanz unter der Dorflinde.

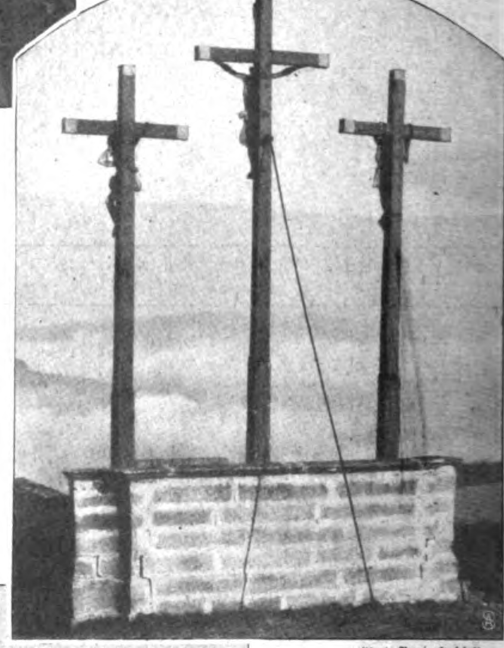


Gobelinweberinnen in Oberweid.

mit einem wahren Panzer bekleiden, der sie gegen die schädliche Teilnahme an allen Leiden der Mitmenschen ebenso sichert wie ein warmes Wams gegen die Kälte, und die die beneidenswerte Geschicklichkeit besitzen, das Unglück ihrer Nachbarn mit ruhiger Gelassenheit zu ertragen. Indes braucht einen dies nicht zu bekümmern; denn diese Exemplare treten in der Rhön nur ganz vereinzelt auf, und leicht vermag man ihnen aus dem Weg zu gehen.

Noch mancherlei läßt sich erzählen, wenn man eine Mandel Jahre Sommer und Winter die Rhön durchstreift hat. Aber hiermit sei es genug.

Zum Schluß noch einige praktische Winke: man fährt am besten nach Eisenach, Fulda oder Würzburg, setzt sich aber vorher mit den Vorständen der dortigen Rhönklubs in Verbindung zwecks genauer Auskunft, die man prompt, gratis und herzlich gern geben wird. Und dann zieht man den Alltagsmenschen aus, schüttelt die Grillen und Sorgen ab, läßt die wunderbare Romantik der melan-



Phot. Prof. Hoßfeld.

Rhönnebel.

die Herrlichkeiten des Gebirges auf. — Im Rhönvölkchen lernt man Menschen voll von Freundlichkeit und Bescheidenheit kennen, ob sie nun mit kümmerlicher Heimarbeit ihre täglichen Kartoffel erarbeiten oder sie noch in 800 Meter Höhe einem kargen Boden entlocken. Wie des Lappländers einziger Reichtum das Renntier ist, so die Kartoffel des Rhöners Hauptnahrungsmittel. Was für Würzburg die Weinlese an den Ufern des Mainstromes ist, das ist in der Rhön neben der Heuernte die Kartoffelernte. Scharenweise zieht man hinaus aufs Feld, unter frohen Gesängen öffnet man den „reichen" Boden, hebt und sammelt die knollige Frucht und stellt in langen Reihen die vollen Säcke auf.

Wohl gibt es in der Rhön auch Leute, die Dukaten sammeln und jährlich gewisse runde Sümmchen zurücklegen und ihr Herz



Der Guckai-Krater.

Phot. Prof. Hoßfeld.



Im Dorf wird eine Polizeiverfügung verlesen.

cholischen Höhenzüge, die verträumte Lieblichkeit stiller Täler auf sich wirken und wandert, wandert ... Und wer Sinn hat für die Schönheiten einer urwüchsigen Natur, den wird es wahrlich nicht reuen, einmal einen Schritt von der großen Heerstraße der Reisenden und Touristen getan und die stille Rhön aufgesucht zu haben.

Bilder aus aller Welt.

In Dessau beging vor kurzem sein 50jähriges Offiziersjubiläum der Generalmajor Friedrich Wilhelm Horst von Kracht. Der Jubilar steht im 69. Lebensjahr.



Generalmaj. F. W. Horst v. Kracht,
Dessau, beging sein 50 jähr. Offiziersjubiläum.

Die älteste Schauspielerin Wiens, Betti Vanini, einst die beliebte „Komische Alte" des Josephstädter



Phot. Schuhmann.

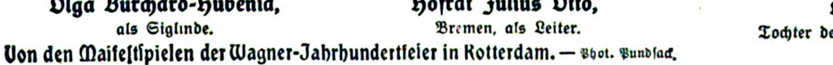
Frau Betti Vanini,
älteste Schauspielerin Wiens, wurde 100 Jahre.



Olga Burchard-Hubenia,
als Siglinde.



Hofrat Julius Otto,
Bremen, als Leiter.

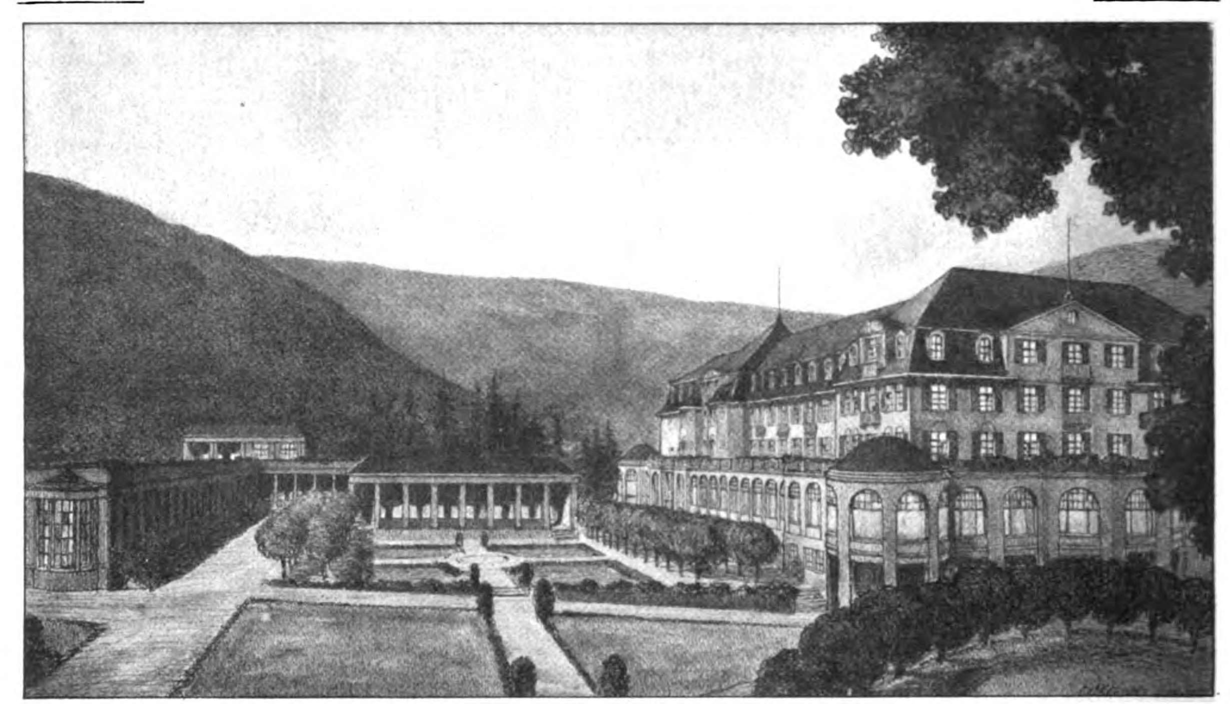


Von den Maifestspielen der Wagner-Jahrhundertfeier in Rotterdam. — Phot. Bundsack.



Preß Picture Agency.

Lady Ursula Grosvenor,
Tochter des Herzogs von Westminster und Nichte des Fürsten Pleß.



Das neue Kurhaus und die neuen Kuranlagen in Schlangenbad im Taunus.

Theaters, beging ihren 100. Geburtstag. Seit der Ringtheaterkatastrophe entsagte sie der Bühne. Die Jubilarin lebt von der Unterstützung alter Freunde und von Goldstickereien, die sie anfertigt.

Im Mai finden in Rotterdam Wagnerfestspiele statt, die unter Leitung des Bremer Theaterdirektors Hofrat Julius Otto stehen. Die Siglinde singt Olga Burchard-Hubenia.

Eine liebreizende Erscheinung der englischen Gesellschaft ist Lady Ursula Grosvenor, Tochter des Herzogspaares von Westminster und Nichte des Fürsten Pleß.

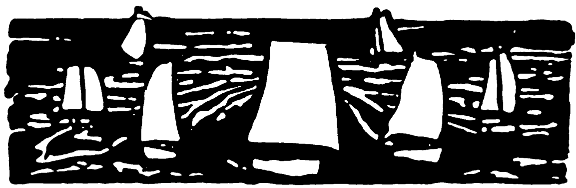
Das vielbesuchte Taunusbad Schlangenbad hat die Winterzeit benutzt, um Kurhaus und Kuranlagen neu zu gestalten und zu verbessern zu Nutz und Freude der Kurgäste.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 20. | Berlin, den 17. Mai 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 20.



Die sieben Tage der Woche.

7. Mai.

König Alfons von Spanien trifft in Paris ein, wo er vom Präsidenten Poincaré und den Mitgliedern der Regierung empfangen wird (Abb. S. 820).

Das englische Unterhaus lehnt die Frauenwahlrechtsbill mit 266 gegen 219 Stimmen ab.

Aus Wilhelmshaven wird gemeldet, daß bei Hörnum Kapitänleutnant Georg von Zastrow und zwei Obermatrosen infolge Kenterns ihres Bootes ertrunken sind.

Durch eine Königliche Verordnung wird das preußische Abgeordnetenhaus aufgelöst und das Herrenhaus vertagt.

8. Mai.

Der Kaiser reist von Wiesbaden nach Potsdam.

Beim Frankfurter Wettsingen wird die Kaiserkette vom Berliner Lehrergesangverein (Abb. S. 821) gewonnen.

Die Londoner Botschafterkonferenz verhandelt über die Skutarifrage, ohne eine Entscheidung von Wichtigkeit zu treffen, und vertagt sich dann bis zum 20. Mai.

9. Mai.

König Alfons von Spanien besichtigt die französischen Militärflieger in Paris und reist nach Madrid zurück.

Zur Besetzung von Skutari wird ein internationales Truppenkontingent von 1000 Mann bestimmt.

Die montenegrinische Skupschtina vertagt sich nach Entgegennahme der Erklärungen des Königs über die Skutarifrage.

Bei der durch das Ableben des konservativen Reichstagsabgeordneten von Kaphengst notwendig gewordenen Ersatzwahl im Wahlkreis Ost- und West-Sternberg wird der konservative Rittergutsbesitzer Bohtz gewählt.

Der bekannte Historien- und Genremaler Anton von Werner feiert seinen 70. Geburtstag.

10. Mai.

Die aus Anlaß des 25jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers veranstaltete Große Berliner Kunstausstellung wird in Anwesenheit des Kaiserpaares feierlich eröffnet (Abb. S. 819).

Aus Cetinje wird gemeldet, daß die Räumung Skutaris am 14. Mai stattfinden soll.

11. Mai.

In Gegenwart des Prinzen Heinrich beginnt in Wiesbaden der Prinz-Heinrich-Flug mit dem Start zur ersten Zuverlässigkeitsetappe, die von Wiesbaden nach Kassel führt.

Die in Bern tagende deutsch-französische Verständigungskonferenz nimmt eine Resolution an, die sich gegen alle chauvinistischen Hetzereien in beiden Ländern ausspricht.

12. Mai.

Aus Sofia kommt die Nachricht, daß die Balkanverbündeten ihre Antwortnote an die Mächte überreicht haben.

13. Mai.

In München wird der preußische Militärattaché Major von Lewinski auf der Straße von einem Zinngießer Straffer durch Revolverschüsse ermordet.

Aus Paris wird gemeldet, daß die diplomatischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko so gut wie abgebrochen sind, weil erstere sich geweigert haben, die Regierung des Präsidenten Huerta anzuerkennen.

14. Mai.

Amtlich wird gemeldet, daß in Neu-Kamerun bei einem Gefecht mit Eingeborenen der Vizefeldwebel der Schutztruppe Siewertsen gefallen ist.

Die Amerikanisierungsucht und ihre Folgen.

Von Georg von Skal.

Man hat dem Deutschen oft seine Bereitwilligkeit, alles Fremde zu bewundern und nachzuahmen, vorgeworfen. Das mag früher berechtigt gewesen sein; gegenwärtig beschränkt sich aber der Deutsche im allgemeinen wohl darauf, auch von andern Völkern zu lernen, ohne sie deswegen zu überschätzen. Der Amerikaner kann in dieser Beziehung als der Antipode des Deutschen bezeichnet werden. Es ist schon schwer, ihn dazu zu veranlassen, daß er andern Ländern Anerkennung zollt; wenn er das aber auch tut, was in neuster Zeit häufiger der Fall ist als früher, so bleibt er doch immer weit davon entfernt, Lehren daraus zu schöpfen, deren Anwendung ihm Nutzen bringen könnte. Sein Urteil beschränkt sich darauf, daß gewisse Dinge anderswo besser geregelt sind, daß die dabei angewandten Methoden aber für Amerika nicht passen. Wenn Neuerungen oder Reformen vorgeschlagen werden, so ist der Hinweis darauf, daß sie sich in andern Länder bewährt haben, eher hinderlich, und ihre Einführung wird gerade dadurch verzögert. Brechen sie sich später dann doch Bahn, so wird die Behauptung, daß sie europäischen Vorbildern ihre Entstehung verdanken, meist zurückgewiesen und mit Stolz betont, Ähnliches möge anderswo auch versucht worden sein, Amerika habe es aber erst in praktischer Weise verwirklicht.

Der Grund für diese Erscheinung liegt zunächst wohl in dem ausgesprochenen Patriotismus des Amerikaners, der sich freilich vielfach in Äußerlichkeiten kundgibt, aber

doch Anerkennung verdient und von großem Wert ist. Der Amerikaner ist heute noch felsenfest überzeugt, daß nicht nur seine Regierungsform und seine politischen Einrichtungen, sondern überhaupt alles, was er tut und zustande bringt, das Beste, Praktischste und Großartigste ist. Wir haben die höchsten Wolkenkratzer; unsere Eisenbahnen fahren am schnellsten; wir erzeugen mehr Baumwolle und Mais als irgendein anderes Land, und somit überbieten wir jedes Volk in allem, was wir unternehmen.

Das ist aber nicht der einzige Grund für die Abneigung gegen alles Fremdartige, die sich bei jeder Gelegenheit äußert. Man darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß die Anwesenheit so vieler Ausländer in den Vereinigten Staaten eine bedeutende Rolle spielt. Nach der letzten Volkzählung ist ein volles Siebentel der Bevölkerung im Ausland geboren. Das bedeutet, daß ein großer Teil der Einwohner die Landessprache entweder gar nicht oder doch nur unvollkommen beherrscht, andere Sitten und Anschauungen als die landesüblichen hat und unter Umständen der ganzen Entwicklung des Landes eine neue Richtung geben könnte. Der Amerikaner zweifelt allerdings nicht an seiner Kraft, die Einwanderung zu assimilieren, und nennt sein Land mit Stolz den „großen Schmelztiegel der Nationen und Rassen", in dem alle die Unterschiede, die zeitweise vorhanden sein mögen, zermalmt und ausgeglichen werden. Unbewußt empfindet er aber doch die Besorgnis, daß ihm die Ausländer, trotzdem sie amerikanische Bürger werden, einmal über den Kopf wachsen und die Anschauungen, in denen er aufgewachsen ist, und die er als echt amerikanisch und deshalb besonders edel und erhaben betrachtet, ändern könnten.

Wir stoßen hier wieder auf einen der zahlreichen Widersprüche, die man in den Vereinigten Staaten auf Schritt und Tritt findet. Ein Volk, das sich ganz und gar durch Einwanderung aus Europa gebildet hat und sich bewußt ist, daß es noch heute ohne weiteren Zufluß aus andern Ländern nicht bestehen kann, empfindet doch einen Widerwillen gegen alle neuen Ankömmlinge, wenn es diesem auch nur selten offen Ausdruck gibt. Wenn die in jeder Session des Kongresses vorgeschlagenen Gesetze, die die Einwanderung erschweren und verringern sollen, nicht in Kraft treten, so ist der Grund dafür hauptsächlich in der Tatsache zu suchen, daß sehr viele Abgeordnete ihre Stellungen Wählern verdanken, die im Ausland geboren wurden. Sie müssen natürlich deren Wünsche berücksichtigen und dürfen keine Maßregeln verfechten, die die Landung der Freunde und Verwandten ihrer Wähler unmöglich machen. Sämtliche Eingewanderte widersetzen sich einer Verschärfung der Bestimmungen, durch die die Zulassung von Ankömmlingen erschwert wird, auch wenn ihre eigenen Landsleute nur wenig darunter leiden würden. So bekämpfen beispielsweise die Deutschen alle Maßregeln, die sich gegen die Einwanderung aus Italien und dem Südosten Europas wenden, obgleich sie kaum davon berührt werden würden. Sie sehen darin aber einen Angriff auf die Einwanderung und die Eingewanderten im allgemeinen und damit einen ersten Schritt, der andere von größerer Tragweite zur Folge haben würde.

Bezeichnungen, wie „der wahre Amerikaner", „echt amerikanisch" und ähnliche, sind in aller Mund, ohne daß es möglich wäre, sie richtig zu definieren, weil es sich ja nicht sagen läßt, wo der Ausländer aufhört und der Amerikaner anfängt. Nach den Bestimmungen der Gesetze ist jeder Amerikaner, der nach fünfjährigem Aufenthalt das Bürgerrecht erworben hat, womit aber natürlich nicht gesagt ist, daß er sich auch genügend amerikanisiert hat, um ein wertvoller Mitarbeiter an dem Ausbau des Staates zu sein. Wie viele Generationen nötig sind, um ihn dazu zu machen, läßt sich ebensowenig feststellen, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß viele der Eingewanderten in jeder Beziehung bessere Amerikaner sind als manche Abkömmlinge der ältesten Familien, deren Vorfahren schon vor Jahrhunderten in Amerika landeten. Eine Scheidelinie läßt sich eben überhaupt nicht ziehen.

Eine merkwürdige Erscheinung bildet ferner der Umstand, daß auf der einen Seite die Feindseligkeit der Massen gegen die Eingewanderten abgenommen hat, daß aber die gebildeten Elemente, als Ganzes genommen, den „Fremden" nicht so freundlich gegenüberstehen wie früher. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten beispielsweise die Deutschen viel von den Verfolgungen durch rohe Elemente zu leiden, während die 48er, die Bildung und reiche Kenntnisse mitbrachten, freundlich und sogar liebevoll aufgenommen wurden. Das geschah, trotzdem sie in den ersten Jahren ihren Aufenthalt in Amerika nur als zeitweise betrachteten und ihr Asyl dazu benutzten, um mit großem Eifer für die Verwirklichung ihres politischen Traums zu agitieren. Die Zustände wurden besser, als die Deutschen sich beinah einmütig an dem Kampf gegen die Sklaverei beteiligten, lebhaften Anteil an der Politik nahmen und Ordnung und Sicherheit langsam an Stelle der früheren Willkür traten.

Wenn nun die Abneigung des Amerikaners gegen die Ausländer nicht ganz unverständlich erscheint, so hat sie doch höchst bedauerliche Früchte gezeitigt, die unzweifelhaft die Entwicklung des Landes zurückgehalten haben. Es gibt heute noch sehr wenige Amerikaner, die den Wert der Einwanderung zu schätzen wissen und bereit sind, zuzugestehen, daß sie viel mehr getan hat, als Kräfte zur Verrichtung schwerer Arbeit zu liefern, die der Amerikaner nicht ausführen mag. Der Deutsche besonders wird bei jedem Anlaß als ein höchst wünschenswerter Zuwachs gepriesen, und wir besitzen manche recht wertvolle Bücher, in denen sein Anteil an dem Ausbau des Landes anerkannt wird. Im großen ganzen aber ist er dem Amerikaner doch mindestens unbequem und wird ebenso häufig getadelt wie gelobt, weil er angeblich mit einem Auge nach der Heimat schielt und kein rechter Amerikaner wird. Auslassungen, wie sie von Zeit zu Zeit erscheinen, in denen den Deutschen vorgeworfen wird, daß sie trotz der Erwerbung des amerikanischen Bürgerrechts ihrer neuen Heimat keine echte Loyalität entgegenbringen, mögen aus Böswilligkeit und Unwissenheit entspringen, aber der Umstand, daß sie fortwährend von neuem auftauchen und nie von amerikanischer Seite Entgegnungen finden, beweist doch, daß zum mindesten ein Verdacht vorhanden ist, die Behauptungen wären nicht ohne Begründung. Der Mangel an Duldsamkeit, der an diesem Punkt bei dem doch sonst so toleranten Amerikaner immer wieder durchbricht und nicht auf Unwissenheit allein zurückgeführt werden darf, muß wiederum als ein Beweis betrachtet werden, daß die offen zur Schau getragene Zuversicht, alle Ankömmlinge leicht und schnell assimilieren zu können, doch nicht ganz so fest steht und unter ihr, unbewußt, aber doch vorhanden, die Befürchtung schlummert, daß die dauernde Aufnahme fremder Elemente mit Gefahr verknüpft sein kann.



Am deutlichsten ist dieses Gefühl erkennbar, und am meisten schadet es der Entwicklung des Landes, indem es die Abneigung steigert, fremde Sprachen zu erlernen. Der Amerikaner ist geneigt, den Wert des Menschen und vor allem seine geistigen Fähigkeiten danach zu bemessen, wie er die englische Sprache beherrscht. Das ist nicht nur auf Kreise beschränkt, bei denen man Vorurteile als selbstverständlich betrachten kann. Als Carl Schurz gestorben war, wußte einer der bedeutendsten Pädagogen des Landes ihm kein höheres Lob zu zollen, als zu konstatieren, Schurz sei einer der wenigen Eingewanderten gewesen, die die englische Sprache vollkommen beherrschten. Für den Mangel an Sprachkenntnissen bei dem Amerikaner mögen Überschätzung der Vollkommenheit der eigenen Sprache, Mangel an Sprachgefühl und viele andere Umstände verantwortlich sein, einer der Gründe ist aber sicherlich die noch immer vorhandene Notwendigkeit, einen großen Teil der Bevölkerung zur Erlernung der Landessprache zu zwingen. Der Amerikaner fühlt, daß die Millionen, die fortwährend einwandern, ihm fremd bleiben, solange sie eine andere Muttersprache haben als das Englische. Er gibt sich die größte Mühe, ihnen Gelegenheit zur Erlernung der Landessprache zu bieten, und wird dadurch wohl unabsichtlich zur Geringschätzung aller andern verleitet, besonders da er empfindet, daß er mit vielen Dialekten und Idiomen zu tun hat und kein besonders großer Teil der Einwanderer die eigene Muttersprache richtig kennt.

Es ist in hohem Grad bedauerlich, daß aus diesen Gründen die Einführung des Unterrichts in fremden Sprachen auf so große Schwierigkeiten stößt. Mit wenigen Ausnahmen wird damit erst begonnen, wenn die Kinder in die Mittelschulen treten, also das vierzehnte Lebensjahr erreicht oder hinter sich haben. Das eingewanderte Element und in erster Linie die Deutschen haben unablässig für diesen Unterrichtzweig gekämpft. Ihr Hinweis darauf, daß die Kenntnis fremder Sprachen zur allgemeinen Bildung gehört, daß sie große Vorteile mit sich bringt und gerade in einem Land, in dem so viele andere Sprachen gesprochen werden, leicht durchzuführen ist, prallen an der gewiß nicht ganz unberechtigten Behauptung der Schulbehörden ab, daß an diesen Unterrichtzweig nicht gedacht werden könne, solange ein beträchtlicher Prozentsatz der Schüler — in Neuyork beinah 25 v. H. — ohne Kenntnis der englischen Sprache in die Schulen eintritt und diese Sprache daher ausschließlich gelehrt werden müsse, bis alle Schüler sie gleichmäßig und vollständig beherrschen. Das wird nicht erreicht, und man darf wohl behaupten, daß wenige Kulturvölker ihre eigene Landessprache so leichtfertig behandeln wie das amerikanische. Das Argument ist aber vorhanden und wird nach Kräften ausgenutzt, weil für die unleugbare Tatsache, daß die Kenntnis einer fremden Sprache die der eigenen fördert, das Verständnis vollkommen fehlt. Der echte Amerikaner muß fließend Englisch sprechen, und es handelt sich weniger darum, ob er die Sprache korrekt und gewandt handhabt als um die Aussprache. Ein Eingewanderter, der gegen diese oder die besonders schwierige Betonung verstößt, wird sich stets dem Verdacht aussetzen, daß er kein echter Amerikaner geworden ist.

Die Folgen dieser Einseitigkeit sind überall sichtbar, werden aber von dem Amerikaner trotz aller Vorstellungen nicht richtig gewürdigt. Man kann ihm noch so oft vorhalten, daß die Kaufleute, deren Angestellte mehrere Sprachen verstehen müssen, gezwungen sind, Ausländer zu beschäftigen, und daß die von amerikanischen Firmen in das Ausland gesandten Vertreter oder Verkäufer ohne Kenntnis der Sprache des Landes, in dem sie tätig sind, mit europäischen Firmen nicht konkurrieren können; er wird das vielleicht zugestehen, aber nichts wird seine Überzeugung erschüttern, daß die Erlernung fremder Sprachen unnötig und vielleicht sogar gefährlich ist. Hier stoßen wir auf einen anderen Widerspruch: trotz seines unerschütterlichen Vertrauens in die Überlegenheit Amerikas in jeder Beziehung lebt der Amerikaner in der fortwährenden Angst, seine Söhne und Töchter könnten durch die Berührung mit dem Ausland den heimischen Sitten und Anschauungen entfremdet werden. Der reiche Amerikaner bringt einen großen Teil seiner Zeit in Europa zu oder läßt sich ganz dort nieder; der weniger bemittelte unternimmt wohl hin und wieder eine Reise nach der Alten Welt, kommt aber jedesmal noch viel mehr davon überzeugt zurück, daß Amerika „God's country" ist und niemand sich mit ihm messen kann.

Das Verständnis, daß durch die Überhastung der Amerikanisierung viel Schaden angerichtet wird, fehlt gänzlich. Im Gegenteil freut man sich über einzelne Eingewanderte, die aus diesen oder jenen Gründen ihre unerlöschliche Liebe zur neuen Heimat und ihre Geringschätzung ihres ehemaligen Vaterlandes zum Ausdruck bringen. Man gesteht eben nicht zu, außer gelegentlich in Reden oder Zeitungsartikeln, die einem besonderen Zweck dienen sollen, daß jeder Einwanderer gewisse wertvolle Eigenschaften mitbringt, die bei dem Prozeß der Amerikanisierung erhalten werden sollten. Amerika bildet in der Tat einen großen Schmelztiegel, der aber gegenwärtig unter Hochdruck arbeitet, und in dem man alles zu vernichten sucht, was hierher gebracht wird.

Die Notwendigkeit, die Einwanderer zu amerikanisieren, wird in den letzten zwei Jahrzehnten viel schärfer und mit mehr Bitterkeit betont als früher. Das mag eine Folge des Umstandes sein, daß die Einwanderung sich in bezug auf Qualität stetig verschlechtert hat. Jeder Amerikaner weiß, daß Slowaken, Italiener und andere Völkerschaften aus dem Südosten Europas und Kleinasien keinen annähernd so wertvollen und wünschenswerten Zuwachs bilden wie die Deutschen und Skandinavier. Auch die germanischen Einwanderer sind aber niemals richtig eingeschätzt worden. Die Art von Patriotismus, die den Amerikaner in jeder Beziehung als das Ideal der Menschheit bezeichnet und alles Ausländische geringschätzt, hat dem Land unermeßlichen Schaden zugefügt. Wenn auch bei weitem nicht alle Einwanderer ein hohes Maß von Bildung mitbrachten, so bildeten sie doch das Produkt einer viele Jahrhunderte alten Kultur. Die Vereinigten Staaten hätten es leicht gehabt, sich alles das anzueignen, was die Alte Welt an erhaltenswerten Schätzen besaß, viel leichter als irgendein anderes Volk, das sich nur mit Mühe von dem Kenntnis verschafft, was in anderen Ländern an Errungenschaften gesammelt wird. Dem amerikanischen Volk wurde das alles in den Schoß geworfen; es erhielt die Kräfte geschenkt, die mit Leichtigkeit die geistige Verbindung mit der ganzen Welt aufrechterhalten und von überall her das Beste an sich ziehen konnten. Statt dessen wurde das Schlagwort, daß der Amerikanismus etwas ganz Besonderes und Schätzenswertes sei, das kein anderes Volk besäße, und das nur durch strenge Absonderung von den Anschauungen aller anderen Länder erworben und bewahrt werden müsse, geprägt und unter dem Vorgeben, die wichtigste Pflicht bestehe darin, alle Ankömmlinge so schnell



und gründlich wie möglich zu amerikanisieren, die vorhandene Möglichkeit, die Kultur der ganzen Welt zu sammeln und zur Reife zu bringen, mit rauher Hand vernichtet. Kein Land der Erde hat durch die unverständige, aber planmäßig auf den Beifall der Menge spekulierende Agitation für den Amerikanismus, wie er von den Exponenten des reinen und unverfälschten Amerikanertums, das sie selbst nur ungenügend zu definieren verstehen, gepredigt wird, mehr gelitten als Amerika selbst. Unersetzliche Schätze sind dadurch verloren gegangen, und keine materiellen Erfolge können das amerikanische Volk dafür schadlos halten. Das werden spätere Geschlechter vielleicht erkennen, wie ja schon jetzt die früher besonders in bezug auf ihren geistigen Wert viel zu wenig geschätzte deutsche Einwanderung sehnsüchtig herbeigewünscht wird, um das Gleichgewicht mit der Hochflut viel schwerer zu assimilierender Elemente wiederherzustellen.

Ob sich die Gelegenheit, die mutwillig verscherzt worden ist, noch einmal bieten wird, wissen wir nicht; sollte das der Fall sein, so werden hoffentlich die Propheten des sogenannten Amerikanismus mit all seiner Verschwommenheit verstummen und emsig bemüht sein, das Wertvolle zu würdigen und zu erhalten, statt es noch einmal achtlos mit Füßen zu treten und gewissermaßen mit dem Dampfpflug unter die Scholle der Gleichmäßigkeit zu begraben, die ihnen als unklares Ideal vorschwebt.

Die Jahrhundert-Ausstellung in Breslau.

Von Victor Ottmann. — Hierzu die Abbildungen auf Seite 822 u. 823.

Breslau hat sich gerüstet, um den Gästen von nah und fern eine Ausstellung zu zeigen, wie sie in dieser Art und von so hoher technischer und künstlerischer Vollendung wohl noch nicht geboten worden ist, eine Jubelfeier zur Erinnerung an die große Zeit vor hundert Jahren, als das deutsche Volk sich endlich aufraffte und zum vernichtenden Schlag gegen den Zwingherrn Europas ausholte. Das ehrwürdige Wratislaw hat allen Grund, das Gedächtnis besonders festlich zu begehen; war es doch in Breslaus Mauern, wo der Aufruf „An mein Volk“ erschien, wo Lützows wilde verwegene Jagd ihren Anfang nahm und ein gewaltiger Sturm der Begeisterung und Opferwilligkeit mit hinreißender Kraft zum Ausbruch gelangte. Und wie damals vor hundert Jahren Breslaus Stadtväter in schicksalschwerer Stunde das Herz auf dem rechten Fleck hatten, so waren ihre heutigen Amtsnachfolger, wenn auch diesmal in durchaus friedlicher Mission, nicht minder gut beraten, als sie den Entschluß zu dieser Jahrhundertausstellung*) faßten und die große Aufgabe in einer Weise durchführten, die aufrichtige Bewunderung erregt. Sie kehrten sich nicht an die Unkenrufe der Bangemacher, die allerhand Mißerfolg prophezeiten, sie kargten nicht mit der Bewilligung außerordentlich hoher Mittel, und sie taten gut daran, die Pläne zu dem großen Werk Männern zu überlassen, die das in sie gesetzte Vertrauen wahrlich nicht getäuscht haben. Der deutsche Kronprinz übernahm das Protektorat, und ein Arbeitsausschuß unter Vorsitz von Oberbürgermeister Matting, Bürgermeister Dr. Trentin, Stadtrat Dr. Friedel und Prof. Dr. Masner hat in Hitze und Kälte tüchtig gewirkt, bis das weitausschauende Unternehmen in hellem Glanz und lustigem Blumenflor zur Leibhaftigkeit erstanden ist.

Beton und Blumen, beides massenhaft und riesenhaft, das ist, nach den ersten Sinneseindrücken drastisch zusammengefaßt, die Signatur der Breslauer Jahrhundertausstellung. Aus kalksteinähnlichem Beton sind alle großen Bauten errichtet: die Jahrhunderthalle, das Ausstellungsgebäude, das Hauptrestaurant und die Pergola. Der Besucher steht ganz im Bann der großen Ziffern, und wenn er immer wieder von Rekordleistungen und noch niemals Dagewesenem hört, dann beschleicht ihn vielleicht sekundenlang der Zweifel, ob er wirklich auf Breslauer Boden steht und nicht etwa in Neuyork oder Chikago. Da ist vor allem die Jahrhunderthalle, der größte Kuppelbau der Welt, ein kolossaler, ganz aus Beton und Eisenbeton errichteter Rundbau. Die Deckenspannung läßt mit einem Durchmesser von 67 m die bisher größte Kuppel der Welt, die der Peterskirche in Rom, mit „nur“ 45 m weit hinter sich zurück. Die Höhe beträgt 40 m, der Durchmesser der Halle 95 m. 10 000 Personen finden darin Platz. In dieser Riesenhalle steht eine Riesenorgel mit über 14 000 Pfeifen, und auf der Bühne wird Max Reinhardt das von Gerhart Hauptmann gedichtete Festspiel aufführen und dabei die Kleinigkeit von 2000 Personen auf das Podium bringen. Der gewaltige Bau, eine geniale Schöpfung des Stadtbaurats Berg, bleibt dauernd erhalten.

Das zweite große Gebäude, das der historischen Ausstellung, strebt nicht die Wirkung des Kolossalen an, sondern hält sich mehr in zierlichen, leicht antikisierenden Formen. Es stammt von Prof. Hans Poelzig, der auch die Pergola und das Hauptrestaurant sowie die Pläne der Gesamtanlage schuf, und enthält in 56 Räumen eine Ausstellung, die, unter der Oberleitung von Professor Dr. Masner, ganz der Erinnerung an die Freiheitskämpfe und ihre Zeit gewidmet ist. Kaiser, Könige, Fürsten, Adels- und Bürgerfamilien, insgesamt 800 Darleiher, haben aus ihren großen und kleinen Schätzen das Beste hergegeben, das sie an Kunstwerken aus der großen Zeit besitzen. Es wäre unmöglich, in dieser knappen Skizze auch nur andeutungsweise zu berichten, welche Fülle von Kostbarkeiten, Bildern, Waffen, Uniformen und Kleinkunstsachen dort an den Wänden und in den Vitrinen aufgespeichert liegt — ein gigantisches Bilderbuch der Zeit vor hundert Jahren und die damaligen Ereignisse so lebendig vor Augen führend, als ob sie „aktuell“ wären, und als ob ein Extrablatt soeben davon berichtet. Es steckt viel Anekdotisches in dieser Schau — Gott sei dank, denn Prosper Mérimée hatte vollkommen recht, als er die Anekdoten das Interessanteste der Weltgeschichte nannte.

Eine 800 m lange Riesenpergola, im Halbkreis um einen See gezogen, bildet den architektonischen Übergang zur Gartenbauausstellung, die ebenfalls alles bisher Gebotene an Ausdehnung und Reichhaltigkeit übertrifft. Prof. Dr. Rosen hat hier mit historischer Treue eine Anzahl alter Gärten seit Karls des Großen Tagen nachgebildet; die Gegenwartsgartenkunst zeigt Mustergärten von einer Lieblichkeit und Schönheit, daß ihr Anblick den Großstädter in seinem Drang „Zurück zur Natur“ nur bestärken kann. Ungemein reizvoll ist ein echt japanischer

*) Im Verlag von August Scherl G. m. b. H. erscheint soeben ein reich illustriertes Sonderheft „Breslauer Ausstellung 1913“ zum Preis von 25 Pfg.

Garten größten Stils und nicht minder anregend eine Friedhofskunst-Abteilung mit musterhaft guten Grabanlagen und Denksteinen. Große Ausstellungen von Tulpen, Rosen, Dahlien usw. werden abwechselnd riesige Blumenmassen vorführen, und ein Naturtheater beschert den Besuchern szenische Genüsse unter freiem Himmel. Aber noch nicht genug damit, gibt es auch eine umfangreiche Kolonialausstellung zu sehen, und wenn der Besucher endlich ermüdet ist von der Erscheinungen Flucht, flüchtet er selbst — nämlich in den Vergnügungspark, um sich dort jener Kurzweil hinzugeben, die das ergänzende Korrelat jeder großen Ausstellung bildet.

Vielleicht und hoffentlich hat die außerordentlich gelungene Breslauer Jahrhundert-Ausstellung auch noch den Nebenerfolg, daß sie zu einer Art von „Entdeckung Breslaus" führt. Die drittgrößte Stadt der preußischen Monarchie beklagt sich mit Recht darüber, wie wenig man sie kennt, wenigstens im deutschen Westen und Süden. Und als charakteristisches Beispiel dafür erzählt man sich hier die nette Geschichte, daß jüngst ein Rheinländer, der in Breslau einen Kongreß besuchen wollte, sich mit einem — polnischen Sprachführer bewaffnet hatte! Nun, hoffentlich benutzen jetzt recht viele Deutsche die gute Gelegenheit, sich persönlich davon zu überzeugen, eine wie kerndeutsche, gastfreundliche Stadt das alte und dennoch im besten Sinn moderne Breslau ist.

Eröffnung der Berliner Großen Kunstausstellung.

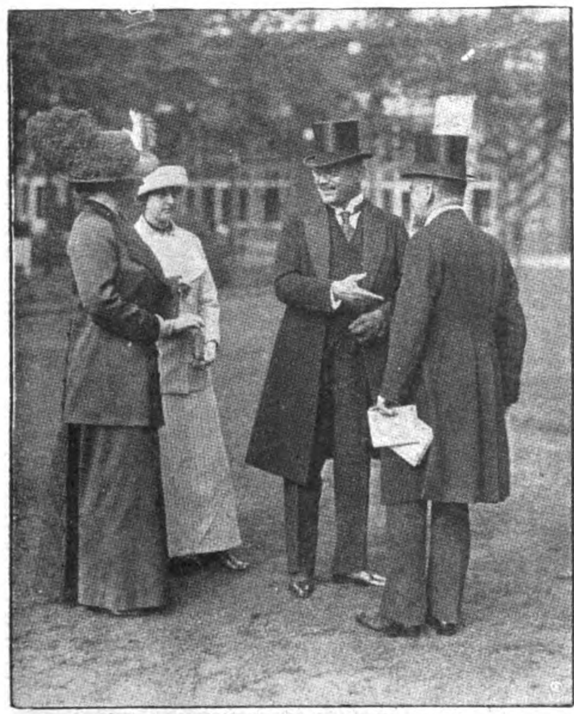
Von Hans von Oehlschläger. — Hierzu 9 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Am 10. Mai eröffnete Kaiser Wilhelm die Berliner Kunstausstellung.

Der Festakt hatte diesmal seine besondere Bedeutung. Die Ausstellungshallen waren der Schauplatz der Huldigung der Künste an ihren Schirmherrn, der nun ein Vierteljahrhundert hindurch mit sicherer Hand das Reichsschwert geführt hat, nicht drohend erhoben zu kriegerischem Streit, sondern seitwärts im Wehrgehenk zur Wahrung des Friedens, in dem allein die Künste blühen und gedeihen.

Mit der Weihe des Tages stand im Einklang die Neugestaltung der Räume, die Umwandlung des Ehrensaales in einen Thronsaal, die abgestimmte Wirkung der Hallen und Säle, in denen die ausgestellten Kunstwerke Zeugnis ablegten von der Entfaltung der gegenwärtigen und den bisherigen Kunstperioden unter der Regierung Wilhelms II.

Eine Umschau und eine Rückschau gewährt der Inhalt dieser Ausstellung. Mit den Berliner Künstlern haben namhafte Vertreter der andern deutschen Kunststätten sich vereinigt und ohne Unterschied der Richtungen eine Auswahl von Werken geliefert. In ihrer Gesamtheit von rund 3000 Kunstwerken bietet die Ausstellung zwar nicht einen erschöpfenden Ueberblick über die Geschichte der Kunst in den letzten fünfundzwanzig Jahren, aber eine reichhaltige und vielgestaltige Auswahl.



Franz von Stuck mit Frau und Tochter.

Einen breiten Raum nimmt die Architektur ein. Mit Recht, denn bei seiner Jubiläumsfeier ruht das helle Auge unseres Kaisers mit besonderer Vorliebe auf den Bauwerken im Reich,



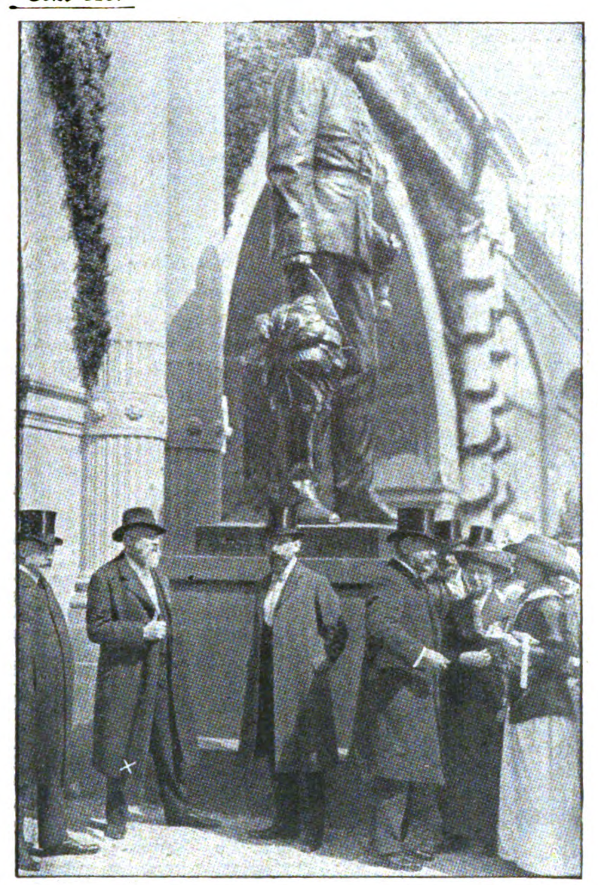
Stadtbaurat Ludwig Hoffmann.

die sein Wunsch und Wille gefördert, auf den Plänen und Problemen, denen er seine persönliche Hingabe und Tatkraft gewidmet hat.

Diese umfangreiche Abteilung, die sich auf eine Reihe hervorragender Bauten erstreckt, die in die Regierungsjahre Wilhelms II. fallen, ist in ihrer Geschlossenheit ein Fundament zur Geschichte der deutschen Baukunst unserer Zeit.

Den hervorragendsten Platz unter den Malern füllt eine Sonderausstellung von Franz von Stuck aus, die in einem eignen Saal eine Auslese seiner Arbeiten, darunter eine große Zahl seiner größten und bekanntesten Werke, vereinigt. Eine zweite Kollektivausstellung von hohem Wert ist in dem Saal entfaltet, der der Landschaftskunst Gustav Schoenlebers eingeräumt ist.

In einmütigem Verständnis für die Aufgabe und den besonderen Charakter dieser Jubiläumsausstellung haben die



Prof. Eugen Boermel (×) vor seiner Kaiser Franz Josefs-Statue.

Aussteller allgemein nicht ihre neuesten Arbeiten eingesandt, sondern ohne Rücksicht auf das Entstehungsjahr einzelne ihrer Werke, die ihnen als der glücklichste Ausdruck ihres Könnens und ihres Wesens geeignet erschienen. So ist diesmal eine besonders fesselnde Auswahl von Kunstwerken zustande gekommen.



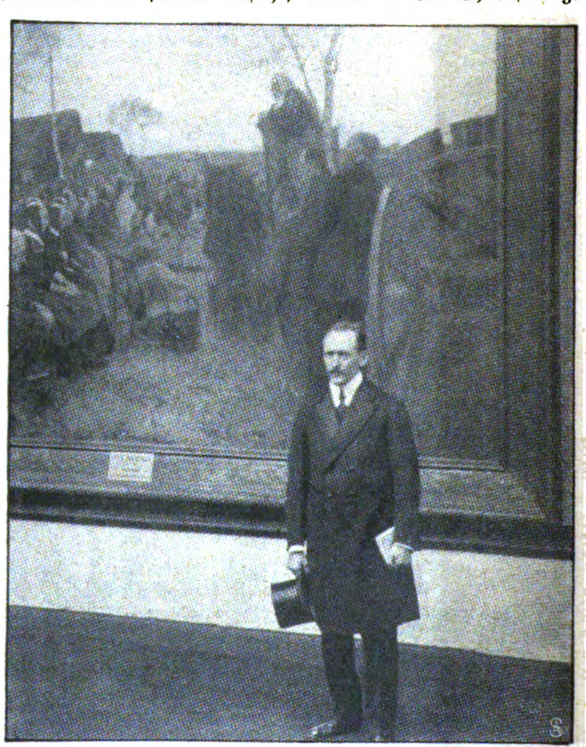
Von links nach rechts: Lünstroth, die Brüder Wendel, Hans Hartig, Reinhold Boeltzig.

Draußen vor dem geschmückten Portal, vor der festlichen Front erstrahlte der Platz im Glanz des sonnigen Maimorgens. Dieser vertiefte Platz, zu dem die breiten Stufen von jungem Grün überschattet hinabführen, unmittelbar aus den breiten Verkehrsstraßen, auf denen Handel und Wandel der Weltstadt diese Oase des Friedens und der Kunstpflege eng umbrandet.

Der Kaiser, der mit der Kaiserin und den Prinzen Adalbert und Oskar am Portal vorfuhr, wurde in den Thronsaal ge-



Von links: Architekt Brurein, Prof. Schönleber, Prof. Manzel, Prof. Hosäus.



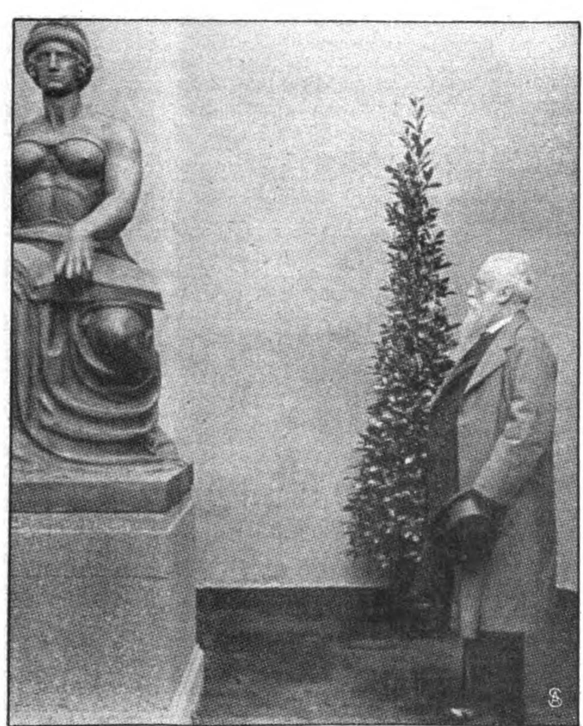
Prof. Fritz Mackensen vor seinem Bild „Gottesdienst".





Prof. Ludwig Manzel, Präsident der Akademie (1), Prof. Fritz Mackensen, Weimar (2), und Prof. Kappstein (3).

leitet, und umgeben von den Würdenträgern des Reiches, Vertretern der Bundesstaaten, vor der versammelten Künstlerschaft vom Kultusminister und vom Ausstellungspräsidenten mit Ansprachen begrüßt. Er nahm aus der Hand des Akademiepräsidenten und des Vorsitzenden des Künstlervereins Jubiläumsmedaillen entgegen und weilte auf einem Rundgang durch die Säle über zwei Stunden in der Ausstellung, die sich mit einem gewählten Publikum füllte.





Prof. Paul Meyerheim.



Ernst Otto vor seinem Bild „Verschneites Forsthaus".

Unsere Bilder

Der Kaiser und die Kaiserin in der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung (Abb. S. 819). Am 10. Mai wurde die Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin nach einer Ansprache des Kultusministers von Trott zu Solz vom Kaiser im Beisein der Kaiserin eröffnet. Im Anschluß daran unternahmen die Majestäten unter Führung des Präsidenten der Ausstellung, Prof. Kallmorgen, einen Rundgang durch die Säle

und verweilten mit besonderem Interesse in der Architekturabteilung, die diesmal außerordentlich reich beschickt ist.

Vom Kaiserpreis-Wettsingen in Frankfurt a. M. (Abb. S. 821). Der vierte Wettstreit deutscher Männergesangvereine um den vom Kaiser gestifteten Wanderpreis hat in Anwesenheit des Kaisers und anderer hoher Gäste am 5. bis 8. Mai in der Festhalle zu Frankfurt a. M. stattgefunden und mit dem Sieg des Berliner Lehrergesangvereins geendet, der mit seinen Vorträgen Meisterhaftes an Charakteristik des Ausdrucks, Vornehmheit der Auffassung und Feinheit der Phrasierung bot. Der Vorsitzende des Vereins, Lehrer Zissel, und der vortreffliche Dirigent, Prof. Felix Schmidt, wurden vom Kaiser beglückwünscht und nahmen aus den Händen der Prinzessin Friedrich Karl von Hessen die goldene Kaiserkette in Empfang, die nun bis zum nächsten Wettsingen im Besitz des Berliner Lehrergesangvereins bleibt. Damit ging das heißumstrittene Kleinod seinem vorigen Inhaber, dem Kölner Männergesangverein, verloren, jedoch wurde diesem für seine ebenfalls ausgezeichneten Leistungen der Erste Preis von den übrigen Ehrenpreisen zuerkannt. Allen am Wettstreit beteiligten Vereinen war vom Kaiser ein Fahnenband in der Farbe des Kronenordensbandes mit einer silbernen oder bronzenen Plakette verliehen worden.

Jubiläum des Fürsten von Thurn und Taxis (Abb. S. 822). Am 8. Mai konnte Fürst Albert von Thurn und Taxis die 25. Wiederkehr des Tages feiern, an dem er die Regierung seines standesherrlichen Hauses übernommen hatte. Als Nachkomme der berühmten Inhaber der Postgerechtsame am 8. Mai 1867 in Regensburg geboren, wo die Fürsten von Thurn und Taxis seit mehr als 150 Jahren residieren, hat sich Fürst Albert, bekanntlich einer der größten Hundebesitzer, durch seine Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft aufrichtige Sympathien erworben; dem Bund mit seiner Gemahlin, Erzherzogin Margarete Klementine, sind sechs Prinzen und eine Prinzessin entsprossen.

Zum Besuch des Königs von Spanien in Paris (Abb. S. 820). Zu Ehren ihres hohen Gastes, des Königs Alfons von Spanien, veranstaltete die französische Regierung am 7. Mai eine Parade der Garnisontruppen auf der Invalidenesplanade, an der auch die Zöglinge der Militärschulen teilnahmen. Unsere Aufnahme zeigt den König in Begleitung des Präsidenten Poincaré auf dem Weg zu dem militärischen Schauspiel.

Im Internationalen Hürdenrennen zu Grunewald-Berlin (Abb. S. 820) am Pfingstmontag wurden die beiden ersten Plätze eine Beute der Franzosen; den Sieg errang der Fuchs Pané des in Paris lebenden Oesterreichers Fischhof unter Jockei Powers.

Eine holländische Frauenausstellung (Abb. S. 826). ist kürzlich in Amsterdam unter dem Namen „Die Frau 1813—1913“ eröffnet worden. Die reich beschickte Schau zeigt nicht nur die Frau in ihrem Schalten und Walten vor 100 Jahren, sondern führt auch, ähnlich wie die vorjährige Berliner Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“, die verschiedenen Wirkungskreise des heutigen weiblichen Geschlechts vor Augen. Unsere Aufnahme zeigt die Mitglieder des Komitees, dem Fräulein Dr. Mia Boissevain als Präsidentin und Frau Asser Thorbecke als Vizepräsidentin angehören.

Der Marienbader Jubiläumsbrunnen (Abb. S. 826) Das weltberühmte Marienbad hat eine neue Zierde erhalten in Gestalt eines Kaiser-Franz-Josef-Jubiläumsbrunnens, der dort kürzlich errichtet wurde. Das monumentale Werk ist eine Schöpfung des Wiener Bildhauers Hans Dietrich.

Das Richard-Wagner-Denkmal in München (Abb. S. 824), eine Schöpfung des Münchner Bildhauers Prof. Heinrich Wadere, gelangte zum 100. Geburtstag des Meisters vor dem Prinzregententheater zur Aufstellung. Es stellt Wagner in zweiundeinhalbfacher Lebensgröße, in einen Radmantel gehüllt, barhäuptig auf einer Steinbank sitzend, dar und ist in Untersberger Marmor ausgeführt.

Elisabeth von Schroeder (Abb. S. 825), die mit großem Erfolg als „Tosca“ in der Kurfürsten-Oper auftrat, wird demnächst in der Hagin-Oper, Neues Königliches Opern-Theater, ein Gastspiel absolvieren. Die Künstlerin, die als Generalstochter und frühere Hofdame keinen leichten Stand hatte, kann mit dem Anfang ihrer Laufbahn zufrieden sein, da sie beim Publikum reiche Anerkennung fand. Fräulein v. Schroeder ist in Berlin, Paris und Mailand für die internationale Karriere durch Frau Gerster, Kammersängerin Felicia Kaschowska und Jean de Reszké ausgebildet worden und wird demnächst die „Elisabeth“ im Tannhäuser in Paris französisch singen.

Frieda Hempel, Geraldine Farrar und Enrico Caruso (Abb. S. 824) haben ihre letzte Kunstreise in Amerika beendigt und die Rückfahrt nach Europa angetreten.

James Fillis † (Abb. S. 820). Der berühmte Schulreiter James Fillis ist vor kurzem zu St. Germain bei Paris im Alter von 82 Jahren gestorben. Mit Fillis ist wohl die glänzendste Reiterfigur hingegangen, die in den letzten Jahrzehnten die Manege beherrschte. Unübertroffen in seiner Einwirkung aufs Pferd hat der kleine, sehnige Mann überall, wo er auftrat, die höchste Bewunderung erregt; auch als Reitlehrer und Verfasser wichtiger Reithandbücher wird Fillis, der seine Kunst noch bis vor kurzem ausübte, unvergessen bleiben.

Personalien (Abb S. 822). Der hervorragende Kinderarzt Prof. Dr. Adolf Baginsky, Direktor des Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Kinderkrankenhauses in Berlin, begeht am 22. Mai seinen 70. Geburtstag. — 60 Jahre alt wurde am 4. Mai der bekannte Geigenkünstler Professor und Kammervirtuose Florian Zajic in Berlin. — Hofschauspieler Otto Treßler in Wien wurde zum Regisseur am k. k. Hofburgtheater ernannt. — Der bekannte Rechtslehrer Prof. Dr. Aug. Sigm. Schultze an der Universität Straßburg beging am 28. April seinen 80. Geburtstag. — Als Nachfolger des nach Köln berufenen Erzbischofs Dr. Felix von Hartmann wurde der Generalvikar Domkapitular Johannes Poggenburg zum Bischof von Münster erwählt. Der neue Bischof, zu Ostbevern im Münsterland geboren, steht im 52. Lebensjahr.

Die Toten der Woche

James Fillis, berühmter Kunstreiter, † in Paris im Alter von 82 Jahren (Portr. S. 820).

Geh. Rat Professor **Eugen Prym**, bekannter Orientalist, † in Bonn am 6. Mai im Alter von 70 Jahren.

General d. Inf. z. D. **Heinrich von Scheel**, ehem. Präses der Obermilitärexaminationskommission, † in Berlin am 8. Mai im 74. Lebensjahr.

Prof. **Wolfram v. Zingerle**, Oberbibliothekar an der Universität Innsbruck, † in Innsbruck im Alter von 59 Jahren.



DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Der Kaiser und die Kaiserin in der Abteilung für Architektur.

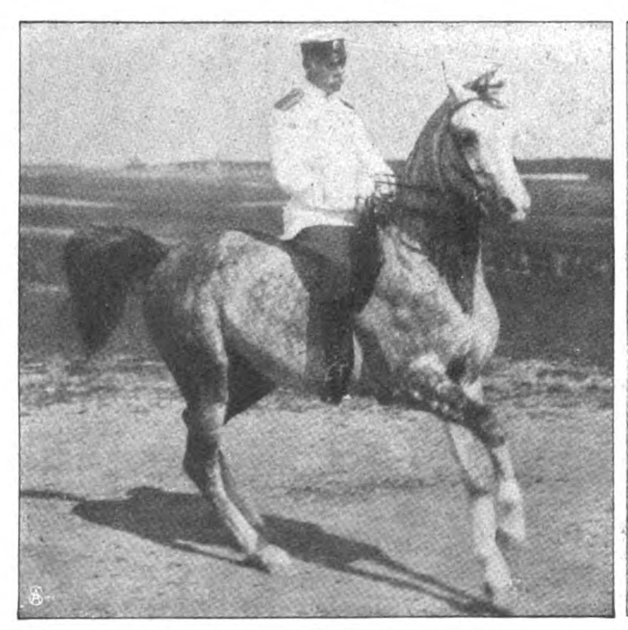
Von der Eröffnung der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung.

Spezialaufnahme der „Woche".



Arch. du Miroir.

König Alfons von Spanien in Paris: Der König geht mit Poincaré zur Parade.



James Fillis †
der berühmte Herrenreiter und Reitlehrer.



Phot. Rosenberg.

Der Sieger Pané unter Powers.
Vom Internat Hürdenrennen im Grunewald.



Vom Kaiserpreis-Wettsingen in Frankfurt a. M.

Der Kaiser in der Hofloge.
Hofphot. Lauffer.

Links: Das den wettsingenden Vereinen verliehene Fahnenband. Rechts: Adolf Zißl, der Vorsitzen e des Berliner Lehrer-Gesangvereins, mit der Kaiserkette. — Phot. Schmid.



Phot. Arnemann.

Johannes Poggenburg,
der neue Bischof von Münster.



Albert Fürst von Thurn und Taxis,
beging sein 25jähriges Jubiläum als Standesherr.



Atel. Weiß.

Prof. Sigmund Schultze,
Straßburg, bekannt. Rechtslehrer, wurde 80 Jahre.



Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Baginsky,
Berlin, wurde 70 Jahre.

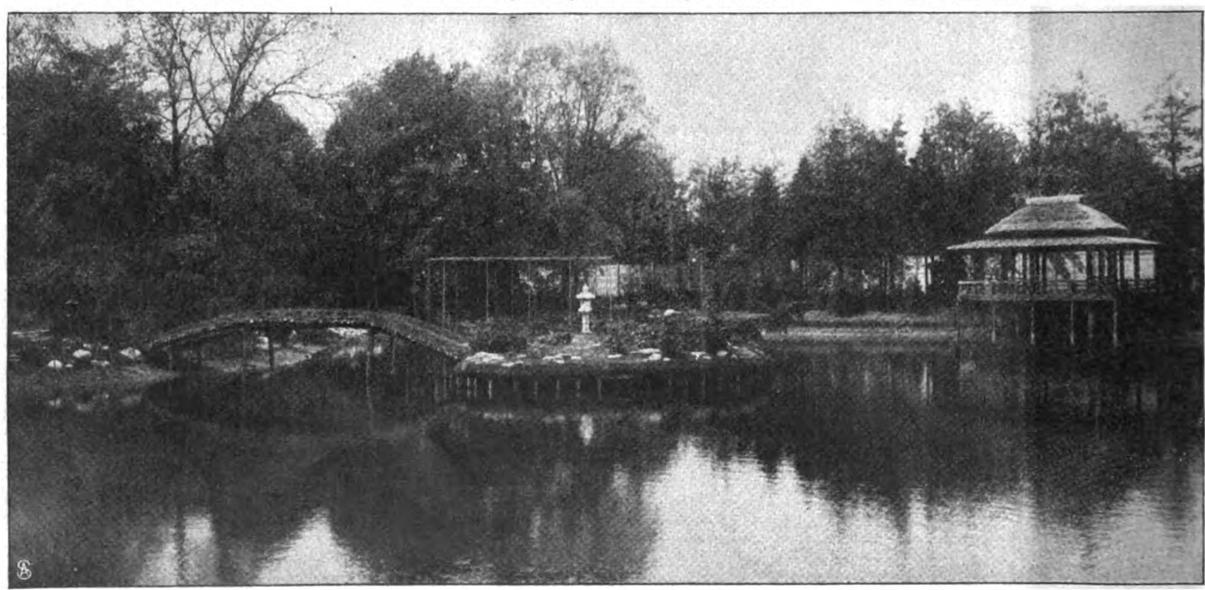


Hofschauspieler Otto Treßler,
Wien, wurde zum Regisseur am Burgtheater ernannt.

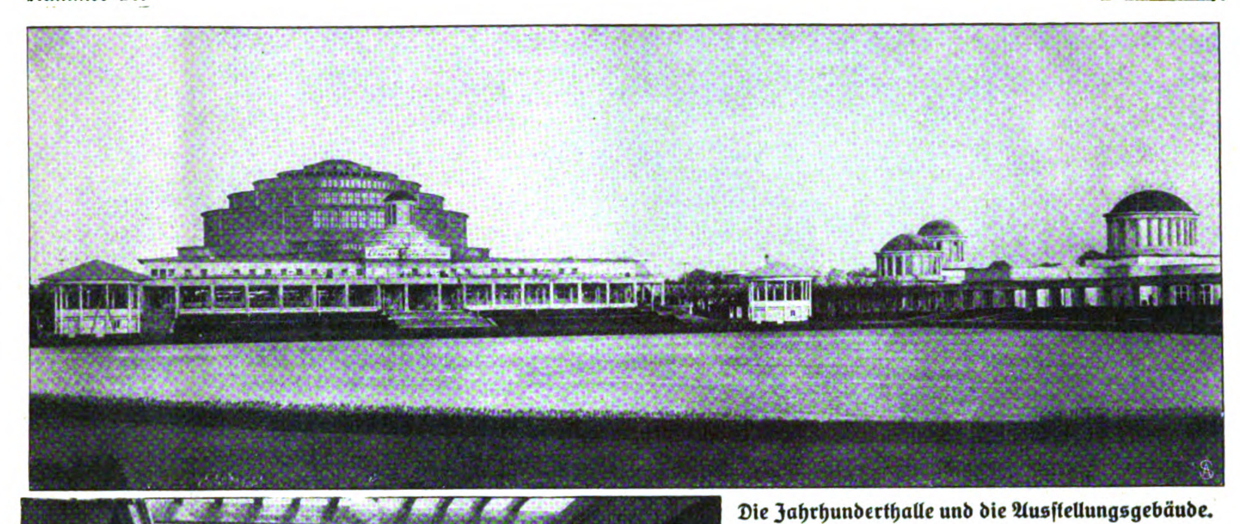


Atelier Hülsen.

Prof. Florian Zajic,
Berlin, berühmter Geiger, wurde 60 Jahre.



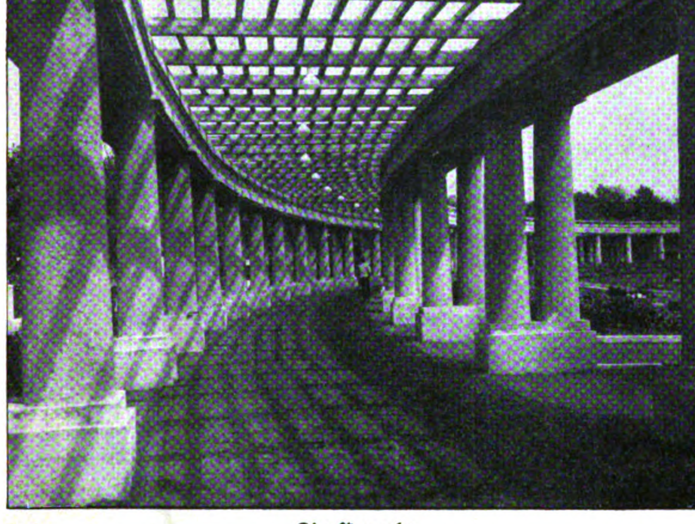
Der japanische Garten.
Von der Breslauer Jahrhundertausstellung.



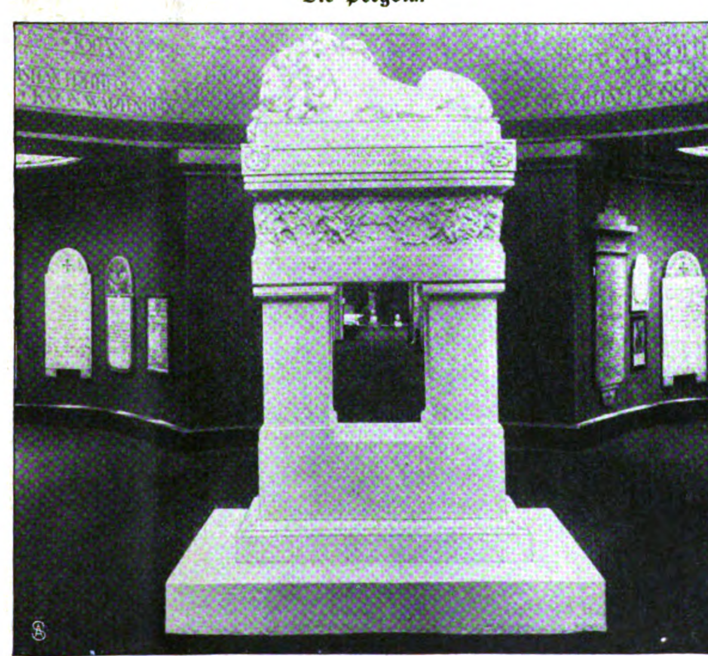
Die Jahrhunderthalle und die Ausstellungsgebäude.

Von der Breslauer Jahrhundert-Ausstellung.

(Hierzu der Aufsatz von Victor Ottmann.)



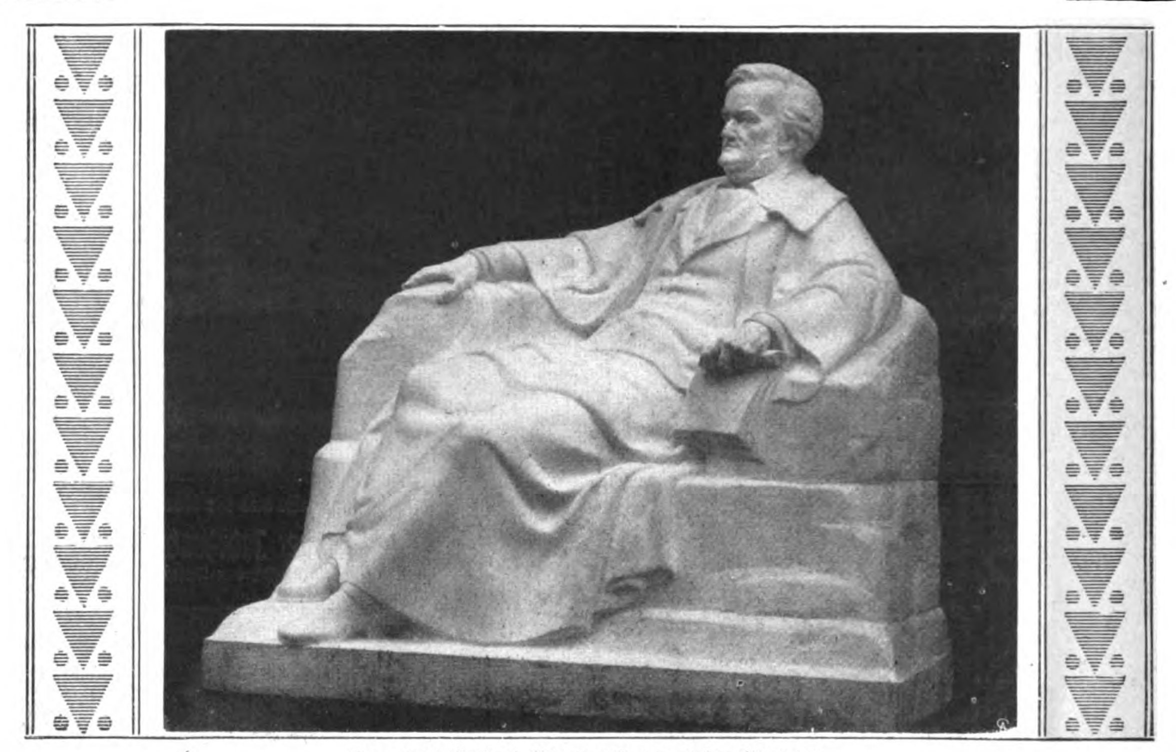
Die Pergola.



Das Scharnhorstdenkmal in der Gedenkhalle der Gefallenen.



Die Uniform des „schwarzen Herzogs“
Friedrich Wilhelm von Braunschweig, in der er auf dem Schlachtfeld von Quartrebras fiel.



Das neue Richard-Wagner-Denkmal für München.
Ein Werk des Bildhauers Wadere, wird demnächst enthüllt.



Geraldine Farrar.



Enrico Caruso.



Frieda Hempel.

Opernstars bei der Rückkehr von Amerika nach Europa auf dem Lloyddampfer „Kaiser Wilhelm II."

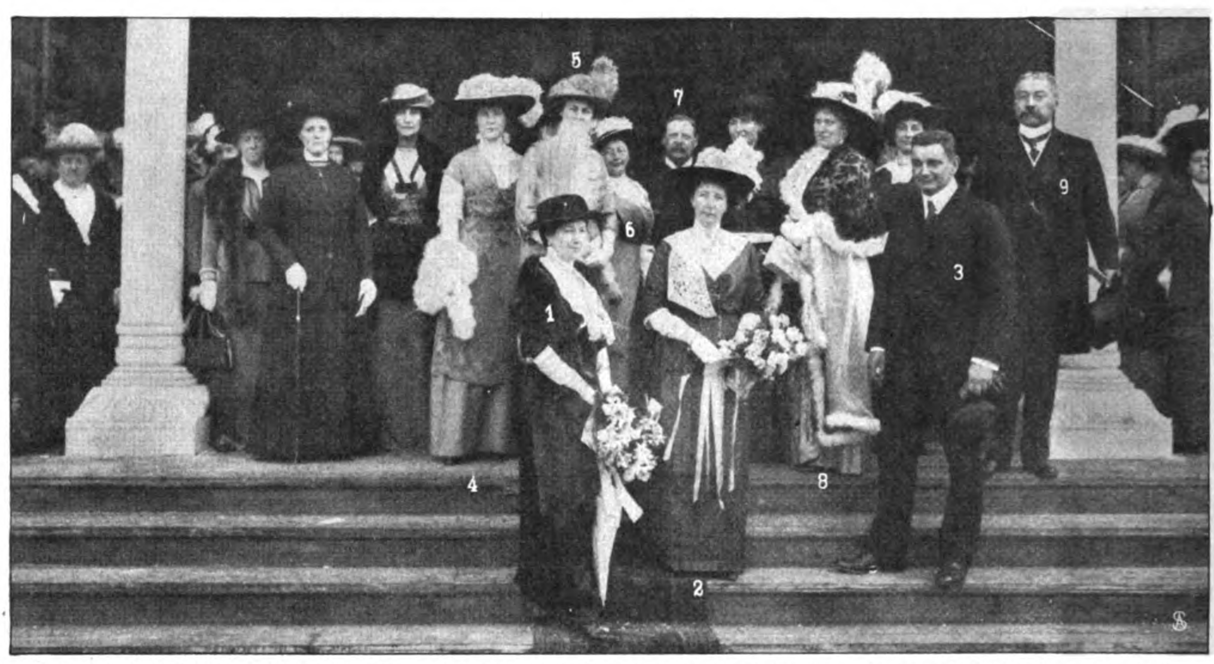




Phot. G. Gerlach & Co

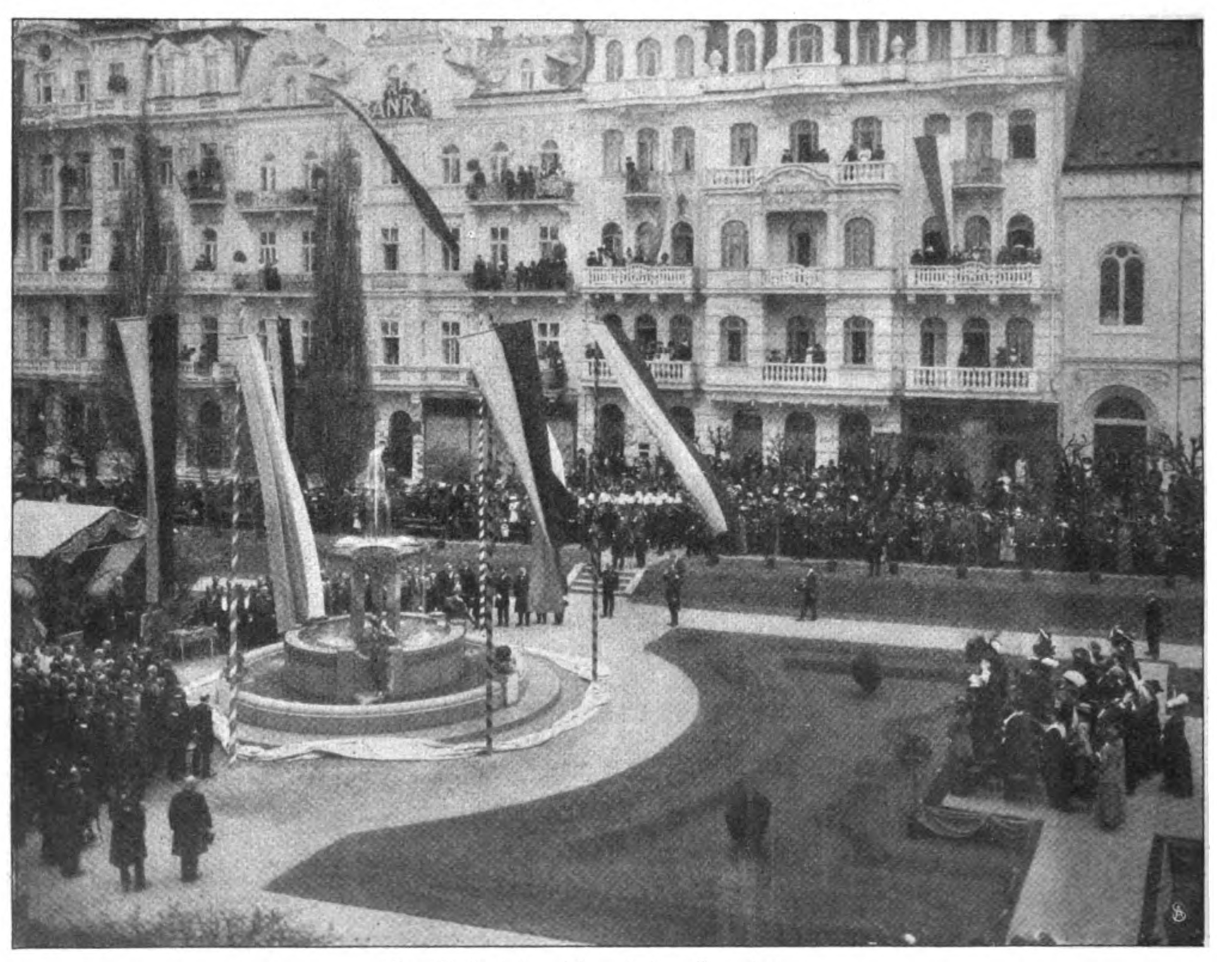
Eine neue Tosca:

Fräulein Elisabeth von Schroeder als „Tosca" (II. Akt).



1. Fr. van Loon Egidius. 2. Fr. Roëll de Vos van Steenwyk. 3. Minister Talma. 4. Frl. van Eeghen. 5. Frl. Dr. Mia Boissevain. 6. Frl. Manus. 7. Dr. Roell. 8. Fr. Asser Thorbecke. 9. Dr van Leuwen.

Von der Ausstellung „Die Frau 1813—1913“ in Amsterdam: Das Komitee.



Der Festplatz während der Enthüllung.

Die Einweihung des Kaiser Franz Josef I.-Jubiläumsbrunnens in Marienbad.



Die Kinder des Genies.

Roman von

Marie Luise Becker.

7. Fortsetzung.

Jakob Heinemann bezog indessen in Friedrichshagen eine kleine Wohnung mit Margerit, seinem jungen Weib.

Er lebte dort bescheiden, fast ärmlich, von dem kleinen Kapital des Onkels. Die junge Frau hatte Angst, es könnte einmal zu Ende sein — ehe der große Ruhm kam. Und sie würde ihm dann eine Last sein, arm wie sie war. Und so sparte sie jeden Pfennig.

Jakob war wie sein Vater; er brauchte die Anmut und die Zärtlichkeit einer Frau um sich, um glücklich zu sein, schaffen zu können.

Aber diese Frau mußte ihm geistig nahe sein, ihm ebenbürtig, das kleine, naive Mädel, das alte Ideal seines Vaters, das seine gute Mutter so lange bemüht sein mußte zu verwirklichen — das sagte ihm nicht zu. In Margerit fand er die Frau und die Gefährtin.

Dabei war sie von einer rührenden Schönheit und Schlichtheit. Sie trug ein ganzes Jahr ein einziges Kleid, um ihn nichts zu kosten. Ein stiller, zäher, eiserner Wille lebte in dieser feinen, sanften jungen Frau.

Ihre kleine Wohnung in Friedrichshagen schaute nach dem See hinaus, sie hatte sie mit ein paar Möbeln und Stoffen zu einem bescheidenen und geschmackvollen Heim ausgestaltet. Beide widmeten sich ganz ihrer Kunst.

Es war ein rastloses Studieren, Ringen, Arbeiten.

Und ein aufreibender, langer Kampf.

Das Verhältnis zwischen Jakob und seinem Vater war bekannt geworden und verschloß dem jungen Dichter vorerst alle Theater und Salons der Berühmtheiten und einflußreichen Leute. Joachims Zorn, seine öffentliche, schroffe Ablehnung hemmte ihn überall, verrammelte ihm die Wege mehr, als wenn er der Sohn irgendeines Unbekannten gewesen wäre. Auch Schraders empfingen weder ihn noch Margerit.

Margerit fand auch so leicht kein dauerndes Engagement, das ihrer Eigenart entsprochen hätte. Sie begnügte sich damit, zuweilen eine neue oder interessante Rolle in Nachmittagsvorstellungen zu erhalten und in einigen Gesellschaften vorzutragen. So konnte sie auch hie und da einmal etwas von Jakob Heinemann sprechen. Aber seine spröde, herbe, eigentümliche Kunst rang sich langsam durch. Das war ein anderes Gestalten, als man bisher gekannt — und scheu blieb die Bewunderung davor stehen.

Sein erstes, sein zweites Drama lagen in den Theaterarchiven, immer versprach der eine oder der andere Dramaturg, irgendein Freund vom Parthenon oder ein Schauspieler, den die Rolle interessierte, es dem Direktor vorzuschlagen, aber eine Saison nach der andern verstrich in Hangen und Bangen und in Plänen.

Auch der große Mime, sein früherer Lehrer, hatte das Manuskript, das er ihm mit klopfendem, freudigem Herzen brachte, gelangweilt beiseitegelegt. Er mußte vorsichtig sein. „Sie müssen doch noch viel lernen — so ohne weiteres geht das nicht" — hatte er gesagt und die Achseln gezuckt.

Emil Tiger half ihm und förderte ihn zwar freundschaftlich, wo er konnte, aber er war aus Joachim Heinemanns Schule hervorgegangen, und seine Begriffe von Theater und Bühnenwirksamkeit steckten noch in den alten Anschauungen.

So blieb es doch eigentlich Jakobs eigener Kampf um seinen Platz in der Welt, und er, der Künstlersohn, hatte um ihn schwerer zu ringen als irgendein andrer. Er wäre vielleicht verzagt, auf dem Weg umgekehrt, hätte den Glauben an sich selbst verloren, wenn nicht neben ihm das Weib seiner Liebe gestanden hätte mit ihrem festen Vertrauen auf seine Begabung.

Künstler, Dichter und Ärzte müssen Prophetennaturen sein, um die Menschen zu überzeugen, mit sich fortzureißen. Auch in Jakob mußte erst die Kraft wachsen, sich die Gemeinde zu schaffen, die an ihn glaubte, ehe er seiner neuen Kunst die Wege freimachen konnte.

Joachim blieb unversöhnlich — noch unversöhnlicher, seit Jakob bei seiner Mündigkeit seine Ehe durchgesetzt hatte. Und auch Jakob wollte noch nichts von einer Aussöhnung wissen, ehe nicht sein eigenes Werk ihm die Anerkennung des Vaters abgerungen. Und bis es dahin kam, hatte es noch weite Wege.

Aber die Pläne, die er und seine näheren Freunde trugen, verdichteten sich. Ein neues, modernes Theater versprach, sich der jungen Dichter aus der Gruppe, die sich gebildet hatte, anzunehmen. Ein paar Kritiker warben für den Plan, gaben ihm ihre Stimmen.

Und dann kam die erste Annahme, und Margerit konnte die Rolle proben, die mit ihrer eigensten Seele geschaffen war. Von der nun alles abhängen würde: der Erfolg von Jakobs Stück, seine Anerkennung als Dichter, seine Zukunft.

* * *

Auf dem Monte Pincio in Rom spazieren ein großer, grauköpfiger Herr und eine kleine ältliche Dame und warten auf den Augenblick, wo die Sonne hinter den Pinien der Villa Doria Pamfili untersinkt und die Kuppeln und Denkmäler der ewigen Stadt in ihre Gluten taucht. Sie trinken mit müder Wollust den sanften Frühlingsduft des süßen, stillen Osterabends, der über den Büschen und Bosketten schwebt, und der angefüllt ist mit dem Atem der Tausende von Blumen in den Beeten, die um die Rasenplätze hinfließen. Ein paar buntgeputzte Kinder spielen und lachen, einige junge Klosterschüler recken die blassen, phantastischen Gesichter mit den fanatischen Augen andächtig hinüber zur leuchtenden Kuppel



des Sankt Peter und bewegen murmelnd die Kugeln ihrer Rosenkränze an den bunten Gürteln der Soutanen.

Joachim Heinemann und Lorchen hatten sich diese Frühlingsfeier gegönnt.

Der Dichter wollte sich herausreißen aus allen alten Erinnerungen. Es war ihnen eine neue Hochzeitsreise gewesen — die Hochzeitsreise der stillen, alten Menschen, die wissen, daß sie nun mit der großen Leidenschaft fertig sind. Daß nicht Jugend und Schönheit, sondern die stille Feier des Alters ihrer wartet.

Zum erstenmal in Rom! Im Land der großen Sehnsucht. Auf dem Boden, den der Fußtritt der Ganzgroßen für immer gezeichnet! Dem Rom Michelangelos und Raffaels, dem Rom Dantes — Goethes. —

Als alter Mann kam Joachim hierher. —

Seine Jünglingsehnsucht hatte ihn hergerufen, aber er hatte verzichtet, um seiner Liebe, seiner Ehe, seinem Schaffen, seiner Familie zu leben. Seine Mannesjahre waren darüber verflossen, und nun das Leben mit seinen Leidenschaften zur Neige ging, nun erst wurde ihm dies heißersehnte Rom! Ihm, dem Müden, der den Frieden suchte.

Er schaut gedankenvoll und versonnen hinüber nach den grünen Gärten des Monte Mario und sieht so nicht den Herrn, der eben an ihm vorbeigeht, unbestimmt aufschreckend wie in halbem, ungewissem Erkennen, der sich nicht erlaubt, ihn anzureden. Der geht weiter nach der Piazza di Spagna zu. Oben, vor dem Palazzo Medici, stockt sein Fuß, sein Auge gleitet hin nach der Villa Pamfili, zu dem Feuerzauber der untergehenden Sonne, vor der die dunklen Pinien stehen.

In seinem Herzen wogen ähnliche Gedanken wie in Joachim. Auch ihm wurde ja hier zum erstenmal diese Offenbarung der ewigen Stadt und ihrer unendlichen Schönheit. Auch ihm wurde ihr Frieden nach einem langen, heißen, mühseligen Kampf.

Der Glockenturm von Santa Trinita di Monti stimmt das Ave Maria an, eine Dame kommt die Treppe von der Piazza di Spagna heraufgeeilt — dann starren sich zwei Menschen einen Augenblick an — Karl Nordmann, dessen große Marmorgruppe für den Palazzo Palozzari in der Galleria d'Arte moderna ausgestellt worden war, und Gudrun Heinemann, die auf der Post die Briefe und Zeitungen aus der Heimat abgeholt hat und nun eilt, die Eltern zu treffen. Einen Augenblick starren sie sich an — und erkennen sich und suchen den andern frühern Menschen in ihren Zügen, den sie geliebt und besessen hatten, und der ihres Lebens Schicksale einmal in seinen Händen gehalten.

Die Sonne sinkt glutrot nieder und hüllt den weiten Horizont in ihren leuchtenden Mantel ein, die rufenden Stimmen der Glocken umher scheinen allein in dem großen Schweigen zu reden — reden sie von der alten — toten Liebe? — Sie sehen einander in die Augen, und alles scheint ihnen versunken — und doch — ist das Karl — dieser stattliche Herr mit dem kurzen Vollbart und dem modischen Anzug? Und ist das Gudrun — die Gudrun von einst mit den großen Kinderaugen — diese ernste, ruhige Dame mit dem klugen, stolzen, verschwiegenen Gesicht?

Einen Augenblick starren sie einander an, dann senken sie die Augen wie in Scham voreinander und vor dem fremden Wesen, das sie nun füreinander geworden waren. Wie eine trennende, feindliche Macht steht die Zeit, die sie durchlebt hatten, ohne sich wiederzusehen, zwischen ihnen, und sie wenden sich stumm und ohne Gruß voneinander ab, traurig und schmerzlich.

Gudrun geht mit einer stolzen, herben Bewegung und gesenktem Antlitz schnell und fremd weiter.

Sie hat heute sein Werk in der Ausstellung gesehn und hat es bewundert. Eine heiße, jähe Welle der alten Liebe ist in ihr Herz geflutet.

Ja, er ist ein großer Künstler geworden. Es hatte sich gelohnt um seiner Kunst willen, was sie gelitten. Sie war nicht nutzlos hingeopfert worden. Sie hatte ihm recht gegeben — daß er sie einst verlassen — daß er sie hatte verlassen müssen um seines Werkes und seiner Entwicklung willen. Aber es hatte sie auch gelehrt, wie wenig — wie bitter wenig sie nur seinem Leben und seiner Kunst bedeutete, wie spurlos ihre große, hingebende Jugendliebe an seinem Mannesherzen vorübergegangen war.

Und das war ihr ein inneres Ereignis geworden. Sie hatte ihm vergeben — im ernsten, klaren, leidenschaftslosen Erkennen der künstlerischen Notwendigkeit in ihm. Aber grade in diesem Verzeihen und in ihrem tiefen Schmerz war sie sich bewußt geworden, daß sie ihn noch immer liebte, daß die alte Liebe in ihr noch lebte wie einst, und diese Erkenntnis hatte sie mit Zorn und Scham gegen sich selbst erfüllt.

Karl sieht ihr nach, wie sie so fest und eilig und straff dahinschreitet.

Wie schön sie geworden war! Wie stolz sie schritt!

Heute hätte er vor sie treten können und ihr sagen: richte und urteile — und — wenn du es willst und kannst — vergib mir! Heute ist er so weit! Aber er sieht an der Art, wie sie sich abwandte und dahinschritt — sie hat nicht vergeben. Er hatte ihr zu weh getan, er hatte sie zu schmerzhaft verlassen und verraten. Ja — daran erkannte er sie wieder, seine alte, stolze Gudrun, die seinen Weg nun nie mehr kreuzen würde.

Und plötzlich erwachte in ihm der Trotz! Ich will sie doch wiedersehen. Will sie mir zurückerobern — will ihren Zorn wieder in Liebe umwandeln! —

* * *

Gudrun kommt atemlos vom raschen Gehen bei den Eltern an. Ihr Herz klopft stark. Ihr Gesicht flammt. Sie hält die Postsachen krampfhaft und unbewußt in den Händen und gibt sie Joachim achtlos, in fernen Gedanken.

So sieht sie nicht Lorchens Erschrecken — es ist ein Brief dazwischen von Jakob, der nicht in Joachims Hände fallen sollte! Denn der Vater hielt es für sein Recht, alle Briefe zu öffnen.

Und so liest er Jakobs Brief — und in dem Brief steht — ja — da steht das Große, was sich zugetragen hat — der neue Tag, der im Leben seines Sohnes angebrochen ist — der junge Ruhm — Joachim liest — seine Hände zittern und halten doch den Brief fest, nach dem Lorchens Hände eilig greifen — die Premiere von Jakobs Stück — ein neuer, moderner Dichter — eine junge, moderne Schauspielerin — der Sohn Joachim

Heinemanns und sein Weib — das steht da — im Brief — in den Zeitungen, die Gudrun mitbrachte — und alle sprechen von dem großen Erfolg, den sein Drama gehabt hat.

Man jubelt ihm zu. Der junge Dichter hat mit einem Schlag eine Welt erobert!

Lorchen lacht und weint vor Glück und Stolz. Alle ihre unterdrückte Angst fällt von ihr ab. Sie ist ja Mutter! Sie hat nun das Recht, Mutter zu sein! — Sich ihres Sohnes zu freuen. Ihr, Lorchens Sohn, ist seines großen Vaters würdig — niemand mehr darf ihm den Platz in der Welt streitig machen!

Ihre schmerzensreiche, unterdrückte Liebe zu dem Sohn blüht plötzlich empor und wirft ihre Hüllen von sich.

„Vater — Vater — nun siehst du doch — er ist es wert — er hat es geleistet — du mußt ihn aufnehmen — dein Kind — Vater — dein und mein Kind", sie packt und preßt Joachims Hand.

Gudrun hat ein eigentümlich fernes, stolzes Lächeln.

Joachim wirft die Blätter zur Seite und beginnt in großen Schritten auf und ab zu wandern.

Er hat einen finstern, starren, schmerzvollen Ausdruck im Gesicht. Sieht die Frauen nicht an, die da weinen und lachen, mit zuckenden Lippen, und in den Zeitungen wühlen und den Brief immer wieder von neuem nachlesen.

Ein tiefer Gram liegt auf seinen Zügen.

„Wir reisen morgen nach Pisa", sagt er schroff. „Morgen früh. Kommt, wir wollen die Koffer packen."

„Morgen — nach Pisa", stammelt Lorchen verwundert. „Wir sind morgen zum Tee beim Gesandten" — ihr Blick wandert hilflos von Joachim zu Gudrun hin und her. Hastig fährt sie fort: „Wir haben doch gar keinen Grund zur Abreise — morgen werden neue Zeitungen da sein — uns mitteilen, ob der Erfolg dauernd war, ob andere Theater darauf reagieren. Das interessiert uns doch, Vater. Wir wissen doch noch — von deinen Stücken her — wie wir dann darum gezittert haben — du, Vater — du weißt doch — wie wichtig das ist! — Und dann — beim Gesandten —"

Sie wußte, daß Karl Nordmann auch dort sein würde. Sie wußte es von Adele, die es ihr anvertraut hatte, ehe sie abreiste. Und beide Mütter hatten im stillen auf ein Wiedersehen und eine Versöhnung ihrer Kinder gehofft.

Niemand antwortet ihr.

Sie starrt verstummend von einem zum andern und schweigt. In Joachims Zügen liegt noch der gleiche tiefe Schmerz, der nicht einem Lächeln, nicht einer Rührung weichen will.

Ihm ist Jakobs Erfolg keine Freude wie ihrem Mutterherzen. Ihre Worte tun ihm weh.

Es sieht nicht nach Vergeben und Anerkennen und Heimkehr aus, was auf seinem Antlitz steht!

Sie wendet sich zur Tochter.

Sie sieht den fremden Ausdruck in Gudruns Zügen, deren Augen plötzlich aufflammen und sie verstehend streifen.

„Eben darum, weil wir beim Gesandten eingeladen sind", sagt Joachim plötzlich hart. „Ich will keine Glückwünsche zum Erfolg meines Sohnes empfangen."

„Aber es ist doch ein Erfolg — du kannst doch stolz auf ihn sein" — wendet Lorchen ein und faßt seine Hände.

Joachim lacht wild und höhnisch auf.

„Dir ist es ein Erfolg — weil es dein Sohn ist — der über mich hinweggegangen ist!" ruft er schmerzlich. „Mutter, Mutter, du! Daß alle Frauen ihren Mann verraten um ihr Kind! Erfolg! — ja, er hat ihn nun — endlich hat er ihn! Und die gleichen Menschen jubeln ihm zu und vergöttern ihn — die einst meine Werke in den Himmel hoben! Nun bin ich ihnen nichts mehr! — Nun ist mein Sohn der neue Meister, und dieser Erfolg von Jakob ist mein Todesurteil! Siehst du denn nicht — daß jedes Wort des Beifalls ein schadenfrohes Hohngelächter auf mich ist? Und da soll ich stillhalten zu allen Glückwünschen und mich verneigen und bedanken, wenn man mir sagt, daß ich einen großen Sohn habe, und daß ich ein hübsches Talent sei, das stolz sein dürfe, ein Genie hervorgebracht zu haben? Nein, nun ist mir Rom verleidet — sein Zauber ist erloschen — wie das Abendrot heute — ich will nichts mehr sehen! — Und du — Gudrun — gelüstet es dich — zu bleiben?" wendete er sich mit plötzlichem Doppelsinn an die Tochter.

Gudrun schüttelt den Kopf. „Nein — Vater — du hast recht — wir wollen reisen" — sagt sie mit merkwürdig harten, finstern Augen.

Er seufzt erleichtert auf. „Also — wenigstens du verstehst mich." —

Karl Nordmanns Lebensweg war aufwärts gegangen in harter Arbeit, in bitterer Entbehrung. Er hatte gelernt, zu erwerben, festzuhalten und sich die Welt dienstbar zu machen. Er war ein schöner Mann, und schöne Frauen waren seine Auftraggeberinnen, die ihm die Wege ebneten, ihn feierten und bewunderten. Der Erfolg kam langsam, hart erkämpft — aber er kam. Und mit ihm die Liebe und die Bewunderer und die Freunde, die ihn förderten, für ihn eintraten.

Gudruns Bild war eine stille, feierliche, fast herbe Erinnerung geblieben. Er war ihr ausgewichen, hatte vermieden, die Eltern zu besuchen.

Dann wurde er älter, stiller, gerechter.

Es war ihm eine Frage geblieben in der Seele — eine Frage, die er noch einmal an sie richten wollte.

Als sie in Rom an ihm vorüberschritt vor dem leuchtenden Abendhimmel, die stolze Gestalt mit dem fremden, abweisenden Gesicht, gewann sie einen neuen, geheimnisvollen Reiz für ihn. Er fühlte: sie hatte eine Entwicklung durchgemacht, ihre Seele war reicher und tiefer geworden.

Und doch war er in diesem Augenblick nicht so frei, wie er hätte sein mögen — um sie freien Herzens aufsuchen, wiederfinden, zurückerobern zu können.

Er dankte der Contessa soviel, bei der er eben zu Gaste war in dem alten Palazzo — — —

Der große Auftrag! Ach! Er hing ja auch ein wenig von ihrer Gunst — von ihren schönen Augen ab! Was würde sie zu dem Träumer sagen, der plötzlich an alle blauen Wunder seiner Heimat, seiner Jugend dachte? Alles fortwarf, um seiner verblaßten, verlassenen alten Jugendliebe nachzulaufen?

Ja — — und — wollte er denn um sie werben? Noch



einmal — nach so vielen Jahren? Waren sie nicht beide ganz andere, ganz fremde Menschen geworden? Hatte er nicht recht gehabt, sie zu meiden?

In Zögern, Zaudern und Überlegen ließ er den Morgen verstreichen — er würde sie wohl am Nachmittag sehen auf dem Kapitol beim Gesandten. —

Es klopft ihm nun doch das Herz, wie er hingeht — — war sie ihm doch noch so teuer? Er ist über sich selbst erstaunt wie jemand, der unter alten Papieren ein vergessenes Bild sieht und es wieder in sein Zimmer hängt.

Der blaue Frühlingshimmel hängt vor den Fenstern des Palazzo Caffarelli. In den Eukalyptusbäumen im Garten schwatzen die durchziehenden Stare und wippen wie dunkle Punkte an den leichten, wehenden Zweigen hin und her.

Eine plötzliche heiße Sehnsucht nach Gudrun, nach der Heimat zieht durch sein Herz

Heimkehren — heimkehren — ja — das wollte er. —

„Wir erwarteten noch einen engeren Landsmann von Ihnen — den berühmten Joachim Heinemann mit seiner schönen Tochter", sagt der Gesandte und tritt neben ihn.

Karl sieht ihn aufmerksam an, als ob von dem nächsten Wort sein Glück abhängt. „Sie kennen sich doch?" fährt der Gesandte fort. „Ich glaube, Sie sind ja wohl aus der gleichen Gegend — der gleichen Stadt — nicht wahr?"

„Gewiß — gewiß — ich werde sehr froh sein, die Herrschaften hier zu sehen", antwortet der Bildhauer beklommen. „Ich kenne Joachim Heinemann von Kind auf, er war der beste Freund meines Vaters, und sein ältester Sohn, der leider vor längerer Zeit starb, war mein liebster Freund und Jugendkamerad. Ich habe den Dichter lange nicht gesehen — da ich immer in Paris lebte. Aber es wird mir eine sehr große Freude sein."

„Ja, das dachte ich mir auch — und nun bekomme ich ein Telegramm, daß der Dichter schon heute früh mit seiner Familie abgereist ist und sich entschuldigt!"

Karl beißt sich auf die Lippen. Das ist Gudruns Antwort! Er braucht nicht weiter nach ihr zu suchen.

Gut also — — — er wollte auch nicht mehr an sie denken — — was gingen ihn die alten Träume an? —

Als er heute abend zur Contessa kam, konnte sie mit ihrem feurigen, leidenschaftlichen Verehrer zufrieden sein und sich mit seiner Eroberung vor ganz Rom brüsten.

* * *

Joachim Heinemann hatte etwas Nervöses, Ruheloses, Zorniges in den nächsten Tagen, ging mit dem Reiseführer in der Hand durch Pisa und studierte die Kunstschätze mit dem Eifer eines Obersekundaners.

Gudrun selbst genoß mit einer leidenschaftlichen, fast qualvollen Intensität das Wunder des Kamposanto, aber wenn sie ein begeistertes Wort sagte, begegnete sie plötzlich Joachims leerem, fremdem, schmerzlichem Blick.

Wenn der Vater wie einst getobt und gewettert hätte, es wäre ihr eine Erleichterung gewesen gegenüber diesem stummen Schmerz.

Lorchen fand sich nicht zurecht zwischen den beiden und ihren seltsamen, verschlossenen Mienen. Ihre offene, sprudelnde Natur hatte in den letzten Jahren viel gelitten, weil sie alle möglichen Erlebnisse still tragen und viele Gedanken und Empfindungen verschweigen mußte, was ganz gegen ihre Art war.

Bisher hatte sie sich in der Zuversicht gewiegt, daß alles, alles gut werden würde, sobald Jakob einen Erfolg und Joachim von seiner Begabung überzeugt hätte. Nun sah sie sich vor einem neuen Konflikt.

Sie liebte Joachim, kannte ihn und alle seine Gefühle und litt mit ihm. Litt doppelt, weil er durch ihr Kind litt.

In Mailand lag Jakobs Drama aus in einer deutschen Buchhandlung. Joachim kaufte es.

Die Zeitungen waren voll vom Erfolg des Stückes. Man bereitete die italienische Übersetzung vor.

Nun lasen sie das Drama, jeder für sich, wie ein Unrecht — und jedem war es eine Offenbarung, ein großes packendes Lebenswort — jedem ein anderes Erlebnis. Und doch — mochte Joachim künstlerisch alles darin verneinen, mochte Gudrun zögern vor dem Genuß wie vor einer verbotenen Frucht — daß es eine große geistige Tat, ein verdienter Erfolg war, sahen sie alle. —

Joachim war ein alter Mann und verstand seine Zeit nicht mehr! Der alte Firnis seines großen Ruhms würde grade noch dazu reichen, sein Alter angenehm und glänzend zu machen. Andere gingen neue Wege — ließen Gras wachsen über die, die er gebahnt und beschritten.

Das war die Erkenntnis, die bittere, schmerzliche Erkenntnis, die allen dreien wurde. Und notgedrungen mußte diese Erkenntnis ihnen allen einen neuen Konflikt bringen — denn Lorchen war ja nicht nur Joachims Weib — sie war auch Jakobs Mutter — —

Hiltgart hatte sie doch innerlich getrennt.

„Joachim — ich habe eine Bitte an dich — laß mich heimreisen — laß uns ein paar Wochen fernbleiben voneinander — es wird uns beiden besser sein", sagte Lorchen eines Tages und faßte seine Hand. Sie sah sehr gealtert und müde aus. „Siehst du, ich kann doch nicht so mit — die Museen und all das interessiert mich nicht so wie dich und Gudrun. Gesehen habe ich Italien ja nun — so im ganzen — und das andere — dazu bin ich zu alt. Onkel Doktor hat mir immer mal eine Kur in Karlsbad geraten. Ich werde dahin reisen und die Wochen, die ihr noch hier bleibt, dazu benutzen, mich zu pflegen."

So blieben Joachim und Gudrun allein, und sie schwiegen beide über das, was vorgefallen war, und vertieften sich ganz in Kunstgenüsse.

Lorchen reiste nach Karlsbad, und dort traf sie zum erstenmal Jakob, der mit seiner Frau ein paar Tage bei ihr blieb, ehe er nach Prag reiste, wo man sein Drama spielen wollte.

* * *

Das war Lorchens erste und einzige Untreue in ihrer Ehe und der einzige Betrug, den sie Joachim antat, und den er zudem gleich merkte. Sie wollte, sie mußte wieder Mutter sein. Sie beide, Jakob und Lorchen, hatten jetzt das Recht auf ein Wiedersehen, und Margerit hatte das Recht, daß sie sie in ihre Mutterarme schloß, ihnen ihren Segen gab. —

Diese Jahre hatten aus Jakob einen anderen Men-



schen gemacht — — einen neuen, starken Menschen, der nichts mehr besaß von dem scheuen, zärtlichen, lieben Jungen von einst.

Ihr Sohn war ein Mann geworden und eines Weibes Mann. Es war ein Glück, ihn wiederzufinden, und ein Schmerz. Denn ihre Mutterliebe war ihm ferngerückt in all den Jahren, und eine andere Liebe hatte sein Leben geschmückt, und ein anderes Weib war ihm Gefährtin geworden.

Sie fand Margerit schön und bewundernswert und liebte sie um ihrer selbst willen und um der Liebe willen, die sie Jakob geschenkt — aber sie hatte doch etwas Fremdes, Neues für sie.

Sie war Schauspielerin und doch so ganz anders wie die Schauspielerinnen, die sie gekannt hatte, die Joachims große Rollen gespielt und ihn angeschwärmt hatten.

Lorchen begleitete ihre Kinder nach Prag und sah das Drama und Margerit die Hauptrolle darin spielen als Gast — denn man hatte sie gebeten, die Rolle auch in Prag und Wien zu kreieren. —

Lorchen sitzt wieder wie einst im Theater und lauscht mit zitterndem Herzen auf die Stimmen im Publikum, auf das Räuspern, Lachen, Kichern, Sprechen. Fühlt mit der gleichen nervenaufreibenden Angst wie einst bei Joachims Premieren die Stimmung des Theaters mit ihrem hellsichtigen, liebenden Frauenherzen und weint wieder wie einst die beglückten, erlösenden Tränen, nun der Applaus hervorbraust und man ihren Dichter wieder und wieder auf die Szene ruft.

Alles ist wie einst. Ein auferstandenes, neues Leben.

Ein neues Leben: in ihrem einzigen Kind! — —

Als sie nachher hinten in der Theatergarderobe war und Margerit half, sich umzukleiden, glitten ihre Augen bewundernd über den feinen, schlanken, mädchenhaften Körper der jungen Frau. Sie umfaßte plötzlich die Schwiegertochter und zog sie an sich mit einem naiven, lieben Lächeln und einer kleinen Sorge um den Mund.

„Das ist ja alles herrlich und schön — und ich habe ja alles sehr bewundert — Jakobs Drama und deine Art, die Rolle zu spielen — aber siehst du — ich möchte doch auch einmal ein Enkelchen auf dem Schoß haben. Und Vater — weißt du — Vater — der würde darüber auch alles vergessen. — Ich möchte Frieden haben — und meine Kinder beisammen" —

In Margerits Nacken stieg eine leuchtende, feine Röte auf. Sie preßte die Schwiegermutter liebevoll an sich und sah ihr mit einem tiefen, lächelnden, glücklichen Blick in die Augen . . .

* * *

Als sich Joachim und Lorchen in der Villa wieder zusammenfanden, war es wie ein parlamentarischer Friedenschluß wie zwischen zwei fremden Diplomaten. Joachim wußte, daß Lorchen Jakob und Margerit gesehen, daß sie mit ihnen in Prag gewesen war, und Lorchen erzählte hin und wieder mit klug eingestreuten Worten von ihren Erlebnissen und von den Eindrücken, die sie gewonnen hatte.

Sie wollte Frieden bekommen in ihrer Familie, Vater und Sohn sollten nachgeben, sich versöhnen.

Jakob hatte bewiesen, daß er dem Vater ebenbürtig, daß er keine „billige Ausgabe" des alten Dichters war, und wenn er die gleiche künstlerische Wirkung auf einem andern Weg erreichte wie einst der alte Meister, so war doch das sein künstlerisches und menschliches Recht.

Zwei warme und leidenschaftliche Fürsprecher hatte Jakob noch in dem guten alten Doktor, dem sein Patensohn besonders ans Herz gewachsen war, und an Ernst Nordmann, der seinem Jugendfreund in bezug auf Anerkennung der Moderne und Friedenschluß mit ihr ja schon längst vorangegangen war. Die beiden alten Herren hatten überdies bemerkt, daß auch Joachims Widerstand allmählich nachließ, daß die Liebe zu seinem Sohn längst gesiegt hatte.

Eines Tages, im Dezember, packte Lorchen wieder ihre Koffer und diesmal mit einem strahlenden Lächeln auf dem alten Gesicht.

„Ich reise nach Friedrichshagen. Ich muß dabei sein, wenn der Junge ankommt. So eine junge Schauspielerin versteht doch nichts von Babypflege. Dabei ist unsere alte Frauenart noch immer vorzuziehen."

Und sie packte und kramte in ihren Sachen. Joachim war erstaunt, welche Schätze an Hemdchen und Strümpfchen und Jäckchen da plötzlich aus den Spinden erschienen — alles frisch und duftend und zart.

Sie hatte gewiß schon monatelang im verborgenen still genäht und gestickt und alles vorbereitet — und das Geheimnis gekannt.

Darum also war seit einiger Zeit dies Lächeln auf ihrem runden Gesicht, als ob es von innen heraus ver-

klärt wäre, darum hatte sie eine andere Haarfrisur angenommen, mit glattem Scheitel, die sie viel älter machte. Sein Lorchen wollte Großmutter werden!

Und es ging eine leise Rührung durch sein Herz. Und plötzlich sah er zu Gudrun hinüber, und es war ihm, als läge ein müder, schmerzlicher Zug um ihre Lippen, der ihm verriet, welche Sehnsucht auch einst in ihr gelebt und was es sie gekostet hatte, zu verzichten und zu entsagen.

Und welche Einsamkeit auf sie wartete.

Jakob und Gudrun — seine beiden Kinder — waren ja doch auch Menschen, die ihren Platz in der Welt verlangten, um ihr Recht, ihr Menschenschicksal zu erleben.

Er brachte Lorchen selbst zur Bahn.

„Du — Lorchen —" sagte er dann plötzlich beim Abschied, „wenn sie sich nachher erholen soll — die junge Frau — und das Kleine — in unserer Villa ist doch jetzt Platz genug. Grüße doch Jakob und schlage ihm vor — daß er seine Frau und den Jungen dann zu uns bringt."

„Mein guter Alter!" rief Lorchen ganz beglückt und küßte ihn stürmisch.

Ihre Mutterliebe hatte gesiegt — nun konnte endlich alles gut werden!

* * *

Es war aber kein Junge, Joachim Heinemanns Enkelchen, sondern ein Mädchen. Der glückliche Vater schlug vor, sie im Hinblick auf die im Haus Heinemann erbliche Dichtkunst und die Entwicklung der modernen Frau von vornherein Sappho zu nennen.

Aber man begnügte sich mit dem ja auch sehr geistreichen Namen der Großmutter, Leonore — mit dem Vorbemerk und strengen Gebot, daß er immer ohne Verkürzung ausgesprochen werden solle. Natürlich hieß sie von ihrem ersten Lächeln an Lorle.

Jakob und Joachim versöhnten sich an ihrer Wiege, die Gudrun zum Empfang der Gäste vom Boden heruntergeholt und mit himmelblauen Stoffen und Schleifen und weißem Mull garniert hatte.

Die Taufe vereinigte alle alten Freunde des Hauses Heinemann in der Villa, und Emil Tiger hielt eine schwungvolle Festrede. Lorle Heinemann trug das hundertjährige Taufkleidchen und das Mützchen aus der alten Brauttruhe, und Gudrun hielt sie in ihren Armen.

Von dem Tag an war im Haus Heinemann ein anderes, neues Leben.

Lorle blieb bei den Großeltern oft monatelang, wenn Margerit eine Rolle hatte, die sie Abend für Abend in Anspruch nahm, oder mit Joachims Stücken gastierte.

Die jungen Leute hatten ein unruhiges, hastiges Leben. Atemloses Schaffen, Ringen, Sichdurchsetzen. Das Automobil war unzertrennlich von ihnen.

Ach! Die neue Generation verstand auch wirtschaftlich anders ihre Erfolge auszunutzen!

Das waren andere Tantiemen, die einliefen — wie die kleinen Einkünfte, die Joachim einst schon sehr großartig gefunden hatte!

Jakob baute sich eine Villa im Berliner Grunewald, und diese Villa war wohl eher ein Palast im Vergleich zu Joachims stillem Dichterheim mit seinem alten, kleinen Blumengarten. — —

Ganz von selbst unterschied die Welt nun zwischen dem alten und dem jungen Heinemann, und allmählich merkte Joachim, daß gerade in ihrer großen Verschiedenheit ihre beiderseitige Berechtigung lag, und fand sich damit ab, diesen starken, kraftvollen Willen und sein Schaffen neben sich zu sehen. Das war das neue Geschlecht und sein Werden.

Um Joachim gab es keine Preßfehden mehr, man stritt sich nicht mehr um die Berechtigung seiner künstlerischen Gestalten — — man hatte ihn anerkannt — ein für allemal — in ein Schubfach getan — und dabei lagen schon, wohl vorbereitet, alle seine Nachrufe — man wartete nur auf seinen Tod. Ach, das Leben war illusionslos geworden — die schönen Träume erloschen — sein einziges, nahes, wirkliches Glück lag doch in seiner Familie! Sein später Liebestraum selbst hatte seinen Glorienschein verloren: Hiltgart gab eine Modenzeitung heraus und druckte zuweilen eins von seinen Gedichten ab — im billigen Zweitdruck.

Da war's ihm schon noch lieber, mit Jakob und Gudrun von künstlerischen Dingen zu reden, seiner Schwiegertochter, die er sehr liebte, den Hof zu machen und sich von Lorle den weißen Bart zausen zu lassen.

Von allen Frauen seines Lebens imponierte ihm Margerit am meisten.

Diese Frau, die eigentlich das gerade Gegenteil des Frauenideals war, das er sein Leben lang angebetet, angesungen, geliebt und gefordert hatte. Sie — die genau so war, wie er die Frau n i c h t wünschte — nicht wollte.

Margerit — er liebte seine Schwiegertochter, er dichtete sie sogar an, die schöne Mutter seiner Enkel!

Und als sie nach ein paar Jahren dem Haus Heinemann den ersehnten Sohn und Enkel schenkte, war er ganz und gar entzückt von ihr.

Der alte Doktor war gestorben und Nordmann zu Elisabeth gezogen, da der alte Herr seine journalistische Tätigkeit aufgab und sich pensionieren ließ.

Und dann wurden Joachim Heinemanns Werke seltener, und Gudrun mußte seine Sekretärin sein und wurde ihm ganz und gar unentbehrlich.

Manchmal stieg noch die Angst in ihm auf, sie, seine Stütze, seine Hilfe, könne ihn verlassen um einen andern.

Dieser und jener, der das stille, liebenswürdige, noch immer hübsche Mädchen kennen lernte, bewarb sich um sie.

Aber Gudrun lehnte jeden ab.

Sie wollte den Vater nicht mehr verlassen, dem sie unentbehrlich war — und den sie liebte und verstand.

Ich werde einmal Jakobs und Margerits Kinder erziehen, dachte sie im stillen, und Vaters Werke herausgeben, weil es doch nun mal mein Leben sein soll, daß ich im Schatten der Genies leben und ihnen dienen soll.

Und sie lächelte müde und nachsichtig über das Leben und fand sich damit ab, daß es so geworden war für sie.

* * *

Eines Tages fanden sie Joachim Heinemann tot in seinem Arbeitstuhl, die Feder war ihm aus der Hand geglitten. Ein letztes Liebeslied auf die deutsche Frau — das war des alten Minnesängers letztes Wort gewesen

— ein letzter Hochgesang auf das Weib, das ihm in allen seinen Wesensformen das Dasein verschönt hatte.

Und man feierte den toten Dichter mit Nachrufen und Reden — acht Wochen lang waren seine Lieder in aller Mund, seine Erinnerung wach in aller Herzen.

Und dann vergaß man ihn und verleibte ihn der Literaturgeschichte ein. —

Lorchen und Gudrun hatten zuerst die Villa behalten wollen, alles lassen, wie er es bewohnt. Aber nun, unter all den kleinen Feindseligkeiten, unter der schmerzlichen Vergeßlichkeit der Menschen, schienen sie sich wie geächtet.

Lorchen war ja nicht mehr Joachim Heinemanns Frau. Sie war eine unbedeutende Witwe, von der man nichts mehr erwarten konnte.

Es war, als ob die Villa selbst ein Gespenst geworden wäre und mit toten Augen hinausschaute in die Landschaft, nun ihr Herr nicht mehr darin weilte.

Sein Arbeitzimmer war leer — die Palmen reckten die grünen Arme ziellos und sehnend empor, und neue zahllose Lorbeerkränze welkten um seine Büste und erfüllten die Luft mit einem herben, scharfen Gräberduft.

Lorchen, die so viel jünger war als Joachim, hatte gar keine Lebenskraft mehr, es war, als ob sie selbst nicht mehr in dies Haus gehöre, als ob sie selbst angstvoll wie ein Schatten darin umherstreiche und lausche auf das Rauschen des Windes in den leeren Zimmern und Korridoren und seinem gespenstischen Geflüster in den Totenkränzen. Was war sie — was war diese ganze Welt ohne Joachim Heinemann, den gewaltigen Herrn und Meister ihres Lebens und ihres ganzen Schicksals?! Und müde und hoffnungslos schlich sie umher.. In ihrer Erinnerung verklärte sich das Bild des geliebten Gatten, alle Kümmernisse und Schmerzen, die er ihr bereitet, erloschen, und alle Freuden, alle glücklichen Stunden blieben einzig und allein in ihrem Gedächtnis wach. Sie schwand dahin wie ein Schatten und weinte oben, auf dem Kirchhof, über den stillen Gräbern, die das einzige Ziel ihrer Ausgänge wurden. (Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt durch Guatemala.

Von Konsul A. Wiatrak.

Die Hauptstadt der gleichnamigen Republik Guatemala liegt 4500 Fuß über dem Meeresspiegel und hat etwa 150 000 Einwohner, meist spanisch-indianischer Herkunft. Die Zügel der Regierung ruhen in den Händen des befähigten Präsidenten Dr. Manuel Estrada Cabrera, der bei seinem Amtsantritt das Land verschuldet vorfand und sich viel Mühe gibt, es in jeder Hinsicht zu heben. Seit seiner Amtsperiode herrscht im Land Frieden. Sein Hauptziel ist die Hebung des Schulwesens und der Kinderpflege. Eins der schönsten Kinderfeste ist von ihm gestiftet worden und wird im ganzen Land als „Minervafest" gefeiert, wobei alle fremden Kolonien mitfeiern. Als seine Hauptwerke werden auch genannt: Die Interozeanische Bahn mehrere Binnen-Eisenbahnen und die Errichtung zahlreicher wohltätiger Anstalten.

In der Hauptstadt sind fast alle größeren Nationen durch Gesandtschaften und Konsulate vertreten. Hier hat auch der Erzbischof von ganz Zentralamerika seinen Sitz neben einer sehr schönen, im Renaissancestil aus Granit erbauten Kathedrale. In dem von einem Deutschen erbauten Theater gastieren alljährlich zur Trockenzeit italienische Opern- und spanische Dramengesellschaften. Ferner besitzt die Stadt eine Universität, Kriegschule, Museum, Stiergefechtsarena, Pferderennplatz und u. a. ein sehr gutes Hotel, im Besitz eines Hamburgers, der als Nestor der deutschen Kolonie sich hohen Ansehens erfreut.

Die Landes- und Umgangsprache ist in den Städten Spanisch, auf dem Land Indianisch. Die meist nur von einer Familie bewohnten Häuser sind einstöckig und in spanischem (sogenanntem marokanischem) Stil gebaut. In der Mitte ist ein Torweg, an beiden Seiten große Fenster mit zierlichen Gittern davor, hinter denen oft die schönen Doñas und Señoritas zu sehen sind. Der geräumige Hof, an den von allen vier Seiten die Wohn- und Schlafzimmer grenzen, die wiederum durch eine rings herumlaufende offene Veranda verbunden sind, hat in seiner Mitte gewöhnlich ein immergrünes Gärtchen mit Springbrunnen, in dessen Bassin sich Schildkröten und Reiher baden. Die Häuser sind, der häufigen Erdbeben wegen, meist niedrig gebaut und trotzdem sprang ich mitunter nachts aus dem Bett, wenn plötzlich die Fenster klirrten, Türen klapperten und Gegenstände von den Wänden fielen. Dabei kam es vor, daß im Nu sämtliche Zimmernachbarn des Hotels, in dem ich wohnte, erschreckt vom Lager aufsprangen und nur notdürftig bekleidet nach der Veranda stürzten, um in äußerster Gefahr auf den Hof hinabzuspringen. Aber da war es auch schon wieder vorbei, und vom Schreck erholt, lachten Männlein und Weiblein über die komische Situation, in die sie unwillkürlich versetzt wurden.

Das Klima der Hauptstadt ist im ganzen gesund. Es gleicht im allgemeinen unserer warmen Juliwitterung. Dagegen ist es an der Küste unerträglich heiß, fiebrig und ungesund. Dem gelben Fieber erlag auch leider nach nur kurzem Aufenthalt in der Niederung mein Freund und Reisebegleiter aus der Heimat. Als Jahreszeiten kennt man hier nur Regen- oder Winterzeit vom Mai bis Oktober, wo es fast täglich etwas regnet, und Sommer- oder Trockenzeit, vom November bis April. Die Sonne geht zu jeder Jahreszeit nach 5 Uhr morgens auf und versinkt hinter den Bergen nach 6 Uhr nachmittags, nur ein Viertelstündchen Dämmerung hinterlassend. Rosen, Veilchen, Kamelien, Nelken und andere exotische und inländische Blumen werden das ganze Jahr hindurch im Gärtchen gepflückt. Orangen- und Zitronenbäume blühen und tragen zugleich Früchte um jede Jahreszeit.

Das gesellschaftliche Leben ist durch die verschiedenen Klubs angenehm. Es werden oft Picknickausflüge nach den nahen, schönen Gebirgschluchten und Zypressenwäldchen gemacht, wo es dann bei echtem Münchner und französischen Weinen sehr gemütlich zugeht.

Jede zweite Woche gibt eine der Kolonien in den eleganten Salons ihrer Klubs gutbesuchte Damenabende, und jeden zweiten Abend gibt sich das bessere Publikum ein Rendezvous im Park der „Plaza de Armas"



(Ring), wo beim Licht der elektrischen Bogenlampen eine achtzig Mann starke, von einem Berliner Kapellmeister gegründete Kapelle ein gutes Konzert gibt. Dort tummelt sich dann in dichten Reihen jung und alt in Palmengängen, oder man plaudert auf bequemen Bänken unter lauschigen, blühenden Kolonnaden, wobei man dem interessanten, internationalen Getriebe zuschaut. Mitunter verläuft sich auch der weit vom Innern gekommene, nur mit einer Art Badehose bekleidete Indianer dahin. Auch bezopfte Chinesen und Neger sieht man dort in buntem Durcheinander mit den soeben aus europäischen Hauptstädten angelangten modern gekleideten Damen und Herren.

Die Republik Guatemala wird von $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen, meist Indianern, bewohnt und ist z. B. viermal so groß wie Belgien. Nur wenige tausend Europäer leben hier. Der Indianer des südlichen Amerikas zeichnet sich vor dem kriegerischen Landsmann des Nordens durch seine Friedfertigkeit aus. Er baut Mais und betreibt sogar kleine Industrie, wie Töpferei, Seilerei, Schnitzerei und geringen Handel. Im Dorf Nagualah wohnen zirka 10000 halbkultivierte Indianer, die aber außer ihrem „Padre" (Pfarrer) keinen Weißen oder selbst Mischling in ihrer Nähe dulden. Etwaige Vorüberreisende werden nach altindianischer Sitte gastfreundlich beherbergt, aber schon am frühen Morgen wird ihnen bedeutet, daß die Maultiere bereits gesattelt wären und das Geleit auf sie warte! Damit soll etwaigen Gelüsten nach Ansiedelung in ihrem Gebiet vorgebeugt werden. Alles Land, Vieh und die Arbeiten werden untereinander gleichmäßig geteilt. Nur der Dorfälteste (Alkalde) hat zu befehlen, dem man aber auch blindlings gehorcht. Niemand ist dort arm oder reich, und nur der Altersunterschied wird hervorgehoben. Ein ständiger Rat bei der Landesregierung in der Hauptstadt sorgt für Fühlung mit dem Präsidenten. Die Bevölkerung ist sittlich und sogar übertrieben höflich in ihren Redensarten, aber stets verschlossen und mißtrauisch gegen die Weißen und selbst auch gegen die Mischlinge.

Von der Kultur noch unberührt gebliebene Stämme mit ihren alten, wilden Gebräuchen trifft man in abgelegenen Regionen der gebirgigen Urwälder an. Sie nomadisieren ebenso wie ihre nordischen Brüder und jagen mit Pfeil und Bogen, wagen sich aber selten in kultivierte Gegenden.

Der Hauptreichtum des Landes besteht in Kaffee, dessen vorzügliche aromatische Sorte die älteren aus Java und Ceylon bereits überflügelt hat. Daher sagt das Kaiserliche Gesundheitsamt in seinen Jahrbüchern, daß die Guatemala-Sorten zu den besten Produkten zählen, sowohl in Geschmack als auch in Aroma. Eine Million Zentner werden alljährlich meist nach London und Hamburg exportiert. Feinster Guatemala-Kaffee erzielte fast den doppelten Preis wie z. B. der brasilianische Santos. Die größten und schönsten Plantagen befinden sich in Händen von Hamburger Firmen.

Das Kaffeebäumchen ist 3—4 Meter hoch und hat rutenförmige Zweige mit großen, glänzenden Blättern. Die Blüten stehen kreuzförmig dicht am Zweiglein, sind weiß und stark duftend. In der Niederung gedeiht kein Kaffee, und zwar der allzu großen Hitze wegen. Sein Klima beginnt erst bei 700 Fuß Höhe, und er wird am schwersten und kräftigsten in Höhen von 4-—5000 Fuß. Die Anlagen befinden sich gewöhnlich auf einem ausgerodeten Stück Urwald, wo die Erde eine starke Humusschicht bildet. Schon nach drei Jahren beginnt das Bäumchen Früchte zu tragen.

Ein herrliches Bild gewährt die Plantage im Blühen. Gleich frischgefallenem Schnee erglänzt dann die Gegend und erfüllt die Luft mit würzigem Geruch. Wir Europäer wurden dadurch angenehm an unsere Weihnachten im Schnee erinnert. Die kirschartigen roten Früchte werden um Weihnachten reif. Sie werden dann gesammelt und in Bassins mit fließendem Wasser gereinigt. Danach wird das aufgequollene Fruchtfleisch (Pulpa) in Maschinen zerquetscht und entfernt. Der in der Pergamenthülse enthaltene, zweibohnige Kern wird nunmehr einer mehrstündigen Gärung unterzogen, hierauf in der Sonne getrocknet, dann wiederum durch Maschinen von der Hülse befreit, in Säcke gepackt und mittels Maulesel oder Ochsenkarren auf beschwerlichen Gebirgswegen zu Tal nach der Eisenbahn oder direkt zum Hafen befördert. Die besten Sorten gehen nach England, Deutschland und Frankreich, die geringsten nach den Vereinigten Staaten von Amerika.

Nach dem Brennen zeigt die Bohne in der Mitte einen goldglänzenden Schnitt, zum Unterschied von der ostindischen Java- und Ceylon- sowie der gemeineren und billigeren brasilianischen Sorte, die im Schnitt schwarz aussieht. In den Schaufenstern der ersten Berliner Kaffeefirmen sieht man auch stets die Guatemalasorte als die beste und teuerste ausgestellt.

Auf meiner Rückreise überstieg ich mit dem Maultier die Kordilleren in einer Höhe von 8000 Fuß, wo wildphantastisch geformte Felsengebilde in buntem Chaos mit einer überaus üppig wuchernden Flora die Blicke des Reisenden in immer neuer Bewunderung fesseln. Je tiefer es bergab ging, desto märchenhaft reizender gestalteten sich die Täler und Schluchten, desto mächtiger wirkte das unvergleichlich schöne Naturbild einer Tropenwildnis! — Und dennoch flogen meine Gedanken von den mich gleichsam zum Abschied grüßenden stolzen Palmen und Riesenfarnbäumen mit Sehnsucht zu dem heimatlichen, bescheidenen Tannenwäldchen und zum trauten Kirchlein, an dessen Seite die alte Linde mit ihrem Storchnest steht.

Von der Mitte des Landes aus führte mich die Eisenbahn meist durch undurchdringliche Urwälder nach dem atlantischen Hafen Puerto Barrios, von wo ich zunächst das Karaibische Meer durchfuhr, dann an Kap Yukatan vorbei in den Golf von Mexiko gelangte. Noch lange sah man die gigantischen Formen des schneebedeckten Bergriesen Mexikos, des Popocatepetl.

Nach achttägiger Meerfahrt erreichten wir den reißenden Mississippistrom, in dessen Ufergestrüpp es von Sumpf- und Wasservögeln sowie Alligatoren wimmelte, und beobachteten hier, wie französische Offiziere eines in Quarantäne stehenden Kriegsschiffes eben mit reicher Beute von einer Jagd in den zahlreichen Kanälen heimkehrten.

Nachdem wir auf der Quarantänestation gründlich desinfiziert worden waren, erreichten wir endlich die schöne kosmopolitische Stadt Neuorleans. Von da ging es im Pullmann-Expreßzug in einer 50 stündigen Fahrt, an Baumwollplantagen vorbei, gen Norden nach Neuyork. Sehr befremdend fiel mir nach zehnjährigem Aufenthalt in den Tropen die nordische Vegetation und namentlich die Aprilkälte auf, die mir nun gar nicht behagen mochte.

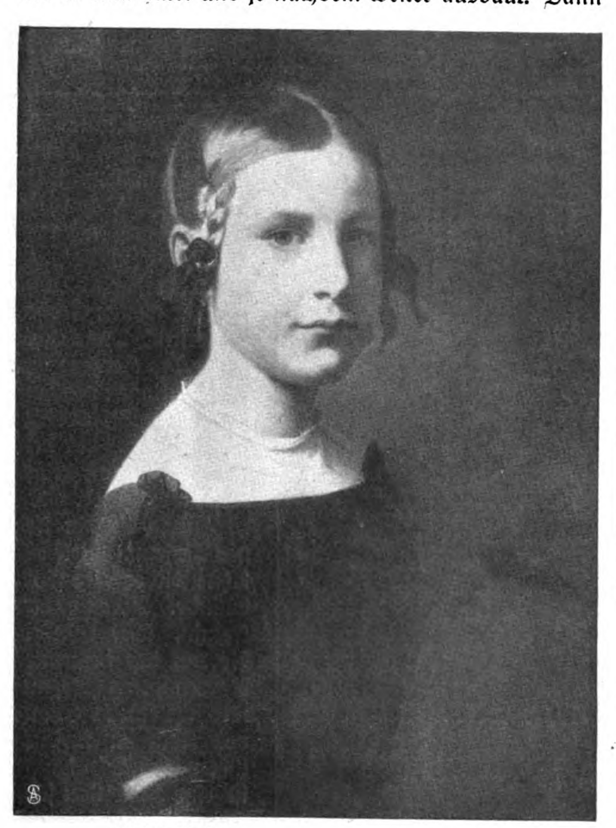


Nazarener und Romantiker in Berlin.

Die Sammlung Paul Kaufmann.

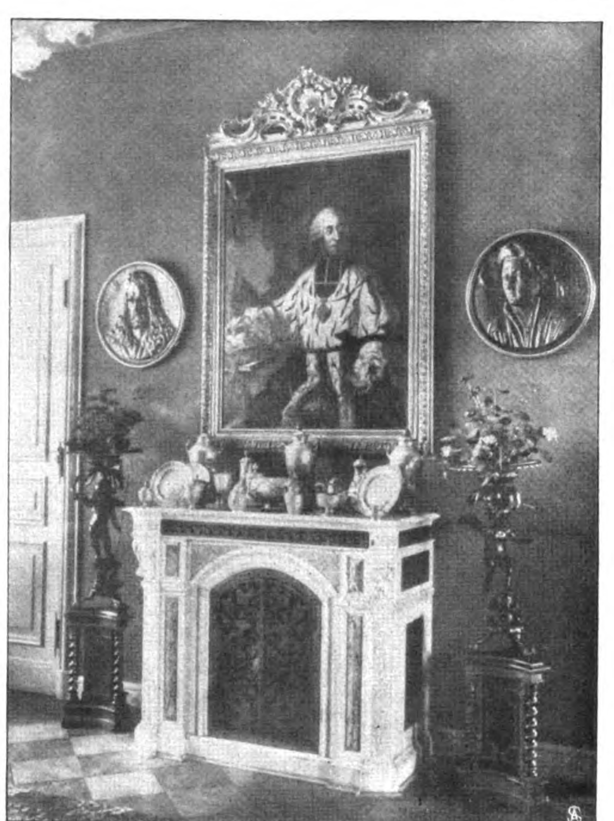
Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 10 Aufnahmen.

Es gibt drei Arten von Sammlern. Da ist erstens der Sammler, der aus Tradition sammelt; ihm ist eine Reihe von Kunstwerken als Familiengut zugefallen, das er treu hütet und je nachdem weiter ausbaut. Dann



Josef Weber:
Bildnis von Frau Maria Jansen, geb. Du Mont, aus Köln.

der, der als Kunstfreund die Leidenschaft zum Sammeln erst im Lauf der Jahre in sich entdeckt und nun nach Maßgabe der verfügbaren Mittel systematisch erlesene Kunstwerke erwirbt. Und endlich der Sammler, dessen Hingabe an die Kunst mit dem Bestreben identisch ist, Bilder als gute Kapitalanlage zu kaufen, um sie gelegentlich dann wieder mit Nutzen abzustoßen oder sie gegen andere einzutauschen. Zu dem erstgenannten Sammlertypus — zu den Sammlern aus Tradition — gehört Dr. Paul Kaufmann, der Präsident des Reichsversicherungsamtes. Es liegt ja auf den ersten Blick in diesen beiden Begriffen „Reichsversicherungsamt“ und „Kunstsammeln“ etwas stark



Interieur mit Porträt „Clemens August von Köln im kurfürstlichen Ornat“.

Gegensätzliches. Das Trockenste und Sachlichste der Welt — eine Welt kleiner und großer Zahlen, hat mit dem Feinfühligsten, mit der Kunst, einen Bund geschlossen. Wer aber die Privatwohnung Dr. Kaufmanns kennt und dort mit ihm über seine Liebhaberei für alles



Teilansicht des Speisezimmers.





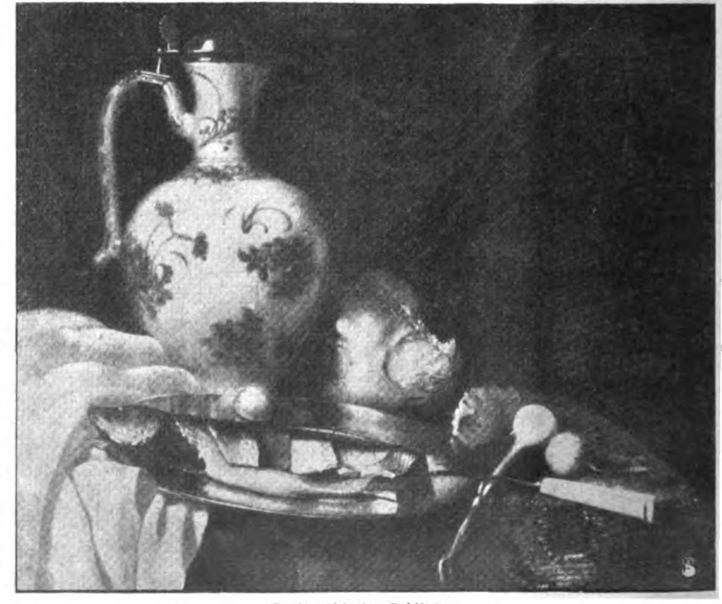
Franz Pforr: Allegorische Darstellung.

zweiten Sohn des Dichters, der eine Verwandte des Kaufmannschen Hauses heiratete, von Berthold Auerbach, Gottfried Kinkel, Ernst Moritz Arndt und vielen anderen interessanten Persönlichkeiten, die zu den Freunden der kunstsinnigen Familie zählten.

Mit hingebender Treue hütete Kaufmann stets das ihm anvertraute Familiengut. In unserer Zeit, wo der Heimatbegriff alles romantischen Zaubers entkleidet erscheint und man in weiten Kreisen so gern die Angelegenheiten des Herzens den Spekulationen des Kopfes preisgibt, berührt diese Ehrfurcht vor dem Ueberkommenen besonders wohltuend. Die Wohnung ist ein kleines Museum. Viele alte Ahnenbilder zieren die Wände. Dort auf dem Kamin, über dem ein Porträt des bekannten Barockmalers Desmarees „Clemens August von Köln im kurfürstlichen Ornat" hängt, ist eine Kollektion schönen alten Zinns aufgestellt. Kostbare Sil-

Musische und über die Kunstwerke, die er besitzt, geplaudert hat, der weiß, daß diese scheinbar auf Kontraste gestellte Verbindung im Grund einer recht guten Ehe gleicht, über die die zarteste Liebe ihren Segen gesprochen hat.

Kaufmann hatte das Verständnis für die Künste schon früh im väterlichen Haus in Bonn ausbilden können. Sein Vater, der dort Oberbürgermeister war und sich auch als Dürer-Biograph einen Namen gemacht hat, besaß selbst schon zahlreiche Bilder und auch sonstigen künstlerischen Hausrat in Fülle, was schon dadurch seine Erklärung findet, daß die Familie Kaufmann, die auf eine fast fünfhundertjährige Tradition zurückblicken kann, sich stets die Pflege der Kunst und die Erhaltung ererbten Gutes angelegen sein ließ. Dr. Kaufmann erzählt in der von ihm verfaßten Familiengeschichte von Ludwig van Beethoven, der Mitglieder der Familie in der Musik unterrichtete, von Ernst von Schiller, dem



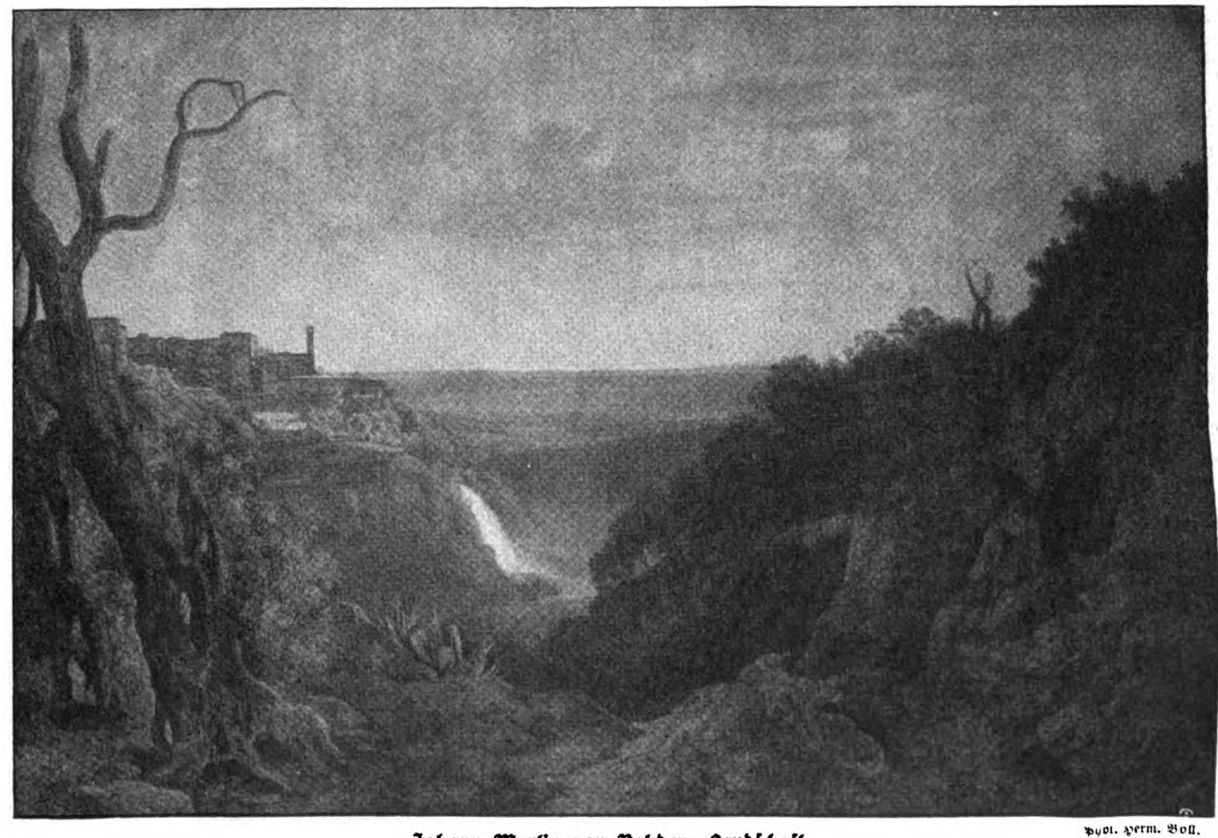
J. Pothink: Stilleben.

berschätze, prachtvolle alte Schränke bringen in die Räume eine Note gutfundierter Wohlhabenheit. Mit besonderem Stolz blickt aber Dr. Kaufmann auf seine Bildersammlung. Sie bietet in vielen Stücken ein Spiegelbild der rheinischen Kultur. Rheinische Maler sind besonders reich vertreten und das Rom der Romantik: „Nazarener", die vielgenannten Sucher nach einer neuen Kunst vom Kloster San Isidoro, und deutsche Romantiker in buntem Gemisch. Keine lauten Werte, keine großen Formate, keine Bilder, um deren Autoren heute auf dem Kunstmarkt die Leidenschaften mächtig entbrennen. Mehr eine Sammlung der Stille, der Insichgekehrtheit, der Traulichkeit.

Im Mittelpunkt steht die Bilderserie von dem im Jahr 1853 als Jüngling tragisch ums Leben gekommenen Johann Martin Niederée, den Kaufmann selbst mit einem viel beachteten Buch in die Kunstgeschichte einführte, und von dem er die Hauptwerke besitzt. Niederée lebte in der Zeit Schwinds und Ludwig Richters. Und wir wissen, daß Cornelius ihn sehr schätzte. In der Sammlung Kaufmann wird das starke Talent dieses zu Großem berufenen rheinischen Malers, der in vielem seiner Zeit weit vorauseilte, in allen Entwicklungstadien vorgeführt. Ein besonders wertvolles Stück ist das Porträt Heinrich Schwertführers aus dem Jahr 1852, für das Niederée damals — 20 Taler erhielt. Ein Meisterwerk deutscher Bildniskunst, dem man zeitlich nur



Johann Martin Niederée: Bildnis Heinrich Schwertführers.



Johann Martin von Rohden: Landschaft.

Phot. Herm. Boll.



Alfred Rethel: Christus auf dem Meer.

Carolsfeld, Führich und Steinle und deren Zeitgenossen Genelli, Joh. Martin von Rhoden, Alfred Rethel, Carl Müller, Ludwig Richter und Carl Friedrich Lessing — von allen besitzt Kaufmann Gemälde oder Zeichnungen. Ein längerer Aufenthalt in Rom begünstigte diese Neigung, den Spuren der Klosterbrüder von San Isidoro



K. L. B. Chr. Buchhorn.
Der Bildhauer Gottfr. Schadow.
(Zeichnung.)

wenige, eigentlich nur die etwas früher entstandenen Porträte von Menzel und Wasmann vergleichsweise an die Seite stellen kann! Auch das ausgezeichnete Jugendbild der Frau Maria Jansen, geb. Du Mont, aus Köln (der Schwiegermutter Dr. Kaufmanns) geht auf einen angesehenen rheinischen Maler, auf Josef Weber, zurück, der im Kölner Wallraf-Richartz-Museum gut vertreten ist. Das Porträt, das ganz malerisch aufgefaßt ist, zeigt uns einen äußerst fein empfindenden Künstler. Und mit welchem Zartgefühl hat nicht Friedrich Overbeck den schönen Porträtkopf Wilhelm Schadows (um das Jahr 1810) gezeichnet!

Das ist ja der Reiz dieser Sammlung, daß ihr Besitzer sie von Jahr zu Jahr weiter ausbaute. Der Kreis der „Nazarener": neben den Häuptern der Schule, neben Cornelius und Overbeck, Veit und Schadow. Schnorr von



Franz Overbeck: Wilhelm Schadow (Zeichnung).

zu folgen, sehr. Viele Bilder stammen aus der berühmten Casa Buti selbst, aus jenem eigenartigen römischen Künstlerheim, in dem Thorwaldsen und Wilhelm Schadow lebten. Auch das merkwürdigste Stück aus diesem Kunstbereich, Franz Pforrs „Allegorie auf Overbecks und Pforrs Schicksal" — ein Werk, das nur 34 cm in der Höhe und in der Breite mißt — stammt aus Rom, wo es im Haus Overbecks viel bewundert wurde, bis es schließlich an Ludwig Seitz, den Direktor der Vatikanischen Galerien, gelangte, der es Kaufmann schenkte. Pforr war im Jahr 1810 mit seinen Freunden Overbeck, Sutter und Vogel nach Rom gezogen. Diese Flucht gab die Veranlassung zu dem demutvoll innigen Bildchen. Er schilderte dort sein

und des verehrten Overbecks Schicksal, die Flucht von Deutschland nach Italien in allegorischen Figuren. Rechts sieht man die deutsche, links die italienische Kunst in lieblichen Mädchengestalten verkörpert. Die linke Seite zeigt eine typisch italienische Landschaft mit dem Nemisee. Pforr sollte die Saat nimmer aufgehen sehen, die er und seine Freunde gesät: als 24 jähriger wurde er im schönen Albano aus einer Welt blühendster Künstlerhoffnungen vom Tod abgerufen.

Neben diesen deutschen Namen begegnet man gelegentlich auch einem Italiener und einem Holländer. Von Guercino besitzt Kaufmann eine „Judith" und aus der Blütezeit der holländischen Malerei, von einem hochbegabten Zeitgenossen des Vermeer van Delft, von J. Pothink, ein prachtvolles Stilleben.

Was hier dargestellt ist, ist ein simples Motiv des Alltags: auf einem mit einem bunten Teppich bedeckten Tisch steht ein blaugrauer, weitbauchiger Deckelkrug; davor eine Serviette, ein Zinnteller mit einem Fisch, ein Brotlaib und ein Messer. Das ist ganz wie zufällig so gestellt und mit Hilfe einer hochkultivierten Tonmalerei zusammengehalten.

Ausländisches Wild in der Mark.

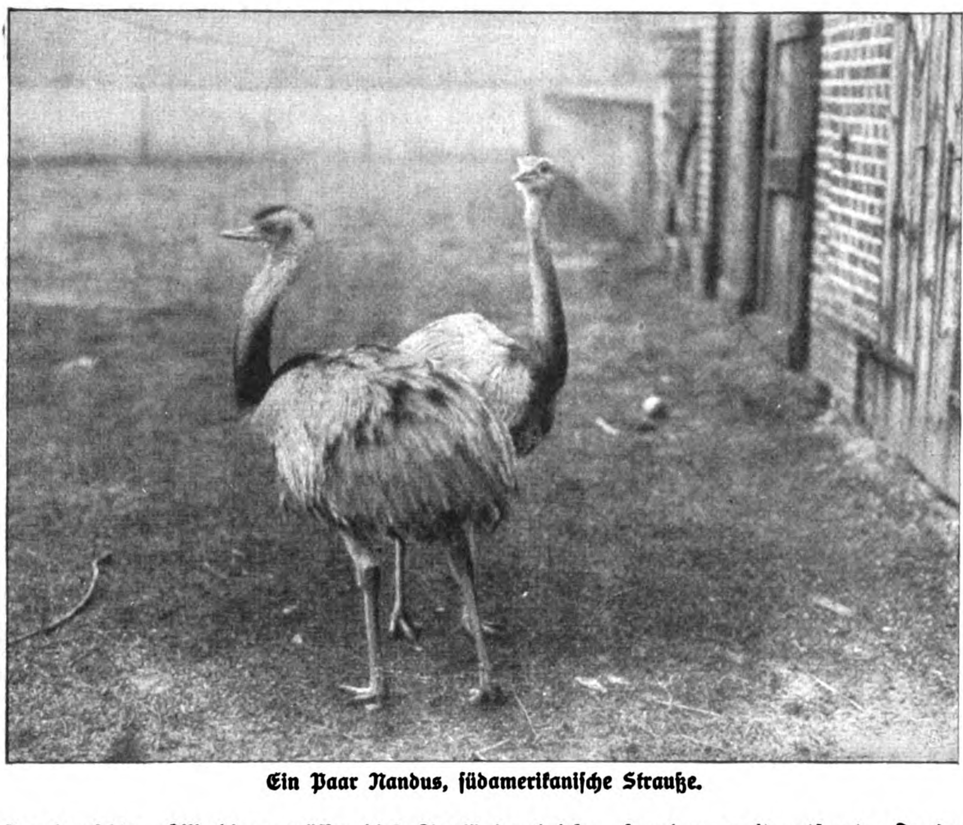
Von Eberhard Freiherr von Wechmar. — Hierzu 6 Aufnahmen von Berl. Ill. Ges.

Einer der tatkräftigsten Förderer der Naturschutzbewegung, Graf Wichard von Wilamowitz-Möllendorff, unternimmt auf seinem Gut Gadow bei Lanz in der Provinz Brandenburg den Versuch, verschiedene Tierarten des Auslandes auf ihre Einbürgerungsfähigkeit in Deutschland hin zu prüfen. Hierbei lag diesem begeisterten Tierfreund von vornherein der Gedanke irgendwelcher „Nutzung" fern, weshalb die hie und da gebrauchte Bezeichnung „Straußenfarm" gerade für dieses Unternehmen nicht zutrifft. Der Graf will die Erhaltung von Naturdenkmälern aus dem Tierreich praktisch durchführen, ist doch der Hauptzweck des „Naturschutzbundes", dem er an leitender Stelle angehört: „Erhaltung und Schutz seltener Tier- und Pflanzenarten unter Ausschluß aller Nützlichkeitsbestrebungen." Zu diesem Zweck sind in Gadow in einem fünfzig Morgen großen Gatter Elen-Antilopen, Emus und Riesenkänguruhs untergebracht, während sich ein Paar Nandus wegen ihrer Unverträglichkeit in einem besonderen Gehege befinden. Es soll nun festgestellt werden, ob die betreffenden ausländischen Tierarten unseren Winter gut überstehen, ferner, ob sie sich bei uns nicht nur halten, sondern auch, sich selbst überlassen, fortpflanzen, aber auch, ob die eingeführten der Land- und Forstwirtschaft keinen Schaden tun.



Ein Riesenkänguruh.

Die erste Frage kann wohl schon jetzt mit „Ja" beantwortet werden. Gerade die genannten Vertreter der Fauna ferner Erdteile leben in Breiten, die nicht so wesentlich, wenigstens was die Witterungsverhältnisse hierzulande betrifft, verschieden von uns sind, so daß zunächst erst eine umständliche Akklimatisation nötig wäre, um sie bei uns einzugewöhnen. Der kürzlich verstorbene hervorragende Tierkenner Hagenbeck war selbst bei Straußen sehr bald davon abgekommen, ausgewachsene Exemplare in geheizten Räumen zu halten, und dementsprechend hat der Versuch auch in Gadow gezeigt, daß die Tiere nicht nur den letzten milden Winter, sondern auch den strengeren des Vorjahres gut überstanden haben, trotzdem in letzterem zeitweise sogar eine Temperatur von —27.8 Grad Cel-

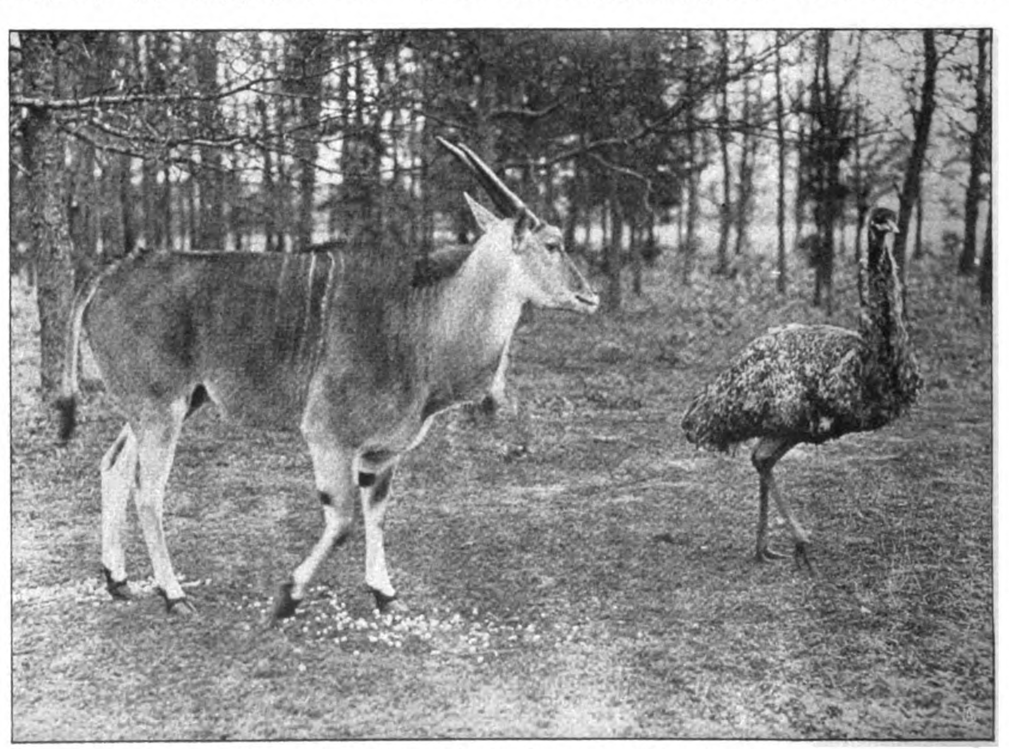


Ein Paar Nandus, südamerikanische Strauße.

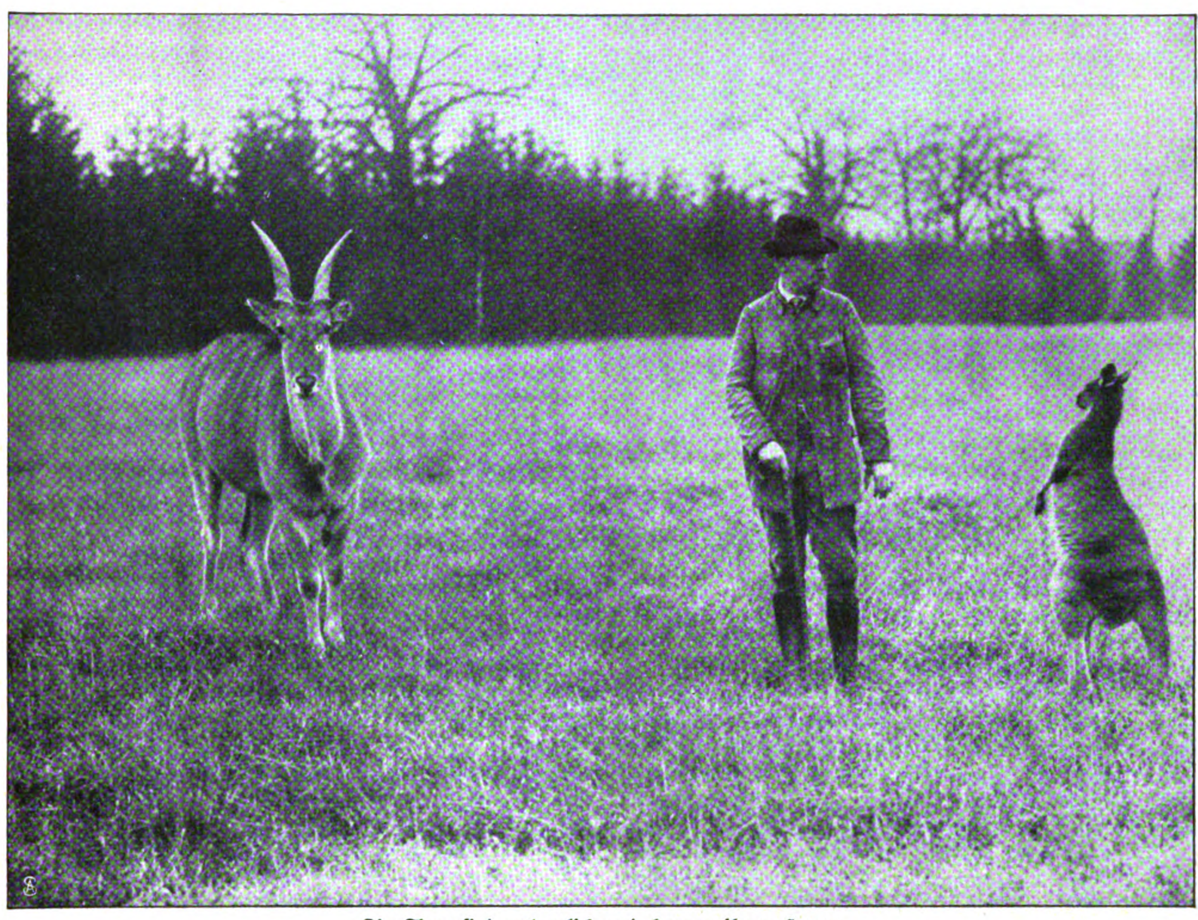
gefaßt wurde, beweisen zahlreiche Beispiele. So setzte unter andern Philipp Freiherr von Böselager im Jahr 1887 in der Rheinprovinz in einem 500 Hektar großen Wald bei Heimerzheim eine kleinere Känguruhart aus, zwei Männchen und drei Weibchen, die trotz hohen Schnees und einer Kälte von über 22 Grad Celsius den Winter gut überstanden. Begreiflicherweise erregte aber derartig seltenes Wild das Interesse weitester Kreise, und auch die Herren Wilderer nahmen daher die Fährten auf, so daß im November 1888 ein Weibchen aus Habgier erschlagen wurde, während eins der Männchen in einem fremden, weit entfernten Jagdrevier bald darauf krank geschossen wurde. Das andere Männchen kam ein Jahr später bei Kelberg in der Eifel zur Strecke. Den übriggebliebenen Weibchen wurde im Frühjahr darauf ein aus Paris bezogenes Männchen gleicher Art beigesellt, und die Tiere vermehrten sich dann derart, daß Freiherr

sius herrschte. Allerdings müssen diese Ausländer bei so rauher Witterung in besonders gutem Futterzustand erhalten werden, während sie im Sommer sich bei der Nahrungsuche fast ausschließlich selbst überlassen sind. So nähren sich die Emus hauptsächlich von Insekten und Gräsern, die Känguruhs fast ausschließlich von Gras, die Elen-Antilopen von Gras und Baumblättern. Hierbei muß aber hervorgehoben werden, daß die Elen-Antilopen bisher — im Gegensatz zu Rot- und Damwild — nicht schälen, was ihrer Einbürgerungswürdigkeit doch wohl unbedingt zugute käme.

Diese gute Eigenschaft der Elen-Antilopen würde besonders dann in Betracht zu ziehen sein, wenn man sie eventuell in wildarmen Gebieten ansiedeln wollte. Daß der Gedanke der Einführung fremder Wildarten in Deutschland schon vordem



Eine Elen-Antilope und ein Emu, australischer Strauß.



Die Tiere sind zutraulich und kennen ihren Herrn.

von Böselager im Jahr 1890 sagen konnte: „Jedenfalls steht die Sache so, daß wir einen Stamm hier gesetzter Känguruhs besitzen, die sich rasch und mit Sicherheit vermehren." Ueber ihr späteres Geschick hat man leider nichts mehr vernommen, aber die Tatsache stand fest, daß sich die Känguruhs durchaus akklima-



Die Elen-Antilopen fressen aus der Hand.



tisiert hatten und es auch bald verstanden, die für sich geeigneten Deckungen aufzusuchen, was ihnen allerdings in der zerklüfteten Eifel wohl nicht schwer gefallen ist. Es dürfte daher sehr dankenswert sein, daß Graf von Wilamowitz nun mit Riesen-Känguruhs gleichfalls Versuche anstellt.



Ein friedliches Idyll.

Es wurde schon oben gesagt, daß bei den Versuchen in Gadow der Gedanke an eine „Nutzung“ der dort gezüchteten ausländischen Tierarten gänzlich ausgeschaltet ist, aber es möge dabei doch daran erinnert sein, daß speziell die Elen-Antilopen auch einen beträchtlichen Nutzwert besitzen, denn diese rinderähnlichen Tiere von fast 2 Meter Schulterhöhe und etwa 3 Meter Körperlänge stellen bei einem Gewicht von meist 20 Zentner einen recht beachtenswerten, eventuell später einmal in Frage kommenden Ersatz des Schlachtviehs dar; um so mehr, weil sich diese Antilopenart auch als Zugtier im Wirtschaftsbetrieb verwenden läßt. Zähmungversuche, die in Natal angestellt wurden, ergaben nämlich, daß sich die Elen-Antilope vor dem Pflug als zugfest erweist und man demnächst Ländereien bestellen kann, die bisher brachliegen mußten, weil die Tsetsefliege das Urbarmachen des Bodens mit Rindergespannen ausschloß. Dabei ist das saftige, gut durchwachsene Fleisch vorzüglich im Geschmack, und die sehr dicke, zähe Haut wird als Riemenleder geschätzt.

Da Emus und Nandus bekanntlich straußartige Vögel sind, deren Federkleid kaum ein Handelsartikel genannt werden kann, so ersieht man auch daraus, daß ihre Hege in Gadow lediglich der Arterhaltung gilt. In ihrer Heimat wird den immer seltener werdenden Emus der Eier und des sehr fetthaltigen Fleisches wegen nachgestellt. Auch die Nandus, die in den Pampas des südlichen Südamerikas leben, sind bereits beträchtlich an Zahl zurückgegangen. Bei beiden Arten besorgt das Männchen das Brutgeschäft, was dem Emu, der monogamisch lebt, weniger schwer fallen dürfte als dem Nandu, der sich in der Freiheit fünf bis acht Weibchen beigesellt und dann die von den verschiedenen Hennen gelegten Eier etwa neununddreißig Tage lang bebrütet!

Gerade auf diesem Gebiet aber gilt es noch Erfahrungen zu sammeln, und auch darum sind die Züchtungsversuche in Gadow für alle Naturfreunde so besonders lehrreich und interessant.

Die Tante.

Skizze von Brenta Piawe.

Tante Hanna saß an dem Fenster nach dem Garten zu, und ihr kleines, feines Elfenbeingesicht war hell von dem vielen Linnen, das ihr im Schoß lag. Auf ihrem gebeugten rotbraunen Scheitel tanzten die Sonnenstrahlen Ringelreihen, neckten sich hinter ihrem Rücken hinüber zu der Mahagonikommode, bis der eine unter die Glasglocke der Stutzuhr kroch und so recht keck und herausfordernd auf dem Goldkopf des fröhlichen Hirtenknaben balancierte. Sein Partner aber rutschte höchst unehrerbietig auf Tante Hannas Haarkamm hin und her.

Tante Hanna saß ganz still und sah es nicht. Es war so viel zu nähen — all die Röckchen und Hemden und weißen Sonntagschürzen — und ihre flinken Finger griffen hierhin und dorthin in ein Arsenal von Knöpfen, Band und Spitzenzeug.

Da warf sich der Wind in das Fenster und stieß es weit auf Der rotbraune Kopf hob sich und wandte sich dem Garten zu.

Die beiden Lärchen an dem alten Stadtturm hatten ein zartgrünes Gefieder, und an den Fliederbäumen schienen die dicken Knospen platzen zu wollen. Im Rasen tummelten sich die bunten Krokusblüten wild durcheinander mit Veilchen, Leberblümchen und Narzissen, und an der Stadtmauer, die sich an dem Pastorgarten entlang baute, schmiegte sich ein Wunderwerk von grünem Gerank, durch das die Vögel mit verliebtem Zwitschern krochen.

Einen Augenblick ruhten die schmalen, welken Hände.

Es war doch Frühling draußen und Sonne — und das Zimmer war klein und eng. Vom Kirchplatz her hörte man das laute Singen der kleinen Mädchen und die aufgeregten Stimmen der Knaben, die sich um bunte Glasmurmeln zankten. Und dann rollten die Wolken wie riesengroße Silberkugeln über die straff gespannte blaue Himmelseide, und der Wind ging so weich und zärtlich durch die berstenden Bäume, und an den Sträuchern schaukelten sich Ketten von grünen Perlen. Die ganze kleine Welt da draußen vor dem Fenster war wie eine einzige Verführung — „komm — komm“.

Tante Hanna hatte auf einmal ganz losgelassene



Augen, denn die blühten sonst still und blaß wie zwei Vergißmeinnicht unter den Lidern, die stets gesenkt waren — über eine Stickerei, ein Buch oder eine Näharbeit, die ihr die Pastorenschwester in die Hände drückte. Die Ida wurde ja nie fertig mit den Kindern, und Tante Hanna hatte ja auch weiter nichts zu tun.

Weiter nichts.

Nein, Ida wußte nicht, wie weh das Wort manchmal tat. Ida lachte so rund und blond aus ihrer Kinderschar heraus, wenn sie unten im Garten mit ihnen Haschen spielte, daß der Schwager zuweilen das Fenster öffnete und sein Studierzimmer voll Lachen und Sonne ließ — bis die draußen es merkten und plötzlich still wurden.

„Papa predigt."

Oder die Mutter an das Fenster trat und sich hineinbeugte — und mit heißem Gesicht wieder unter die Kinder schritt, um sie tiefer hinein in den Garten zu locken.

Aber die Schwester saß oben am Fenster und sah auf das alles mit ihrem stillen, guten Lächeln herab, das immer ein wenig verdeckt und ein ganz klein wenig traurig war.

Sie war heute allein im Haus. Alle waren über Land zu der Taufe vom jüngsten Hartmann auf dem Groebelvorwerk. Der Vater Hartmann war selbst in dem großen Landauer vorgefahren mit dem Aeltesten, der schon Inspektor bei Amtmann in der Vorstadt war. Die beiden Männer hatten die ganze Pastorenfamilie in der alten Kutsche verstaut, daß die Gassenjungen von ihren Spielen ließen und quer über den Kirchplatz gelaufen kamen.

Es war nun so still nach dem vielen Türenschlagen und Treppenlaufen, daß die Geräusche von draußen Ruhe hatten, um das kleine, sonnige Pastorenhaus zu schleichen und in die geöffneten Fenster hineinzuhüpfen.

Und das war etwas so Seltenes, daß Tante Hanna wahrhaftig ihre Näherei vergaß, in den Garten hinunterging und mit großen, blauen Augen dem Spiel der Wolkenkugeln zusah.

Ja — so war es damals gewesen.

Die Wolken — die beiden Lärchen — die Blumen. — Ist doch der Frühling immer gleich. Und voll gleicher Schönheit. —

„Und Torheit — und Verliebtheit."

„O." — Die Rechte eilte erschrocken zu dem Mund. Hatte sie es ausgesprochen? Oder? — Sie drückte die Hände an die Ohren. Hatte es ein anderer gesagt und sich dabei über das Narzissenbeet gebeugt, in dem sich zwei Schmetterlinge haschten?

Ja — so war es. — Es war Kandidat Rogges Stimme gewesen, die so weich und dunkel war — als legte sich einem ein Samtmantel um die Schultern und zöge sie herab, tiefer, immer tiefer — daß man zuletzt im Rasen kniete und die Hände vor das Gesicht legen mußte.

„Was ist Ihnen, Johanna?"

„Nichts — nichts — ich freue mich nur über den Frühling", sprach sie dann unter den Händen und fühlte, daß ihre Schultern bebten. Wenn er es nur nicht sehen möchte — nur nicht sehen.

Aber er brach nur einen Narzissenstengel und zog ihn durch das oberste Knopfloch seines Rockes. Und dann sprach er langsam. „Und zu denken, daß er so kurz ist — und daß jeder Tag so abgebrochen wird wie diese Blume und einem — irgendeinem am Herzen welkt."

„Nicht — nicht", erwiderte Johanna darauf und blieb mit ihren Knien auf dem Rasen, daß sie die Kühle der Erde durch ihr dünnes Musselinkleid spürte.

Er stand hinter ihr. Sie hörte es an dem leisen Flattern seiner seidenen Halsschleife, die der Wind auf und nieder wehte.

Sie konnte sich nicht rühren und wußte doch, wie schön er aussah mit dem gelblichen Apostelgesicht, das seine Strenge ganz verloren hatte und jetzt weich und aufgelöst vor dem hellen Blättergrün der alten Mauer stand. Mit dem losen braunen Haar, von dem der Wind leichte Strähnen hob, daß es über der Stirn lebte und glänzte. — Und dann die Hände, die langen, blassen, die eigentlich Frauenhände waren und auf Seide ruhen sollten — wie zwei Schwestern von gleicher Schönheit.

Aber jetzt waren die beiden Hände unruhig wie zwei Vögel, die ein Sturm aus dem Nest gescheucht. Sie griffen in die Luft — wie um etwas zu fassen — strichen über den Rock — die Halsschleife, sanken — dann fanden sie sich und blieben zusammen, während das Blut langsam in sie hineinfloß und die blauen Adern hob.

„Und doch ist es so", sprach er weiter. „Dieser Frühling und alle anderen, die vor ihm waren, und die vielen anderen, die nach ihm kommen werden — sie fliegen wie Blüten heran, nach denen man den ganzen Winter schaut — den ganzen Winter — und der Winter ist so lang und kalt." Er hustete leicht, hob die verflochtenen Hände an die Brust und drückte sie an das Herz. „Und wenn man die Blüte sieht — sieht, wie sie den Kelch öffnet und die Sonne in sich hineintrinkt — und immer schöner und größer und leuchtender wird — da bricht man sie — und dann" — — er ließ die Hände fallen — „dann ist der Frühling vorbei."

Johanna sprach in die Blumen hinein. — „Und — wenn man sie nicht bricht?" —

Er antwortete nicht.

Es war eine Stille, daß sie glaubte, das leise Klingen der Wolken über sich hören zu müssen, mit dem sie aneinanderstießen, wenn der Wind sie schneller nach Westen hinüberrollte.

Johanna sah beide Schmetterlinge aus dem Narzissenbeet herauskriechen. Sie saßen betäubt noch einen Herzschlag lang auf dem weißen Sternrand einer Blüte, und ihre Fühler schwankten. War es der Wind? Nein. — Aber sie schwankten und zitterten ja. — Dann breiteten sie die Flügel — blaue Flügel mit goldenem Rand — und taumelten auseinander.

Johanna sah ihnen nach.

Kandidat Rogge sah ihnen nach.

Es war immer noch still. Nur flatterte jetzt die seidene Halsschleife heftiger, denn der Wind stieß kurz und stark an die Stadtmauer.

„Und — wenn man sie nicht bricht" — sagt Johanna noch einmal. Da er wieder nicht antwortete, und da sie die Knie schmerzten, stand sie auf — etwas zu hastig — wie sie sich selbst beschuldigte — und wandte sich herum.

Er hatte die Hände auf dem Rücken, und seine braunen Augen waren wie Gold in der Sonne, hell und durchsichtig, und sahen über sie hinweg. — Die Pupille war so winzig, daß man sie kaum zu erkennen vermochte. Es schien, als ob alle Dunkelheit in das Sonnenlicht hineingeschmolzen wäre. Johanna dachte — nun sind es auch zwei Sonnen, und sie sind mir auch so fern wie die am Himmel. Aber wenn sie auf mich scheinen würden — ach nur eine Stunde auf mir ruhen, würde ich blühen wie der Garten hier. Nein, noch schöner und noch bunter würde ich blühen — und nur für ihn. Und immer würde es Frühling sein.



Aber dann, als er so schweigend und versonnen im Licht stehenblieb, fragte sie nur: „Woran denken Sie?"

Ein Lächeln lief über sein ernstes Gesicht, und er sagte: „Es muß doch Menschen geben — ja, Mädchen, die wie der Frühling sind, so voll Lachen und Duft. Mit ihnen — müßte man ganz gesund werden."

In Johannas Wangen stockte das Blut — dann eilte es ihr nach dem Herzen. Sie senkte das Kinn auf den strengen weißen Leinenkragen. „Morgen kommt meine Schwester Ida, sie ist zehn Jahre jünger als ich." —

Dann hatte der Vater nach dem Kandidaten gerufen und die Mutter nach Johanna.

Sie gingen beide nebeneinander über die Kieswege, und Kandidat Rogge gab ihr die Hand unter der Haustür. „Sie sind gut, Fräulein Johanna — sehr gut." —

Aber sie hob nicht den Kopf.

Ja, so war es gewesen.

Am nächsten Tag kam Ida aus der Schweizer Pension, und mit ihr kam eigentlich erst der Frühling.

Alle Zimmer standen voll Blumen, und eine Stunde überholte die andere. Das ganze Haus schien zu blühen, und alle Winkel wurden hell. Die Eltern bekamen junge heitere Gesichter.

Dann kam Pfingsten, und Kandidat Rogge hielt seine Pfingstpredigt. Nur die Vesperpredigt — und es waren auch nur Kinder und alte Frauen in der Kirche, denn alles andere, was Blut und Leben hatte, war hinausgestürmt in den Wald, der voll jungem Grün stand. Aber zur Seite in der Ratsloge saßen die beiden Pastorenmädchen in hellen Pfingstkleidern.

Und es ging wie Feuer aus seinem Mund. Die alten Frauen hoben ihre Gesichter, sie verloren das Alter aus den Wangen, und ihre Augen glänzten von Erinnerungen. Die Kinder starrten mit offenen Mündern und schienen die Worte zu trinken, die sie nicht verstanden. Ida saß wie eine lächelnde Madonna, die der Himmel gesegnet hat, und Johanna fielen Tränen auf die gefalteten Hände. Er ist ein Dichter, dachte sie — und alles um Ida. —

Nachts — in dem kleinen Mädchenstübchen — hatte sie zwei Arme plötzlich um ihren Hals gefühlt. „Du — Hanna, ich bin ja so glücklich, so furchtbar glücklich." Und Idas Kopf schmiegte sich an ihr Herz und schlief dort ein. — Johanna lag noch bis zum Morgen und sah die Sonne in dem losen Blondhaar aufgehen.

Es kam eine Zeit voll Blumen, Lachen und Plänen. Johanna weinte viel des Nachts, aber am Tag wurden ihr die Augen trocken über der vielen Arbeit. Ida lachte wie ein Sonnenstrahl durchs Haus, und ihre Küsse wanderten von Mund zu Mund. — Johanna wurde dreißig Jahre in diesen Tagen. —

Als der Sommer mit heißen Wangen schied und sich ein kühler Herbst über die Erde beugte, war die Hochzeit. Das junge Paar flog in ein kleines Dorf nach dem Gebirge hin. Es war nur eine dürftige Pfarre — aber ein Haus in Rosen und Wein — und eine kleine fröhliche Gemeinde.

Das Pfarrhaus am Kirchplatz wurde still. Im Winter starb der Vater — ganz plötzlich — er hatte sich von einem fernen Dorfgang in Schnee und Sturm eine Lungenentzündung mitgebracht. Die jungen Rogges kamen in einem Bauernschlitten den letzten Tag. Ida saß am Ofen und weinte, und er streichelte den zuckenden Kopf. Johanna beugte sich mit blassen Wangen über das Krankenbett und wickelte den fieberheißen Körper in feuchtes Leinen.

Im Frühjahr wohnte sie mit der Mutter in einem kleinen Haus der Vorstadt, dicht an dem Fluß, der aus dem Gebirgsdorf herunterkam.

Dort saß sie am Fenster und stickte für das Handarbeitsgeschäft am Markt. Tag für Tag. Und ihr feines Gesicht wurde immer weißer und zarter über den weißen Stickstreifen und Spitzendecken.

Im Sommer legte sich die Mutter und stand nicht wieder auf. Johanna ging alle Abende zum Kirchhof und goß nun zwei Gräber.

Dann rief der Schwager vom Dorf. Ein kleines Mädel lag dort und lachte aus roten Rosen heraus. Da war so viel Arbeit in dem kleinen Pfarrhaus.

Ida saß in der Sonne und lachte mit dem Kind.

Johanna hatte ja weiter nichts zu tun — da blieb sie ganz. Die Jahre kamen und gingen, was der Frühling begann, vollendete der Herbst. Immer mehr Stühle wurden um den großen Eßtisch gestellt.

Kandidat Rogge war nun längst Pastor Rogge in dem alten gelben Pfarrhaus am Kirchplatz, in dem die beiden Schwestern groß geworden waren. —

Manchmal, wenn Ida schon schlief, beugte sich Johanna heimlich über die Kinderbetten, und ihre Blicke küßten die rosigen Gesichter — aber sie wagte nicht, die geballten kleinen Knabenfäuste zu lösen. Nur zusehen, dachte sie.

In des Schwagers Zimmer wachte das Lampenlicht bis um Mitternacht. Sie saß oben am Fenster ihres kleinen Altmädchenstübchens mit ihrer Näharbeit, und die beiden Lichtstreifen vermählten sich unten im Garten.

Dann sah sie oft einen Schatten gehen — langsam und ruhelos, und der Schwager sagte am nächsten Morgen: „Du solltest nicht so lange aufbleiben, Johanna."

„Ich?" lächelte sie. Dann lächelte er auch.

Ein Wagen rollte laut über den Kirchplatz. Johanna blieb erschrocken mitten im Weg stehen.

Sie horchte. — Aber das war ja —

Ihr Schwager stand in der Gartentür und hielt die Hände über die Augen. „Wie das blendet."

Sie sah zum erstenmal, wie müde dieses Gesicht war mit den weltenfernen versunkenen Augen.

„Es war so laut drüben," sprach er weiter und strich sich über die Stirn — „und dann dachte ich an meine Pfingstpredigt — und wie ruhig es hier sein müßte — wo nur du" —

Sie beugte sich zu dem Beet und brach still eine Narzisse. Und plötzlich lächelte er — und nahm ihr die Blume aus den Händen. „Weißt du noch?"

Sie nickte.

„Es ist schon lange her."

„Ja, sehr lange. Damals war es der Sonntag Laetare."

„Was für ein Gedächtnis du hast."

„Oh" — ein warmes Rot lag ihr auf den Wangen.

Er drehte die Blüte in der Hand und sah lange hinein in den zarten tiefen Kelch. Dann zog er sie durch das oberste Knopfloch seines Rockes und ging still durch den Garten. Sie ging ihm nach — oben lag noch viel Arbeit.

Unter der Haustür ergriff er ihre Hand, hob sie an seinen Mund und küßte sie ganz zart.

„Ich habe dich lieb, Johanna — sehr lieb."

Da lächelte sie, fein und gütig, und ging die Treppe hinauf. Oben am Absatz wandte sie sich noch einmal und sah ihn auf der Schwelle stehen, das blasse Apostelgesicht in den Garten hinausgestreckt — als suche er etwas. —



Moderne Sonnenschirme.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Seitdem es Frauen gibt, die die Kunst des Toilettemachens üben, gehört der Sonnenschirm zu den kokettesten Bestandteilen der Kleidung. Trotz seiner beschränkten Form überrascht er durch seine erstaunliche Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit. Von kleinen, vollkommen horizontalen Dächern entwickelte er sich zu tief gewölbten, von der schlichten runden Kuppel zu der heutigen Pagoden- und Glockenform. Ein Blick auf die letzten Schöpfungen, die für die Sommermode 1913 vorbildlich sind, beweist die bereitwillige Aufnahme für eigenartige Anregungen. Man ist der überlieferten Form der letzten Jahre ein wenig überdrüssig geworden und versteht es, diesem reizvollen Gegenstand der Koketterie in Gestalt und Ausführung neue Seiten abzugewinnen. — Der Sonnenschirm stimmt in die allgemeine Farbenfreudigkeit, er ersetzt sie sogar, wenn man vielleicht in dieser Beziehung nicht genügend vorgesorgt hat. Die Farbenwahl macht bedenkliches Kopfzerbrechen. Einerseits muß der Bezug des Sonnenschirms auf den Ton oder die Töne des Anzugs abgestimmt sein, anderseits ist es im Interesse des Schattens auf dem Gesicht ratsam, auch

Phot. Talbot.

2. **Hochgewölbter, eckiger Schirm mit buntem Chiffonbezug** und bunten Grelots.

Phot. E. Schneider.

1. **Pagodenschirm mit Bordüre in bulgarischen Farben.**



Phot. E. Schneider.

3. **Taftschirme mit Rosenverzierung.**

Die obere Rüsche ist meistens bedeutend schmäler als die Abschlußrüsche. Ein schwarzer Stock, von zwei feinen Platinreifen unterbrochen, paßt sich diesem Bild an. — Anspruchsloser in der Form gibt sich der weißgrüngestreifte Schirm, dessen breiter grüner Saum von einem dunkelgrünen Streifen abgegrenzt wird, der in den stark vergrößerten Stangenknöpfen seine Ergänzung findet (Abb. 6). Die bunte Bordüre ist eine häufig wiederkehrende Verzierung. Der Einfluß des bul-



Phot. E. Schneider.

1. **Sonnenschirm** aus gezogenem Chiffon.

diese Wirkung zu berücksichtigen. Man wußte, daß Lila den Teint farblos und grau mache, zartrosa und rote Töne dem Gesicht einen jugendlichen Ausdruck verliehen. Die augenblickliche Mode bevorzugt abweichende, gemeinsam verarbeitete Farben. — Anspruchsloser als die Bezüge sind die Griffe. Sie sind kräftig und handlich, meist Naturstöcke oder wenig verziertes Holz. Um schick zu sein, ist ein langer Stock erforderlich. Originelle Tierköpfe aus farbigen Quarzen, bunt bemalte Porzellankugeln, gebogene Krücken aus blondem Schildpatt rivalisieren mit neuartigen goldenen Armreifen, die bei der wirklich eleganten Dame auf keinen Fall Nachahmung sein dürfen. Anspruch auf Neuheit und Bequemlichkeit dürfen die seitlich angebrachten Träger aus geflochtenem Leder machen.

Recht beachtenswert ist der hochgewölbte Sonnenschirm mit den eckigen Teilen (Abbild. 2). Der in leuchtenden Farben bedruckte Chiffonbezug ist kraus gehalten und mit rosenfarbiger Seide abgefüttert. Bunte Grelots umsäumen den Rand. — Eine ähnliche Form zeigen weiße Schirme, die schwarze Rüschen schmücken.

5. **Zweifarbiger Taftschirm mit kleinem Volant.**

Phot. E. Schneider.



Phot. Talbot.

6. **Weiß und grün gestreifter Sonnenschirm.**

garischen Geschmacks auf die gesamte Mode fordert auch hier seine Rechte, so daß ganz bulgarisch bedruckte Schirmdächer mit Bezügen aus Futuristenseide ihr Teil dazu beitragen werden, die drohende Buntheit des Sommers zu verschärfen. Reizvoller und dezenter wirkt fraglos der hellfarbene Pagodenschirm mit einer in bulgarischen Farben gehaltenen Bordüre (Abb. 1). Ränder im Schottengeschmack tragen vielfach dieser beliebten Mode Rechnung. Ganze Bezüge aus schottisch karierter Seide mit mehreren plissierten Volants werden zu dunkleren Toiletten vorzugsweise gewählt.

Die Abschlußrüsche spielt eine bedeutsame Rolle. Einsam oder in mehreren Etagen aus Seide, Tüll oder duftigem Chiffon wechselt diese graziöse Mode, deren reizvollste Variante die Rosentolle bildet (Abb. 3). — Recht originell ist die Rosenverzierung aus Taft in modernen Farben. Die Rosen liegen auf dem Dach, garnieren den Griff, und die einzelnen Stangen enden in zierlich ausgearbeiteten Rosenknospen (Abb. 3).

Ganz besonders elegant sind die Schirme aus verschiedenen Lagen in enge Fältchen gezogenen Tüll oder Chiffon, wodurch ein changierender Effekt erzielt wird. Um dieses Verfahren zu vereinfachen, ist auch Changeanttüll zu verwenden. Die Außenhülle des tiefgewölbten Schirms (Abb. 4) besteht aus krausgezogenem schwarzem Chiffon, während das Innere aus grünem, gleichfalls krausem Chiffon hergestellt ist. Anders getönter grüner Japon teilt diese beiden Chiffonbezüge. Kleine hochstehende Chiffonköpfchen bilden den Saum.

Auch die Dächer der Schirme teilen sich häufig in zwei scharf kontrastierende Farben, von denen dann die eine mit dem Innenfutter harmonieren muß (Abb. 5). Häufig trennt eine Hohlnaht die farbigen Teile, und ein kurzer, krauser Volant umzieht den Rand.

Auch die Ausstattung des Glockenschirms (Abb. 7) zeigt die Vorliebe für verschiedene Farben. An die grüne Seide des äußeren Bezuges schließt sich ein breites schwarzes Atlasband an. Das Innenfutter dieses Schirmes grenzt mit der Höhe des schwarzen Atlasbandes ab und besteht aus dichtgekraustem meergrünem Chiffon.



Phot. C. Schneider.

7. **Glockenschirm** aus grüner Seide mit breitem schwarzem Atlasband.

Die kombinierten Farben müssen sich jedoch, um bei dem Anzug ein günstiges Resultat zu erzielen, diesem genau anpassen. Häufig sieht man schwarz und weiß gemeinsam verarbeitet, und zwar in der Weise, daß sich von einem schwarzen Bezug ein krausgezogenes weißes Futter abhebt. In schwarze enggekrauste Chiffonschirme setzt man kostbare Fileteinsätze, die aber aufgespannt eine hübschere Wirkung erzielen als der geschlossene Schirm. O. A.

Ein Besuch auf der Sternwarte Bothkamp.

Von Dr. H. H. Kritzinger, Astronom der Sternwarte. — Hierzu 4 phot. Aufnahmen.

Am östlichen Ufer des Bothkamper Sees taucht, schon von weither sichtbar, wie ein trotziger, alter Wartturm das nördlichste Wahrzeichen von Bothkamp auf: die Sternwarte. Vor über vier Jahrzehnten auf das freigebigste in wissenschaftlicher und dekorativer Hinsicht ausgestattet, erhob ihr erster Direktor sie zu dem damals führenden Astrophysikalischen Institut Europas, das schnell einen international hochgeachteten Namen gewann dank der begeisterten Förderung eines hochherzigen Mäzens, des Großherzoglich Mecklenburgischen Kammerherrn F. G. von Bülow-Bothkamp. Auf seinen Wink erstand das in den Bothkamper See hineingebaute Observatorium, eine Warte, die mit den besten und damals mächtigsten Mitteln der Forschung in ganz



1. Konferenzzimmer.

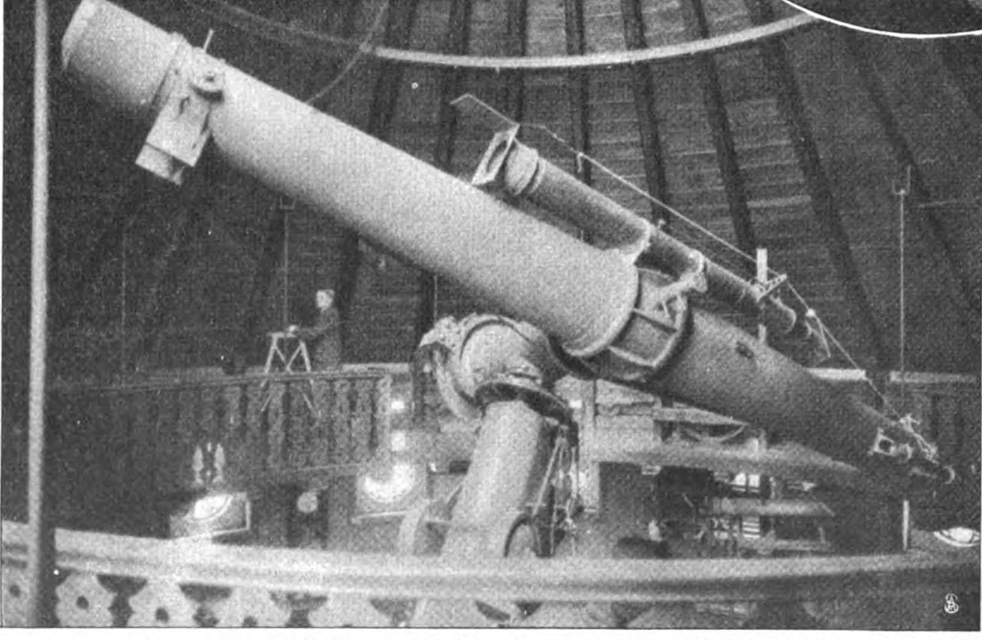
von O. Lohse als Observator, mit großer Energie die herrliche Aufgabe an, einen neuen Zweig der Sternkunde zu wahrhaft erstaunlicher Entwicklung zu bringen: die Astrophysik. Die wissenschaftliche Anerkennung ließ auch nicht auf sich warten. Am 24. Januar 1874 fiel Vogel für seine Untersuchungen über die Spektra der Großen Planeten der einstimmig und in vollem Umfang zuerkannte Preis der Akademie der Wissenschaften von Kopenhagen mit der Medaille zu. Daneben lieferte Lohse Zeichnungen der Planeten, besonders des Jupiter, die wegen der vorzüglichen optischen Qualität des Refraktors und der Geschicklichkeit des Beobachters eine Fundgrube wichtigen Materials bilden. Auch das Studium der Sonne und die Anwendung der Photographie wurden eifrig betrieben. Nach Vogels Berufung an das Astrophysikalische Observatorium in Potsdam, das damals entstand, war es schwierig, als Nachfolger einen jungen Gelehrten zu finden, der



3. Ansicht des Gebäudes.

Deutschland ausgestattet, dem dort tätigen Gelehrten „große und glänzende Erfolge in sichere Aussicht stellte", wie von Auwers rühmend hervorheben konnte.

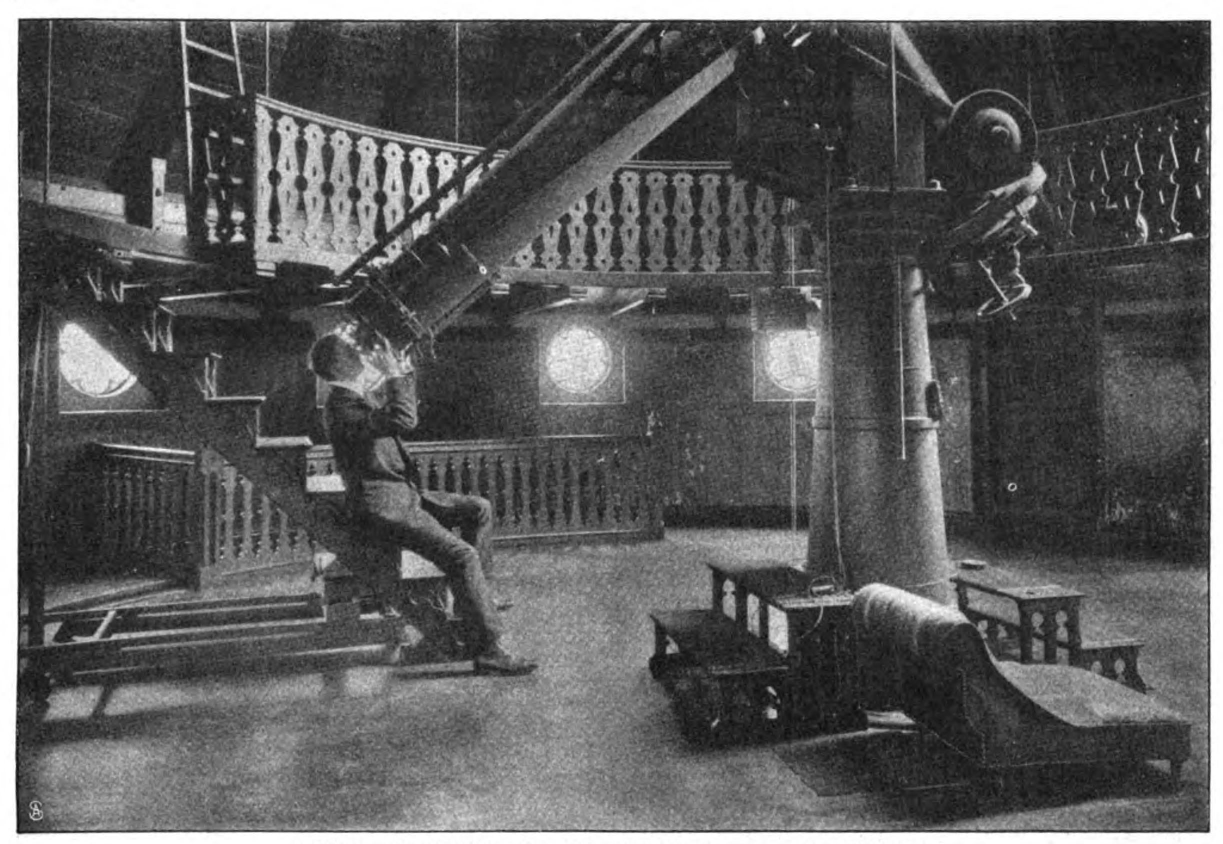
Durch Vermittlung der Göttinger Universität kam ein damals noch nicht dreißigjähriger, aber doch vielfach bewährter Forscher am 22. September 1870 als Direktor an die neue Sternwarte, H. C. Vogel. Dem genialen Zöllner in Leipzig vielseitige Anregung verdankend, griff er, unterstützt



2. Der große Refraktor von 5 Meter Länge mit 29 cm Objektivöffnung.

die nötigen, nicht nur rein wissenschaftlichen Qualitäten besaß. Der erste war Dr. de Ball, dem 1882 die Entdeckung des Kleinen Planeten (230) Athamantis gelang. Mit einigen Unterbrechungen folgten dann Dr. J. Lamp, Otto Tetens und J. Möller. In die Zeit der Tätigkeit des letztgenannten fällt das für das Schicksal der Sternwarte so bedeutsame Hinscheiden ihres Gründers im Jahr 1893. Dem Willen des





4. Bei der Beobachtung des Planeten Venus am großen Refraktor.

Entschlafenen gemäß sollte das schöne Institut in alter Weise weitergeführt werden. Sein Sohn, Landrat Cai von Bülow-Bothkamp, gewann einen sehr energischen Beobachter in Dr. P. Guthnick, der die ihm zur Verfügung gestellten Instrumente besonders für photometrische Arbeiten auszunutzen wußte. Der unter dessen Nachfolger, Dr. K. Schiller, eingetretene Tod des Herrn Landrat von Bülow 1910 und die Uebernahme des Fideikommisses durch Herrn F. von Bülow-Bothkamp war für die Sternwarte von wesentlichem Einfluß. Er traf mit dem Kultusministerium Vereinbarungen, nach denen dieses die Auswahl des Astronomen übernimmt, der die Stellung jedoch höchstens vier Jahre bekleiden soll; zugleich trägt die Behörde einen sehr wesentlichen Teil der für die Sternwarte aufzuwendenden Kosten. Unter diesen Verhältnissen übernahm am 16. September 1912 der Verfasser das Institut.

Damit wäre in großen Zügen die Geschichte dieser Privatsternwarte geschildert. Zum Schluß mögen nun noch einige erläuternde Bemerkungen zu unseren Bildern folgen. Der ganze Bau, von dem Abb. 3 eine Gesamtansicht bietet, ist in acht Räume gegliedert, unter denen die beiden links vom Eingang der Repräsentation dienen. Die Ansicht des Konferenzzimmers (Abb. 1) zeigt die prachtvolle Eichenschnitzerei der Möbel, ein Material, das überhaupt, soweit als angängig, Verwendung fand. Es folgen die Dunkelkammer und Werkstatt, das Direktorzimmer, die Bibliothek und zwei Räume, in denen die größtenteils demontierten kleineren Instrumente aus Vogels Zeit zu instruktiven Zwecken zur Aufstellung gelangten. Auf einer weitgeschwungenen Treppe kommen wir in den Beobachtungsraum (Abb. 4). Hier ist der als vorzüglich bekannte Schrödersche Refraktor von 29,35 mm Oeffnung und 4.9 m Brennweite aufgestellt (Abb. 3), neben dessen Tubus ein kleineres, zu photographischen Zwecken dienendes Fernrohr montiert wurde.

Lebensführung.

Plauderei von Geo B. Warren.

„Der alte Geheimrat ist gestorben, und zwar sechs Monate, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt hat."

„Es ist doch merkwürdig, daß gerade die Menschen nur noch kurze Zeit leben, die eben ihren Abschied genommen und ihren Lebensabend in Ruhe genießen wollen."

Wie oft haben wir nicht ein solches Zwiegespräch gehört, und wie oft werden wir es noch hören. Und wie viele falsche Vermutungen werden jedesmal laut, wenn festgestellt wird, daß Leute, die aus einer gewohnten Lebensführung herausgekommen sind, außerordentlich rasch mit dem Leben fertig sind. Nie wird man aber hören, daß die Lebensführung dieser Leute für falsch und schädlich gehalten worden ist, weil sie durchaus einseitig war.

Bleiben wir bei dem Geheimrat. Er war ein Muster der Mäßigkeit und des regelmäßigen Lebenswandels. Jahrzehnte hindurch hat er genau auf die gleiche Weise gelebt. Er stand jeden Tag zu bestimmter Zeit auf, nahm das vorgeschriebene Frühstück, machte den vorgeschriebenen Weg nach dem Bureau, arbeitete hier stets in dem

gleichen Tempo, ging dann um 3 Uhr nachmittags zu Tisch nach Haus oder benutzte irgendein Verkehrsmittel, aß zu Mittag, schlief dann ein wenig, machte seinen Spaziergang, ging hierauf zu einem Dämmerschoppen, um mit Berufsgenossen eine bis anderthalb Stunden zu verbringen und jeden Abend das gleiche Quantum Getränk zu sich zu nehmen. Dann ging er nach Haus, aß Abendbrot und legte sich rechtzeitig schlafen.

So ging das Woche für Woche, Monat für Monat. Allerdings, eine Unterbrechung brachten die Ferien. Aber die Lebensführung wurde dadurch nicht bedeutend verändert. Man wechselte wohl den Aufenthaltsort, aber da man die ganze Wirtschaft mit sich führte, da in der Sommerfrische ebenso wie zu Hause gewirtschaftet wurde, blieb die Lebensführung genau die gleiche. Höchstens waren die Spaziergänge etwas ausgedehnter. Das heißt auch nur bis zu einer gewissen Zeit. Als der Herr Geheimrat „in die Jahre" gekommen war, fühlte er sich leicht ermüdet, und das Laufen machte ihm so viel Beschwerde, daß er es vorzog, ruhig im Stuhl zu sitzen und zu lesen.

Ist es nicht ganz selbstverständlich, daß bei diesem soliden, wegen seiner Regelmäßigkeit über alle Maßen gepriesenen Leben soundso viele Organe, Muskeln, Apparate des Körpers allmählich verkümmerten, weil sie niemals in Übung waren?

Der Herr Geheimrat hat sich nach seiner Pensionierung wacker gelangweilt. Er hat die Zeit mit vielem Spazierengehen totgeschlagen, und auf einem dieser Spaziergänge hat er sich erkältet. Sein ganzer Atmungsapparat war verweichlicht, denn jahrzehntelang ist ihm nie eine größere Anstrengung zugemutet worden als vielleicht das tägliche Treppensteigen. Kein Wunder, wenn der Apparat versagte und eine Lungenentzündung dem Leben des Geheimrats ein Ende machte, der doch eigentlich bei seinem soliden Lebenswandel noch die Aussicht auf eine Reihe von Lebensjahren hatte, die er in Gesundheit und Zufriedenheit verbringen konnte.

Ja, hätte der Herr in England gelebt, hätte er Sport getrieben, so wäre er nicht so rasch der kleinsten Extraleistung zum Opfer gefallen. Aber er hätte sich wahrscheinlich sehr entrüstet, wenn er daran gedacht hätte, in seiner Stellung und Würde hinter einem Ball über einen Rasenplatz herzulaufen. Vielleicht hätte ihm auch mäßiges Turnen das Leben noch länger erhalten. Aber wer entschließt sich dazu? Bei unsrer eigentümlichen Auffassung wird der alte Herr, der regelmäßig turnen geht, zu einer etwas komischen Figur. Er bringt sich zum mindesten in den Verdacht, ein Kraftmeier sein zu wollen, und er wirkt komisch, weil er etwas andres tut als alle übrigen Leute seines Umgangs, seines Berufs, seines Standes.

Die Leute, die ihr Beruf im Freien beschäftigt: Gärtner, Forstleute, Landwirte, Steueroffizianten im Außendienst, Verkehrsbeamte im Betrieb, Ingenieure und Aufseher beim Weg- und Eisenbahnbau, sie alle erfreuen sich gewöhnlich einer guten Gesundheit und einer Frische, die mit ihren Jahren in erfreulichem Widerspruch steht. Merkwürdigerweise kommen so viele von den hier genannten Berufsvertretern auf den Gedanken, wenn sie in Pension gehen, ihre Lebensverhältnisse vollständig zu wechseln. Sie ziehen häufig in die Großstadt, weil sie dort verheiratete Kinder haben, und weil sie annehmen, sie hätten es wohl durch ein arbeitsreiches Leben verdient, nun in ihren alten Tagen der Genüsse der Großstadt teilhaftig zu werden. Diese alten Knaben stellen ein sehr trauriges Kontingent zu den Opfern des Verkehrs in der Großstadt. Mögen sie draußen in Wald und Feld noch so praktisch gewirtschaftet haben und anstellig gewesen sein — in der Großstadt müssen sie ganz von vorn anfangen, ausweichen, sich bewegen und aufpassen lernen, und das geringste Versehen (es genügen ja heutzutage wenige Sekunden des Sichgehenlassens, der Unachtsamkeit, der Gedankenlosigkeit) führt bei Straßenbahn, Auto, Stadtbahn, Untergrundbahn eine Katastrophe herbei.

Die einseitige Lebensführung, die oben genannte Berufsvertreter geführt haben, rächt sich aber auch noch in andrer Weise. Da sie jetzt nicht den zehnten Teil des Aufenthalts im Freien haben, den sie früher durch ihren Beruf genossen, vermindert sich der Stoffwechsel und damit der Appetit. Und die Stauungen, die im Körper entstehen, führen häufig zu Erkrankungen aller Art. Dazu kommt die wenig zuträgliche Atmosphäre der Großstadt, an die die Lungen nicht gewöhnt sind, und ein rascher Tod beendet auch hier vorzeitig den Genuß der Großstadtfreuden, auf die sich der Pensionär so sehr gefreut hatte. Er und seine Angehörigen hätten daran denken sollen, daß man alte Bäume nicht ungestraft in einen neuen Boden verpflanzt.

Es gibt aber auch eine einseitige Lebensführung in geistiger Beziehung, die gewöhnlich mit der andern, soweit sie sich auf den Körper bezieht, Hand in Hand geht. Immer die gleiche Beschäftigung, die gleiche Gesellschaft, die gleichen Ideen in der Unterhaltung, die gleichen Ansichten, die man ringsherum bestätigt hört — das muß schließlich zu einer Innenzucht der Ideen führen, zu einer Philisterhaftigkeit, die sooft die Spottsucht herausfordert.

Wir betonen immer mit einer gewissen Genugtuung, daß wir im Zeitalter des Verkehrs leben, und daß der Verkehr einen ungeheuren Wandel geschaffen hat. Aber in der physischen und psychischen Lebensführung von Hunderttausenden hat der Verkehr auch nicht das geringste geändert. In Stadt und Land, auf dem Gut wie in der Großstadt stoßen wir auf philiströse, ja intolerante Ansichten. Ganze Gesellschaften, ganze Stände, große Kliquen und Verwandtschaften betrachten das Leben und seine Verhältnisse, betrachten alle Ereignisse immer aus dem gleichen Gesichtswinkel. Ganze Stände verkehren in einer Abgeschlossenheit von allen andern Lebensphären und Lebensinteressen, die nicht nur den Kastengeist fördert, sondern auch die Einseitigkeit der Ansichten in geradezu trauriger Weise begünstigt.

Wäre es nicht einmal an der Zeit, ernsthaft darüber nachzudenken, ob die Lebensführung weiter Kreise in unserm deutschen Vaterland nicht falsch und schädlich ist? Wäre es nicht an der Zeit, sich auch einmal um die Erwachsenen zu kümmern, nachdem man nunmehr seit Jahrzehnten an der Jugend herumgedoktert hat und alles Schädliche so weit von ihr fernzuhalten sucht, daß bald überhaupt nichts mehr als eine Schablone auch für die Jugend übrigbleibt?

Unsre Vorfahren hielten es für sehr wertvoll, dem Körper hin und wieder einen Stoß zu geben, das heißt durch irgendeine Extravaganz (zu dieser gehörte sogar der Aderlaß, der regelmäßig wieder unternommen wurde) den Körper zu vermehrter Tätigkeit anzuregen. Es gibt auch heute Lebenskünstler, die wenigstens ihre Ferien dazu benutzen, um unter ganz anderen Verhältnissen als sonst zu leben. Sie tun das in aller Heimlich-



keit, um nicht lächerlich zu werden. Und es gibt auch Lebenskünstler, die sich vor der geistigen Einseitigkeit hüten und mit großem Genuß und von ihnen allein erkanntem Nutzen wenigstens zeitweise eine andre Gesellschaft aufsuchen als die, die ihnen durch die Standesinteressen aufgezwungen ist. Diese Lebenskünstler gelten unter ihren Berufsgenossen entweder als Revolutionäre, weil sie andre Ansichten als die allgemein üblichen, anerkannten und gestatteten auf das Tapet bringen, oder für außerordentlich vielseitige Menschen, weil sie es verstehen, die Ideen, zu denen sie anderweitig angeregt worden sind, in einer Form vorzubringen, die ihren Berufsgenossen annehmbar erscheint.

Aber wie dünn gesät sind diese Lebenskünstler, die nur in der Großstadt gedeihen können, denn in einem kleinern Ort, wo man unter einer Glasglocke lebt, würde ihr verständiges Gebaren bald gewaltigen Anstoß erregen und sie vielleicht auf das schwerste schädigen!

Bilder aus aller Welt.



Phot. Becker u. Maaß.

Harry Walden,
wurde an das Wiener Burgtheater verpflichtet.

Der viel bewunderte Bonvivant und Charakterdarsteller Berliner Bühnen, Harry Walden, wurde an das Hofburgtheater nach Wien engagiert. Die Berliner und vor allem die Berlinerinnen werden den Künstler mit Bedauern von der Reichshauptstadt scheiden sehen.

Mrs. Mary Ann Cooper, eine Jugendgespielin des unvergleichlichen Romanciers Charles Dickens, ist jetzt im Alter von 100 Jahren in London gestorben. Dickens hat sie in seiner Romanfigur Little Dorrit verewigt. Der Dichter konnte den Namen Mary Ann nicht leiden und gab ihr den Spitznamen Dorrit.

Vor wenigen Tagen wurde im Beisein des Königs von Württemberg in Stuttgart die Große Frühjahrs-Gartenbauausstellung eröffnet. Unser Bild zeigt die große Gewerbehalle, in der ein Teil der gut beschickten Ausstellung ihr Heim gefunden hat.

In München starb der Nestor der Münchner Bühnenkünstler, der Schauspieler und Regisseur Ludwig Skitt, der zuletzt am Gärtnerplatztheater tätig war.



Record Preß

Mrs. Mary Ann Cooper †
London, das Original von Dickens „Little Dorrit“ im 100. Jahre.



Phot. Möhle.

Blick in die große Ausstellungshalle.
Von der „Großen Frühjahrs-Gartenbauausstellung“ in Stuttgart.







Phot. Kersten Sohn Nachflg.

Frau Marie de Scheirder,
Altenburg, feierte ihr 50jähriges Bühnenjubiläum.



Phot. Elvira, München.

Ludwig Stitt †
Regisseur und Nestor der Münchner Bühnenkünstler.



Freiherr Erland Nordenskiöld u. Frau,
begeben sich demnächst auf eine 2jähr. Expedition nach Südamerika.

Frau Marie de Scheirder, die beliebte und viel bewunderte komische Alte des Altenburger Hoftheaters, feierte in voller Rüstigkeit ihr 50jähriges Bühnenjubiläum und beschloß mit diesem Tag ihre künstlerische Tätigkeit, die sie in Altenburg 18 Jahre lang ausübte. Ihre Bühnenlaufbahn begann sie in ihrer Vaterstadt Halle a. S. Später war sie an den Bühnen in München, Köln, Amsterdam und Frankfurt a. M. mit Erfolg tätig. Das Fach der komischen Alten spielte sie seit ihrem 24. Jahr.

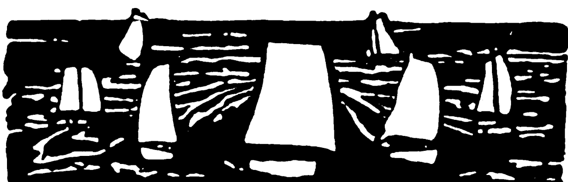
Der Sohn des berühmten Polarforschers Nordenskiöld, Erland Nordenskiöld, begibt sich in den nächsten Tagen mit seiner Frau auf eine zweijährige Expeditionsreise in das Innere Südamerikas, um dort unbekannte Indianerstämme aufzusuchen und archäologische Studien zu machen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 21. Berlin, den 24. Mai 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 21.



Die sieben Tage der Woche.

15. Mai.

Die französische Kammer spricht im Anschluß an eine Debatte über die Zurückbehaltung des im Oktober freiwerdenden Soldatenjahrgangs dem Ministerium Barthou mit 322 gegen 155 Stimmen ihr Vertrauen aus.

Der Ausnahmezustand in Bosnien und der Herzegowina wird aufgehoben.

16. Mai.

In Preußen finden die Urwahlen zum Abgeordnetenhause statt. Sie ergeben nur eine geringfügige Verschiebung der Parteiverhältnisse zugunsten der Linken.

Halbamtlich wird mitgeteilt, daß die elsaß-lothringische Regierung beim Bundesrat eine Ergänzung des Vereinsgesetzes und die Einführung des Reichspreßgesetzes in Elsaß-Lothringen unter Hinzufügung einer Bestimmung über den Vertrieb ausländischer Druckschriften beantragt hat.

Die armenische Nationalversammlung wählt den früheren türkischen Minister des Aeußern Noradunghian zum Präsidenten.

17. Mai.

Im Neuen Palais zu Potsdam findet die Vermählung der Prinzessin Viktoria Margarete von Preußen mit dem Prinzen Heinrich XXXIII. Reuß j. L. statt (Abb. S. 863).

Die Goethegesellschaft wählt auf ihrer Generalversammlung in Weimar an Stelle des verstorbenen Professors Erich Schmidt den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, früheren Finanzminister Freiherrn von Rheinbaben zum Ersten Vorsitzenden.

In Preßburg werden durch eine Feuersbrunst über hundert Wohnhäuser zerstört. Zehntausend Personen werden obdachlos.

Präsident Wilson antwortet der japanischen Regierung auf einen Protest wegen des kalifornischen Gesetzes, nach dem Japaner keinen Grundbesitz erwerben dürfen, das Gesetz verstoße nicht gegen die Verträge oder die Verfassung.

18. Mai.

Bei dem Prinz-Heinrich-Flug erringt Leutnant Canter den Kaiserpreis (Portr. S. 865).

Der deutsche Wehrverein hält in Leipzig seine zweite Hauptversammlung ab.

Den englischen Offizieren Brandon und Trench und dem englischen Rechtsanwalt Stewart, die wegen Spionage vom Reichsgericht zu mehrjähriger Festungshaft verurteilt wurden, wird der Rest ihrer Strafe vom Kaiser im Gnadenweg erlassen.

19. Mai.

Aus Frankreich kommen Nachrichten über Kundgebungen gegen die Verlängerung der Dienstzeit. In Toul demonstrierten Soldaten, die durch eine Kavallerieabteilung auseinandergetrieben wurden; in Troyes kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen einer manifestierenden Volksmenge und der Gendarmerie.

20. Mai.

Das englische Königspaar tritt von Port Viktoria die Reise nach Berlin zur Teilnahme an der Vermählung der Prinzessin Viktoria Luise an.

Aus Panama wird gemeldet, daß die Kanalbehörden den Damm südlich von Miraflores durchstochen und das Wasser aus dem Stillen Ozean auf eine beträchtliche Strecke in den Kanal gelassen haben.

In Breslau wird die Jahrhundert-Ausstellung in Gegenwart des Kronprinzenpaares feierlich eröffnet.

Die Budgetkommission nimmt die Beratung der Wehrvorlagen wieder auf.

21. Mai.

Der König und die Königin von England treffen in Berlin ein, wo sie auf dem Weg nach dem Königlichen Schloß in Begleitung des Kaiserpaares von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt werden.

Der Kinematograph im Leben der Völker.

Von Prof. Dr. Karl Brunner.

Der Kinematograph ist im Leben der Völker zu einer Macht geworden. Er stellt ein Kulturproblem dar, von dem verschiedenartige Interessen lebhaft berührt werden. Wer der Kinematographenfrage ernstlich näher treten will, darf sich nicht auf die Beobachtung der einheimischen Verhältnisse beschränken, er wird, um die richtigen Maßstäbe zu gewinnen, über die Landesgrenzen hinausgehen und auch bei fremden Völkern Erfahrungen sammeln müssen, trägt doch das ganze Kinematographenwesen ein internationales Gepräge. Um eine möglichst weitreichende geschäftliche Wirkung zu erzielen, schaltet die Filmindustrie grundsätzlich das nationale Moment aus. Ihre Erzeugnisse sollen gewissermaßen eine allen Nationen der Erde gleichverständliche Sprache reden. Da gewinnt es einen besonderen Reiz, bei einzelnen Völkern zu beobachten, wie diese nivellierenden Bemühungen doch die Eigenart jeder einzelnen Nation nicht zu unterdrücken vermögen. Die Filmerzeugnisse werden, abgesehen von den großen Weltschlagern, immer wieder in Gruppen eingeteilt werden, die sich von selber nach nationalen Gesichtspunkten bestimmen.

Um unsere deutschen Verhältnisse im Kinowesen einmal gewissermaßen von außen her beurteilen zu können, habe ich einige Nachbarländer bereist und die Kinematographen in folgenden Städten besucht: Prag, Wien, Fiume, Triest, Venedig, Mailand, Zürich, Bern, Lausanne, Genf und Lyon.

Mein Reiseziel führte mich diesmal andere Wege, als die der Reiseführer sonst dem Fremden weist. Die an-

ziehenden Sehenswürdigkeiten beiseite lassend, suchte ich vorwiegend die volkreichen Arbeiterstadtteile auf, in denen der einfache Mann an den neuen Vergnügungsstätten, die der Kinematograph verschwenderisch über die Lande ausgestreut hat, seine Sehnsucht nach dem unbekannten Etwas zu stillen strebt, das ihn aus der rauhen Wirklichkeit des Alltags in vollkommenere Sphären entrückt. Wo immer ich mit Leuten aus dem Volk gesprochen habe, fand ich eine instinktive Bewunderung vor der Größe der Kinematographen, eine mehr auf dunkler Ahnung als auf wirklicher Kenntnis beruhende Vorstellung von der Ausdehnung des Kinowesens, von der Zahl der Lichtbildbühnen in ihrer Stadt. In Wien sagte mir z. B. auf Befragen ein Hotelportier, es gebe dort 400 Kinotheater; in der Tat sind es 117! Man ist ja in Deutschland an Riesenzahlen gewöhnt, denn bei uns gibt es rund 2900 Kinos. Da kommt man leicht in die Versuchung, die geringeren Zahlen, die das europäische Ausland durchweg aufweist, als niedrig anzusehen. Berlin mit seinen mehr als 300 Kinotheatern, die sich in manchen Straßen geradezu aufdringlich häufen, hat einen weiten Vorsprung vor anderen Städten: Prag 30, Wien 117, Fiume 7, Triest 18, Venedig 10, Mailand 30, Genf 8, Lyon 17. Man sieht ohne weiteres, daß wir in Deutschland an einer Überfülle leiden, die in erster Linie dadurch verursacht ist, daß bei uns bisher jeglicher Konzessionszwang gefehlt hat, den in verschiedener Form alle hier in Betracht kommenden Länder haben. Diese Tatsache allein müßte genügen, um die Notwendigkeit zu erweisen, das Versäumte so rasch wie möglich nachzuholen und die Annahme der demnächst an den Reichstag gelangenden Novelle zur Gewerbeordnung betreffend die Konzessionspflicht der Kinotheater zu beschleunigen. Auch in anderen Punkten der behördlichen Regelung des Kinematographenbetriebs ist uns das Ausland voraus, obschon die Kinointeressenten hierzulande sich nicht genug tun können in ihren Klagen über außerordentliche Bedrückung durch behördliche Maßnahmen. Nur hinsichtlich der Präventivzensur und des Jugendschutzes gehen wir in Deutschland strenger und konsequenter vor als das Ausland. Hingegen sind dort die Vorschriften für den äußeren Betrieb viel einschneidender und vom Standpunkt der Volkswohlfahrt heilsamer als bei uns. In Österreich, Italien, Frankreich und zum Teil in der Schweiz besteht die Anordnung, daß nach jeder Vorstellung, deren Beginn und Dauer angemeldet und öffentlich bekannt gegeben sein muß, die Räumung des Lokals und die gründliche Lüftung stattfinden muß. In besonderen Warteräumen sammelt sich das Publikum für die neue Vorstellung. Ein- und Ausgang sind völlig getrennt. Vielfach sind die Vorführungsräume während der Vorstellung durch gedämpftes Licht erhellt. Das Plakatwesen untersteht in Österreich gleichfalls der Zensur und weist dort fast durchgehends einen anständigen, ja mitunter ästhetisch erfreulichen Charakter auf. Damit erhält der Theaterbetrieb ein ganz anderes Gepräge als bei uns. Man vergleiche mit diesen wohlgeordneten Zuständen die Reklame eines Berliner Volkskinos: „Achtung! Ohne Konkurrenz! Von 10 Uhr morgens bis 11 Uhr abends großes Künstlerkonzert! Nur hier! Den ganzen Tag! Entree 10 Pfennig! Ohne Abruf! Ohne Nachzahlung! Erstklassige Rezitation des berühmten Meisterrezitators usw." Ich kenne kein Land, in dem die Mißstände, die in diesem Plakat hervortreten, möglich wären. Nirgends kann lichtscheues Gesindel für 10 Pfennig einen ganzen Tag im Kino sich herumtreiben, nirgends werden so schauderhaft niedrige Eintrittspreise gefordert, nirgends auch bin ich einem Meisterrezitator im Kino begegnet. Das sind alles Spezialitäten von Deutschland, insbesondere von Berlin, um die uns das Ausland gewiß nicht beneidet.

In einem ganz volkstümlichen Kinotheater von Lyon fand ich die Mehrzahl der Besucher aus dem Arbeiterstand auf Plätzen von 80 Cent., die billigsten Preise betragen in Italien 30 Cent., wobei allerdings durch besondere Rabattscheine noch weitere Vergünstigungen gewährt werden. Aber das ist gewiß: nirgends wirft sich das Kino so an die Leute weg wie hier bei uns.

Die Qualität der Darbietungen hingegen wird durch die in Deutschland allgemein eingeführte Präventivzensur entschieden viel günstiger beeinflußt als in den Ländern, wo nur die allgemeinen ordnungspolizeilichen Bestimmungen Geltung haben. In Österreich ist dieselbe Zensur wie bei uns eingeführt, in Ungarn, Italien, Frankreich und der Schweiz dagegen nicht. Wohl verfügt in Frankreich beispielsweise das Bulletin Municipal officiel von Lyon das Verbot der Vorführung aller kriminellen Handlungen. Aber dennoch feiert das Verbrechen auf der weißen Wand ungehindert wahre Orgien. Es ist klar: Verfügungen, die nicht in Gestalt von Präventivmaßnahmen zur Anwendung kommen, haben beim Kinematographen überhaupt keine praktische Bedeutung. Ich sah in Lyon in einem Volkskino niedrigster Art ein ganzes Programm, das in Deutschland rundweg verboten worden wäre, darunter auch einen Film deutschen Ursprungs, der zu alledem technisch äußerst minderwertig war. In Italien begegnete ich trotz des Mangels einer Vorzensur nur wenig Anstößigkeiten. Das mag Zufall gewesen sein. Bezeichnend ist es, daß die Italiener wie die Franzosen allzu große Albernheiten des Kinodramas, die unser Publikum sich ruhig gefallen läßt, energisch ablehnen. Die Romanen halten überhaupt mit ihren Gefühlen im Kinotheater nicht zurück; besonders in Italien spielen die Zuschauer mitunter sämtlich mit. Das Drama, das in Österreich neben Naturszenen und einer Humoreske eine bedeutende Stelle einnimmt, beherrscht in Italien und in Frankreich das Programm fast ausschließlich. Italien, die Heimat der besten Filmschauspieler, hat auch das empfänglichste Publikum für ihre Darbietungen. Ausführliche Inhaltsangaben der Dramen werden den Besuchern zu ihrer Orientierung in die Hand gegeben. Sie interessieren sich lebhaft für die Träger der Hauptrollen, deren Bilder in Massen verbreitet werden.

So entsteht ein gewisses persönliches Verhältnis des Publikums zu den Schauspielern, deren mimische Einzelleistungen den Beschauer über den minderwertigen Inhalt des Dramas glücklich hinwegführen.

Sehr im argen liegt im Ausland der Jugendschutz, den wir in Deutschland erfreulicherweise nachdrücklich zu wahren begonnen haben. Wohl verbietet die österreichische Behörde die Vorführung gewisser Bilder vor Jugendlichen unter 16 Jahren sowie deren Zutritt nach 8 Uhr abends, aber trotz aller Vorschriften begegnet man in Prag und Triest ganzen Scharen von Kindern da, wo sie nicht hingehören. In Italien wie in Frankreich kümmert sich kein Mensch darum, was die Kinder im Kino zu sehen bekommen.

Interessant ist die soziale Gliederung bei den verschiedenen Völkern. In Prag zeigt sich's, daß die tschechischen Massen vom Kino noch sehr wenig berührt werden. Hier überwiegen die besseren „Bios" weitaus, die anscheinend



besonders vom deutschen Mittelstand besucht sind. In Wien gibt es zahlreiche, gutbesuchte Volkskinos sowie eine Reihe vornehmer Lichtbildbühnen mit recht gutem Publikum. Triest zählt neben vielem Militär auch gute Kreise aus der Zivilbevölkerung zu seinen Kinobesuchern. In Venedig reicht der Einfluß der ziemlich versteckt liegenden „Cine-Teatri" nur teilweise bis in den Mittelstand; der große Fremdenverkehr wird von den bescheidenen Instituten nicht berührt. Die Mailänder Kinotheater hingegen tragen wieder teilweise einen vornehmen Charakter. Hier spielt der Kinematograph in dem bewegten Straßenbild bis tief in die Nacht eine auffallende Rolle. Große Zurückhaltung zeigen die höheren Kreise in Frankreich gegenüber dem Cinema; ähnlich auch in der Schweiz, wo man übrigens neuerdings schärfere Maßnahmen gegen die Auswüchse des Kinematographen zu ergreifen beginnt.

Erfreulich ist es, daß dem rein geschäftsmäßigen Interesse der Unternehmer da und dort durch gemeinnützige Volksbildungsbestrebungen ein wirksamer Damm entgegengesetzt wird.

An Stelle des Sensationellen werden vielmehr die Bildungswerte aus dem Kinematographen hervorgeholt und dieser somit kulturfördernden Zwecken dienstbar gemacht. Das finde ich besonders bei Arbeiterorganisationen in Prag und in Wien, die eigene Kinotheater unterhalten.

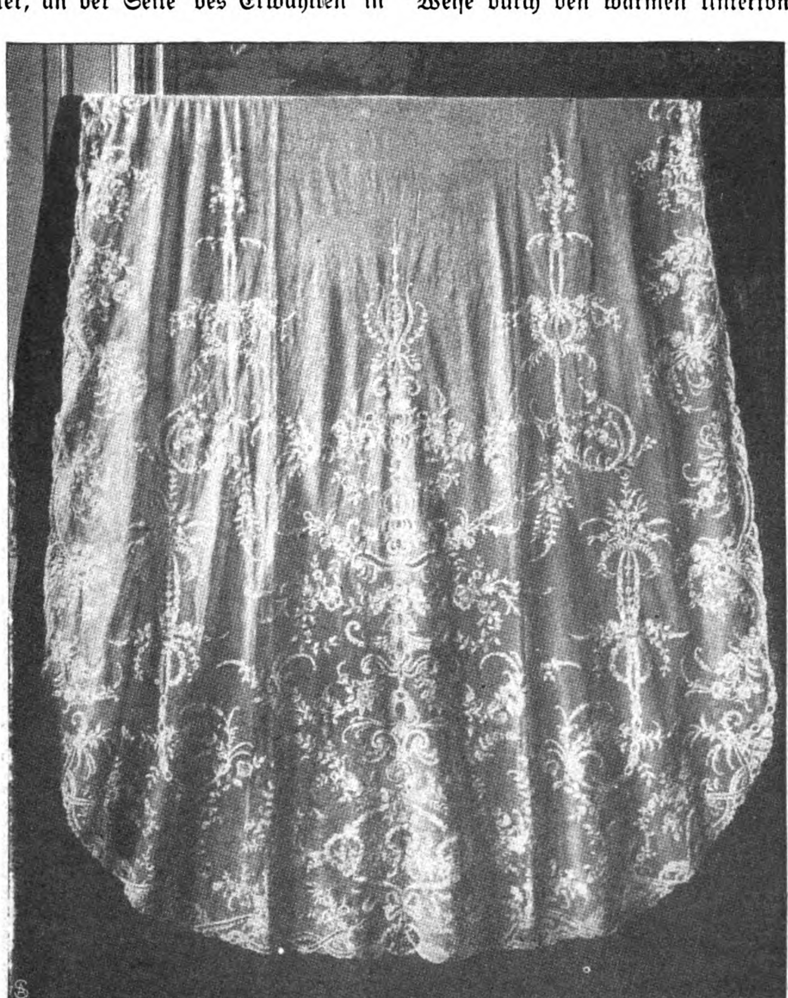
Nur wo das nackte Geschäftsinteresse hinter höheren Gesichtspunkten zurücktritt, hat der Kinematograph eine Existenzberechtigung, eine Entwicklungsmöglichkeit.

Der Brautschatz der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen.

Von Hedwig Heyl. — Hierzu 4 Spezialaufnahmen.

Die Familienereignisse des allerhöchsten Herrscherpaares finden im ganzen Deutschland, besonders aber in den preußischen Landen ihren starken Widerhall. Wenn die einzige Tochter aus dem umhegten Heim, dem Schutz der zärtlichen Mutter, an der Seite des Erwählten in das bunte Leben hinaustritt, so einen sich alle Deutschen zu heißen Segenswünschen. Möge das, was der hohen Mutter gelang, als Friedensengel große Volksinteressen zu verbinden, auch der Tochter beschieden sein.

Heute, im blühenden Lenz, wird die jugendliche Kaisertochter mit den Hochzeitsgewändern geschmückt. Wir schauen sie in dem hergebrachten Brautschmuck der Prinzessinnen des königlichen Hauses, und doch wie individuell ist er hier gestaltet. Wie ist darin Vergangenheit und Gegenwart in pietätvoller und schöner Weise verwebt. Das Drap d'argent, das vorgeschriebene Silbergewebe des Kleides und der Schleppe, schillert in mildem Perlenglanz. Die Silberfäden sind nach Angabe der obersten Leiterin zur Herstellung des Brautschatzes in der Crefelder Spinnerei mit einem matt gefärbten Stoffuntergrund verwebt, so daß der kühl wirkende Glanz des Metalls in vollkommener Weise durch den warmen Unterton gehoben wird.

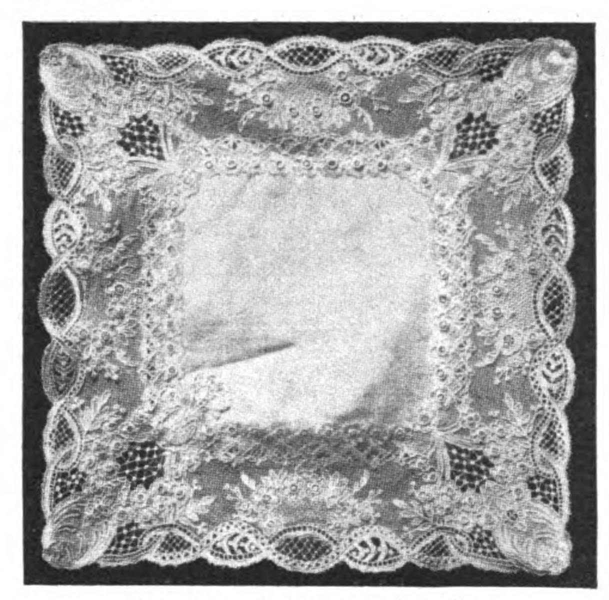


Der Brautschleier der Prinzessin Viktoria Luise.

Die Schleppe wurde von Margarete von Wedell gezeichnet. Stilisierte Myrten, Orangenzweige und Palmenblätter schlingen sich in feiner, abgetönter Silberstickerei rings um den reichen Stoff. Im Atelier von Frau von Wedell stickten zwei Monate 21 Stickerinnen daran. Der Hermelin der ersten Kaiserin, Augusta, umgrenzt die Innenseiten, während auf dem Kleid von gleichem Silberstoff Spitzen, Erbstücke von der Mutter der Kaiserin, den wunderbarsten Schmuck abgeben.

Dem Muster des Brautschleiers ist der Brautschleier der Herzogin Adelheid zugrunde gelegt. Seit die schlesischen Spitzenschulen sich in der Spitzenkunst so vervollkommneten, daß sie schon manchen fürstlichen Braut-





Das Brauttaschentuch der Prinzessin.

schleier arbeiteten — erinnerlich sind herrliche Stücke der Schwestern unserer Kaisers — wurde einer derselben diese Arbeit anvertraut.

Dieser Brautschleier, von Anna Chales de Beaulieu komponiert, ist ganz besonders gelungen. Seine Kopfecken, auf denen die Prinzessinnenkrone befestigt wird, sind aus feinem echtem Tüll, dann aber baut sich ein bezauberndes Ornament in stilisierten Blüten und Blättern von einem Reichtum auf, daß, vom Saum aufwachsend, der 2 Meter lange und 150 Zentimeter breite Raum des Prachtstücks ganz davon bedeckt ist.

In der Spitzenschule von Marie Hoppe und Margarete Siegert arbeiteten 70 Arbeiterinnen 6 Wochen daran. Den Stil und die Art der Spitze könnte man mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts in Frankreich so hervorragend hergestellten Point d'Argentan vergleichen. Den gekrönten Schleier hält ein frischer Myrtenkranz, geflochten aus den inzwischen zu stattlichen Bäumen gewachsenen Zweigen fürstlicher Brautkränze.

Vervollständigt wird das strahlende Bild der hohen Braut durch den großen Brillantschmuck der Krone, der sie nur einmal, an ihrem Hochzeitstag, schmückt und der anmutigen und jugendlichen Gestalt auch rein äußerlich den Stempel kaiserlicher Abkunft gibt.

Kann man in der Anordnung der Brauttoilette den pietätvollen Zug tief mitempfinden, so steigert sich die Freude beim Anblick des Brautschatzes, der sich in diesem Fall nur auf die persönlichen Gebrauchsgegenstände erstreckt. Mit weiser und höchst mühevoller Überlegung sind die Aufträge an die verschiedensten Geschäfte, Organisationen und Einzelpersonen verteilt worden. Obgleich die Wäscheausstattung ein einheitliches Gepräge haben mußte, so bot sie doch am meisten Gelegenheit, viele Hände zu beschäftigen. Die Verteilung



Die Brautschleppe der Prinzessin Viktoria Luise.

der Herstellung von Toiletten und Hüten hätte bei der Kürze der Brautzeit eine unüberwindliche Anzahl von Anproben notwendig gemacht, aber schon die sehr verschiedenen Zwecke der Toiletten gaben Gelegenheit, den verschiedensten Industriezweigen Arbeit zukommen zu lassen.

Bei der Wäscheausstattung wurde die Einheitlichkeit durch gleichmäßige rosa Bindung von weichem Seidenband noch betont. Feinste Baumwollstoffe, solide, schöne Stickereien, entzückende Fältchen und Hohlsäume mit echten Valencienner Spitzen bilden alle die verschiedenen Wäschestücke, die nicht nur die Hygiene berücksichtigen, sondern auch die Möglichkeit guter Instandhaltung geben.

Forscht man nach den Herstellerinnen, so staunt man vor der Fülle der Namen. Mühsam, aber echt landesmütterlich sind die Lieferungen eingeteilt, und wenn man im Verzeichnis acht Wäschefirmen findet, so ist die Zahl damit lange nicht erschöpft, der Kasseler Frauenverein vom Roten Kreuz und die Heimarbeiterinnen in Berlin und Potsdam sind selbst zu schwierigen Aufgaben herangezogen.

Die richtige Einschätzung der Arbeit der Heimarbeiterinnen, ihre tüchtige Organisation, an der die Huld der Landesmutter keinen geringen Teil hat, ist besonders hervorzuheben. Durchweg durften Frauen sich einer freundlichen Berücksichtigung erfreuen, sowohl solche, die Geschäfte leiten, wie Einzelpersönlichkeiten, darunter tapfere Frauen, die nach Verlust ihres Vermögens sich und ihre Kinder durch Wäschenäherei durchbringen müssen.

Um möglichst viele zu der vorliegenden Arbeit heranzuziehen, wurde manches zu Nutz und Frommen von Vereinen angeschafft, ohne direkt notwendig zu sein. Z. B. fiel die Beschaffung von Betten nicht in das Ausstattungsressort, aber das Lettehaus durfte eine kostbare Bettdecke herstellen und die Spitzenschule im Elsaß unter Leitung von Exzellenz Zorn von Bulach ebenfalls und außerdem in wundervollen Spitzen zu Kissen und Decken exzellieren.

Die Spitzenschule von Tondern, die deutsche Spitzenschule und die Schlesische Spitzenschule Fürstin Pleß übernahmen die Lieferungen von Dekorationspitzen zu Teetischdecken und Gebrauchsgegenständen, von Borten und losen Spitzen und vor allem von Spitzentaschentüchern in außerordentlich interessanter Auswahl. In den losen Spitzen wie auch in einem sehr schönen Fächer ist die wirkungsvolle Buranospitze vertreten. In den Taschentüchern fanden alle Arten Point, rond und plat, und die flanderische Spitze reichliche Verwendung.

Die Hebung der deutschen Spitze liegt im Interesse unserer einheimischen Arbeit. Solange noch eine Verarbeitungsfirma für 100 000 Mark und mehr jährlich Spitzen vom Ausland kauft, haben wir Spielraum für hiesige Arbeiterinnen, wenn sie für Spitzenfabrikation, besonders als ländliche Winterarbeit, erzogen werden. Gelänge es, in einzelnen Gegenden Spezialitäten, wie in Tondern die Königspitze, zu pflegen, so dürfte die Entwicklung der Spitzenindustrie ganz aussichtsreich sein.

Die für den Trousseau gelieferten Spitzen machen das besonders eindringlich klar. Vielleicht wäre die Antwort auf die Frage, ob die „echte Valencienne“ tatsächlich in Deutschland hergestellt worden ist, nicht zufriedenstellend ausgefallen, und doch dürfte die gute Valencienne für den Massenkonsum die beste Aussicht auf großen Vertrieb haben.

Die Wäscheausstattung fand in einem uns besonders teuren Zimmer, dem Geburtzimmer des Kaisers Friedrich, Aufstellung; nur wenigen wurde der Zutritt gestattet. Über dem Raum schwebte eine eigenartige Stim-



Die Galacourschleppe der Prinzessin Viktoria Luise.

mung, und die Gedanken ließen sich durch die zu feiner Wirkung gebrachten Herrlichkeiten nicht abbringen von dem Zusammenhang des schönen, geliebten Großvaters, der hier das Licht der Welt erblickte, und der zarten Elfengestalt der Enkelin, die in kindlicher Freude zwischen ihren Schätzen scherzend umherging, und deren Himmel voll Glück bringender Sterne scheint.

Helligkeit und Farbe strahlten aus den im nächsten Salon aufgestellten Dingen wider. Da ist zuerst die für die Prinzessinnen vorschriftsmäßige zweite wunderschöne Courschleppe aus altem Besitz von granatrotem Moiré antik. Feine Rokokomuster mit kleinen Buketten dazwischen, in Altsilber gestickt, stellen jener Zeit ein glänzendes Zeugnis aus, in der man schüchtern alten Glanz zu erneuern strebte und den Fleiß mit in das Gewicht warf, um damit fast unvergängliche Kunstwerte zu schaffen. Kunstwerte wie diese Schleppe, die vielleicht in späterer Zeit berufen ist, ein Museum zu schmücken.

Wenn man sich die vielen verschiedenen Beschäftigungen, Repräsentationen, Besichtigungen, die sportlichen und Schloßpflichten einer Prinzessin, die für den Trousseau überlegt sein müssen, klar macht, so hat die Leiterin ein Kunstwerk geschaffen, indem sie allen diesen Bedürfnissen mit feinem Herzen Rechnung getragen hat. Bescheiden lenkt Fräulein Susanne von Beaulieu das Lob auf die Hersteller dieser Dinge ab, aber den Feldherrnplan für das Ganze, der auch nicht die kleinste Lücke ließ, den entwarf, wenn auch sicher mit dem Rat der hohen Brautmutter, doch sie.

Man könnte sagen, daß alle diese Schönheit von dem Takt spricht, den Kleidung berücksichtigen muß. Immer passend in die Erscheinung zu treten, gehört vielleicht mit zu den ungeschriebenen Pflichten repräsentativer Persönlichkeiten, und eine solche Unterstützung, wie unsere Prinzessin darin hatte, wird ganz gewiß in dem jungen Ehestand diese Sorge sehr herabmindern. Unsere Prinzeß kann immer schön, immer für die Gelegenheit passend und immer zweckmäßig erscheinen. Der Jahreszeit entsprechend sind schwere, steife Kleider ganz ausgeschaltet. Jugendliche, mit Stickerei und Säumchen, mit Banddurchzug oder ganz weiß gestickte Batistkleider wechseln mit einer Anzahl heller Kostüme aus weißem Pikee und weißem Grosgrain ab. Ein Trotteur von rotem Frottée mit weißer Chiffonbluse auf roter Seide gearbeitet, vorn kleidsam mit schwarz gehoben, ringt mit einem mittelblauen Frottéekleid um den Preis. Ein weißes Etaminekleid, am Rock mit blauem Leinenstoff bordiert, der die gleiche reiche Leinenstickerei wie die Taille trägt, das feingemusterte Pongékleid für Visiten mit einem der reizenden, kleidsamen Hüte, dürfte Sensation erregen.

Die Kollektion der Hüte ist so gewählt, daß sich immer der entsprechende zu den Toiletten reimen läßt. Sie sind mit ganz wenigen Ausnahmen klein, sehr oft aus Stroh mit Tüll oder Chiffon bezogen und dazu Kränze von Kornblumen, Rosen, Federn, die so gut kleiden, gewählt oder auch einfache Band- und Reihergarnituren. Ein königsblauer Federhut wurde sicherlich zu dem herrlichen, mit weißem, langhaarigem, molligem Tibetschaffell gefütterten, blauen Fahrpelz mit der gleichen Fahrdecke gedacht.

Ein wunderschönes Cremespitzenkleid hat eine rote und eine blaue Taille von Libertyatlas mit Spitzen und einen Spitzenmantel dazu. Die Schirme sind in ihren ruhigen Farben mit breitem weißem Rand ebenso fein wie elegant. Ein Gersonscher Schirm entwickelt auf rosa Grund eine Blumensinfonie, ein zweiter ist aus weißer Spitze.

Einige Gesellschaftstoiletten, über die man ein besonderes Kapitel schreiben müßte, da sie wie Dichtungen erscheinen, können nur gestreift werden. Im Schnitt sind sie einfach, aber von großer Grazie. Ein uni-mauvefarbenes Gewand trägt als einzigen Schmuck eine dunkle, schattierte Kaktusdahlie. Einen wundervollen Millefleurestoff auf Chiffongrund durchwinden Goldblätter, und an Rock und Taille unterbrechen Spitzendraperien ruhevoll den reichen und doch leichten Stoff des ausgeschnittenen Kleides, das mit einem Frühlingsblumenstrauß an der Korsage den Sommer darstellt. Das weiße Chiffonkleid mit Peplon mit zart gebrochenem, seegrünem Auslauf ist reich mit Tautropfen bestickt.

Wurden die beschriebenen Toiletten der Repräsentation im Raum gerecht, so bedürfen der offene Wagen, das Auto, der Schlitten besonderer Berücksichtigung. Die dunklen Trotteurkleider mit den brauchbaren seidenen Blusen und den mit irischen Spitzen durchsetzten stehen in großer Auswahl zur Verfügung. Aber auch die Mäntel entsprechen den verschiedensten Bestimmungen. Da ist ein weißer, mit weißen und Goldperlen gestickter Mantel, der in Frankfurt a. M. von der Firma Albert Frank komponiert wurde, ein weißer, mit rötlicher Seide gefütterter, ein anderer weißer mit Spitzeneinsatz und blauem Futter für Rennen, Ausfahrten, Besichtigungen, dazu Wagendecken, aus weißer Seide und hellem Tuch zusammengesetzt.

Der Staubautomobilmantel von blauer Seide kann ganz hoch geknöpft werden. Für feuchtes Wetter ist der Automantel aus Leder, mit Zibetkatze gefüttert, mit ebensolchem Kragen, und ein eleganter Regenmantel, der wie Atlas aussieht und in kleinster Gummitasche mitgeführt werden kann. Für den Winter ist mit einem Zobelmantel, einer Chinchillagarnitur, dem praktischen Weißfuchskragen, der hinten geschlossen wird, und einer Nerzgarnitur vorgesorgt.

Für den Sportgebrauch findet man neben dem Reitkleid und Sommerreitkleid die vorn zu schließenden seidenen Sweaterjacken, das grüne Homespunkleid zur Jagd, das graue für Bergtouren, dazu haarige, leichte Filzhüte, innen von Stroh.

Daheim am trauten Kamin können wir uns die junge Fürstin in den duftigen Teekleidern, drei Gedichte der Firma Frank und Spitzer, vorstellen. Über einem blauen Atlas ist das blaue Chiffongewand leicht mit Chiffonblättchen umsäumt. Ein blau und weißes Gewand hat japanischen Stil, während das altrosa Liberty fast eine Gesellschaftsrobe darstellt.

Ganz besonders ist für die Reise alles ausgedacht, da es ja auch vorkommen könnte, daß der fürstliche Reisewagen mit einem Coupé vertauscht werden müßte. Dann wird das Coupé mit einem Behang von roher Seide geschmückt und das Bett mit feinen Bielefelder Leinenbezügen bezogen, die Wolldecke in schottische Überknopflaken gesteckt. Alles kann ganz klein verpackt werden.

Nach den langjährigen Erfahrungen bewähren sich die Rohrplattenkoffer in allen Größen, als Kabinen-, Kleider-, Hut- und Schirmkoffer, am besten. Auch die schweren Necessaires sind eigenartig und praktisch umgewandelt.

Keine französischen Handschuhe haben Gnade gefunden, sondern deutsche in allen Farben und Längen, Ausführungen und Mustern.



Die seidenen und leicht wollenen Strümpfe haben die Heimarbeiterinnen mit Kreuzstich gezeichnet nach Vorschrift von Fräulein Chales de Beaulieu.

Die hübschen Korbsessel und geflochtenen Matten, die unter Fräulein Vosbergs Leitung in den verschiedenen Werkstätten gearbeitet wurden, umgeben den zierlichen Teetisch, der mit einer Decke, reich mit venezianischen Spitzen geschmückt, bedeckt wurde.

Mit Stolz auf die Leistungen, die deutscher Fleiß und allgemeine Liebe für die Aussteuer unserer Prinzessin zusammenbrachten, schließen wir diese Rundschau, die nur einen kleinen Ausschnitt geben konnte.

Goethes „Faust" in Tokio.

Hierzu 3 photogr. Aufn. von Kokumin Shimbun.

Die japanische Bühne hat schon wiederholt versucht, sich ihres rein traditionellen Charakters zu entäußern und auch Werke europäischen Ursprungs nach europäischem Vorbild zu geben.



Die Gartenszene im vierten Akt.
Von links: Mephistopheles (T. Iba), Marthe (U. Yamakawa), Gretchen (K. Kinugawa), Faust (S. Kamiyama).



Mephistopheles (Herr T. Iba).

Das Theater von Tokio ist es hauptsächlich, das diese Reformbestrebungen mit großer Sorgfalt pflegt und — was besonders bemerkenswert ist — ihrem Publikum auch deutsche Stücke übermittelt. Von allen bisher gelösten Aufgaben interessiert namentlich die Aufführung des „Faust". Goethe, von japanischen Schauspielern und in japanischer Sprache interpretiert: das darf gewiß als eine Seltenheit, ja beinah als ein Unikum bezeichnet werden und spricht für das Anpassungsvermögen und das Verständnis der Künstler, die auch äußerlich den deutschen Stil in Szenerie und Kostüm möglichst getreu beibehalten. Der Faust des Herrn S. Kamiyama und Fräulein K. Kinugawas Gretchen stehen, wie unsere Abbildungen zeigen, ganz in dem Rahmen deutscher Darstellung. Der Mephisto des Herrn T. Iba trägt in der Maske vielleicht noch einige Anklänge an „eingeborene" Bühneneffekte, und die Marthe der Frau U. Yamakawa will uns als eine zu jugendliche Dame erscheinen. Immerhin müssen wir den Wagemut aufrichtig bewundern, mit dem eine Dichtung wiedergegeben wird, die auch deutsche Bühnenkünstler nur nach tiefgehendem Studium zu bewältigen vermögen. Schwerer wiegt aber noch die Tatsache, daß die Leitung des japanischen Theaters ein Publikum für ein innerlich so weitab liegendes Werk zu gewinnen hofft. Stufenweise und zielbewußt mußten Zuhörer und Zuschauer zur rechten Auffassung herangebildet werden. Eine gewaltige Arbeit, die erfreulicherweise der Erfolg krönte. T. D.



Gretchen (Frl. Kinugawa) und Faust (Herr Kamiyama)



Unsere Bilder

Hochzeiten am Kaiserhof (Abb. S. 861, 862, 863). Es ist gewiß ein seltener Fall, daß zwei Prinzessinnen aus dem Hohenzollernhaus in zwei aufeinander folgenden Wochen in den heiligen Stand der Ehe treten. Wie es in der Natur der Dinge liegt, ist die Vermählung der Prinzessin Viktoria Margarete, der Tochter des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, mit dem Prinzen Heinrich XXXIII. Reuß j. L. mehr in der Stille vollzogen worden. Um so eifriger beschäftigt sich die öffentliche Meinung mit der Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise und des Prinzen Ernst August, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, nicht nur weil die Braut die persönlich sehr beliebte Tochter des Kaisers ist, sondern auch weil dieser Verbindung erhebliche politische Bedeutung zukommt. Sie bildet den Schlußstein der vom Kaiser erstrebten Versöhnung zwischen dem Hohenzollern- und dem Welfenhaus. Als Gäste nehmen an den Feierlichkeiten unter andern der König Georg von England mit seiner Gemahlin und der Zar Nikolaus von Rußland teil. Die englische und die russische Presse halten es für nötig, nachdrücklich zu betonen, daß diese Besuche rein privater Natur seien. Das trifft gewiß zu, aber ebenso gewiß darf man darin ein Sympton für die guten Beziehungen erblicken, die zwischen Berlin einerseits und London und Petersburg anderseits herrschen.

Ein Gartenfest in Charlottenhof (Abb. S. 864). Prinz und Prinzessin August Wilhelm von Preußen haben zum Besten der Kinderpflege und Erziehungsanstalten Zionshilfe in Schöneberg in einem der schönsten Teile des Parkes von Sanssouci, bei den Römischen Bädern, ein Gartenfest veranstaltet, das zahlreich besucht war und einen Reinertrag von mehr als 30000 Mark für den wohltätigen Zweck brachte. Viktoria Luise, Prinz und Prinzessin Eitel-Friedrich, Prinz Oskar, die Mutter und die Schwestern der Prinzessin August Wilhelm beteiligten sich an dem Empfang der Gäste und dem Verkauf von Blumen, Getränken und Süßigkeiten.

Viscount Morley (Portr. S. 865), der Lord-Präsident des Geheimen Staatsrats von Großbritannien und Irland, hat in diesen Tagen Berlin besucht. Offiziell ist von dem Besuch keine Notiz genommen worden, aber man darf wohl annehmen, daß der Staatsmann nicht nur zu seinem Vergnügen nach der Hauptstadt des Reichs gekommen ist.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg (Porträt S. 862) hat dem bekannten Maler Professor Schulte im Hofe zu einem Bildnis gesessen, das der Künstler kürzlich vollendet hat. Wir bringen heute eine Reproduktion des wohlgelungenen Porträts.

Der Prinz-Heinrich-Flug (Portr. S. 865) hat einen äußerst befriedigenden Verlauf genommen. Eigentlich sollte man sagen die Prinz-Heinrich-Flüge, denn es fanden ihrer mehrere, von Karlsruhe, Pforzheim und Straßburg aus, statt, bei denen verschiedene Aufgaben zu lösen waren. Prinz Heinrich sprach bei einem Festessen den beteiligten Fliegern seine Anerkennung aus, unter denen sich besonders Leutnant Canter und Leutnant v. Hiddesen und Leutnant Frhr. v. Thüna ausgezeichnet haben.

Das Kaiser-Wilhelm-Heim in Wiesbaden (Abb. S. 868), das dritte Heim der Deutschen Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime, ist kürzlich in Gegenwart des preußischen Handelsministers Sydow feierlich eingeweiht worden. Das von den Wiesbadener Architekten Jacoby und Hintze erbaute wohnliche Haus bietet mehr als 100 Personen Unterkunft.

Feuersbrunst in Preßburg (Abb. S. 866). Die ungarische Stadt Preßburg ist von einem verheerenden Brand heimgesucht worden. Mehr als hundert Häuser wurden eingeäschert, zwei Menschen fanden den Tod, einige andere wurden verletzt, aber vielleicht 10000 sind obdachlos geworden, da das Feuer in einem der ärmeren Viertel wütete, in dem in kleinen Wohnungen zahlreiche Personen hausten.

Olga Wohlbrück (Portr. S. 867), eine unserer besten Romanschriftstellerinnen, ist den Lesern der „Woche" keine Fremde. Frau Wohlbrück, seit einigen Jahren die Gattin des Komponisten Woldemar Wendland, war früher Schauspielerin und wandte sich dann der Literatur zu. Die neuste Frucht ihrer dichterischen Tätigkeit ist der groß angelegte, an dramatischen Episoden reiche Roman „Sonnenbrut", mit dessen Abdruck wir heute beginnen.

Im Lauchstädter Goethetheater (Abb. S. 867) ist in diesem Jahr von früheren und jetzigen Meininger Hofschauspielern unter anderem Molières Komödie „Der Arzt wider Willen" aufgeführt worden. Die erste Vorstellung fand vor einem Parkett von wirklichen Aerzten statt, sie wurde zu Ehren der gerade in Halle tagenden deutschen Gesellschaft für Gynäkologie veranstaltet.

Das Henckel-Rennen in Hoppegarten (Abb. S. 866) wurde am vergangenen Sonntag von Freiherrn v. Oppenheims Csardas gewonnen. Der Sieger wurde von dem oft erfolgreichen Jockei Archibald geritten und ging nur um einen Kopf vor dem Zweiten, Magellan, durchs Ziel.

Enghien in Nöten (Abb. S. 868). In Frankreich will man jetzt dem Spielteufel ernsthaft zuleibe gehen; es besteht die Absicht, im Umkreis von 100 Kilometer von Paris jedes Glücksspiel zu verbieten. Durch eine solche Maßnahme würde das Kasino in Enghien, das von manchen Leuten als eine gefährliche Spielhölle geschildert wird, besonders schwer betroffen. Denn jedenfalls verdankt es dem Spiel seine Blüte. Das Bad Enghien aber hat wieder von dem Kasino großen Nutzen und würde somit auch erheblich in Mitleidenschaft gezogen werden.

Madame Thérésa (Abb. S. 866), die als Pariser Volkssängerin unter dem napoleonischen Kaiserreich berühmt war und einst glänzende Triumphe gefeiert hat, ist auf ihrem Landsitz bei Le Mans im Alter von 76 Jahren gestorben. Sie war eine Diva der Cafékonzerte, in denen sie ihre drastischen Chansons vortrug, die Beifallstürme entfesselten und im ganzen Volk verbreitet waren. Seit Jahrzehnten lebte sie, zurückgezogen von aller Welt, geschätzt von ihren Nachbarn, auf dem Land; sie soll im stillen sehr wohltätig gewesen sein.

Personalien (Portr. S. 862). Geheimrat Dr. Leopold Kny, Professor an der Landwirtschaftlichen Hochschule und Leiter des von ihm begründeten Pflanzenphysiologischen Instituts der Universität in Berlin, feierte sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Der Gelehrte steht im Alter von 72 Jahren. — Der englische Botschafter in Konstantinopel Sir Gerald Augustus Lowther tritt von seinem Posten zurück. Er bekleidete das Amt seit fünf Jahren.

Die Toten der Woche

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Richard **Börnstein**, bekannter Physiker, † in Berlin im 62. Lebensjahr.

Frau Else **Hueppe**, Gattin des bekannten Professors für Hygiene und Bakteriologie, † in Dresden im Alter von 55. Jahren.

Gustav **Loewe**, Mitglied des Deutschen Landestheaters in Prag, † am 14. Mai im Alter von 48 Jahren.

L. **Perrier**, schweizerischer Bundesrat, † in Bern am 16. Mai im Alter von 64 Jahren.

Prof. Dr. Otto **Reubke**, bekannter Komponist und Musikdirektor, † in Halle am 19. Mai im Alter von 71 Jahren.

Helene **Richter**, bekannte deutsche Malerin, † in Rom im 79. Lebensjahr.

Madame **Thérésa**, ehem. bekannte Pariser Volkssängerin, † auf ihrem Landsitz bei Le Mans im Alter von 76 Jahren (Portr. S. 866).

Freiherr von **Thünefeld**, bekannter Reichstagsabgeordneter, † in München am 16. Mai im Alter von 58 Jahren.

Prof. Dr. Heinrich **Weber**, bedeutender Mathematiker, † in Straßburg i. E. am 17. Mai im 72. Lebensjahr.



Prinzessin Viktoria Luise von Preußen und Prinz Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Zur Vermählung im deutschen Kaiserhaus. — Hofphot. Sandau.





Phot. Kirk & Co.

Georg V. von England.



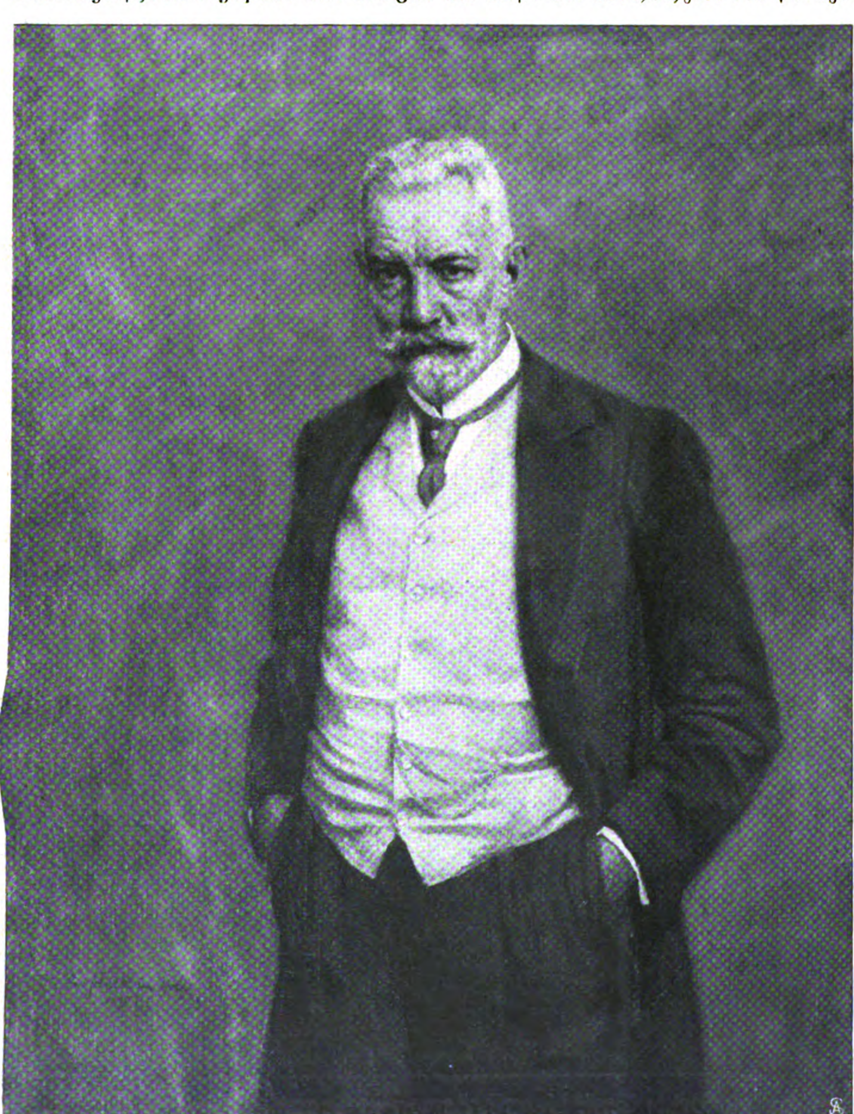
Phot. Central News.

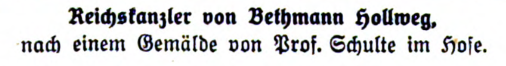
Königin Mary von England.



Zar Nikolaus von Rußland.

Das englische Königspaar und der Zar als Gäste bei der Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen.





Reichskanzler von Bethmann Hollweg,
nach einem Gemälde von Prof. Schulte im Hofe.



Phot. Dührkoop.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Kny,
Berlin, bekannter Botaniker, beging sein goldenes Doktorjubiläum.



Sir G. A. Lowther,
englischer Botschafter in Konstantinopel, nahm seine Entlassung.



Die Vermählung der Prinzessin Viktoria Margarete von Preußen mit Prinz Heinrich XXXIII. Reuß j. L.

Das junge Paar.

Hofphot. Eichgrün.

Der Kaiser mit der Braut erwartet den Vorbeimarsch der Ehrenkompagnie.

Die Damen von links: Frl. v. Gehring, Frl. v. Strombeck, Freiin von dem Knesebeck.

Kgl. Hofphot. W. Niederastroth (Selle & Kuntze), Potsdam.



Gartenfest im Park von Charlottenhof bei Potsdam

gegeben von Prinz und Prinzessin August Wilhelm.

1. Prinzessin August Wilhelm. (×)
2. Prinz August Wilhelm verkauft Blumen. – Phot. Hohlwein.
3. Eine magnetische Angelpartie. – Phot. Hohlwein.



Phot. Koeppen.

Leutnant v. Hiddesen,
Erster im Zuverlässigkeitsflug.



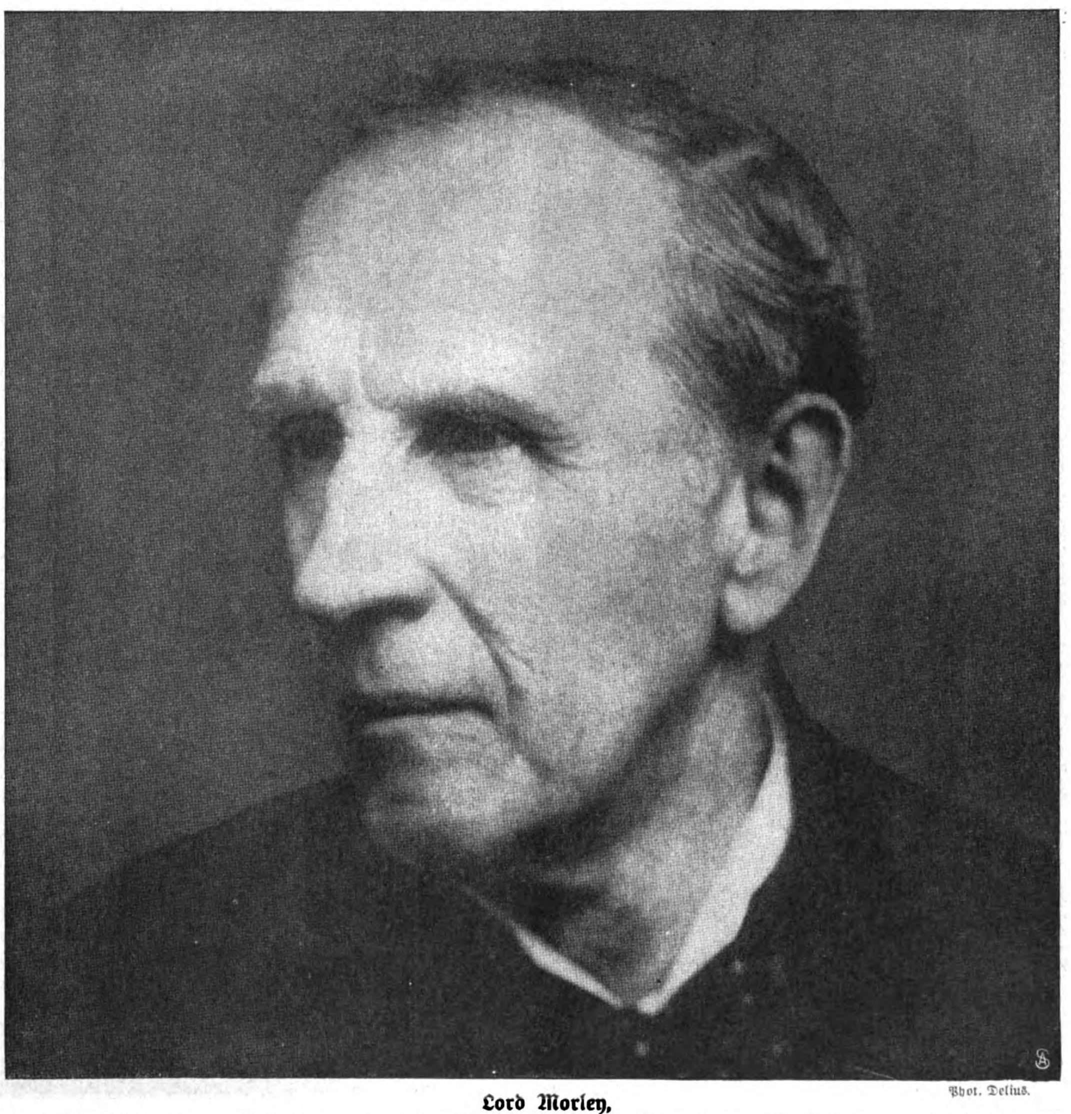
Leutnant Canter,
Träger des Kaiserpreises.



Phot. Fischer.

Ltn. Freiherr von Thüna,
Träger des Statthalter-Ehrenpreises.

Die Preisträger im Prinz-Heinrich-Flug.

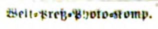


Phot. Delius.

Lord Morley,
Lord-Präsident des Geheimen Staatsrats von Großbritannien und Irland, weilt in Berlin.

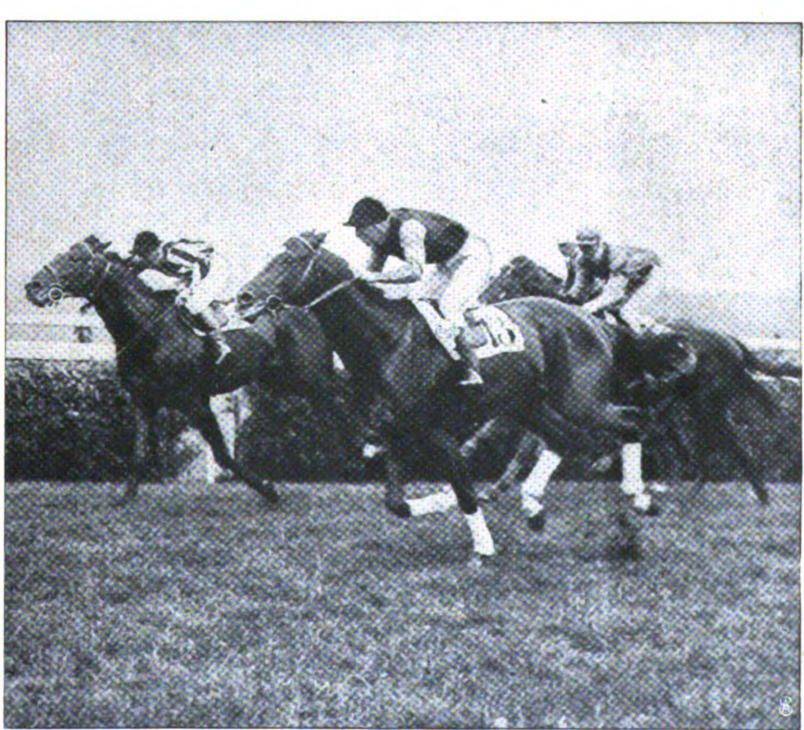






Welt-Preß-Photo-Komp.

Die Brandkatastrophe in Preßburg: Blick auf die Brandstätte.



Phot. Rosenberg.

Das Finish: Csardas unter Archibald siegt um Kopfeslänge.
Vom diesjährigen Henckel-Rennen in Hoppegarten.



Madame Théréſa †
bekannte Pariſer Volksſängerin.





Olga Wohlbrück, die Verfasserin unseres neuen Romans „Sonnenbrut".



Photo-Union.

Schlußszene in „Der Arzt wider Willen" von Molière.
Von links: Herr Römer, Frl. Kuhn, Herr Stahl, Frl. Wollmann, Herr Kalbeck, Frl. Thimig, Herr Schiefer.
Von den Festspielen Meininger Hofschauspieler im Lauchstädter Goethetheater.





Phot. Kurtz.

Die Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Heims: Rede des Präsidenten Kommerzienrats J. Baum.
Das neue Haus im Taunus der Deutschen Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime.



Arch. de Miroir.

Zum Kampf gegen das öffentliche Spiel in Frankreich.
Das Kasino in Enghien, dessen Schließung beschlossen wurde.



Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

Als Graf Andre Oberwall, wie es seine Gewohnheit war, um elf Uhr auf eine Stunde in seinem Klub erschien, verstummte plötzlich das lebhafte Gespräch, und die Augen der anwesenden, ihm altbekannten Klubmitglieder glitten in leichter Verlegenheit an ihm vorbei. Doch um einen Schatten lebhafter und wärmer als sonst streckten sich ihm die Hände entgegen.

Freiherr von Roeckwitz, dem die Klubstunden eine elegante Aufhellung seines sonst sparsamen und streng geregelten häuslichen Lebens bedeuteten, zog in altgewohnter militärischer Bewegung seinen weißen Schnurrbart durch die Finger und klopfte dem Genossen längst vergangener Jugendtage mit betonter Herzlichkeit auf die Schulter.

Niemand hatte geglaubt, daß der ehemalige Diplomat und feine Lebenskünstler gerade am heutigen Tag erscheinen würde.

Denn noch lagen die Abendblätter mit dem großen schwarzen Kreuz über der ersten Spalte auf den Tischen des Lesezimmers, und lange Nekrologe brachten einen Namen in Erinnerung, der einst eng verknüpft gewesen mit dem Namen der Oberwall. Es war der Name eines ehemaligen angesehenen Ministers, dessen mehr als freundschaftliche Beziehungen zu der Mutter des Grafen Andre ihrem Salon in den siebziger Jahren eine Machtstellung, ja beinah politische Bedeutung verliehen hatten.

Ganz Berlin pilgerte damals zu dem großen, roten Brokatsessel mit der goldenen Armlehne, der sich wie ein Thron von den roten, schweren Vorhängen des berühmten Empfangsaals im Oberwallschen Haus abhob. Exzellenz Gräfin Marie Antoinette Oberwall selbst verstärkte gern den Nimbus des Ausländertums, der ihr durch ihre Familie anhaftete. Denn sie war stolzer auf die Reys, die ihr Haupt unter das Messer der Guillotine gelegt hatten, als auf die Oberwalls, die ihr Leben dahingegeben hatten, um ihr Land zu verteidigen. Und obwohl ihr Vater in preußische Dienste getreten war und als einer der besten deutschen Generale galt, kokettierte sie mit ihrem Preußenhaß. Während sie in ihrem Salon ein wechselndes reizvolles Spiel von Politik und Liebe trieb und ihre Freiheit als junge, schöne Witwe in vollen Zügen, wenn auch nie geschmacklos, auskostete, brach eine Katastrophe herein, deren Folgen weit über den Umkreis ihres Hauses von sich reden machten.

Ihr Sohn Graf Andre Oberwall beleidigte in nicht mißzuverstehender Weise den Freund seiner Mutter — ein Duell war die unausbleibliche Antwort. Die Namen der beiden feindlichen Männer standen tagelang in den Blättern, zusammengeschweißt mit Eisen und Blut. Und die Erinnerung an jene Vorgänge war auch heute noch, nach 35 Jahren, lebendig in den alten Herren, die den Grafen Andre Oberwall am heutigen Tag im Klub begrüßten.

Lebendig war sie auch in der Seele der 85jährigen alten Frau, die heute noch wie vor einem halben Jahrhundert im roten Brokatsessel mit der goldenen Armlehne saß — nicht mehr unten im großen Empfangsalon, sondern in ihrem Altweiberstübel des zweiten Stockes.

Die knochigen, beringten Hände der Exzellenz hatten an diesem Morgen leise zu zittern angefangen, als nach so vielen Jahren durch die knarrende Stimme ihrer Kammerfrau der altvertraute Name an ihr Ohr schlug, und sie hatte nicht gefragt, warum ihr Sohn, der Graf Andre, sich am heutigen Tag nicht bei ihr sehen ließ.

Sie vermißte ihn auch nicht, denn die Vergangenheit erstand vor ihr — die bittere Stunde, da der Sohn sich von ihr gewendet.

Einsam, gefürchtet und umschmeichelt, so hatte sie dann weiter gelebt im Haus der Oberwall am Kupfergraben, während der Sohn seine diplomatische Karriere als Gesandtschaftsattaché begann. Nur selten erhielt sie Kunde von ihm. Aber was sie hörte, erfüllte sie mit Stolz für seine Fähigkeiten und mit geheimer Freude über seine Erfolge als Lebemann.

Sie wußte nicht, daß sie weniger seinem Temperament entsprangen als seiner jugendlich zynischen Geringschätzung der Frau. Mit den Jahren fühlte sie, daß die Kluft immer größer wurde zwischen ihr und ihm, und manchmal regte sich in ihr der Wunsch nach Vergeltung.

Sie wartete auf die Frau — die ihn ihr näherbringen — oder sie rächen würde.

Er war nicht jung mehr, als er ihr seine Heirat meldete. Mit wenigen, kurzen Zeilen. . . .

Da sie Worte fand, die ihn rührten in dem Glück seiner Flitterwochen, so schrieb er ihr bald darauf den ersten längeren Brief seit vielen, vielen Jahren. Seine Frau war die Tochter eines großen Weinberg- und Herdenbesitzers aus der Provence, an die er nach einer schweren Krankheit empfohlen worden war, und in dessen gastlichem Gutshaus er nach den Stürmen des Lebens Genesung und Ruhe gefunden hatte.

. . . „Susanne ist schön, jung und einfach", schrieb er. „Alles an ihr ist Güte, und sie selbst erscheint mir wie herausgeboren aus dem köstlichen, satten Boden ihrer Heimat. Sie weiß nichts von Verstellung, nichts von Verderbtheit der Welt. Das Blut fließt in reinem, gesundem Strom durch ihre Adern . . ."

Und da die Mutter immer mehr wissen wollte von ihr und ihm selbst, so erfuhr sie, daß der Sohn sich um den Posten eines Sekretärs bei der Gesandtschaft in London bewarb, erfuhr, daß Susanne scheu war in Gesellschaften,



am liebsten mit den Weinbauern in den Bergen arbeitete oder in blumigen, tief ausgeschnittenen Hängern, umgeben von Katzen und Hunden, im Heu lag. Das ersehnte Kind wäre durch Susannes Unvorsichtigkeit beinah mitten auf der Parkwiese zur Welt gekommen. Später hieß es, Susanne hätte einen Nervenanfall gehabt, weil er ihr zugemutet, eine englische Nurse oder wenigstens eine französische Bonne zu nehmen. Denn obwohl sie keine Ahnung von Kinderpflege hätte, ließe sie in eifersüchtiger Liebe das Kind nicht aus den Armen, kurpfuschte, wenn es krank wäre, mit alten Gänsehüterinnen und Stierhirten aus der Camargue, statt den Arzt kommen zu lassen.

„Vielleicht wird das kühle England eine erzieherische Wirkung auf Susanne ausüben“, hieß es in einem seiner Briefe.

Aus England aber ließ Graf Oberwall so gut wie gar nichts von sich hören. Die Exzellenz war auf Nachrichten angewiesen, die sie durch Bekannte erhielt, und plötzlich hieß es, die junge Gräfin Oberwall wäre mit dem Kind in ihre Heimat zurückgereist. Fast gleichzeitig teilte Graf Oberwall seiner Mutter mit, daß er von seinem Posten bei der Gesandtschaft zurückgetreten sei und im Begriff stehe, eine auf Jahre hinaus bemessene Reise anzutreten.

Sie quittierte die kurzen Billette aus Ägypten, Japan und Indien mit dem resignierten Lächeln jener, die sich des Rechtes begeben haben, fordern zu dürfen. Indessen pilgerte die Berliner Gesellschaft nach wie vor zu dem roten Brokatsessel. Nach wie vor trafen in dem großen Vestibül des Hauses am Kupfergraben hohe Ministerialbeamte, ältere Offiziere und Aristokraten zusammen, stellten Mütter ihre Töchter vor.

Da, eines Nachmittags, während eines sehr großen Empfangs, näherte sich der Haushofmeister geheimnisvoll ihrem Sessel. Ganz dicht neigte er seine dünnen Lippen, zwischen den zwei weißen Bartkoteletten, an ihr Ohr.

Seine Meldung brachte ihren Herzschlag zum Stocken: Sohn und Enkel waren soeben eingetroffen, warteten, bis die Gäste sich verzogen hatten. Rücksichtslos, wie sie sich immer zeigte, und wie es ihr als Originalität ausgelegt wurde — hob sie die Hand und rief, mit ihrem dunkel gefärbten Organ die Worte in das Stimmgewirr hinein: „Meine Herrschaften, ich darf Sie nicht länger zurückhalten. Eine plötzliche Nachricht . . .“

Ihre Stimme riß ab, aber ihre dunklen Augen waren so unverwandt auf die Tür gerichtet, durch die ihre Gäste verschwinden mußten, daß niemand es wagte, eine Frage zu stellen. Schweigend, betreten und erschreckt, fast auf den Zehenspitzen, wie wenn ein Toter im Haus wäre, verließen alle den Salon.

Seit jenem furchtbaren Tag, da Andre sich um ihretwillen vor die Mündung einer Pistole gestellt, hatte sie ihn nicht wiedergesehen. Ihre langen, harten Nägel bohrten sich, in mühsam verhaltener Erregung, in den silbergrauen Atlas ihrer seit Jahren gleichförmigen Robe, deren tiefer Ausschnitt in letzter Zeit durch weiße Gaze verhüllt war. Nur wenige Minuten mußte sie nach der Verabschiedung ihrer Gäste auf den Sohn warten, aber diese Minuten dehnten sich ihr zu Ewigkeiten. Endlich bewegten sich die schweren Falten der herabgelassenen Portieren — und er stand vor ihr — groß, schlank, aber schon leicht gebeugt und ganz weiß an den Schläfen, obwohl er erst siebenundvierzig Jahre alt war.

Er neigte sich leicht über ihre Hand. Nur um einen Atemzug länger, als formelle Höflichkeit es verlangte; dann schob er einen Stuhl an ihren Brokatsessel heran und senkte den Kopf. Ganz leise fragte sie: „Geschieden?“

Und mit diesem einen Wort, in der Art, wie sie es sagte, hatte sie alle Peinlichkeit überbrückt, die ganze Wirrnis seines Erlebens zusammengefaßt, begriffen und — vergeben.

Er schüttelte langsam den Kopf und strich sich über das Knie.

„Nur getrennt. Gütlich. Scheidung verbietet ihre Religion. Sie ist auch überflüssig.“

„Was hat sie dir angetan?“

„Nichts — als daß sie anders ist wie ich.“

„Und das Kind?“

„Bleibt bei mir.“

„Sie hat es dir gegeben?

Eine kleine Pause, ein zitterndes, fragendes Etwas in der Luft, die Schwingung zweier Seelen, die zueinanderstrebten in plötzlichem Verstehen. Dann ein hartes: „Sie mußte wohl.“

Und danach wieder totenähnliche Stille.

Ein bitteres Lächeln zog die Mundwinkel der alten Frau herab.

So waren sie nicht anders, die Frauen, die der Natur so nahestanden, daß sie „wie aus ihnen heraus geboren schienen“, nicht anders, die Frauen, in deren Adern das Blut in „reinem, gesundem Strom floß“ . . .

Er stand auf, und ohne sie anzusehen, fragte er: „Ist Platz in diesem Haus für mich und Gerhard?“

„Es ist dein Haus, Andre.“

Da blickte er ihr zum erstenmal voll ins Gesicht. Er sah das rabenschwarze, sorgfältig gelockte und toupierte Haar, sah den rosig schimmernden Puder, die unwahrscheinlich dunklen Lippen, die unterstrichenen Lider, die weißschimmernden Zähne. Aber er sah noch etwas anderes. Und dieses andere lag in dem schwimmenden Blick der eingesunkenen Augen, in dem schmerzlichen Zucken der tiefen Mundwinkel, in der hilflosen Gebrechlichkeit dieser — bei aller Breite — tiefgebeugten Gestalt. — Und so führte er noch einmal die weiße, steinglitzernde Hand an die schmalen Lippen, drückte noch einmal, und mit einem Anflug von Wärme, die knochigen Finger.

„Wir wollen versuchen, miteinander auszukommen, Mama, ohne uns gegenseitig in unserer Freiheit zu beschränken. Was ich brauche, ist — Ruhe. Denn ich habe eine Aufgabe: die Erziehung meines Sohnes, und eine Arbeit — die Niederschrift meiner Erinnerungen.“

„Es wird alles eingerichtet, wie es das bequemste ist für uns beide“, sagte sie.

Dann beschattete sie ihr Gesicht und murmelte: „Gerhard heißt er . . . wie dein Vater?“ . . .

Der Mann nickte kurz. „Dort unten hieß er Gérard, und so wurde er getauft. Aber hier soll er im Glauben und in den Anschauungen der Oberwall erzogen werden. Später kann er ja selbst wählen.“



„Er ähnelt wohl der Mutter?" fragte sie leise.

„Nein!" war die sehr bestimmte Antwort. „Auch äußerlich ist er ein Oberwall: blond, schlank, mit blauen Augen. Ein echter Norddeutscher. Nur Deutsch sprechen kann er nicht. Und das soll er hier lernen."

An das alles mußte die Gräfin Marie Antoinette zurückdenken in der Stille ihres immer verdunkelten Gemachs unter den Pastellbildern ihres Vaters, des Generals Rey, und ihrer schönen Mutter, der temperamentvollen Gräfin aus der Languedoc, die wie ein Husar zu Pferde gesessen und von den Greueln der Revolution mit jener gallischen Leichtigkeit geplaudert hatte, die dem vergossenen Blut Tausender von Menschen nicht viel mehr Bedeutung zu geben schien als dem verschütteten Inhalt irgendeines Essenzflakons.

Und an Ähnliches dachte auch Graf Andre Oberwall zurück in dem Halbdunkel des vornehmen Klubzimmers, während sein Jugendgenosse Roeckwitz, der ihm einst als Sekundant zur Seite gestanden, die fatalen Blätter mit einem Ruck von sich schob.

„Einen Kognak, lieber Oberwall, das spült am besten alles runter", knurrte Roeckwitz in seinem täppischen Haudegenton. „Und dann ein kleines Ekarté — für alte Knaben wie wir der reine Baldrian."

Graf Andre Oberwall gab sich nicht einmal die Mühe zu lächeln. Noch höher aufgerichtet als sonst und nur mit seltsam steifen Knien schritt er zum Spielzimmer. Er spielte nicht gern mit Roeckwitz, der seinem gemessenen Wesen immer zu lärmend erschien, aber ihm lag daran, gerade heute eine gewisse Zusammengehörigkeit mit Roeckwitz zu betonen. Und so setzte er sich ihm gegenüber an den kleinen, grünen Spieltisch und mischte die Karten in seiner gewohnt ruhigen, fast nachlässigen Art.

„Solltest deinen Jungen mal mitbringen, Oberwall", meinte Roeckwitz, indem er seine Karten ordnete. „Man kriegt ihn ja nie zu sehen, und du weißt doch — meine Damen" — — —

Graf Oberwall wußte sehr gut, was die Roeckwitzschen Damen wollten, und es war ihm nicht unsympathisch. „Gern, mein guter Roeckwitz, dieser Tage. Der Junge steckt gerade so in der Arbeit."

Herr von Roeckwitz fuhr sich ärgerlich um das Kinn: „Das nennt sich nun Arbeit! Ein Oberwall! — Meinem Jungen, dem hätt ich, Gott verzeih mir die Sünde, die Knochen im Leib zerschlagen, wenn er was anderes hätte werden wollen als Soldat! Und nun ein Oberwall! . . . Na, nichts für ungut, ihr seid ja immer auf eigene Fasson selig geworden oder unselig." . . .

Graf Oberwall antwortete nicht mehr. Nur eine tiefe, harte Falte legte sich um seine Mundwinkel. Ein Oberwall? Was war denn noch vom Oberwallschen Blut in dem Jungen . . . in seinem Jungen? Seinem einzigen Sohn und Erben . . . dem Letzten der Oberwall?

Und während er mit eiserner Beherrschung die Karten auf das grüne Tuch warf, dachte er an seine Mutter, die eine geborene Rey geblieben war, dachte er an seine Frau, die nie eine Oberwall geworden und fern von ihm in ihrer Heimat das Leben ihrer Mädchenjahre weiterführte, dort unten in der Provence im großen, gelben Gutshaus der Vidal. — — — —

Am nächsten Morgen aber fuhr die alte, schwerfällige Karosse der alten Exzellenz Gräfin Marie Antoinette Oberwall langsam und feierlich in die Torfahrt des am Kupfergraben gelegenen Hauses ein, das seit mehr als einem Jahrhundert der Familie Oberwall gehörte.

Kutscher, Diener und Wagen waren gleich alt. Die Pferde überfüttert und bedächtig — wurden für diese einmal im Jahr stattfindende Ausfahrt der Exzellenz förmlich trainiert, durften weder durch Zurufe noch Peitschenschlag aus dem ein für allemal festgesetzten, gleichförmig langsamen Tempo gebracht werden.

Von der Mendel, ihrer Kammerfrau, und dem greisen Haushofmeister gestützt, stieg die Exzellenz aus. — Gleich einer schweren, schwarzen Wolke bewegte sich die in tiefe Kreppschleier bis zur Unkenntlichkeit verhüllte, breite Gestalt die ziemlich steile, mit tiefblauen Läufern belegte Treppe hinauf bis zum letzten, zweiten Stock, wo sich jetzt ihre Gemächer befanden.

Behutsam wurde sie in ihren großen, roten Brokatsessel niedergesetzt mit den goldenen Armlehnen. Schweigend nahm ihr die Mendel die Krepphaube vom rabenschwarzen Haar, die daunengefütterte Kreppmantille von den Schultern. Dann warf sie ein Stückchen parfümierten Papiers in die knisternde Glut des Kamins.

Der Haushofmeister rollte lautlos einen braunen Ledersessel unter das schwarz verhängte Bild des im Jahr 1871 gefallenen Kommandierenden Generals Oberwall und hüllte ihn, wie stets an diesem Tag — dem Todestag seiner Exzellenz — in einen durchsichtigen Überzug aus schwarzem Flor. Dann entfernte er sich leise, während die alte Exzellenz der Mendel befahl, das übr den Holzscheiten im Zinnkännchen brodelnde Wasser in den Behälter ihres Fußschemels zu gießen.

Ungeduldig trommelten ihre ringbesäten Finger auf der Armlehne, und der Blick ihrer tief eingesunkenen, dunklen Augen jagte unruhig durch das Zimmer.

„Die Vorhänge schließen nicht", sagte sie kurz.

Die Exzellenz fürchtete das Licht, seitdem ihr der große geschliffene Spiegel unten im roten Saal zum erstenmal tiefe Rinnen auf ihrer hohen Stirn gezeigt hatte, die durch kein kosmetisches Mittel mehr zu verbergen waren. Mehr um ihrer selbst als der anderen wegen mochte sie sich nicht altern sehen. Jede Runzel, jedes weiße Haar war ihr ein Vorbote der Verwesung, der Anfang des Sterbens, des Vergehens. Die rotseidenen Lampenschirme sollten ihr bis zur letzten Möglichkeit einen Schimmer äußerer Jugend vortäuschen. Die bis ins kleinste geregelte Inszenierung naiven Selbstbetruges schien ihr die vernichtende Macht der Jahre beinah aufzuheben. —

Und wieder nach einer Weile murmelte sie: „Ich friere, Mendel."

Die Mendel nickte und rührte ein Eigelb in den starken Portwein, den ihre Herrin zu trinken pflegte, wenn sie vom Friedhof kam. Denn es war Furcht in ihr vor dem Tod, eine Furcht, wie kleine Kinder sie kennen vor „dem schwarzen Mann".

Nur an einem Tag des Jahres dachte sie an das Ende. Das war der Tag, an dem sie die feuchte Kälte des Friedhofs in ihrem schwarzen Kreppkleid mitbrachte, der Tag, da sie — dem Beispiel ihrer Mutter folgte



und den florüberzogenen Sessel des Gatten vor sich aufstellen ließ und ihn mit den Augen grüßte, als säße noch die vertraute Gestalt in ihm — die ihr jetzt, da sie nicht mehr unter den Lebenden weilte, beinah lieb und teuer war.

Und an diesem Tag versenkte sie sich in die Vergangenheit, nahm Abschied von den festlichen und trüben Stunden ihres reichbewegten Lebens.

Die Mendel wußte, woran sie dachte, und störte sie nicht. Frierend lagen ihre knochigen Hände im Schoß. Nur manchmal schürte sie mit der Zange die Glut des Kamins oder legte ein Scheit nach, daß die Funken aufprasselten und das verquollene, tief auf die Brust gesenkte Antlitz der Exzellenz beleuchteten. Mit seinen tiefen, von einer weißen Paste überstrichenen Falten sah es seltsam befremdend aus.

Das stumpfe Rollen eines Wagens auf dem asphaltierten Hof riß die alte Exzellenz aus ihren Erinnerungen.

„Mendel, hören Sie?"

Ohne einen Befehl abzuwarten, wie ein Automat trat die Mendel an das verhängte Fenster, blinzelte durch den Spalt der Vorhänge, die sie gleich darauf wieder sorgfältig schloß.

„Der Herr Graf und Graf Bernhard, Exzellenz."

„Ja . . . jetzt fahren sie zum Friedhof. Es wird wohl bald elf sein. Wenn sie zurückkommen, müssen sie sich im Entree an den Kamin stellen, bevor sie zu mir hereinkommen. Und nun geben Sie mir das Testament aus meinem Sekretär heraus, Mendel, und die Schmuckschatulle."

Am Todestag ihres Mannes schenkte die Exzellenz dem Enkel immer ein Schmuckstück — für ihn selbst oder „für seine zukünftige Frau", der Mendel aber erhöhte sie das in Form einer Leibrente ausgesetzte Legat um fünfzig Mark.

„Kommen Sie mir nicht immer so nahe", fuhr sie die Kammerfrau unwillig an, als deren Kleid beim Hin- und Hergehen ihren Sessel streifte.

Die Mendel lächelte nicht einmal.

Ihre Haut lag straff und gelb wie altes Pergament auf den stark heraustretenden Backenknochen. Sie hielt sich völlig abseits von der übrigen Dienerschaft, sprach kaum das Notwendigste, ging niemals aus, verließ den zweiten Stock des Hauses nur, wenn es galt, „den Herren Grafen" etwas auszurichten.

In ihrer dreißigjährigen Dienstzeit hatte sie keinen einzigen Tag durch Unpäßlichkeit auf ihrem Posten gefehlt. Nur im Frühjahr litt sie regelmäßig ein paar Tage an einer leichten Halsentzündung. Dann trug sie eine rote Schärpe mehrfach um den Hals geschlungen und darüber ein weißseidenes Tuch, dessen Zipfelchen sie mit einer Brosche von geflochtenem Haar befestigte. Beim An- und Ausziehen der Exzellenz aber mußte sie sich ein zweites seidenes Tuch vor den Mund binden, um die Gefahr einer Ansteckung zu vermeiden.

* * *

Sehr korrekt, den spiegelblanken Zylinder in gleichem Abstand von den Augenbrauen, den schwarzen Glacéhandschuh über der linken Hand, die schwarze Ripsschleife in gleicher Breite um den Kragen gleicher Höhe gelegt — so saßen die Grafen Oberwall — Vater und Sohn, in dem leichten, dunkelblau lackierten Auto, das sie in gemäßigtem Tempo vom Friedhof ihrem Haus entgegentrug.

Graf Andreas blinzelte mit den Augen nach Art älterer Leute, die viel bei Lampenlicht arbeiten. Er war vor kurzem mit dem fünften und vorletzten Band seiner Erinnerungen fertig geworden und hatte gestern mit einem der ersten deutschen Verleger das Abkommen für den letzten Band getroffen, der erst zehn Jahre nach seinem Tod an die Öffentlichkeit gelangen sollte, denn die darin enthaltenen Aufzeichnungen verließen das Gebiet ausländischer Sittenschilderung, sprachen mehr von jenem Teil seines Lebens, da er im diplomatischen Dienst stand und mitsitzen durfte am Webstuhl der Geschichte. Indiskretionen waren unvermeidlich; sie waren gleichbedeutend mit Sensation. Er aber scheute Sensation, wie er alle grellen Laute und Farben scheute.

Doch ihn freute die respektvolle Anerkennung des Verlegers, der seine Freude kaum zu verbergen gesucht hatte bei der flüchtigen Durchsicht der Kapitelfolge.

„Sie legen ein Vermögen in meine Hände, Herr Graf", hatte er gesagt.

Graf Oberwall aber hatte gelächelt und abgewinkt.

„Diese kleine Kompensation bin ich Ihnen wohl schuldig für das Interesse, das Sie meinen anderen fünf Bänden bewiesen haben, die Sie ein Vermögen kosten."

„Das hol ich mir schon alles raus, Herr Graf. Mit den Büchern geht es wie mit den Kindern — die jüngsten müssen die erstgeborenen oft erst rausreißen. Schade, schade, daß Sie es nicht erleben wollen."

„Man muß auch posthume Freuden haben, lieber Draeger."

Graf Oberwall war — obwohl ihm sonst kleinliche Eitelkeit fremd war — unleugbar in gehobener Stimmung. Es ärgerte ihn sogar etwas, daß sein Sohn Gerhard so gar nichts sagte. Von der Seite streifte er ihn flüchtig mit einem Blick. Er fand, daß seine Haut welk und gelblich war, daß um seine Augen tiefe Schatten lagen.

„Du bist wieder sehr lange aufgeblieben, mein Junge, was? Immer noch deine neue Arbeit . . . he?"

Gerhard nickte.

„Der Stoff ist spröder, als ich glaubte."

„Wie war doch das Thema?"

„Grammatikalische Formen der provenzalischen Sprache."

„So . . . so . . . Tja." . .

Der Titel sagte dem Grafen gar nichts. Er blinzelte nur noch nervöser in die schwefelgelbe Luft hinein und fuhr sich mit der weißen, sehr schlanken Hand über das Kinn. Nach einer Pause meinte er: „Ich glaube, mein Junge, die Federfuchserei bekommt dir nicht."

Ein fahles Lächeln huschte über die schmalen Lippen des jungen Mannes.

„Warum denn, Papa? Federfuchser sind wir ja beide."

Graf Oberwall schwieg. Es lag ihm nicht, eine Meinungsverschiedenheit lange auszuspinnen, und im



Grunde war er nicht unzufrieden, daß der Sohn die Gelehrtenkarriere einschlug. Er hatte einmal wohl flüchtig daran gedacht, daß er Soldat werden könnte, wie alle Oberwalls es gewesen waren, oder Diplomat — aber dem Wunsch des Sohnes, vergleichende Sprachwissenschaft zu studieren, setzte er kein Hindernis in den Weg.

In einer halbstündigen Unterredung war seinerzeit Gerhards Zukunft ein für allemal klargelegt worden — mit sehr wenigen Worten — nur einem leise erstaunten Blick.

Die alte Exzellenz, der Graf Oberwall Mitteilung davon machte, war die einzige, die noch immer temperamentvoll ihre Meinung aussprach.

„Das ist keine Karriere für einen Oberwall. Was heißt das — Gelehrter? Verstehe ich nicht. Unsereins dient dem Staat so oder so. Oder amüsiert sich. Der Kleine soll sich amüsieren, Andre."

„Nein, Mama, ein Oberwall amüsiert sich nicht", sagte der Graf schärfer, als er vielleicht beabsichtigt hatte.

Die Exzellenz zuckte die Achseln.

„Ihr macht ja immer nur, was ihr wollt — fragt mich doch nicht."

Daß es gar keine Frage war, sagte der Graf nicht. Sie absichtlich zu kränken, lag ihm fern. Und im Grunde sagte niemand im Haus am Kupfergraben alles, was er dachte. Man ging immer auf Zehenspitzen voreinander, und die Rücksicht des Schweigens war die größte, die man nahm.

Dennoch waren Vater und Sohn voll äußerer Ehrerbietung gegen die alte Frau. Kein Tag verging, an dem sie nicht die Treppen zu ihrem „Appartement", wie ihre Wohnung genannt wurde — hinaufstiegen — ein jeder für sich. Graf Oberwall blieb meist eine Stunde bei ihr. Gerhard kaum eine halbe.

Die parfümierte, überhitzte Luft bedrückte, und das glitzernde Gefunkel ihrer kostbaren, stadtberühmten Steine verwirrte ihn. Die Persönlichkeit seiner Großmutter war ihm fremd und fast unbegreiflich. Das Mitleid, das in ihren dunklen Augen lag, als er verschüchtert und dickköpfig den ersten Kratzfuß vor ihr machte, hatte sich im Lauf der Jahre zu spöttischer Kühle gewandelt. Und vor diesem Lächeln erstarb alles, was in ihm war, zur offenen Mitteilsamkeit drängte.

Ohne Spott, nur mit leidenschaftsloser Strenge waren die Blicke des Vaters auf ihn gerichtet. Von der Mutter war er wild geküßt und heftig geschlagen worden — und noch mit verheultem Gesicht und geschwollener Wange hatte er dann auf ihrem Schoß gesessen und mit einem großen Löffel Quitten- und Erdbeermarmelade aus dickbäuchigen Gläsern genascht.

Hier am Kupfergraben gab es für ihn weder Züchtigungen noch Zärtlichkeiten. Er bekam einen Erzieher, der wie ein Gefängniswärter, und einen Diener, der wie ein Aufpasser war. Jeden Monat mußte er einen Brief an seine Mutter schreiben, mit Worten, die ihm nach einem vom Grafen selbst entworfenen Schema diktiert wurden; die Antworten bekam er nie zu lesen.

Seine Sehnsucht schlief ein und schließlich auch seine Erinnerung. Die Briefe, die er schreiben sollte, empfand er als schwere Arbeit, als sie ihm später nicht mehr fertig vorgelegt wurden, und bald begnügte er sich mit einem Glückwunsch zu Neujahr und empfand es peinlich, wenn in ungelenker Schrift eine Antwort kam, die nur von Küssen und Tränen sprach.

Mit zwölf Jahren kam er zu einem adligen Pastor als einziger Pensionär. Von Taysen beschäftigte sich in seinen Mußestunden viel mit Sprachforschungen und interessierte den Knaben für seine Wissenschaft. Zu den Ferien kam auch der fünfzehnjährige Bruno aus der Kadettenanstalt zu den Eltern.

Doch er hielt sich abseits. Das Bewußtsein seiner Armut im Verein mit einem brennenden Ehrgeiz und dem Stolz auf einen altadligen Namen — ließ ihn dem reichen Altersgenossen gegenüber eine steife, ganz unkindliche Zurückhaltung beobachten. Frau von Taysen aber, groß, hager, mit harten, langen Händen, die beständig etwas rücken, schieben, putzen, flicken und kochen mußten — hatte Mühe genug, die Anforderungen, die an ihre Position gestellt wurden, mit dem überaus bescheidenen Einkommen zu decken, das die nicht gerade fette Pfründe ihrem Mann abwarf. Zu Liebkosungen hatte sie keine Zeit, und für ihre Wesenheit, die sich darin offenbarte, daß sie ihren Mann auf seinem so bescheidenen Posten verharren ließ, nur weil er ihm die Möglichkeit gewährte, Privatstudien zu treiben — für diese Vornehmheit hatte Gerhard noch keinen Blick und keinen Maßstab.

Die einzig warme, leuchtende Freude, die er je sah, offenbarte sich ihm an den seltenen Tagen, wenn Pastor von Taysen ein kleines Heftchen auf dem runden Tisch des Eßzimmers ausbreitete, um Frau und Schüler irgendeinen Aufsatz vorzulesen, den er geschrieben hatte. Auch die völlig trockenen Beiträge für ein Diktionär altfranzösischer Sprache gab Pastor von Taysen mit leuchtenden Augen zum besten. Und obwohl Gerhard noch wenig und seine Frau gar nichts verstanden — schwebte an diesen Abenden in der bescheidenen Eßstube des Pfarrers etwas von jener Atmosphäre, deren Schwingungen noch ganz leise in irgendeinem dunklen Winkelchen der Knabenseele nachzitterten.

Graf Oberwall wünschte, daß sein Sohn seine Militärzeit und seine Studien in Berlin absolvierte, und richtete ihm, nach einem glänzend bestandenen Abiturium, eine kleine Junggesellenwohnung am Ende seiner eigenen Wohnung und im Anschluß an den gemeinsamen großen Speisesaal ein.

„Ich hoffe, du wirst die Freiheit, die ich dir gebe, nicht mißbrauchen", sagte Graf Oberwall.

Und Gerhard, damals kaum neunzehn Jahre alt, wußte sie nicht einmal zu gebrauchen. Der strenge Drill seiner Erziehung hielt auch dann vor, da die Hand, die die Zügel so straff gehalten, sich unmerklich zurückgezogen hatte.

Gerhard studierte mit der ruhigen Gleichmäßigkeit, die er sich bei Pastor Taysen angewöhnt hatte, und erfüllte seine gesellschaftlichen Pflichten mit der korrekten Haltung, die ihm sein Vater selbst als Beispiel gab.

Nur zwei Episoden unterbrachen diese beinah unnatürliche starre Geschlossenheit des jungen Menschen in greller Dissonanz.

Während eines Manöverrittes schoß er einem Gaul, der nicht parieren wollte, eine Flintenkugel ins Ohr, und während einer Kontrahage bis „zur Abfuhr", auf dem Fechtboden seiner Studentenverbindung, waren die Sekundanten genötigt, mit ihren Sekundierprügeln einzuspringen, weil er trotz Paukkomment und Zurufen des Unparteiischen von seinem Gegner nicht abließ — immer wieder in sinnloser Wut auf ihn eindrang. Graf Oberwall fand einige scharfe und kurze Worte, um diese Disziplinlosigkeit zu rügen, die alte Exzellenz aber, der diese Episoden zu Ohren kamen, hatte ein Lächeln, das beredter war als Worte und an das Lächeln ihrer Verwandten aus der Languedoc erinnerte, wenn die von den Greueln der französischen Revolution sprachen....

* * *

Nur am Todestag des Generals Oberwall pflegten Vater und Sohn die alte Exzellenz gleichzeitig zu besuchen.

Sie fanden sie, wie immer an diesem Tag, bei der Durchsicht ihres Testamentes — von Todesahnungen erfüllt. Und wie immer sagte sie: „Gut, daß ihr da seid, denn ich muß jetzt Abschied nehmen."

Schweigend reichten sie ihr den Arm und geleiteten sie über die Treppe in die Räume des ersten Stockwerks. Die seit kurzem eingerichtete Zentralheizung verbreitete eine angenehme gleichmäßige Wärme, die früher trotz zahlreicher aufgestellter Gas- und Petroleumöfen auf Treppen und Gängen nicht zu erreichen gewesen. Aber die Exzellenz verhielt sich dem neuen System gegenüber feindlich. Sie fror ostentativ. Auf dem ersten Treppenabsatz verlangte sie, die Mendel solle ihr Schal und Mantille bringen. Währenddessen saß sie schwer atmend in einem breiten Korbsessel, den ihr der Haushofmeister bei diesen alljährlichen Wanderungen überall nachtrug.

Für den großen Salon zeigte sie auch diesmal besonderes Interesse.

„Hier sollt ihr mich aufbahren — hört ihr?"

Sie wies auf die Stelle, wo früher ihr roter Brokatsessel zu stehen pflegte.

„Ihr müßt die Majestäten von meinem Tod sofort benachrichtigen und ihren Kranz zu meinen Füßen, über diesen Sockel da, hängen. Aber so, daß man die Schleifen ordentlich sehen und die Inschriften lesen kann. Die Vorhänge müssen natürlich zugezogen sein. Und die Krone muß brennen wie früher. Die Wände dürfen nicht etwa schwarz ausgeschlagen werden. Die Leute sollen sich nicht graulen, wenn sie mir Adieu sagen kommen. Ihr laßt mir meine Ringe an den Fingern wie zu Lebzeiten. Es sind ihrer zwölf. Wenn eine der Damen mir auch als Tote die Hand küßt, dann, lieber Andre, ziehst du mir einen Ring vom Finger und gibst ihn ihr."

Fast boshaft verzogen sich die dunklen Lippen der alten Frau zu einem spöttischen Lächeln.

„Schade, daß ich's nicht sehen werde, wenn die dreizehnte kommt — und die Hände leer sind. Das waren sie nicht gewöhnt vor mir — leere Hände! Ein bißchen was fiel immer bei mir ab... und wenn's nur ein gutes Wort war beim Minister." —

Sie stockte plötzlich, streifte mit einem unsicheren Blick den Sohn, der in korrekter Haltung, regungslos an ihrer Seite stand, nicht einmal Gerhard flüchtig ansah, dessen Lackstiefelspitze nervös mit den Fransen des Perser Teppichs spielte.

„Ich bin müde", sagte die Exzellenz schroff und schlug die Mantille zurück. „Ich will hinauf."

Im Gehen sagte sie: „In acht Tagen bin ich nicht mehr."

„Aber Mama!"

„Aber Großmama!"

Das war alles. Vater und Sohn gaben sich nicht die Mühe, ihr zu widersprechen. Seit fünf Jahren sprachen sie an diesem Tag die gleichen Worte, und es gehörte zu ihrer Tröstung, daß man so tat, als glaubte man ihr.

Plötzlich, vor der Tür, die zu Gerhards Zimmern führte, blieb sie stehen. Irgendein neuer Gedanke fuhr ihr plötzlich durch den Sinn, ein lächerlicher, unmöglicher Wunsch zog durch ihre Seele.

Sie zog ihren Arm heftig aus dem des Sohnes und stützte sich doppelt schwer auf den Arm ihres Enkels.

„Gerhard — hier hätte deine Mutter wohnen sollen, hier müßte sie wohnen."

In tödlicher Verlegenheit trafen sich die Blicke der beiden Männer. Graf Oberwall wurde um einen Schatten bleicher, bewahrte aber die Haltung. Gerhard blickte zu Boden, und das unbeholfene Zucken seiner Lippen verriet seine Jugend.

(Fortsetzung folgt.)



Der Bach.

Eine Studie von Fritz Skowronnek.

Der Bach ist ein Kind der Berge. Wohl gibt es auch in der Ebene Rinnsale, von Regen- oder Quellwasser gespeist, die langsam in vielen Windungen durch das Gelände kriechen, als fiele es ihnen schwer, so viel Gefälle zu finden, wie sie zum Fließen brauchen. Und es ist ganz richtig, daß man diese Rinnsale nicht Bach, sondern Fließ oder Flüßchen nennt oder ihm einen Namen gibt, der sie von andern unterscheidet. Da sie auch wenig wirtschaftlichen Wert besitzen, bleiben sie der anwohnenden Landbevölkerung gleichgültig, und nur die Kinder treten zu solch einem Fließ in persönliche Beziehungen, weil sie darin planschen, baden und Stichlinge fangen können.

Und doch hat auch solch ein Flüßchen seine Reize! Denn es belebt die von der modernen Landwirtschaft in eine „Kultursteppe" verwandelte Landschaft durch die Bäume und Sträucher, die seinen Lauf begleiten, es umschließt im flachen Wiesental Inseln, die von Gestrüpp und Röhricht bewachsen sind, und bildet hier und dort an einer scharfen Biegung einen tiefen Kolk, wo das schwärzliche Wasser sich gurgelnd im Kreis dreht.

Wie eine Offenbarung wirkt es auf den Norddeutschen, wenn er zum erstenmal im Gebirge einen wirklichen Bach sieht, der murmelnd oder rauschend sein kristallklares Wasser eilenden Laufs zu Tal führt.

Es soll ja auch Menschen geben, die im Wald nichts weiter sehen als eine Ansammlung von Bäumen, die als Nutz- oder Brennholz gut zu verwerten sind. Denen wird der Bach auch nichts sagen. Aber wer nur etwas Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur besitzt, wird gern in die Lieder einstimmen, die dem Bach von Dichtern gesungen worden sind.

In der Ebene geboren, lernte ich erst in reiferem Alter das Gebirge kennen. Mir war der große Landsee vertraut mit seiner großen, ewig wechselnden Schönheit. Ich kenne und liebe das Meer. Die imposante Kraft des großen Stromes, den ich zum erstenmal ufervoll gewaltige Eisschollen wälzen sah, nötigte mir Bewunderung ab, doch zum vertrauten Freund wurde mir erst der Bach im Gebirge. Spät abends kam ich in dem Dorf an, das ich mir für Jahre zum Wohnsitz erwählt hatte. Als ich von dem klappernden Wagen stieg, umfing mich ein Murmeln und Rauschen. Es stahl sich mir ins Ohr und Herz. Schnell tat ich ein paar Schritte. Da sprang ein Strahl in ein steinernes Bassin und quoll über den Rand hinab. Und hier und dort vor jedem Haus rauschte das Wasser.

Am nächsten Morgen ging ich an den Bach, der das Dorf speiste. Ich wollte seine Quelle sehen. Am Berg emporsteigend kam ich bald an ein dünnes Wasseräderchen, das sich mit dem Bach vereinigte. Ich folgte ihm. Nach wenigen hundert Schritten stand ich vor einer kleinen sumpfigen Matte mit kleinen Wasserlachen, deren Oberfläche in allen Farben des Regenbogens spielte.

Eine Enttäuschung! Zurück zum Bach! Am nächsten Zufluß hinauf. Ja, das ist eine Quelle! Armdick schießt sie unter einem Felsblock empor. Staunend stand ich lange vor dem Spiel der Natur. . . . Es ging ja alles mit rechten Dingen zu. Eine hoch vom Berg herabkommende, Wasser führende Erdschicht war hier an die Oberfläche gekommen. Das Wasser hatte die dünne Decke durchbrochen und trat zutage. Was war da zu staunen?

Endlich ging ich zum Bach zurück und an ihm hinauf. Vor mir lag ein steiler Hang. Dort mußte ich seine Quelle finden. Und ich fand sie. Vor mir lag ein Weiher. Kaum fünfzig Meter im Geviert. Das Wasser war so klar wie Glas. Und in der Mitte quillt's aus dem Grund empor, mehr als armdick an drei Stellen. . . . Bis zur Oberfläche wallt's empor und wirft einen Ring auf den stillen Spiegel, der schnell größer und niedriger wird, bis er am Ufer verschwindet. . . .

Am nächsten Tag ging ich am Bach abwärts zu Tal. Nach kaum tausend Meter schon mußte er dem Menschen Frondienste leisten. Sein natürliches Bett war abgedämmt und in eine tischbreite Holzrinne geleitet, aus der das Wasser rauschend und brausend über ein gewaltiges Mühlrad stürzte. Und kaum fünfhundert Meter drehte er schon das zweite Rad. Knirschend fuhr das unermüdlich auf und ab sausende Gatter durch eine mächtige Weißtanne. . . .

Dann stürzt mein Freund metertief in einen See und verläßt ihn, wohl aus zahlreichen Quellen verstärkt, mit der dreifachen Breite. Nach kurzem Lauf nimmt ihn ein zweiter, größerer See auf, und als er diesen verläßt, da trägt er schon einen Fischerkahn und wird nicht mehr Bach, sondern Ache genannt. Wohl zwanzig Kilometer habe ich ihn begleitet und mich über sein Wachstum gefreut. Von links und rechts schossen ihm muntere Bäche zu, und noch manches Mühlrad mußte er drehen, bis er als stattliches Flüßchen in die Mangfall mündet, die bei Rosenheim in den Inn fällt.

Damit war sein individuelles Leben beendigt. Als einer unter vielen geht er in dem großen Ganzen auf und fährt mit der Donau hinab ins Schwarze Meer, um von seiner Oberfläche emporzusteigen, als Regen wieder niederzufallen, im Erdreich zu versinken und als Quelle den Kreislauf wieder zu beginnen.

Wie wenn im Mittelalter von jeder Burg, von jedem Städtchen ein Fähnlein Gewappneter dem Ort zuzog, wo der Heerbann sich zum Kriegzug sammelte. Wie es sich dann dahinwälzte und von rechts und links noch immer Zuzug aufnahm, große Herren mit stattlichem Gefolge und kleine Haufen. . . . So ist der Strom ein großer König, der seine Vasallen mit ihrem Troß von Flüssen und Bächen vereinigt, um selbst in der Unendlichkeit des Meeres aufzugehen. . . .

Auch dieser Vergleich hinkt. Denn ewig rinnt und rauscht der Bach. . . . Aber er wirkt nicht eintönig, denn fortwährend wechselt die Szenerie, die ihn einrahmt, und sein eigenes Bild. Hier strömt er schnell in tiefer Rinne, die er sich durch das Gestein gegraben hat, dort windet er sich langsam in seinem viel zu großen Bett von einem Ufer zum andern. Hier umrauscht er einen Felsblock, dem er aus dem Weg gehen muß, dort springt er über eine Steinschwelle fußtief in ein selbstgegrabenes Loch, aus dem sein Wasser im Schwall emporquillt. An manchen Stellen verschwindet er fast unter Gebüsch, das sich von beiden Seiten über ihn neigt.

Und welche Verschiedenheit nach der Jahreszeit. Im Sommer ist er ein artiger, spielender Knabe, der sein Tun mit lieblichem Gesang begleitet. Im Frühling ist er ein trotziger Jüngling mit Riesenkraft, der mit zornigem Tosen schwere Lasten zu Tal wälzt. Im Winter formt er wunderbare Eisgebilde, hohle Brücken, unter denen



man ihn geheimnisvoll rauschen hört, lange Zapfen, die er bald abbricht, um neue zu bauen. Der Rauhreif wandelt die Gebüsche an seinen Ufern zu Palästen mit Sälen und Grotten, vor denen man Märchen träumen kann. . . . .

Ganz oben in den Bergen ist er arm. Nur die grünen Algen, die sich an Steine klammern und wie dunkle Schleier im Wasser wallen, wohnen in ihm. Weiter abwärts siedeln sich an seinen Ufern Pflanzen an, die es vertragen, daß ihre Wurzeln im nassen Erdreich stehen. Am ersten erscheint der reusenblättrige Hahnenfuß, der in den Alpen bis 2600 Meter am Bach emporsteigt. Dann kommen die andern alle, die das Wasser lieben, die Nachtkerzen, die Knöteriche, das Sumpfvergißmeinnicht, Wasserehrenpreis, Bachbunge usw., die teils auf seinem Ufer stehen, teils in sein Bett hineinsteigen. Zuletzt Rohr und Binsen und an tiefen Stellen mit langsamer Strömung die weißen Lilien und gelben Rosen.

Seine Freunde und Spielgefährten aus der Tierwelt sind nicht zahlreich, aber prächtige, treue Gesellen. Am vertrautesten ist mit dem Bach die Wasseramsel. Kopf und Nacken sind fahlbraun, der Rücken dunkel schiefergrau. Die Kehle und der Hals sind weiß, die Brust braun. Ich kenne keinen lebhafteren Vogel als die „Merle", wie sie dort genannt wird. In hüpfendem Flug kommt sie über dem Wasser daher, läßt sich zum Schwimmen nieder, und einen Augenblick später ist sie verschwunden. Sie läuft unter Wasser am Grund entlang, taucht auf, schüttelt ihr Gefieder und fliegt weiter. Auch im Winter bleibt sie ihrem Freund treu.

Im Sommer kommt noch ein blauer Fleck hinzu, der prächtige Eisvogel, der stundenlang auf einem Stein am Ufer nach seiner Beute, fingerlangen Fischchen, ausspäht. Auch sein Dasein ist an den Bach gebunden, der ihm die Nahrung gibt.

Wie hoch steht doch solch ein Gebirgsbach über seinem träg durch die Ebene schleichenden Vetter Fließ! Auch wirtschaftlich. Wer nur die Mühle in der Ebene gesehen hat, wo große Wassermassen mit geringem Gefälle mühsam ein Rad drehen, muß staunen, daß im Gebirge ein schmales Wasseräderchen die gleiche Arbeit leistet. Und wie oft spannt der Mensch den Bach in seine Dienste! Überall, wo das Wasser dazu ausreicht, werden Turbinen gebaut, nicht nur, um Getreide zu mahlen und Holz zu schneiden, sondern auch um Elektrizität zu gewinnen, die den nächsten Dörfern Kraft und Licht liefert. Ja, schon beginnt man auch die Gebirgsbäche mit Talsperren abzufangen, um die stürmischen Kräfte zu fesseln, die im Frühjahr nutzlos verrinnen.

Kleiner, aber trotzdem nicht mehr zu missen ist der Nutzen, den der Bach als Nährvater der Forelle bringt. In erster Linie ist er unentbehrlich für die Züchter, die fortdauernd ihr Zuchtmaterial aus den in voller Freiheit im Bach herangewachsenen Wildlingen entnehmen müssen. Im Teich bei künstlicher Ernährung, man kann ruhig sagen Mästung, degeneriert die Forelle, und ihre Nachkommenschaft ist kaum noch lebensfähig. Deshalb muß der Züchter neben seinen Teichen eine Bachstrecke besitzen, aus der er die laichreifen Wildlinge nimmt, um ihnen Milch und Rogen abzustreifen und die befruchteten Eier in fließendem Wasser zu erbrüten.

Das Vorbild dazu liefert der natürliche Laichvorgang. Im Spätherbst steigen die Forellen aufwärts im Bach, soweit es irgend geht. Dort wühlt das Weibchen durch lebhafte Bewegungen eine flache Mulde in den hellen Kiesboden und legt darin den Rogen ab, der von den Milchnern befruchtet wird. Dann deckt sie die Stelle mit Kies wieder zu.

Langsam entwickelt sich das Leben in den Eiern. Erst Ende März oder Anfang April schlüpfen die winzigen Jungen aus und zehren noch einige Zeitlang von dem, was ihnen die Natur vorsorglich auf den Weg gegeben hat. Dann lassen sie sich vom Bach abwärts tragen, bis dahin, wo ihnen der Frühling den Tisch mit winzigen Lebewesen gedeckt hat. Diesen Vorgang ahmt der Züchter nach, indem er die Eier den Winter hindurch von gleichbleibend kaltem Wasser, das vorher durch Filter gereinigt wird, umspülen läßt. Den Überschuß von Jungfischchen gibt er dem Bach zurück.

Die Forelle ist nicht nur der schmackhafteste, sondern auch einer der schönsten Fische. Nicht nur durch die prächtige Färbung, sondern auch durch die schlanke und doch kräftige Gestalt. Welch ein Anblick, wenn die Forelle wie ein farbiger Strahl durch das klare Wasser fliegt, wenn sie hoch in die Luft schießt, um ein über ihr tanzendes Insekt zu erhaschen. Man sieht förmlich in ihren Augen die Mordgier funkeln, und das mit spitzen Zähnen bewehrte Maul verstärkt noch diesen Eindruck.

Daß sie für den Sportangler das Ideal eines Fisches darstellt, ist wohl erklärlich. Auch der Fang des Hechtes, des Huchen und des Lachses hat seine sportlichen Reize. Aber die höchste Kunst beginnt doch erst im Kampf mit der scheuen und schlauen Forelle! Wie ein ermattet niederfallendes Insekt senkt sich die künstliche Fliege, die der Angler ihr vorwirft, auf den Wasserspiegel. Blitzschnell schießt die Forelle zu ihm empor, aber wie oft erkennt sie rechtzeitig die Täuschung und läßt den Köder unberührt. Ja, oft schlägt sie verachtungsvoll mit dem Schwanz danach. Die Bewegung ist wirklich nicht anders zu deuten.

Diese Hochachtung vor der Forelle kommt sehr deutlich in den schnell steigenden Pachtpreisen für Forellenbäche zum Ausdruck. Weitere Aufwendungen, die meistens recht erheblich sind, macht der Sportangler durch Einsetzen junger Brut. Liebevoll nimmt der Bach sie in Obhut und Pflege, bis der Mensch kommt, um seine List und Kunst an den heißbegehrten Forellen zu erproben.

. . . . In mir ist die Sehnsucht erwacht. Ich schließe die Augen und höre deutlich meinen Freund, den Bach, rauschen, von jugendlicher Kraft geschwellt. Ob er den Freund vermißt, den träumerischen Gesellen, der stundenlang an seinem Ufer lag? Über ihm rauschte die Tanne im Abendwind, zu seinen Füßen der Bach . . . milder Duft zog über die stille Flur. . . . Die Seele versank in Träumen. . . . O du mein lieber Bach!



Erinnern.

Im Garten duftet der Frühling,
Die Bäume ragen ins Blau,
Und über Wiesen und Halmen
Schimmert der Morgentau.

Die Lüfte wehen so leise,
Die jungen Kirschen blühn,
Aus grünen zärtlichen Büschen
Viel rote Küsse glühn.

Die roten Küsse der Blüten
Flammen mir tief ins Gemüt
Und wecken mit ihren Gluten
Ein Glück, das längst verblüht...

Maria Stona.



Helleus Amerikanerinnen.

Hierzu 10 Abbildungen.

Der Künstler und die Frau! Das Verhältnis zwischen beiden ist ein schwärmerisches. Er schwärmt allemal für sie, und sie schwärmt allemal für ihn. Er entführt sie in ein Reich der Romantik, der Phantasie und der schönen Träume — in ein richtiges, buntschillerndes Wolkenkuckucksheim. Und sie lohnt ihm diesen Dienst dadurch, daß sie ihm den grauen Alltag mit dem Zauber ihrer Reize vergoldet. Versunken in diesen Widerschein einer höheren Welt, bleibt er ewig der Schönheitsucher, der er ist, ob er nun im Atelier oder im Salon der großen Welt dem Wesen der Frau nähertritt, oder ob er im Gewühl der Straße die Anmut der wandelnden „Blumen" nur flüchtig genießt.

Immer ist solch ein Künstler ein Troubadour und ein Frauenlob. In einem schönen Auge, in einem feinen Gesicht, in einem pikanten Lächeln, überall sieht er mehr als der Durchschnittsmensch. Weil seine Seele stärkerer Schwingungen fähig ist, weil er hinter allem Geschaffenen eine erhöhte Lebendigkeit wahrnimmt, erlebt er im kleinsten, wenn es nur bis zu seinem Herzen dringt, einen Rausch des Entzückens. Wir haben Hunderte solcher begeisterter Troubadoure — kleine und große — die mit dem Pinsel oder dem Griffel die Frau preisen. Der flottesten und gewandtesten einer ist der Franzose Paul César Helleu, der auch bei uns in Deutschland in weiten Kreisen bekannt ist — als Darsteller, als Verherrlicher, als Biograph der jungen Pariserin, deren Schönheit er in vielen Hunderten von Blättern niederlegte. Helleu, der aus Vannes am Golf von Morbihan in der Bretagne stammt, steht heute im 54. Lebensjahr und ist Ritter der Ehrenlegion. Er kam als blutjunger Mensch zu Gérôme nach Paris, wo er gleich mit glühender Begeisterung für Manet und Monet eintrat, und ernährte sich zuerst schlecht und recht durch das Anfertigen von Fayencearbeiten. In das richtige Fahrwasser kam sein Lebenschifflein erst, als er Mitte der achtziger Jahre seine eigentliche Domäne — die Frau oder, besser gesagt, das schöne junge Mädchen für sich entdeckte. Von diesem Zeitpunkt an war er völlig geborgen, war er das, was man einen gemachten Mann nennt. Da er in seiner Kunst stets den bestrickendsten Lebensimponderabilien, der Anmut und der Jugend, huldigte, konnte es an Erfolgen ja nicht fehlen. Von Anfang an wußte er alle seine Modelle mit einer gewissen aristokratischen Atmosphäre zu umgeben. Niedlichkeit, Sauberkeit und Noblesse waren immer so deutlich unterstrichen, daß bald die ganze elegante Welt zu seiner Klientel gehörte.



Miß Catherine Green,
Bibliothekarin des verstorbenen Pierpont Morgan.





Mrs. C. Ackley.

Und wenn er auch zuweilen so süß wurde, wie ein beliebter Modemaler nur sein kann — das Publikum, für das er arbeitete, liebte das und verehrte in ihm unter Bravorufen den Maître-artiste.

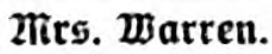
Kein Wunder, daß Helleu kürzlich auch den Weg über das große Wasser fand. Sein Freund John Sargent, mit dem er seit Jahrzehnten aufs engste verbunden ist, mag ihn wohl auch dazu aufgemuntert haben. Er ließ sich für einige Monate in Neuyork und Boston nieder und gab dadurch seinem Programm eine neue Note; er wurde der Frauenlob der schönen jungen Amerikanerin. Der gleichen Amerikanerin, die vor ihm schon der um acht Jahre jüngere Charles Dana Gibson in dem weltberühmten Typus des Gibson-girl in der Kunst unsterblich gemacht hatte. Die Schönheitsgalerie, die wir hier reproduzieren, stammt von dieser amerikanischen Studienreise, vor allem von seinem Aufenthalt in Neuyork. Sie zeigt, daß der Künstler auch drüben der gleiche geblieben ist, der er in Frankreich war — in der Auffassung der Frau sowohl wie in den Mitteln der Darstellung.

Die Frauen Helleus haben immer etwas Damenhaftes an sich, auch die, die keine Damen sind. Sie schauen interessiert, aber etwas









Mrs. Warren. Mrs. Linda Thomas. Miß Curtis.



Miß Julia Robbins.



Miß Linsey.



Mrs. Fred. Lewisohn.

kühl in die Welt, die sie von Morgen bis in die Nacht unterhält, und die ihnen deshalb nie langweilig ist. Sie wissen alle, daß sie, wenn sie Helleu Modell stehen, eine Art Feiertagsgesicht zur Schau stellen müssen. Er gibt sie nicht, wie man zu sagen pflegt, im Negligé ihres Wesens, sondern immer so, daß auch die schärfste Freundeskritik an ihnen keine Ausstellungen machen kann. Seine Kunst ist eine Art Gegenpol zu der Kunst des Parisers Alexandre Steinlen: Helleu, der Künstler der Aristokratin, und Steinlen, der Künstler der Arbeiterin. Man denkt bei Helleu weniger an das sinnige Wort Walters von der Vogelweide „Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen“ als vielmehr an die etwas bissige Sentenz La Bruyères: „Die süße Miene behält sie noch im Leiden und selbst im Fieber bei, sie stirbt geputzt und in bunten Bändern.“ Das ist der Typus der Helleuschen Mädchen und Frauen, die alle stolz sind auf die Kultur, die sie verkörpern, und die wissen, daß, wenn ihre geschmeidige Anmut schwindet, sie des schönsten Bijous beraubt sind, das ihnen in die Wiege gelegt ist. Ihr Leben scheint keinem anderen Zweck zu dienen, als zu blühen wie die Blumen auf dem Feld — zur Freude der Mitwelt und als Entschädigung für vieles Trübe, was das Herz bedrängt.



Mrs. Leonard Thomas.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, gewinnen die Darstellungen Helleus auch eine ganz besondere kulturhistorische Bedeutung. Wie aus den Porträten eines Reynolds oder eines Gainsborough wird man auch aus den Frauenbildnissen Helleus einst ohne weiteres auf die Epoche schließen können, der sie angehören.

Sehr pikant ist die Technik des Künstlers. Die Originale der hier veröffentlichten Bildnisse sind leicht gefärbt, und zwar mit Rot, das Helleu schon immer in seinen Porträten gern anwendete. Sein Strich ist kolossal sicher und feinfühlig. Er weiß die zarteste Feinheit auszudrücken. Und immer arbeitet er auf eine möglichst schlagende Schwarz-Weiß-Wirkung hin, wofür in dieser Serie das Bildnis der Miß Julia Robbins (Abb. S. 879) besonders charakteristisch ist. Das Kostüm ist immer ganz nebensächlich behandelt. Das Wichtigste ist ihm immer die Porträtähnlichkeit, die er vielleicht mit stark idealisierenden Mitteln erreicht, die aber immer in die Bildnisse etwas außerordentlich Lebendiges bringt.



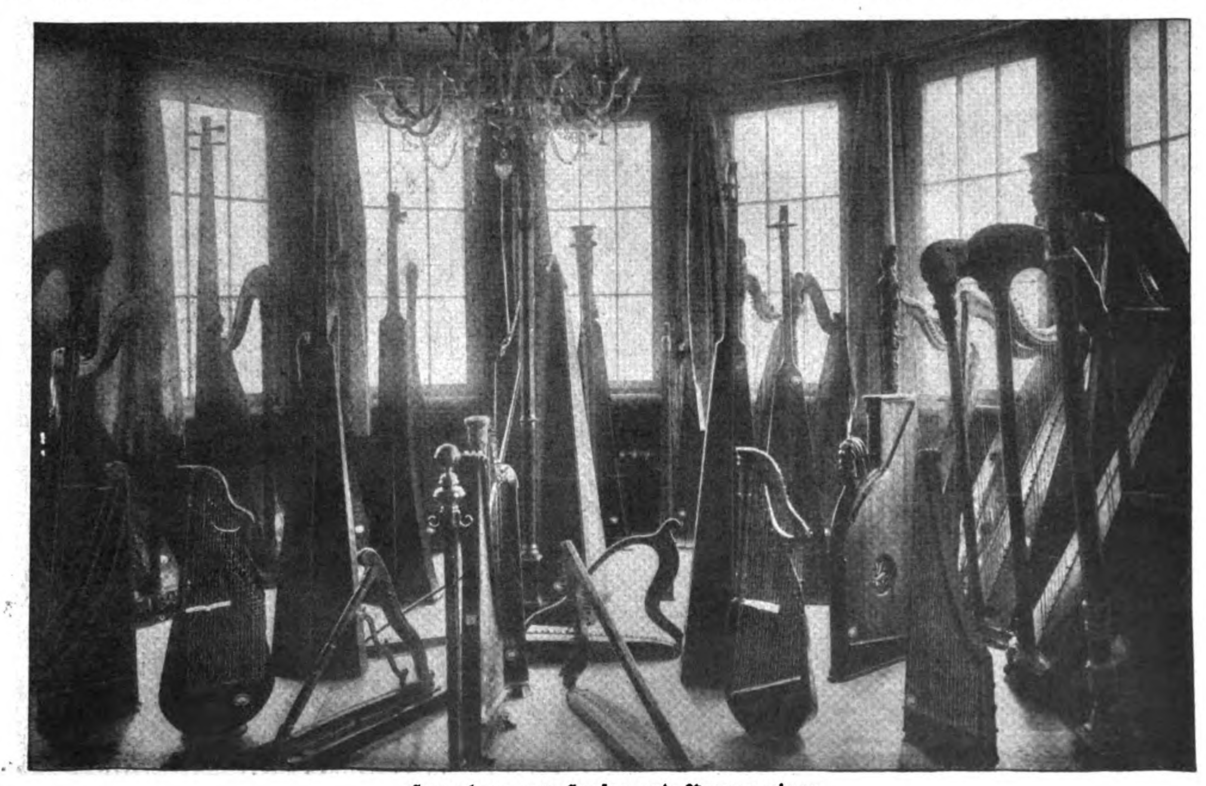
Mrs. Thomas.

So hat nun Helleu auch drüben bei den Amerikanern seinen Ruf als Graphiker der eleganten Weltdame fest begründet. Er hat seinem Lebenswerk wirklich neue Typen beigefügt. Nicht nur der Zahl nach ist es reicher geworden, sondern auch an tatsächlichem künstlerischem Inhalt. A. G. H.

Das Musikhistorische Museum von W. Heyer in Köln.

Von Fritz Wildhagen. — Hierzu 9 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Im April d. J. wollte Herr Kommerzienrat Heyer in Köln sein Musikhistorisches Museum der Oeffentlichkeit zugänglich machen. Da rief im März der Tod den großen Sammler ab. Seine Absicht bei der Anlage des Museums war, durch eine möglichst lückenlose Zusammenstellung aller Tonwerkzeuge vergangener



Sammlung von Harfen und Nonnengeigen.

Epochen, ergänzt durch eine Fülle auserlesenen Notenmaterials und seltener musikwissenschaftlicher Drucke, die Entwicklung der Instrumentalmusik darzustellen. Besonders erfreulich war sein Bestreben, durch sorgsamste Instandsetzung der alten Instrumente uns Lebenden die Möglichkeit zu geben, uns eine deutliche Vorstellung von dem Klangcharakter der verschiedenen Instrumentengruppen machen zu können.

Das Musikhistorische Museum, das unter Aufbietung von großen Mitteln die Bestände einiger bedeutender Sammlungen in sich vereinte, ist in einem neuen Teil Kölns in einem vom Architekten Karl Moritz hierfür erbauten dreistöckigen Gebäude untergebracht (Abb. obenst.). Der große Parterresaal birgt die Perlen der Sammlung an Tasten- und an Streichinstrumenten. Hier finden wir in zahlreichen Exemplaren die beiden Haupttypen der besaiteten Tasteninstrumente, die bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts nebeneinander in Gebrauch waren: Clavichord und Cembalo. Beim Clavichord wird der Ton dadurch erzeugt, daß von Hebeln bewegte Metallstifte gegen die Saiten drücken, während beim Cembalo die Saiten von Federkielplättchen angerissen werden. Hier finden wir das älteste bisher



Ansicht des Museums. Rechts daneben Villa Heyer.



Blick in den Parterresaal. — Oben: Gruppe seltener Holzblasinstrumente, größtenteils aus dem 17. Jahrhundert.



Der Begründer des Museums, Kommerzienrat Wilh. Heyer, an einem Hammerflügel aus dem Jahr 1726
von Bartolommeo Cristofori, dem Erfinder des Pianoforte.

bekannt gewordene Clavichord, ein von Domenico da Pesaro im Jahr 1543 erbautes Instrument. Das Museum besitzt prachtvolle Werke von der Hand der berühmtesten Meister des Cembalobaues. Eins der interessantesten Tasteninstrumente ist der Hammerflügel von Bartolommeo Cristofori, Florenz 1726, dem Erfinder des Hammerklaviers. Vor diesem überaus wertvollen Instrument sehen wir den verstorbenen Besitzer des Museums, Herrn W. Heyer, sitzen (Abb. obenst.). Von den besonders wertvollen Saiteninstrumenten des Parterresaales erwähnen wir ein Unikum: „Lirone da braccio" nennt es sich, von Ventura Linarolo, Venedig 1577, ein Instrument von ausgesprochener Violinform. Ein sehr seltenes Stück ist die



Obere Reihe, von links: Gitarre, Laute, Cithrinchen. Untere Reihe: Diskantviole, 2 Tenorgamben.

Gruppe von Zupf- und Streichinstrumenten.

„Lira da gamba" von Antonio Brensio, Bologna 1592, die das Baßinstrument zur „Lira da braccio" darstellt, eine Vorläuferin des Violoncells. Neben den italienischen Meistern kommen die deutschen voll zur Geltung. Wie wundervoll in der Arbeit und im Lack sind z. B. die Instrumente von Joachim Tielke in Hamburg. Nebenst. Abb. zeigt eine Gruppe Tielkescher Instrumente.

Der Hauptbestand an Tasteninstrumenten, Klavieren und Orgeln ist in dem großen Saal des 1. Stockwerks untergebracht. Das Museum stellt mit seinen 300 Tasteninstrumenten die größte existierende Sammlung auf diesem Gebiet dar. Das Treppenhaus beherbergt die bedeutende Zithersammlung, die uns das volkstümliche Instrument in vielfachen Variationen zeigt.

Das 2. Stockwerk ist den Streich- und Zupfinstrumenten eingeräumt. Hier begrüßen wir die große Familie der Violen in seltener Fülle und Vollständigkeit. Diese Familie gliedert sich in zwei Hauptgruppen: Viole da braccio, Violen, die beim Spielen mit dem Arm gehalten wurden, und Viole da gamba, die mit den Beinen gehalten wurden. An die zierlichen Diskantviolen reihen sich die etwas größeren Altviolen. Unter diesen fällt durch ihre eigenartige Form und die Schönheit der Arbeit eine fünfsaitige Viola von Joh.



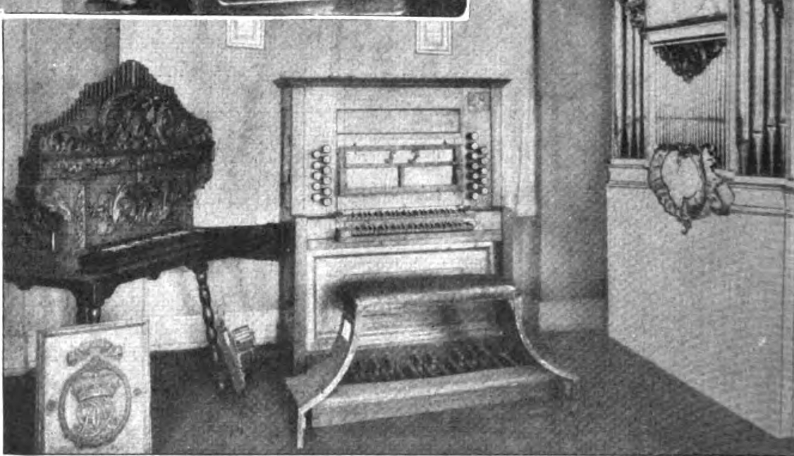
Sammlung von Dudelsäcken
aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Ulrich Eberle in Prag 1749 auf. Von besonderer Bedeutung für die Instrumentalmusik bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts war die Viola da gamba mit ihrer gebräuchlichsten Form, der Tenor-Gambe. Unter diesen finden sich Instrumente von eigenartig barocker Form von großem Reiz, so die Gamben von Thomas Edlinger und Paul Alletsee. Die zu dieser Gruppe gehörenden Violen mit mitklingenden Stahlsaiten: Viola d'amore, Viola bastarda und Viola di bordone mit ihrem eigentümlichen Klangreiz, sind in schönen Exemplaren vertreten; unter den Violen d'amore ist besonders bemerkenswert ein Instrument von prachtvoll geschweifter Form, ein sogenanntes „Englisches Violet“. Die sehr seltene Viola di bordone (Bariton), für die Haydn seinem Gönner, dem Fürsten Esterházy, eine große Zahl von Stücken schrieb, ist in zwei Exemplaren vorhanden.

Unter den Violinen interessieren besonders die Instrumente von abweichender Form und aus abweichendem Material. Violinen von besonderem Rang sammelte Herr Heyer grundsätzlich nicht, um diese Geigen nicht den Künstlern und damit dem öffentlichen Musikleben zu entziehen. Ein feiner Zug dieses verständnisvollen Sammlers.

Ganz eigene Sorgfalt ließ man im 17. und 18. Jahrhundert der Ausstattung der Pochetten oder Tanzmeistergeigen angedeihen, zierlichen Instrumenten, meist in Kahnform, derer sich die Tanzmeister beim Unterrichten zu bedienen pflegten. In der reichen Sammlung sind reizende Stücke, bei denen man an Schildpatt und Elfenbein nicht gespart hat.

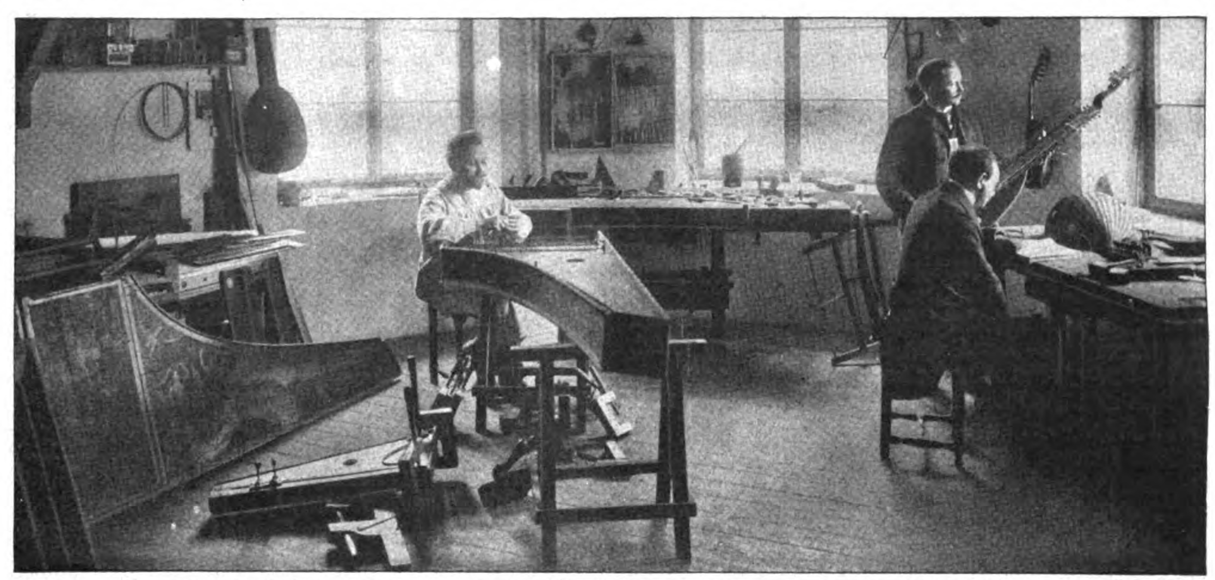
Besonderen Ansehens erfreuten sich im späteren Mittelalter bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Lauten. Überall begegnen uns auf alten Gemälden diese reizvollen Instrumente mit dem bauchigen Korpus, dem umgebogenen Hals und dem durchbrochenen Schallloch. Hier sehen wir sie in Holz und in Elfenbein hängen. Die vorzüglichsten Lautenmacher sind mit Werken vertreten, so Wendelin und Magnus Tieffenbrucker, Th. Edlinger, Joachim Tielke, J. Chr. Hoffmann u. a. m. Neben den Knickhalslauten sind noch solche mit doppeltem



Links: Zungenorgel aus dem 18. Jahrhundert. — In der Mitte: Spieltisch der alten Orgel aus der Leipziger Johanniskirche vom Jahr 1744. — Rechts: Orgel aus dem Jahr 1724.
Nische aus dem Saal des ersten Stockwerks.

Wirbelkasten, sog. Theorben, und die größte Form der Theorben, die über mannshohen Chitarronen, vertreten. In einem den Saal abschließenden Erker sind die Harfen aufgestellt, untermischt mit den eigenartigen Trumscheiten oder Marintrompeten, auch Nonnengeigen genannt (Abb. S. 881).

Wenn wir uns nun der großen Gruppe der Blasinstrumente zuwenden, staunen wir aufs neue über die Fülle des hier zusammengetragenen Materials: Flöten, Schalmeien und Pommern, Oboen, Fagotte und wie sie alle heißen, sind in lückenloser Folge zur Stelle.



Die Werkstatt des Museums. Rechts (sitzend) Herr G. Kinsky, Konservator des Museums.

Die längsten Blasinstrumente des Museums sind unstreitig zwei große Alphörner aus dem Lauterbrunner Tal, die eine Länge von 3.45 Meter, ja von 4.73 Meter haben. Allerlei Hörner, darunter zwei seltene Elfenbeinhörner, Trompeten und Posaunen schließen der Blasinstrumente große Gruppe. Abb. S. 884 zeigt eine Sammlung von Dudelsäcken des 17. und 18. Jahrhunderts.

Der Saal des 3. Stockwerks beherbergt neben Pauken und Trommeln eine große Sammlung exotischer Musikinstrumente. Hier sind die Muselmanländer, Vorder- und Hinterindien, Ostasien, Negerländer, Amerika und Polynesien mit ihren eigenartigen Tonwerkzeugen vertreten. Im 3. Stock ist auch die mehrere tausend Nummern zählende Porträtsammlung untergebracht.

Im Erdgeschoß liegt die helle, geräumige Werkstatt, die der ständigen Reparatur alter Instrumente und der Rekonstruktion untergegangener Typen auf Grund reichen Quellenmaterials dient. Obenstehende Abb. zeigt uns den Museumskonservator Herrn G. Kinsky, hier am Tisch sitzend. Neben der Werkstatt ist die über 30,000 Nummern zählende Autogrammsammlung. Wir können unter diesen Schätzen nur einige eigenhändige Niederschriften von Komponisten erwähnen. So werden z. B. hier aufgehoben von J. S. Bach eine Kantate, Präludium und Fuge H-Moll u. a., von Beethoven Klaviersonate Fis-Dur, Klavierphantasie E-Moll usw., von Brahms F-Moll-Sonate, Paganini-Variationen, Lieder usw., von Schumann Symphonie B-Dur (Partitur), verschiedene Lieder u. a., von Friedrich dem Großen Sonate B-Dur für Flöte und Cembalo. Die Sammlung eigenhändiger Briefe und anderer Dokumente von Musikern vom 16. bis 20. Jahrhundert umfaßt etwa 25,000 Nummern, eine der größten existierenden Sammlungen. Von besonderer Seltenheit sind die zahlreichen Briefe der großen italienischen Meister des Cinquecento. Die Bibliothek des Museums zählt ungefähr 5000 Bände. Die größten Seltenheiten auf dem Gebiet der Instrumentenkunde und dem der musikalischen Bio- und Bibliographie sind hier vereint.

Die eminente Bedeutung des Musikhistorischen Museums von Wilh. Heyer liegt nicht nur in seiner umfassenden Reichhaltigkeit, sondern auch in der wissenschaftlichen Ausnutzung des Materials, wie sie sich in dem vom Museumskonservator Georg Kinsky verfaßten, auf sechs Bände berechneten Katalog dartut, der in den beiden bereits erschienenen Bänden ein Kompendium der Tasten- und Saiteninstrumente bedeutet, wie wir es wertvoller noch nicht besitzen. Das Heyersche Museum bleibt im Besitz der Erben und soll im Sommer der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Die Kinder des Genies.

Roman von

Marie Luise Becker.

8. Fortsetzung.

Um den Nachlaß kümmerte Lore sich nicht, sie hatte den Mann geliebt und nicht den Dichter. Sie hatte seine Verse geliebt und bewundert, weil es seine Verse waren — weil sie ihn selbst darin wiederfand — — aber nun er tot war, war das alles auch tot und leblos geworden für ihr warmes, liebendes Menschenherz.

Es war für sie zu traurig — zu trostlos.

Das war Gudruns Arbeit. Jakob und Gudrun hatten alles ins Werk gesetzt, was möglich war, des toten Dichters Hinterlassenschaft noch zusammenzufassen, sein Andenken wachzuerhalten. Aber sie begegneten einem stummen, gleichmäßigen Widerstand — dem Widerstand der Nachrückenden, die den Platz ausfüllen, sobald sich zwei Augen schließen.



Von dem Vermögen des Onkels war nur Gudruns Teil geblieben, denn die Einkünfte der letzten Jahre waren schlecht gewesen, und der Haushalt war auf dem gleichen großen Fuß geblieben.

Man mußte sich einschränken, ein anderes Leben beginnen.

Aber hier bleiben, wo Joachims Freunde seine Diners erwarteten und seine Gemeinde neue Führer bekommen hatte? Wo jede Blume im Garten, jeder Mensch auf dem Weg sie an den Verlust erinnerten, den sie erlitten — der ihr Leben aus den Fugen riß?

War es nicht besser, Lorchen in das andere Leben hinüberzurufen — das Leben der Enkel — das Glück, das die junge Generation ihr bereitet?

„Vielleicht lebt Mutter bei uns auf — ihr müßt nach Berlin ziehen — wo sie die Enkel hat", riet Jakob.

Man kündigte die Villa und beeilte den Umzug, um Lorchen soviel wie möglich von den täglichen Enttäuschungen und schmerzlichen Erkenntnissen der wankelmütigen Menschennatur zu ersparen.

Eine kleine Wohnung im Westen von Berlin, dicht bei Jakobs neuem Haus, nahm die beiden einsamen Frauen auf und barg alle die Bücher und Schätze, die Joachim Heinemanns Kunstsinn gesammelt.

Die Fürsorge für Lorchen, die von Tag zu Tag matter wurde, und die Ordnung des Nachlasses nahmen Gudrun freilich rasch genug gefangen und ließen ihr keine Zeit zum Nachdenken. Sie war nun verpflanzt in ein anderes Erdreich, aber noch war so viel an ihren Wurzeln haftengeblieben, daß sie noch die alte war und weiter vegetierte in der Sorge, der Liebe für ihre Eltern, die bisher ihre Existenz ausgefüllt hatte.

Jakob indessen war wie die Verkörperung der neuen, rastlosen Zeit, die alles in Tat umsetzt.

Arbeit — immerfort Arbeit, immerfort ein neues, leidenschaftliches Ringen um die künstlerischen Ziele seines Lebens.

Daneben Margerit — seine Gefährtin und Mitarbeiterin — — waren die Kinder dieses Hauses so eng an ihre Eltern gebunden, wie sie es einst gewesen?

Lorchen fand sich damit nicht zurecht. Solange ihre Kinder klein gewesen waren, hatte sie sie nie verlassen, nie ihre Fürsorge fremden Leuten, Dienstboten anvertraut — sie hatte über ihren Schlaf gewacht und sich jede Stunde von ihrem Befinden Rechenschaft gegeben. Sie verstand diese moderne Mutter nicht, die jeden an seinen Platz stellte, alles leitete und von jedem verlangte, daß er seine Arbeit leiste und selbst für sich eintrat.

Gudrun fragte es sich oft, wie Margerit es möglich machte, allen diesen Pflichten gerecht zu werden — ihrem Haushalt — ihrer Ehe — ihren Muttersorgen und ihrem Beruf, der sie so stark in Anspruch nahm.

Und sie bewunderte diese seltsame sanfte und doch so konsequente Frau in ihrer rationellen Zeiteinteilung und in der eigentümlichen Ökonomie ihres Daseins, mit der sie alles das ihrem Leben abrang.

Sie, Gudrun, war ihr eine treue Hilfe und Stütze, und sie verstand wohl, weshalb Jakob und Margerit so sehr zu der Übersiedlung geraten. Es schien ihr, als sei da doch auch ein wenig Egoismus im Spiel gewesen.

Man würde sie hier so sehr gut brauchen können — und immer brauchen — sie würde den Kindern eine zweite Mutter werden — und doch nur eine halbe Mutter. Denn Margerit würde mit eifersüchtiger Liebe über die Herzen ihrer Kinder wachen, wie sie mit eifersüchtiger Liebe ihres Mannes Herz festhielt und ganz für sich in Anspruch nahm — auch Lorchen gegenüber.

Und sie fragte sich manchmal, ob das recht gewesen sei — — ob sie recht daran getan hatten, Lorchen zu diesem Umzug zu bestimmen, sie aus dem Milieu zu reißen, in dem sie alt geworden war, und sie hierher zu pflanzen, wo eigentlich doch niemand Zeit für sie hatte. In das hastige, eilige, atemlose, laute Berlin, in das sie sich auch als junge Frau schon nicht hatte gewöhnen können.

In diesen eiligen, modernen Haushalt, wo alles sein System hatte, und wo ihre Großmutterratschläge überflüssig waren. Unter diese Menschen einer neuen Zeit.

Ob sie recht getan hatten, diese alte, müde Frau zu entwurzeln. Ob sich nicht Schmerz und Bitterkeit mit der Zeit besänftigt hätten, und ob dann nicht doch hier und da wahre, alte Freunde geblieben wären, die Lorchen über die Krise hinausgeholfen und die alten Erinnerungen mit ihr gepflegt hätten!

Hier war sie überall eine Fremde. — Sie kannte sich in den Straßen nicht aus, das unruhige Leben verwirrte und ängstigte sie — sie traute sich nicht mehr allein hinaus.

Sie war ihr Leben lang die verwöhnte, gefeierte Frau eines berühmten Mannes gewesen, der sie bevormundete und verwöhnte, war bekannt bei allen — groß und klein — und hatte sich zu Haus gefühlt in der Stadt, die sie dreißig Jahre bewohnt hatte. Nun war sie mit ihrer Unselbständigkeit und Unsicherheit wie ein verflogener Vogel in der großen, eiligen, fremden Weltstadt.

Ein furchtbares Heimweh bemächtigte sich Lorchens. Heimweh nach dem Haus, der Stadt, wo sie mit Joachim gelebt und glücklich gewesen — Heimweh nach den Gräbern, als sei da die einzige Stätte, das einzige kleine Stückchen Erde, das ihr gehörte, das ihr Besitz war, wo sie ihr müdes Herz zur Ruhe betten konnte. . . .

Ihr Herz, ihr armes, zu früh altes, müdes Herz zitterte im Lärm und Gedränge der Straßen, vor einem Riesentransportmittel, das auf sie zuraste — — wie es einst gezittert hatte, wenn Joachim eine seiner vielen Szenen machte. Oder in einer seiner Premieren alles auf dem Spiel stand. Die Sehnsucht nach ihren Gräbern folgte ihr überallhin. Frieden — Ruhe — Heimat — das war für sie nur noch da — auf dem Kirchhof — —

Eine Influenza raffte sie hin. Sie hatte nicht mehr die Kraft, der Krankheit zu widerstehen, und das Leben sagte ihr nichts mehr, band sie nicht. Sie liebte ihre Kinder zärtlich, betete ihre Enkel an — aber die alle konnten ja nun ihr eigenes Leben leben, ohne daß sie ihnen notwendig war. — —

Der, dessen Wille ihr seit dreißig Jahren die Welt gewesen, um den sie gesorgt, gezittert, gebangt — der sie mit Liebe und Fürsorge und Güte, mit der Fülle der Schönheit, die seine reiche Seele ausgab, verwöhnte — der war nicht mehr — und aller Inhalt ihres Daseins war mit ihm erloschen. Und sie hatte nicht mehr die Möglichkeit in sich, ohne Joachim zu leben. Er hatte ihr ganzes Sein ausgefüllt. Nun er tot war, war ihr Leben nutzlos und zwecklos und ziellos geworden.

Sie erlosch wie eine Lampe, deren Öl verzehrt ist. Still — leise — wehrlos gegen ihr Geschick.

* * *

Nun war Gudrun ganz allein zwischen den Manuskripten und Büchern des toten Vaters. Eine Hüterin von lauter toten Dingen.

Nebenan bei Jakob lachte das Leben.

Die Kinder wuchsen heran. Gudrun wurde ihnen eine zweite Mutter, denn Jakob und Margerit lebten ein eiliges, tätiges Leben. Gudrun war die Schwester, die Schwesterseele auch, die ihr Leben teilte, in ihren Arbeiten, ihren Erfolgen ihr stilles Glück fand. Aber sie stand doch neben dem allen in einer großen Einsamkeit, und es schien ihr oft, als eile da unten in den Straßen das Leben an ihr vorüber. Aber sie war ein Weib, das der Liebe bedurfte, das dazu erzogen war, zu lieben und Liebe zu schenken. Nun war es nur eine Tantenliebe zu den Kindern des Bruders, deren man bedurfte. — —

„Guten Tag, Gudrun", sagte eine rundliche, behagliche Dame zu ihr.

Es war in der Herbstpremiere von Jakobs neuem Stück. Die Dame trug ein bequemes Reformkleid, einen Tituskopf und einen Kneifer. Sie hatte noch ein bißchen ihre Studentenallüren, aber sie war in die Breite gegangen.

Elisabeth Nordmann. Sie war mit dem guten Otto grade in Berlin zu Besuch bei dem Bruder, und nun hatte sie alle überredet, in die Premiere des Jugendfreundes zu gehen. Nun kamen sie zu Gudrun in die Parterreloge, wo diese etwas im Hintergrund neben Jakob saß.

Jakob begrüßte die Freunde, er hatte Karl mehrfach gesehen, aber vermieden, ihn mit Gudrun zusammenzubringen, da er nicht wußte, wie sich Gudrun zu ihm stellen würde.

Es war ihm peinlich, daß die Geschwister da plötzlich in seiner Loge standen und die Schwester förmlich zwangen zu einem freundlichen Wort.

Gudrun wußte, daß Karl in Berlin lebte, aber sie hatten sich zufälligerweise nie getroffen. Er besaß hier ein schönes Atelier, seitdem er mit vielen Erfolgen und Anerkennungen aus Paris zurückgekehrt war.

Sie hörte seinen Namen oft genug und wußte, daß es ihm gut ging; sie wußte, daß er Jakob zuweilen in Künstlerkreisen getroffen hatte, und war Jakob dankbar, daß er sie nicht mit ihm zusammengeführt hatte.

Sie begegnete seinen Werken oft genug, und das gab ihr dann immer einen kleinen Stich ins Herz. Sie sah sie mit dem Auge der Liebe und zürnte mit sich selbst, daß sie sie nur so sah.

Sie saß in der Loge neben Jakob und konnte nun nicht fortlaufen. Mußte Karl die Hand geben und in die Augen sehen. Darüber vergaßen sie fast, ihre Hände loszulassen. Der alte Zauber, den ihre Naturen einst aufeinander ausgeübt hatten, war wieder erwacht.

Karl war entzückt, wie schön sie geworden war. Sie trug ein schwarzes Spitzenkleid, und ihre leuchtenden weißen Arme, ihre helle zarte Haut schienen durch den durchsichtigen Stoff. In den blonden Haaren, die nichts von ihrem Glanz eingebüßt hatten, war ein einfaches schwarzes Samtband zwischen dem losen, duftigen Geflecht.

Es zuckte ihm in den Händen, sie an sich zu ziehen, sie im Arm zu halten und zu küssen, bis ihre Lippen rot wurden und ihre Augen leuchteten. Sein Auge flammte leidenschaftlich auf.

Da senkte sie scheu, stumm ihre Hände, und der Glanz verschwand aus ihren Augen. Sie beantwortete seinen feurigen Blick nicht. Sie besann sich auf sich selbst und zog sich zurück in die scheue Stille ihres verschwiegenen Empfindens.

Aber hatte sie nicht eben doch seinen Händedruck — seinen Blick erwidert?

Er war fast verwirrt!

Wie kalt sie nun dastand. Nein — sie empfand doch nichts mehr für ihn — nichts mehr.

Und trotzdem hatte er selbst wieder bei ihr das alte, tiefe, süße Heimatgefühl. —

Elisabeth setzte sich mit einem müden, abgespannten Gesicht, und Gudrun nahm neben ihr Platz. Der Vorhang hob sich wieder. der gute Otto ging still zu den Parkettsitzen zurück, die sie innegehabt hatten.

Karl blieb in der Loge. Seit Rom sah er Gudrun zum erstenmal wieder. Diesmal wollte er sie nicht noch einmal verlieren und aufgeben.

Er saß neben Jakob in der Loge, hinter Elisabeth und Gudrun, und konnte ihren Nacken genau sehen — die krausen, goldenen Haare, die sich in einer wundervollen Linie von dem Hals abhoben, das feine Schimmern ihrer Haut

Er seufzte plötzlich.

Sie fühlte seinen Atem wie eine streichelnde Hand, wie eine Zärtlichkeit, die er ihr antat. Seine Nähe brachte ihr Blut in Wallung. Ihr Herz begann heftig und stürmisch zu klopfen. Sie drehte sich rasch wie unter dem Zwang seines Willens zu ihm, ihre Augen trafen sich. In seinem Blick lag die Zärtlichkeit, die sie sich nahegefühlt hatte.

Einen Herzschlag lang ruhten ihre Blicke wieder ineinander, wie ihre Seelen suchend — dann wandte ihm Gudrun plötzlich den Rücken. Sie hatte so viel von seinen Abenteuern mit Frauen gehört. Er sollte nicht denken, daß sie eine Spielerei für ihn sei wie alle andern!

Und ihre arme, heiße, schmerzvolle Liebe stieg vor ihr auf, heischend und fordernd — nein, um des Heiligtums ihres großen Schmerzes willen wollte sie nicht mehr mit ihm sprechen! Ein Zorn zitterte in ihrer Stimme, als sie mit Elisabeth weitersprach, als sei nichts geschehen.

Elisabeth erzählte von ihren Kindern, vom Sanatorium, lobte den guten Otto und bemerkte scheinbar beiläufig, daß Bill vollständig glücklich geworden sei.

Dann fragte sie nach den Werken des alten Heinemann und Gudruns Herausgeberarbeit.

Gudrun antwortete nicht ohne Bitterkeit. Sein Volk hatte ihn vergessen — niemand hatte mehr Vertrauen zu den Werken des großen Toten. All ihr Kämpfen und Arbeiten und Bitten waren nutzlos — andere füllten seinen Platz aus — die neue Zeit war über ihn hinweggegangen, hatte neue Götter aufgestellt — — unten im Parkett klatschte man Jakobs Stück zu.

„Papa hat angeregt, daß die Freunde ihm ein Denkmal setzen lassen," sagte Elisabeth, „in der Stadt vor dem Rathaus, wo ihn damals der Landesherr dekorierte — Karl hat noch die Entwürfe der Plakette, die er früher begann, und einige Porträtstudien — er denkt, er kann es gut zusammenbringen — —"

Nun drehte sie sich doch wieder nach ihm um. Er sah in ihre Augen.

„Wenn du deine Zustimmung gibst, will Vater die Sache einleiten. Dein Vater darf nicht so vergessen werden. Und wenn du es gestattest, will ich das Denkmal ausführen — oder darf ich das nicht?" fragte er und hielt ihr wieder die Hand hin.

„Doch — ja —" sagte sie gerührt und gab ihm ihre Hand. Sie mußte an Ernst Nordmann denken, den



treuesten Freund ihres Vaters, den Joachim so oft mißverstanden hatte, und der nun ihm doch die Freundschaftstreue über das Grab hinaus hielt. —

Jakob war auf die Bühne gerufen worden.

Gudrun hatte das Stück ganz vergessen, das eben gespielt wurde. Sie war tief verwirrt. Sie erhob sich, indem sie Karl hastig errötend die Hand entzog.

Der Beifall rauschte durchs Theater, man rief Margerit und Jakob.

Karl und Elisabeth verabschiedeten sich.

Der gute Otto hielt die Mäntel bereit, damit seine Frau nicht ins Gedränge käme.

„Kann ich dir einmal die Skizzen zeigen, Gudrun?" fragte Karl. „Komm doch zu mir in mein Atelier."

„Ja — wenn du gestattest — gewiß — mit Jakob —" sie wußte nicht, warum sie das hinzusetzte.

Sie sollte in sein Atelier kommen — und doch gehörte sie ja nicht mehr dorthin!

„Willst du nicht auch einmal zu mir kommen — Karl — ich habe vielleicht noch Bilder von Papa, die für dein Werk nützen können", fügte sie hinzu mit schwerer Zunge und klopfendem Herzen.

Ja — ja — er wollte kommen — morgen oder übermorgen schon — sehr gern.

Sie fühlte seinen Atem wie eine streichelnde Hand.

Er wollte versuchen, sie zurückzugewinnen.

Am nächsten Tag war eine eilige Arbeit — am folgenden gerade ein Auftraggeber — am dritten hatte er in der Kunstkommission zu tun — es verging eine ganze Woche, ehe er sich aufmachen konnte, um Gudrun in ihrer kleinen Wohnung zu besuchen.

Die alte Therese machte ihm auf, aber sie erkannte ihn zuerst nicht.

Gudrun war zu Haus. Nun saß er wieder bei ihr zwischen den alten Möbeln aus ihrem Elternhaus, die er alle kannte, und die ihm wie eine ganze Geschichte ihrer gemeinsamen Jugend erschienen, und den Büchern und den Kunstwerken. Das alles stand nun so dichtgerückt in der kleinen Berliner Mietwohnung, wie aus dem Rahmen genommen.

Und sie selbst schien ihm in ihrer Einsamkeit wie hilfsbedürftig. Er hatte sie verlassen, von Liebe umgeben, verwöhnt, umworben — jung und schön — und sein — in Liebe auf ihn wartend.

Und nun sah er sie wieder — einsam — um eine Jugend betrogen. Um das Vertrauen, das wir brauchen, um unser Leben aneinanderbinden zu können. Darum hatte er sie gebracht, und nun saß sie da und hielt in ihren leeren, blassen Händen die toten Dinge.

Und die Verantwortung dessen, was er einst getan, stieg in ihm auf! Er wollte gutmachen — ihr das Glück geben, auf das sie einst gehofft und gewartet!

Aber sie erschien kalt, unzugänglich, steif.

Zuerst hatte sie ihn erwartet — mit Liebe und Zärtlichkeit — und einem Aufflammen ihres ganzen, so lange unterdrückten Temperaments. Wenn er gekommen wäre — am ersten Tag — da waren ihre Lippen rot, und ihre Arme dehnten sich, ihn zu umfangen.

Sie füllte ihr Zimmer mit Blumen. Ihr Herz pochte, sie lauschte auf jeden Schritt. Der aber, auf den sie wartete, kam nicht.

Heute nicht und morgen nicht.

Die Blumen welkten in ihrem Zimmer . .

So empfing sie ihn kühl, als er nach acht Tagen schließlich kam. Es war niedergerungen in ihrer Seele, was sie erschüttert und beunruhigt hatte. Er sah nichts von dem Sturm, der über sie hingebraust war.

Sie blätterten in den Photographien, die Joachim in den letzten Lebensjahren darstellten.

Da faßte er plötzlich ihre Hand und sah sie an.

Er wollte Klarheit, einen raschen Entschluß.

„Bist du nicht sehr einsam? Willst du nicht wieder heiraten? Du bist geschaffen dazu, einem Künstler zur Seite zu stehen —"

Er konnte nichts Unglücklicheres sagen.

Ein böser, harter Zug erschien auf ihrem Gesicht, sie entzog ihm ihre Hand. „Ein berühmter Mann wäre sicher der letzte, den ich heiraten würde — ich habe genug — übergenug — von all dem atemlosen Ringen um Ruhm —" sie lachte kurz auf. „Wir sind ja keine Menschen neben euch — wir haben ja kein Anrecht auf unser eigenes Leben! Wir sind euch ja nur die Objekte für eure Stimmungen — eure Gedanken — eure Werke! — Nein — nein — das würde über meine Kräfte gehen —" sie schwieg plötzlich, als habe sie zuviel gesagt.

Auch er schwieg verletzt. Dann wunderte er sich, daß sie nicht doch Bill geheiratet hatte.

„Also doch einer wie Bill", bemerkte er mit spöttischem Lächeln.

Sie fuhr erschrocken zusammen. Ein Ausdruck von Schmerz und Hilflosigkeit verjüngte ihr Antlitz wieder. Sie dachte an diese Kämpfe, an ihre Enttäuschung im ruhigen Dasein.

„Warum nahmst du ihn denn nicht," drängte er, „du hast mich rasch genug um ihn vergessen!" Seine Stimme hatte einen bitteren Klang. Er war wirklich böse auf sie.

Ihre Augen streiften ihn flüchtig. Aber sie wollte dem sanfteren Gefühl nicht nachgeben, das in ihr aufzitterte.

„Er war zu schade für mich," antwortete sie herb, erhob sich und wandte ihm den Rücken zu, daß er ihr Gesicht nicht mehr sehen konnte und die Tränen, die ihre Augen zu füllen begannen. „Er ist glücklicher so —

„Meinst du — er hat dich so geliebt — —"

„Eben darum! Ich bin doch verdorben für das Alltagsglück! Ach! Glaube mir! Ich wollte es — wollte von Herzen still sein — glücklich — irgendwo im Tal — aber ihr alle — ihr habt mich emporgerissen — auf die Höhe — nun konnte ich es da nicht mehr aushalten bei den andern Menschen — wo man es so gut hat — die einen so liebhaben — ja — du hast recht — die einen sehr liebhaben —" ihre Stimme versagte. Er merkte nicht, daß es im Schluchzen war.

„Willst du nicht kommen und mein Atelier sehen — Gudrun — deines Vater Porträt, und mir sagen — was du daran auszusetzen hast — und — ich möchte dir auch noch manches zeigen — was ich schuf — ich bin in deiner Schuld vielleicht — wenn du siehst, wohin mich meine Kunst führte — daß du mich dann besser verstehst und mir verzeihst." Seine Stimme hatte einen warmen Klang. Er näherte sich ihr. Sie senkte den Kopf.

„Ich habe dir nichts zu verzeihen," sagte sie mit einem leisen, bitteren Ton und blieb im Schatten stehen, „wir andern Menschen sind für euch ja nur die Objekte — und deine Kunst mußte wohl über mich fortschreiten — ein lebender Mensch hat wohl kein Lebensrecht an euch —"

Er seufzte betrübt und ungeduldig. So tief fremd war sie ihm geworden! Wie schwer sie es ihm machte!



Soviel Bitterkeit — ach! und doch soviel Wahrheit lag in ihren Worten! Sie hatte ja recht — tausendmal recht — mit dem, was sie sagte — aber es war doch hart, und wenn er der gläubigen, frohen, lebenjauchzenden Gudrun von einst gedachte, so traf ihn ihr Vorwurf doppelt hart. Aber er wußte, daß er den Kampf aufnehmen mußte um ihre Liebe, um vor sich selbst Ruhe zu finden und vor den Vorwürfen seines Gewissens.

Er erhob sich, nahm ihre Hand und küßte sie.

„Von allem, was du mir sagst, höre ich nur dein Versprechen, daß du kommst, nicht wahr?" sagte er mit trauriger Stimme. „Wollte Gott, ich könnte dir auf das andere antworten und dir den Glauben an die Menschen und das Glück wiedergeben. Sag mir also — daß du kommst — wenigstens das sage mir —"

„Ich komme —" antwortete sie leise und erschüttert.

* * *

Tagelang rang Gudrun mit sich. Und dann stand sie doch plötzlich in seinem Atelier. Und schämte sich, daß sie nun doch da stand. — — Dann aber war es ihr selbst, als müßte sie hier sein. Da waren seine Werke um sie. Und sie fühlte, daß sie seine Werke liebte. Liebte wie einen Teil seines Selbst.

Nun schien er ihr ganz nahe.

Sie blätterten in dem Album, das die Photographien seiner Werke enthielt.

Der Büsten — Denkmäler — Statuen—und Gudrun erschauerte vor dieser Fülle des Schaffens, diesem tiefen, ernsten Ringen um die Gestaltung seiner Gedanken — und um Harmonie und Schönheit und Größe! —

Um sie her im Atelier waren die angefangenen und eben vollendeten Werke, die Marmorgestalt, an der er arbeitete — einige Halbfiguren in Ton, ein paar Reliefs — er zeigte ihr alles, fragte um ihren Rat wie selbstverständlich — wie man einen Kollegen fragt — wie sie immer gewünscht und gehofft hatte, daß er einmal zu ihr reden würde.

Und plötzlich war ihr alles um sie her nahe, bekannt, vertraut — wie zu ihr gehörig und selbstverständlich. Das alte, innerlich Gleiche in ihnen beiden war plötzlich wieder da — waren sie nicht doch für einander geschaffen?

Sie wuchs sogleich hinein in dies Atelier.

Die Künstlertochter, der die Kunst Heimatboden war. Die Liebende.

Sie verstand alles, was er gewollt, was er ersehnt in seinen Gestalten, welche Rhythmen, welche Harmonien ihm vorgeschwebt hatten. Sie sah mit andern Augen diese Welt seiner Marmorgedanken als die alltäglichen Menschen — ah! Ja — sie sah sie anders!

Er trank ihre Worte. Das war die Gudrun seiner Träume, seiner großen Sehnsucht — das Weib, das ihm das Glück geben konnte! — —

Als sie fortging, war es ihm, als habe er eine große Stunde des Glücks erlebt, aber auch wieder vor einer verschlossenen Pforte gestanden.

Ja, ihre Seele hatte ihre Pforte vor ihm geschlossen — sie wollte nicht — nein! Sie wollte nicht, daß er ihr nähertrat! — —

Dann trafen sie sich bei Jakob zu einem Diner, wo eine Reihe von hervorragenden Kritikern, Autoren und Künstlern geladen war. Sie war in großer Toilette, trug ein perlgraues Kleid. Nun fesselte ihn wieder ihre Schönheit.

Man feierte sie.

Die Männer sprachen mit ihr. Ihr Urteil, ihr Geschmack hatten hier Geltung. Wie sie geistig gewachsen war! Eine merkwürdige Frau — weder geistreich noch blendend — und doch innerlich reich! Sie beschäftigte seine Phantasie — fesselte ihn immer von neuem — er kam nicht mehr los von ihr.

Würde sie nicht doch schließlich ganz in sein Leben hineinwachsen und ihm das große Glück schenken?

Nach dem Diner holte man die Kinder hinein. Sie waren scheu, schmiegten sich an Gudrun wie an ihre Mutter. Sie kniete zwischen ihnen, umfaßte sie, plauderte mit ihnen, redete ihnen gut zu, bis sie lachten und ihre Scheu verloren.

Welch ein Schatz von Mutterliebe! dachte Karl gerührt und betrachtete mit entzückten Künstleraugen das reizende Bild.

Da hob sie plötzlich den Kopf, ihre Augen trafen sich, und es war ihm, als läge ein schmerzlicher Vorwurf in ihrem Blick, und als schimmerten da ungeweinte Tränen, deren sie sich schämte. Nein — sie war doch Weib! Viel — viel mehr Weib, als er geahnt — und als er begriffen hatte — aber das Weib, das hielt sie selbst gefangen hinter den verschlossenen Pforten ihrer Seele!

* * *

Der Plan des Denkmals ging gut vorwärts trotz aller Schwierigkeiten, denen die Schriften begegneten.

Ernst Nordmann hatte die Sache in die Hand genommen. Der alte Dichter ging selbst zu den Kommerzienräten der Stadt, die Liste in der Hand. Zu den ersten, die zeichneten, gehörten Kommerzienrat Theisheim und Bill.

Karl gab seine Arbeit kostenlos dazu.

Und so wuchs dann der Plan zur Reise aus, und Karls Entwurf konnte Form und Gestalt annehmen.

Er lud Gudrun und Jakob ein, seinen Entwurf zu begutachten. Das Tonmodell war schon im großen und ganzen fertig, und die Geschwister konnten über die Ähnlichkeit und Treue ihr Urteil abgeben.

Es war ein großes Relief, das Joachim Heinemann zeigte in seiner stolzen, graden Art, die hohe Stirn nach oben gerichtet, die welligen Haare zurückgeworfen, als wollte er eben seine flammenden, siegenden Verse sprechen.

So sollte er in seiner Heimatstadt stehen, im Lichthof des Rathauses, in der Halle, in der er so oft gesprochen hatte.

Man konnte sich keine lebendigere Auffassung denken. Es war ein Denkmal, mit Liebe gemacht, von jemand, der als Künstler selbst einst unter dem persönlichen Zauber dieses Mannes und unter der Gewalt seines Genies gestanden hatte.

Karls Bekenntnis der Liebe und Verehrung zu seinem einstigen Schwiegervater, dem Freund seiner Jugend, seiner Kindheit.

Gudrun schämte sich ihres Grolls gegen Karl, als sie vor dem Entwurf stand.

Und plötzlich reichte sie ihm beide Hände, und Tränen stürzten aus ihren Augen.

Da wußte er, sie hatte ihm alles vergeben.

Er vertraute sich Jakob an und bat ihn, den Freiwerber bei der Schwester zu machen. Jakob fand den Plan herrlich und gab ihm das Versprechen, alles für ihn zu tun.

(Fortsetzung folgt.)



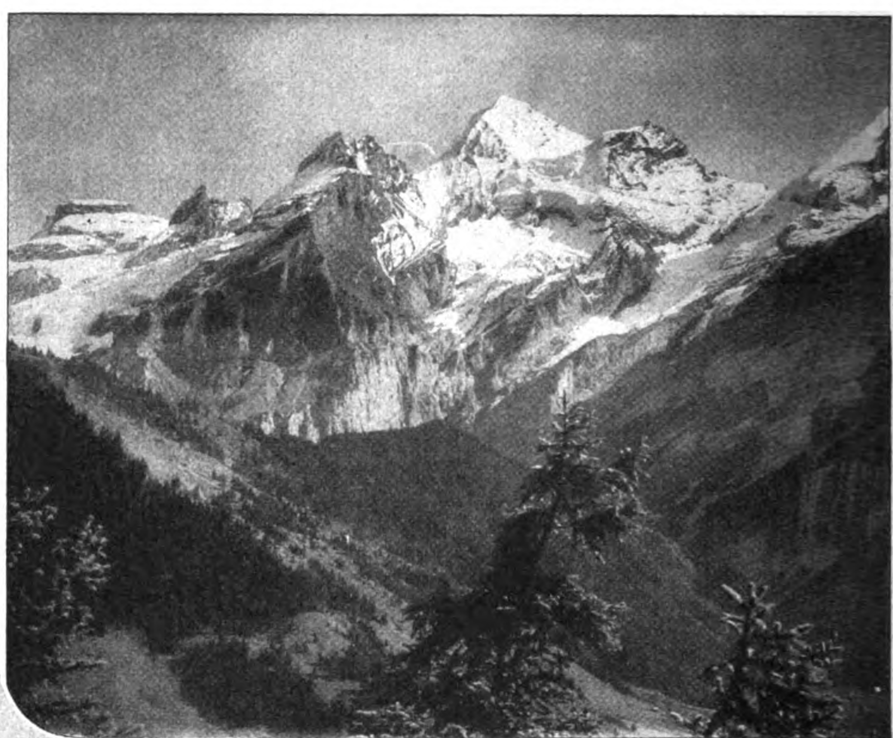
Die Berner Alpenbahn.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Seitdem vor 30 Jahren zum erstenmal der granitne Alpenwall durchbohrt wurde, um durch das Gotthardmassiv einen Schienenstrang zu legen, sind zahllose Bahn- und Tunnelbauten entstanden, die von der Kunst der Ingenieure und der Kühnheit der Unternehmer Zeugnis ablegen. Der 14 Kilometer lange Gotthardtunnel ist durch den Simplontunnel an Länge überholt worden, und die großartigsten Projekte für Brücken und Viadukte haben bei der neuen Bahn Bern — Lötschberg — Simplon, die in diesem Frühjahr zur Eröffnung gelangte, ihre Verwirklichung gefunden.

Diese Linie, die Berner Alpenbahn Bern—Lötschberg—Simplon, vereinigt mit großartigen technischen Bauten eine Fülle schöner Landschaftsbilder. Die neue, durch die Berner Alpen von Frutigen nach Brig im Rhonetal gelegte Bahn verbindet zunächst die Gegend des Thunersees, Bern und Interlaken, mit einem Wort: das Berner Oberland mit dem Oberwallis, dem obern Rhonetal, insbesondere auch mit den großartigen Gebirgs- und Touristenzentren Zermatt und Saas-Fee, dann aber durch den direkt anschließenden Simplontunnel auch mit dem Lago Maggiore, den Borromäischen Inseln sowie den Industrie- und Verkehrzentren Oberitaliens: Mailand, Turin und Genua.

Die Berner Alpenbahn hat aber auch internationale Bedeutung. Sie bietet für Reisen aus Deutschland nach Italien eine der Gotthardlinie ebenbürtige Reiseroute, die noch den Vorteil hat, infolge des elektrischen Betriebs eine sehr ruhige und völlig rauchfreie Fahrt zu ermöglichen. Sie ist die erste große transalpine Bahn mit elektrischem Betrieb. Für sie wurden spezielle Lokomotiven mit 2500 Pferdestärken gebaut, die größten bestehenden elektrischen Lokomotiven, die eine Triebkraft entwickeln, wie sie bisher nur von zwei der größten Dampflokomotiven aufgebracht wurde. Die Berner Alpenbahn umfaßt die Bahnlinien Thun — Spiez — Fruti-



Blüemlisalp.

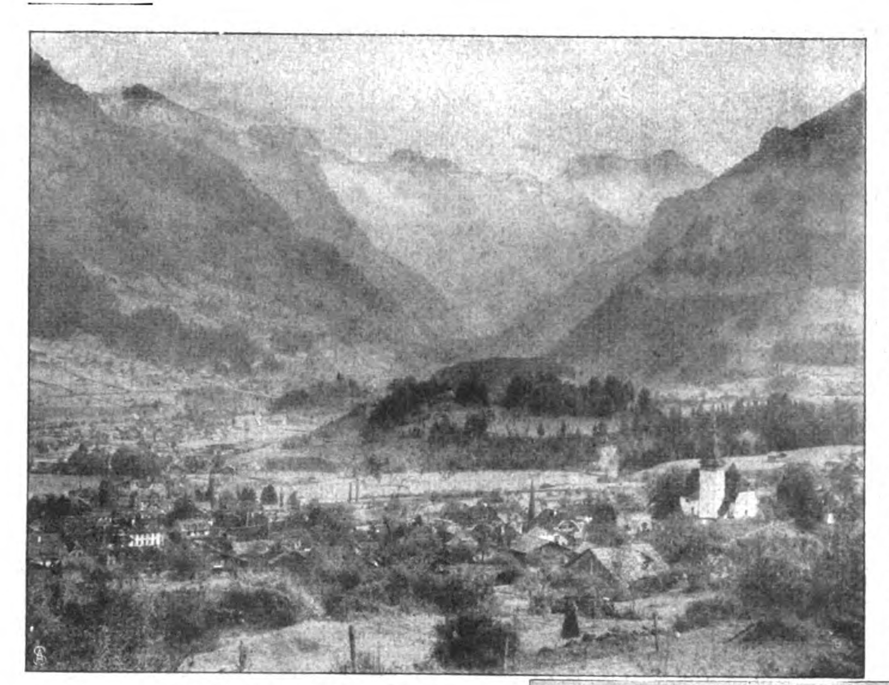
Partie bei Felsenburg.





Partie bei Wanggraben. Oberes Bild: **Blick ins Rhonetal.**





Blick auf Frutigen.

(Serpentinen) der Fahrstraße und über die Kanderfälle leicht dahingleitend quer über den Talriegel.

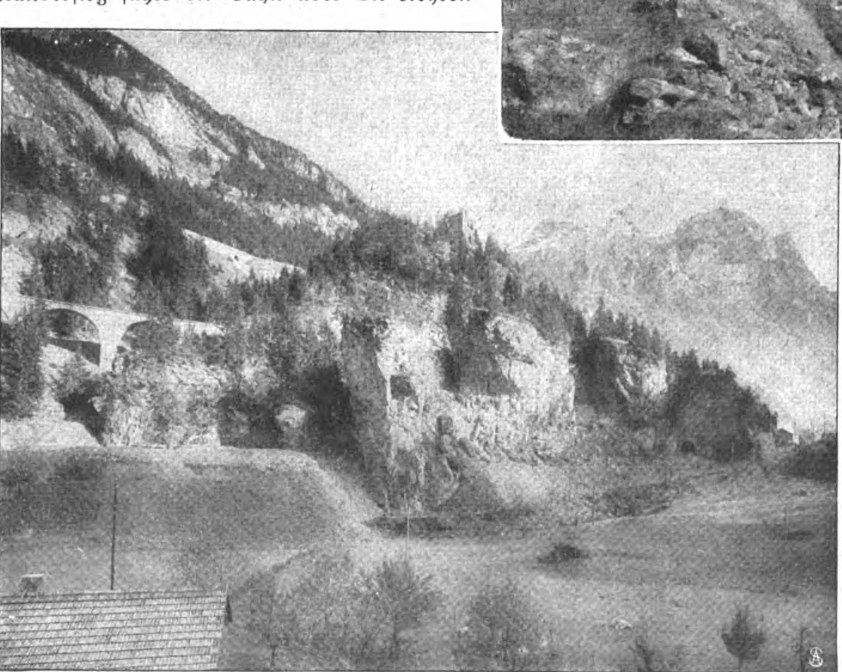
Auf der ganzen Fahrt fesseln den Blick die eisgepanzerten Bergriesen Altels und Balmhorn, Rinderhorn, die Doldenhörner, die Spitzen der Blüemlisalp, die trotzigen Felskolosse der Birre und des Fisistockes, die alle den lieblichen Kurort Kandersteg umrahmen. Der 14,605 Meter lange Haupttunnel durchbricht den Fisistock und unterfährt das Gasterntal und den Lötschenpaß, um bei Goppenstein im Lötschental (Wallis) uns wieder an das Tageslicht treten zu lassen. Oberhalb Goppenstein öffnet sich das Lötschental, beherrscht vom gewaltigen Bietschhorn, zu einem

gen—Kandersteg—Brig und Spiez—Interlaken—Bönigen.

Die neue Linie Frutigen—Brig steigt, nachdem die Kander auf hohem Viadukt überschritten wurde, langsam am Bergeshang empor und macht beim Blausee eine große doppelte Schleife, zum Teil im Kehrtunnel. Wie an der Gotthardroute die Kirche von Wassen, so hat hier der Reisende die romantische Ruine der Felsenburg zunächst über, dann neben und zuletzt unter sich. Vor Kandersteg fährt die Bahn über die Kehren



Kühmatt im Lötschental.



Trasse der Berner Alpenbahn bei der Felsenburg.

breiten, wunderbaren und urwüchsigen Alpental, das bisher fast völlig unberührt war vom Fremdenverkehr.

Wenig unter Goppenstein bei Hothen tritt die Bahn ins Rhonetal ein, 400 Meter hoch über der Talsohle. Da bietet sich dem Beschauer ein unvergeßlich schöner Ausblick auf das tief zu Füßen liegende Rhonetal, die Berggestalten auf der Südseite des Tales und die zahllosen braunen Dörfer und Hütten mit den weißen Kirchen. Ganz allmählich sinkt die Bahnlinie bis gegen Brig hin, auf zahlreichen Viadukten die nördlichen Zuflüsse der Rhone über-

setzend und in 21 Tunnels die vorstehenden Felsrippen der Berge durchbrechend. Schön ist namentlich der Ausblick in der Gegend von Außerberg auf das tiefer unten liegende Visp und die Berge des Nikolaitales Nadelhorn und Täschhorn.

Von Brig führen die Bundesbahnzüge in wenigen Minuten nach Visp, wo die Wagen der Visp—Zermatt-Bahn nach den herrlichen Gletscher- und Gipfelregionen von Zermatt und Saas-Fee bereitstehen, während in nordöstlicher Richtung die Poststraße das Goms und die eigenartigen oberwalliser Dörfer durchzieht, um bei Gletsch am Rhonegletscher den Anschluß am Grimsel- und Furkapaß zu vermitteln. Geradeaus in südöstlicher Richtung aber führt uns die elektrische Lokomotive durch den längsten Tunnel der Welt, den 19,803 Meter langen Simplontunnel, nach Domodossola und in die köstlichen Gefilde am Lago Maggiore und nach den blühenden Städten Oberitaliens.

Bilder aus aller Welt.

Fräulein Hilde Wall, ein junges aufstrebendes Talent des Braunschweiger Herzoglichen Hoftheaters, wurde auf zwei Jahre dem Lübecker Stadttheater verpflichtet.

Vor 30 Jahren gründete Heinrich Vogelsang aus Bremen in Südwestafrika die erste deutsche Kolonie, indem er mit den Bethanier-Hottentotten einen die Grundlage bildenden Vertrag schloß.

Fräulein Herta Leder, eine talentvolle Künstlerin, wurde als erste Soubrette an das Altenburger Hoftheater verpflichtet.

General von Scheel, früher Präsident der Obermilitärprüfungskommission, ist gestorben.

Als Nachfolgerin von Elsa Galafrès am Deutschen Volks-

Phot. Driebe.

Frl. Hilde Wall,
Braunschweig, wurde an das Lübecker Stadttheater engagiert.



Frl. Herta Leder,
wurde an das Hoftheater in Altenburg engagiert.

Heinrich Vogelsang,
Bremen, gründete vor 30 Jahren die erste deutsche Kolonie in Südwest.



Phot. Elisabeth Hacker.

Frl. Gemma Boic,
Köln, wurde als Nachfolgerin von Elsa Galafrès an das Deutsche Volkstheater in Wien engagiert.



General von Scheel †
Präsident der Obermilitärprüfungskommission

Das Kaiser-Wilhelm-Heim im Taunus bei Wiesbaden,
ein neuer Bau der Deutschen Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime, wurde kürzlich eingeweiht.



Phot. W. Wertheim.

Geh. San.-Rat Dr. A. Volmer,
Berlin, wurde 80 Jahre.

Gefährliche Gleitflüge.

Der Aviatiker Chevillard führte auf einem 80pferdigen Farman-Doppeldecker kühne Gleitflüge aus.
Phot. Ill. Bureau.



Otto Flörsheim,
Komponist und Musikkritiker, wurde 60 Jahre.

theater in Wien wurde Gemma Boic, eine geborene Kroatin, bisher in Köln tätig, berufen.

Der Deutsche Verein für Kaufmannserholungsheime kann mit Stolz auf einen neuen, großen Erfolg zurückblicken. Vor wenigen Tagen wurde bei Wiesbaden im Taunus das dritte Heim des Vereins eingeweiht. Der schöne und zweckmäßige Bau trägt den Namen Kaiser-Wilhelm-Heim.

Einer der beliebtesten Aerzte Berlins, der Geheime Sanitätsrat Dr. Volmer, feierte in geistiger und körperlicher Frische vor kurzem seinen 80. Geburtstag.

Unerhört kühne Gleitflüge führte der Aviatiker Chevil-



Archivrat D. Dr. Jacobs,
Wernigerode, wurde 80 Jahre.

Phot. Bulla.

Fedor Iwanowitsch Schaljapin,

der berühmte russische Sänger als „Boris Godunow“ in der gleichnamigen Oper von Modest Mussorgsky.



Phot. Argus.

Berliner Musiker in Italien: Die Berliner Singakademie und die Philharmoniker in Mailand.

lard aus. Die Zuschauer hatten des öfteren den Eindruck einer Katastrophe, und doch gelang es dem kühnen Flieger, immer den Apparat durch geschicktes Manövrieren glücklich zu landen.

Der bekannte Musikschriftsteller und Komponist Otto Flörsheim beging seinen 60. Geburtstag.

Der Archivrat D. Dr. Jacobs in Wernigerode wurde 80 Jahre.

Ein Star am Opernhimmel Rußlands ist der berühmte Sänger Schaljapin; unser Bild zeigt den Künstler in einer seiner Glanzrollen als „Boris Godunow" in der gleichnamigen Oper.

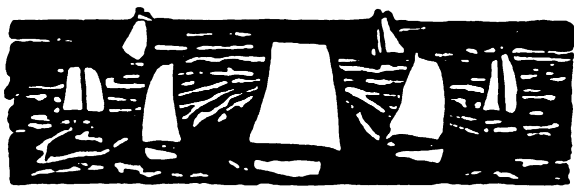
Die Mitglieder der Berliner Singakademie und das Philharmonische Orchester unter Leitung von Professor Georg Schumann gaben in Mailand vielbesuchte und bewunderte Konzerte.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 22. Berlin, den 31. Mai 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 22.



Die sieben Tage der Woche.

22. Mai.

Zur Teilnahme an der Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise treffen der Kaiser von Rußland, der Herzog und die Herzogin von Cumberland und die Großherzoginwitwe Luise von Baden in Berlin ein.

Die Zweite Kammer des elsaß-lothringischen Landtags nimmt einstimmig bei einer Stimmenthaltung eine Resolution an, in der die Bestrebungen der Regierung, Ausnahmebestimmungen für die Reichslande in das Preß- und Vereinsgesetz aufzunehmen, mißbilligt werden.

In mehreren französischen Garnisonen finden neue Kundgebungen der Auflehnung gegen die Verlängerung der Dienstzeit statt.

23. Mai.

Die französische Kammer spricht nach erregten Erörterungen mit 348 Stimmen gegen 180 Stimmen aus, daß sie die Maßnahmen der Regierung zur Unterdrückung der Straßenkundgebungen gegen die Verlängerung der Dienstzeit billigt.

Aus Athen kommt die Nachricht von einem erbitterten Kampf, der sich zwischen Griechen und Bulgaren im Osten der Halbinsel Chalkidike entsponnen hat.

24. Mai.

Im Königlichen Schloß zu Berlin findet die Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mit dem Prinzen Ernst August Herzog zu Braunschweig und Lüneburg statt. Die Trauung in der Schloßkapelle vollzieht der Oberhof- und Domprediger Dr. Dryander (Abb. S. 906).

Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen feiern in Berlin das Fest der silbernen Hochzeit (Abb. S. 911).

Der Zar verläßt vom Anhalter Bahnhof aus Berlin und kehrt nach Rußland zurück.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der unter amerikanischer Flagge fahrende Dampfer „Nevada" im Hafen von Smyrna infolge Auflaufens auf eine Mine untergegangen ist. Von 200 Passagieren, die sich an Bord befanden, wurden 80 gerettet.

25. Mai.

Der Deutsche Flottenverein hält in Bremen seine 13. Hauptversammlung ab.

In Paris wird vor dem Tor von St.-Germain unter freiem Himmel eine von mehr als 100 000 Personen besuchte Protestversammlung gegen die Verlängerung der Dienstzeit abgehalten.

26. Mai.

Aus Saloniki wird gemeldet, daß die Bulgaren die griechischen Stellungen vor Soros (nordöstlich von Saloniki) angegriffen und die Griechen zurückgedrängt haben.

Serbien läßt durch seinen Gesandten in Sofia die Erklärung abgeben, daß es eine Revision des serbisch-bulgarischen Bündnisvertrages wünsche.

Dem Reichstag geht ein Gesetz zu, durch das die Strafen für den Verrat militärischer Geheimnisse bedeutend verschärft werden.

27. Mai.

Der König und die Königin von England treten von Berlin aus die Rückreise nach London an.

Der Reichstag nimmt seine Arbeiten nach den Pfingstferien wieder auf.

Die französische Kammer bewilligt mit 386 gegen 165 Stimmen die Forderungen für die Einbehaltung des dritten Jahrgangs bei den Fahnen.

Sir Edward Grey teilt den Delegierten der Balkanstaaten mit, daß der Präliminar-Friedensvertrag, so wie er sei, unterzeichnet werden müsse.

28. Mai.

In Ramsgate auf der Insel Thanet stirbt, 79 Jahre alt, der Naturforscher Lord Avebury, früher Sir John Lubbock.

Nach dem Kriege.

Balkanerlebnisse und Erkenntnisse. Von Kurt Aram.

I. Bulgarische Bauern.

Am Fuß des Witosch, der sich über 2200 Meter hoch aus der Ebene, in der Sofia liegt, wie ein Vulkankegel erhebt, dessen Spitze bis tief in den Hochsommer hinein von Schnee überstäubt ist wie eine Torte von Zucker, liegt acht Kilometer von der Hauptstadt entfernt das Dorf Bojana. Einst war es stark befestigt, und auch heute noch umgibt fast jedes Haus, das meist in einem dürftigen Gärtchen steht, wo einige Lämmer grasen und ein paar Schweine grunzen, eine mannshohe Mauer aus übereinandergetürmten Syenitsteinen und -blöcken. So macht das Dorf auf den ersten Blick einen recht wilden, zuweilen fast troglodytenhaften, unter allen Umständen aber einen sehr originellen Eindruck. Da man von hier aus auch noch einen reizvollen Blick auf Sofia, seine Ebene und den Balkan, der sie umgrenzt, haben kann, wird das Dorf von Fremden häufiger besucht. Auch der Zar zeigt es seinen Gästen gern als Sehenswürdigkeit.

Bojana ist ein armes Dorf wie so viele Dörfer in Westbulgarien, wo des Landes Hauptstadt liegt. Die Bodenverhältnisse sind hier ungünstiger als in Nord- und Südbulgarien, und die westbulgarische Landbevölkerung zählt zu der kinderbegabtesten des Königreichs. Der westbulgarische Bauer, ob er nun im Umkreis der Hauptstadt oder in der Gegend von Samokow und Rudomir sein kleines Feld bestellt, gilt als beschränkt und

engherzig, wobei dahingestellt sein mag, ob diese Eigenschaften nicht von den Bewohnern Sofias, die sich als überlegene Großstädter fühlen, ein wenig übertrieben werden.

Die Verhältnisse in Bojana kann man wohl als typisch für die westbulgarische Kleinbauernschaft gelten lassen. Betrachten wir sie etwas näher, so kennen wir ziemlich genau die westbulgarische Situation n a ch dem Krieg, obwohl der Balkankrieg f o r m e l l noch nicht zu Ende war, als ich im April und Mai das Land bereiste. In Wirklichkeit wurde seit dem Fall von Adrianopel nirgends mehr ernsthaft gekämpft; und wenn das Militär auch noch nicht entlassen war, so beeinträchtigte das die Einsicht in die wirtschaftliche Situation schon deshalb nicht, weil damals die Frühjahrsbestellung auch ohne die wehrfähige Mannschaft in der Hauptsache schon durchgeführt war und die Ernte, bei der die Männer noch schwerer zu entbehren sind, ja erst bevorsteht. Hier liegt auch ein Hauptgrund, weshalb die bulgarische Regierung seit vielen Wochen und von Woche zu Woche energischer und fast schon ein wenig nervös zum Frieden drängt. Sie will die drei Viertel Millionen Männerarme, die immer noch das Gewehr halten, wenigstens für die Ernte wieder freihaben. Wie wichtig das ist, wird ohne weiteres klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß zehn Prozent der Gesamtbevölkerung seit sieben Monaten der Friedensarbeit entzogen werden mußten, und daß diese zehn Prozent die männliche Arbeitskraft zwischen zwanzig und vierzig Jahren darstellen, also die wertvollste und tüchtigste.

Für die westbulgarische Bauernschaft aber waren diese sieben Monate noch schwerer als für die nord- und südbulgarische. Nicht nur der ungünstigeren Bodenverhältnisse wegen. Mag es in Friedenzeiten auch ein Vorzug sein, die Hauptstadt in der Nähe zu haben; wenn es ums Leben geht, kann es ein Nachteil werden, da man der allzu nahen Regierung so leicht nichts vorschwindeln kann. Nordbulgarien hingegen ist weit vom Schuß. Als dort Pferde und Zugvieh requiriert wurden, konnte man die Regierung leicht ein wenig nasführen. Dörfer, die zwanzig Pferde stellen sollten, stellten z. B. nur zwei, denn der Vorsitzende der Requisitionskommission, der meist mit dem Ortsschulzen identisch war, behauptete einfach, mehr brauchbare Pferde seien nicht vorhanden, und so europäisch ist man auf dem Balkan denn doch noch nicht, daß man den Schulzen ohne weiteres der Lüge überführen konnte. Mancher, den ich kennen lernte, war sehr stolz auf diesen Trick, demzufolge Nordbulgarien lange nicht so von Pferden, Zug- und Schlachtvieh entblößt wurde. Und jetzt, nach dem Krieg, wird die Regierung gern ein Auge zudrücken, zumal ihr Vieh jetzt mehr gelten muß als Wahrheit. Außerdem ging es ja auch so.

Ferner besitzt Nord- und Südbulgarien noch über eine halbe Million muselmanische Untertanen, die dem Westen abgehen. Bulgarien war klug genug, keinen muselmanischen Untertan zum Kampf gegen die Türken einzuziehen, während die Türkei so töricht war, zu glauben, ihre christlichen Untertanen gegen Christen mit Erfolg ins Feld stellen zu können. Nord- und Südbulgarien hatte so über eine halbe Million Menschen mehr für Feld- und andere Arbeit zur Verfügung als der Westen. Und da diese Muselmanen nach allgemeinem Urteil in den ganzen sieben Monaten musterhafte bulgarische Untertanen waren, bedeuteten sie für den Osten und Süden eine große Hilfe. Kein Wunder, daß hier die bäuerliche Friedensarbeit trotz des Krieges nicht allzu sehr litt.

Aber auch der Westen wußte sich zu helfen. Vom Heroismus des bulgarischen Soldaten haben wir vielerlei gelesen. Der Heroismus der bulgarischen Frau, die, als Mann und Sohn zur Flinte griffen, den Pflug führte und alle Männerarbeit noch zu der Frauenarbeit auf die Schulter nahm, ist nicht weniger bewundernswert. Ist das junge Königreich stolz auf seine Männer und ihre kriegerischen Leistungen, so hat es nicht weniger Grund, stolz zu sein auf seine Frauen und Mütter, ohne deren zähe, unermüdliche Arbeit gerade für ein Bauernland wie Bulgarien eine wirtschaftliche Katastrophe wohl unvermeidlich gewesen wäre. Daß die Frauen und Mädchen sich geplagt und gearbeitet haben wie Männer, dem hat es Bulgarien in erster Linie zu verdanken, daß sich die Katastrophe zu einer Krise gemildert hat, über die ein im Grund doch sehr primitiver wirtschaftlicher Organismus, wie ihn Bulgarien zurzeit noch darstellt, viel leichter hinwegkommen wird als jeder andere.

Das Dorf Bojana zählt ungefähr 2000 Einwohner. Zum Krieg hat es 250 Soldaten gestellt, also mehr als 10 v. H. Bis jetzt weiß man, daß acht von den 250 gefallen sind, und daß es sehr viel Verwundete gab, worüber genaue Mitteilungen noch nicht vorliegen. Vor dem Krieg besaß das Dorf 270 Stück Großvieh. Jetzt sind ihm davon noch 60 Stück geblieben, und zwar naturgemäß das schlechtere Material, so daß der besser gestellte Bauer, dem sein gutes Vieh gleich genommen wurde, schlimmer daran ist als der geringere Bauer, dem sein minderwertiges Vieh zum großen Teil wenigstens verblieb, wenn er sich zurzeit auch mit dem besser gestellten Bauer in seine Arbeitskraft teilen muß.

Zum erstenmal wanderte ich von dem freundlichen Knjaschewo nach Bojana und war betroffen, wie außer den Maisfeldern fast alles Land, wenn auch oft nach der wenig rationellen Dreifelderwirtschaft, die immer noch vorherrscht, regulär bebaut war. Wesentlich anders konnte es in Friedenzeiten auch nicht sein. Auf dem Weideland sah man allerdings nur Schafe und kein Rindvieh, und es wurde meist von Kindern, aber nicht wie sonst von ausgewachsenen Hirten gehütet. Gegen die Regierungstatistik, die da behauptete, daß 95 Prozent des nutzbaren Landes unter den Pflug gekommen sei, war ich mißtrauisch, und dies Mißtrauen wurde noch verstärkt, als ich auf der langen, langsamen Fahrt von Belgrad bis Sofia, die ungefähr vierundzwanzig Stunden dauerte, zwar alle hundert Meter einem Soldaten dritten Aufgebots, der mit aufgepflanztem Bajonett vor seiner Hütte aus Maisstroh oder getrocknetem Mist stand, in das bärtige Antlitz blicken konnte, aber sonst meist unbearbeitete Maisstoppelfelder und teilweise sehr versumpftes Weideland zu sehen bekam. Meine eigenen Augen belehrten mich dann aber in den nächsten Wochen sowohl im Umkreis von Sofia, Samokow und Rudomir wie im Landkreis Philippopel und in der Gegend von Rustschuk und Schumla, daß, mögen 95 Prozent auch zu hoch gegriffen sein, doch sicherlich 80 Prozent der nutzbaren Fläche auch in diesem Jahr bestellt worden sind. Die Gesamtfläche benutzbaren Landes wird in Bulgarien auf 7½ Millionen Hektar angegeben. Davon ist über die Hälfte Privatgrundbesitz, von dem Rest wiederum die Hälfte Gemeindegrundbesitz. Was dann noch bleibt, gehört zumeist dem Staat (Forsten und Weiden), und nur ein ganz minimaler Teil ist Kirchen-,

Schulen- oder Moscheengut. In die fast vier Millionen Hektar Privatgrundbesitz teilen sich gegen 800,000 Einzelwirtschaften. Davon sind gegen 70 Prozent Mittelbauernbetrieb, gegen 30 Prozent Parzellenbetrieb, und der Großgrundbesitz macht noch nicht ein halbes Prozent aus, spielt also überhaupt keine Rolle. Das Wohl und Wehe des Landes hängt am Mittelbauernbetrieb (5 bis 20 Hektar). Im großen und ganzen hat er auch in diesem Jahr, trotzdem die Männer fehlten, dank der Tüchtigkeit der Frauen seine Schuldigkeit getan. Diese breite, gesunde und feste Grundlage des ganzen ökonomischen Gebäudes ist also nicht über Gebühr erschüttert worden. Sie hat ausgehalten und die Last, die auf ihr ruhte, wenn auch nicht ohne Seufzen, zu tragen vermocht. Hinzukommt, daß der Staat dem Kleinbauern und Parzellenbesitzer helfend unter die Arme griff, wenn er wirtschaftlich zu versinken drohte. Er tat dies in Gestalt von dreimal abgestuften, überaus billigen Darlehen an hilfsbedürftige Kleinbauern durch seine Agrikulturbank, ein mustergültiges Staatsinstitut für den ländlichen Personal- und Realkredit, dessen Ursprung übrigens auf die bäuerlichen Spar- und Darlehnskassen zurückgeht, wie sie der große türkische Reformator Michtad-Pascha, der einst Wali von Nordbulgarien gewesen, in der ganzen Türkei einzurichten versuchte. Ferner muß man die große Genügsamkeit des bulgarischen Bauern mit in Rechnung setzen. Wenn er einige Zwiebeln, etwas Schafkäse und Brot hat, begehrt er nichts mehr. So vermag sich trotz der schweren Zeiten die Masse der Bevölkerung, die ja Bauernbevölkerung ist, durchzufretten, und wenn wenigstens ein beträchtlicher Teil der Männerarme bis zur Ernte frei wird, wie man annehmen darf, wird der Bauernstand durch den Krieg und seine Folgen keinen allzu schweren Schaden erlitten haben. Aber selbst wenn die Männerarme für die Ernte noch nicht frei werden sollten, würde das noch lange kein so großes Unglück wie etwa in Deutschland bedeuten. Von Ende Mai an fällt nämlich in der Regel für Monate kein Regen mehr, so daß das Getreide, auch wenn es länger auf dem Feld liegen bleibt, nicht auswächst. Der bulgarische Bauer befindet sich in der angenehmen Lage, die Ernte nicht Hals über Kopf in Sicherheit bringen zu müssen. Er kann zuwarten und sich die Sache einteilen.

Als ich in Begleitung eines bulgarischen Einjährigen nach Bojana kam, lag das Dorf wie ausgestorben da. Auf den Feldern hatten wir nur wenige Frauen gesehen, wie sie den primitiven Pflug über die Maisstoppeln zogen. Wo waren sie alle, die Kinder, Frauen und Greise? Wir wanderten zwischen den Syenitmauern die verschlungenen Dorfpfade kreuz und quer, nur von wütendem Hundegebell begleitet. Endlich leuchtete es bunt zwischen den Zweigen. Auf den Stufen zu der kleinen, alten Kirche saßen sie, Weiber, Greise und Kinder, dicht zusammengedrängt wie Hühner auf der Stange, und lauschten einer jungen Frau, die einen Brief vorlas, den sie von ihrem Mann, der bei Tschataldscha lag, erhalten hatte. Sie ließen sich durch uns nicht stören, und wir hörten zu, bis die Frau zu Ende war. Dann kam an meinen Begleiter in Uniform die Frage, die in allen Dörfern, so viele ich auch besuchte, immer die erste war: „Wann kommen die Männer wieder?“ Mein Begleiter tröstete, so gut es ging. Die zweite Frage lautete, ob es denn wirklich mit dem Ungeziefer so schrecklich sei dort unten, wie die Männer schrieben? Und die dritte Frage hieß: ob die Türken denn wirklich, den Säbel zwischen den Zähnen, in jeder Hand eine Pistole, wie die Wilden auf ihre Männer lossprängen? Überall auf dem Land wiederholten sich diese drei Fragen. Sie lagen den Zurückgebliebenen also am meisten auf dem Herzen. Und waren die Fragen beantwortet, so gut es gehen wollte, dann gingen die Frauen und Greise wieder ihrer Beschäftigung nach. Weiter reichte ihr Interesse an uns im allgemeinen nicht. Nur selten gelang es, einmal einen älteren Mann durch eine Tasse Tee, noch seltener mit Hilfe eines Schnapses zum Reden zu bringen. Der Westbulgare ist mißtrauisch, schweigsam, nüchtern und allem Fremden abhold.

Auch im Norden und Süden Bulgariens hat die westbulgarische Art Einfluß gewonnen. Nicht nur auf dem Land, sondern auch in den Städten. In Sofia ist sie, schon aus geographischen Gründen, maßgebend, und schon deshalb verdient sie noch einige Worte, denn der Westbulgare liefert nach meinen Beobachtungen den Schlüssel zum Charakter des ganzen Volkes und vor allem auch für seine Leitung, sieht man vom Zaren selbst ab. Der Westbulgare ist im allgemeinen ein untersetzter, dunkelhäutiger, zäher, aber keineswegs hübscher Mensch. Bei der Jugend fällt der Mangel an Beweglichkeit und Frische auf, was doch sonst erfreuliche Güter fast jeder Jugend sind. Der Erwachsene schreitet sehr verschlossen und mißtrauisch durchs Leben und schützt außerdem noch Rücken und Schulter im Winter durch zwei, im Sommer durch ein umfangreiches Lammfell — die Haare nach innen gekehrt — vor allen Einflüssen, die ihm von außen her an die Haut kommen könnten. Erst das Alter bringt diesem Bulgaren mit weißen Haaren, scharfen Zügen und hageren Gliedmaßen ein gewisses ehrwürdiges Aussehen. Erst dann wird er ein Mensch, der sich sehen lassen kann wie die meisten alten Bauern auch sonst auf der Welt.

An der Wiege der weiblichen Jugend haben die Grazien nicht gestanden. Nur selten sieht man ein hübsches Bauernmädchen. Aber auch ein solches wird fast von jedem Zigeunermädel ausgestochen, deren man nicht wenige findet. Diese untersetzten bulgarischen Mädchen haben fast männliche Züge und einen schweren Gang in ihren dicken, bunten Strümpfen. Der Wunsch nach einem gefälligen Äußern macht sich nur geltend in bunten Stickereien an den Röcken, klingenden Münzen an Hals und Mieder und in äußerst komplizierten Haartrachten. Z. B. wird das eigene Haar, nach Kräften durch Roßhaar vermehrt, zu einem Dutzend möglichst langer, rattenschwanzdünner Zöpfe zusammengedreht, die sich auf dem Rücken bis zu den Hüften herab in Form einer gewaltigen Lyra verschlingen. Das einzige, was bei diesen Mädchen an Musik erinnert.

Heiratet das Mädchen, so wird die Haarlyra durch das Lammfell ersetzt, von dem sich ein westbulgarischer Bauer und eine westbulgarische Bäuerin, wie es scheint, erst beim Tode trennen. Kurz, der ganze Menschenschlag hat durchaus nichts Bestechendes, was wir gerade bei Slawen doch häufig finden. Dieser Westbulgare wirkt gar nicht wie ein Slawe, sondern eher schon wie ein Hunne, trotzdem das Hunnenblut längst im Slawenblut untergegangen sein soll. Und doch verdankt meines Erachtens das Königreich gerade diesem wenig hübschen und verschlossenen Westbulgaren und seinem Einfluß auf das öffentliche und private Leben nicht zum wenigsten den Aufschwung des letzten Jahrzehnts und die Erfolge des letzten Krieges.

Dieser Westbulgare besitzt eine tiefe Abneigung gegen



jede Neuerung und gegen alles Fremde, wenn er sie auch nur selten laut werden läßt. So haßt er z. B. heute noch — wie der Türke — den Wald. Der Türke duldet keinen Wald in seiner Nähe, schon weil er jedem Rebellen sicheren Unterschlupf bietet. Ebenso denkt der Bulgare. Als der jetzige Zar seinerzeit viele Tausende Tannensetzlinge kommen und von den Forstbeamten einpflanzen ließ, riß der Bauer die Setzlinge nicht nur wieder aus, sondern nahm sich sogar die Mühe, sie mit der Krone wieder in die Erde zu stecken. Der Haß gegen alles Fremde und Neue könnte verhängnisvoll werden, fände er nicht in dem praktischen Blick des Bulgaren für das, was ihm Nutzen bringt, sein heilsames Gegengewicht. Beim Wald dauert es lange, bis man seinen Nutzen erkennt. Für andere fremde Dinge und Neuerungen, deren Vorteil auf der Hand liegt, ist der Bulgare schnell zu haben. Er ist ein sehr praktischer und nüchterner Rechner. Er bewertet alles rein nach dem praktischen Nutzen und wird in solcher Bewertung niemals durch Imponderabilien gehemmt. Wenn man ihn nach dem Zaren fragt, lautet die trockene Antwort: „Er ist der rechte Mann für uns, denn er nützt uns.“ Der Bulgare ist heute zu einem Bündnis mit Österreich bereit, wenn es ihm nützlicher erscheint als ein Bund mit Rußland. Er wird aber, ohne einen Augenblick zu zögern, ein solches Bündnis fallen lassen, wenn er sich morgen von Rußland einen größeren Vorteil verspricht. Und er wird sich übermorgen trotz des „Kreuzzuges“ mit dem Türken verbünden, wenn ihm das vorteilhaft vorkommt. Mit Gefühlen oder Überredungskünsten ist bei ihm nichts zu machen. Weder politisch noch auch wirtschaftlich. Er bevorzugte lange Zeit englische landwirtschaftliche Maschinen, weil sie für ihn praktischer waren. Er bezieht jetzt solche Maschinen gern von Deutschland, weil die Deutschen sich nach seinen Bedürfnissen richten lernten, ebenso gut und billiger liefern. Er kauft jetzt fast nur deutsche Pflüge, weil er sie am besten und billigsten findet. Er gönnt zwar auch dem Franzosen nicht, daß er vor allen Ausländern die besten Geschäfte macht, aber er läßt ihn noch am ehesten gewähren, weil er weiß, daß die bulgarischen Anleihen zumeist in Frankreich untergebracht sind; und Frankreich versteht es meisterhaft, wenn es den Dreibund in Europa auch nicht umbringen kann, ihn auf dem Balkan wirtschaftlich zu schädigen, wo es nur geht. Was Deutschlands Handel und Industrie auf bulgarischem Boden gewonnen hat, verdankt es rein seiner Tüchtigkeit, und solange es gut und preiswert liefert, wird es an Boden immer mehr gewinnen können, denn seinen Vorteil erkennt der Bulgare sehr bald. Wo er ihn findet, dahin wendet er sich.

Wenn man einem bulgarischen Bauern, der mit seiner Ware zum Markt in die Stadt kommt — einen Zwischenhändler kennt und duldet der bulgarische Bauer nicht, er macht alles selbst — hundert Eier abkauft, und er hat hundertundein Ei im Korb, so wird er nie und nimmer dies eine Ei „zugeben“, wie es wohl fast jeder europäische Bauer täte, sondern der Käufer wird auch dieses Ei zum marktgängigen Preis bezahlen müssen, oder der Bauer nimmt es wieder mit nach Hause, um es bei nächster Gelegenheit zu verkaufen. Selbst wird er es natürlich unter keinen Umständen essen. Mir erscheint dies als ein besonders typisches Beispiel zur Kennzeichnung des bulgarischen Bauern. Und wie er ist, ist im Grunde auch, wie ich im nächsten Artikel zeigen möchte, der Städter, dessen Großvater jedenfalls sebst noch Bauer war. Sehr oft noch der Vater.

Ein Gartenfest der Berliner Gesellschaft.

Hierzu 3 Spezialaufnahmen für die „Woche“.



Von links nach rechts: Gräfin von der Groeben (×), die Kronprinzessin, die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

Das Gartenfest vom Roten Kreuz im Reichsamt des Innern in Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

Die Gärten des Reichsamts des Innern und des Auswärtigen Amts. Weite grüne Rasenflächen. Gelbbraune kiesbestreute Wege. Uralte breitästige Baumriesen. Nicht als ob man mitten im lauten, lärmenden Berlin wäre, sondern in dem gepflegten Park eines mächtigen Herrensitzes, der irgendwo draußen im Grünen träumt. Nur wie von fern dringt das Branden und Brausen der Großstadt herüber . . . .

Hier hatte der Deutsche Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien, Verband Großberlin, unter Leitung der Gräfin Günther von der Groeben zu einem Gartenfest geladen. Und es war ein Gartenfest in großem Stil, das auch einige kurze, schnell vorübergehende Regenschauer nicht trüben konnten. Ein buntes bewegtes Gesellschaftsbild. Zwischen den dunklen Anzügen der Herren und den glitzernden Uniformen der Offiziere die hellen duftigen Sommerkleider der Damen. Alles, was zu Berlin gehört, war erschienen. Rund dreitausend Menschen füllten die weiten Gärten.

Auch für künstlerische Genüsse, für Abwechslung und Zerstreuung, für Labung und

Von links nach rechts: Baronin von Varnbühler, Frau Dr. Goldmann, Frau von Delbrück, Frau von Siemens, Freifrau von Spitzemberg, Frau von Pfuel, Frl. Beseler.

Damen der Gesellschaft als Gäste beim Gartenfest im Reichsamt des Innern.

Erfrischung war nach jeder Richtung hin gesorgt worden. Hier wurde Kaffee, Tee, Bowle, Limonade gereicht, dort boten Damen der Gesellschaft Blumen und Lose feil; hier wurde eine lustige amerikanische Auktion veranstaltet, und zwei Militärkapellen sorgten für die musikalische Unterhaltung. Nicht zu vergessen die Vorführungen der Jugendwehr, die Gesangsvorträge des Berliner Lehrergesangvereins und die Darstellung aus dem „Sommernachtstraum“ unter der Leitung von Max Reinhardt.

Unter den zahreichen Gästen befanden sich auch Mitglieder unseres Kaiserhauses und andere Fürstlichkeiten: die Kronprinzessin, das Prinzenpaar August Wilhelm, die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, der Herzogregent Johann Albrecht von Braunschweig mit seiner Gemahlin, die Prinzessinnen von Holstein-Glücksburg und die Fürstin Pleß. D. K.

Das Anstecksträußchen.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Wenn zu Großmamas Zeiten ein Herr seiner Dame eine Blume brachte, dann pflegte er wohl galant zu sagen: „Die Blume der Blume!“ Was irgendwann einmal ein sprachunkundiger Ausländer, der eine Schachtel Pralines überreichte, etwas unglücklich so kopierte: „Die Schachtel der Schachtel!“ Jenes Blumenkompliment, über dessen sanfte und altmodisch gezierte Galanterie viele unserer jungen Damen heute freilich etwas mitleidig lächeln würden, spricht jedoch sehr zart einen unverlierbaren Grundsatz der Damenmode aus: daß nämlich zum Ensemble der eleganten weiblichen Toilette eigentlich unbedingt Blumen gehören als eine Gattung von lieblichen Naturgebilden, mit denen die Frauen sehr viel reizende Ähnlichkeit besitzen, wie die Dichter schon seit mindestens dreitausend Jahren versichern.

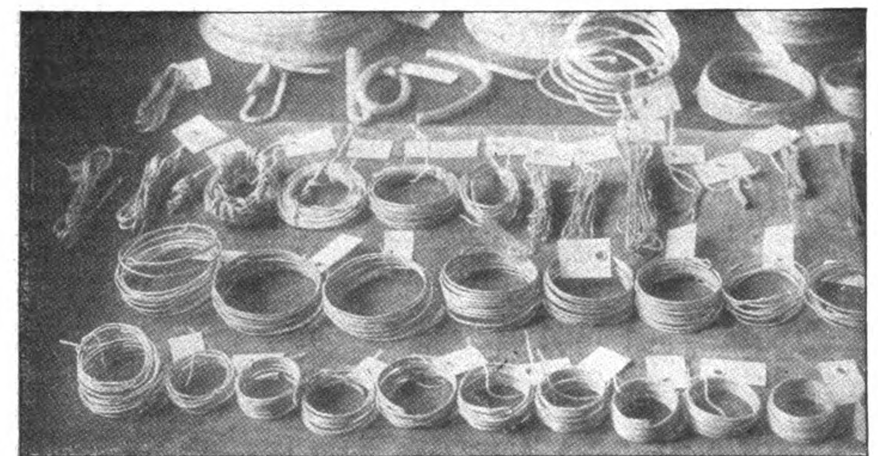
Die Mode trägt diesem poetischen Gedanken denn auch dauernd und eifrig Rechnung. Sie garniert den Hut, zumal den Sommerhut, mit einer Fülle schönster Blumen. Sie durchwebt oder bestickt oder bedruckt die Stoffe mit oft entzückenden Blumenmustern. Sie webt sogar in die Schleier zarte Blumendessins hinein und bestickt den schleierdünnen Seidenstrumpf mit zierlichsten

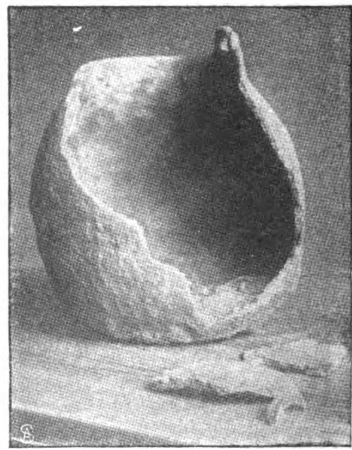


Die Kronprinzessin u. die Großherz. von Mecklenburg-Schwerin.

Blütengirlanden. Sie tut noch ein übriges, indem sie der eleganten Frau das Anstecksträußchen darbietet.

Das kleine Blumensträußchen, das gegenwärtig als Anstecksträußchen oder Vorstecksträußchen so sehr modern ist, hat, obwohl es schließlich doch immer irgendwo sitzen muß, keinen seßhaften Charakter. Es wandert. Es steckte früher einmal am Busen — als Busensträußchen. Es schmückte auch schon das Haar. Kleine Mädchen stecken es hinters Ohr, wie sie sich zur Kirschenzeit ein Büschel reifer Kirschen übers Ohr hängen. Es zierte als Veilchensträußchen den Avers des schweren, kostbaren Pelzmuffs. In der Hand, neben dem Spitzentaschentuch und den schwedischen Handschuhen, machte es sich immer gut. Bald saß es am Gürtel. Ballköniginnen trugen es auf der Achsel. Zuweilen schmückte es den Schirmgriff, und sehr moderne junge Damen knüpften es an den schlanken Spazierstock. Heute wird das Sträußchen nicht nur vielfach in Miniaturform auf den Hut garniert — drei Sträußchen geben eine völlige Garnitur — sondern





Vom Goldfund auf dem Gutsbezirk „Messingwerk“ bei Eberswalde: Teile des Fundes und das Tongefäß.

kokett und mit besonderer Vorliebe als Ansteckfträußchen getragen.

Freilich: unser natürliches Empfinden möchte wünschen, daß das Sträußchen immer echt sei, immer aus lebenden Blumen gebunden wäre. Und für einen flüchtigen Abend, für einen kurzen Sommertag wird dieser Wunsch ja auch oft erfüllt. Aber nur allzu rasch wird das angesteckte frische Sträußchen durch die Lufttemperatur und die Wärme des Körpers welk und grau und unansehnlich. — „Wie warm muß Ihr Herz sein, daß die Blumen daran so rasch welken!“ scherzte der galante Mann zu Großmamas Zeiten. So bleibt nur das künstliche Sträußchen für dauernde Wirkung zur Verfügung, und die Blumenindustrie stellt heute alle Blumen in so täuschender Naturähnlichkeit, in so bezaubernder Schönheit her, daß sie oft ohne genaueste Prüfung von den echten nicht zu unterscheiden sind. Und wenn der Parfümfabrikant auch den zarten, reinen Duft, der einer frischen Blume entströmt, nicht völlig, nicht ebenso keusch und schwebend nachzubilden vermag, so erfüllt er den Kelch der künstlichen Blume doch mit zarten oder schweren Gerüchen süßester Art.

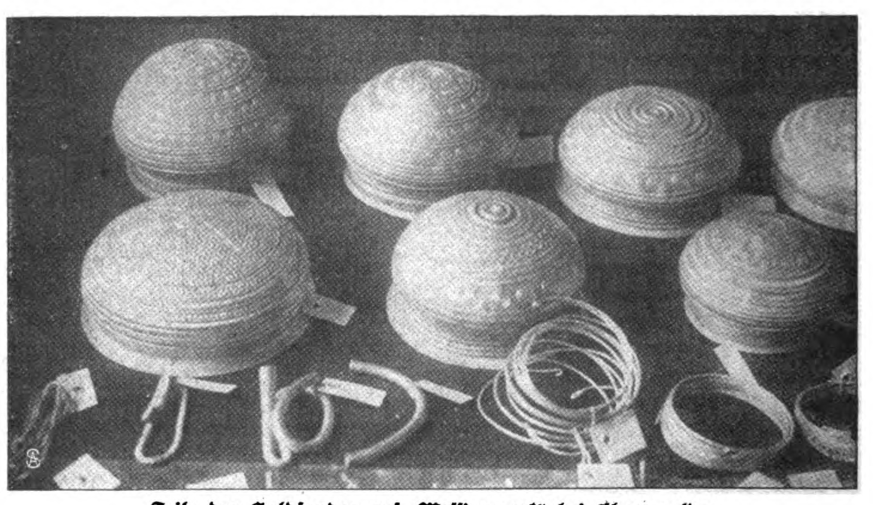
Veilchen sind als Ansteckfträußchen immer noch sehr beliebt. Aber allerliebst und von aparterer Wirkung sind auch die Sträußchen, die aus ganz kleinen Blüten, weißen, roten, blauen Feldblumen zusammengestellt sind und in ihrer Buntheit besonders hübsch mit der farbigen Mode dieses Sommers, mit den Bulgareneinsätzen, den prachtvoll leuchtenden Chinébändern und den lebhaften Tönen harmonieren, in denen der kleine Hut und seine Garnitur vielfach getragen wird. Rosen und Rosenknospen, feine Gräser, Stiefmütterchen, ein paar Veilchen und Margueriten — alles, was von natürlichen Blumen zueinander paßt und stimmt, wird auch von künstlichen für das Ansteckfträußchen mit wählerischem Geschmack zusammengebunden.

Man erinnert sich, daß auch zum Ensemble des Herrenanzugs zuweilen das Ansteckfträußchen gehört, aber allerdings nur das natürliche und nur ein geschmackvoll gebundenes, in dem sich, nach dem Wort eines Poeten, der zugleich ein Dandy war, Natur und Kunst in vollkommener Weise vermählen. In der Regel aber steckt im Knopfloch nur die einzelne Blume, die Gardenie oder Kamelie, die Nelke oder die Tuberose oder gar die Orchidee. Das Ansteckfträußchen des Herrn bleibt, wenn es nicht frisch vom Weg weggepflückt, blühend den Hut des Wanderers ziert, einzig dem Silberbräutigam vorbehalten, der sich am Tag der fünfundzwanzigjährigen Ehe, wie die Silberbraut mit dem silbernen Myrtenkranz, graziös mit dem silbernen Ansteckfträußchen ziert.

Der Goldfund von Eberswalde.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Der vielbespöttelte Sandboden der Mark gab schon manch Kleinod aus Urväterzeiten den Nachfahren zurück. Nie aber sind wohl zwei Welten, Vorzeit und Gegenwart, unvermittelter aufeinandergestoßen als eben jetzt. Auf dem Gutsbezirk „Messingwerk“ bei Eberswalde, welches Werk und Gut der Firma Hirsch, Kupfer- und Messingwerke Akt.-Ges., gehört, wurde beim Ausschachten des Bodens für ein kleinbürgerliches Wohnhaus eine ganz primitiv gefurchte, bauchige Tonurne von 22 Zentimeter Höhe und 23 Zentimeter Durchmesser gefunden, die Kleinkunstwerke aus lauterem, getrie-



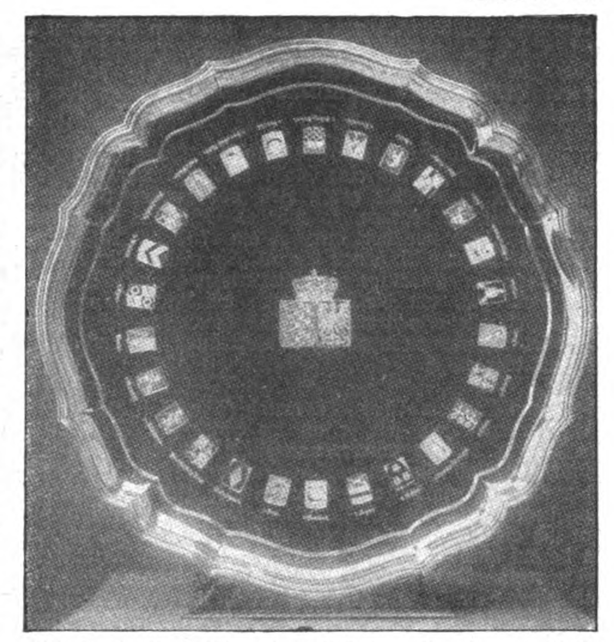
Teile des Goldfundes auf „Messingwerk“ bei Eberswalde.

benem und handgehämmertem Gold barg — zierliche Sächelchen, wie Frauen sie zum Schmuck trugen an Hals und Armen, an Haupt und Gürtel. Alles wohl erhalten, hie und da noch glänzend und doch aus vorchristlichen Jahrhunderten stammend.

Die sorgfältig ineinander gepackten Gegenstände gehörten nach Meinung der Sachverständigen wohl einem phönizischen Goldschmied, der vor mehr als zweitausend Jahren — die Form der Goldgefäße gibt dafür einen ziemlich genauen Anhalt — nach nordischen Ländern zog, wahrscheinlich um dort seine Arbeiten gegen andere Waren und Produkte einzutauschen.

Nur Vermutungen lassen sich darüber aufstellen, wofür die goldenen Gefäße bestimmt waren. Ob die eingefügten Oesen sie z. B. als Gehänge kennzeichnen, in denen wohlriechende Narden — nach der Sitte des Morgenlandes — aufbewahrt wurden? Das größte der etwas gewölbten Behälter mit abgesetzter Halseinziehung und nach außen gebogenem Rand hat 75, das kleinste 55 Millimeter Höhe, bei einem Höchstdurchmesser von 118 und einem Mindestdurchmesser von 75 Millimeter. Wer könnte sagen, weshalb den sauber mit Streifen-, Stern-, Wellen- und Linienornamenten dekorierten Gefäßen die vollendete Glättung fehlt, denn an jedem Stück ist deutlich zu erkennen, daß die letzte Hand noch erst angelegt werden sollte, möglicherweise den Wünschen des Käufers entsprechend. Im ganzen umfaßt die Urne, deren kleinöhrige Henkel ihre fremde Herkunft zweifellos erweisen, 78 einzelne Stücke aus massivem Gold, teils in fast fertigen Formen, teils in aufgerollten Golddrähten, ferner noch einige Schmelzgoldklümpchen und das abgemeißelte Stück eines Schmelzkönigs im Gesamtwert von 9000 Mark und einem Gewicht von 2,543 Kilogramm — alles stumme Zeugen einer prähistorischen Epoche, von der nur noch selten etwas in unser modernes Leben hinübergreift.

T. D.



Silberbrett als Geschenk des Husarenregiments von Zieten
Brandenburgisches Nr. 3.
(In der Mitte das Wappen der Prinzessin und des Prinzen.)

Unsere Bilder

Die Hochzeit im Kaiserhaus (Abb. S. 905—911). Eine eigenartige Stimmung herrschte in diesen Tagen in Berlin. Die ganze Bevölkerung widmete der Vermählung der Prinzessin Viktoria Luise, der einzigen Tochter des Kaiserpaares, mit dem Prinzen Ernst August Herzog zu Braunschweig und Lüneburg innigen Anteil. Die Straßen, namentlich im Innern der Stadt, waren reich mit Fahnen geschmückt; die Einholung der Gäste aus Fürstenhäusern, des englischen Königspaares, des Zaren von Rußland, des Herzogspaares von Cumberland, der Großherzoginwitwe Luise von Baden sowie verschiedene Fahrten, die der Kaiser mit einzelnen von ihnen unternahm, die Ausfahrten zu den Festlichkeiten im Königlichen Schloß und zu der Galavorstellung im Opernhaus brachten Hunderttausende auf die Beine — und doch ging es, unbeschadet der brausenden Hochrufe, die dem Kaiser und seinen Gästen, wo immer sie sich zeigten, entgegentönten, verhältnismäßig still zu. Nicht im Zeichen demonstrativen Jubels, sondern im Zeichen warmer Herzlichkeit standen die Hochzeitsfestlichkeiten. Man gönnt der jungen Prinzessin ihr Glück, und man erblickt in ihrer Verbindung mit dem Sprossen des Welfenhauses eine Gewähr für den inneren Frieden. Daß es mit Recht geschieht, hat der Kaiser selbst andeutend bestätigt. Nachdem der Minister des Königlichen Hauses Graf zu Eulenburg die standesamtliche Eheschließung und der Oberhof- und Domprediger Dr. Dryander die kirchliche Trauung in der Schloßkapelle vollzogen hatten, fand im Rittersaal des Schlosses eine Zeremonientafel statt, bei der der Kaiser einen in seiner Schlichtheit ganz ungewöhnliche Gefühlswärme ausstrahlenden Trinkspruch auf das junge Paar ausbrachte. Darin sagte er, zur Braut und zum Bräutigam gewendet, daß es ihnen trotz ihrer Jugend wohl bald beschieden sein werde, anderen zu dienen und für andere zu sorgen. Das bedeutet natürlich, daß Prinz Ernst August über kurz oder lang den Thron seiner Väter besteigen und damit das seit fast dreißig Jahren währende Interregnum in Braunschweig sein Ende finden wird. Oft haben in der Geschichte Söhne und Töchter von Herrschern im Interesse der Politik Ehen schließen müssen, die ihnen nicht willkommen waren. Davon ist in diesem Fall keine Rede. Denn nach den Worten des Kaisers ist es der Prinzessin Viktoria wie wenigen beschieden gewesen, der Neigung



Zwei silberne Leuchter als Geschenk der Ritterschaft des Herzogtums Braunschweig.
Hochzeitsgeschenke für die Prinzessin Viktoria Luise von Preußen.

ihres Herzens frei folgen zu können und den Mann zu erhalten, den sie erwählt hatte. Und fürwahr, wer sie in diesen Tagen bei irgendeiner Gelegenheit sehen durfte, der las in ihrem Antlitz reines ungetrübtes Glück. Möge es ihr für immer beschieden sein.

Die Jahrhundertausstellung in Breslau (Abbildung S. 912a). Wenn eine Stadt berechtigt war, die Feier zum Andenken an die große Zeit vor hundert Jahren in großem Stil zu begehen, so war es Schlesiens Hauptstadt: Breslau. Denn von dort aus hat am 17. März 1813 König Friedrich Wilhelm III. seinen Aufruf „An mein Volk" erlassen, durch den die gewaltige Freiheitsbewegung entfacht wurde. Die Stadt hat, um die Erinnerung würdig zu feiern, eine große Festhalle erbaut und eine Jahrhundertausstellung veranstaltet, die vom Kronprinzen in Begleitung seiner Gemahlin eröffnet worden ist.

Oberbürgermeister Wermuth (Abb. S. 912d) hat sich in der kurzen Zeit, seit er an die Spitze des Berliner Gemeinwesens berufen wurde, vortrefflich bewährt. Gute Verbindungen sind für einen Menschen in jeder Stellung wertvoll, und daß ein früherer Staatssekretär gute Verbindungen hat, liegt auf der Hand. Aber, was mehr ist, Herr Wermuth hat sich als ein Mann von großer Energie erwiesen, der, wo es darauf ankommt, ohne grob zu werden, recht deutlich zu reden weiß. Unsere Aufnahme zeigt den Oberbürgermeister mit seiner Familie auf dem Gut Buch, der von der Stadt ihrem Oberhaupt zur Verfügung gestellten Sommerwohnung.

Ueber Skutari (Abb. S. 912b) wehen die Flaggen der europäischen Großmächte. Die Montenegriner, die die Stadt nach monatelanger Belagerung unter vielen Mühen und Opfern endlich eingenommen haben, mußten sie im Interesse des internationalen Friedens wieder räumen. Sie soll an den noch zu bildenden albanischen Staat kommen, einstweilen aber ist ihr Herr der englische Admiral Burney als Oberstkommandierender der internationalen Blockadeflotte.

Von Berliner Rennbahnen (Abb. S. 912). Die Grunewaldrennbahn sah in der vergangenen Festwoche an einem Tage hohen Besuch. Der König von England war mit seiner Gemahlin erschienen und verfolgte mit dem gleichfalls anwesenden Kronprinzenpaar sehr interessiert einige Rennen. Auch waren eine Anzahl anderer vornehmer Hochzeitsgäste anwesend, von denen unsere Bilder das Prinzenpaar Salm, den Herzog von Ratibor und den Fürsten Lichnowsky, diesen im Gespräch mit Herrn von Oertzen, zeigen. — Einige Tage später wurde in Hoppegarten der Jubiläumspreis ausgetragen, den der im Besitz des Fürsten Hohenlohe-Oehringen befindliche Laudanum unter dem Jockei W. Shaw überlegen gegen Turmfalke gewann.

Toiletten auf Pariser Rennplätzen (Abb. S. 912c). Für die Pariser Rennplätze haben die Damen diesmal die weiße Farbe als höchste Eleganz erklärt. Spitzen, Seide, Batist mit und ohne Garnituren ließen die faltig zusammengerafften Röcke, die doch eigentlich nur eine Form aufwiesen, recht mannigfaltig erscheinen. Schwarze Jacken oder solche in tiefen, satten Farben gaben den Toiletten etwas Frisches und verhinderten die Eintönigkeit des ganzen Modebildes.

Der Bürgermeister in der Fremdenlegion (Abb. S. 912d). Im Februar 1911 verschwand plötzlich der Bürgermeister Trömel von Usedom. Als er nach mehreren Wochen in Paris entdeckt wurde, vermochte er nicht über die Gründe seiner Flucht irgendwelche Auskunft zu geben. Er kehrte dann nach Deutschland zurück und trat, nachdem er einige Zeit in einem Sanatorium verweilt hatte, in einem Disziplinarverfahren freigesprochen, sein Amt wieder an. Fast ein Jahr hat er es ordnungsgemäß und pflichteifrig wie früher verwaltet, bis er im März wieder spurlos verschwand. Diesmal aber ist seine Situation bedenklicher; er hat sich nämlich für die französische Fremdenlegion anwerben lassen und befindet sich als Soldat in Algier.

Karl Schurz (Abb. S. 912d), dem bedeutendsten Deutsch-Amerikaner, ist in Neuyork ein Denkmal gesetzt worden. Schurz, der wegen Beteiligung an dem badischen Aufstand in Rastatt 1849 gefangengenommen, dann aber entflohen war und Gottfried Kinkel aus der Haft in Spandau befreit hatte, ging 1852 nach Amerika, wo er es bald zu Ansehen und Ehren brachte. Er nahm an dem Sezessionskriege teil und wurde Generalmajor, 1869 wählte ihn Missouri zum Bundessenator, und 1877—1881 war er Minister des Innern. Später wandte er der herrschenden republikanischen Partei wegen der in ihren Reihen zunehmenden Korruption den Rücken und trat mit Erfolg für die Wahl des Demokraten Cleveland zum Präsidenten ein. Ohne Amt widmete er sich dann ganz schriftstellerischer Tätigkeit, bis 1906 der Tod seinem Wirken ein Ziel setzte. Sein Denkmal ist ein Werk des deutsch-amerikanischen Bildhauers Karl Bitter.

Der Marinemaler Christopher Rave (Porträt S. 912d) gehört zu den Teilnehmern an der verunglückten, von Leutnant Schröder-Schranz geleiteten Spitzbergenexpedition, die mit dem Leben davongekommen sind. Sein Name wurde vor einigen Jahren viel genannt, als er in Berlin einige hundert Gemälde ausstellte, die einen Ueberblick über die gesamte Entwicklung des Schiffbaus von seinen ersten Anfängen bis in die Gegenwart gewährten.

Personalien (Abb. S. 912). Die französischen Militärrevolten, die in mehreren Garnisonen Frankreichs ausgebrochen sind, werfen ein eigentümliches Licht auf die innere Organisation unserer westlichen Nachbararmee. Wenn sich auch die Bewegung nicht gegen dienstliche Einrichtungen im allgemeinen, sondern gegen die dreijährige Dienstzeit richtet, so muß man sie doch einer ernsten Beachtung würdigen. Das hat auch die französische Regierung eingesehen und die strenge Bestrafung der Schuldigen verfügt; zur Untersuchung der Revolten hat sie den General Pau delegiert. — Der Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, Prof. Dr. Ludwig Heck, kann auf eine 25jährige Tätigkeit an der Spitze dieses großangelegten Instituts zurückblicken. Prof. Heck, der im Alter von 53 Jahren steht, hat auf die Entwicklung des Zoologischen Gartens entscheidenden Einfluß ausgeübt und es in unermüdlicher Arbeit verstanden, den Tierbestand des Instituts immer mehr zu heben und zu vermehren.

Die Toten der Woche

Hauptritterschaftsdirektor Graf von Arnim-Züsedom, Landtagsabgeordneter, † in Prenzlau am 22. Mai im Alter von 66 Jahren.

Kommerzienrat Hermann Hauswaldt, Landtagsabgeordneter, † in Badenweiler am 21. Mai im 60. Lebensjahr.

Ingenieur Wilhelm Lefeldt, Erfinder der Milchzentrifuge, † in Meran am 23. Mai im Alter von 77 Jahren.

Rodo v. Niederhäusern, bekannter Schweizer Bildhauer, † in München am 22. Mai im Alter von 50 Jahren.

Prof. Dr. Emil Pott, Lehrer an der Landwirtschaftlichen Abteilung der Technischen Hochschule in München, † im Alter von 62 Jahren.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Der Fackeltanz: Das junge Paar.

Von den Vermählungsfeierlichkeiten am Kaiserhof.

Originalzeichnung von J. Matania.





Die Vermählung der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mit Prinz Ernst August Herzog zu Braunschweig und Lüneburg: Die Trauung in der Hofkapelle.

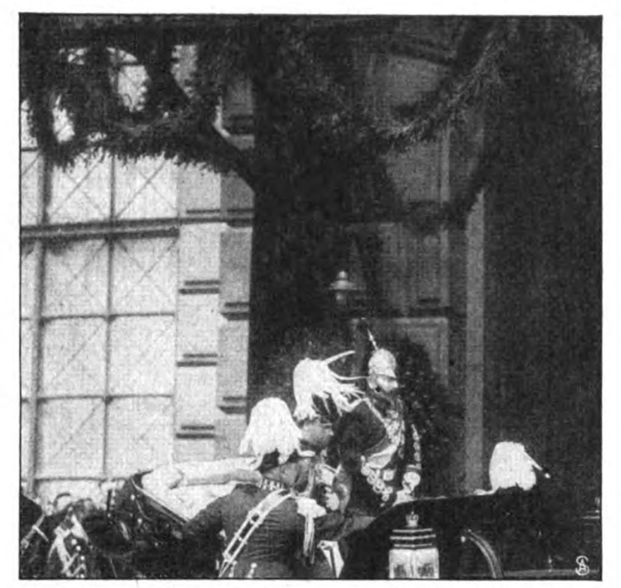
Originalzeichnung von J. Matania.

Die Großherzoginwitwe von Baden. Der Zar. Das Brautpaar. Die Kaiserin. Der König von England.
Der Kronprinz. Herzogin von Cumberland. Der Kaiser. Die Königin von England. Der Herzog von Cumberland. Die Kronprinzessin.

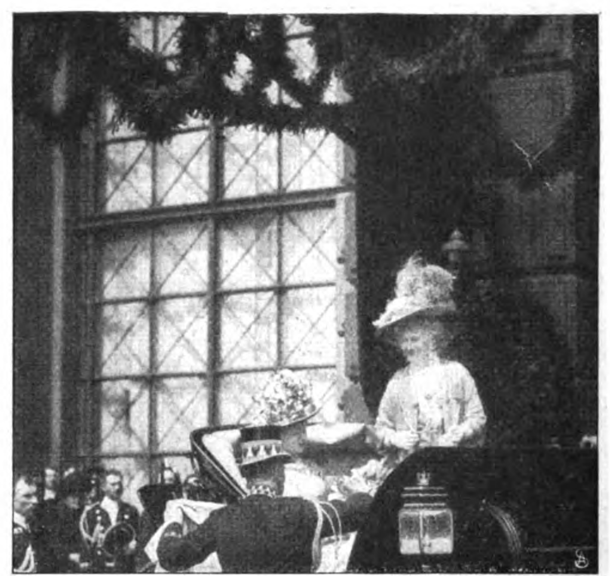
Die Galatafel.

Von den Vermählungsfeierlichkeiten am Kaiserhof.

Originalzeichnung von J Matania.



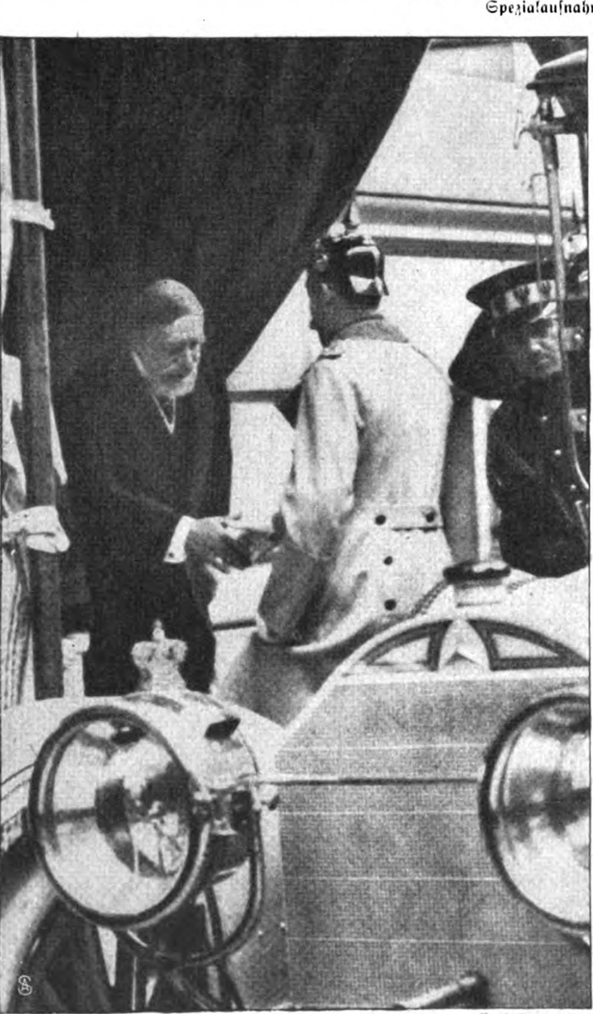
Der König u. der Kaiser besteigen am Lehrter Bahnhof den Wagen.



Die Königin u. die Kaiserin bei der Abfahrt vom Lehrter Bahnhof.

Ankunft des englischen Königspaares in Berlin.

Spezialaufnahmen der „Woche“.



Phot. Benninghoven.

Der König von England wird vor der englischen Botschaft vom Botschafter Sir Goschen begrüßt.



Der König von England und der Kaiser vor dem Kasino der Ersten Gardedragoner.

Augenblicksbilder von den Festtagen: Das englische Königspaar in Berlin.



Der Einzug des Zaren: Zar Nikolaus und der Kaiser auf der Fahrt zum Schloß.

Von den Vermählungsfeierlichkeiten am deutschen Kaiserhof.

Aufgenommen vor dem Zeughaus von Max Ziegra.



Vom Zarenbesuch in Berlin: Der Zar und der Kaiser im Kreise der Offiziere des Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1.

Phot. Fr. Kühn.





Herzogregent von Braunschweig u. Gemahlin begeben sich zu den Hochzeitsfeierlichkeiten.

Prinz Heinrich von Preussen und Gemahlin am Tag ihrer silbernen Hochzeit. Illustr.-Verlag

Die zur Feier zugelassenen Schülerinnen der Viktoria-Luise-Schule verlassen nach der Trauung das Schloss. Phot. Gebr. Haeckel.

Illustr.-Verlag.

Der Herzog von Cumberland und Exzellenz von Hammerstein verlassen die dänische Gesandtschaft.

Illustr.-Verlag.

Die Herzogin von Cumberland und ihre Tochter Prinzessin Olga verlassen die dänische Gesandtschaft.

Augenblicksbilder von den Festtagen.



Phot. Rol.

General Pau,
zur Untersuchung der französischen Militärrevolten delegiert.



Newspaper-Illustr.

Fürst Lichnowsky, deutscher Botschafter in London, im Gespräch mit Herrn von Oertzen.

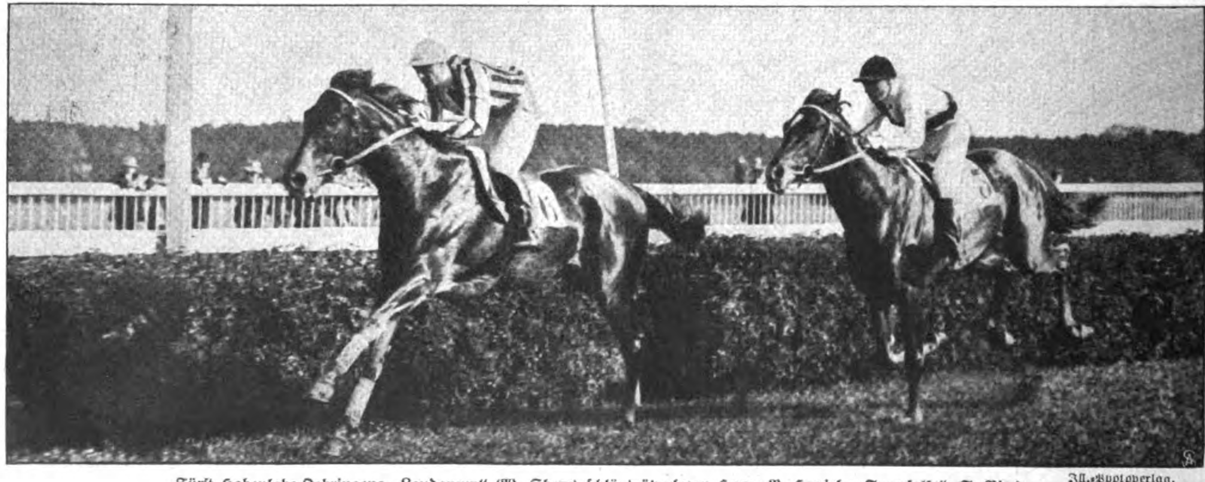


Prof. Dr. Ludwig Heck,
25 Jahre Direktor des Berliner Zoologischen Gartens



Newspaper-Illustr.

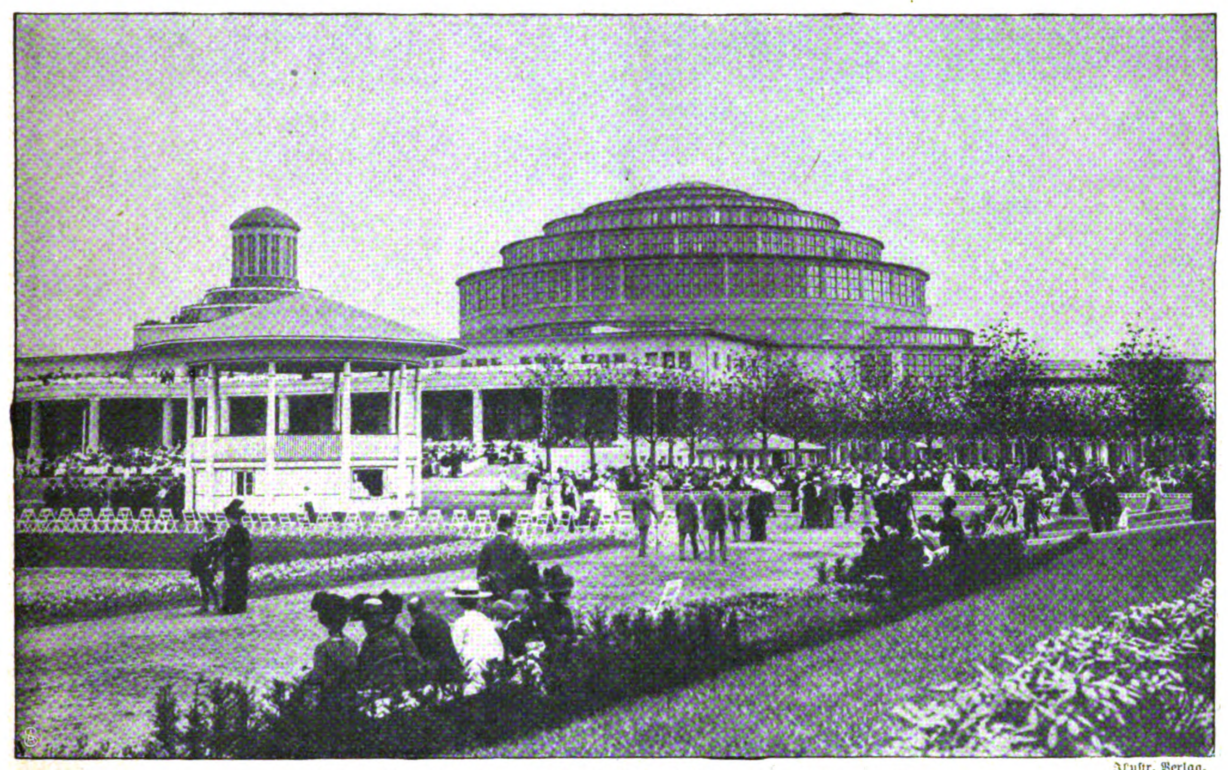
Herzog von Ratibor, Prinzessin Salm, Freifrau von Reischach, Prinz Salm.
Grunewaldrenntag während der Festwoche.



Fürst Hohenlohe-Oehringens „Laudanum" (W. Shaw) schlägt überlegen Herrn R. Haniels „Turmfalke" (T. Rice). Ill.-Photoverlag.

Das Finish im Jubiläumspreis zu Hoppegarten.







Illustr. Verlag.

Die ersten Besucher der Ausstellung bei der Jahrhunderthalle.



Illustr. Verlag.

Der Eröffnungsakt in der Haupthalle.

Die Eröffnung der Jahrhundertausstellung in Breslau.



Illustr. Bureau.

Admiral Burney (×), der Oberstkommandierende in Skutari. Oben: **Die Flaggen der Mächte über Skutari.**
Die Besitzergreifung Skutaris durch die Besatzung der internationalen Blockadeflotte.



Die neuesten Toiletten von Pariser Rennplätzen.

Phot. Geniaux.



Frl. Wermuth. Fr. Wermuth. Exz. Wermuth. Frl. Wermuth. Illustr.-Verlag.

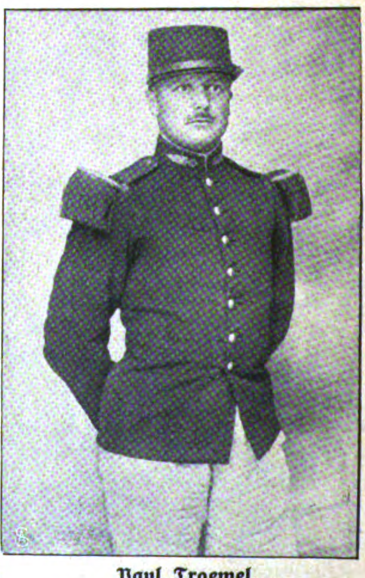
Der Oberbürgermeister von Berlin Exzellenz Wermuth mit Familie in dem städtischen Gut Buch.



Die Enthüllung des Karl Schurz-Denkmals an der Riverside Drive in Neuyork.



Maler Rave,
einer der Ueberlebenden der Schröder-Stranz-Expedition.



Paul Troemel,
früherer Bürgermeister von Usedom, als Fremdenlegionär.

Sonnenbrut.

Roman von
Olga Wohlbrück.

1. Fortsetzung.

Beinah feindselig blickte die alte Gräfin Oberwall von Sohn zu Enkel, und ihr verquollenes weißes Gesicht neigte sich zur Seite.

„In diesem Haus hat's nie Frauen gegeben, wißt ihr das? Ich war die einzige. Meine Schwiegermutter habe ich nie gekannt. Sie starb bei der Geburt meines Mannes, und ihre Schwiegermutter war gestorben, als der Großvater kaum das sechste Jahr vollendet hatte. Es hat immer an Frauen gefehlt in diesem Haus, und den Oberwalls hat es auch daran gefehlt. Haben sich nie was aus den Weibern gemacht, die Oberwalls. Darum sind sie auch alle so steifnackig geblieben. Deine Mutter gehört hierher, Gerhard, hörst du? Sag's deinem Vater."

Graf Andre hatte erst versucht zu lächeln. Das Lächeln fror ihm in den Mundwinkeln ein, wurde zur Grimasse.

Gerhard war das Blut bis in die Schläfen gestiegen.

„Du bist müde, Großmama", sagte er in einem Ton, wie man zu Kindern spricht.

Eigentlich war er wütend. Die alte Frau da an seinem Arm, die für ihn nicht viel mehr war als eine Mumie, erschreckte ihn durch ihre plötzliche, selbständige Willensäußerung.

Ein eisig kalter, hochmütiger Zug legte sich um seinen jungen, blassen Mund. „Wir wollen dich jetzt hinaufbringen, Großmama."

Hilfesuchend und etwas ärgerlich sah er den Vater an. Warum sprach er nicht ein Machtwort? Warum stand er blaß und wortlos neben der alten Frau, die mit ihren glitzernden, grauen Händen so rauh die geheime Wunde berührte?

„Ich will noch nicht hinauf", sagte die alte Exzellenz störrisch und zerrte den Enkel zu einem steiflehnigen kleinen Sofa, auf dem sie sich niederließ, weil die Füße sie nicht mehr tragen wollten.

Der Widerstand reizte sie. Er war ihr ungewohnt, weil sie ihre Willensphäre nie auf die Persönlichkeit von Sohn und Enkel ausgedehnt hatte. Vielleicht bereitete ihr auch die tiefe Befangenheit der beiden Männer, ihre durch die Erziehung gedämpfte Empörung, eine gewisse Emotion, und vielleicht suchte sie in dieser Emotion nur eine Ablenkung für die sie an diesem Tag quälenden Todesgedanken.

So wollte Graf Oberwall es auffassen, und so wollte er es dem Sohn gegenüber später auslegen.

„Ich will dir was sagen, Andre," hob die alte Exzellenz wieder an, „unser Haus macht keinen guten Eindruck. Und Gerhard wird bald ans Heiraten denken müssen."

Das Blut jagte dem jungen Mann flammendes Rot in die Schläfen: „Wer sagt dir denn, Großmama?"...

Die Exzellenz zuckte mit den Achseln: „Dein Gesicht, mein Lieber."

Graf Oberwall hob erstaunt die Brauen: „Was ist das? Wieso? Ich höre das erste Wort."

Die alte Frau nickte ironisch: „Glaub's gern, mein Sohn. Sehr gern. Wenn man in Erinnerungen schwelgt, dann sieht man die Gegenwart nicht. Da weiß ich oben in meinem Altweiberstübel oft mehr als du. Übrigens liest mir die Mendel vor meinem Einschlafen immer ein paar Seiten aus deinen Memoiren vor. Wir sind jetzt Band zwei. Sehr hübsch, Andre, sehr hübsch. Und wenn die Mendel besser lesen würde, dann könnte ich dabei sogar wach werden. Aber schließlich ist mir die Mendel als Schlafmittel immer noch lieber als irgendein so neumodisches Gift."

Graf Andre ließ sich neben der Mutter auf dem Sofa nieder, sehr höflich, ohne ihr Kleid zu streifen, und leicht angeregt, da er ihre Anerkennung hörte.

„Wenn du nur den leisesten Wunsch geäußert hättest, Mama, es wäre mir ein Vergnügen gewesen, dir selbst vorzulesen."

„Nein, nein, mein Kind, besser so. Nur zwei Seiten täglich, das hält kein Autor aus. Uebrigens habe ich auch sonst genug freundliche Angebote. Die Gräfin Horst wollte mir vorlesen, die Baronesse Rotter, du weißt, die Nichte des Reichskanzlers, die kleine Lou Hörselkamp — die Mutter ist eine Fürstin Sukewitsch — bitte, sagtest du etwas, Gerhard? Also du siehst, sie alle haben mir ihre Dienste angeboten. Ich habe abgelehnt, Lieber. Ich brauche die Knarrstimme der Mendel für meine Nachtruhe. Aber es ist doch hübsch, daß man eine alte Frau nicht so einfach zu den alten Scherben wirft, nicht wahr? Ja, meine Kinder, was ich sagen wollte", sie drückte die Zeigefinger an die Schläfen, schloß die Augen, dachte nach. „Ja, also, die Oberwalls haben so ziemlich alle den Ruf von Ritter Blaubart. Ich fürchte, wenn Gerhard heute an einer jener Türen anklopfte, die für ihn in Betracht kommen, so würde man ihn höflich hinauskomplimentieren."

„So, würde man das?" stieß Gerhard hervor. Eine leichte Blässe lag jetzt auf seinem Gesicht, und seine Lippen zuckten nervös. „Wer hat denn etwas dieser Art gesagt, Großmama?"

Die Exzellenz kniff ihre Augen zusammen und wickelte sich in ihre Mantille. „Alle sagen das. So, und nun will ich hinauf."

Sie erhob sich mühsam.

Graf Oberwall drückte mit der freien Hand auf die Klinke und gab der Tür einen leichten Stoß mit dem Fuß, daß sie weit aufflog. Draußen im Vestibül standen die Mendel und der Haushofmeister.

„Ich brauche euch nicht mehr — für heute Adieu."

Die alte Exzellenz nickte Sohn und Enkel zu, hing sich in die Arme ihrer Getreuen und ließ sich langsam die Treppe hinaufschleppen.

Vater und Sohn blieben auf dem Flur stehen, geleiteten sie mit den Blicken hinauf, bis sie ihren Augen entschwand. Sie hörten den lauten, rasselnden Atem, das Rauschen des schweren Seidenfutters. Dann wendeten sie sich beinah gleichzeitig um und blieben eine Weile unschlüssig stehen. Sie empfanden eine große Peinlichkeit. Und sie wunderten sich, wie fern sie einander waren, daß sie kein Wort finden konnten, das diese Peinlichkeit überbrückt hätte.

Ganz pappig lag dem Grafen die Zunge am Gaumen.

„Was machst du heute, Gerhard?" brachte er ein bißchen undeutlich hervor.

„Ich weiß noch nicht, Papa — ich werde sehen. Und du?"

„Ich? — Wird sich finden — ich weiß noch nicht recht." . . .

Sie nickten einander zu, ohne sich anzusehen, mit einem leisen verlegenen Lächeln, dann gingen sie langsam auf die Türen zu, die einander gegenüber zu beiden Seiten des Vestibüls lagen und zu ihren durch weite Empfangsräume getrennten Wohnungen führten.

* * *

Bei Hörselkamps hatte es wieder einmal eine Szene gegeben. Die Fürstin — noch immer schön, sehr rosig, ein pikantes Polenköpfchen auf den breiten Schultern einer Juno — fegte mit der kurzen Schleppe ihres gelbseidenen Kimonos zwischen den Statuetten und Vasen aus Ton und Gips, die teils auf dem Boden, teils auf Sockeln und Taburetten des Ateliers standen.

„Ich möchte nur wissen . . . ich möchte nur wissen . ." wiederholte sie immer wieder, mit einem leichten Singsang in der Stimme, der ihrer Sprache großen Reiz gab und selbst die Härten ihrer Worte seltsam milderte, ihnen einen versöhnenden exotischen Schimmer gab.

„Meine Toiletten kosten nicht halb soviel wie ein einziger dummer, häßlicher Marmorblock. Alles Geld, mein Lieber, steckt hier, zwischen diesen abscheulichen, kahlen Wänden, nicht in meinen paar Kleiderschränken. Und wenn du, mein Lieber, nicht so borniert eigensinnig wärst, hättest du deinen verrückten Hexensabbat längst für dreißigtausend Mark nach Amerika verkauft, statt darauf zu warten, bis das Kgl. Museum dich auf die Hälfte herabdrückt. Ehrgeiz darf man nach dem Tod haben."

„Davon verstehst du nichts — sei endlich ruhig."

Rauh, fast heiser klang die Stimme des Bildhauers. Mit einem heftigen Ruck riß Hörselkamp den weißen Kittel ab, warf ihn ärgerlich über die Lehne eines morschen Dogensessels, den er seinerzeit für die „Dogaressa", die ihm auf einer großen Ausstellung die goldene Medaille eingetragen hatte, in Marmor nachgebildet hatte.

Das war nun drei Jahre her. Diese goldene Medaille, die er nie zu erringen gehofft, weil er mit seinen zweiundfünfzig Jahren nur zu lange als der „bekannte Bildhauer Hörselkamp" vegetiert hatte, allenfalls noch als „Gemahl der Fürstin Sukewitsch" — diese goldene Medaille hatte einen unbezähmbaren Ehrgeiz in ihm entfacht, den ganzen Aufbau seiner auf leichten Erfolgen und gesellschaftlichen Genüssen gegründeten Künstlerexistenz umgestürzt.

Ihm war es wie eine Krönung seines Daseins erschienen, daß er die wunderschöne, wohlhabende Fürstin Sukewitsch als seine zweite Frau heimführen durfte.

Als junge Witwe, nach kaum zweijähriger Ehe, war sie aus Warschau nach Berlin gekommen, mit Empfehlungen ausgerüstet wie eine Primadonna auf Gastreisen.

In einem prinzlichen Haus in der Hardenbergstraße hatte er sie zum erstenmal gesehen. Und sie hatte sich in ihrer temperamentvollen Art in ihn verliebt, nach der ersten Sitzung, die sie ihm in seinem koketten Atelier in der Derfflingerstraße gewährt hatte. Es ernüchterte sie nicht einmal, als er ihr von seiner dreizehnjährigen Lou sprach.

„Ich liebe Kinder so!" sagte sie und schickte dem Töchterchen des „verehrten Meisters" am nächsten Morgen eine wundervolle Bonbonniere. Dann, eines Tages frühstückte sie beim „verehrten Meister" und wunderte sich, daß ein kleines Mädchen schon so groß sein und so ernste Augen haben konnte.

Hörselkamp lachte. „Ja, so eine kleine Hausfrau hat ihre Sorgen!"

Die Fürstin scherzte. „Hausfrau mit dreizehn Jahren . . . da spielte ich noch mit Puppen!"

Lou Hörselkamp aber saß am selben Abend mit der alten Wirtschafterin zusammen, die einst Kinderfrau bei ihr gewesen, und sagte: „Wenn die Fürstin Papa heiratet — dann können wir alle Leute bezahlen."

Seitdem ihr die Augen aufgegangen waren für das Leben, hoffte sie darauf, daß „Papa gut heiratete". Denn „Papa brauchte schrecklich viel Geld", und in seiner Abwesenheit kamen oft recht unangenehme Leute, die sehr laut in der Wohnung sprachen und sehr ungeniert die Möbel betrachteten. Die Wirtschafterin aber sagte, daß der Papa Geld haben könnte wie Heu, denn alle schönen, reichen Damen rissen sich um ihn, und er brauchte nur eine von ihnen zu wählen, um ein reicher Mann zu sein.

Lou Hörselkamp wußte von ihren reichen Freundinnen aus der Schule, wie gut es reiche Leute haben. Sie selbst traute sich kaum einmal eine von ihnen zu sich einzuladen, seitdem sie einmal gefragt worden war, warum denn bei ihnen alle Möbel mit so komischen Briefmarken beklebt wären?

Und als dann der Papa einmal im Winter gegen seine Gewohnheit auf mehrere Monate verreiste, war es oft recht knapp in der Derfflingerstraße, so knapp, daß die alte Wirtschafterin einmal seufzend etwas Geld von ihrem Sparkassenbuch abheben mußte.

Lou hatte schon eine dunkle Ahnung davon — was das für die Alte bedeutete, und ein leises Schamgefühl darüber machte sie unsicher und nervös. Die Alte aber meinte tröstend: „Warte mal, mein Mäuseken, bis Papa die Fürstin heiratet . . . dann kommt allens wieder in die schönste Ordnung."

Denn daß Papa jetzt in Nizza weilte, wo auch die



Fürstin Sukewitsch sich aufhielt, war ihr ein Beweis dafür, daß der „Herr endlich mal 'n Einsehen hatte".

Und so saßen denn das Kind und die alte Frau an manchen Abenden bei der sparsamen Petroleumlampe an dem mit einem Wachstuch gedeckten Eßtisch und malten es sich aus, wie es sein würde, wenn der Papa ...

„Ob der Papa dann Fürst wird?" hatte Lou Hörselkamp einmal gefragt.

„Das nich, du dummes Häseken", sagte die alte Frau. „Dann hat sich's ausgefürstet. Frau Hörselkamp wird sie heißen wie deine Mutter.

Aber es kam doch anders. Eine Depesche meldete eines Tages die Vermählung des Papas mit der Fürstin Gina Sukewitsch. Auch in den Zeitungen stand es. Dann kam Geld fürs Haus und eine Kiste mit allerlei hübschen Sachen für Lou. Und eines Abends erschien ein Hoteldiener mit einem Briefchen von „Fürstin Sukewitsch".

„Mein liebes Töchterchen, Papa und ich können es nicht erwarten, Dich in unsere Arme zu schließen. Vor einer Stunde sind wir angekommen. Der Hotelbote hat den Auftrag, Dich zu uns ins Hotel zu bringen. Deine Mama."

Die Fürstin hatte nicht in die Wohnung der Derfflingerstraße kommen wollen, da sie ja doch nicht Raum genug bot für ihre Ansprüche. Und so war das Ehepaar gezwungen, im Hotel zu wohnen, bis die neue Villa in der Rauchstraße eingerichtet war, die die Fürstin sich während ihres Aufenthalts in Nizza hatte bauen lassen. Da es nun das gleiche Hotel war, in dem sie vor ihrer Verheiratung gewohnt hatte, gab man ihr auch jetzt noch den alten Titel. Selbst in der Gesellschaft wurde er ihr lange noch gegeben, als hätte sie ein Anrecht darauf, wie Frauen aus regierenden Häusern ihren ursprünglichen Titel behalten, wenn der Rang des Mannes nicht dem ihrigen gleichkommt.

Lou Hörselkamp empfand diese Scheidung der Namen als etwas Ungehöriges. Das Arbeitsfieber, das ihren Vater ergriff und so im Gegensatz stand zu seiner früheren, lässigen Schaffensart, dünkte sie wie ein Bestreben, sich größere, selbständige Geltung zu verschaffen.

Die Fürstin duldete lächelnd seinen Eifer, und als die goldene Medaille seinem Namen zu einer gewissen Berühmtheit verhalf, ließ sie auf allen Briefbogen ihrem bis dahin festgehaltenen Monogramm G. S. ein H. einflechten und auf ihren Visitenkarten dem: „Fürstin Sukewitsch" einen Bindestrich mit dem Namen ihres Mannes hinzufügen.

Mit ihrer Stieftochter war sie von spielerischer, zerstreuter Zärtlichkeit, ohne jegliches Interesse für das Seelenleben des Kindes, das sich in dem lauten Treiben dieses großgeführten Hauses nicht zurechtfand. Sie ging völlig auf in der großen Welt, die die Pflege der Beziehungen zu einer anstrengenden Arbeit macht. In ihrer eleganten, oberflächlichen Art machte sie wirksame Propaganda für die Werke ihres Mannes, wobei deren pekuniäre Verwertung eine für sie nicht unwesentliche, wenn auch geschickt kaschierte Rolle spielte. Es gab kaum einen großen Salon in Berlin, der nicht im Besitz einer Statuette, Büste oder Gruppe von Hörselkamp gewesen wäre. Er war als Bildhauer in Mode gekommen, wie er es früher als Mann gewesen war. Und seine Einkünfte stiegen bald auf die Höhe ihrer eigenen Revenuen. Der große Apparat des mit polnischer Verschwendungsucht geführten Haushalts verschlang beides.

Die Freude, die Lou über die goldene Medaille des Vaters äußerte, stand in solchem Gegensatz zu ihrer sonst so scheuen und zurückhaltenden Art, daß Hörselkamp stutzig wurde, sich das kleine Mädel, das jetzt schon eine siebzehnjährige Dame war, genauer ansah. In ihren Augen lag etwas, was er nie gesehen hatte in den Blicken jener Frauen — mit denen er bisher zu schaffen gehabt. Etwas Stilles, Sehnsüchtiges lag in diesen Augen, eine glimmende Erwartung, eine scheue Bewunderung.

Solche Augen hatte seine erste Frau gehabt. So hatte sie ihn angeblickt, wenn er mit einer Arbeit fertig war und sie fragte, wie sie ihr gefiele.

Er war ganz verlegen geworden, zupfte sie am Schläfenhaar: „Interessierst du dich denn so für diese Chosen?"

Da hatte sie ernsthaft genickt und war an den schönen Dogensessel getreten, wie um ihn leise mit den schlanken Fingern zu streicheln: „Mir hat diese Arbeit von dir immer so gut gefallen — viel besser als alles andere, Papa. Ich habe dein Modell beneidet."

Sie lachte ein bißchen verlegen und wurde rot bis unter das weißblonde Haar, das sich in duftigen, leichten Wölkchen um ihre schmale Schläfen ringelte.

„Den Stuhl hast du beneidet?"

„Ja ..."

Wie sie dastand — überschlank, mit leicht nach vorn geneigtem Kopf, den noch kindlichen, sehr weißen langen Hals sanft zur Seite geneigt — hatte sie etwas von jenen zarten, jungfräulichen Madonnen aus der Zeit der Primitiven.

„Bleib mal stehen, du ..."

Mit Kohlenstift zeichnete er die feine Linie ihrer Haltung auf ein Reißblatt. Sie rührte sich nicht. Rührte sich auch nicht, als er das Blatt fortwarf, ein Stück Ton auf den Sockel klatschte, mit seinen breiten Fingern die weiche Masse in die von ihm gewollte Form zwang.

„Willst du ausruhen?" fragte er einmal. Aber er wartete die Antwort nicht ab, knetete weiter.

Die Fürstin kam ins Atelier, in großer Besuchstoilette, mit dem feinen Geklirr ihrer goldenen Ketten.

„Da bist du, Lou — und ich suche dich im ganzen Haus! Wir sollen doch zur Exzellenz ... und du bist noch nicht angezogen. Das ist schrecklich! Nun muß ich weiß Gott wie lange warten."

Seit diesem Tag kam es oft vor, daß die Fürstin warten mußte.

Mit der Rücksichtslosigkeit des schaffenden Künstlers ließ Hörselkamp jetzt oft jede gesellschaftliche Höflichkeit fallen. Um seine Tochter hatte er sich — bei aller inneren Zuneigung — nie viel gekümmert. Sein Modell ließ er kaum zu Atem kommen. Der geschmeidige junge Körper, dessen feine Linien durch die weichen Stoffgewebe mehr betont als verhüllt wurden, entzückte ihn. Und in den kurzen Pausen, die er ihr zwischen der Arbeit gönnte,

fachten ihre Worte, die von einem starken, wenn auch völlig ungeschulten Kunstverständnis zeugten, einen brennenden Ehrgeiz in ihm an.

Sehr scheu und doch sehr bestimmt lehnte sie alles ab, was er nur aus der Beherrschung einer virtuosen Technik heraus schuf, was nicht ihrem künstlerischen Empfinden entsprach. Und dieses Empfinden war von einer solchen Feinheit und Sicherheit, daß Hörselkamp in seiner Tochter seinen strengsten Kritiker — ja, sein eigenes künstlerisches Gewissen sah.

Später kam es vor, daß er eine Arbeit von vielen Wochen einfach mit dem Meißel entzweischlug, wenn Lous Augen verlegen an ihr abglitten. Und es war ihr eine Erleichterung, wenn er sie dabei in rauhen Worten anfuhr und die zerstörende Tat als die Folge eines ärgerlichen Ausbruchs hinstellte. Sie litt auch, wenn er nichts sagte, sondern das „von ihren Blicken mißhandelte Werk" — wie er sich ausdrückte — still in irgendeinen Winkel verbannte oder in aller Heimlichkeit vernichtete.

Sie litt auch, wenn Bestellungen kamen, die, wie es im Atelierjargon hieß, „Kitsch" wollten — und die von der Fürstin oft durch langes, heißes Werben erreicht worden waren und Vorwand wurden zu allerlei kleinen Festlichkeiten und erhöhten Toilettenausgaben.

In den letzten zwei Jahren war es öfter vorgekommen, daß Hörselkamp diese Aufträge glatt zurückwies. Dann küßte Lou ihm wohl in plötzlicher Aufwallung die Hand, Frau Gina aber machte große, sehr große erstaunte Augen, verlegte sich aufs Schmeicheln und zerschlug — wenn das nichts nützte — irgendeine kostbare Vase oder eine hübsche Bonbonniere, zerbrach einen Fächer oder zerriß ein Taschentuch.

Während sie sich dann — taub für alle Zusprüche — in Tränen aufgelöst, in ihrem Zimmer einschloß, glitt Lou in das Atelier des Vaters.

Ganz schuldbewußt stand sie auf dem kleinen Podium, wagte es kaum, den Vater anzublicken, der finster, mit kalten, nervösen Händen, seiner Kunst diente, die ihm die Frau entfremdete.

Wenn er sie dann brüsk fragte: „Hat Mama sich beruhigt?" Dann lächelte sie mutig und antwortete: „Aber gewiß, Papa, sie wußte ja nicht, was du gerade vorhast."

„Na also . . . selbstverständlich."

Lou hörte sein erleichtertes Aufatmen. Und dann war er nach vierstündiger, angestrengter Arbeit doppelt zärtlich zu seiner Frau, zeigte sich abends mit ihr in Gesellschaft, hielt ihren Schal, sagte ihr, wie hübsch sie sei . . .

Das heiße Blut der Polin aber entzündete sich aufs neue an den heißen Worten.

Lous ehemalige Kinderfrau, die jetzt den Titel „Beschließerin" führte und dem dissoluten Hauswesen einen Schein äußerer Ordnung gab, war die einzige, die Blick hatte für Lous schwierige Stellung.

„Wie siehst du aus, mein Häseken?" sagte sie oft, wenn Lou sich nach einer anstrengenden Sitzung in zehn Minuten zu einer Gesellschaft frisieren und ankleiden mußte oder, wie es in letzter Zeit öfter der Fall war — Rechnungen auffing, die die Stiefmutter daran erinnern mußten, daß der Vater immer weniger verdiente — je mehr er sich künstlerisch entwickelte.

In letzter Zeit hatten sich die erregten Szenen gemehrt, ihre Bitterkeit sich verschärft.

Es war der Fürstin gelungen, für das neuste Werk ihres Mannes einen reichen Amerikaner zu interessieren. Sie gebrauchte gerade dringend Geld. Und die dreißigtausend Mark, die der Amerikaner in „deutscher Kunst" anlegen wollte, betrachtete sie schon als ihr gehörig, nachdem er bei Besichtigung des Hörselkampschen Ateliers den „Hexensabbat" als „very smart" bezeichnet hatte.

Der Widerstand ihres Mannes brachte sie zur Verzweiflung. Er wollte sich von der Gruppe nicht trennen, sagte er. Sie sollte in Berlin ausgestellt werden, in Berlin bleiben. Er wollte einen Platz haben im Museum, er wollte Professor werden. Lächerlich war das! Und dann wurde er noch grob zu ihr, als ob er seine Köchin geheiratet hätte! Warf ihr die „Fetzen" vor wie einer Spießbürgerin. Ihr, der Fürstin Sukewitsch, die mit der ganzen polnischen Aristokratie verwandt und eine Urgroßnichte des letzten Polenkönigs war!

Sie sah sich fröstelnd in dem weiten, hohen Raum um, an den ein kleines, kokettes Atelier grenzte, in dem er früher die Büsten schöner Frauen aus der Gesellschaft modellierte.

Sie wußte, daß er seit Jahr und Tag kaum mehr einen Fuß in das hübsche Boudoir gesetzt hatte, das eine kostbare Kopie seines Ateliers aus der Derfflingerstraße war. Als sie die große Werkstatt bauen ließ, hatte sie mehr an Atelierfeste als an Atelierarbeit gedacht, und zwei Bälle, die sie darin veranstaltete, brachten sie auf den Gipfel ihrer gesellschaftlichen Erfolge. Und jetzt war dieser Mann imstande, sie aus diesem Raum hinauszuweisen, nur weil sie eine „praktische Frau" war, an das Haus dachte, das die Lasten ihres Namens und seiner Erfolge zu tragen hatte.

„Und an dein Kind denkst du gar nicht?"

Sie spielte jetzt den großen Trumpf aus, drapierte sich, trotz ihrer vierunddreißig Jahre, mit den Phrasen mütterlicher Vorsorglichkeit.

Hörselkamp schob mit einer heftigen Bewegung den alten Dogensessel zur Seite, stemmte den Fuß auf das Podium und beugte sich vor: „Wieso an mein Kind? Was hat das mit meinem Kind zu tun?"

Sein tiefgebräuntes Gesicht mit dem schräg gescheitelten, an den Schläfen leicht ergrauten dunkelblonden Haar bekam einen gespannten Ausdruck.

„Du bist heute nicht rasiert", unterbrach Frau Gina und schüttelte mißbilligend ihren hübschen, wohlfrisierten Kopf.

Wie diese Weiber einem an den Nerven rissen! Er wollte auffahren. Die Dressur der Wohlerzogenheit siegte.

„Ich hab dem Kerl gesagt, er soll abends wiederkommen. War nicht vorbereitet auf deinen Besuch — verzeih."

Die Fürstin lächelte. Er war ein großer Bär, dieser schöne Deutsche. Aber da es nun einmal ihr Unglück wollte, daß sie ihn liebte! . . . Sie seufzte, ließ sich vorsichtig ihm zu Füßen auf das Podium nieder und lehnte ihr Gesicht gegen sein Knie.



„Was ist mit Lou?" fragte er wieder.

Aber obwohl noch Gereiztheit in seiner Stimme lag, empfand er wohlig die Wärme ihres Körpers an dem seinen.

„Lou ist zwanzig Jahre alt, mein Lieber! Wir müssen daran denken, sie zu verheiraten."

Hörselkamp wurde unruhig, aber sie tat, als sähe sie es nicht, und zog mit den Fingern kleine, zierliche Kreise auf seinem Knie.

„Warum verheiraten . . . wen will sie heiraten?"

Frau Gina lachte leise und ein bißchen spöttisch.

„Das weiß sie selbst noch nicht. Aber heiraten muß sie doch. Es ist sogar höchste Zeit. — Seit zwei Jahren sehe ich mich nach einem passenden Mann für sie um."

Die kleine Lüge kam ganz ungezwungen über ihre Lippen. Bis vor kurzem hatte sie überhaupt nicht an eine Versorgung Lous gedacht. Denn sie störte sie nicht. Nur seitdem sie Lous „schrecklichen Einfluß" auf ihren Mann beobachtete, war es bei ihr zur fixen Idee geworden, sie auf gute Manier loszuwerden.

Lous Mittellosigkeit erschwerte ihr die Aufgabe noch mehr als Lous scheues, zurückhaltendes Wesen. Sie hatte einmal an einen „schrecklich reichen Cousin" gedacht, der irgendwo in Podolien Gutsbesitzer war und ihr geschrieben hatte, sie möchte ihm „gelegentlich mal eine Frau aussuchen". Aber als sie davon zu sprechen angefangen, da hatte Lou sie mit einem Blick angesehen, der ihr peinlich gewesen war, und auch in ihrem äußerlich scherzhaften: „Willst du mich denn so weit weghaben?" hatte etwas mitgeklungen, was der leichtlebigen, aber gutmütigen Fürstin ein für allemal die Lust nahm, einen Bewerber im Ausland zu suchen.

Übrigens war Lou Hörselkamp dem reichen Cousin, der anläßlich der landwirtschaftlichen Ausstellung auf einen Tag nach Berlin kam — zu sehr „Rühr mich nicht an". „Erbarm dich, Ginenka — was soll ich mit einem Blumenstengel? Bei der dritten Mazurka wird sie mir ohnmächtig, und wenn ich am Hochzeitsabend ein Glas über den Durst trinken sollte, schließt sie mir die Tür vor der Nase zu, und ich kann mich von dem Stubenmädchen trösten lassen! Ich brauch was Robustes, Herzchen — so ein hübsches, festes Weibel, wie du es bist."

Frau Gina bedauerte wirklich, daß Lou nicht ihre Tochter war und so gar nichts von ihrer Art hatte.

In den letzten Wochen hatte sie sich einigen Bekannten anvertraut. Man nahm ihre Wünsche recht kühl auf, obwohl sie öfters einfließen ließ: „Ich liebe die Kleine wie mein eigenes Kind. Sie wird auch meine Erbin."

Auf die Erbschaft mußte man zu lange warten! Das war kein Lockmittel. Die jungen Leute mieden ostentativ das Hörselkampsche Haus, wo man ihnen eine Frau „andrehen wollte". Nur Bruno von Tassen und Gerhard Oberwall erschienen immer wieder zu den intimen kleinen Teeabenden, die Frau Gina wöchentlich gab.

Aber von Tassen kam mit seinem Leutnantsgehalt und dem kleinen Zuschuß des Vaters gar nicht in Frage. Frau Gina litt ihn bei sich, weil dieser entzückende Graf André Oberwall den Jugendfreund seines Sohnes empfohlen hatte. Blieb Gerhard Oberwall! Aber da war der Vater, der gewiß große Pläne für ihn ausbaute, da war die schreckliche Exzellenz, die wie eine chinesische Kaiserin in ihrem Thronsessel saß, ihre Steine funkeln ließ und allen, die Kotau vor ihr machten, Sottisen sagte.

„Nein, Lieber, du mußt an Lous Zukunft denken", sagte Frau Gina nochmals und tippte nachdrücklich auf das Knie ihres Mannes. „Wir müssen ihr doch eine Mitgift schaffen."

Das hieß für Hörselkamp, alles aufgeben, woran er mit heißem Herzen hing, allem entsagen, wonach sein erwachter Ehrgeiz verlangte. Und dabei wußte er, daß alle seine Opfer doch vergeblich sein würden. Nicht seinem Kind würden sie zugute kommen, nur der Genußsucht der Fürstin Sukewitsch, die sich herabgelassen hatte, seine Frau zu werden.

Er schob ihre Hand von sich, die so entnervend weich und warm sein Knie umschloß, und schlüpfte mit einer heftigen Bewegung beider Arme wieder in seinen Arbeitskittel.

„Es brennt nicht", sagte er finster. „Übrigens werden die dreißigtausend Mark deines Amerikaners Lou auch noch zu keiner begehrenswerten Partie machen . . ."

Frau Gina sprang auf und stieß zornig mit dem Fuß gegen einen Schemel. Die Statuette, der er als Sockel diente, kam ins Wanken, ein kleiner Kopf rollte in die Ecke, der Rumpf lag in Stücken auf der Erde.

Frau Gina schrie auf. Ihr Mann hatte sie an beiden Handgelenken gepackt, schüttelte sie, daß ein paar blonde Schildpattnadeln aus ihrem dunklen Haar fielen.

„Ich verbiete dir, mein Atelier zu betreten, hörst du! Ich verbiete es dir! Du saugst mir das Mark aus den Knochen, du, mit deinen Reden, deinen Blicken. Alles machst du kaputt in mir, was über deinen kleinen Verstand hinausgeht. Geh in deine Salons hinauf, putz dich, tanze, aber laß mich zufrieden."

So hatte sie ihn nie gesehen. Ihre erschreckten schwarzen Augen füllten sich mit Tränen, aber um ihren Mund zuckte es von kaum verhaltenem Lachen. Ein wundervoller Spaß war es, diesen großen, schönen Mann wütend zu sehen; das war ihr lieber, als wenn er sie nur frostig anfuhr und dann „Gesichter schnitt" — stunden- und tagelang. Wie ein gezanktes Kind schrie sie :„Ich habe die Figur nicht absichtlich zerschlagen — sei doch nicht so. . . . Ich kenne in Paris jemand, der repariert so was großartig. Keine hundert Frank kostet das. Keine hundert Frank. Ich schwör dir, man sieht's nicht . . ."

Ihre Naivität entwaffnete ihn, wandelte seine Wut in tiefe Niedergeschlagenheit. Er war wirklich verrückt. Was wollte er von der Frau. . . . Die ließ einfach zusammenleimen, was sie zerstörte. Eine Geldfrage war es für sie, weiter nichts.

Sie hatte sich niedergebückt, sammelte die Stücke in ihrem gelben Kimono auf, dabei stöhnte sie etwas, weil sie das Bücken in dem langen Korsett, das sie selbst unter einem Schlafrock trug, nicht gewohnt war.

„Laß das doch", sagte er matt.

Da ging die Tür auf, der große Gobelin wurde leicht zur Seite geschoben, und Lou glitt in einem ihrer schlichten, hellgrauen Kleidchen über die Schwelle. Mit einem Blick erfaßte sie, was geschehen war, und ihre feine, sehr schmale Hand nestelte an dem Goldbörtchen ihres Ausschnittes.

Da lag er nun, der kleine Kohlenjunge, zu dem sie dem Vater Modell gestanden hatte, und der mit zu seinen besten Arbeiten zählte! Noch vergangene Woche hatte ein Besucher die Statuette erwerben wollen, aber Hörselkamp hatte den Kopf geschüttelt und gesagt, den Kohlenjungen hätte er seiner Tochter geschenkt. Und sie war so glücklich darüber gewesen, hatte nur noch nicht den Mut gefunden, ihn aus des Vaters Atelier zu nehmen und in ihr Zimmer zu stellen, weil sie wußte, wie schwer sich der Vater in letzter Zeit von seinen Werken trennte.

Ärgerlich, obwohl Lou jeden Ausruf unterdrückt hatte, warf Frau Gina die Scherben wieder auf den Boden.

„Ich werde den Diener schicken. Der kann alles auflesen, wenn ihr so ungezogen seid und mir nicht helft . . ."

Ohne sich umzusehen, ging sie hinaus, riß den Gobelin heftig hinter sich zu.

„Arbeitest du noch, Papa?"

„Nein." Hörselkamp wendete sich ab, riß sich die Oberlippe mit den Zähnen blutig. Seine Hände spielten nervös mit den Schlüsseln und Geldstücken in seinen Taschen. Ohne sich nach Lou umzusehen, sagte er: „,Der Hexensabbat' geht nach Amerika."

Ein leiser Seufzer — es klang wie ein Aufatmen — zitterte durch die Stille. Na ja, natürlich, das Mädel war auch froh darüber. Die Mama mußte ihr schön in den Ohren gelegen haben mit der Mitgift. Vielleicht wurde schon die Aussteuer bestellt. Das ging ja so schnell bei den Weibern! Nur er wußte nichts. Brauchte ja auch nichts zu wissen. Aber dann sollte sie auch nicht mehr in sein Atelier kommen, sollte nicht Kritik üben an dem, was er schuf.

Er lachte plötzlich kurz und bitter auf und langte nach dem russischen Juchtenbeutel mit dem honigduftenden Tabak. „Was stehst du noch? Ich verspreche dir — hunderttausend Mark kratze ich zusammen. Dafür kann man doch einen Mann bekommen — Was meinst du? He? Und wenn er ein Kavalier ist — wird er mir Ratenzahlung erlauben. Fünfzigtausend in diesem Jahr, fünfzigtausend im nächsten. Gerichtsvollzieher wird er mir nicht schicken . . . oder meinst du doch?" . . .

„Wer? Von wem sprichst du?"

Lou sah den Vater, der sich die selbstgedrehte Zigarette anrauchte, verständnislos mit ihren großen, grauen Augen an. Ein heißes, helles Rot stieg ihr langsam bis zur Stirn empor, verkroch sich in dem Gekräusel ihrer flachsblonden Haare. Der Diener kam mit Handbesen und Schaufel.

„Ich sollte zusammenfegen, befahl die Frau Fürstin."

„Dann fegen Sie zusammen", sagte Hörselkamp hart und stieß dichte Rauchwolken vor sich hin.

„Gnädiges Fräulein möchten sich ankleiden, Frau Fürstin machen einen Besuch", meldete der Diener und fegte die Teile der Statuette lieblos auf die Schaufel.

Wie gelähmt stand Lou auf ihrem Platz. Ihr feines, zartes Gesicht hatte einen gequälten Ausdruck.

„Ich komme dann morgen ganz zeitig", flüsterte sie.

Hörselkamp blinzelte fremd an ihr vorbei.

„Warum? Ich bestelle mir zu morgen die Guste Müller, die ist ganz brauchbar."

Er nickte ihr zu, nicht unfreundlich, aber kurz und sehr verabschiedend. Die Anwesenheit des Dieners machte jede weitere Frage unmöglich. . . .

Eine halbe Stunde später saß Lou neben der Stiefmutter im Autocoupé. Es war ein Freitag, und Frau Gina hatte mindestens vier Jours zu erledigen und eine Visite bei der Exzellenz.

Die Exzellenz „empfing" jeden Tag. Aber nicht jeden Tag wurde man vorgelassen.

Diesmal trieb's die Exzellenz noch weiter. Ließ „bedauern" und schickte gleich darauf die Mendel den Damen auf die Treppe nach.

„Exzellenz lassen bitten — es war ein Irrtum."

Und als die Damen ein wenig außer Atem vom Treppensteigen das rosenrot beleuchtete Zimmer betraten, da schlug die alte Exellenz mit ihren ringglänzenden Fingern auf die goldene Lehne ihres Sessels.

„Warum laufen Sie mir denn gleich davon, liebe Fürstin? Die Mendel ist ein bißchen alterschwach. Sie meldete Frau Hörselkamp. Da war ich nicht gleich im Bild. Tag, liebe Kleine."

„Exzellenz."

Lou beugte sich über die Hand der alten Dame. Die schwere, parfümierte Luft benahm ihr fast den Atem. —

(Fortsetzung folgt.)



In der Eiderniederung.

Von Timm Kröger.

Von dem Fluß, der von der Quelle bis zur Mündung nicht viel mehr als zehn deutsche Meilen mißt, also ein kleiner ist, für sein Land aber ein großer und wichtiger, möchte ich reden. — Wer von Schleswig-Holstein mehr als nur den Namen gehört hat oder gar dort gewesen ist, kennt den Grenzfluß, der die beiden Länder trennt — die Eider.

Der Eiderfluß hat eigentümliche Schicksale. Zweimal hat ein Kanalbau ihn und seine natürlichen Quellen vergewaltigt, zuerst der alte Eider- oder schleswig-holsteinische Kanal, wenn auch verhältnismäßig gering, vor allen Dingen aber der große Kanal, der die Nord- und Ostsee verbindet. Aber daran denken wir nicht in erster Linie, wenn wir von den Schicksalen des größten Wasserlaufs des holsteinischen Landes sprechen. Bedeutsamer und merkwürdiger ist, daß der Fluß in unmittelbarer Nähe der Ostsee, beim Kieler Hafen, entspringt und doch der Nordsee zufließt. Bis Rendsburg als mäßig breiter Bach („Au", wie man bei uns sagt) angenehm gewunden. Seinen eigentlichen Charakter erhält er erst unterhalb Rendsburgs. Da wird er ein flutender und ebbender Strom, mit regelmäßiger Tiefe, mit breitem und tiefem Bett, ein schiffbarer Fluß in ruhiger Lage, mit geringem Gefälle, der in weichen, schilfumrauschten Schlangenlinien dem Meer zuschleicht, stromauf und stromab eine bunt bewimpelte Handelsflotte mit kommender und weichender Flut auf breitem Rücken tragend.

Die Länge der Eider ist, wie wir sahen, nicht erheblich, aber bei den reichen Niederschlägen des Landes und dem geringen Höhenunterschied von Rendsburg bis zur Mündung weitet sich das Bett. Bei Tönning hat der Fluß eine Mächtigkeit wie der Rheinstrom bei Köln. Er hatte seine beste Zeit, als der große Kanal noch nicht gebaut war und mit ihm die Reisenden des Fährdampfers. An grünen Ufern entlang, die blanke Wasserstraße öfters durch dichte, nicht übersehbare, immer rauschende Schilfwälder führend und immer in Biegungen, die nur einen kleinen Teil seiner Geheimnisse enthüllten. — Kapitän und Steuermann mit jeder Schaluppe, mit jedem Holz- und Torfewer Tagesgruß und „einen Mund voll Schnack" tauschend, für Freunde der Einsamkeit, der Behaglichkeit und Stimmung ein hoher, tiefgrabender Genuß. Aber dann kam der Kanal und nahm die wasserreichen Zuflüsse der holsteinischen Seite und auch einen großen Teil des Verkehrs hinweg.

Der große Nord-Ostsee- oder wie er amtlich heißt, „Kaiser-Wilhelm-Kanal". Für ein Weltwunder haben ihn die Zeitungen ausgegeben, als er gebaut wurde. Er ist und war auch ein Achtung forderndes Werk und wird es mehr noch als jetzt sein, wenn die im Gang befindliche Verbreiterung ausgeführt sein wird. Er war und ist aber von Menschenhand ein Werk der Kultur, der Technik, und wenn man sich von der Verblüffung darüber, wie herrlich weit wir es gebracht haben, erholt hat, auch von unserem Staunen, wo all das Geld herkommt, ein solches Werk auszuführen, dann scheint uns, sollten wir, insoweit wir Schönheit fordern, eigentlich mit unserm Staunen zu Ende sein, denn was als sichtbares Ergebnis übrigbleibt, ist Anwendung von wissenschaftlichen und technischen Grundsätzen, deren Wahrheiten der Menschheit nicht mehr verloren gehen können. Unsere Schönheit suchenden Sinne kommen dabei nicht so voll auf ihre Rechnung, wie man wünschen möchte, denn daß die lange, gerade Linie eines großen Wassergrabens schöner sei als die gewundene Linie eines natürlichen Flusses, zumal wenn dieser Graben an beiden Seiten von hohen Dämmen umgeben ist, die bei niedrigem Ausguck die Aussicht beeinträchtigen, wird niemand behaupten wollen.

Und doch sind wir mit unserer Bewunderung nicht fertig. Da sind die Hochbrücken, die die Eisenbahnzüge über die neue Wasserstraße tragen, in sicherer Ruhe auf wundervollen Bögen hinübergespannt, auf die Vertrauen erweckenden, sich gemächlich emporreckenden Uferpfeiler gestemmt, dabei unser Auge nachfühlen lassend, in wie sicherer Berechnung Last und Schwere hinübergeleitet, verteilt, im Gleichgewicht gehalten und von der in stoischer Sicherheit auf ihrem Nacken genommenen Stärke getragen wird. — Das ist nicht nur ein Erzeugnis der Technik, sondern auch ein Gegenstand ästhetischen Wohlgefallens, eine Schönheit in ruhender Lage, eine Erhabenheit, die den Beschauer physisch klein macht, aber psychisch erhebt, ihn selbst groß und ruhig macht, erfüllt von dem beim Anschauen gemächlich emporstrebenden Stolz, der gleichen Art anzugehören, der es beschieden war, dergleichen aus spielender Hand zu schaffen.

Nicht anders ergeht es uns bei den großen Drehbrücken, die den Verkehr der Hauptbahn des Landes über den Kanal bei Rendsburg bisher vermitteln. — Wenn sie und wie sie auf Druck und Kurbel dressierten, gut gezähmten, alles weltliche Maß übersteigenden Riesenungetümen gleich, in runder, eleganter, fast lautloser Bewegung sich öffnen und schließen. Eine große Steigerung des uns so wohltuenden Staunens wird uns sicher die neue Hochbrücke bei Rendsburg gewähren, wenn sie erst in Wirklichkeit so ins Leben gerufen ist, wie sie auf der Karte der Bauleute vorhanden, um nach Vollendung der Verbreiterungsarbeiten die Drehbrücken zu ersetzen. Ein Wunderwerk, ein Riesenwerk, das auf der Erde vielleicht wenig Ebenbürtiges hat. Die Bogen 70 Meter, die Fahrstraße der Bahn 46 Meter hoch über dem Wasserspiegel des Kanals hinweggeführt, nachdem die durch großartige, in wundervollen Schleifen- und Bohrwindungen ausgeführten Dammschüttungen zu dieser Höhe aus total flacher Ebene emporgehoben worden sind.

Wir suchen Schönheit in der Landschaft, die Kanalanlage konnte uns nicht zu viel bieten. Versuchen wir es mit der Landschaft, die sie berührt. Gehen wir meilenweit von Rendsburg aus neben der Eider, von ihr nur durch einen schmalen Zwischenraum getrennt, um allmählich etwas südlicher durch das große Reitmoor, dann dem Bett der Gieselau stromaufwärts folgend, die Richtung nach der Brunsbütteler Schleuse einzuschlagen. Bei der alten Grünthaler Hochbrücke bricht er durch eine Bodenwelle und war bis dahin innerhalb der großen Wiesen- und Moorniederungen, die der Eider, zumal auf holsteinischer Seite, angelagert sind. — Ein charakteristisches und interessantes Gelände, ein sich von dem höher belegenen, ansiedlungsfähigen Sand- und Ackerland scharf unterscheidender Einschnitt, ein echtes, mit allen eigentümlichen Beigaben ausgestattetes Niederungsgebiet — wir wiederholen: eine interessante und großartige Natur,



fügen aber hinzu, nur für den, der sie versteht. Die potenzierte Einsamkeit ist sie, die feuchte Schwere des Landes, die nach Liliencrons berühmtem Bild Theodor Storm mehr als die andern Dichter des Landes in seine Schriften hinübergenommen hat.

Wir nannten die Niederung einen Einschnitt in das höher gelegene Acker- und Sandland des holsteinischen Landes. — Höher gelegen. In dieser auf die Wasserwage eingestellten Ebene machen ein paar Fuß und nun gar ein paar Hamburger Ruten eine Bodenerhebung aus, die die Bevölkerung anreizt, mit „Berg“ und „Schweiz“ und dergleichen freigebig zu werden.

Es ist ein Einschnitt im Hochland, das, von den Wiesen aus gesehen, von einem dem meerumschlungenen Land eigentümlichen blauen Duft umsponnen ist, buchtenreich an der großen Ebene hingelagert. Die Ansiedlungen verschwinden hinter Bäumen und Wald, nur ein paar Kirchtürme sowie holländische Windmühlen ragen hervor, diese im langsamen, fleißigen Tagewerk sich drehend. Und wo Kirchen und Windmühlen aufragen, da sind, das wissen wir, da wohnen Menschen wie wir — Leute, die an des Leibes Nahrung und Notdurft denken, in stiller, ruhiger Arbeit, selten in Hast und Gier, Menschen, die sich auch zuweilen einen Feiertag gönnen, wie wir ihn jetzt haben, wenn wir unten stehen, in Alleinsein, in grenzenloser Einsamkeit, und unsere Augen hinrollen lassen, hinfliegen lassen mit den Linien des Wiesengeländes, die, wenn wir die rechte Richtung nehmen, hinfließen wie unser Leben — nein, nicht wie unser kurzes Leben, vielmehr wie die niemals seiende und niemals endende Zeit. Sichtbar führen uns die Linien der Steppe bis zur erzenen Wand der Himmelskuppel, die auf der Erde steht, unsere Gedanken gehen aber weiter hinter das Rund der Erde hinab.

Die ersten Anzeichen des Frühlings, der grüne Riesenteppich der Wiesen hingerollt, Blumen und Blüten mischen ihre Farben hinein — Gold und Weiß, dazwischen bescheiden, bräunlich, beinah bräutlich Aufleuchtendes! In Luft und Duft ein Singen und Jubilieren der gefiederten, in ihrem Familienglück noch ungestörten Welt. Noch ungestört und ungehindert. Denn noch schreitet kein blinkender Sensenmann den Todesschritt durchs Grün, noch wissen die Blüten nichts von Vernichtung und Welken und Vergehen. Das Singen und Jauchzen stört nicht die Stille und nicht die Einsamkeit des Wiesengrundes. — Den Kanal ließen wir eine halbe Meile nördlich, von dort her brüllt die heisere Stimme der Dampfschlote. Auch das gehört jetzt zur Seele der Landschaft, in webenden Wellen wogt es zu den Mühlen hinauf. — Sieh! — Kolosse, Panzer der deutschen Flotte. Grau gestrichene Türme und Schornsteine, hohe Borde, so leuchten sie weithin zu uns her und zu den Mühlen hinauf. — Es folgen Handelsdampfer unter eigener Kraft — im weiten Abstand ein Schleppzug, majestätische Segler, Riesen, die den Ozean pflügen.

Die Möwen und Seeschwalben kennen das und kümmern sich nicht darum, die Kiebitze und Bekassinen machen es ebenso, ihnen stört es nicht die Einsamkeit, und wir — wir machen es wie die Möwen und Kiebitze. Es stört uns nicht, die äußere und innere Ruhe, es unterstreicht sie. Unsere Phantasie hat sie aus der Welt des Diesseits gestrichen, in eine andere, eine höhere emporgehoben. Mittagsgespenster sind es, und Mittagsgespenstern gleich, zieht es dahin, in so abenteuerlicher Phantastik, wie noch vor wenigen Jahrzehnten kein Spökenkieker es hat sehen wollen.

Auf den Wiesen der Niederung ist es einsam, einsamer aber als auf den Wiesen ist es in den großen Mooren.

Mit schwarzen Rändern, Sargdeckeln vergleichbar, aufdräuende Nacht, tauchen sie auf — das große Reitmoor im Westen, das Meckelmoor weiter östlich und hinter dem Reitmoor die großen, in brauner, wilder Sumpfheide aufwuchernden Moore jenseit der alten Gieselau auf dithmarsischem Boden und zwischen Reit- und Meckelmoor hingekleckste kleine Moorteile, die, wie ich mal berichtet habe, aus dem Löffel gefallen sind, als der Teufel einstmals vom Meckelmoor aus seinem im Reitmoor zurückgebliebenen Großvater einen Haufen Brei hinüberschleuderte.

Im Moor das Gefühl des Verlassenseins, anders als in den Wiesen, eine Zugabe des Grausens. Das ist der Fluch der Unfruchtbarkeit, der weichen, morastigen Falschheit, der auf dem Moor ruht. — Soweit das Auge reicht, glucksende, ihrer Opfer harrende Torfgruben, Moräste, Unheil rauschende Sumpfheide und gespenstische Weiden. Rechts und links Drachen mit scheußlichem Rachen, uns zu verschlingen, rechts und links unrühmlicher Tod. Gefahr ringsum, der Einsame harten, lieblosen Gesetzen der Natur überantwortet, das Gefühl des Verstoßenseins vor dem Angesicht des Ewigen. Hat er das Moor nicht vor so vielen blühenden Gefilden in die Finsternis gegeben, wo Heulen und Zähneklappern? So stehen wir in der Öde inmitten einer vor Gott in Ungnade gefallenen Landschaft. Wir könnten unglücklich sein, wären wir nicht des Glückes und der Ruhe voll. Denn das, was uns an wirkliche Gefahr erinnern konnte, haben wir in die Sphäre des poetischen Genusses erhoben. Wir sind Herr unserer Glieder, es bedarf nur unseres Entschlusses, dann tragen sie uns nach bewohnbaren Stätten, wo die Herdflamme glüht — nach Stätten, wo uns Freunde und Brüder die Hand drücken, die sich freuen, uns für alle Unbilden zu entschädigen, die uns das Moor hätte antun können.

Und wir sind klug und gehen auf breitem Fahrdamm nach Hause, den blau umdufteten Höhen entgegen. Sie lösen sich in Wald und freundlich nickende Hecken und Koppeln auf. Und wenn wir auf der Höhe stehen, wo die emsige Mühle ihre Flügel wirft, liegt ein Erdenfleck vor uns, der uns der lieblichste von allen ist, kann er doch das Glück unserer Jugend bezeugen. Und holder Friede breitet noch immer über ihn die Hände.

Wiesenrast.

Auf der Wiese flattert Wind,
wie ich ruh im Grünen;
goldne Strahlen Sonne spinnt,
seidne Halme dünen.

Hoch im Blau der Kiebitz schreit,
taucht ins Gras hernieder;
fern aus Waldeseinsamkeit
seltsam rauscht es Lieder.

Leicht Gewölk mit lichtem Saum
zieht am Himmel stille:
und mir dünkt, als wär nur Traum
Denken, Herz und Wille.

Victor von Uthmann.



Der neue chinesische Gesandte in Berlin.

Hierzu 6 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Am Kurfürstendamm hat der Vertreter des himmlischen Reichs am deutschen Kaiserhof sein Heim, sein eigenes Heim, und China nimmt wie in so manchen anderen Dingen auch hierin eine Sonderstellung ein. Begnügen sich in Berlin selbst verschiedene Botschaften mit gemieteten Räumen, so ist unter den Gesandtschaften die chinesische Legation die einzige, die sich auf eigenem Grund und Boden befindet Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, unter den Berliner Hausbesitzern auch den Sohn des Himmels zu wissen. Bereits vor einem Vierteljahrhundert, also geraume Zeit bevor die Japaner und später die durch den Boxeraufstand in das Land gerufenen Mächte etwas unsanft den Mongolenkaiser aus seiner Ruhe weckten, spielte er an den Ufern der Spree den Hauswirt. Kaiser Kwangsu und seine Tante kauften das Grundstück Unter den Zelten 14 für den Vertreter, den sie an den Hof des Deutschen Kaisers entsandten. Als dann der Kurfürstendamm mehr und mehr in Mode kam und es zum vornehmen Ton gehörte, dort ansässig zu sein, lenkte der damalige Gesandte Ying-Tschang, der mit dem Sühneprinzen Tschun nach Deutschland gekommen und hier geblieben war, die Aufmerksamkeit auf diese Straße.

Nicht lange währte es, und der mächtigste Mann des fernen Ostens war Besitzer eines Grundstücks im Berliner Westen geworden. Seit dem Jahr 1902 beherbergt das jetzige Gesandtschaftsgebäude die bei uns beglaubigten Diplomaten Chinas. Nichts verrät seine Bestimmung.

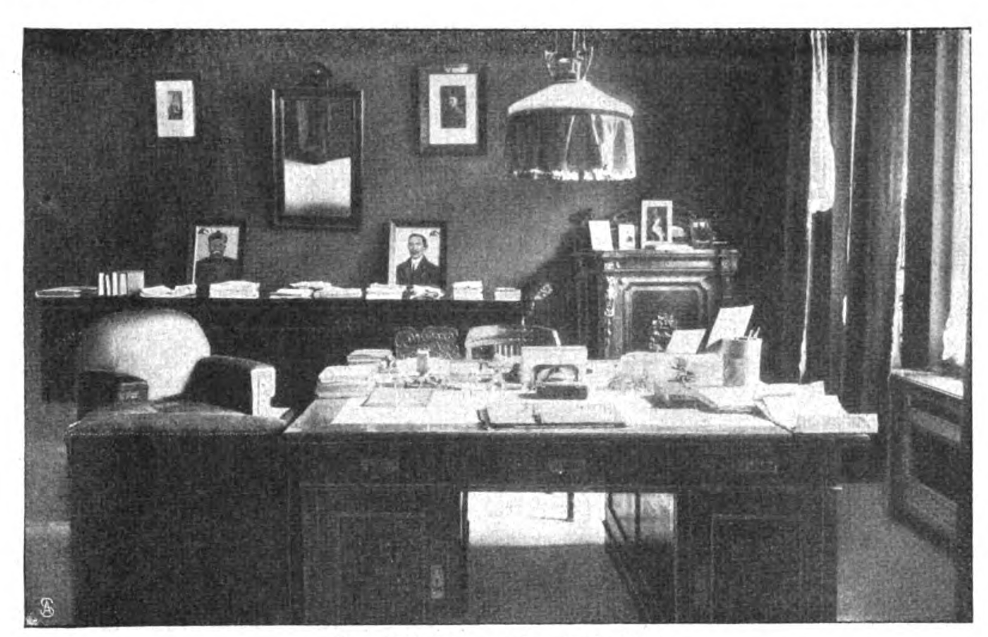




Dr. Jen, der neue chinesische Gesandte in Berlin, und seine Gemahlin.

Wie es dort mit den anderen Mietkasernen in Reih und Glied steht, so sieht's auch in seinem Innern aus. Nicht einmal ein Wappen kündet Inhaber und Bestimmung des Hauses. Der fliegende Drachen, das Symbol des kaiserlichen China, ist entfernt, und die Republik harrt noch ihrer Anerkennung. Die Ausstattung der Zimmer ist westländisch. Dennoch klingt manche chinesische Note in Gestalt von Vasen, Bildern, zierlichen Nippes und Bronzen hinein. In vollen Akkorden tönt diese aus der Heimat herüberklingende Musik in dem im ersten Stockwerk belegenen Raum (Abb. S. 923). Er zeigt völlig chinesischen Stil. Breit



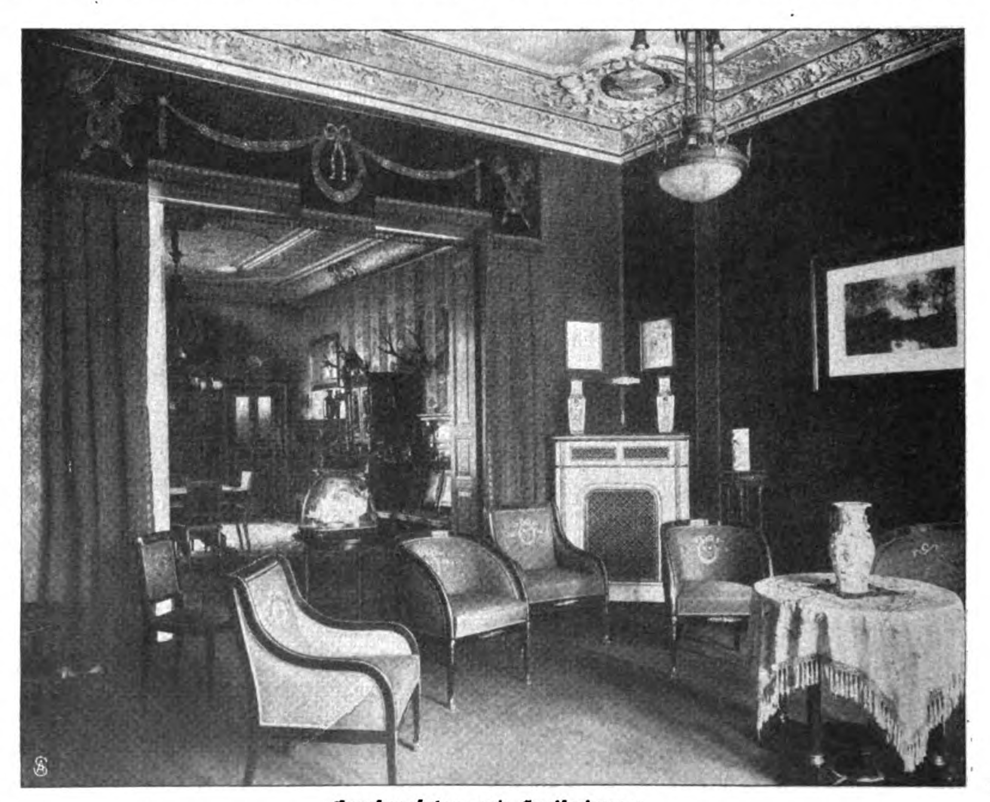


Das Arbeitzimmer des Gesandten.

sie erzählen in ihrer Sprache nicht minder beredt von der Kultur des alten Reiches. Daß es auch das Land der Literaten war und vielfach noch ist, zeigt das Arbeitskabinett des Gesandten, das mit Büchern, Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren übersät ist (Abb. nebenst.).

In diesen Räumen gingen noch im Anfang des vorigen Jahres Männer einher, die in weite, wallende Gewänder gehüllt waren, und von deren Haupt ein Zopf herunterfiel. Das hat sich mit einem Schlag geändert. Gewiß fehlte es in den letzten Jahren des kaiserlichen China nicht an Männern, deren Aeußeres schon kündete, daß sie innerlich mit dem alten Reich gebrochen hatten. Haupthaar und Kleidung zeigten den europäischen Schnitt. Aber wer sich so trug, hatte sich etwas herausgenommen. Er war abgewichen vom Pfad des geheiligten Alten, und unter der Kaiserinwitwe hätte solch ein Neuerer riskiert, daß dem von seiner Hand gefällten Zopf der von anderer Hand gefällte Kopf nachgefolgt wäre. Noch der Vorgänger des jetzigen

angelegte Sessel laden zu behaglicher Ruhe. Aber bei aller Behäbigkeit verraten sie eine gewisse Anmut. Besonders charakteristisch mutet ein dreiteiliger Ruhesitz mit seinen geschnitzten Fußbänken an. Alles macht in diesem Salon den Eindruck der Würde und Gediegenheit, ohne doch der Grazie zu entbehren. Völlig im Gegensatz zu der japanischen Art, die allein durch das Zierliche zu wirken sucht. Daß dem Chinesen der Sinn für das Zierliche nicht fehlt, lassen die die Wände schmückenden Bilder erkennen. Es sind mit Seide auf Seide gestickte Gemälde. Die Motive bilden fast ausschließlich von Vögeln belebte Baumgruppen und Parkpartien. Wie an den Bäumen das Geäder jedes Blattes, an den Blumen jedes Staubgefäß, wie an den Vögeln die Federn des Gefieders wiedergegeben sind, das bedeutet eine große Kraft und Kunst der Kleinmalerei. Damit man diese bis in ihre zartesten Einzelheiten auch verfolgen kann, sind die Bilder in schmale Holzleisten eingespannt. Ein Rahmen würde manche dieser Feinheiten überschatten. Porzellanvasen verschiedenster Größe begegnet man in den Zimmern, und



Empfangsalon und Speisezimmer.





Der chinesische Gesandte (sitzend) mit den Mitgliedern der Gesandtschaft.

Gesandten war streng nach nationaler Sitte gekleidet. Wie anders der nunmehrige Vertreter Chinas. Dr. Jen ist nach westeuropäischer Mode gekleidet, auch seine Auffassung über die Zukunft seines Landes ist durchaus modern. Als ein Zögling amerikanischer Universitäten mußte er diese Auffassung gewinnen, die Jen auch durch seinen Uebertritt zum Christentum betätigte. Den diplomatischen Dienst begann er in Washington, wo er unter dem aufgeklärtesten Mann des kaiserlichen China, unter Wutingfang, arbeitete. Mit seinem Chef verließ Jen Washington und wurde in Peking Abteilungchef im Auswärtigen Amt. Von dieser Stellung aus erfolgte seine Berufung nach Berlin, wo bis zu seiner Ankunft der allgemein beliebte Herr Wang als Geschäftsträger die Republik vertreten hatte. Dr. Jen ist mit einer Schwester von Sun Pao chi verheiratet, der selbst bei



Blick in das chinesische Zimmer.



uns Gesandter war, um dann Vizekönig von Schantung zu werden. Im Haus Jens, der China längere Zeit in Paris vertreten hatte, wurde viel Französisch gesprochen, und so ist auch Frau Jen des Französischen mächtig, während ihr Gatte das Englische gleich seiner Muttersprache beherrscht. Deutsch versteht der Gesandte nur wenig, aber er versteht die Aufgabe, die in Deutschland seiner harrt. Denn er hat sich zur Richtschnur die Worte gemacht, mit denen Juanschikai ihn in der Abschiedsaudienz entließ: „Sie gehen in ein Land, das nach allen seinen Leistungen und Fähigkeiten berufen ist, uns für unsere künftige Entwicklung ein Führer zu sein.

Heinrich Blankenburg.

Eine Fahrt nach Südwestalaska.

Von Dr. Reinhard Thom. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Alaska! Auf nach seinen Gletschern, seinen Totempoles, seinen Bergen! Also leb wohl, Stadt am „Goldenen Tor“! Langsam entschwindet San Franzisko, das neue und glänzend entstandene. Nach Norden dreht der Dampfer, und über eine Woche wird er diese Richtung bewahren.

Die Mehrzahl unserer Reisegenossen entstammt dem Gebiet am Stillen Ozean. Sie alle wollen hinaus in das großartig einsame Märchenland; sie alle, die ermattet, nervenerschöpft oder überfeinert sind. Von den betäubenden Folgen verkehrten Ueberfleißes und übermäßiger Ueppigkeit werden sie sich befreien und hinausretten in die Natur. Die reine, starke Luft, das salzige Meer, sie werden alle Sorgengespinste wegfegen, alle Sünden abwaschen.

Seattle, der erste Anlegeplatz und eigentliche Ausgangspunkt einer Reise nach Alaska! Eine echt amerikanische Stadt des mächtig emporstrebenden Westens; ihr Wachstum in Zahlen: 1880 noch nicht 4000 Bewohner, zehn Jahre später über 40 000, an der Jahrhundertwende über 80 000 und heute nicht weit von 200 000. — Wie reizvoll liegt die Stadt. Vor uns eins der schönsten Inselmeere der Welt — der Zugang vom Land auf kilometerlangen Holzbrücken. In ihr wundervolle Parks mit Spielplätzen für Kinder, die auf Schaukeln, an Klettergerüsten und Rutschbahnen sich austummeln oder in kleinen zementierten Teichen, hochgeschürzt und barfüßig, sich in allerlei Planschereien austoben.


Straßenbild aus Skagway, dem „Eingangstor nach Klondike“.

Nordwestwärts gleitet der Dampfer. Lind ist die Luft unter dem Einfluß des japanischen Stromes, der als Bruder des Golfstromes für Südwestalaska die gleiche Bedeutung besitzt wie dieser für Skandinavien.

Die Begeisterung wächst, als es weitergeht. Postkarten, Bilder, Andenken wandern in den Briefkasten des Schiffes: sie geben den Lieben daheim lebendige Anschauung von alledem, was wir noch sehen sollen — Totempoles, einfache Dörfer, Indianer ihre kunstvollen Flechtkörbe verkaufend, Eingeborene in Kanus; Gebirge höher als die Alpen, Eisströme, Wälder und Goldfelder!

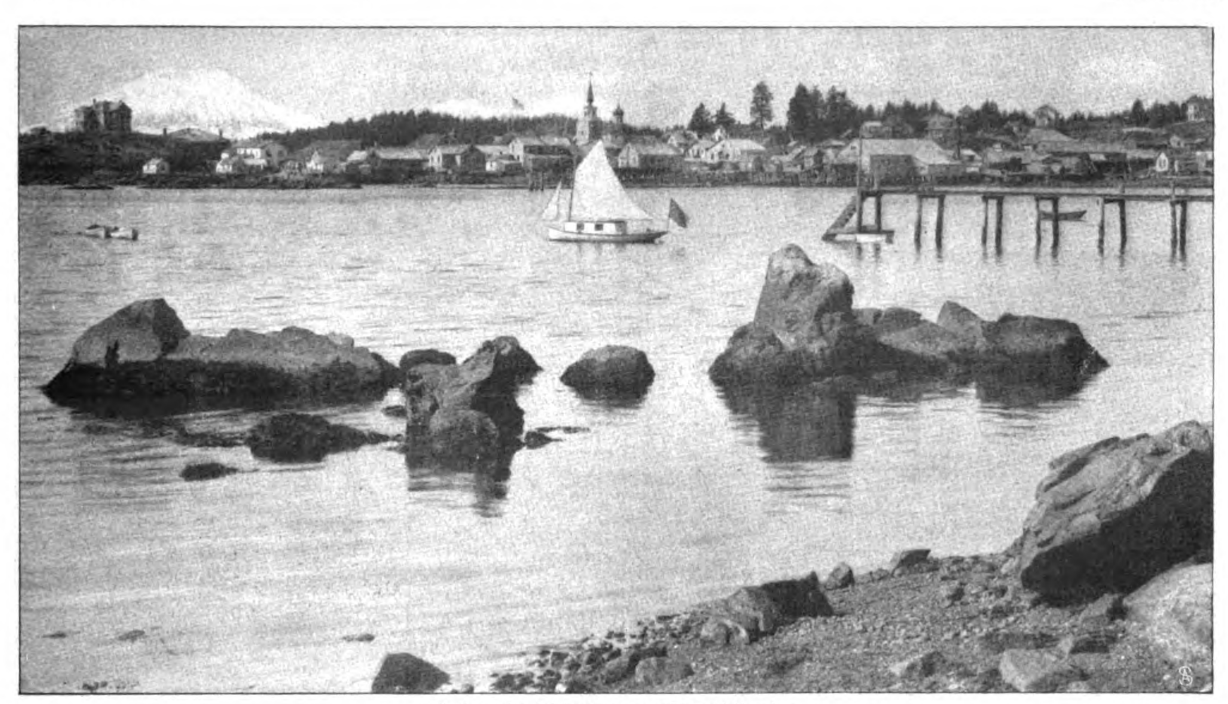
Nordwestwärts werden wir fahren. Tagelang durch Meerengen, Buchten und Golfe! Von Deck werden wir Inseln, bewaldete Hügel und stolze Berge schauen; die Landschaftsbilder werden an Großartigkeit wachsen. Bei hellem Sonnenschein oder im Mondenglanz von einzigartiger Schönheit! Aber wehe in der Nacht bei grauem, dickem Nebel. Wie manches Fahrzeug lief dann in enger Straße auf — doch davon später.

Jetzt blinkert gleißend die Sonne auf der breiten Wasserfläche. Plötzlich treten die Berge der kanadischen Küste nahe aneinander, und dunkelgrüne Fluten schießen in dem schmalen Sund reißend dahin. Auf den strudelnden Wassern ist es lebendig geworden. Hundert und aber hundert Lachse schwimmen an uns vorbei und schnellen in meterweiten Sprüngen zur Belustigung aller Reisenden aus ihrem feuchten Element.

Und dann ein einzigartiges Gemälde, wie es kein Künstler zu schaffen vermag. Wolkenfetzen an den Wänden. Mächtig recken sich die Zacken und Zinnen der scharfen Felsränder empor. Blaue Töne, von den hellsten bis zu den düstersten, überwiegen. Manch goldener Sonnenflecken auf dunklem Grün oder auf lichtem, wo einst eine Lawine den alten Baumschlag niederriß. Ueberraschende Blicke und Farbenstimmungen. Die Berge spiegeln sich und baden ihre Häupter . . .

Und blicken wir jetzt die stundenlange, schmale Grenvillestraße entlang. Abenddämmerung bricht langsam herein. Silberglanz verklärt die stille Natur. Nur in der weiten Ferne der schnurgeraden Meeresfurche glühen die erhabensten Gipfel. Da jagt von ungefähr ein kalter Luftzug heran; Nebelstreifen umfangen uns — fröstelnd ziehen wir uns von Deck zurück. Wenn es Abend ist, plaudert man vom bequemen Stuhl aus mit den neuen Bekanntschaften.

Zwei Tage unterwegs! Gegen Mitternacht laufen wir nur für eine Stunde das englische Prince Rupert an, wo der nördlichste Schienenstrang der Neuen Welt am Großen Ozean endet. — Am nächsten Morgen sind wir nördlicher als Königsberg in Ostpreußen und erreichen mit

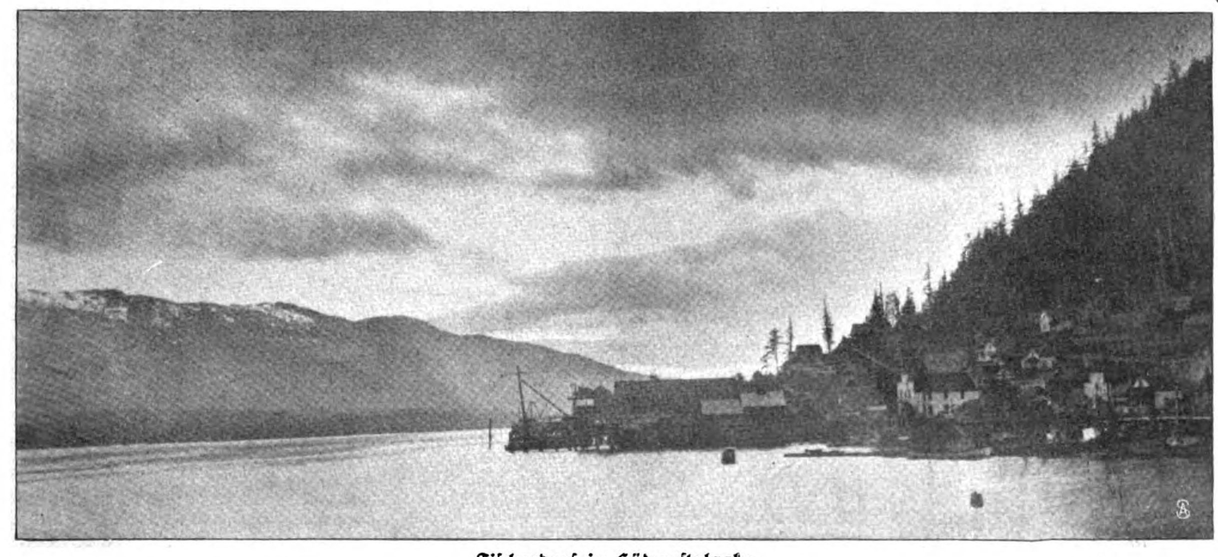


Sitka, die frühere Hauptstadt Alaskas.

Ketschikan (Abb. S. 927) die erste Ansiedlung in Alaska. Alles läuft nach dem nahen Bergbach; in ihm wimmelt es von ungezählten Lachsen, die zu den Stromschnellen ihrer Jugend zurückkehren, um dort einer neuen Nachkommenschaft Leben zu geben. Kenner behaupten, sie wollen in dem Fluß sterben, dem sie ihr Dasein verdanken. In so gewaltigen Mengen belagern sie die einzelnen Stufen und Vorsprünge, daß ein rascher Griff reiche Beute verheißt.

Die nächsten Tage sind ungemein abwechslungsvoll. Da ist Wrangel an der Mündung des Stikine. Hunderte von Gletschern nähren diesen Fluß, der einst einen beliebten Weg zu den Goldminen Klondikes bildete. Die Stadt weist eine Reihe alter Totempoles auf (Abb. S. 927). Als Stamm- oder Familienwappen stehen diese Pfähle aus Holz vor den Häusern der Eingeborenen, schillern in buntesten Farben und zeigen seltsam geschnitzte Fisch-, Vogel- und Menschenköpfe übereinander. Oft überragen sie als stolze Wahrzeichen die Hütten. Die Straßen ruhen zumeist auf Holzstämmen, die durch starke Bohlen überbrückt sind.

Hier wie auch später besichtigen wir die gewaltigen Anlagen, die der Zubereitung und Verpackung vornehmlich des Lachses dienen. So werden in Petersburg, einem kleinen Fischerort, täglich gegen 30 000 Fische in 100- bis 150 000 Büchsen gepreßt, wenn die Zeit des Lachsfanges da ist. Die im Morgengrauen erbeuteten Meeresbewohner sind durch großartige Maschinen- und Menschenarbeit schon zur Mittagzeit versandbereit. Nur noch in Chikagos Schlachthäusern sah ich diese verblüffende Art von Schnellarbeit. Vor allem erregt es Erstaunen, wie man über die vergewaltigten



Fischerdorf in Südwestalaska.

Naturkräfte als Herr gebietet. Immer entbehrlicher werden Menschenhände. Wenn man jedoch behauptet, daß aus dem Arbeiter ein Aufseher wird, so hat sich mir ein anderer Gedanke aufgedrängt. Die Menschen werden eher Teile einer Maschine. Tagaus, tagein — Monat für Monat immer die gleiche Bewegung, immer die gleiche Arbeit. Hier sind es meist Chinesen oder Eingeborene, in Chikago waren es Einwanderer aus Europa.

Wenige Stunden nördlich der Takufjord. Im Wasser ziehen Eisberge an uns vorüber. Langsam lenken wir in diesen prächtigen Fjord. Seinen Abschluß bildet der steil abfallende Takugletscher mit seinem tiefblauen Ton, wie ihn vielleicht kein anderer Gletscher Alaskas besitzt. Donnernd grollt es von den Bergkesseln der Höhe, Karen der Urzeit, wenn ein Eisblock von der Riesenwand abbricht. Krachend saust er zur Tiefe und weckt tausendfachen Widerhall.

Weiter nach der Treadwell Goldmine, nahe der Hauptstadt Juneau! Ungeheure Mühlen zerstampfen und zerquetschen den golddurchsetzten Quarz zu feinstem Sand; rinnendes Wasser spült ihn über Quecksilberplatten. Während der Sand hinübergleitet, haftet das Gold. Obwohl die Tonne nur wenige Dollar Metall liefert, erweist sich das Verfahren als so wirtschaftlich, daß der Gewinn allein dieser Mine bereits den mehrfachen Kaufpreis Alaskas übersteigt. Für den Spottpreis von 7½ Millionen Dollar erwarb 1867 die Union dies wertvolle Gebiet von Rußland. Tatkraft und Glück waren den Amerikanern gute Gefährten. Die Arbeiter in den Bergwerken sind Eingeborene. Aber auch die slawische Rasse ist stark beteiligt. Schaustellungen, Zeitschriften, Schwimmanstalt, Billardsäle usw. bringen Abwechslung in das eintönige Leben und sollen das Dasein erträglich gestalten.



Bei Ketschikan aufgefahren.

Von den Stätten der Arbeit kommen wir wiederum in die große Natur. Der Glanzpunkt unserer Reise naht. Als wir in den hundert Kilometer langen Lynnfjord einbiegen, enthüllt sich uns ganz der Zauber nordischer Pracht. Die überwältigende Schönheit eines der großartigsten Landschaftsgemälde der Welt läßt uns verstummen. Das auffallendste sind beim ersten Anblick die wundervollen Architekturen, diese herrlich geschwungenen Linien. Allmählich wirkt auch das Unbeschreibliche dieser satten Farben. Aus dem milchgrünen Wasser ragen bläuliche Berge, schneebedeckt, gletscherdurchfurcht, mit Nebelkappen umsäumt, während die Sonne mit dem Wolkenheer um die Herrschaft ringt.

Im Norden teilt sich der Fjord. Hier liefen vor unvordenklichen Zeiten lange, schmale Gletscher wie leuchtende Riesenschlangen zwischen steilen Felsen strahlenförmig zusammen, um sich gemeinsam nach Süden vorzuschieben und in langen Jahrhunderten an der Vertiefung des Lynnkanals mitzuarbeiten.

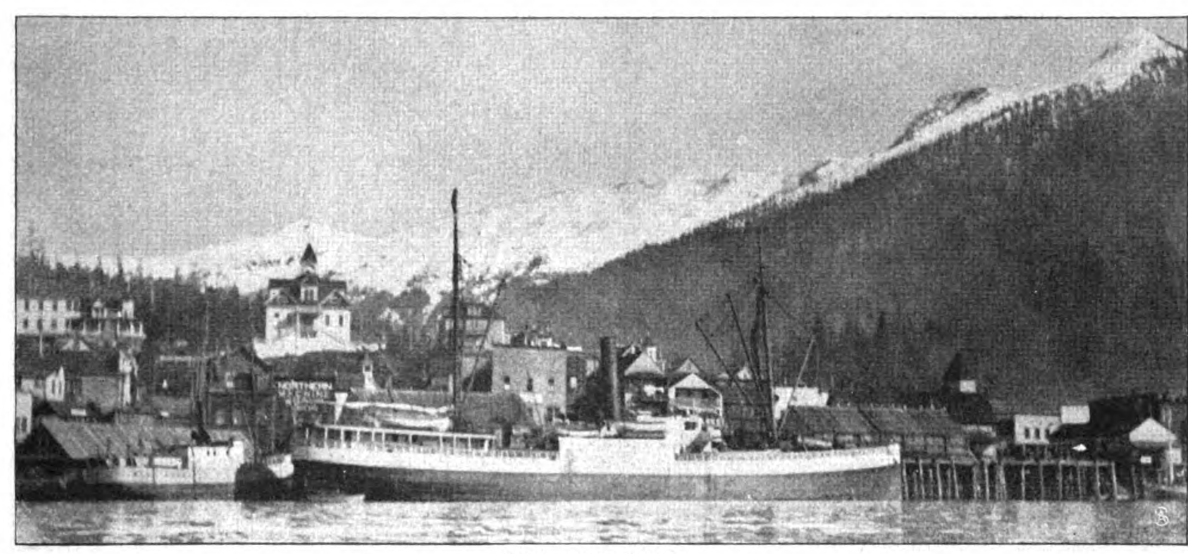


Lachsboot,
von oben gesehen.

Bevor wir jedoch in den östlichen Ausläufer einfahren, besuchen wir Haines, wo Militär liegt. Dort ergötzen sich Soldaten auf duftendem Klee im Angesicht der Gletscherwelt am Ballwurf oder am Spiel einer Musikkapelle, hier zwischen Baracken und Paradefeld belustigen sich andere mit einem gezähmten Bären oder einem flügellahmen Adler.

Dann gleitet der Dampfer in den Ostarm. Wir glauben, auf einem stillen See zu fahren, umrahmt von trotzigen Bergesriesen. In der entlegensten Ecke, eingekeilt zwischen jähen Wänden, drängt sich ein Fluß hervor; auf den Ablagerungen seiner Mündung erscheint Skagway (Abb. S. 924), das Eingangstor zum Jukon und nach Klondike. Nach diesen gold- und pelzreichen Gebieten fährt heute eine Eisenbahn, an tiefen Abgründen vorbei, in kühnen Schleifen, über stolze Brücken zum Whitepaß, wo in einer Höhe von beinah tausend Meter neben dem Union Jack das Sternenbanner flattert.

Eine herrliche Fahrt von kaum zwei Stunden. Rot leuchten die Gipfel, bläuliche Schatten lagern in düstern Klüften. Da unten zieht sich der Pfad hin, auf dem am Ende des vorigen Jahrhunderts in eisiger Kälte, in tiefem Schnee Tausende heraufschlichen. Gold war ihre Losung. Ehe man den Paß erreichte, starben



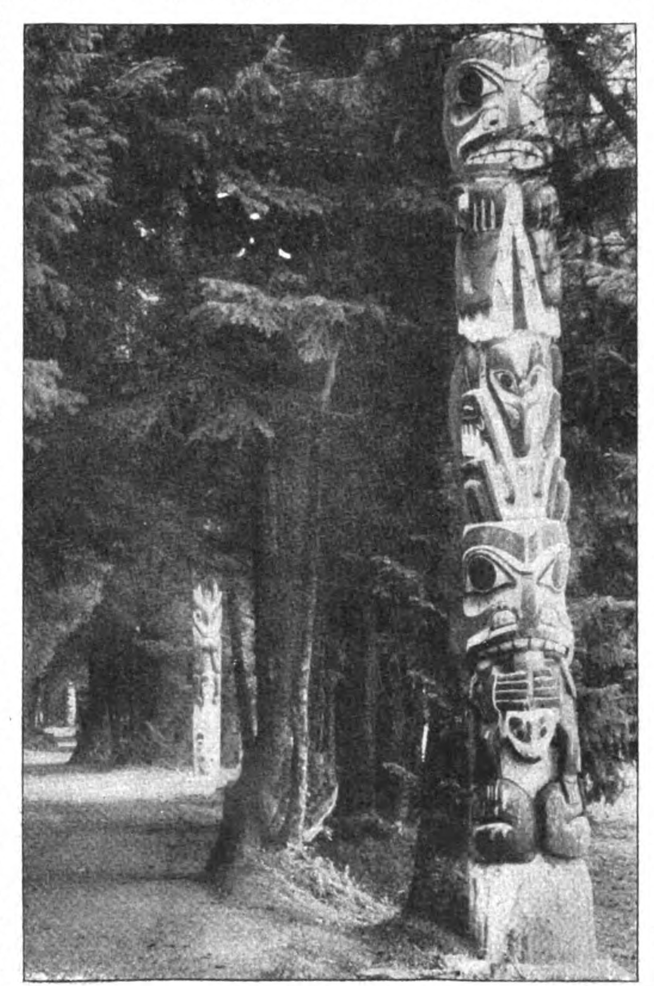
Blick auf Ketschikan.

allein in einer kleinen Mulde, dem „Tal des Todes", Hunderte von Pferden. Wieviel Hoffnung, wieviel Verzweiflung sah dieser steile Aufstieg. Als wir zum Schiff zurückkehren, füllt silbernes Dämmerlicht die Bucht. Stundenlang fahren wir in dieser magischen Beleuchtung wieder zum großen Lynnfjord hinaus; aber diesmal in entgegengesetzter Richtung.

Noch einmal empfinden wir den vollen Zauber nordischer Schönheit, als wir zu der westlichsten Stadt Südwestalaskas kommen. Auf der Baranowinsel liegt Sitka (Abbild. S. 925), das seit seiner Gründung, 1804, durch den ersten Gouverneur von Alaska Baranow über hundert Jahre Hauptstadt war.

Aus der See tauchen unzählige grüne Inseln. Im Hintergrund gürten schneegekrönte Berge die reizende Bucht; ein erloschener Vulkan mit wundervollem Umriß und in jungfräulichem Weiß ruft die Erinnerung an den Fujiyama im Winter wach. In der Nähe der Stadt zieht sich ein alter Eingeborenenpfad am Meeresrand dahin; bunte Totempoles begleiten ihn im Schatten des Waldes (Abb. nebenst.). Wie schimmert das Moor, wie glitzert die See, wie duftet der Tann!

In Sitka soll man am wohlfeilsten einkaufen. Also von Laden zu Laden, wo Goldarbeiten locken, oder zu den Eingeborenen, die kunstvolle Schnitzereien in schwarzem Marmor, in Elfenbein und Holz anbieten. Auch hier verleugnet sich nicht die Amerikanerin. Eine Schar dringt ein, eine andere strömt heraus; aber niemand kauft. Die Geschäftsleute nehmen es anscheinend nicht übel. Man kennt hier ihre Gewohnheiten. Wie erschraken doch die Händler in den Häfen des Indischen Ozeans und Ostasiens, wenn derartige Massenzüge ihre Verkaufstände beglückten.



Totempolespfad bei Sitka.

Der folgende Tag führt uns durch Buchten, enge Meeresstraßen an Felseneilanden vorüber. Wie schottische Seenlandschaften muten sie in ihrem Wechsel von Lieblichkeit und rauher Wildheit an.

Auf der Rückfahrt wendet sich das Glück von uns. Ein feiner Sprühregen dämpft die Stimmung am Tag. Nur des Abends ertönen liebliche Walzer oder noch öfter die Weisen moderner Apachentänze.

Eines Nachts beginnt die Schiffsirene ihren schauerlichen Sang. Immer heulender wird ihr Ton. Schrille Pfiffe mischen sich in ein unheimliches Konzert. Ich stecke meinen Kopf durch das Fenster: dicker, undurchdringlicher Nebel. Plötzlich verspüre ich einen schwachen Ruck —

dann ist alles still. Aha, wir sind in Ketchikan! — Als ich frühmorgens wiederum den Kopf aus der Luke strecke, gewahre ich Land unter mir. Schnell fahre ich in die Kleider und bin in einigen Sätzen auf Deck. — Wir sind aufgefahren: ganz sacht auf Kies; und ganz aufrecht. (Abb. S. 926). Es ist Ebbe, und das Wasser weicht noch immer. Der Kapitän hat Pfähle hinunterschaffen lassen, die das Schiff stützen wie Balken beim Häuserumbau. Zum Glück sind wir dem Land nahe; in der Ferne erkennt man Ketschikan. Hilfe ist bereits unterwegs; auf der einen Seite gleitet unsere Ladung — zahllose Lachskisten — auf einer rasch errichteten Rutschbahn zum Strand; auf der andern Seite liegt bereits ein Kahn, der in fieberhafter Eile gefüllt wird. Inzwischen wird es in den Kabinen lebendig. Echt amerikanisch klettern oder rutschen Wagelustige zur Tiefe. Jetzt können wir in Muße unser Schiff bewundern und von allen Ecken und Enden knipsen. Gegen Mittag steigt die Flut, am Nachmittag versucht uns ein Schlepper abzubringen; doch die Taue zerreißen. Eine Stunde später kommen wir durch eigene Kraft mit Volldampf rückwärts los. Auch die weniger Beherzten erfreuten sich des Abenteuers!

Doch bevor wir unsere Reise beenden, will uns das Wetter, will uns das Meer versöhnen. Voll scheint der Mond über dem großen Ozean — die See aber leuchtet, wo die Woge schäumt, weithin in grünem Glanz: Meerleuchten!

Leb wohl, Alaska, du Land des gelben Goldes, des roten Lachses! Wenn bei Panama die Wasser zweier Weltmeere sich mischen, wird es leichter sein, dich wiederzusehen — auf deutschem Schiff vielleicht.

Die Kinder des Genies.

Roman von

Marie Luise Becker.

9. Fortsetzung und Schluß.

Margerit wandte sich wieder zu Jakob und sagte ablehnend: „Warum willst du da in ein anderes Schicksal pfuschen? Ich habe den Eindruck, als ob Gudrun nichts von Karl wissen will, als ob sie sich zurückzieht, innerlich kämpft. Ich finde es sehr unangebracht, sich da hineinzumischen."

Sie stellte einige blasse lila Astern in eine dunkelgrüne Vase und ordnete die Blüten mit leichten Händen.

„Sie haben sich aber doch früher gefunden — auch von selbst", wandte Jakob ein und dachte an den Frühlingsweg zu den Staren.

„Und er hat sie verlassen —" antwortete Margerit sinnend, „das vergißt ein Frauenherz nicht. Wie soll da eine neue Liebe in ihr aufblühen — wenn alles junge Fühlen einst in ihr zertreten wurde? Nein — die Nachtfröste, die in die Frühlingsblüten fallen, zerstören meist die Ernte für den Herbst."

Jakob nagte an seinen Lippen.

„Wie aber, wenn in ihrer Seele ein Rest Liebe lebend geblieben wäre —" wandte er ein.

Margerit schüttelte den Kopf. „Nicht nur Liebe ist nötig für eine Ehe. Ehe ist tiefstes Vertrauen."

Sie trat zu dem Gatten und legte ihm zärtlich die Hände auf die Schultern.

„Haben etwa wir beide je das Vertrauen zueinander verloren, Job?" fragte sie leise und eindringlich.

Er küßte ihre klare, stille Stirn. „Nein," sagte er gerührt, „aber ich will doch mit Gudrun sprechen — es will mir nicht aus dem Sinn, daß d i e beiden zusammengehören."

In dem Augenblick trat Gudrun ins Zimmer.

Sie fühlte, daß man von ihr gesprochen hatte, und sah fragend von einem zum andern.

„Was ist —?" fragte sie.

Margerit lachte leicht auf. Sie nahm eine feine venezianische Glasvase aus dem Schrank, die auf dem Transport in viele Scherben zerbrochen war, und legte die Scherben sorgsam auf den Tisch, indem sie versuchte, sie aneinanderzufügen.

„Glaubst du nicht, daß man sie kitten kann?" fragte sie bedeutsam. „Wenn man sich die Mühe gibt, alle die feinen Teile und Splitter aneinanderzupressen —"

„Es wäre doch immer nur eine gekittete Vase —" antwortete Gudrun finster.

Margerit sah Jakob an, der mit den Augen ihrem Tun gefolgt war. Alle drei schwiegen eine Zeitlang.

Gudrun verstand. „Und ein gekittetes Glück —?" fuhr sie fort.

„Gudrun, Karl Nordmann liebt dich", sagte Jakob. „Warum bist du so ablehnend? Er wirbt um dich. Überlege dir doch, wie glücklich du mit ihm sein könntest. Vergiß doch die alten Verstimmungen. Er liebt dich wirklich —" fügte er ernst und betont hinzu.

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Das hat er mir früher auch schon gesagt — und inzwischen vielen andern — ich bin nicht die Frau — den Kampf um ihn mit den andern aufzunehmen." Sie schüttelte den Kopf. „Nein — ich habe nicht mehr den Mut dazu — es ist besser, du kittest deine Vase nicht erst, Margerit, sie fällt doch bald wieder zusammen. — — Man soll nichts kitten, was einmal zerbrach —"

„Ist das dein letztes Wort, was du Karl zu sagen hast?" fragte Jakob. „Soll ich das Karl übermitteln?

Gudrun nickte. „Ja — mein letztes Wort — ich kann nicht mehr", sagte sie leise und ging hinaus. . . .

„So muß ich denn also Karl ihr bestimmtes Nein bringen, ihm sagen, daß alles aus ist — wie ärgerlich!"

„Nein," sagte seine Frau, „bringe ihm keine Absage. Das war keine Absage —"

„Na — hör mal —"

„Nein — sie liebt ihn noch — vielleicht gewinnt sie von neuem Vertrauen zu ihm. Ein Weib wie Gudrun will erobert und umworben sein — die gibt sich nicht nach zwei Worten — besonders aber nicht dem, der sie einmal verließ — er soll warten — werben — Geduld haben — desto größer ist dann sein Glück! Nun verzage ich nicht mehr daran und werde das meinige tun, daß sie zusammenkommen."



Er zog sie in seine Arme. „Also du wirst mir doch helfen?“ fragte er, indem er sie küßte.

„Ja —“ flüsterte sie zwischen seinen Lippen, „weil wir so glücklich sind und sie ihn liebt — will ich's doch noch versuchen.“

* * *

Es sollte aber doch eine Wolke über den lachenden Sonnenhimmel ihrer Ehe ziehen!

Eins von Jakobs Dramen war in Musik gesetzt worden, und man bereitete die Aufführung der Oper vor. Margerits Rolle aus dem Stück fiel einer Sängerin zu, Walheide Kirschner, deren prachtvolle Stimme, deren Spiel und Erscheinung dem Werk eine neue Nuance gaben. Aber auch Jakob konnte sich dem Zauber nicht entziehen, den diese geistvolle und schöne Interpretin seiner Hauptrolle auf ihn ausübte wie auf alle andern Menschen.

Sie ließ ihn auch merken, daß er ihr nicht gleichgültig sei.

Zum erstenmal sah Gudrun den Bruder für eine andere Frau eingenommen, seit er Margerit kannte, und sie wurde sehr besorgt. Es schien ihr auch, als ob Margerit eine gewisse stille Angst sorgsam verberge.

Walheide Kirschner sollte die Rolle in Dresden singen und dann nach Rußland mitnehmen. Man gab ihr ein großes Abschiedsdiner.

Gudrun und Margerit schmückten die Tafel.

„Margerit — findest du nicht — daß Jakob — sich ein wenig zu viel aus ihr macht?“ fragte Gudrun die Schwägerin leise.

Margerit hob ein paar Ranken empor und schlang sie um die elektrische Ampel. „O — ja — leider“, sagte sie halblaut.

„Margerit — ich möchte ihn warnen“, fuhr Gudrun fort.

Die junge Frau machte eine leise, abwehrende Bewegung. „Ja — nicht — tu das nicht, Kind“, antwortete sie und sah dann Gudrun plötzlich an, und das Mädchen war erstaunt über den Schmerz, der in ihren Zügen lag. „Wenn du ihm das Geringste sagst, ist die Gefahr viel größer. Jetzt ist er wie ein Schlafwandelnder, dessen Weg wir nur in der Stille zitternd beobachten können — ihn aber zu wecken, anzurufen — nein. Ich hoffe — er findet so zurück —“ fügte Margerit leise hinzu.

„Und wenn er nicht fände? —“ sagte Gudrun angstvoll. „Du bist eine merkwürdige Frau — Margerit — bist du nicht eifersüchtig?“

„Nein — nicht in dem Sinn — den du in das Wort legst“, antwortete die junge Frau und ordnete weiter die Blumen. „Erstens könnte ich ja vielleicht ein Kunstwerk in ihm, das werden will, zerstören — wenn ich eine Liebe zerstöre — — das alles liegt so nah beisammen — wir verwechseln es so leicht — und dann — sieh — ich habe es immer für würdelos gehalten, wenn eine Frau aus ihrer Liebe eine Fessel drehen will —“ Gudrun war totenbleich geworden, als ging Margerits Wort sie selbst an.

„Du meinst —?“ stammelte sie.

„Ich meine, daß Jakob mich so geliebt hat, wie nur ein Mensch den andern lieben kann. Ich hoffe nur, daß mir diese Liebe bleibt — wenn sie sich vielleicht auch eben verschleiert. Auf alle Fälle war seine Liebe das größte Glück meines Lebens — er hat es mir geschenkt — und ich werde ihm immer dankbar dafür sein — was auch kommen mag. Wir waren einander alles. Wenn ein anderes Weib ihm meine Stelle ausfüllen kann — wenn das möglich ist für ihn — für seinen inneren Menschen — so zerbricht damit etwas zwischen uns beiden — was nicht wieder heilt — und was auch die Eifersucht ausschließt — die zurückerobern, wiedergewinnen will. Doch das alles ist ganz unabhängig von einem Wohlgefallen oder einer flüchtigen, äußeren Untreue. Vielleicht braucht er sie — als eine künstlerische Anregung — wer weiß —“

„Du würdest ihm eine Untreue vergeben —?“

„Ich würde sie sogar vergessen — wenn er sie vergißt —“

„Du würdest also nicht um ihn kämpfen —“ stammelte Gudrun verwirrt.

„Du wirst sehen, wie ich um ihn kämpfe —“ antwortete Margerit mit einem eigentümlichen, verschwiegenen Lächeln und ging still hinaus. —

Am Abend war Margerit so schön, so eigenartig, so ganz besonders gekleidet, daß sie wie in einer neuen, wundersam reizenden Jugend erschien.

Auch Jakob fiel es auf. Und das verwirrte ihn. Sie scherzte beim Diner, als sie ihm gegenübersaß, und erzählte mit leichtem Spott, wie so viele Frauen einst ihren schönen Schwiegervater gefeiert hätten, wie heute so viele ihren Mann begehrten.

Ihre Augen blitzten. Walheide Kirschner errötete, Jakob wurde unbehaglich, aber er ging auf ihren leichten Ton ein.

„Du könntest mir wirklich ein bißchen mehr Freiheit geben“, sagte er, scheinbar auf ihren Scherz antwortend.

Man horchte auf. Denn niemand war das Interesse entgangen, das der junge Dichter an der schönen Sängerin nahm. Alle sahen die Gattin an, die da sichtlich hohes Spiel spielte.

Aber Margerit lächelte zufrieden. Er gehörte ihr doch noch — gab ihr unbewußt das Stichwort zu dem, was sie sagen wollte und mußte!

„Gewiß!“ antwortete sie ganz ernst und fest. „Sehr gern gebe ich dir die Freiheit — du kannst tun und lassen, was du willst. Du weißt, ich bin keine von den altmodischen Frauen, die aus der Ehe einen lebenslänglichen Kerker machen. Du mußt nur wissen, daß ich — in dem Augenblick, wo du mir untreu wirst — selbst das Gefühl verliere, daß ich dir treu sein muß, aus innerer Notwendigkeit, aus der heiligen Gegenseitigkeit und Gemeinsamkeit unserer Ehe — also daß ich mich dann ebenso frei fühlen werde wie du.“ Sie hob lächelnd und leise abwehrend die Hand. „Ich sage nicht — daß ich diese Freiheit benutzen würde — aber ich würde doch wissen — daß ich es könnte — daß mich innerlich nichts mehr hielte — nichts mehr an dich bände — denn wir haben das gleiche Recht — du und ich — als gleichwertige Menschen — das gleiche Recht an die Freiheit —“

Jakobs Lippen waren blaß geworden, er sah Margerit an und fand, daß sie schön sei, begehrenswerter denn je. —

„In dieser Minute hat sich Margerit ihren Mann zurückerobert“, sagte Karl leise zu Gudrun, die mit zitterndem Herzen dem Gespräch gelauscht hatte.

Gudrun nickte. „Sie ist bewundernswert“, flüsterte sie mit einem Seufzer.

* * *

Das Denkmal wurde fertig, gegossen und aufgestellt, und die Festredner nannten den toten Dichter unsterblich. Nun seine Bronzegestalt da vor ihnen stand, war es ihnen doch wieder, als sei sein toter Wille erwacht, als rührten seine Verse ihre Seelen.



Ein tiefer Frieden, ein stilles Sichversöhnen mit allem, was geschehen und nicht geschehen, zog in Gudruns Herz ein.

Der Zorn gegen alle, die den Toten so rasch vergessen hatten, löste sich in einen ruhigen Friedensgedanken auf.

Sie stand zwischen den drei Jugendfreunden, die sie alle drei zum Weib begehrt hatten: Karl Nordmann, Bill Theisheim und dem guten Otto.

Zwei von ihnen hatten nun ein anderes Weib neben sich — und hatten ein ander Glück gefunden — nur sie und Karl standen einsam, und alle Menschen schienen es für selbstverständlich zu halten, daß sie beide einmal zusammengehören würden.

Und plötzlich kam eine Furcht über sie, daß dieser Wille der andern in ihr Geschick hineingreifen würde und sie bestimmen, zu tun, was sie für Unrecht hielt. Und sie war schroffer und ablehnender als je zu Karl Nordmann, und die Feier verlief, ohne daß sie einander nähergekommen waren . . .

* * *

Sie reiste gleich wieder zurück nach Berlin mit Jakobs beiden Kindern, indes Jakob und Margerit weiterfuhren nach Antwerpen, wo man Jakobs Drama spielen wollte mit Margerit in der Hauptrolle.

Sie würde so lange Mutterstelle an den Kindern vertreten, bis die Eltern zurückkehrten und in der Villa wohnten. Damit war sie in einem Wirkungskreis, der sie von ihren Träumen abbrachte. —

Karl Nordmann hatte sich angewöhnt, auf Jakobs und Margerits Anregung hin, wie ein Freund im Haus aus und ein zu gehen, und so war er viel mit Gudrun zusammen.

Als er eines Tages in Jakobs Villa kam, um Gudrun guten Tag zu sagen, bat ihn der Diener, das gnädige Fräulein zu entschuldigen, die Kinder seien krank. Man könne niemand empfangen. Sie widme sich ganz der Pflege.

Er ließ sich nicht abweisen und ging hinauf in das Kinderzimmer. Es war verdunkelt, und Gudrun trug ein weißes Kleid wie eine Krankenschwester.

Sie erhob sich, als er eintrat. „Du hättest nicht heraufkommen sollen, die Kinder haben Scharlach, das ist ansteckend", sagte sie mit halbem Lächeln und reichte ihm die Hand.

„Und du fürchtest dich nicht?" sagte er und nahm ihre Hand.

Sie sah ihn an, erstaunt, daß man erwarten konnte, sie würde an sich selbst denken.

„Ich bin in großer Sorge", sagte sie und neigte sich zu den Kindern. „Bei Lorle ist's leicht — aber Bubi hat es, scheint's, tüchtig gepackt. Und ich bin allein mit ihnen und wage nicht einmal, Margerit, die doch spielen soll, mit einer Nachricht zu ängstigen."

„Dann müssen wir also Vater und Mutter bei ihnen vertreten", antwortete Karl lächelnd.

Gudrun tat, als ob sie nicht zuhörte, und beugte sich über das Bett des Jungen. Der Kleine reckte weinend die Ärmchen nach ihr.

Sie nahm ihn in die Arme und trug ihn beruhigend im Zimmer auf und nieder. Ihre leise, kosende, tröstende Stimme klang wie ein süßes Lied, das ihm das Herz weit und sehnsüchtig machte nach ihrer Zärtlichkeit von einst.

Wie mütterlich ihre Bewegungen waren! Wie lieb er sie hatte!

Die nächsten zwei Tage blieb er an ihrer Seite, sorgte, daß eine Pflegerin sie nachts ablöste.

Gudrun nahm seine Hilfe, Nähe und Fürsorge dankbar an. Sie war voller Angst und Sorge, und die Verantwortung um die ihr anvertrauten Kinder peinigte sie so, daß sie seine Gegenwart als eine große Wohltat empfand.

Ihr Widerstand gegen seine Werbung, gegen seinen Willen, der nach ihr rief, wurde matter und matter in diesen Wochen — nun — unter der Last ihrer stellvertretenden Mutterschaft — fühlte sie sich geborgen und beschützt in seiner Nähe.

* * *

„Fräulein Heinemann ist nun selbst krank geworden und zu Haus geblieben, ich habe gleich an die gnädige Frau depeschiert", sagte die Pflegerin zu Karl am nächsten Morgen. „Die gnädige Frau hat auch schon telephoniert, daß sie sofort zurückkommt und das Gastspiel abbricht, und gefragt, wie es den Kindern geht. Na — es scheint ja, daß es besser wird."

„Und Fräulein Heinemann?" fragte Karl aufgeregt.

„Ja — sie hat sich angesteckt. Na, und bei großen Leuten ist es ja gefährlicher. Sie hat ja ihre alte Therese, die sie pflegt — Gott sei Dank."

Karl wandte sich ab. Eine große Angst war in seinem Herzen. Er ging hinüber zu ihrer Wohnung. Die alte Therese öffnete.

Gudrun lag da, mit fieberndem Antlitz und fiebernden Augen, erkannte ihn zuerst nicht, hielt ihn für den Arzt, fragte nach den Kindern mit angsterfüllter Stimme. Sie wollte aufstehen — die Kinder pflegen gehen. — Karl hielt sie zurück, nahm sie sanft in seine Arme.

Da erkannte sie ihn. Und mit dem Erkennen wurde alles Erinnern wach. Eine tiefe Erschütterung ging über sie hin.

Er war da — ihr nahe — das war doch ein Glücksbewußtsein, gegen dessen Macht sie sich nicht wehren konnte. Sie gab sich still darein, müde, hilflos und vertrauend, wie ein verirrtes Kind.

Sie ließ sich sanft in die Kissen zurücklegen, litt seine leise streichelnden Hände. Dann schloß sie die Augen — friedlich — willenlos — —

„Wie gut, daß du wenigstens da bist," flüsterte sie leise, „ich bin so allein." Dann schwand ihr das Bewußtsein. —

Als Margerit am nächsten Tag kam, war der kleine Junge aus der größten Gefahr, aber mit Gudrun war es schlimmer geworden.

Karl war bei ihr, pflegte sie, als müsse das so sein. Margerit und Jakob sahen nur hin und wieder, flüchtig nach ihr hin. Niemand als die alte, halb blinde Therese war um sie. Niemand bangte um sie — niemand sorgte sich um sie — als er — Karl.

Und damit schien er eine Macht zu werden im Leben des vereinsamten Mädchens. Denn es war ja nun doch nur seine Liebe, die sie noch an das Leben fesselte.

Da war es ihr auf einmal klar, daß sie kein Recht mehr hatte, ihm zu entfliehen.

Und so siegte denn seine starke Liebe gegen den Tod, gegen ihre Mutlosigkeit, gegen ihre Verzagtheit.

Als ihre Genesung begann, war es ihr ganz selbstverständlich geworden, daß er da saß, ihr vorlas und mit ihr plauderte.

Und dann durfte sie aufstehen und an seinem Arm die ersten schwankenden Schritte im Zimmer versuchen und dann ins Nebenzimmer gehen, wo die Sonne durch



das Fenster schien, und wo die Blumen dufteten, die er ihr gebracht hatte.

Und es wurde Frühling, draußen und in ihrem Herzen — — —

„Es ist heute herrliches Wetter — der Doktor hat dir eine Ausfahrt erlaubt“, sagte Margerit eines Tages. „Du siehst wirklich gut aus, wie du dich erholt hast! Hübsch bist du wieder geworden! Viel jünger! Jakob wird dir sein Auto schicken, und — wenn Karl dich begleiten will — könntet ihr eine Fahrt machen. Es ist warm und sonnig. Vielleicht oben, an der Havel, bei Lindwerder und vorbei durch den Wald — das wird dir gut tun. Nachher kannst du dann ja bei uns zu Abend essen und den Kindern guten Tag sagen. Du hast sie so lange nicht gesehen. Sie haben dich schon ganz vergessen!“

Eine Stunde später saßen sie im Automobil.

Karl hatte sie warm eingewickelt und zwischen Kissen und Decken gepackt. Sie war zwar ein wenig blaß noch, aber doch reizend zart mit der wiederkehrenden Farbe der Gesundheit und des Glücks auf Stirn und Wangen.

Sie fuhren die neue Spandauer Heerstraße entlang durch den frühlingduftenden Wald, an der Havel weiter, die leise, schwer und still dahinfloß.

Karl hielt ihre Hand und freute sich, wie sie so froh und tief die junge, frische Luft atmete. Nun war sie doch dem Leben neu geschenkt!

Ob auch seinem Leben? Seinem Wünschen und Sehnen? Er hatte nicht mehr gewagt, von seiner Liebe zu sprechen seit ihren letzten heftigen Worten.

Er drückte ihre Hand, damit sie ihn ansehen mußte.

„Gudrun —“ sagte er lächelnd — und doch voll innerer Bangigkeit, „willst du es nicht doch noch einmal mit mir versuchen?“

„Das Leben ist ein Kampf — an deiner Seite“, sagte sie leise — zagend —

„Und du hast nicht mehr den Mut zu neuem Kampf?“ fragte er traurig und ließ ihre Hand los — also es war doch alles umsonst gewesen.

Aber da war sie es, die seine Hand nahm und festhielt. „Still doch — ich habe ja den Mut zu neuem Kampf — ich fange ja heute ein neues Leben an — und das gehört dir —“ — —

Margerit lächelte, als sie ankamen. Sie hielten sich an den Händen, und ein seltsames, seliges Lächeln lag auf ihren Gesichtern, ihren Lippen — die sich geküßt hatten.

„Die Verlobungsbowle steht schon auf dem Tisch,“ sagte sie, „kommt nur herein. Ich habe mit Job heute morgen nämlich gewettet, daß ihr euch heute finden würdet. — Übrigens war's Zeit. Ich bin doch eine schlechte Komödiantin, habe ich wieder gemerkt, sobald mir eine Rolle nicht liegt. Und noch nie ist mir eine Rolle so sauer geworden wie die der bösen, herzlosen Schwägerin. Aber es ging nicht anders. Wir mußten sie alle verlassen, damit sie den Weg zu dir fand.“

So saßen Joachim Heinemanns Kinder beisammen und feierten den alten, neuen Bund, der nun eine neue Familie gründen sollte — in seinem — Joachims Sinn und Geist — und doch auch in einem neuen Geist . . .

Ende.

Neue Moden.

Hierzu 12 photograph. Aufnahmen.

Der Lenz führt die Pariserin wie jede andere elegante Großstadtbewohnerin mehr ins Freie. Dadurch entsteht ein Betonen der Straßenmode, der einfacheren, fußfreien Promenadenkleider. Als Gegengewicht aber hat sich in den letzten Jahren durch die verstärkte Reiselust während des Winters, die fast alle tonangebenden Menschen zum mindesten an die Riviera, meist nach Nordafrika oder zu einer Kreuzfahrt auf der Dampfjacht im Mittelmeer nach dem Süden entführt, eine Verstärkung auch des geselligen Lebens in der französischen Hauptstadt in den Frühlingsmonaten herausgebildet. Mit der Londoner Season vermag diese frühjahrliche Geselligkeitsperiode von Paris nur unwesentliche Aehnlichkeiten aufzuweisen. Namentlich fehlt ihr der Mittelpunkt des Hofes, um den sich in der englischen Hauptstadt alles gruppiert. Die offiziellen Ballfestlichkeiten finden in Paris alter Sitte gemäß im Winter statt, und die leitenden Regierungskreise beteiligen sich nur bei vereinzelten Gelegenheiten an dem Treiben des „Tout Paris“, z. B.



Phot. Manuel.

1. Straßenkostüm mit kurzer Jacke und schwarz-weiß kariertem Rock.



Phot. Manuel.

2. Hauskleid mit dreiteiligem, sonnenplissiertem Rock.



den beiden frühjahrlichen Bilderausstellungen, dem Concours hippique oder an den großen Rennen. Dafür aber verkehren die einzelnen Gesellschaftskreise sehr intensiv unter sich. Man veranstaltet musikalische Matineen, große Abendempfänge, Gartenfeste, lebende Bilder und Liebhabertheater; trifft sich im Theater, bei Konzerten, bei den Rennen, in den Ausstellungen und während der Vormittagstunden im Bois de Boulogne. Das dauert bis Mitte Juni, also etwa acht Wochen lang. Dann beendet mit einem Schlag der Tag des Großen Preises von Longchamps die Pariser Frühjahrsaison, und jeder, der auf seine gesellschaftliche Ehre hält, verläßt fluchtartig Paris, um sich in ein Bad zu begeben. In der Zeit der Pariser Frühlingsaison aber bildet sich die Mode des Sommers in ihren Grundzügen aus, und das, was die Schneider vorschlagen und anbieten, wird von der öffentlichen Meinung geprüft.



Phot. Manuel.

3. Fußfreies Kleid für junge Mädchen.

Bei den Schneiderkleidern macht sich nun augenblicklich die Tendenz bemerkbar, die Originalität der Raffungen, die am Rock herrschte, auf die Jacken zu übertragen. Abbild. 8 zeigt ein sehr charakteristisches Modell aus elfenbeinfarbiger Charmeuse (weichem Seidenstoff) mit Garnierung von schwarzem Libertyband als Gürtel und Kragenaufschlag. Die Jacke ist eine originelle Verbindung von Directoire und Empire: In dem Aufsteigen des Kragenabschlusses bis zum Hals und der vorn in der Mitte niederlaufenden Knöpfung sowie dem unterhalb des Gürtels geteilten, hinten zu einem Frackende verlängerten Schoß sowie durch hohe Gürtelung und Kimonoansatz der Aermel. Der kleine schwarze Tafthut mit dem kaum merklichen, hochgebogenen Rand und dem vorn hochstrebenden schwarzen Reiherstutz ist ganz 1913. — Das Kleid aus einfarbig erbsengelbem, geripptem Frühlingstuch (Abb. 6) zeigt eine im Rücken in eine Spitze verlängerte Jacke. Die Dreiviertelärmel mit den breiten Manschettenstulpen setzen unter dem übergeklappten Schulterteil wie an einem selbständigen Untergewand an. Vorn schließen die Jacken mit einem einzigen großen Knopf auf Brusthöhe und fallen dann im Dreieck auseinander. Der Rock ist seitlich unter einer überfallenden Rockbahn gerafft. Eine dunkellila Seidenschärpe fällt vom Gürtel über die Raffung nieder, die an ein gerafftes Reitkleid gemahnt. Den kleinen, vorn etwas über die Stirn gekippten lila Roßhaarhut ziert ein wegstrebender Stutz von lichtgelbem Seidenband. —



Phot. Talbot.

4. Zweifarbiger Kimonomantel.



Phot. Manuel.

5. Gesellschaftskleid mit Schalärmeln in japanischem Geschmack.

Eine typisch moderne Garnierung zeigt der kleine tropenhelmartige grüne Strohhut (Abb. 9), aus dessen glatt um den Kopf gelegtem grünem Ripsbandschmuck schwarze Reiherfedern emporragen, sich über dem Hutkopf mit ihren Spitzen vereinigen und so eine Art Krocketglocke bilden. — Das Hütchen zu dem Anzug auf Abb. 12 ist aus pflaumenblauem Taft hergestellt. Samtbandschwarzer Seidentüll, ein seitlich hochstrebender Reiherstutz vervollständigen den Aufputz. An dem originellen Straßenkleid ist die in einen gewickelten Gürtel und weiter in eine über den Rock seitlich niederfallende Schalschärpe übergehende langärmlige Jacke aus pflaumenblauer Charmeuse gearbeitet. Der viereckige kragenlose Vordereinsatz des Mieders aus champagnergelber Seide ist mit schwarzem Tüll bedeckt. Das breite Streifenmuster des runden glatten Rockes ist in einer schattierten Mischung von Blau und Schwarz auf lichtgelben Grund gesetzt. — Einen ähnlichen Eindruck macht das Kostüm auf Abb. 1. Originell



Phot. Talbot.

Phot. Manuel.

6. Einfaches Straßenkostüm mit Jacke.

Oberes Bild in der Mitte:

7. Kleid mit weißer Bluse u. schwarzem Rock.

Phot. Talbot.

Phot. Talbot.

8. Elfenbeinfarbenes Kleid m. origineller Jacke.

Linkes Bild:

9. Grüner Kuppelhut mit Reiherfedern.

ist die Jacke mit den oben weiten Aermeln, die sich nach der Hand zu verengern. — Ist hier eine dunkle Jacke einem hellen Rock, sehr bezeichnend für die bestehende Moderichtung, zugefügt, so zeigt uns Abb. 7 die entgegengesetzte, sehr hübsch wirkende Zusammensetzung einer weißen Spitzenbluse mit kleinem schwarzem Kragenvolant zu einem vielfach gerafften schwarzen Seidenrock. An dem kleinen schwarzen Hütchen aus Taft sind bemerkenswert die beiden schwarztaftenen Merkurflügel. — Abb. 2 mit seinem dreiteiligen übereinanderfallenden Rock aus plissiertem weißem Seidenvoile und der einfachen Kimonobluse aus dem gleichen, aber unplissierten weiß auf weiß gestickten Stoff gehört zu jener Gattung von Gewändern, die man mit dunkler



Phot. Talbot.
11. **Helles Empfangskleid**
mit kleinem Medicikragen.

Phot. Talbot.
10. **Gerafftes Straßenkleid aus Charmeuse**
mit Metallstickerei.

Jacke als Straßenanzug, jackenlos als Hauskleid trägt. — Bei Abb. 10 besteht gleichfalls diese doppelte Verwendbarkeit. Man sieht viele dieser hellen und luftigen Toiletten auf der Straße, wo sie besonders deshalb unmotiviert und schlecht wirken, weil der Rock beim Schreiten stets seitlich und deshalb negligéartig wirkt. Das vorliegende Modell ist aus elfenbeinfarbener Charmeuse mit Silberstickerei gearbeitet. Der kleine Hut aus schwarzem Roßhaar mit nattierblauem Libertyband garniert. — Bei Abb. 11 weist die faltige Drapierung des vorn leichtgespaltenen Rockes, die Bauschigkeit der weißen Seidenmusselinärmel auf eine Interieurtoilette hin. Der kleine Medicikragen aus Valenciennesspitze gibt dem wellig tieffrisierten Kopf einen sehr hübschen Rahmen. — Ebenso eigenartig und für manche Frauen überaus kleidsam sind auch die japanischen Reminiszenzen, wie sie in sehr ausgesprochener Form der große Abendmantel auf Abb. 4 zum Ausdruck bringt. Der obere Teil dieses originellen Kleidungstückes besteht aus gold- und hellrotbroschierter Seide, ebenso wie das Futter. Der untere Teil sticht dagegen in marineblauem Samt ab. Besonders beachtenswert ist die Gürtelung, die im Rücken durch Haken geschlossen wird. — Auch das Abendkleid auf Abb. 5 zeigt Japananklänge in Form und Drapierung, die noch gehoben werden durch die Musterung des weichen lichtschieferblauen Seidenstoffes. Sehr eigenartig wirken hier die Kimonoärmel, die aus einem Schal von blaßrosa Charmeuse mit Goldstickereiumrandung hervorgehen. — Daß übrigens die Mode auch ohne historische oder orientalische Modelle arbeitet, beweisen Kleider wie das auf Abb. 3. Ein sehr jugendliches Ballkleid aus grünem goldpaillettenumrandetem Seidenmusselin über weißem Atlas.

Klementine.



Phot. Manuel.
12. **Straßenkleid für den Nachmittag**
mit gemustertem Rock und dunkler Jacke.

Ein Kapitel vom Pudding.

Von Wilhelmine Bird. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen von F. Lauffer.

In der Regel bildet das Wort Pudding den Begriff einer süßen Speise, die lediglich berufen ist, den Schluß einer Mahlzeit zu bilden. Sie ist in ihrer ganzen Art, durch das zerkleinerte Material wie innige Mischung, ein wohlschmeckendes und zugleich leicht verdauliches Gericht.

In der Art, wie wir den Pudding kennen, war er von alters her kein seßhafter Gast unserer Küche. In der Geschichte der Kochkunst erscheint er zum erstenmal um das Jahr 1700, und nur sehr langsam wuchs das Vertrauen zu ihm. Nicht etwa weil man seinen Geschmack bezweifelte, sondern weil man sich schwer an die „hohe Kunst" wagte, die die poröse Lockerheit dieses Gerichts erfordert. Bei unserm heutigen Pudding kann man von Ahnen reden, denn er schritt einen ziemlich langen Kulturweg.

Welch eine Wandlung von dem in einen Darm gefüllten Mehlgemengsel unserer Vorfahren, von dem noch heute in Oberdeutschland bekannten „Knopf", dem Beutelkloß, dem Sackkuchen über den Boudin (eigentlich Wurst) der Franzosen zu dem englischen Pudding, der in dem nationalen Plumpudding seine stabilste Form erreichte. Man nimmt England immer als die Urheimat des Puddings an. Aber das ist ein Irrtum. Erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts bürgerte er sich dort ein. Der einfache, auch jetzt noch in England zu Fleisch vielfach gegessene Yorkshire-Pudding ist schnell und einfach herzustellen. Er wird gleich einem etwa zollstarken Eierkuchen in flacher Pfanne in Butter oder anderm Fett gebacken, und sein Material besteht nur aus Mehl, Eiern, Milch und Salz. Auf einen gehäuften Löffel Mehl wird ein Ei gerechnet, mit der nötigen Milch zu einem dickflüssigen Teig verrührt und unter Umwenden auf beiden Seiten gebacken. Dieser Yorkshire-Pudding vertritt die Stelle der Kartoffel zu Fleisch, und ich glaube, der Engländer verzichtet im allgemeinen nicht gern darauf.



Zum Sterilisieren fertig gemachtes Puddingglas mit Schokoladenpudding und Birnen.

In der deutschen Küchenliteratur ist der Pudding schon sehr viel früher aufgeführt, und Frankreichs „Boudin" scheint die Patenschaft für den späteren „Pudding" zuzukommen.

Das gewichtigste Zeugnis für die Wertschätzung des Puddings gab im Jahr 1864 wohl Wien, wo anläßlich eines Volksfestes ein Pudding von 630 kg hergestellt wurde, der nach der Chronik folgende Zutaten verschlang: 4500 Eier, 150 kg Rosinen, 150 kg Korinthen, 125 kg Zucker, 100 kg Nierenfett, 100 kg Mandeln, 50 kg Zitronat, 10 Flaschen Rum und 15 kg Gewürz außer dem Mehl. Seiner Zusammenstellung nach war er also ein veritabler Plumpudding. Man bediente sich zur Einhüllung der Masse eines riesigen Segelleinentuches, mit 25 kg Butter ausgestrichen, das nochmals, in ganz dünnes Blech gehüllt, in einen besonders hergestellten Riesenkessel eingelassen wurde, um dann 5 Tage und 5 Nächte zu kochen. Jetzt nimmt man statt des Tuches eine feste Form, und mit Vergnügen kann ich feststellen, daß uns die Industrie zu den Konservengläsern für Obst und Gemüse nun auch solche zur Konservierung von Puddingen liefert. Das Rex-Pudding-Konservenglas erfüllt den so lange gehegten Wunsch vieler Hausfrauen, und

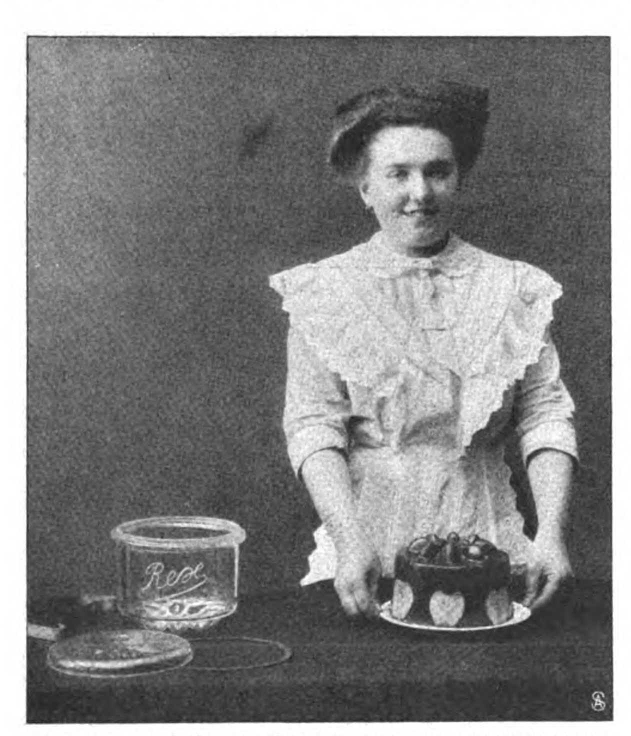


Verschiedene konservierte Grieß- und Plumpuddings mit Früchten in Gläsern.

wir sind nun in der Lage, jeden Augenblick einen Pudding sozusagen auf den Tisch zu zaubern.

Bei der Zubereitung erfordert es gar nicht so viel Mühe mehr, um die Masse statt für einen gleich für mehrere herzurichten. Da sich die Form des Puddings auch auf Fleisch, Fisch, Gemüse und Obst anwenden läßt und mit bestem Erfolg der Konservierung zugängig ist, so erwächst darin der Hausfrau eine neue, interessante und lohnende Aufgabe. Die Grundlage für alle Puddings ist die Einteilung des Materials im richtigen Verhältnis. Butter und Eier müssen recht schaumig gerührt und das Eiweiß zum Schneiden steif geschlagen sein. Die Eier sind das Bindemittel, damit der Pudding beim Stürzen nicht auseinanderfällt. Der Eierschnee muß ganz leicht darunter gemischt werden. Ist er wohl zubereitet in der Form und dem Wasserbad übergeben, dann macht er uns weniger Sorge als irgendein anderes Gericht. Zeigt die Uhr den Ablauf der Kochzeit an, so steht er fertig vor uns, ohne daß wir uns inzwischen um ihn kümmerten.

Der Umstand, daß der Pudding erst durch längeres Kochen seine gute Qualität erreicht, läßt erkennen, daß er sich besonders zur Konserve eignet. In der Zeit, wo die Fische auf der Höhe stehen und nicht zu teuer sind, bereitet man die Fischpuddings zur Konserve. Schellfisch, Zander oder Hecht eignen sich gut dazu. Zwei Pfund entgrätetes Fischfleisch wird gewiegt oder in blätterartige Stücke geteilt. 125 g zu Schaum gerührte Butter, ca. 100 g in 1/8 Liter Milch eingeweichte



Der über ein Jahr alte Schokoladenpudding wird serviert.

Zwiebacke oder Semmeln, sechs Eigelb, eine mittlere fein gehackte Zwiebel, ein Löffel gehackte Kapern, etwa 30 g gewiegte Sardellen werden nebst etwas feiner Zitronenschale, Salz und Pfeffer zu einer glatten Masse gemischt. Soll der Fisch in Blättern darin sein, so werden diese erst zum Schluß mit dem steif geschlagenen Eiweiß nur leicht darunter gemischt, damit das Eiweiß nicht wieder wäßrig wird. Zu Konserven multipliziert man die Masse beliebig und füllt davon bis drei Viertel in das mit Fett ausgestrichene und mit Semmelkrumen überstreute Puddingglas, schließt es mittels Gummiringes



Gemüsepudding.

Die beim Dämpfen von Gemüse gewonnene Nährsalzflüssigkeit wird aus dem Gemüsedämpfer in ein Glas gefüllt, um später für Gemüsesuppen verwendet zu werden.

und Klammer, stellt es mit kaltem Wasser bis an den Rand gefüllt in den Kessel und sterilisiert den Pudding zwei Stunden bei etwa 100 ° C. Es ist gut, die Gläser im Wasser erkalten zu lassen, was der Sterilisation noch zugute kommt. Nach der Erkaltung wird auf jeden Fall die Klammer abgenommen, damit man sich von dem wirklichen Schluß des Glases überzeugen kann, der die unbegrenzte Haltbarkeit gewährt. Die vorhin genannten Gläser für Puddinge sind in drei Größen zu haben.

Ein Festgericht stellt ein Roastbeefpudding mit Schinken und Champignons dar. Hierzu reibt man 150 g Butter schaumig, schlägt dazu sechs Eigelb, etwa 100 g Semmelkrumen, einen Teelöffel Salz, etwas Pfeffer und Muskatnuß, eine kleine Tasse Milch oder Fleischbrühe, etwas feine Zwiebel und rührt es lebhaft durcheinander, so daß die Masse fast blasig ist. Dann verbindet man damit 1 1/2 Pfund leicht überbratenes, saftiges, in kleine Würfel geschnittenes Roastbeef, ebenso 1/2 Pfund rohen Schinken und eine kleine Büchse oder 1/4 Pfund frische Champignons in Scheiben geschnitten. Zum Schluß wird der steife Eierschnee leicht darunter gezogen, in das vorbereitete Glas zu drei Viertel gefüllt und weiter, wie vorhin zur Konserve angegeben, verfahren. Dieser Pudding kann auch mit vorhandenen Fleischresten hergestellt werden und ist kalt so wohlschmeckend wie warm. In beiden Fällen paßt dazu eine Kapern-, Champignon- oder andere Pilzsauce. Auch ein Nudel- oder Reispudding mit Fleisch ist in der Konserve ebenso vorzüglich wie frisch. Bei 300 g Schnittnudeln

oder Reis, zunächst in Salzwasser halb gar gekocht, gibt man $^3/_4$ Pfund gehackten Braten oder gekochten Schinken, $^1/_4$ Pfund gehackten fetten Speck, zwei geriebene Zwiebeln, sechs Eigelb und 100 g schaumig geriebene Butter, ferner ein bis zwei gehäufte Löffel Parmesankäse, Salz und Muskatnuß, verbindet alles miteinander, zieht den steifen Eierschnee darunter und füllt die Masse in das vorbereitete Glas wie angegeben. Die Krönung dieses sehr wohlschmeckenden Puddings ist eine Morchelsauce, mit Sahne und Butter hergestellt.

Als Gemüsepudding gebührt dem Spargel der Vortritt. Zu 125 g schaumig verrührter Butter gibt man 125 g feines Mehl oder Mondamin sowie sechs Eigelb, fügt 125 g fein zerschnittenen magern oder gekochten Schinken und etwa zwei Pfund in kurze Stückchen geschnittenen, gut geschälten und eine Minute mit kochendem Wasser übersprudelten Spargel dazu, würzt mit Salz, Pfeffer und Muskatnuß und zieht nach inniger Mischung den steifen Eierschnee darunter und fährt nach oben angegebener Weise fort. Zu den Gemüsepuddingen sind Butter oder holländische Sauce am Platz. — Auch ein Pudding mit frischem Obst ist leicht herzustellen. Man kann Mehl, Grieß oder Reis dazu verwenden. So kocht man z. B. 250 g Grieß mit $^3/_4$ Liter Milch unter ständigem Rühren zu einem steifen Brei, gibt nach der Abkühlung 125 g schaumig gerührte Butter, 250 g Zucker und acht Eidotter nebst etwas Zitronenschale und Salz dazu und zieht dann den steifen Eierschnee leicht darunter. Nun füllt man das gut gefettete und mit Semmelkrumen ausgestreute Puddingglas lagenweise mit diesem leichten Teig und irgendeiner Obstsorte abwechsend bis zu drei Viertel an. Die obere Lage muß Teig sein. Man kann das Obst, je nach seiner Art, vor Einziehung des Eierschnees auch unter den Teig zerstreut mischen. Auch ein Zusatz von geriebenen süßen oder in geringem Maß bittern Mandeln ist sehr angenehm. Das Obst ist vorher etwas einzuzucken, ohne daß zu viel Saft entzogen wird.

Bilder aus aller Welt.



Heinrich Pfeiffer,
Direktor der Geschäftsleitung.

Die Leitung der vor kurzem in Leipzig eröffneten Baufachausstellung liegt in den Händen des Kgl. Sächsischen Oberbaurats Kurt Falian. Der stellvertretende Präsident ist Kommerzienrat Franz Waselewsky, als Leiter der wissenschaftlichen Abteilung fungiert Regierungsbaumeister a. D. Paul Ewerbeck, während Heinrich Pfeiffer an der Spitze der administrativen Geschäftsleitung steht.

In der Zoologischen Station Neapel wurde ein Denkmal für Anton Dohrn, den bekannten Zoologen und Begründer des Instituts, enthüllt. Das Denkmal ist eine Stiftung des Internationalen Zoologenkongresses und ein Werk des Bildhauers A. Hildebrand.



Paul Ewerbeck,
Leiter der wissenschaftl. Abteilung.



Franz Waselewsky,
Zweiter Präsident.



Kurt Falian,
Präsident der Ausstellung.

Die Leitung der Leipziger Baufachausstellung.

Eins der beliebtesten Mitglieder der Grazer Bühne Josef Lippert ist gestorben. Mit großem Erfolg spielte er in feinsinniger Weise Väterrollen.

Als in Stettin im Jahr 1907 die Hakenterrasse, die sich fast



Das kürzlich enthüllte Denkmal für Anton Dohrn in der Zoolog. Station in Neapel,
gestiftet vom Internationalen Zoologenkongreß und entworfen von A. Hildebrand.



Josef Lippert †
beliebter Grazer Schauspieler.





Stadtmuseum. **Das jetzt vollendete Stadtmuseum in Stettin.** Regierungsgebäude.

einen halben Kilometer lang an der Stätte des einstigen Forts Leopold parallel mit der Oder in der stattlichen Höhe von 18 Meter erstreckt, vollendet wurde, war als der Mittelpunkt dieser stolzen Terrasse der Bau des jetzt vollendeten Städtischen Museums längst programmatisch festgelegt; beide gehören aufs engste zusammen. Wie aus einem Guß hervorgegangen, grüßen deshalb Terrasse und Museum zum Strom herunter und loben ihren Meister, den Stettiner Stadtbaurat Meyer. Um das Museum gruppieren sich an der Nordseite das in historischem holländischem Stil gehaltene Regierungsgebäude, an der Südseite das Gebäude der Landesversicherung, an das sich der Bau der Steuerdirektion anschließen wird. Die Straßeneingänge zu beiden Seiten des Museums sind geschickt durch Treppenpavillons verdeckt, um so die Einheitlichkeit des ganzen Bildes der Terrasse zu wahren.

Der Inhaber der seit 75 Jahren bestehenden Tinten- und Künstlerfarbenfabrik Günther Wagner in Hannover, Senator Fritz Beindorf, wurde gelegentlich des Geschäftsjubiläums seiner Firma zum Königlichen Kommerzienrat ernannt.

In Gegenwart des Ge-

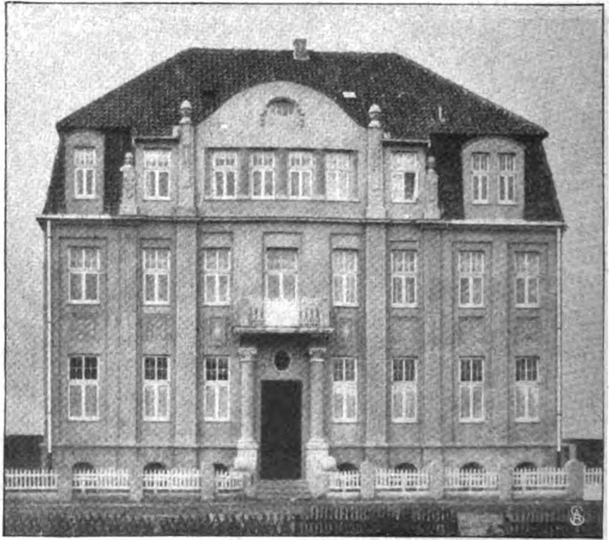


Kom.-Rat Fr. Beindorf,
Hannover, Inhaber der seit 75 Jahren bestehenden Firma Günther Wagner.



Phot. Manuel.

Eine Schönheit der Pariser Bühnen.
Madeleine Andral vom Théâtre des Capucines in ihrem Heim.



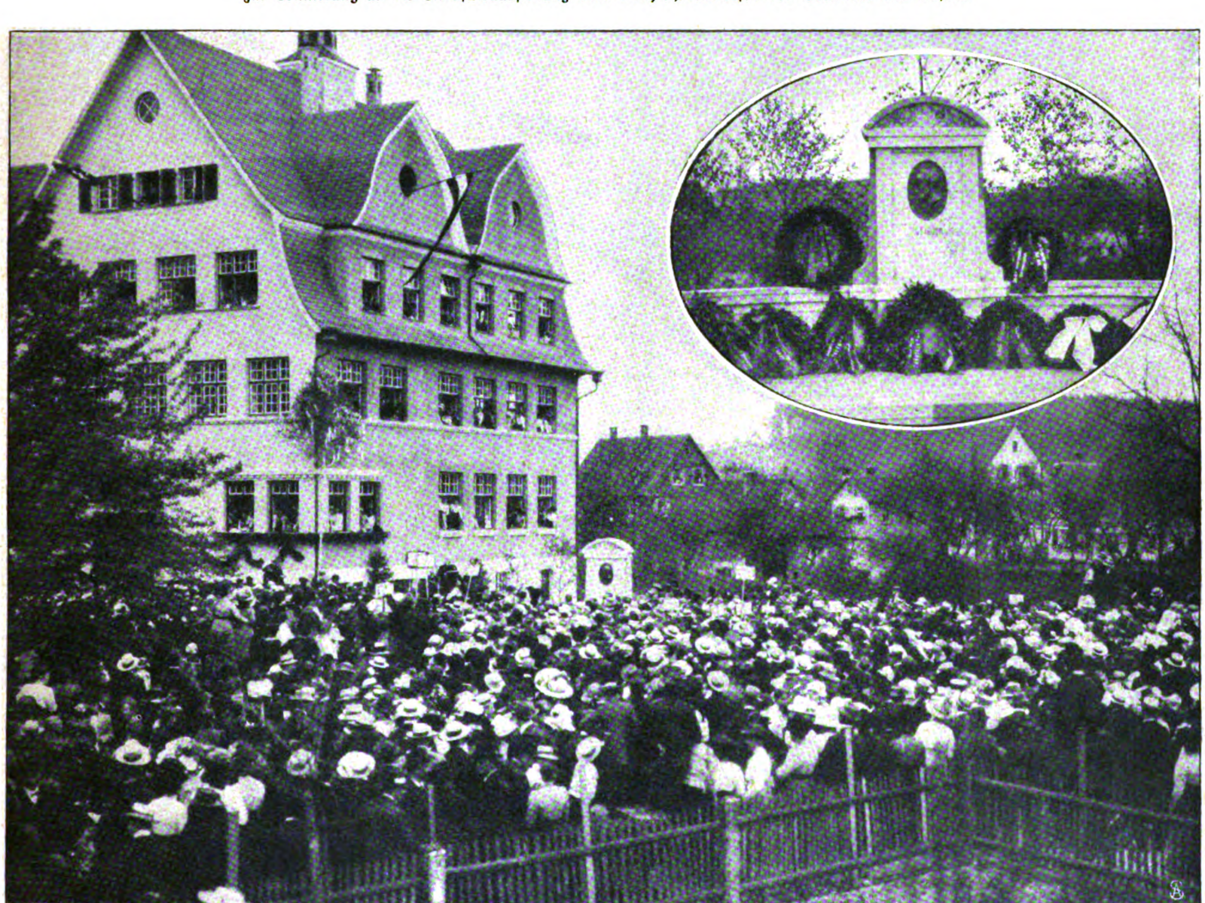
Phot. Blestus.

Das in Hameln eingeweihte Goltzhaus.



Phot. Lölgen.

Der neue Industriebrunnen in Düsseldorf,
zur Erinnerung an die Industrieausstellung 1902 errichtet, entworfen von Coubillier und Nestler.



Phot. Zeller.

Die Enthüllungsfeier. Oben rechts: **Das kranzgeschmückte Denkmal.**
Enthüllung des Denkmals für den schwäbischen **Dichter** J. G. Fischer in Großsüßen





Bürgermeister Saalmann,
Pleß in Schlesien, Vorsitzender des Reichsverbandes Deutscher Städte, der in Berlin tagte.



Die Mitglieder auf der Hohensyburg.
Von der 28. Generalversammlung des Verbandes reisender Kaufleute in Dortmund.

neralfeldmarschalls von der Goltz wurde das den Bestrebungen des Jung-Deutschland-Bundes geweihte Goltzhaus in Hameln eingeweiht.

Eine der reizvollsten Erscheinungen der Pariser Bühnen ist Madeleine Andral vom Théâtre des Capucines; unser Bild zeigt die Künstlerin in ihrem Heim.

In Düsseldorf wurde kürzlich ein zum Gedenken an die Industrieausstellung 1902 von der Großindustrie im Rheinland und Westfalen gestifteter, von dem Bildhauer Coubillier und Architekten Nestler entworfener, künstlerisch schöner Brunnen enthüllt.

Dem bekannten schwäbischen Dichter J. G. Fischer wurde in seinem Geburtsort in Großsüßen ein vom Bildhauer Schmid-Tübingen und Architekten Hohlbauch-Geislingen geschaffenes Denkmal gesetzt, das vor kurzem enthüllt wurde.

In Berlin tagte der Reichsverband Deutscher Städte unter dem Vorsitz und der sachkundigen Leitung des Bürgermeisters Saalmann aus Pleß in Schlesien.

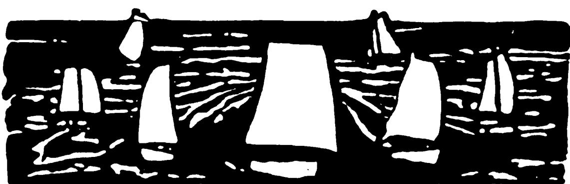
Der Verband reisender Kaufleute Deutschlands hielt in Dortmund seine 28. Generalversammlung ab. Die Mitglieder versäumten nicht, bei der Gelegenheit die Hohensyburg zu besuchen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 23. Berlin, den 7. Juni 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 23.



Die sieben Tage der Woche.

29. Mai.

Im Reichstag teilt Ministerialdirektor Dr. Krieger vom Auswärtigen Amt mit, daß zwischen dem Deutschen Reich und Dänemark Verhandlungen über die Behandlung der sogenannten Staatenlosen in Schleswig-Holstein schweben.

Die unter dem Protektorat des Kaisers stehende Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hält in Danzig ihre 47. Jahresversammlung ab.

In Breslau veranstalten Arbeitslose im Anschluß an eine Versammlung vor dem Rathaus eine Kundgebung, bei der die Polizei mit der blanken Waffe gegen die Demonstranten vorgehen muß.

Sir Edward Grey eröffnet den Balkandelegierten, daß der Frieden innerhalb 24 Stunden abgeschlossen werden müsse.

Dem früheren Großwesir Kiamil-Pascha wird von der türkischen Regierung der Aufenthalt in Konstantinopel auf Grund des Belagerungszustandes untersagt.

30. Mai.

In London wird der Präliminarfriedensvertrag von den Delegierten der Türkei und der verbündeten Balkanstaaten unterzeichnet.

Aus Sofia wird gemeldet, daß der Zar Ferdinand von Bulgarien in Telegrammen an den Kaiser Wilhelm und an den Zaren Nikolaus von Rußland seiner Friedensliebe Ausdruck gegeben hat.

Der kanadische Senat lehnt die vom Unterhaus angenommene Flottenvorlage der Regierung ab.

In Spanien gibt das liberale Ministerium Romanones seine Entlassung, die vom König genehmigt wird.

31. Mai.

Aus Saloniki wird gemeldet, daß der griechische Kreuzer „Spetsai", als er in den Hafen von Elef thera einlaufen wollte, von bulgarischen Geschützen beschossen worden ist.

Amtlich wird bekannt gegeben, daß Stadtbaurat Ludwig Hoffmann und Geh. Rat Dr. Hermann Diels in Berlin zu stimmberechtigten Rittern des Ordens Pour le mérite für Wissenschaft und Künste ernannt worden sind (Abb. S. 954).

1. Juni.

In Düsseldorf tritt die Delegiertenversammlung des Reichsverbandes der deutschen Presse zusammen; den Hauptgegenstand der Aussprache bildet die Behandlung von militärischen Nachrichten durch die Presse.

Bei den Rennen in Hamburg-Gr.-Borstel siegt im Großen Preis von Hamburg Oppenheims dreijähriger Csardas unter Jockei Archibald (Abb. S. 951).

2. Juni.

In der französischen Kammer beginnt die Beratung des Gesetzentwurfes über die Einführung der dreijährigen Dienstzeit.

Papst Pius X. vollendet das 78. Lebensjahr.

In London stirbt Englands berühmter Dichter Alfred Austin im Alter von 78 Jahren.

3. Juni.

In Preußen finden die Wahlen zum Abgeordnetenhaus statt. Die Nationalliberalen und Sozialdemokraten gewinnen einige Sitze, während die Konservativen mehrere Sitze an andere Parteien abgeben; im wesentlichen bleibt die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses unverändert und erfährt nur eine geringe Verschiebung nach links.

Prinzregent Ludwig von Bayern trifft mit seiner Gemahlin zum offiziellen Besuch des Kaisers Franz Josef in Wien ein.

Das ungarische Kabinett Lucacs gibt infolge des Freispruchs im Beleidigungsprozeß Lucacs-Desy seine Entlassung.

4. Juni.

Der Kaiser trifft zur Teilnahme an der Jubiläumsfeier in Geldern ein.

Wandlungen in der Wirtschaftspolitik der Vereinigten Staaten Amerikas.

Von Geh. Reg.-Rat Dr. Paasche, Vizepräsident d. Reichstags.

Der große Staatenbund Nordamerikas besitzt seit kurzem im Repräsentantenhaus wie im Senat eine demokratische Mehrheit, und an der Spitze des Gemeinwesens steht ein demokratischer Präsident, ein Mann von ungewöhnlicher volkswirtschaftlicher Bildung und von unbeugsamer Energie, seine Ziele zu erreichen.

Mit lebhaftestem Interesse hat man vor etwa Jahresfrist in Deutschland und in der ganzen industriellen Welt die geräuschvollen, recht unerquicklichen Kämpfe verfolgt, die zwischen den Republikanern beider Richtungen und den Demokraten um das höchste Ehrenamt des Landes ausgefochten wurden. Die republikanische Partei wurde nach jahrelanger Beherrschung des öffentlichen Lebens besiegt, der demokratische Kandidat wurde mit großer Mehrheit gewählt. Gegen die Hochschutzzollpolitik, gegen die Ausbeutung der Verbraucher durch Monopole und Trusts, für eine vernünftige Reform des Zolltarifs, für gerechte Besteuerung und soziale Reform, unter dieser Flagge wurde gekämpft und gesiegt.

Würde aber der neue Präsident und seine Partei halten, was sie in den Wahlen versprochen? Würden sie eine wirklich dem Konsumenten dienliche, dem Weltverkehr der Union nützliche Tarifreform einbringen und durchsetzen? Das waren die zweifelnden Fragen, die bis zum 7. April, dem Tage der Eröffnung des Kon-

gresses, mit Recht laut wurden, weil bisher alle Tarifreformen der letzten Jahre nur mit Enttäuschungen, mit Erhöhung der Zollsätze, mit Verschärfung der unerträglichen Zollschikanen geendet hatten.

Die Botschaft des Präsidenten Wilson, diesmal nicht wie bisher in einem umfangreichen, schwülstigen Schriftstück, sondern in inhaltreicher, knapper, mündlicher Rede den Vertretern der Nation vorgetragen, gab die klare Antwort darauf. Gelingt es, die ausgesprochenen Absichten durchzuführen, die Hoffnungen, die dadurch erweckt sind, zu erfüllen, so steht die amerikanische Weltmacht vor einer tief einschneidenden Wandlung ihrer Wirtschaftspolitik, an der der aufstrebende deutsche Handel und die deutsche Industrie das allerlebhafteste Interesse haben. Es wäre der Übergang von dem überspannten Hochschutzzoll zum gemäßigten Schutzzoll und zur Handelsvertragspolitik!

Freilich auch nicht mehr! Denn der von dem demokratischen Führer Mr. Underwood eingebrachte und verteidigte Tarif ist kein Freihandelstarif, nicht einmal der erste Schritt zum Freihandel, wie man gesagt hat. Er soll ein „Tarif des Wettbewerbes" sein, der unter Wahrung der Interessen der bisher arg geplünderten Konsumenten, durch möglichste Freilassung aller Nahrungsmittel und Rohstoffe, der Industrie den Wettbewerb mit dem Ausland erleichtern, aber auch durch Herabsetzen vieler Zölle auf fertige oder halbfertige Verbrauchsgegenstände ins eigene Land Konkurrenz von außen bringen und Monopole und rücksichtslose Ausbeutung der Verbraucher hindern soll. „Schon lange", so sagt treffend die Botschaft des Präsidenten, „waren wir von dem bescheidenen Begriff des Schutzes der heimischen Industrie zu dem Gedanken fortgeschritten, daß die Industrie ein Recht auf direkte Unterstützung seitens der Regierung habe. So haben wir bewußt oder unbewußt ein System von Privilegien und eine Ausschaltung des Wettbewerbs errichtet, das jeder, auch der rohesten Form von Kombination die Schaffung von Monopolen leicht machte. Wir müssen alles abschaffen, was nach Privilegien oder künstlicher Begünstigung aussieht, und müssen unseren Geschäftsleuten und Produzenten als Ansporn die ständige Notwendigkeit auferlegen, leistungsfähig, wirtschaftlich und unternehmend, Meister im Wettbewerb und tüchtigere Arbeiter und Kaufleute als irgend jemand in der Welt zu sein. Abgesehen von den lediglich im Interesse der Staatseinkünfte auf Artikel, die wir nicht produzieren, sowie auf Luxusartikel gelegten Zöllen, sollen die zukünftigen Zölle nur bezwecken, leistungsfähige Konkurrenz zu schaffen und den Geschäftsgeist Amerikas im Wettbewerb mit der übrigen Welt zu schärfen." . . . „Wir müssen die Industrie ausbauen und ihr an Stelle künstlicher Anregung die Freiheit geben, aber nur, soweit dadurch aufgebaut und nicht niedergerissen wird."

Das sind stolze Worte, die das Ziel klar umgrenzen; aber auch für jeden, der die Übermacht der wirtschaftlichen Interessen und Interessentenverbände in Amerika kennt, erkennen läßt, welche Schwierigkeiten zu überwinden sein werden, und zugleich vermuten läßt, daß man nicht rücksichtslos dem Freihandel zuliebe abbauen, sondern nur langsam und vorsichtig die allzu hohen Zölle abtragen wird.

So sind denn auch, abgesehen von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, die zahlreichen Zollbefreiungen der jetzt auf die Freiliste gesetzten Gegenstände für den Außenhandel wenig belangreich. Denn wenn man für die weltbeherrschenden amerikanischen Registrierkassen, für landwirtschaftliche Maschinen, für Schreib- und Nähmaschinen, für Schuhe und Stiefel usw. Zollfreiheit proklamiert, so ist das ein hübscher Aufputz; aber jedermann weiß, daß die systematisch durchgeführte Massenfabrikation bestimmter Standardtypen in diesen Maschinen usw. die Herstellungskosten derartig vermindert, daß eine Einfuhr von außen so gut wie ausgeschlossen ist. Nicht viel anders ist es mit Stahlschienen, Bandeisen, Nägeln, Leder- und Holzwaren usw., die bisher kaum von Europa über den Ozean versandt wurden. Von großer Bedeutung sind aber die zahlreich vorgeschlagenen Ermäßigungen auf medizinische und chemische Präparate mancherlei Art, auf baumwollene und wollene Halb- und Ganzfabrikate, die zum Teil auf die Hälfte herabgesetzt werden sollen und vielleicht wieder eine ausgedehntere Exporttätigkeit von Deutschland nach Amerika gestatten werden. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort, um so weniger, da man nach den dürftigen Zeitungsnotizen, die über den bisherigen Gang der Verhandlungen berichten, nicht absehen kann, was der Ausgang der oft recht leidenschaftlich geführten Kämpfe sein wird.

Ganz wider Erwarten scheint im Repräsentantenhause der Vorschlag, den Zuckerzoll jährlich um 25 Prozent zu ermäßigen, daß von 1916 ab dieses wichtige Volksgenußmittel zollfreien Eingang finden würde, angenommen zu sein. Die Amerikanische Union ist bekanntlich zurzeit der größte Zuckerkonsument der Welt. Etwa 5 Millionen Zentner werden jährlich verbraucht, auf den Kopf annähernd doppelt soviel wie in Deutschland. Der imperialistischen Politik der republikanischen Partei ist es zu verdanken, daß diese enormen Mengen zu etwa ein Viertel im Land selbst aus Rüben oder Zuckerrohr hergestellt werden, zu weiteren 25—30 Prozent aus den Kolonien der Vereinigten Staaten, aus den Sandwichinseln, Portoriko und den Philippinen, zur Hälfte aus Kuba gedeckt werden. Der amerikanische Kolonialzucker genießt Zollfreiheit und kann zum großen Teil nur deshalb in solchen Mengen produziert werden, der kubanische Zucker hat bisher einen Zollnachlaß von 20 Prozent genossen, und die heimische Rüben- und Rohrzuckerindustrie ist hauptsächlich durch den Schutzzoll lebensfähig geworden. Sollte es wirklich gelingen, die nicht unberechtigten Klagen der inländischen und kolonialen Zuckerinteressenten zu ignorieren, so könnte das für die Zuckerindustrie Deutschlands und Österreichs von Bedeutung werden, da der Wegfall des hohen Zolles den Verbrauch stark anregen und die künstliche Steigerung der Produktion in Amerika und Dependenzen beseitigen würde.

Mag aber der Tarif in seinen Einzelheiten gestaltet werden, wie er will, immer wird er einen wesentlichen Fortschritt zur Anbahnung besserer handelspolitischer Beziehungen zum Ausland bringen. Das ist das Ziel und der feste Wille des Präsidenten und seiner Partei. Aus finanziellen Gründen wird das Projekt kaum scheitern, wenn die vorgeschlagenen Zollermäßigungen auch einen Ausfall an Bundeseinnahmen von mehr als 300 Millionen Mark erwarten lassen. Als der Präsident Cleveland im Jahr 1894 seinen „freihändlerischen" Tarif vorlegte und gleichzeitig zur Deckung der Fehlbeträge eine Bundeseinkommensteuer in Vorschlag brachte, scheiterte bekanntlich das ganze Projekt, weil das Bundesgericht eine direkte Bundessteuer für verfassungswidrig erklärte. Dieser Einwand ist jetzt beseitigt, denn seit der Vertagung des letzten Kongresses haben die Vereinigten Staaten die



Bundesverfassung erweitert durch das Recht zur Erhebung einer progressiven Einkommensteuer. Ein Entwurf zu einem Einkommensteuergesetz, das mit 1 Prozent bei 4000 Dollar beginnt und bis 4 Prozent bei Jahreseinkommen von über 100,000 Dollar steigt, liegt bereits vor und wird die große Masse der mittellosen Wähler sicher in die Reihen der demokratischen Partei führen. Das alles vermehrt die Aussichten des Tarifgesetzes und stärkt die Hoffnung, daß auch der weitere Plan des Präsidenten Wilson gelingen wird, handelspolitisch bessere Beziehungen zum Ausland anzuknüpfen.

Bisher war bekanntlich nach dem Payne-Aldrich-Tarifgesetz der Abschluß von Tarifverträgen mit den europäischen Industriestaaten ausgeschlossen. Nur um sich auf dem amerikanischen Kontinent die Handelsvorherrschaft zu sichern, war in sehr beschränktem Maß mit amerikanischen Staaten der Abschluß von Reziprozitätsverträgen zulässig. Während noch unter dem Dingley-Tarif gegen gleichwertige Zugeständnisse anderer Länder für wenige Gegenstände eine Zollermäßigung von 25 Prozent unter den Minimaltarif zulässig war und der Präsident auf die Zeit von fünf Jahren weitere Zugeständnisse machen konnte, hatte der jetzt geltende Tarif die volle Zollautonomie gewahrt und der herrschenden Kaste die Mittel zur Verhinderung jeden Vertrages gesetzlich in die Hand gegeben.

Jetzt soll nach der Underwood-Bill dem Präsidenten die uneingeschränkte Ermächtigung zum Abschluß von Reziprozitätsverträgen gegeben werden, natürlich vorbehaltlich der Genehmigung durch den Kongreß. Wird, wie zu erwarten steht, diese Bestimmung Gesetz, so würde damit eine neue Aera der amerikanischen Handelspolitik beginnen, die nicht nur für das Land selbst, sondern auch für Europa und Ostasien von größter Bedeutung wäre.

Freilich dürfen wir nicht darauf rechnen, baldigst für Deutschland einen Handelsvertrag zu bekommen, der langfristig, für lange Jahre bestimmte Zollsätze beiderseitig bindet und jedem der beiden Vertragstaaten das Recht der Meistbegünstigung sichert. Soweit ist auch die demokratische Mehrheit des amerikanischen Volkes noch nicht, daß sie sich für lange Jahre der Freiheit berauben sollte, nach Bedarf oder nach Willkür die Zollsätze zu ändern, und vor allem denkt man in Amerika noch nicht daran, sich dem europäischen Begriff der Meistbegünstigung zu nähern, sondern hält an dem Grundsatz fest, jedem Land nur die Zollvergünstigungen im Weg der „Reziprozität" zuzugestehen, für die entsprechende Gegenleistungen gewährt werden.

Aber schon die Tatsache, daß man dem Gedanken Form verleiht, das amerikanische Volk müsse seine selbstherrliche Abgeschiedenheit aufgeben und mit anderen Ländern auf Grund des neuen Wettbewerbtarifs Verträge anbahnen, gibt zu berechtigten Hoffnungen auf eine Besserung Raum. Deshalb wollen wir uns auch nicht allzusehr sorgen um die in der Presse vielfach übertrieben aufgebauschte Bestimmung, daß der Präsident das Recht haben soll, auf die Waren Zollzuschläge von 25 Prozent zu erheben, deren Fabrikanten sich weigern, den Vertretern des amerikanischen Schatzamtes Einblick in ihre Geschäftsbücher und Kalkulationen zu gestatten.

Hat man, wie es nach der Persönlichkeit des Präsidenten Wilson und dem bisherigen Verlauf der Verhandlungen scheint, ein Recht darauf, zu glauben, daß es den Amerikanern Ernst ist mit ihrer Wandlung in der Wirtschaftspolitik, und will man eine Besserung der Handelsbeziehungen anbahnen, so wird man auch um diese gefährliche Klippe herumkommen.

Sonnentage.

Von Else von Boetticher.

Lachender Sonnenschein liegt über Deutschlands Gauen. Die lichtgrünen Buchenwälder rauschen, und lauter Vogelsang erfüllt die Luft.

Rotdorn und Akazien blühen an allen Wegrändern, schmücken gleich rosigen Kränzen die Landschaft. Sie umrahmen jedes Wärterhaus an der Eisenbahn, hüllen das kleinste Dörflein in ein Festgewand.

Mit klingendem Spiel ziehen morgens die Soldaten hinaus zur Übung. Bald schmettern sie dabei auf blank blitzenden Hörnern flotte Marschweisen, bald blasen sie auf Querpfeifen die alten deutschen Volkslieder.

„Es muß sehr gesund sein, jeden Morgen solch einen Marsch zu machen", meint der hygienetüchtige Engländer, dem gleich allen Fremden die strahlende Sauberkeit der Uniformen, den korrekte Aufmarsch und das stramme, gesunde Aussehen der Soldaten auffällt.

Für die Ausländer ist Deutschland das Land der blanken Uniformen und der musterhaften Ordnung.

Sie bewundern vor allem die straffe Organisation, die in Preußen herrscht, sei es im Eisenbahnwesen, im Straßenverkehr oder im Hotelbetrieb. Der Slawe wird hier unwillkürlich aus dem behaglichen laisser aller seiner Heimat herausgerissen, der Südländer wird gezwungen, sein Temperament zu mäßigen.

Der Italiener, der aus einem kleinen, schmutzigen Bergstädtchen nach Deutschland kommt, der Russe, der vielfach nur halb asiatische Verhältnisse kennt, staunt vor allem über die Reinlichkeit der Städte. Er lacht zwar über die Pedanterie des Deutschen, der seine Straßen ebenso sorgfältig hegt wie die Stuben, und vor dessen Kehrbesen man niemals sicher sei. Aber er freut sich doch an den gesicherten Lebensbedingungen und an all den Kultureinrichtungen, die er hier vorfindet. Kein Land der Erde ist in den letzten Jahren so viel von Fremden aufgesucht worden wie Deutschland.

Besonders im späten Frühling, wenn die Sonnentage des Sommers schon lebenverheißend nahen, wird es von Fremden überflutet.

Aus Rußland, wo Anfang Mai erst das Grün zu sprießen beginnt, strömen sie in Scharen herbei und erfreuen sich schon unterwegs an der Fruchtbarkeit Preußens und der Mark. Es entzückt sie, aus grauer Vorfrühlingsöde plötzlich mitten in das deutsche Blühen versetzt zu werden, ganz Deutschland erscheint ihnen wie ein köstlich gepflegter Garten. Die idyllische Lage der bergumkränzten deutschen Badeorte aber dünkt die Bewohner der unermeßlichen flachen Ebene sehr reizvoll.

Der Engländer wendet sich mit Vorliebe den mitteldeutschen Residenzstädten zu, wo er feudal und doch billig leben kann. Die weiten Rasenflächen und der üppige Baumwuchs der landesherrlichen Parks erinnern ihn an die schönen Parks seiner Heimat — fast stellt er sie ihnen



gleich. Mit einer gewissen Überlegenheit schaut er auf den Sport der Deutschen, dessen schnelles Emporblühen ihm lebhaftes Interesse einflößt, geht auch selbst mit Eifer seinen sportlichen Neigungen nach.

Der Amerikaner aber sucht mit unerschütterlicher Konsequenz alle Sehenswürdigkeiten und historischen Raritäten auf. Er klettert in jeden Burgturm, durchforscht jedes Museum, jede Kunsthandlung und ist unermüdlich im Ansammeln von Raritäten.

Aber alle streben sie nach Berlin, wo die Freuden der Weltstadt locken, wo alle Züge deutschen Wesens wie in einem Strahlenpunkt zusammenfließen.

Berlin ist nie so schön wie im Frühling, wenn der Rasen im Tiergarten smaragdgrün schimmert und große Büsche rotblühender Akazien und Rhododendron aus dem Schatten der alten Bäume auftauchen. Noch lagert kein Staub auf dem jungen Laub, noch beugt keine Großstadtmüdigkeit die zarten Häupter der Blüten.

Niemals aber war Berlin schöner als in den jüngst verflossenen Wochen. Die ganze Stadt schien ein Hochzeitsgewand angelegt zu haben. Freudenwimpel flatterten von Toren und Häusern, und Scharen geputzter Menschen füllten tagaus, tagein die Straßen, in denen die gekrönten Häupter aller Staaten ab und zu fuhren, begrüßt vom brausenden Jubel der Bevölkerung.

Ganz nahe war „Wilhelm der Brautvater" dem Herzen der Landeskinder gerückt, als er „unser Prinzeßchen", an dessen strahlendem Glück ganz Berlin sich mitfreute, väterlich liebevoll zum Traualtar geleitete.

Wie wohlhabend muß das deutsche Volk sein! Alle Arbeiterfrauen erschienen im stattlichen Sonntagsgewand, fast jede trug ihren Blumenhut. Die Kinder waren sauber gekleidet, und die meisten Familien konnten sich nachmittags beim Glase Bier gütlich tun. Heiter und fröhlich waren sie alle, von Interesse für ihr Kaiserhaus, vom Miterleben der historischen Familienereignisse ganz hingenommen. Jeder Fremde mußte freudevolle und sonnige Erinnerungen mitnehmen, mußte sich davon überzeugen, daß neben der Korrektheit und Disziplin doch auch viel warmes Empfinden, viel nationale Begeisterungsfähigkeit in den Deutschen lebt.

Eine Enttäuschung werden vielleicht die englischen Frauenrechtlerinnen und die russischen verkappten Freiheitskämpferinnen erlebt haben, die am 26. Mai in die Nähe des Kunstgewerbemuseums kamen. Da gab es eine riesige Menschenansammlung. Tausende von Frauen mit gelben, schwarzen und grünen Hüten, in weißen, blauen und roten Kleidern standen dort in dichtem Gedränge beisammen. Es sah aus wie eine Suffragettenversammlung, so daß der kampflustigen Engländerin gewiß schon das Herz geklopft hat beim Gedanken, auch hier für Frauenrechte mitkämpfen zu dürfen.

Erwartungsvoll mögen sie auf das Meer wogender Blüten, nickender Federn und aufstrebender Schleifen geschaut haben, das auf den Hüten der Versammelten vor ihnen brandete.

In meinem Ohr klingt noch die gespannte Frage der englischen Miß: „What 's the matter?" — Und die schnöde Antwort des schnauzbärtigen Schutzmanns: „Platz gemacht, meine Damen! Nicht drängeln." Da wendet die Miß sich an eine vor ihr stehende dicke Fleischersfrau mit gelbem Rosenhut: "Uas gibt es hier?" —

„Wir wollen den Brautschleier von unserm Prinzeßchen sehen!"

„Den Brautschleier? Sie ist doch schon gestern abgereist?"

„Ja, sie is mit 'm Prinzen nach Hubertusstock. Aber ihre Schleppe und ihr Brautschleier sind drüben im Museum ausgestellt. Die muß man doch sehen, wenn's auch fünf Groschen kostet."

Die Fleischersfrau wendet sich entschlossen vorwärts, um sich mit Hilfe ihrer kräftigen Ellbogen einen Weg durch die Menge zu bahnen. Wenn sie dabei auch manchen Stoß erhält und unfreundliche Worte zu hören bekommt — Prinzeßchens Brautschleier muß sie sehen!

Die Miß sieht sie mit Staunen an.

„Was ich schon so oft gehört habe, ist wahr. Die Deutschen sind in erster Reihe Hausfrauen und interessieren sich im Grunde doch nur für Familienangelegenheiten. Sie sind noch nicht reif zur Politik. So viel Lärm um einen Brautschleier!"

Aber die deutschen Frauen imponieren ihr doch. Sie sieht, daß starke Willensmächte in ihnen nach Betätigung ringen, daß sie imstande sind, sich zu begeistern und zu kämpfen für ersehnte Ziele. Das aber ist ein Beweis von Stärke, eine Gewähr frohen Werdens. Und neben den Frauen steht, von gleicher Kraft und Lebensenergie erfüllt, das ganze deutsche Volk!

Deutsche und englische Interessen am Persischen Golf.

Von Dr. Georg Quandt. — Hierzu die Abb. auf S. 952.

Im Vordergrund der deutsch-englischen Interessen steht seit langem die Orientpolitik, und vielleicht hat seit über einem Jahrzehnt keine Angelegenheit die politischen Beziehungen zwischen den beiden mächtigsten Handelsnationen der Erde so beeinflußt wie die Bagdadbahnfrage. England hat das größte Interesse daran, daß ihm der Weg nach Indien offen bleibt. Deshalb hat es die Kontrolle über den Suezkanal erworben, hat sich in Gibraltar, Malta, Aegypten und namentlich am Persischen Golf, so in Bahrein, festgesetzt, hat u. a. einen Schutzvertrag mit dem Scheich von Kuweit geschlossen, hat die ganze arabische und persische Seite des Persischen Meerbusens mit den vorgelagerten Inseln in seine politische und wirtschaftliche Interessensphäre hineingezogen und dem hier zuständigen Generalkonsulat in Bagdad eine fürstliche Residenz errichtet. Im Interesse seines ägyptischen und indischen Besitzes ist England eine wirtschaftlich und militärisch schwache Türkei, die keine Kraft hat, seine Wege zu verlegen, als Nachbar am angenehmsten.

Als Deutschland nun die Konzession für die Bagdadbahn erhielt, die Konstantinopel mit dem Persischen Meerbusen verbinden und damit einen neuen Weg nach Indien bringen sollte, begann man in England unruhig zu werden. Man sah sofort ein, daß diese Bahn wie keine andere geeignet ist, die Türkei wirtschaftlich, strategisch und politisch zusammenzufassen und zu kräftigen. Nun begann ein zäher, erbitterter Kampf Englands gegen Deutschland, wobei es sich besonders um die offen gelassene Frage der Endstation der Bagdadbahn am Persischen Golf handelte. Auf beiden Seiten wurde von gefährlichen Presseschwärmern, die dem Unternehmen eine weltumspannende Bedeutung beilegten, hinzugesündigt, und die Rüstungspolitik erhöhte die Spannung. Ein grelles Licht auf die schwüle Atmosphäre warf die Marokkoaffäre, und auch auf die Entwicklung des Balkankrieges hat der deutsch-englische Gegensatz eine Zeitlang noch seinen unheilvollen Einfluß ausgeübt. Erst in neuerer Zeit veranlaßte das weitere Vordringen Rußlands in Ostasien, namentlich Persien, die drohende Haltung der Mohammedaner in Indien, die mit den Hindus gemeinsame Sache zugunsten der bedrängten Türkei machen wollten, und die krisenhafte Zuspitzung der ganzen Weltkonjunktur die Londoner Regierung zum Einschwenken, d. h. zu einer türkenfreundlichen Politik, die dann auch eine Annäherung an Deutschland wünschenswert erscheinen ließ. Im Verfolg dieses neusten Kurses ist England auch in Verhandlungen über die Endstation der Bagdadbahn eingetreten. Wohlgemerkt, nur mit der Türkei. „Deutschland wird daran nicht beteiligt sein", sagt Sir Edward Grey.

Soweit bis jetzt Nachrichten vorliegen, ist der Hauptpunkt des neuen Abkommens darin zu suchen, daß die Engländer





Der Kaiser begibt sich auf das Paradefeld.

gegen den Weiterbau der Bahn südlich von Bagdad nichts mehr einwenden werden, falls dieser nicht über Basra hinausgeht, und daß sie weiter wünschen, daß in der Direktion der Bagdadbahn zwei Engländer Sitz und Stimme haben. Ferner sollen die britischen Verträge mit dem Scheich von Kuweit bestehen bleiben und die englischen Flußschiffahrtsinteressen auf dem Tigris und Schatt el Arab gesichert werden. Unter diesen Bedingungen will England seinen Widerstand gegen die schon lange geplante und für die Stärkung der türkischen Finanzen so notwendige Zollerhöhung aufgeben.

Die Verhandlungen sind noch nicht abgeschlossen, und es sollen ihnen weitere Verhandlungen Deutschlands mit England und der Türkei folgen. Deshalb ist es für den Außenstehenden schwer, sich ein Urteil zu bilden, und bei der heutigen politischen Konstellation äußerste Vorsicht geboten. Aber es sieht wie ein Erfolg aus, wenn die Bagdadbahngesellschaft jetzt die Strecke Bagdad—Basra baut, auf die sie schon einmal verzichtet hatte. Freilich, vor Basra bzw. vor der Mündung des Schatt el Arab liegt eine Barre, so daß der Hafen für Schiffe mit mehr als 1500 Tonnen Ladefähigkeit nur alle vierzehn Tage zugänglich ist. Aber vielleicht kann sie durchstochen werden. Von ebenso großer Bedeutung aber wird es sein, daß Tigris und Schatt el Arab reguliert und dauernd in Stand gehalten werden, und daß die dort konzessionierte englische Schiffahrtsgesellschaft Hand in Hand mit der Bagdadbahn arbeitet. Es ist anzunehmen, daß hier irgendwie Kombinationen gefunden sind oder gefunden werden, die uns den Lohn für unsere Arbeit sichern, ohne die verständlichen Interessen Englands zu berühren. Das wäre ein weiterer Schritt zur politischen Beruhigung der Welt.



Die Prinzessinnen Aug. Wilhelm u. Eitel-Friedrich.



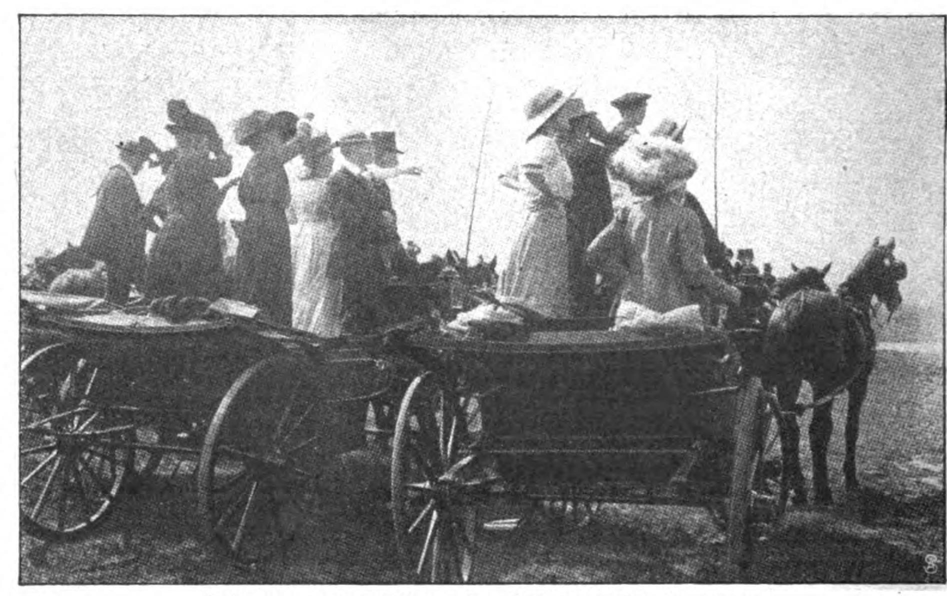
Die Kaiserin (1) mit den Prinzessinnen Eitel-Friedrich (2) und August Wilhelm (3).

Die Frühjahrsparade in Berlin.

Hierzu 6 photogr. Aufnahmen.

Der Berliner hatte zwar in den vergangenen Festtagen der Hochzeitsfeier am Kaiserhof täglich nicht einmal, sondern des öfteren Gelegenheit gehabt, seinen geliebten Gardetruppen, die mit Regiments-

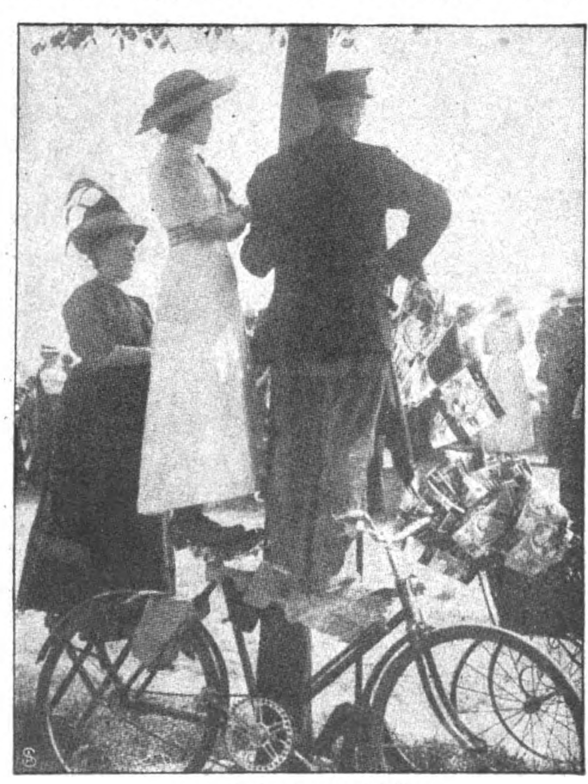
musik und Fahnen und Standarten durch die Straßen der Reichshauptstadt marschierten, zujubeln zu können. Von der Teilnahme an der Frühjahrsparade aber, die am 2. Juni auf dem Tempelhofer Feld, dem alten historischen Paradeplatz, stattfand, ließen sich die Bewohner Großberlins deswegen nicht zurückhalten, und das „Hohenzollernwetter", das es diesmal ganz besonders gut meinte, hatte denn auch Tausende und aber Tausende schon am frühen Morgen herausgelockt, um den Anmarsch der Truppen in der Friedrichstraße und Belle-Alliance-Straße mit sachkundiger Miene zu beobachten.

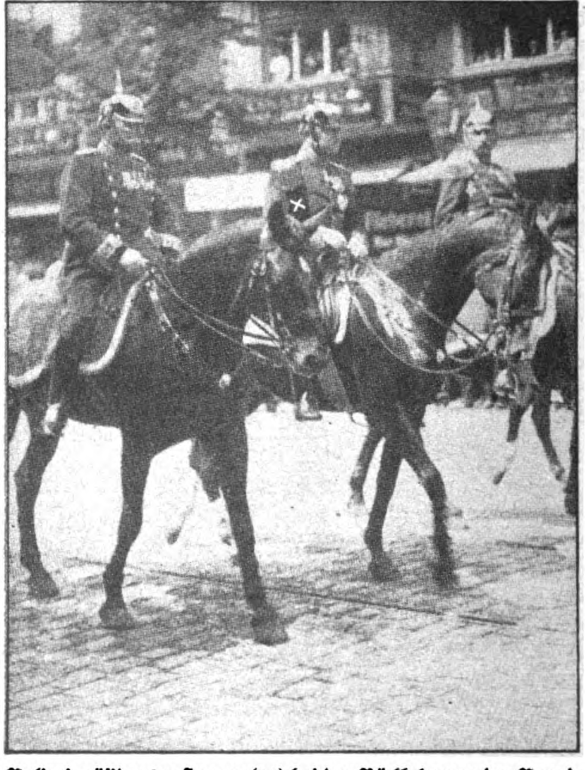

Zuschauergruppe während der Berliner Frühjahrsparade.

Nachdem der Kaiser schon vor der angesagten Zeit am Steuerhäuschen zu Pferde gestiegen war, wandte er sich an der Spitze einer glänzenden Suite der Aufstellung der Truppen zu, deren erstes Treffen er vom rechten Flügel aus abritt. Im Gefolge des Herrschers befanden sich die Prinzen Eitel-Friedrich, Prinz August Wilhelm und Prinz Oskar; die Kaiserin mit den Gemahlinnen der Prinzen und die Prinzessin Friedrich Leopold folgten im Wagen. Nachdem die Fürstlichkeiten das zweite Treffen, das vom linken Flügel aus gesehen wurde, besichtigt hatten, nahm der Kaiser an der einsamen Pappel Aufstellung, und nun erfolgte der Vorbeimarsch der Truppen. Wegen der heißen Witterung war nur ein Parademarsch befohlen worden, der von den berittenen Truppen im Schritt erfolgte. Das Zweite Garderegiment zu Fuß führte der Monarch selbst seiner Gemahlin, den Prinzessinnen und Gästen vor.

Früher als sonst hatte diesmal das militärische Schauspiel sein Ende erreicht, so daß die Geduld der Menge, die in dichten Reihen die Abmarschstraßen besetzt hielten, nicht auf eine zu harte Probe gestellt wurde. Tücherschwenken und Hurrarufe begleiteten die Kaiserin, deren Wagen von ihrer Leibgarde eskortiert war, und ihre Schwiegertöchter auf dem Weg zum Schloß; jubelnde Zurufe erschallten, sobald ein neuer Truppenteil die Straßen passierte, und ihren Höhepunkt erreichten die Hurrarufe, als der Kaiser, der sich an die Spitze der Fahnenkompagnie des 2. Garderegiments zu Fuß gesetzt hatte, mit seinen Söhnen zum Schloß zurückkehrte.

Als Gäste des Kaisers waren zur Parade die Abordnungen der russischen, österreichischen und württembergischen Regimenter, die dem Monarchen die Glückwünsche zum Regierungsjubiläum gebracht hatten, erschienen; auch die argentinische Sondergesandtschaft war der Einladung des Kaisers gefolgt. K. S.


Das Fahrrad als Tribüne.


Polizeipräsident v. Jagow (×) bei der Rückkehr von der Parad[e]



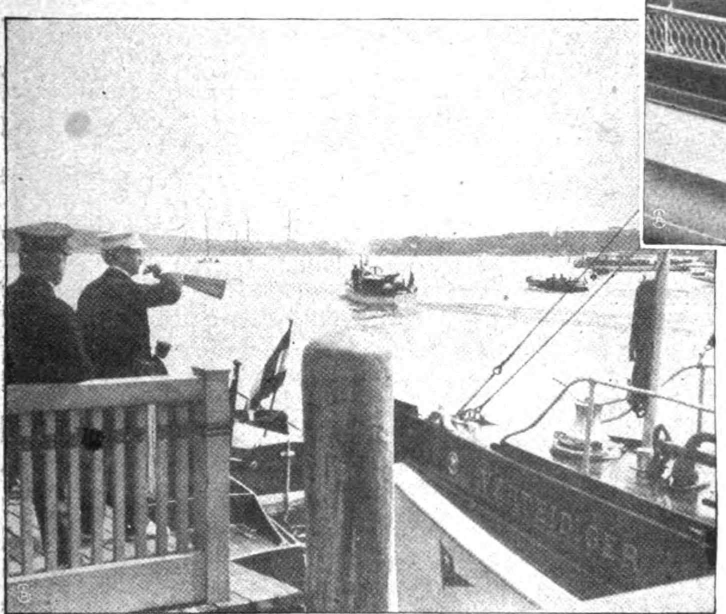
Tourenfahrt des Deutschen Motorbootklubs.

Hierzu 3 phot. Aufnahmen von R. Sennecke.

Eine gemeinsame Tourenfahrt nach Brandenburg a. H. veranstaltete in der vergangenen Woche der deutsche Motorbootklub; da für die Fahrt bereits seit langer Zeit umfassende Vorkehrungen getroffen worden waren und den Teilnehmern das prachtvollste Wetter beschert war, so verlief die glänzende Veranstaltung zu aller Zufriedenheit. Ueber 50 Boote, die von Wannsee in vier Geschwadern abgelassen worden waren, sammelten sich nach glücklich verlaufener Fahrt kurz vor der alten Havelstadt in der Nähe der Vorstadtschleuse, wo der Klub von den Brandenburger Booten erwartet wurde, um mit diesen gemeinschaftlich in die Stadt einzufahren. Am folgenden Tag fand dann die mit der Tourenfahrt verbundene Wettfahrt auf dem idyllisch gelegenen Plauer See bei Brandenburg statt; zahlreiche wertvolle Ehrenpreise, die von den verschiedensten Seiten gestiftet wurden, waren für die siegreichen Boote zur Verfügung gestellt. Das Durchschleusen der kleinen Flottille nahm mehr Zeit in Anspruch, als vorausgesehen war, und so verzögerte sich der Start ganz bedeutend. Inzwischen hatte sich Brandenburg zum Empfang der Gäste gerüstet, und als die Motorboote nach erledigter Wettfahrt und einer Rundfahrt auf dem Beetzsee wieder im Stadtkanal vor der alten Schleuse festgemacht hatten, waren alle Sportfreunde zur Begrüßung des Klubs erschienen, um sich mit den Teilnehmern im Festsaal des altstädtischen Rathauses an festlicher Tafel zu vereinigen. Unsere Bilder zeigen ein Morgenidyll an Bord, die Motorbootflotte mit Flaggengala in Brandenburg und den Start der Boote zweiter Klasse auf dem Plauer See. K. S.



Morgenkaffee an Bord.

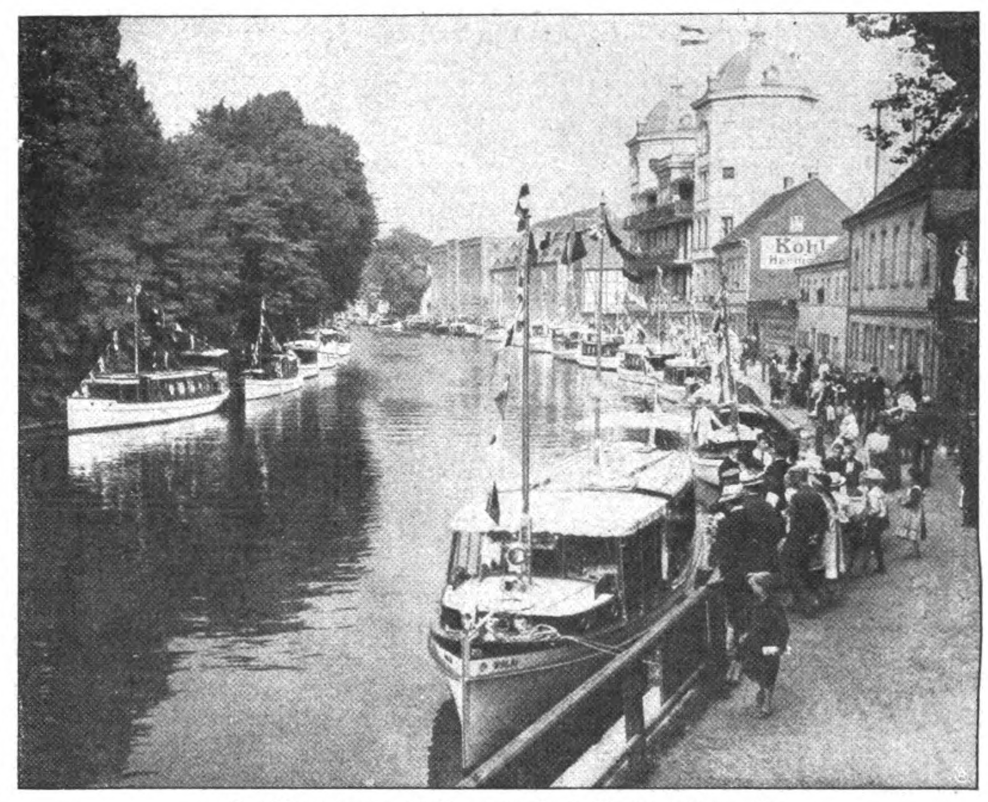


Der Start der Boote zweiter Klasse auf dem Plauer See.

◆◆◆◆

Unsere Bilder.

Zum Regierungsjubiläum des Kaisers (Abb. S. 950) sind verschiedene fremdländische Deputationen in Berlin eingetroffen, unter denen sich auch eine russische Sondergesandtschaft befindet,



Die Motorboote mit Flaggengala in Brandenburg a. H.
Die Tourenfahrt des Deutschen Motorbootklubs nach Brandenburg und Wettfahrt auf dem Plauer See.



die dem russischen Leibgardegrenadierregiment König Friedrich Wilhelm III. in Petersburg angehört. Natürlich begab sich diese Sondergesandtschaft nach der russischen Botschaft. Sie überbringt dem Kaiser einige Geschenke. Es gehören ihr der Regimentskommandeur Generalmajor Baron Bode, der Oberst Zabczynski, der Hauptmann Werkowzew und der Regimentsadjutant Leutnant Kastelski an.

Neue Ritter des Ordens Pour le mérite (Abb. S. 954) sind in den Personen des Stadtbaurats Geh. Baurats Dr.-Ing. Ludwig Hoffmann in Berlin, des ordentlichen Professors an der Berliner Universität, Geheimen Oberregierungsrats Dr. Diels und des Historien- und Porträtmalers Léon Bonnat in Paris ernannt worden. Es handelt sich hier um den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste. Geheimrat Ludwig Hoffmann ist Berlins berühmter Baukünstler, dem jetzt noch zwei gewaltige Aufgaben zugefallen sind: Die bauliche Umgestaltung des Universitätsviertels und der bautechnische Entwurf für das Neue Königliche Opernhaus. Geheimrat Diels hat sich hervorragende Verdienste um eine internationale Organisation der Wissenschaft durch Kartelle der Akademien sowie um die volkstümlichen Hochschulkurse erworben. Léon Bonnat ist einer der berühmtesten Porträtmaler Frankreichs, der bereits im Jahr 1910 vom Kaiser durch den Roten Adlerorden Erster Klasse ausgezeichnet wurde.

Fregattenkapitän von Klitzing (Portr. nebenst.) ist zum Gouverneur des von den Truppen der internationalen Expedition vorläufig in Besitz genommenen Skutari ernannt worden. Kapitän von Klitzing, dem ein junger italienischer Offizier zur Unterstützung beigegeben wurde, ist Kommandant der „Breslau".

Hofphot. Urbahns.

Fregattenkapitän von Klitzing,
Gouverneur von Skutari.

Sir John Lubbock, der spätere Lord Avebury (Abb. S. 949) ist im Alter von 79 Jahren auf seinem Schloß bei Ramsgate gestorben. Er war am 30. April 1834 zu Eaton Place-London geboren und trat früh in das Bankgeschäft seines Vaters, Robbarts, Lubbock & Co., ein, an dessen Spitze er seit dem Tod seines Vaters (1865) gestanden hatte. Lord Avebury hieß früher Sir John Lubbock. Der eine wie der andere Name ist den meisten gebildeten Deutschen vertraut, fragt man aber nach dem Grund, dann wird man vielfach einen andern hören. In der breiteren Oeffentlichkeit ist Lord Avebury namentlich durch sein eifriges und hingebungsvolles Eintreten für die Sache des Weltfriedens und vor allem einer Verständigung der beiden großen Kulturnationen England und Deutschland bekannt.

Gerhart Hauptmanns Jahrhundertfestspiel in Breslau (Abb. S. 950) ist ein großer Triumph für den Dichter, aber auch für die Regie gewesen. Es hat einer ungeheuren Arbeit bedurft, um das Festspiel, das den großdeutschen Gedanken verherrlicht, auch in rein technischer Beziehung exakt und sauber zur Darstellung zu bringen. Es waren daher viele Regieproben nötig, um durch die Gewalt der Massenentfaltungen dem Auge und der Phantasie so viel zu geben, daß die Empfänglichkeit bis zum Schluß wachgehalten wurde.

Die Büste Richard Wagners in der Walhalla (Abb. S. 955). Aus Anlaß des 100. Geburtstages Richard Wagners wurde in der Walhalla bei Regensburg die Büste des Meisters aufgestellt. Eingeleitet wurde die Feier durch die Aufführung der „Meistersinger" durch das Personal des Münchner Hoftheaters. In Vertretung des Prinzregenten Ludwig war Prinz Rupprecht von Bayern erschienen. Die Gäste wurden von dem Walhalla-Kommissär Bezirksamtmann Morg und Professor Bernhard Bleeker, dem Schöpfer der Büste, begrüßt. Unter den Klängen der Huldigungserenade von Richard Wagner traten die Gäste durch das große Tor in die Walhalla. Prinz Rupprecht gab das Zeichen zur Enthüllung der Büste, worauf Kultusminister Dr. von Knilling die Festrede hielt. Im Namen seines Vaters, des Prinzregenten Ludwig, legte Prinz Rupprecht einen Kranz nieder.

Die Eröffnung der Internationalen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast (Abb. S. 953) erfolgte durch den Prinzregenten Ludwig. Auch die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses, Prinz Georg von Sachsen-Meiningen sowie das diplomatische Korps, die Spitzen der bayrischen Hof- und Staatsbehörden, die Mitglieder des Zentralkomitees und der deutschen und ausländischen Delegierten waren anwesend. Der Präsident der Münchner Künstlergenossenschaft, Professor Hans von Petersen, hielt die Eröffnungsrede

Baronin Bertha von Suttner (Abb. S. 954) feiert ihren 70. Geburtstag. Sie hat sich einen besonderen Namen als Friedensvorkämpferin gemacht. Mütterlicherseits stammt sie aus der Familie Theodors Körners, ihr Vater war der österreichische Feldmarschalleutnant und k. k. Kämmerer Graf Kinsky. Ihr Roman „Die Waffen nieder" erregte seinerzeit bedeutendes Aufsehen.

Der Ehezwist der Herzogin Maria Dorothea von Orleans (Abb. S. 954) gegen ihren Gemahl, den französischen Thronprätendenten Herzog Philipp von Orleans, beschäftigt die royalistischen Kreise Frankreichs auf das lebhafteste. Die Herzogin ist eine geborene Erzherzogin von Oesterreich, die älteste Schwester des Erzherzogs Josef. Die Ehe des Herzogpaares, die im November 1896 in der Wiener Hofburg geschlossen wurde, ist kinderlos geblieben.

Das deutsche Stadion (Abb. S. 956), das demnächst auf der Grunewaldrennbahn eröffnet wird, ist bereits völlig fertiggestellt. Das Stadion wirkt vor allem durch seine Abmessungen imposant. Der gewaltige Fußballplatz nimmt die Mitte ein, er ist 110 Meter lang und 70 Meter breit. In ähnlichen Dimensionen halten sich alle übrigen Sportplätze.

Der Stafettenlauf Potsdam—Berlin (Abb. S. 954) war in diesem Jahr wieder ein außerordentlich populäres Ereignis im Berliner Sportleben. Den Sieg errang der Berliner Sport-Klub nach scharfem Kampf gegen den Sportklub Charlottenburg. Unser Bild zeigt den Schlußmann der siegreichen Mannschaft beim Eintreffen am Ziel.

Freiherrn von Oppenheims Csardas (Abb. S. 954) gewann am vorigen Sonntag das erste 100000-Mark-Rennen, das in diesem Jahr in Deutschland zur Entscheidung kam Der ausgezeichnete Dreijährige soll nun auch die Farben seines Besitzers im Oesterreichischen Derby vertreten.

Die Erschließung des Tempelhofer Feldes (Abbild. S. 956) als Stadtteil Berlins, um die sich Kommerzienrat Georg Haberland verdient gemacht hat, wird namentlich der Jugend große Vorteile bringen. In dem neuen Parkviertel befindet sich ein umfangreicher Kinderspielplatz. Auch hat man dort einen künstlichen See angelegt.

Personalien (Abb. S. 956). Der bekannte lyrische Tenor Kammersänger Werner Alberti feierte sein 25jähriges Bühnenjubiläum. — Gustav Schwegler, der Bassist des Berliner Königl. Opernhauses, der an dieses Institut im letzten Herbst nach achtzehnjährigem Wirken an der Wiesbadener Hofoper berufen wurde, feiert sein 25jähriges Jubiläum als Bühnensänger.

Die Toten der Woche

Alfred Austin, berühmter englischer Dichter, † in London am 2. Juni im Alter von 78 Jahren.

Lord Avebury, früher Sir John Lubbock, bekannter Naturforscher und Politiker, † in Ramsgate auf der Insel Thanet am 28. Mai im Alter von 79 Jahren (Portr. S. 949).

Georg Flad, bekannter Landschaftsmaler, † in München im Alter von 60 Jahren.

Musikverleger Hénoch, † in Paris am 29. Mai im Alter von 72 Jahren.

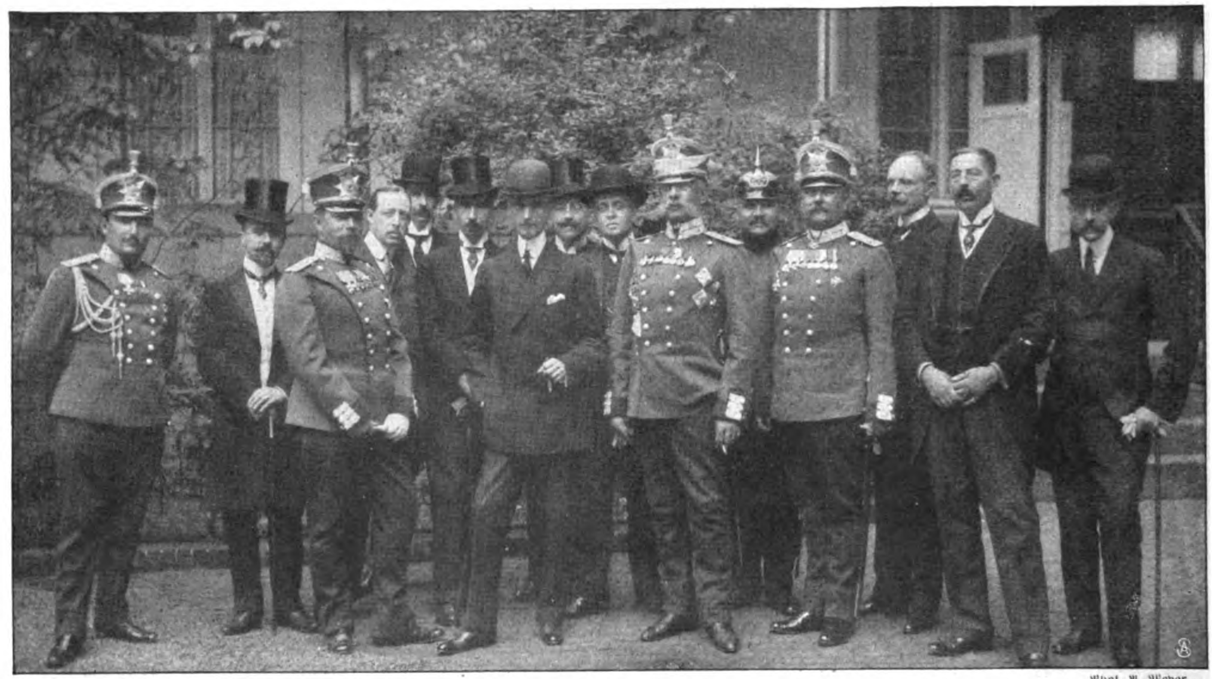
Leutnant a. D. Oskar Freiherr Marschall von Bieberstein, bekannter Schriftsteller, † in Charlottenburg bei Berlin.

Paul Neuenborn, bekannter Tiermaler, † in München im Alter von 47 Jahren.

Prof. Dr. Peschuel-Loesche, bedeutender Geograph, † in München am 29. Mai.

Preß Picture Agency.

Sir John Lubbock, der spätere Lord Avebury †
bedeutender englischer Naturwissenschaftler, Archäologe und Politiker.



Phot. A. Meyer.

Von links: Leutnant Kastelski; Staatsrat von Müller; Hauptmann Werkowzew; von Botkin, I. Sekretär; von Jasykoff, III. Sekretär; Kapitän von Berens; Exz. Swerbejew, russischer Botschafter; P. Basarow; Exz. von Nawanowitsch; Generalmajor und Regimentskommandeur Baron Bode; Hauptmann von Wedekind; Oberst Zabczynski; Exz. von Hamm; Exz. von Kropenski; Exz. von Bronewsky.

Zum Regierungsjubiläum des Kaisers: Die russische Sondergesandtschaft in der russischen Botschaft.

Gerhart Hauptmanns Erstaufführung

Phot. Aufnahmen

Der Tambour „Tod“.





Von links: Baurat Berg, Rosa Bertens, Stern, Reinhard, G. Hauptmann, Held, Nilson.

Eine Regieprobe.

Jahrhundertfestspiel. in Breslau.

von Zander u. Labisch.

Der große Korse.







Der Kaiser auf dem Rückweg von der Parade.

Phot. Sennecke.

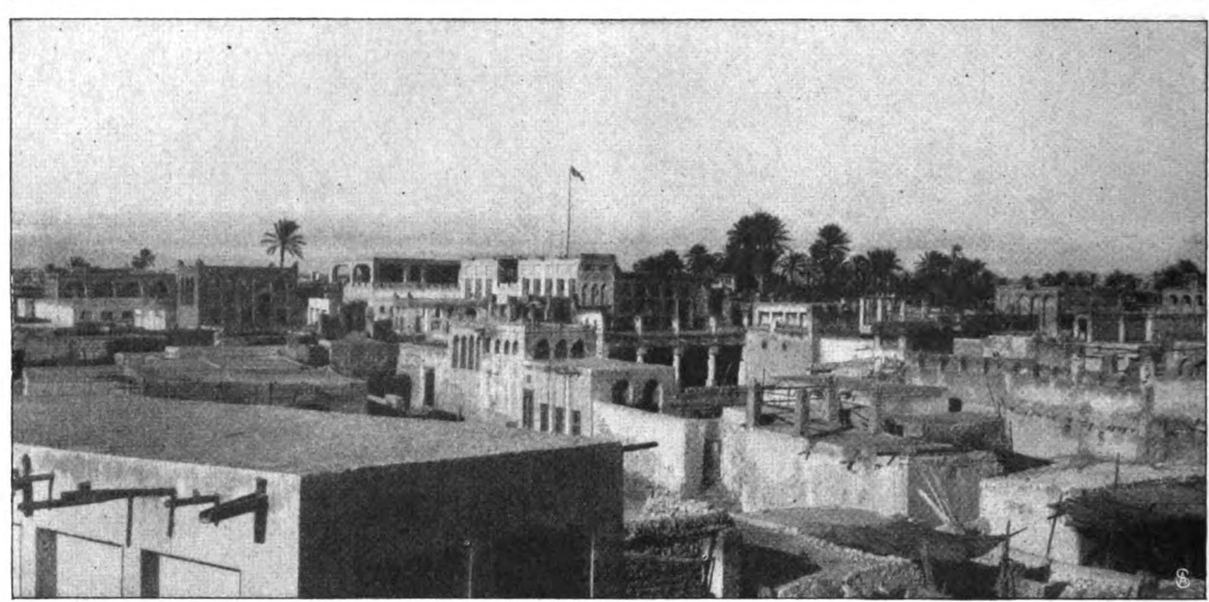


Die Fahnenkompagnie kehrt von der Parade zurück.

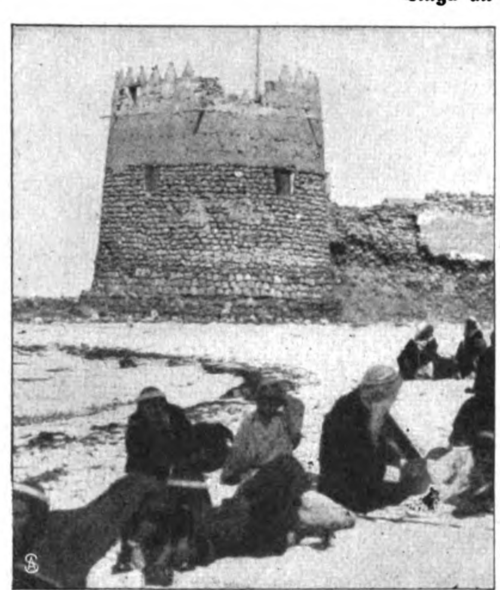
Phot. Gebr. Haeckel.

Von der diesjährigen Frühjahrsparade.

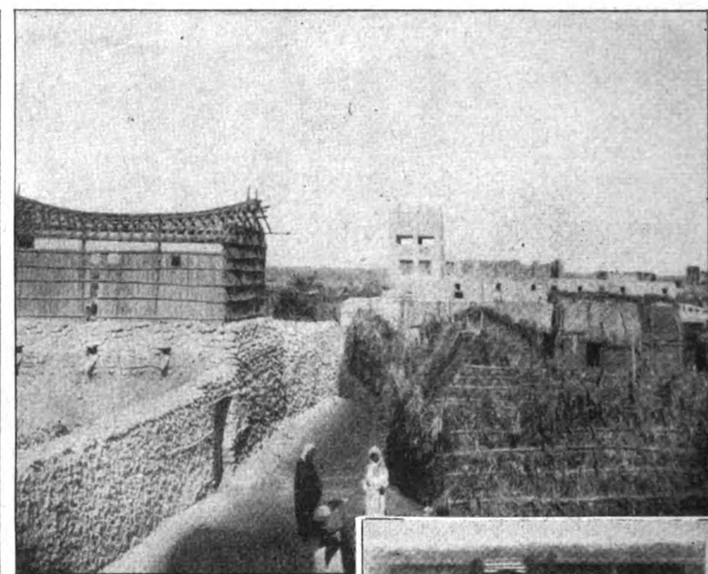




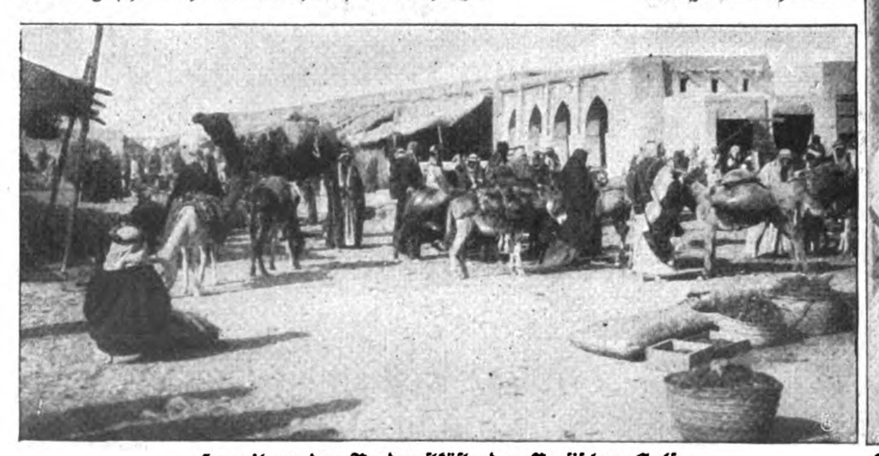
Linga an der Ostküste des Persischen Golfs.



Das englische Bahrein: Der Palast des Scheichs.



Straße in Bahrein.

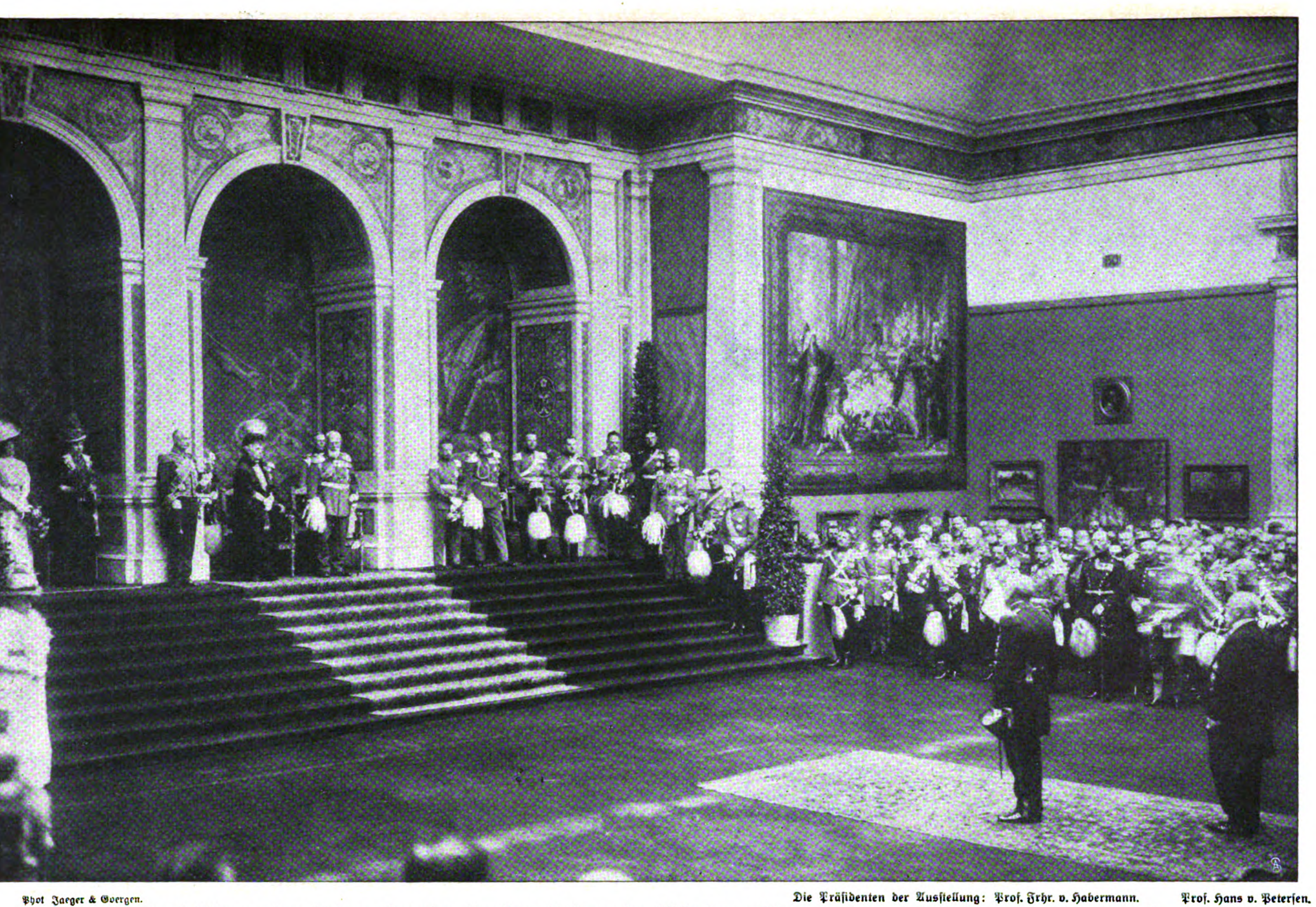


Kuweit an der Nordwestküste des Persischen Golfs.

Der regierende Scheich von Bahrein.

Zur Frage der europäischen Interessen am Persischen Golf.





Phot. Jaeger & Goergen. Die Präsidenten der Ausstellung: Prof. Frhr. v. Habermann. Prof. Hans v. Petersen.

Die Eröffnung der Internationalen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast durch den Prinzregenten Ludwig.





Phot. Sanden.

Herzog Philipp v. Orleans. **Herzogin Marie Dorothea.**
Zum Ehezwist des franz. Thronprätendenten.

Baronin Bertha von Suttner,
Wien, Vorkämpferin des Weltfriedens, wird 70 Jahre.



Geh. Baurat Dr.-Ing. L. Hoffmann,
Berlin.



Porträtmaler Léon Bonnat,
Paris.



Geh. Ob.-Reg.-Rat Prof. Dr. Diels,
Berlin.

Die neu ernannten Ritter des Ordens Pour le mérite.



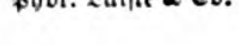
Phot. Reich.

Frhrn. v. Oppenheims Csardas
nach seinem Sieg im 100 000-Mark-Preis.
Zum Großen Preis von Hamburg-Groß-Borstel.

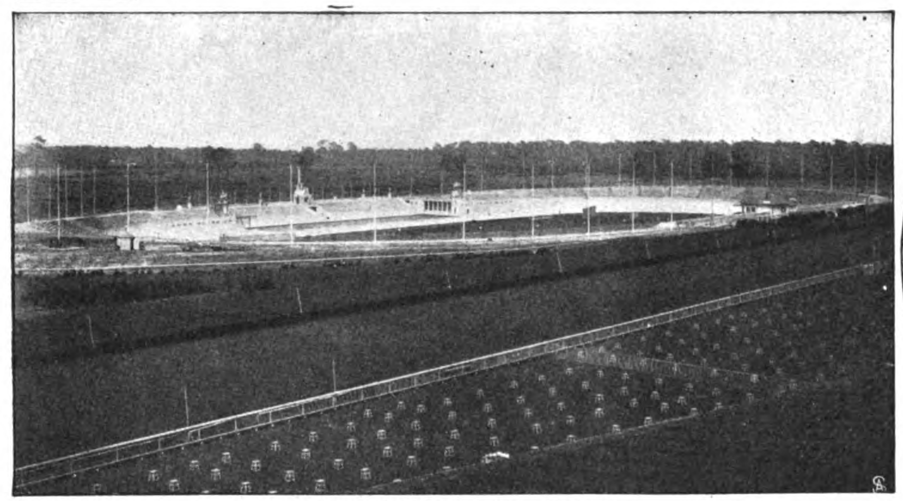


Phot. A. Rosenberg.

Frieka, vom siegreichen Berl. Sport-Klub,
trifft als Erster am Ziel ein.
Stafettenlauf Potsdam—Berlin.


Phot. Laißle & Co.

Die in der Walhalla bei Regensburg enthüllte Wagnerbüste, ein Werk des Bildhauers Prof. Bleeker.



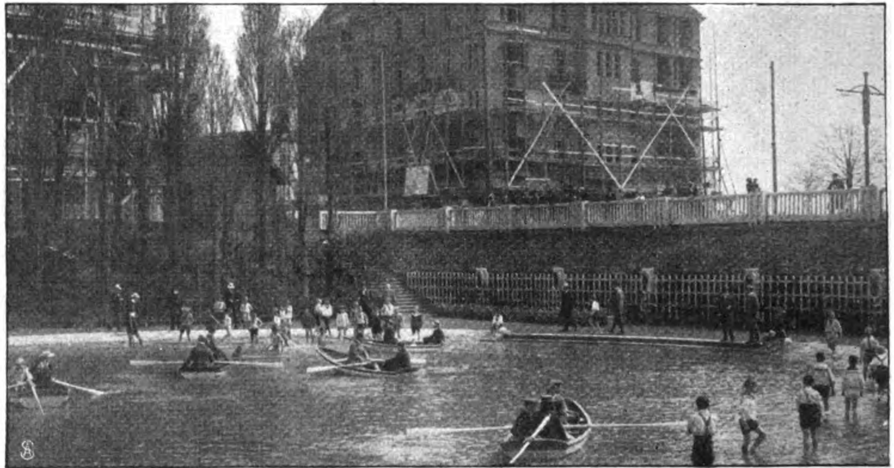
Gesamtansicht des neuen Stadions.
Zur Eröffnung des Stadions auf der Grunewaldrennbahn, Berlin.



Hofopernsänger G. Schwegler.
Berlin, feiert sein 25jähriges Jubiläum als Bühnensänger.



Kammersänger Werner Alberti,
Berlin, feierte sein 25jähr. Bühnenjubiläum.



Der künstliche See: ein Tummelplatz der Jugend.
Im neuen Tempelhofer Parkgürtel.



Der neue Parkgürtel: Kinderspielplatz.
Das wachsende Großberlin: Die Erschließung des Tempelhofer Feldes.



Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

2. Fortsetzung.

Auf der Rückfahrt von der Gräfin Oberwall fiel es Frau Gina plötzlich ein, daß sie zum Diner Gäste eingeladen hatte.

„Schrecklich, Lou, mit den neuen Leuten, die wissen gar nicht Bescheid. Du mußt ein bißchen nachsehen. Ich schicke dir dann auch die Jungfer zur Toilette."

Die „Leute" wußten sehr oft nicht Bescheid. Frau Gina kündigte ohne Überlegung. Bald konnte sie „die schreckliche Physiognomie" nicht leiden, bald hatte man sich erlaubt, ihr zu widersprechen, ein andermal wieder war eine ihrer Eigenheiten nicht berücksichtigt worden, oder den Diener kleidete die violette Uniform nicht. Meist motivierte sie die Kündigung mit den Worten: „Der Mensch" oder „die Person ist mir schon langweilig."

Sie liebte es, immer neue Gesichter um sich zu sehen, bildete sich ein, von neuen Leuten besser bedient zu werden.

Lous ehemalige Kinderfrau, die alte Seraphine, hatte ihre liebe Not, wenigstens das Küchenpersonal vor dem „Wechselfieber der Gnädigen" zu schützen, wurde auch manchmal energisch, wenn der „Unfug" zu weit ging.

Mit hochrotem Kopf und rasselndem Schlüsselbund überwachte sie jetzt das Auszählen der drei Tafelservice. Sie hielt sich kaum auf ihren gichtgeschwollenen Füßen, riß ärgerlich an den kurzen Enden ihrer schwarzen Spitzenschleifen, die sie über dem weißen Scheitel trug.

„Geh nur, Rasselchen, ich paß schon auf", sagte Lou — noch in Hut und Mantel.

Heiße, rote Flecken brannten auf ihren Wangen, ihre Lippen lagen trocken auf den weißen Zähnen.

Sie warf die pelzgefütterte Jacke ab, riß die dänischen Handschuhe von den schlanken Fingern, schob die schweren, silbernen Tafelaufsätze an die Tischkante, um sie mit Blumen zu füllen, die der Gärtner eben in einem Korb gebracht hatte.

Schwerfällig ließ sich die Alte auf einer Ecke des Stuhles nieder, zupfte Lou am Kleid, zwang sie, sich zu ihr niederzubeugen.

„Der Mann will partout seine Rechnung bezahlt haben, Häseken. Auf wann soll ich ihn bestellen?"

„Dieser Tage, Rasselchen... Papa bekommt eine Menge Geld. Du weißt doch, der Amerikaner mit den dreißigtausend Mark. Man sagt, der zahlt gleich. Mach mir einen Überschlag, Rasselchen. Mama muß gleich zehntausend hergeben. Dann ist alles wieder so weit in Ordnung, und wir haben vier Wochen Ruhe."

Die Erinnerung an die Szene im Atelier kam ihr wieder. Heiße Tränen schossen ihr in die Augen.

„Das sündig viele Geld und vier Wochen Ruhe! . . . Was hätten wir mit dem Geld alles gemacht in der Derfflingerstraße — was, mein Mäuseken? Nee . . . Nee — soll mir niemand von den Reichen etwas erzählen. Die haben's wenigste."

Ärgerlich stand sie auf, ging — auf die Kante des Tisches gestützt — um die Tafel herum und glättete die breite, irische Spitze des Läufers.

„So 'ne Spitze gehört auf 'n Brautkleid und nich unter die Suppenschüssel", brummte sie.

Zwei Diener und das erste Stubenmädchen rannten durcheinander, schleppten Gläser und Silberzeug an, öffneten die Fenster. Lou verteilte die Tischkarten nach einem hübschen Tischordner aus Elfenbein, den die Fürstin heruntergeschickt hatte. Dann klappten die Fenster wieder zu, das Deckenlicht wurde ausgelöscht, die Rotweinflaschen in gewärmten Tüchern hereingebracht, die silbernen Eiskübel mit dem Weißwein aufgestellt...

Die Vorbereitungen zu dem „improvisierten kleinen Essen" waren beendet.

Lou durfte sich anziehen. Sie hatte sich kaum die Haare aufgesteckt, als Frau Gina zu ihr schickte, ob denn das gnädige Fräulein nicht „endlich" fertig wäre!

Die Jungfer nahm sich kaum die Zeit, ihr die Taille zuzuhaken. Die Frau Fürstin wäre heute so ungeduldig. Lou schickte das Mädchen fort, suchte selbst alles zusammen, trocknete eilig ihre Hände, warf den blaßblauen Chiffonschal um den Ausschnitt ihres einfachen hellen Kleides, schlüpfte aus ihrem kleinen Zimmer über den rotausgeschlagenen Gang in das Zimmer des Vaters.

„Bist du fertig, Papa?"

Dichter Zigarettenqualm schlug ihr entgegen, als sie die Tür öffnete.

Hörselkamp ging mit auf dem Rücken gekreuzten Armen auf und ab. Er blickte sich nicht um nach der Tochter, als sie eintrat, und sie blieb scheu an der Tür stehen.

„Ja, was ist denn, Papa?"

Er antwortete nicht, warf die Zigarette in weitem Bogen in eine Aschenurne, die auf seinem Schreibtisch stand.

Das Zimmer war dunkel, nur die kleine Schreibtischlampe verbreitete einen Lichtkreis auf dem braunen Tuch. Ein offener Brief lag zerknittert auf der schwarzen Juchtenmappe. Von weitem erkannte Lou die Firma des Agenten, der dem Vater den Marmor lieferte. Ihr Herzschlag stockte.

„Was macht es denn, Papa?"

„Zwanzigtausend."

Sie wiederholte mit versagendem Atem: „Zwanzigtausend!"

Sie stürzte zum Tisch, beugte sich über die Rechnung.

Hörselkamp sah, wie blaß sie wurde. Unsicher fuhr



er sich durch das graumelierte Haar: „Der Kerl lügt ja. Die Mama hat ihm vor drei Monaten schon fünftausend bezahlt von der Büste der Frau von Beust. Du weißt doch — ich gab ihr den Scheck von dir."

Lou strich sich mit den Fingern über die feuchten Schläfen: „Ja — gewiß — ich weiß."

Sie wußte nun, woher die viertausend Mark kamen, die sie dem Pelzhändler als Ratenzahlung auf einen Zobelpelz gebracht, den die Mama sich selbst als Weihnachtsgeschenk verehrt hatte.

„Du mußt dich doch anziehen, Papa", sagte sie leise.

Hörselkamp fuhr sich mit dem Daumen unter das Kinn. „Bis dahin hab ich's, bis dahin! Satt hab ich sie, die verflixten Feste, den ganzen Klimbim im Haus. Ich habe sie satt, alle diese gepuderten und geschminkten Weiber, die sich Zuckerpuppen von mir anfertigen lassen, weil sie es nicht vertragen, wenn ich sie zeige, wie sie wirklich sind. Ich hab's satt, jeden Abend in meinem eigenen Haus vor den Herrschaften herumzudienern, ihnen so lange von meinem Wein einzuschenken, bis sie mir im Tran das Almosen einer Bestellung geben."

Er näherte sich dem Schreibtisch, schlug mit der Faust auf die Kante: „Ich mach nicht mehr mit, verstehst du wohl . . . Ich pack meine Siebensachen, und dann könnt ihr mich suchen. Dann kann die Frau Fürstin ihre Feste geben, und du kannst dir einen Mann einfangen."

Ganz laut schrie er die Worte vor sich hin, mit einer leisen Heiserkeit in der Stimme, die sich jedesmal bei heftiger Erregung einstellte.

Lou senkte den Kopf, zerrte mit kalten Fingern an den Enden ihres Schals. Diese Ausbrüche kannte sie. Sie rissen an ihren Nerven, drückten ihr das Herz ab, daß ihr zumute war wie einem Vogel, dem man langsam die Kehle zupreßt. Aber sie wußte — war der Zorn verraucht — blieb doch alles, wie es zuvor war. Sie wußte — die Faust würde noch zwei-, dreimal auf den Tisch niederfallen, dann würde sie selbst aufstehen, würde ihm die Worte hinwerfen: „Unsere Gäste müssen gleich kommen", und sie wußte, daß er im nächsten Augenblick nach dem Diener läuten würde, um zehn Minuten später — in Frack und weißer Binde, an der Seite seiner schönen Frau die Gäste zu empfangen.

Sie wußte, daß er den gepuderten und geschminkten Weibern mit der ihm auch jetzt noch den Frauen gegenüber eigenen, weichen Zärtlichkeit nach wie vor die Hand küssen würde. Sie kannte das Aufblitzen seiner leuchtenden blauen Augen, wenn köstliche Schmeicheleien von blutroten Lippen kamen, würde auch heute wieder seine Blicke sehen, die im Lauf des Abends immer wärmer und öfter zu seiner Frau zu schweifen pflegten, in Bewunderung und Anerkennung ihrer souveränen Schönheit.

Wie oft hatte sie sie bis in die Fingerspitzen hinein gefühlt, die Ungeduld des verliebten Mannes, der mit seiner gefeierten, umschwärmten Frau endlich allein sein will. Wie oft in peinlicher Verlegenheit die innere Notwendigkeit gefühlt, sich zurückzuziehen, ohne sich die Zeit nehmen zu dürfen, noch ein wenig Ordnung zu machen oder zu verschließen, was nicht in Händen der Dienstboten bleiben sollte.

Sie kannte die trägen Tage, die solchen Abenden folgten, die Unlust zu ernster Arbeit, die spielerischen Stunden in den gemeinsamen Wohnräumen, das verträumte Rauchen auf dem Ruhebett im Atelier.

Sie kannte auch die gleichgültigen Augen des Vaters, wenn sie auf dem Podium die von ihm befohlene Pose einnahm. Es war, als müßten seine Augen sich wieder an sie gewöhnen, als müßte sein ganzes Wesen durch sie wieder an die herbe Kunst erinnert werden, der ein heißer Sinnenrausch ihn abwendig gemacht hatte. Bis dann wieder alles erwachte in ihm, was sie an ihm bewunderte, worauf sie so stolz war . . .

Das würde heute so sein, wie es immer gewesen.

„Die Rechnung braucht dich jetzt doch nicht mehr zu beunruhigen, Papa", sagte sie, legte das Papier zusammen und beschwerte es mit dem Onyxstein.

Sie lachte ganz leise.

„Der Amerikaner ist doch zu etwas gut."

Hörselkamp antwortete nicht. Er fand ihr schüchternes Lächeln frivol. Sie war eben die gleiche rohe, unkünstlerische Natur wie alle anderen. Nur ein paar keusche Linien hatte ihr die Natur gegeben. Die Natur schwindelte eben auch — heuchelte auch. —

Er blieb plötzlich mitten im Zimmer stehen. Eine Idee war ihm gekommen. Etwas Unsinniges vielleicht, aber lockend Verführerisches. An die Natur wollte er sich ranmachen. An die Natur — in Gestalt eines Weibes. Seines Weibes.

So üppig schön, kraftvoll, sündenvoll dumm und gutmütig: wehrende Glieder und begehrende Augen, der Mund zum Küssen, der Leib zum Anbeten, eine Bacchantin in Nonnenschleiern, hinreißend, verlogen — das Verderben des Mannes.

„Geh, geh — ich muß mich anziehen." Er schob die Tochter beinah vor die Tür.

Seine Blicke flackerten. Er war bleich und erregt.

„Laß mir sofort sagen, welche Farbe Mamas Kleid hat. Aber sofort."

„Ich weiß es, Papa: pfaublau mit grünen Schleiern darüber."

Er nickte.

„Selbstverständlich. Pfaublau mit grün. Da kannst du lernen. Du verstehst dich nicht anzuziehen, Kind, oder nur zu gut. Du bist wie deine Kleider. Dünn — so dünn — ist alles. Paß auf, Lou, jetzt gibt's was Neues von Hörselkamp."

Verwirrt stieg Lou die Treppe hinunter zu den Empfangsräumen. Die Fürstin stand vor einem goldenen Eckschränkchen mit gewölbten Spiegelscheiben und nahm ein Perlenkollier heraus, das aus einem halbgeöffneten Malachitkästchen über ein kleines Gebetbuch in violettem Samteinband rieselte.

Sie sah sehr schön aus, als sie die mattglänzenden Perlen streichelte, sie mit dem feuchtschimmernden Blick verliebter Frauen an ihre Lippen führte, an ihre weiche Wange hielt, deren feines Oval sich in sanfter Linie zu dem blendend weißen, kräftigen Hals neigte.

Mit kühlen, spitzen Fingern legte Lou der Stiefmutter die Perlen um den Hals, befestigte die goldene, fadenfeine Sicherheitskette am Schloß.



„Wenn ich arm wäre wie eine Kirchenmaus, die Perlen gäbe ich nicht her“, sagte Frau Gina indessen. „Ein einziges Hemd könnte ich haben, die Perlen behielte ich. Ich wollte sie immer tragen — Tag und Nacht. Sie würden nur schöner davon — aber dann spürte ich die himmlische, weiche Frische nicht mehr. Ich freue mich die ganze Zeit beim Ankleiden auf den Augenblick, da sie sich an meine Haut legen werden. Förmlich Herzklopfen habe ich. Kannst du das verstehen, Kleine?“

Eine Blutwelle schoß Lou ins heiße Gesicht.

„Ich weiß nicht, Mama — so mag man wohl Menschen liebhaben.“

Frau Gina lachte.

„Dummchen! So ein richtiges, sentimentales deutsches kleines Mädchen bist du!“

Lou wurde abgerufen. Dann kamen die Gäste, „fünf, sechs gute Bekannte“, wie es auf den handgeschriebenen Einladungen hieß. Als erster der Amerikaner, mit siegessicherer Miene und dem stets bereiten Scheckbuch in der Revolvertasche seines Beinkleides. Als letzter — Graf Andre Oberwall — sehr Grandseigneur wie immer, mit dem feinen Diplomatenlächeln um den strengen, schmalen Mund.

Kurz bevor man zur Tafel schritt, brachte der Diener einen Strauß wundervoller gelber Rosen.

„Von meinem Mann“, sagte Frau Gina und ließ das kleine Billett im Ausschnitt ihres Kleides verschwinden.

Sie legte die Innenfläche ihrer Hand gegen Hörselkamps Lippen und lächelte beglückt wie eine Pensionärin.

„Oh, ich habe nie gedacht, daß deutsche Männer sind so galant gegen Ladies“, rief der Amerikaner.

„Das hängt von den Ladies ab“, sagte Hörselkamp.

Lou hörte etwas wie eine Zurechtweisung in der Antwort, wußte nur nicht, ob sie dem Amerikaner oder ihrer Stiefmutter galt, die solche Ovationen ihres Mannes besonders schätzte. Während des Diners, bei dem Graf Oberwall sich nur der Form halber bediente, verlangte der Amerikaner noch einmal das Atelier zu besichtigen.

Sein Scheckbuch gab ihm alle Rechte. Er fühlte nur zu gut, wie dieser intime „improvisierte“ Abend mit dem raffinierten Menü, den aristokratischen Namen um den ovalen Tisch nur ihm galt, nur für ihn berechnet war, ihm — dem Käufer dieses „Hexensabbats“!

Frau Gina neigte ihren hübschen Kopf zum Grafen Oberwall. „Vielleicht interessieren auch Sie die Werke meines Mannes, lieber Graf.“

„Aber selbstverständlich, meine Gnädige. Ich wollte Sie selbst bereits bitten, mir Einblick in die Werkstatt Ihres Herrn Gemahls zu gestatten.“

Graf Oberwall war zum erstenmal im Hörselkampschen Haus. Bis jetzt hatte er stets einen Vorwand gefunden, um der leicht einladenden „Fürstin“ sein Bedauern auszusprechen. Erst die Andeutung seiner Mutter, Gerhard hätte für die kleine Hörselkamp ein kleines Penchant, bestimmte ihn, der letzten dringenden Einladung Folge zu leisten.

Graf Oberwall hatte nichts übrig für Künstlerkreise. Auch die hübsche Polin, deren Titel sich unrechtmäßig und aufdringlich neben dem bürgerlichen Namen ihres Mannes breitmachte, paßte ihm nicht recht.

Gerhard war viel zu verschlossen, als daß er von ihm irgend etwas erfahren hätte. Die verräterische Röte bei den Worten der Exzellenz hatte ihm aber zu denken gegeben. Und so hatte er zugesagt, war mit der Pünktlichkeit des ehemaligen Hofmannes erschienen und hatte dem Abend das Relief seiner ungewöhnlich vornehmen Persönlichkeit gegeben.

Frau Gina hatte alles bedacht und erwogen. Der Amerikaner saß zwischen ihr und ihrem Mann, Graf Oberwall zwischen ihr und Lou. Sie hatte keine Damen gebeten. Die zwei Männer durften nicht abgelenkt werden.

„Sei recht liebenswürdig zum Grafen“, hatte sie der Stieftochter im letzten Augenblick noch zugeflüstert und ihr lächelnd mit dem Finger gedroht, als sie ihre leichte Verwirrung bemerkte. Während des Diners ärgerte sie sich. Lou war noch scheuer und zurückhaltender als sonst; Hörselkamp aber behandelte den Amerikaner mit anulkender Überlegenheit, die so oft die Verkehrsnote bildet zwischen dem Künstler und dem Käufer.

Ihre mahnenden Blicke wurden nicht aufgegriffen, nicht verstanden. Wie in schwerer Arbeit mühte sie sich ab, ihre zwei Nachbarn in der von ihr gewünschten Stimmung zu erhalten, zog alle Register ihrer erfahrenen und anmutigen Koketterie auf, als Frau, Künstlergattin und junge Stiefmutter.

Auch ihr waren der Amerikaner wie der Graf Oberwall nichts als Käufer. Der eine für das Werk ihres Mannes, der andere für seine Tochter, und mit heimlicher Unruhe beobachtete sie alle die kaum wahrnehmbaren Stimmungschwankungen ihrer zwei Gäste, denen die andern nur als Folie dienten.

Sie atmete auf, als sie das Zeichen zum Aufheben der Tafel geben durfte.

„Laß das Atelier beleuchten, Kleine.“

„Sofort, Mama.“ . . .

Der weiche Wohlklang der jungen Stimme, die über das Gemurmel aller hinweg den Weg zur Hausfrau suchte, ließ den Grafen aufhorchen und aufblicken. Und zum erstenmal bemerkte er die schwebende Anmut des jungen Geschöpfes, das den ganzen Abend so wortkarg an seiner Seite gesessen hatte.

Dann begaben sich alle in den Seitenflügel der Villa hinüber. Auf dem breiten Gang flüsterte der Amerikaner dem Grafen zu: „Den ‚Hexensabbat‘ will ich kaufen für meine große Hall. Es macht sehr fein Effekt, so ein Wörk von ein deutschen Meister, was bekommen hat irgendeine Orden auf der Exposition. Man wird durch mich kennen lernen den Name Hörselkamp. Wenn er nicht wird wahnsinnig, kann ich ihm verschaffen neue Orders. Gegen zehn Prozent. — In drei Jahre habe ich dann meine Gruppe umsonst. Man muß immer denken an Busineß — wie Mistreß Hörselkamp. Unsere amerikanische Damen verstehen keine Busineß — sind viel zu sehr Lady. Sehr schön, aber sehr teuer für uns poor fellows.“

Graf Oberwall hörte dabei heraus, daß Frau Hörselkamp selbst in den Augen des Amerikaners nicht als „voll“ angesehen wurde. „Geschäftsfrau“. Das Wort hatte im Deutschen einen verflucht bösen Klang.

Hörselkamp stand jetzt mitten im Atelier, mit den



Händen in den Taschen, scheinbar ganz unbeteiligt. Sein Diener nahm die feuchten Tücher von den halbfertigen Entwürfen. Frau Gina half dabei, mit ihren beinah studiert graziösen Bewegungen. Ihre Augen leuchteten wie in reiner Kunstbegeisterung. Sie gab die Kommentare zu jedem Werk: wann und wie es entstanden, aus welchem Material bereits Kopien vorlagen. Sie nannte Namen. Diese Statuette hatte Fürst Soundso, jene Gräfin A . . . . Einiges war unkontrollierbar. „Die schönsten Sachen" waren nach Warschau gewandert. Ein Bruder des Zaren hatte das Original der „Wasserträgerin", die hier in getöntem Gips stand und erst in fünfzehn Jahren kopiert werden durfte. „Freilich — Amerika ausgenommen.". . . Hörselkamp ließ kein Auge von ihr. Er hörte nicht, was sie sagte. Gewiß waren es wieder große, hübsche Lügen, wie er sie von ihr kannte. Er sah nur ihre Bewegungen, sah das lachende Zurückwerfen ihres Kopfes, wenn einer der Herren eine Bemerkung machte; er sah das triumphierende Aufblitzen ihrer Augen, das lockende Spiel ihrer Hände, die sich unbeholfen an den Tüchern zu schaffen machten.

Er sah ihre wundervolle Gestalt, gestreckt und angespannt in begehrlicher Erwartung.

Er sah das Modell.

Das neue Modell, das ihn weitab führte von seinem bisherigen Weg; und in seinen Händen zuckte es, seine Finger krampften sich zusammen in brennender, rein körperlicher Arbeitsgier.

Graf Oberwall hatte das schwarzgeränderte Monockel in die tiefe Höhlung seines Auges geklemmt und musterte die Bildwerke mit kühlen, ernsten Blicken. Ein Hexlein auf dem Blocksberg des Hexensabbats und die Gipsstatuette der Wasserträgerin frappierten ihn. Das war offenbar die kleine Hörselkamp selbst mit ihren schlanken, feinen Linien, der schwebenden Anmut ihrer Haltung.

Sehr hübsch . . . sehr fein. Alle Achtung vor Hörselkamp als Künstler.

Oberwall war ein eifriger Sammler, hatte Blick und Wertschätzung für echte Kunst. Hatte Bildhauer bisher nur als Modekünstler gekannt, als den Schöpfer eleganter Büsten, niedlicher Statuetten und einiger konventioneller Denkmäler. Es war das erstemal, daß er einen Blick in die eigentliche Schaffensphäre des Künstlers tat. Ganz famos! . . . Donnerwetter ja . . . das war was! Der konnte was!

Ganz unwillkürlich strich er mit den Fingern über die Konturen der „Wasserträgerin", als genügte das Auge nicht, um die edle Harmonie der Linien zu erfassen.

„Tja . . . Graf . . . nicht wahr . . . entzückende Gestalt. Dieser Reiz in der Hüftenbewegung.". . .

Und mit der gleichen Bewegung der Finger strich einer der andern Herrn an der Statuette entlang: „Hat der Mann Dusel, so ein Modell in seiner eigenen Tochter zu finden!" . . .

Langsam nahm Oberwall das Glas ab, ließ es durch die Finger in die Westentasche gleiten.

„Es ist kalt hier im Atelier, finden Sie nicht auch?" sagte er merklich scharf und ausweichend.

Eine Bemerkung über seine Gastgeber zu machen, lag ihm nicht. Aber für ihn war das Haus, war die Familie gerichtet. Ein Mann, der seine Tochter den Blicken und der Bewertung der Öffentlichkeit überwies, ein junges Mädchen, das sich diesen abschätzenden Blicken preisgab — das zählte einfach nicht.

Gerhard mußte seinen Verkehr im Haus einschränken, Gerhard durfte keine Dummheiten machen.

Er fühlte sich plötzlich sehr unbehaglich in dieser Umgebung, suchte nach dem erstbesten Vorwand, um sich zurückzuziehen.

Der Diener kam und meldete, daß im Salon bereits einige Gäste warteten, die zum Tee gebeten waren.

Frau Gina wollte nichts davon wissen, daß der „liebe Graf" sie jetzt schon verlasse.

Sie nahm seinen Arm, hielt ihn zurück mit der sanften Gewalt der Slawin, deren Gastfreundschaft oft so beschwerend ist.

Lou fing die peinliche Verlegenheit auf, die sich bei aller Selbstbeherrschung im Gesicht des alten Herrn ausprägte.

„Ich helfe Ihnen dann verschwinden", sagte sie leise, mit dem reizenden, etwas melancholischen Lächeln, das ihr hellgerahmtes, zartes Gesicht seltsam verschönte.

„Aber mein gnädiges Fräulein.". . .

Die angeborene Ritterlichkeit siegte bei ihm. Er wollte ihr am nächsten Morgen ein paar Blumen schicken mit einigen liebenswürdigen Zeilen. Es war alles, was er tun konnte, um seiner Sympathie Ausdruck zu geben. Verkehren nein. Oder gar in nähere Beziehungen treten? . . . Undenkbar.

Es gelang ihm, nach einer Anstandsviertelstunde im Salon unbehindert das Vestibül zu erreichen. Während ein Diener ihm den Mantel umgab, öffnete ein anderer einem neuen Besucher die Tür.

„Was machst du denn hier, Papa?"

Mit einer hastigen Bewegung ließ Gerhard seinen schwarzen Abendmantel von der Schulter gleiten.

Graf Oberwall nahm eine Zigarette aus seinem flachen, goldenen Etui, das den Namenzug der Königin Viktoria in Rubinen und Diamanten zeigte, und suchte ostentativ nach seinem Anzünder.

„Kannst du mir Feuer geben, mein Junge?"

„Bitte, Papa."

Die Diener waren um andere neu angekommene Gäste beschäftigt, Vater und Sohn standen fast isoliert in einer Ecke des Vestibüls. Eine kleine, bläuliche Flamme trennte ihre Blicke.

„Ich hätte heute Gelegenheit, dich in meinen Klub einzuführen, mein Junge, zieh dich wieder an und komm mit mir mit."

Ein feines Rauchwölkchen hüllte das Gesicht des ehemaligen Diplomaten wie in einen leichten Schleier.

„Danke, Papa . . . für heute möchte ich lieber hier bleiben."

Das war beinah Widerstand. Graf Oberwall war empfindlich für die Form. Eine Gereiztheit, die er sich nicht Mühe gab zu unterdrücken, brach in kaltem Strahl aus seinen Augen.

„Ich wünsche, daß du mich begleitest, Gerhard."

Gerhard streckte seinen schlanken Oberkörper, preßte heftig den Daumen auf seinen goldenen Anzünder mit



dem großen Smaragdknopf; die Muskeln in seinen etwas hageren, scharf geschnittenen Wangen spielten mit der Regelmäßigkeit einer aufgezogenen Mechanik.

„Dein Wunsch ist mir natürlich Befehl", antwortete er kurz, nahm den Zylinder vom Riegel und ließ sich den Mantel wieder um die Schultern legen.

Auf dem Bürgersteig stießen sie mit Bruno von Tapsen zusammen.

„Die Herren gehen schon?"

„Mein Sohn hat mich nur in den Klub abgeholt", sagte Graf Oberwall bestimmt.

Sein Ton verbat jede weitere Frage.

Tapsen legte die Hand an den Helm, ließ den Grafen respektvoll an sich vorbei. Leichtes Staunen und ein bißchen Verachtung lagen in dem Blick, den er auf Gerhard richtete.

„Soll ich den Damen etwas von dir ausrichten?"

„Nein, danke. Dieser Tage mache ich ihnen meine Aufwartung."

Gerhard grüßte kurz, drückte den Zylinder tiefer in die Stirn hinein, dann stieg er in seiner lässigen Art langsam die Treppe hinab. Er hörte noch das leise Klirren des Säbels gegen die steinernen Stufen, dann schlug er heftig die Coupétür hinter sich zu.

Schweigend drückte er sich in die Ecke. Er schien ganz ruhig, nur sein übergeschlagener Fuß wippte nervös auf und ab.

Graf Oberwall fuhr mit dem Tuch aus weißer, chinesischer Seide über die angelaufene Fensterscheibe.

„Diese Märzstürme sind recht unbehaglich. Ueberhaupt ein scheußliches Wetter, dies Jahr! Man sehnt sich ordentlich nach blauem Himmel und Wärme."

„Den kannst du ja jederzeit haben, Papa. — Was hindert dich zu reisen?"

„Deine Großmutter, mein Junge."

„Großmama!"

Ein Staunen, in dem beinah Impertinenz durchschimmerte, lag in dieser Frage.

„Man ist seinen Eltern Rücksicht schuldig. Eine längere Abwesenheit würde sie verstimmen."

Gerhard wußte sich nicht zu erinnern, daß der Vater auf die Stimmungen der alten Frau Rücksicht genommen hätte. Es handelte sich in diesem Fall ja auch gar nicht um den Vater und die Großmutter. Um ganz etwas anderes handelte es sich. Ihm selbst galten all die schönen Worte, die eben nur Worte für ihn blieben, die nichts in ihm berührten, was zur Antwort gedrängt hätte, die ihn kalt ließen und an ihm abglitten, wie der Regen draußen an den Fensterscheiben des Coupés abglitt.

Höfliches Schweigen war von jeher seine einzige Waffe, wie es die Waffe des Vaters der Großmutter gegenüber gewesen.

Aber die äußere Dressur vermochte nichts gegen das Toben seines Blutes, das machtvoll einen Ausweg suchte.

Beinah liebevoll stellte Graf Oberwall seinen Sohn im Klub vor. Die vornehmen alten Herren, die dem jungen Mann um des Vaters willen Gleichberechtigung zuerkannten in ihrem Kreis, sollten in ihrer abgetönten Ruhe die Erziehung vervollständigen, deren Vollkommenheit Graf Oberwall in der äußersten Beherrschung natürlicher Triebe erblickte.

„Du spielst wohl Bridge?" fragte er lächelnd. „Ich stelle dir eine nette Partie zusammen."

Er faßte den Sohn unter den Ellbogen, führte ihn in den Spielsalon, wo jüngere Elemente um kleine, runde Kartentische saßen. Söhne erster Aristokraten, die ihre nächtlichen Vergnügungen mit einem eleganten Jeu einzuleiten pflegten, unter den Augen ihrer Väter, denen das Spiel den Abschluß des Abends bedeutete.

Gerhard Oberwall wurde mit der frostigen Liebenswürdigkeit aufgenommen, die der junge Aristokrat so oft dem jungen Wissenschaftler gegenüber zum Ausdruck bringt.

Man wußte im Klub, daß Graf Oberwall junior, allen Familientraditionen zum Trotz, die Gelehrtenkarriere einschlagen wollte, daß ihn kaum vierzehn Tage von seinem „Doktor" trennten. Seine Einführung war kaum ein Gewinn für den Klub.

Mit einem Blick übersah Gerhard Oberwall die Situation, fühlte die Duldung und höfliche Nachsicht dieses Kreises. Er war gerade in der Laune! ...

Alles in ihm schrie nach Befreiung aus dem Bann, der auf ihm lastete seit seiner frühen Kindheit. Jetzt, da der Vater sich gleitenden Schrittes von ihm entfernt hatte, er allein stand in dieser ihm fremden Umgebung, all die Augen in so abschätzender, kühler Höflichkeit auf ihn gerichtet waren, jetzt surrte es ihm wieder in den Ohren wie damals, als er auf dem Mensurboden in toller Wut und gegen jeden Komment auf seinen Gegner eingeschlagen hatte.

Kurz vor Mitternacht trat der Vater an den Spieltisch: „Nun, Gerhard, fahren wir?“ . . .

„Gestatte, daß ich noch bleibe.“ . . .

Sein Gesicht war leicht gerötet. Er blickte nicht auf von den Karten, deren Ecken er mit leise knipsendem Geräusch umbog. Und er blickte auch nicht auf, als der Vater ihm zum Abschied leicht die Hand auf die Schulter legte, seine Partner sich erhoben, den alten Herrn mit kurzem Zusammenschlagen der Hacken grüßten.

In schwarzroten Spiralen tanzten die Karten vor seinen Augen. Er wußte es kaum, ob er gewann, ob er verlor. Gegen zwei Uhr sah einer der Herren auf die Uhr.

„Morgen will ich Ihnen Revanche geben, lieber Graf, für heute wollen wir aufhören — wenn es Ihnen recht ist?“

Sehr korrekt stimmten die anderen Herren bei, ohne einen Schimmer irgendwelcher Erregung in der Stimme. Und doch mochten sie etwa fünfzehntausend Mark gewonnen haben. Fünfzehntausend Mark! Soviel wie der Vater ihm jährliches Einkommen aussetzte.

Eine leichte Blässe legte sich auf seine Wangen, als er an die Unterredung dachte, die ihm bevorstand.

„Auf morgen, meine Herren.“ . . .

„Vielmehr auf heute abend!“ . . .

Man scherzte noch eine Weile um den Tisch herum, während die Diener die Flügeltüren öffneten, die Kronen in den letzten Sälen löschten.

Fröstelnd stand Gerhard endlich auf der Straße. Vor ihm lagen die Linden in nächtlicher Stille, mit den vereinzelten grellen Lichtflecken der Bogenlampen, die sich mit dem orangefarbenen Schein der noch erleuchteten Caféfenster mischten.

Der Boden der breiten Allee war aufgeweicht; nasser Schnee klaschte breit auf die grünen Bänke herab, träufelte in großen Tropfen von den Dächern.

Wie ein Nachtwandler ging er auf die leuchtende Kette zu, die durch dunkle, große Automobile verbunden war.

„Wohin?“ fragte der Chauffeur.

Plötzlich blitzte eine Hoffnung in ihm auf. Vielleicht war man noch wach in der Rauchstraße? Die Gesellschaften dort dehnten sich ja oft bis drei, vier Uhr aus.

„Rauchstraße zehn, Rauchstraße zehn“ . . . sagte er zweimal. „So rasch Sie können. hören Sie.“ . . .

Er hockte auf dem Wagensitz, schlug mit dem Fuß auf den Boden des Wagens, als könnte er dadurch die Fahrt beschleunigen. (Fortsetzung folgt.)

****

Hygiene im Angelsport.

Von Dr. F. Daxenberger.

Neuerdings hat der Angelsport auch in Deutschland Eingang gefunden. Tatsächlich übt der ständige Aufenthalt in der frischen, verhältnismäßig staubfreien Luft, die absolute Ruhe der Natur, oft nur unterbrochen von dem Geplätscher des Wassers oder vereinzelten Tierlauten, einen unverkennbar beruhigenden, wohltuenden Einfluß auf das Nervensystem aus, dem die kräftigende Wirkung folgt. Der Angler lernt Ruhe, der Appetit steigert sich, der Schlaf wird gefördert, und manchem, der die nächtliche Ruhe in der Stadt nicht mehr finden konnte, wird sie wiedergegeben; auch Lebensmut und Schaffensfreudigkeit kehren wieder. Ein Vorzug des Angelsports vor anderen Sportarten besteht darin, daß die Ausübung im allgemeinen weniger körperliche Kraft erfordert; er ist so recht geeignet für solche, die ausruhen wollen, besonders für Überanstrengte, Erschöpfte, schlecht genährte Nervenschwache und Blutarme, denen übermäßige Bewegung (Bergsteigen, Rudern, Reiten, Radfahren usw.) meist schlecht bekommt. Besonders ist eine Überanstrengung des Herzens kaum zu fürchten. Manche Bureausitzer, die sich im Winter abgearbeitet haben, Schüler, die ihr anstrengendes Jahrespensum hinter sich haben, würden besser tun, wenigstens die ersten Tage ihrer Ferien in Ruhe mit Angeln zu verbringen, als sogleich ohne Training anstrengende Fuß- und Bergtouren zu unternehmen, die oft genug nicht eine Kräftigung, sondern eine gänzliche Erschöpfung des Nervensystems mit Herzstörungen zur Folge haben.

Zur Ausübung des Angelsports gehört natürlich eine gewisse Neigung; ganz so geistlos, wie ihn manche hinstellen, ist er aber sicher nicht. Es bestehen eben vielfach noch ganz falsche Vorstellungen über die Sportfischerei. Die See- (und Teich-) Fischerei scheint ja etwas einförmig, doch der Naturfreund wird auch hier seine Anregung finden in der wechselnden Beleuchtung von Himmel, Land und Wasser, in der Beobachtung der Tier- und Pflanzenwelt. Für die Küstenfischerei am Meer ist nur wenigen Gelegenheit geboten. Das größte Vergnügen für den Sporttreibenden ist die Flußfischerei, speziell die Fischerei mit der Flug- und Spinnangel auf Forellen, Äschen usw.

Hier kommen gewöhnlich rasch dahineilende, brausende Gebirgsbäche in Frage, die durch schöne Umgebung von vornherein anziehen. Ferner ist die Flugangelfischerei der schönste, eleganteste, sauberste, aber auch schwierigste Sport; sie bedeutet „den Triumph der Kunst über die rohe Naturkraft“ und ist direkt eine Kunst, die größere körperliche Gewandtheit, Übung, Entschlossenheit und Überlegung verlangt. Das Auge wird geübt, der Muskelsinn verfeinert, es kommt fast der ganze Körper in gleichmäßige Bewegung, besonders werden durch das Werfen der Flugangel die Armmuskeln gekräftigt, aber auch die Beine werden ordentlich in Bewegung versetzt durch das häufige Wechseln des Standorts, man muß oft von Stein zu Stein springen, sich bücken, anklammern usw.

Die Fischjagd auf größere Tiere (Huchen, Lachs usw.) erfordert größere Kraft und Ausdauer als die Grundfischerei auf kleine karpfenartige Fische, die die geringsten Anforderungen stellt. Nicht geeignet zur Ausübung des Angelsports sind vor allem empfindliche, zu Erkältungen neigende Personen, Rheumatiker, Gichtiker, Nierenkranke, an Neuralgie Leidende und auch manche mit Katarrhen Behaftete, während sich oft Lungenkranke (Leichttuberkulöse und solche mit Lungenerweiterung) beim leichtesten Angeln mit der Grundangel sehr wohl fühlen; hier tritt das Sportmäßige mehr in den Hintergrund. Der längere Aufenthalt im Freien, be-



sonders bei feuchtkalter Atmosphäre, setzt immer eine gewisse Wetterfestigkeit, Widerstandskraft gegen Zug und Nässe voraus, die erst durch vorausgehende Abhärtung (Abreibungen, Luftbäder usw.) zu erreichen ist.

Gegen die schädigenden Witterungseinflüsse, besonders Nässe, muß man sich auch durch entsprechende Kleidung einigermaßen vorsehen und zu diesem Zweck am vorteilhaftesten schlechte Wärmeleiter mit möglichst geringer Benetzbarkeit benutzen. Im allgemeinen richtet sich die Kleidung nach der Art der Fischerei, nach der Jahreszeit und jeweiligen Witterung. Als Unterkleidung sind poröse Woll- oder Baumwolltrikots am zweckmäßigsten, also luftreiche Gewebe, die die Wärme schlecht leiten. Für heiße, schwüle Sommertage, besonders bei Flug- und Spinnangelfischerei, wo der Körper mehr Bewegungen macht, können auch gelegentlich leichte Leinengewebe in Frage kommen. Für die Strümpfe bzw. Socken ist nur dicke Wolle zu verwenden. Als Oberkleidung eignen sich immer Wollstoffe am besten, speziell Loden, die sich durch schlechte Benetzbarkeit auszeichnen.

Der Rock, in Joppen- oder Blusenform, soll entsprechend auch mit lufthaltigem, schlecht benetzbarem, homogenem Gewebe gefüttert und mit vielen geräumigen Taschen versehen sein. Für die kältere Jahreszeit ist eine Ärmelweste, mit Rehleder gefüttert, ganz praktisch, im Winter auch ein Lederkoller, der gut vor Feuchtigkeit schützt. Ein Überwurf oder Wetterkragen von Loden ist meist lästig; besser ist ein wasserdichter Lodenmantel, für manche Fälle auch ein leichter Gummimantel. Zur Kopfbedeckung eignet sich am besten ein leichter Lodenhut, ein festsitzender Südwester mit Krempe zum Schutz gegen Regen und Sonne oder eine dänische Mütze aus Leder, speziell zum Schutz der Ohren.

Die wichtigste Rolle für den Angelsport spielt die Fußbekleidung; es ist darauf die größte Aufmerksamkeit zu richten. Die Füße sollen immer trocken und warm gehalten werden, was oft nicht ganz leicht ist, weil der Angler sumpfige Wiesen passieren muß, häufig einen feuchten Standort am Ufer hat oder direkt im Wasser, manchmal ziemlich tief, waten muß. Für letzteren Fall sind hohe Wasserstiefel, am besten die englischen Wasserstrümpfe und Wasserhosen mit Überschuhen, unentbehrlich. Zuweilen sind auch einfache Juchtenstiefel, die ausgepicht und mit gutem Lederfett geschmiert werden, zu gebrauchen. Für einfache Uferfischerei und Fischen vom Boot aus genügen oft gute Lederschnürstiefel, eventuell mit benagelter Sohle zum Schutz gegen Ausgleiten. Ist man gezwungen, nur seichte Stellen im Sommer zu durchwaten, so legt man am besten Schuhe und Strümpfe ab und benutzt barfuß leichte Sandalen, die genügend gegen spitze Steine usw. schützen. Ein kurzes kaltes Fußbad schadet gewöhnlich gar nicht, wird im Gegenteil meist sehr angenehm empfunden, wenn man die Füße bewegt und nachher kräftig abreibt. Zum Schutz der Hände gegen Kälte bedient man sich am besten wollener Handschuhe. Bei Sonnenschein und grellem Licht ist es für das Auge zweckmäßig, ein graues oder gelbes Schutzglas zu tragen.

Bezüglich der sonstigen Ausrüstung des Anglers wäre zu erwähnen, daß sie möglichst kompendiös und leicht sein soll; zu schwere Belastung verursacht eine vorzeitige Ermüdung. Die Angelgeräte, Köder, Werkzeuge, Messer, Zangen, Überkleider, Sandalen, Proviant usw., werden im Rucksack getragen, die erbeuteten Fische am besten in einem Korb untergebracht, der an einem Riemen quer über die Schulter getragen wird.

Die Angelgerte sei leicht, elastisch, doch widerstandsfähig; mit schweren, plumpen Stöcken arbeitet man schlecht und ermüdet leicht. Der Stock wird in einem besonderen Leinen- oder Lederetui in der Hand getragen, dabei eventuell ein zusammenlegbares Landungsnetz (Kescher) zum Ausheben der Beute. Die Schnüre. Rollen, Vorfächer, Angeln, Köder, Nadeln usw. werden am besten in Aluminiumdosen mitgenommen.

Als Tagesproviant kommen in Frage: Kakes, Zuckerstückchen, Schokolade, dazu verschiedenes Obst (Zitronen, Orangen, Äpfel usw.) gegen den Durst; bei längeren Touren harte Eier, ein Stück Brot, Wurst oder Käse. Bei kalter Witterung tut zur Erwärmung Tee oder Kaffee, eventuell eine kleine Menge Kognak gute Dienste. Bekanntlich macht die Wasserluft viel Appetit. — Was die Köder betrifft, so sind vom hygienischen Standpunkt immer die künstlichen vorzuziehen. Abgesehen von der Tierquälerei beim Fischen mit Würmern, Heuschrecken, Fliegen und kleinen Fischen ist die Verwendung von künstlichen Fliegen, Spinnern usw. oder von konservierten Fischchen viel sauberer. Letztere werden bei der Spinn- und Grundangelfischerei viel gebraucht.

Die Ausübung des Angelsports erfordert immer auch gewisse Vorsichtsmaßregeln. Durch unvorsichtiges Hantieren kann man sich selbst oder seine Begleiter gefährden. Beim Tragen des Angelstocks und beim Werfen achte man immer auf seine Umgebung. Weiter hüte man sich selbst besonders vor Verletzungen durch Angelhaken beim Anstecken von Würmern und Entfernung des Hakens aus dem Fisch, auch vor Verletzungen durch den Fisch selbst bei eventuell notwendigem Ausschneiden der Angel oder beim Öffnen des Fisches. Schwere Wundinfektionen können die Folgen solcher Unachtsamkeit sein. Deshalb sind derartige Verletzungen nie unberücksichtigt zu lassen; sie sind schnell zu desinfizieren und zu verbinden. Abgesehen von Rißwunden durch Angel, Gestrüpp usw. ist der Angler schwereren Verletzungen der Gliedmaßen, Verstauchungen, Verrenkungen, Knochenbrüchen weniger als andere Sporttreibende ausgesetzt, doch können solche bei steinigem Ufer, durch Ausgleiten, Umkippen usw. auch gelegentlich vorkommen.

Weiter muß man selbst mit der Möglichkeit rechnen, z. B. beim Landen großer Fische vom Ufer oder vom Boot aus oder beim Waten einmal ins Wasser zu fallen, und die Gefahr des Ertrinkens ist wohl gegeben. Man sollte deshalb voraussetzen, daß jeder Angler auch schwimmen kann.

Wie bei jedem Sport, ist auch beim Angelsport vor jeder Übertreibung zu warnen. Durch Überanstrengung der rechten Hand bei lange fortgesetztem Gebrauch der Flugangel sah ich selbst schon Sehnenscheidenentzündung an den Handstrecken auftreten. Auch ist eine Überreizung der Nerven bei zu langer Fortsetzung durch zu große Übermüdung nicht ausgeschlossen. Deshalb ist es zweckmäßig, bei längerer Ausübung kleine Pausen zu machen, zu schlafen, andere Beschäftigungen einzustreuen, zu botanisieren, Schmetterlinge, Käfer zu sammeln usw. Zu beachten wäre ferner, daß man sich auf dem Hinweg nicht zu sehr erhitzt, sondern sich vorher erst abkühlt. Wenn die Witterung zu ungünstig, der Fang aussichtslos ist, so breche man ab und setze sich nicht durch zu langes Stehen bei Wind und Wetter der Gefahr von Erkältungen aus.



Deutsche Sammlerinnen.

Von Jarno Jessen. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Alle Entdeckungen sind im Grunde nichts als Feststellungen längst bestehender Tatsachen. Es kommt nur darauf an, einmal das Gegebene als Gegebenes anzusehen, dann nimmt der Weg zum Entdecken ganz natürlich seinen Verlauf. Ein sicherer Instinkt hat durch die große Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" die ernsten Bestrebungen der Sammlerin klargestellt. Inkognito ist sie bisher durch die Zeiten geschritten. Wer hat noch daran gedacht, daß in Renaissancetagen Isabella d'Este nach allen Hauptstädten korrespondierte, um ihren Penaten durch Hauskunstbesitz würdig zu dienen. Vergessen schienen Verdienste der Kaiserin Friedrich, der Johanna Mestorf, der Frieda von Lipperheide und Amalie Dietrich. „Langjährige Erfahrungen", schrieb eine um Rat gefragte Autorität, „haben mir nichts Günstiges gezeigt. Im allgemeinen liegt das wissenschaftliche Sammeln den Frauen nicht. Im letzten Grund sind sie meist geizig. Selten können sie sich dazu emporschwingen, eine Summe für ein Stück auszugeben, das verborgen in der Schublade liegt." Die neue Erfahrung lehrt, daß im deutschen Vaterland an vielen Stellen auch von Frauen ernsthaft, d. h. nach Qualitätswerten, gesammelt wird. Auch sie suchen entwicklungsgeschichtlich zusammenzutragen, ein erschöpfendes Bild von Stand und Historie ihres Lieblingsgegenstandes zu geben. Meist handelt es sich auch bei unseren Frauen um Augenfreuden für kunstgenießerische Mußestunden, und wie beim Mann ist auch bei ihnen die Familientradition oder die zufällige Anregung, oft durch Reiseeindrücke, der Ausgangspunkt intensiven Sammeleifers geworden. Noch hat die hohe Kunst, die Malerei und Plastik, bei uns keine Mäzenatin gefunden, die sich mit Madame Edouard André messen könnte, aber auf kleinkünstlerischem Gebiet ersteht bereits Museumsbesitz. Die Art des Objekts sagt zuweilen psychologisch etwas über das Wesen der Sammlerin aus, aber nur zuweilen. Aus persönlichen Anlagen heraus kann eine Neigung nach bestimmten Richtungen entstanden sein. Aber wie schon gesagt, spielt der Zufall als Ursache ganzer Kollektionen häufig eine bedeutende Rolle. Der Charakterdeuter muß vorsichtig sein, Rückschlüsse zu machen.

Der weiblichen Natur müßten Kunstwerke im Kleinformat besondere Freude machen. Solche Dinge lassen sich wie Schmucksachen in die Finger nehmen, dem schönen Hausrat bequem einordnen, und unter ihnen weilt man wie im Intimkreis seiner Lieben. Die Frau Erbprinzessin Leopold von Anhalt (Abb. S. 965) hat, dem Zug der Zeit folgend, der Kultur des Ostens ihre Liebe zugewendet. Seit ihr die künstlerische Durchbildung und der Motivreichtum der winzigen Schnurhalter, der „Netzukes", an denen die taschenlosen Japaner ihre persönlichen Gebrauchsdinge, Kämme, Opiumbüchsen, Fächer, Tabaksbestecke, aufhängen, klar wurde, sammelt sie mit verständnisvollem Eifer solche Meisterwerke des orientalischen Kunsthandwerks. Sie ergötzt sich an dem Witz und Humor, dem Tiefsinn und der realistischen Beobachterschärfe, die hier in köstlichen Materialien wunderfein zum Ausdruck gebracht sind, und ihre Sammlerbemühungen dürften dem denkenden Kunstgewerbler veredelnde Anregungen mitteilen. — Frau Margarete Strauß in Magdeburg (Abb. S. 968) besitzt Königreiche in einer Nußschale in ihren Kollektionen von Medaillen, Plaketten und Exlibris. Sie hat Autoritäten zu Beratern und führt Korrespondenzen mit allen maßgebenden Instanzen. Lückenlos sucht sie den Entwicklungsgang ihrer Lieblinge in ihren Sammlungen darzustellen, und sie scheut Ausgaben nicht, wenn es gilt, irgendein besonderes Original zu erringen. Sie weiß die Vorzüge jedes Stils zu genießen, und doch übt eine strenge tiefe Naturerfassung, monumentale Schlichtheit und ideale Gesinnung auf diese echt deutschfühlende Frau besonderen Reiz. — Frau Cäcilie Seler (Abb. S. 967) hat als Begleiterin ihres Gatten auf Forschertouren im spanischen Amerika den Weg zu dankenswerter Sammeltätigkeit gefunden. Aus günstigen Zufallskäufen entstand Planmäßigkeit. Vorerst wurde originelles Ethnographisches aus der überwuchernden Fülle moderner Kultur gerettet, dann mit Methode das Kunstgewerbe der Kolonialzeit, Silbergerät in Peru und Bolivia und Schmuck und Majolika in Mexiko. Sie stellt ein vorbildliches Sammlertum dar, weil sie immer um wissenschaftliches Rüstzeug bemüht war, und ihrer Redaktion danken wir das anregende Buch von den „Sammlerinnen". — Archäologische Interessen beherrschen die Geisteswelt der Frau Frida Hahn-Sobernheim. Sie strebt, wertvolle römische und orientalische Gegenstände in ihrem Besitz zu sehen. Die primitive Kunst in ihrer knospenhaften Schönheit und herben Verschlossenheit strömt ein magnetisches Fluidum auf sie über. Im Studium mit Fachgelehrten, durch Lektüre und Reisen hat sie gründliche Bildung erworben. Ihr Auge ist durch rechte Anregung geschärft, und ein nachdenklicher Geist hat sie gewöhnt, den Dingen auf den Grund zu gehen. Ihre babylonischen Siegelzylinder, altorientalischen Fayencen, koptischen Tierplastiken, spätgriechischen und römischen Gebrauchs- und Ziergegenstände sagen vieles über die Kulturen ihres Interessenkreises.

Auch über bibliophile Neigungen unserer Frauen hat bisher nichts verlautet, und plötzlich wissen wir, daß die beiden Schwestern Frau Ida Schoeller in Düren (Abb. S. 966) und Frau Helene Kraus in Berlin (Abb. S. 969) wie Frau Wanda Frischen in Bremen (Abb. S. 968) genannt zu werden verdienen. Jede verfolgt zielbewußt eine Richtung, umfängt ihren Gegenstand mit leidenschaftlicher Zuneigung und will etwas Erschöpfendes, wissenschaftlich Wertvolles leisten. An die Wurzel geht Frau Ida Schoeller, denn die Geburtzeit des deutschen Buches und der köstlichen Holzschnittwerke ist ihr Studium. Sie weiß, was zu einer Bibliothek gehört, die dieses Stück Entwicklungsgeschichte systematisch klarzumachen wünscht. Ihre Buchschätze haben in manchen Ausstellungen bereits Lehrkurse erteilt. Zählt ihre zwölfjährige Sammlung doch auch einen Schatz zu ihren Glorien, wie die erste Ausgabe des Teuerdank, den Kaiser Maximilians Selbstverherrlichungsdrang entstehen ließ. Schöngeistige Neigungen haben an der Kalendersammlung der Frau Helene Kraus gewirkt. Sie bedarf einer näherliegenden Zeitphase, um sich heimelig einzuspinnen. Intimes und Emanzipationslustiges lockt sie. Sie schwelgt im Studium der feinen Almanache, die ihr bibliophiles Auge durch Bildschmuck entzücken und ihr viel feingewürzte Geistes-

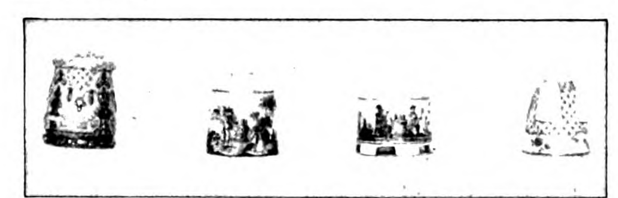


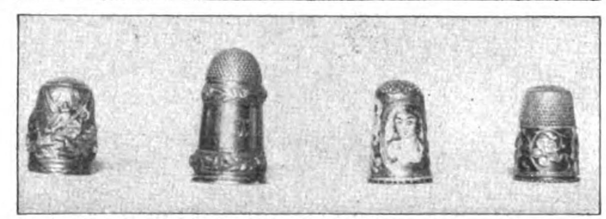


Hofphot. Adolf Hartmann.

Erbprinzessin Leopold von Anhalt mit ihrer Sammlung orientalischer Kleinkunstwerke.

nahrung zuführen. Frau Wanda Frischen tritt ganz als ein Kind ihrer Zeit auf. Sie liebt das Buch, das die heutige Kultur hervorbrachte, und das hohes Zeugnis für die Güte der Typen, des Papiers und der Ausstattung ablegt. Mit Kennermiene durchblättert sie Neuerscheinungen, hat in ihren Fingerspitzen das Gefühl für Qualitätswerte des Materials. Nach diesen Gesichtspunkten erwirbt sie Bestes aus berühmten Pressen. In ihrer Sammlung läßt sich studieren, wie William Morris seine Buchseiten als gotische Architektur plante, welche einfache Geschmacksästhetik der bewundernswerte Meister des Einbands, Cobden Sanderson, übte. Sie hatte den Ehrgeiz, ein Erstlingswerk aus der Darmstädter Ernst-Ludwig-Presse zu erwerben, und immer stand am Anfang ihrer Sammlergebote der Satz: Die Form des Buches ist das Höchste. — Die bekannte Graphikerin Aenny Loewenstein (Abb. S. 669) ist durch das eigene Talent zur Anlage ihrer Sammlung





Fingerhüte aus der Sammlung der Baronin von Schey.

hat die Freude an edlen Materialien und Techniken. Aus den Truhen und Schränken ihres Privatmuseums läßt sich die Entwicklungsgeschichte der Handarbeit lückenlos an Musterbeispielen ablesen. Sie erwarb gotische Bandstickereien, Filets aus Raffaels Tagen, Klöppelspitzen des Barock, seidene Nadelmalereien des Rokoko, farbenkühne Impressionen der unter uns lebenden Florence Jessia Hösel. Man muß sie unter ihren Schätzen sehen und die Liebkosungen ihrer Berührungen nachempfinden, um eine Sammlertätigkeit zu begreifen, die ein wirkliches Lebensbedürfnis ist. — Frau Alice Usbeck (Abb. S. 967) ist durch Erbschaft zu einer Kollektion süddeutscher Spielsachen gekommen und hat diesen Besitz zu mehren gewußt. Sie versteht gute Volkskunst nach Gebühr zu würdigen, sieht in ihren Kostümpuppen und Krippenfiguren, in den liliputanischen Bauern- und

geführt worden. Als gründliche Kennerin des Faches weiß sie auserlesene Blätter zu wählen und hat Feines von Meistern, wie Daumier, Boutet de Monval, Whistler, Legrand, Brangwyn und anderen, erworben. Sie vervollkommnet ihr Können an solchem Eigenbesitz, und bei dem allgemeinen Wachstum des Interesses an graphischer Kunst sollte ihr Beispiel Nachahmung finden. Ein gesteigerter Ankauf solcher Kunstschöpfungen, die oft nur geringe Kapitalsanlage bedingen, kann auch der lebenden Künstlerschaft gute Dienste leisten.

Besonderes Interesse an der Handarbeit entspricht dem Wesen der Frau, und erfreulich ist eine bis in alle Konsequenzen durchgeführte Sammlerneigung der Frau Sofie Wedekind (Abb. S. 968). Ihre Liebe zu textilen Schöpfungen und ihr durch eifriges Studium im In- und Ausland erworbenes Wissen haben ihr einen Besitz geschaffen, der an Uebersichtlichkeit und Reichhaltigkeit nur dem der Bahnbrecherin auf diesem Gebiet, der Frieda von Lipperheide, gleichgestellt werden kann. Sie



Die Fingerhutsammlung der Baronin Lilli von Schey.



Frau Ida Schoeller, Düren a. Rhein, in ihrer Bibliothek.





Frau Cäcilie Seler vor ihrer ethnographischen Sammlung.

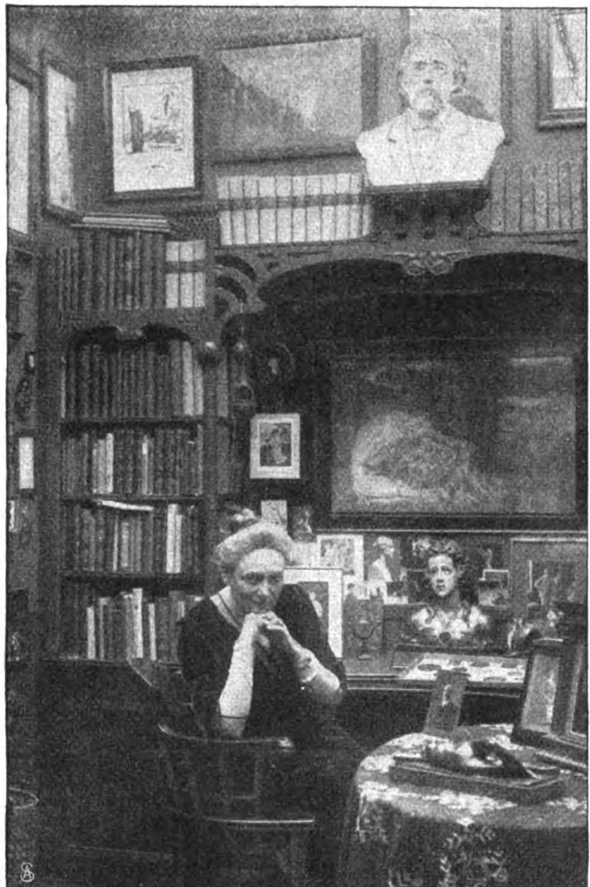


Frau Alice Usbeck mit ihrer Sammlung von Spielsachen

Spezialaufnahmen für die „Woche".



Bürgertypen einen treuen Kulturspiegel des Einst. Aber auch technisch vollkommene Vorbilder bewahrt sie damit, die den handwerklichen und gedanklichen Verfall einer kaum vergangenen Epoche klar machen. Gerade in unseren Blütetagen des Spielzeugs sind solche Spuren von früher gesuchte Objekte. — In der Frauen-



Phot. M. Mitzmann.
Frau Marg. Strauß,
Magdeburg,
Sammlerin von Medaillen, Plaketten und Exlibris.

ausstellung haben die Fingerhüte der Frau Baronin Lilli von Schey (Abb. S. 966) eine besondere Anziehung ausgeübt. Dieser Zaunkönig unter den kunstgewerblichen Objekten hat mit Recht königliche Ehren geerntet, denn man war bis dahin ahnungslos von dem Nuancenreichtum und der Feinheit seiner Beschaffenheit. Der Zufall hat das künstlerisch

Phot. M. Mitzmann.
Frau Konsul Sofie Wedekind, Berlin,
Sammlerin von Handarbeiten.

geschulte Auge der Besitzerin auf dieses Sammelobjekt gelenkt, und sie ist erfolgreich bemüht, eine historisch umfassende Sammlung auszugestalten. Frau Geheimrat Auguste Pattberg in Wiesbaden hat als Autographen-



Frau Wanda Frischen, Bremen, in ihrer Bücherei.



Phot. Frau A. Heimann

Fräulein Aenny Loewenstein,
Sammlerin graphischer Kunstblätter.

sammlerin Spuren größter Geister aller Länder und Zeiten in gehaltvollen schriftlichen Aeußerungen zusammengebracht. Den gleichen Sammelernst betätigt Tilly Waldegg für Miniaturen und Taschenuhren, Frau Lilli Sobernheim für Buddhastatuetten, Frau Luise Knoblauch für textile Kunstarbeiten, Fräulein Berta Pappenheim für Spitzen, Frau Ellen Paasche für afrikanische Volkskunst und Frau von Wassermann für Tierplastiken.

Noch manche deutsche Frau wird durch solche stillen, vornehmen Freuden beglückt. Das Sammeln stellt keinen wirklichen Beruf dar, nur ein angenehmes Lustwandeln neben den Arbeitsfeldern des Lebens. Es ist das Steckenpferd des Liebhabers. Aber die bedeutendsten Museen der Welt, Bildergalerien, Kupferstichkabinette und provinziale Kunsttempel sind aus ihm hervorgegangen, und bald dürfte die Zeit reif sein, die auch die Frau als Mäzenatin auf künstlerischen Gebieten feiert.



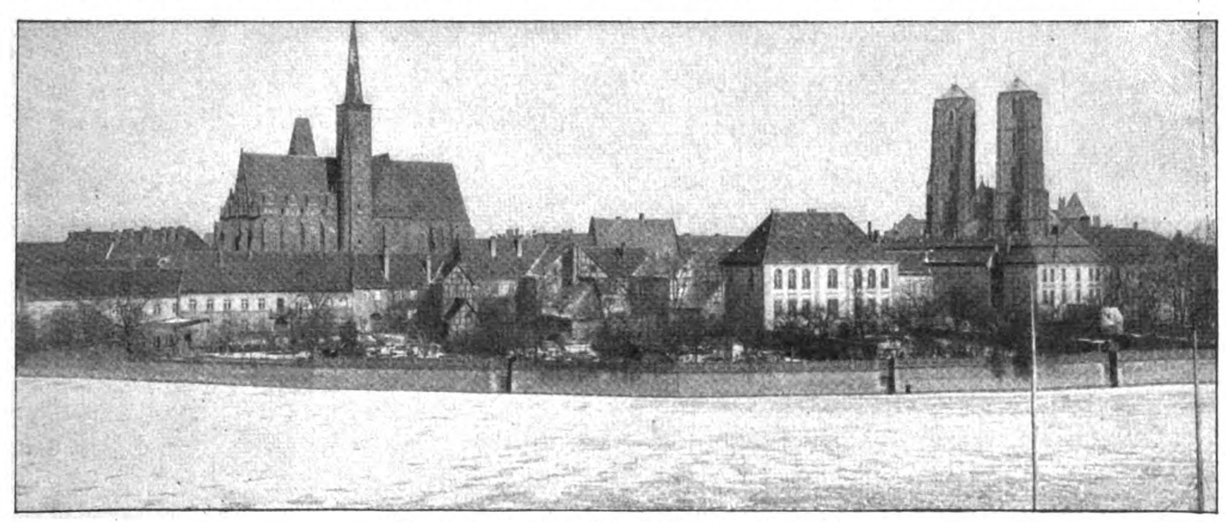
Phot. R. Dührkoop.

Frau Helene Kraus, Berlin, Sammlerin von Kalendern.

Breslau.

Von Walter Tiedemann. — Hierzu 8 Spezialaufnahmen für die „Woche" und eine **Abbildung.**

Die imposante Breslauer Jahrhundertausstellung wird in diesem Sommer wahrscheinlich viele Deutsche mit einer Stadt bekannt machen, die trotz ihrer alten Kultur, ihrer Geschäftigkeit und ihres hochentwickelten geistigen Lebens bisher von den Fremden nicht in dem Maß besucht worden ist, wie sie es verdient, und die



Bilder aus Breslau: Die Sandinsel in der Oder.



Das Universitätsgebäude in Breslau.

somit das Schicksal aller Großstädte des deutschen Ostens teilt, sind doch auch Danzig, Königsberg und Posen für bedauerlich viele West- und Süddeutsche anscheinend weiter nichts als geographische Begriffe. Breslau hat die ungenügende Beachtung hauptsächlich seiner wenig vorteilhaften Lage zu verdanken. Nur von einer einzigen internationalen Eisenbahnlinie berührt und vom schönen Riesengebirge leider etwas zu weit entfernt, dafür allzu nah der polnischen Grenze, liegt die ehrwürdige Oderstadt ein wenig abseits vom großen Verkehr und ist ganz unverdienterweise in den Ruf gelangt, daß in ihren Mauern nicht viel „los" ist. Hoffentlich wird die interessante Ausstellung das



Das Blücherdenkmal.

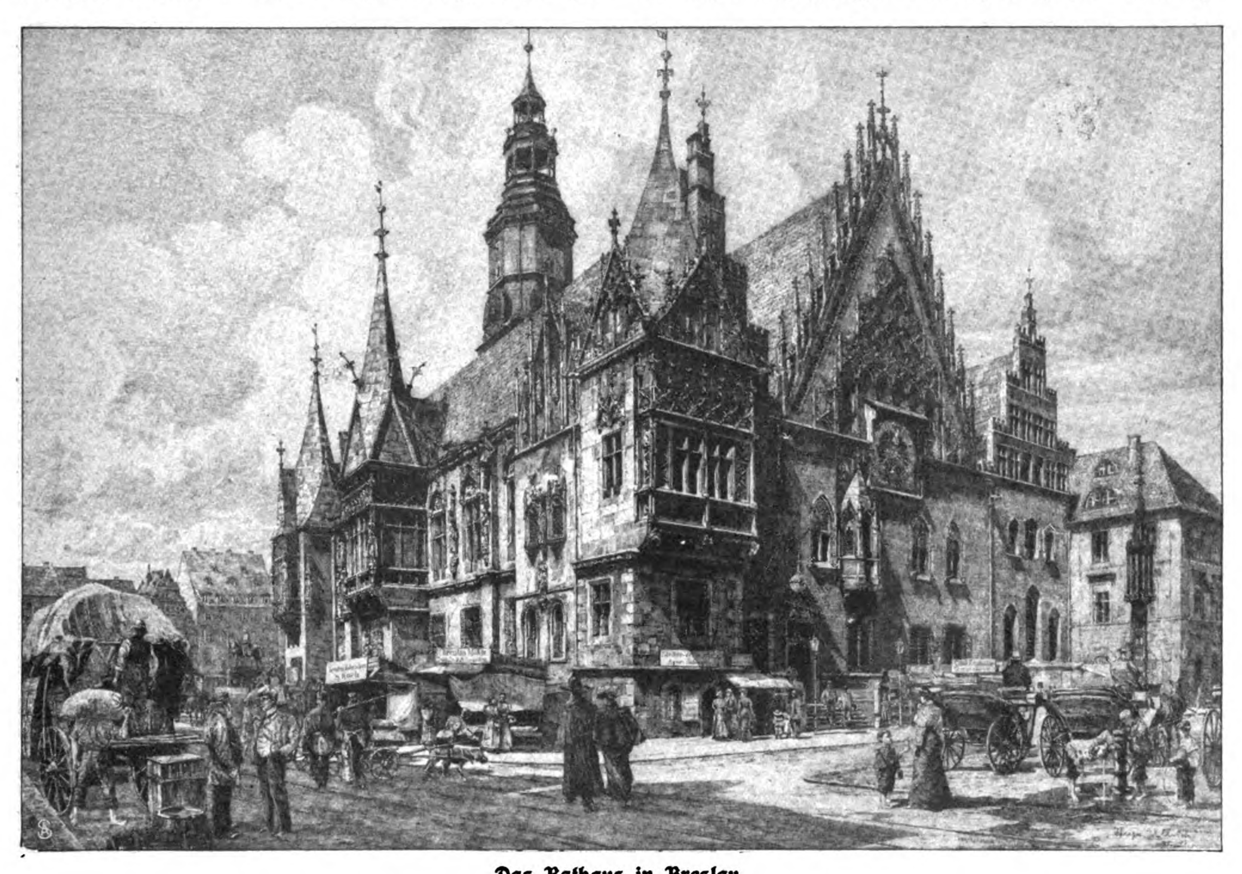


Die Elisabethkirche.



ihrige tun, um mit dieser Fabel aufzuräumen, und Breslau wird bei der Gelegenheit seinen Besuchern ad oculos demonstrieren, daß es zum mindesten ebensoviel Sehenswürdigkeiten bietet wie manche andere Stadt mit großem Fremdenverkehr und den Freund des Altertümlichen ebenso auf seine Rechnung kommen läßt wie jene, die sich mehr für die Erscheinungen des modernen Lebens interessieren.

Vor hundert Jahren hatte Breslau ein noch fast mittelalterliches Aussehen. Nach den Befreiungskriegen führte der Erneuerungseifer zum Kampf mit dem von Urvätern Ueberkommenen. Dieser Kampf nahm hier graben und Ring; von den altertümlichen engen Gassen, die sich von ihr abzweigen, fesselt besonders die Ohle durch ihre malerisch verschachtelten, windschiefen Häuser (Abb. S. 972). Einst wurde der lange Gassenzug der Ohle von dem gleichnamigen Flüßchen durchströmt, und in Freytags Roman „Soll und Haben", der ja im alten Breslau spielt, kann man nachlesen, was für ein lebhaftes Treiben damals in dieser Kleinwelt von Kanälen, Pfahlbauten, Söllern und Krangiebeln herrschte. Aber die moderne Hygiene wollte von der Winkelromantik nichts mehr wissen, und durch die bösen Erfahrungen des Cholerajahres 1866 ge-



Das Rathaus in Breslau.
Nach der Originalradierung von Hugo Ulbrich. Verlag von Alfred Langewort, Breslau.

wie überall in Deutschland leider oft zu schonungslose Formen an und hat ohne zwingenden Grund mit manchem Schönen, manchem Merkwürdigen aufgeräumt, um die banale Nüchternheit an ihre Stelle zu setzen, aber er hat doch auch viel Treffliches hervorgerufen. Wo einst die Festungswerke mit Wällen und Bastionen trotzten, da wird jetzt die Altstadt an den Ufern des stillen Stadtgrabens im Halbkreis von Promenaden mit prächtigem Baumbestand umgürtet. Ihre Glanzpunkte sind die Holteihöhe auf der alten Ziegelbastion mit schöner Aussicht auf Oder und Dom und die Liebichshöhe (Abb. S. 973) auf der Taschenbastion, ein dekorativer Bau im Stil der italienischen Gartenpaläste; vom Turm, den die Rauchsche Viktoria krönt, dringt der Blick weit über Stadt und Land bis zum sagenumhüllten Zobtenberg. Die Hauptverkehrsader der Altstadt ist heute noch wie ehedem die von emsigem Leben durchflutete Schweidnitzer Straße zwischen Stadtwitzigt, machte man endlich mit den Bazillenbrutherden kurzen Prozeß und schüttete die übelduftende Ohle zu.

Der Ring — die alte schlesische Bezeichnung für den Hauptmarktplatz — bildet in quadratischer Form den Mittelpunkt der Altstadt. Auf ihm erhebt sich das gotische Rathaus (Abb. obenst.), der künstlerisch wertvollste Profanbau des späten Mittelalters in den Ostmarken, vom Ende des 15. Jahrhunderts stammend, mit einer „Staupsäule" (Pranger) davor, die an die strenge Rechtspflege der alten Zeit erinnert. Das Innere des Rathauses ist sehr sehenswert, aber vielleicht interessiert sich mancher Besucher fast noch mehr für das feucht-fröhliche, volkstümliche Treiben im Ratskeller, „Schweidnitzer Keller" genannt, berühmt auch durch die Würstchen, die man hier sowie in den Buden vor dem Rathaus verkauft. Ehrwürdige Patrizierhäuser umgeben den Ring, und auf dem angrenzenden Blücherplatz erinnert Rauchs eherner Marschall Vorwärts





Denkmal Friedrichs des Großen.

(Abb. S. 970) an die große Zeit vor hundert Jahren. Zwei bedeutende alte Gotteshäuser, die Elisabethkirche (Abb. S. 970), um das Jahr 1245 gegründet, und die Maria-Magdalenen-Kirche, stehen in nächster Nähe; die „Armesünderglocke" der letzteren hat später manchem armen Schächer auf seinem letzten Gang geläutet. In der Fortsetzung der Schweidnitzer Straße, der Schmiedebrücke, kommt man am Gasthof zum „Goldnen Zepter" (Abb. nebenst.) vorbei, in dem einst Freiherr vom Stein wohnte und Lützow sein Werbequartier aufgeschlagen hatte, und dann weiter zur Universität (Abb. S. 970), einem alten Jesuitenkollegium mit üppigen Barockinterieurs. Die langgestreckte Fassade der Universität ist der Oder zugewandt und bildet mit den anstoßenden Gebäuden der Matthiaskirche, des Ursulinerinnenklosters und des Oberlandesgerichts einen mächtigen Komplex, dessen malerische Wirkung noch durch den breiten, von Dampfern und großen Lastkähnen belebten Strom gehoben wird. Ueber die Sandinsel in der Oder (Abb. S. 969), an der Universitätsbibliothek und der Sandkirche vorbei, gelangen wir zum andern Ufer in das stille Revier der katholischen Domkirche, einem prachtvollen gotischen Backsteinbau aus dem 13. und 14. Jahrhundert, mit sehenswerten Kunstwerken im Innern. Die beiden nicht ganz ausgebauten, mit Notdächern gedeckten Westtürme stellen das Hauptwahrzeichen des Breslauer Stadtbildes dar.



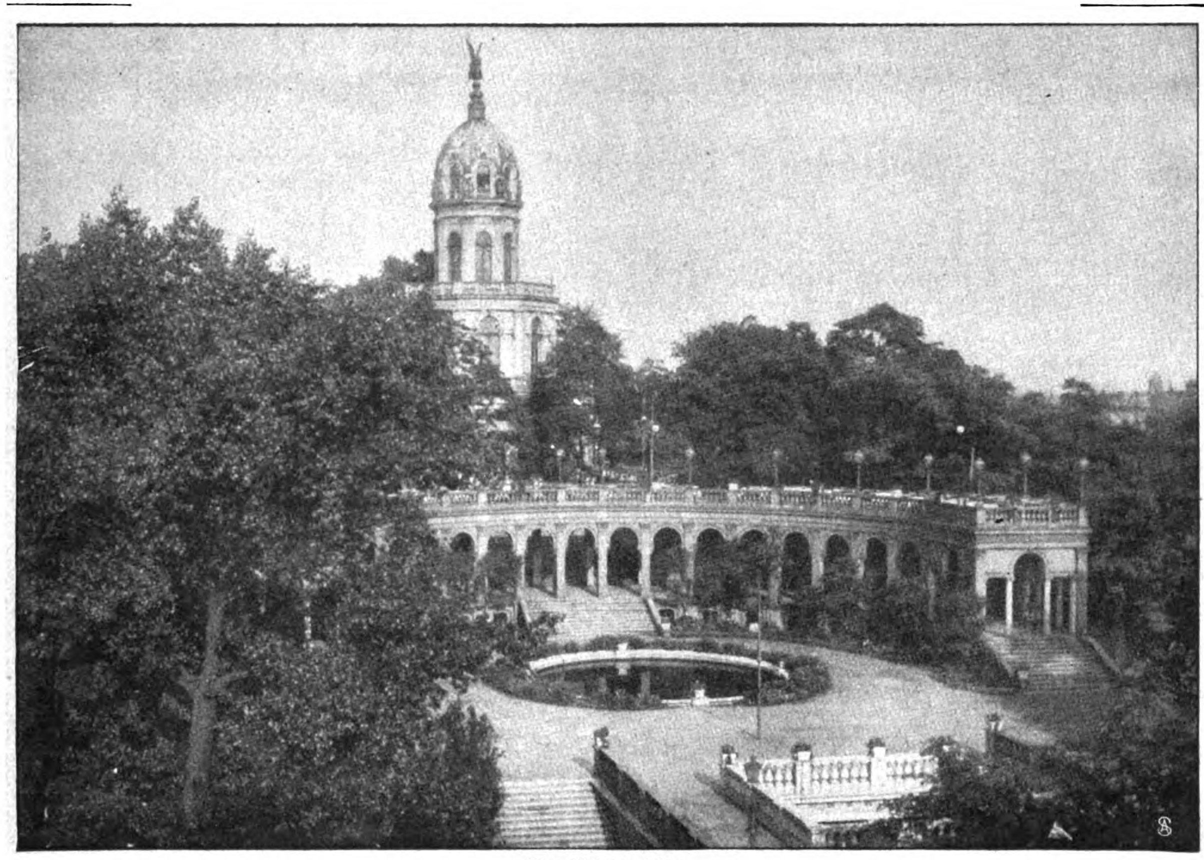
Gasthof zum „Goldnen Zepter".



Alt-Breslau: Weißgerber Ohle.

Ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert stammt die benachbarte schöne Kreuzkirche mit ihrem zugespitzten Turm. Von den Anlagen des Botanischen Gartens fahren wir durch das bevorzugte Wohnviertel der Scheitniger Vorstadt zum Zoologischen Garten und zum Ausstellungsgelände, das sich tief in den Scheitniger Park hinein erstreckt, dann über die monumentale neue Kaiserbrücke zur inneren Stadt zurück.

Von den reichen Sammlungen Breslaus wäre in erster Linie das



Die Liebichshöhe.

Schlesische Museum der bildenden Künste zu erwähnen, mit vielen Glanzstücken der alten und der neuen Kunst und einer Kupferstichsammlung von 30,000 Blättern, ferner das reichhaltige Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer. Zahlreiche Denkmäler, darunter moderne Meisterwerke, wie z. B. Lederers Fechterbrunnen, sind über die ganze Stadt verteilt. Die musikalischen und theatralischen Darbietungen Breslaus stehen auf hoher Stufe, und daß für die mehr stofflichen Genüsse sowie für Zerstreuung und Kurzweil in genügender Weise gesorgt ist, versteht sich bei der altschlesischen Freude an einem guten Trunk und heiterer Geselligkeit von selbst. Nicht unerwähnt darf schließlich das nette, saubere Aussehen Breslaus bleiben. Es war nicht immer so, und in alten Reiseschilderungen findet sich manch drastisches Urteil über den Schmutz und die üblen Düfte der Stadt, aber die neue Zeit hat darin so durchgreifende Veränderungen geschaffen, daß die schlesische Metropole heute dem Besucher durch die Wohlgepflegtheit ihrer Straßen und Anlagen angenehm auffällt.

Das Wiedersehn.

Skizze von Ellyn Karin.

Vor dem Schrankspiegel eines eleganten, ruhigen Hotelzimmers stand der Herr Universitätsprofessor Doktor Theobald Sigurdsen und zupfte seinen stramm und tadellos sitzenden schwarzen Gehrock zurecht. Er wendete sich nach links, nach rechts, strich nochmals mit einem Schildpattbürstchen über den grau melierten, wohlgepflegten Spitzbart, gab dem Kneifer noch einen letzten nachhaltenden Druck und schien recht zufrieden mit seiner imposanten Persönlichkeit zu sein.

Er begann seiner Gewohnheit nach die weißen, mageren Hände zu reiben und schritt bedächtig, erhabenen Hauptes auf das breite, aufstehende Fenster zu.

Weitästige Kastanien breiteten ihre Äste zu einem grünen Riesendach ineinander. Ihre blühenden, steil ragenden rosigen und gelblichweißen Türmchen dufteten in der warmen Frühlingsonne.

In Gedanken verloren, blickte Herr Professor Sigurdsen über dieses grünseidige Blätterdurcheinander.

Heute also würde er sie wiedersehen . . . „sie" . . .

„Sie", die einst seinen Namen getragen, die ihn einst verlassen, weil sie sich absolut „nicht verstehen" konnten.

Die Scheidung war wegen unüberwindlicher beiderseitiger Abneigung ausgesprochen worden.

Nach Jahren hatte er dann ihren Namen unter einem Artikel einer großen Zeitung gelesen.

Heute führte ihn eine Reise durch die Stadt, in der sie lebte.

Kurz entschlossen nahm er sich vor, sie zu besuchen. Es interessierte ihn, sie wiederzusehen. Gerade so wie ihn ein seltsamer Stein interessiert hätte.

Er wollte sie nur sehen. Vielleicht auch von ihr hören, daß diese längst vergangenen Zeiten doch die besse-



ren gewesen waren. Und dann wollte er mit seinem Blick zeigen — daß sie töricht — unverantwortlich töricht — gehandelt hatte — ja unverbesserlich — das alles konnte sie dann aus seinen Augen herauslesen. . . .

Kalt und scharf blitzten sie hinter seinen Gläsern hervor.

Ja, er wollte „sie" sozusagen „unter die Lupe" nehmen.

Straff richtete er sich auf, nahm Hut, Handschuhe und Stock und verließ das Hotel.

Die Straße, in der Jakobe Sigurdsen wohnte, lag in einem Villenvorort und hieß „Am Ulmenweg".

Garten reihte sich an Garten, und tief versteckt hinter lichtgrünen Wolken von Birken oder dunklen Fichten standen die Villen.

Nun, die Gegend ist nett. Wahrscheinlich wird sie sich da irgendwo eine Mansardenwohnung eingerichtet haben. Das hier ist Nummer fünf. Also das nächste Haus, Nummer sechs, muß es ja wohl sein. Ein weißleuchtender Holzzaun zeigte den folgenden Garten an. Weite Rasenflächen leuchteten durch die weißen, festen Stäbe. Der Garten war sehr groß und seltsam anzusehen. Vielleicht daß er ihn an den Großvatergarten in Bergen erinnerte. Ein breites Gittertor ließ ihn ein. Mitten in einem Rasenrondell glitzerte und plätscherte ein Springbrunnen. Die Gartenwege entlang standen Rosenbäumchen. Links war mitten auf einer Rasenfläche ein Kranz von Birken, wie ein Ringelreihen lustiger Mädchen. So gemütlich, so anheimelnd war dieser Garten, daß man meinte, so einen sähe man nur noch auf alten Stichen oder auf einem Bild von Schwind oder Spitzweg.

Nun leuchtete ein weißes Haus mit einer breiten Terrasse auf.

Wie freundlich, liebenswürdig einladend dieses weiße Haus doch aussah.

Langgestreckt mit breiten, kleingetäfelten Fenstern lag es da im Sonnenschein und mitten in dem zarten Blühen des Frühlings.

Auf der Terrasse deckte ein Mädchen in dunklem Kleid, mit weißem Häubchen und einem Leinenkragen den Kaffeetisch.

Höflich kam sie dem Besuch entgegen.

„Bin ich hier recht bei Frau Jakobe Sigurdsen?"

„Jawohl, mein Herr. Die gnädige Frau ist zu Haus."

Professor Sigurdsen nahm seine Karte, war aber doch noch unschlüssig, ob er sie dem Mädchen ausfolgen sollte.

„Wo führt der Weg zur Wohnung der gnädigen Frau?" fragte er und sah aus, als hätte er gerade einen jungen, ziemlich hartköpfigen Mann beim Examen vor sich.

„Bitte nur hier herauf", sagte die Kleine und schaute etwas verwundert den Besuch an.

So ging er denn die weißen, flachen Treppen hinauf, über die Terrasse und gab dem Mädchen seine Karte.

Dann kam er über die weite, sonnendurchflutete Diele. Alte, blanke, eingelegte Schränke standen an den Wänden. Aus dem weißen Kamin blühten ganze Garben feurigroter Azaleen. Urväterhausrat stand umher, und eine altenglische Uhr ließ ihr weiches Ticken vernehmen.

Endlich kam er in einen großen, dunklen, ernsten Bibliotheksraum.

Offene Regale mit Büchern standen rings um die Wände. Auf schönen alten Tischen lagen Bücher und Zeitschriften. Ganz vorn am Fenster befand sich ein großer dunkler Mahagonischreibtisch.

Echte englische Empirestühle standen verstreut, willkürlich in diesem schönen Raum.

Professor Sigurdsen blickte nicht ohne Bewunderung auf die vielen Reihen Bücher hin.

Da hörte er sprechen. Wie über eine Brücke von vielen Jahren kam diese Stimme an sein Ohr.

Ein Frauenkleid rauschte weich, eine Tür wurde geöffnet und fiel wieder ins Schloß — — er drehte sich um. . . .

Jacobe Sigurdsen stand, seine Karte in der Hand, vor ihm.

„Das nenne ich allerdings eine Überraschung, Herr Professor!"

„Ja — kobe — Frau Sigurdsen — ich wollte Sie wiedersehen, gnädige Frau. Verzeihen Sie die nicht ganz unmotivierte Frage . . .: Ist das Ihr eigenes Heim?"

„Ja, nicht wahr, es ist hübsch! Aber, bitte, nehmen Sie doch Platz! Nein, die Überraschung! "

Sie setzte sich in den breiten, hochlehnigen Armstuhl vor ihren Schreibtisch.

Das heißt, sie schob den Stuhl etwas vor und saß nun, den schmalen Kopf mit dem dunklen, gescheitelten, schlichten Haar auf den antiken Gobelin gelehnt, vor ihm.

Unbefangen, groß und hell waren ihre schönen grauen Augen auf ihn gerichtet.

War es das lange, gradlinig geschnittene Kleidchen aus steingrauem feinstem indischem Wollstoff, das sie so groß aussehen ließ? Oder war sie gewachsen? War das noch die kleine, unscheinbare Frau Jakobe, die ihm eigentlich nur wie ein gemaßregeltes Schulkind in der Erinnerung gelebt hatte?

Ein wenig verkümmert, gedrückt und ein ganz klein wenig freudlos und armselig hatte er sie im Gedächtnis.

Und da vor ihm saß eine Dame, reif und ernst und von einer verteufelten Selbständigkeit.

„Sie wundern sich wohl etwas über mich, geehrter Herr Professor?" — — —

„Ja, das ist schon einmal so im Leben, daß wir nicht jünger werden."

„Nur mit den verehrten Herren der Schöpfung geht die liebe Zeit etwas nachsichtiger um als mit uns Evatöchtern", meinte Jakobe schelmisch lächelnd.

„Nur keine Komplimente, gnädige Frau", wehrte er ab.

„Nein, nein, das ist eine alte Geschichte."

„Sie haben sich gewiß nicht zu beklagen. Zudem, ich muß gestehen, Sie haben sich ein reizendes Fleckchen Erde hier ausgesucht."

„Ja, das ist wahr. Sehen Sie, vor fünf Jahren war das hier noch eine Wiese. Nichts weiter wie eine hübsche, grüne Wiese mit Kuhblumen, Dotterblumen, Sauerampfer, Kresse und weiß Gott was allem darin . . .

„Erinnert Sie denn der Garten nicht an ihren Großvatergarten in Bergen? Ja? Das freut mich. Diesen Garten konnte ich nie vergessen. Und so habe ich es mit der Wiese gemacht wie einst mit meinem armen, einsamen Leben. Ich habe versucht, etwas daraus zu formen, das mir lieb und wert werden sollte. Im Anfang ist man ein bißchen ungeschickt. Man probiert, versucht, wendet die Geschichte dahin und dorthin, bis man endlich das richtige Ende erwischt, bei dem sich etwas anfangen läßt. Und dann — ein wenig Glück gehört schon auch mit dazu. Ich hatte eben zu Beginn meines Lebens so gar kein Talent zum Glück."

„Aber jetzt — — jetzt, gnädige Frau — —?"



„Jetzt — —“ Sie stand auf und sah den Professor ernst an. Dann huschte ein weiches, schelmisches Lächeln über ihr immer noch hübsches klares Gesicht. — — „Jetzt wollen wir Kaffee trinken, ja? Diese Generalbeichte hat mich ein wenig hungrig gemacht. Appetit habe ich immer noch. Wissen Sie, wie mir die Butterbrote geschmeckt haben? Und die Bratäpfel?“

„Wie heiter Sie sein können! Gerade so, als wären Sie noch ein junges Mädchen!“

„Und bin schon eine Frau weit in den Drei — — pst — nicht zählen! Es ist ja auch ganz egal. Aber ich habe es mir zum Prinzip gemacht. Die unglücklichen Jahre meines Lebens zähle ich nicht. Also . . . ich bin noch sehr jung. . . . . Übrigens vor dem Altsein fürchte ich mich gar nicht. Nicht ein bißchen. Im Gegenteil. Ich stelle es mir sehr nett vor, wenn ich einmal schneeweißes Haar haben und ein weißes Spitzenhäubchen tragen werde. Und dann darf ich mir doch ungestraft lauter liebe, junge, heitere Leutchen zu Gaste laden. O, und im Salon sitzt gerade auch ein Gast, noch dazu ein „gewichtiger“ Zeitungsmensch, der über mein neuestes Buch schreiben soll. Ganz vergessen habe ich den Armen.“

Sie schritt zum Salon hin und holte den „Zeitungsmenschen“ und machte die Herren miteinander bekannt.

Dann saßen die drei auf der Terrasse und tranken Kaffee.

* * *

An diesem Abend war der Herr Professor Doktor Theobald Sigurdsen zu nichts mehr recht gelaunt. Er war auf einmal müde und fühlte sich zum erstenmal alt.

Er bürstete vor dem Schlafengehen wohl wie stets sehr sorgfältig an seinem Hut, zog die Handschuhe „in die Länge“, legte seine Krawatte „gerade wie eine Linie“ auf den Tisch, verlegte einigemal seinen Zwicker und stöhnte.

Nach Beendigung seiner Nachttoilette betrachtete er sich nochmals im Spiegel, und diesmal schien er gar nicht befriedigt von seiner Erscheinung zu sein.

Das Bett knarrte, als er sich hinlegte. In dieses Knarren fiel ein schwerer Seufzer. Rasch drehte er das Licht aus, warf die Arme über die Kissen und vergrub seinen Kopf hinein. Nur der liebe Gott wußte, wie schwer es dem Herrn Universitätsprofessor Doktor Theobald Sigurdsen an diesem Abend wurde, Schlaf und Ruhe zu finden. . . .

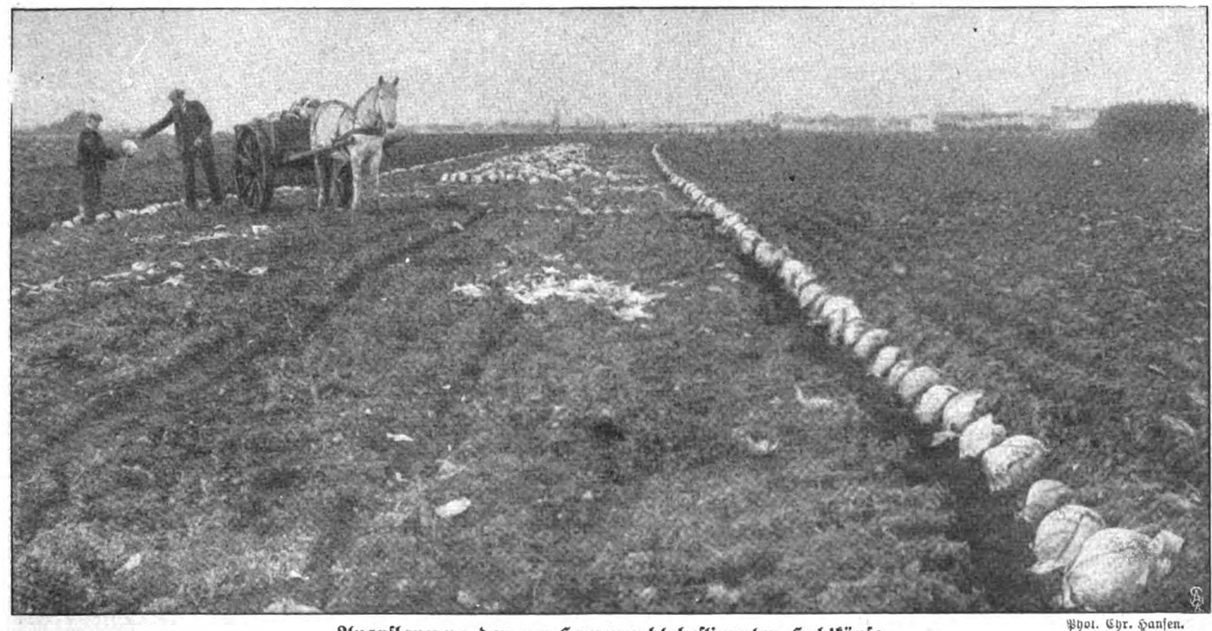
Die Insel des Weißkohls.

Von Paul Elsner. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Schön geschwungene Brücken verbinden die Nordlandmetropole mit ihrer unerschöpflichen Vorratskammer, mit Amager, Dänemarks flachstem Eiland, in dessen Inneres seit 1907 eine Eisenbahn führt. Hier, wo der Boden an Fruchtbarkeit mit dem besten Erdreich Hollands und Belgiens wetteifert, zerzaust der Wind die krausen Blätter des Weißkohls in einem einzigen Riesengarten, der sich unabsehbar den Blicken darstellt.

Inmitten von Weißkohlanpflanzungen liegt die wunderlich kleine Fischer- und Lotsenstadt Dragör mit ihren labyrinthisch verschlungenen Gassen, mit einem im 17. Jahrhundert angelegten Hafen, in dessen Fluten sich bunte Segel spiegeln, mit ihrem von Gänsen, Enten und Hühnern belebten herrlichen Strand. Im Frühling werden sie und Amagers ansehnlicher Reichtum an Pferden, Kühen und Schafen für die Sommermonate nach der Insel Salsholm ausgeschifft, um auf diesem winzigen Eiland ein beneidenswertes Freiluftleben zu führen.

Wieder dehnen sich rechts und links von der nach der „Holländerstadt“ Store Magleby führenden Landstraße Weißkohlfelder hin, dann und wann überragt



Auspflanzung der zur Samenzucht bestimmten Kohlköpfe. Phot. Chr. Hansen.





Verladung des Weißkohls.

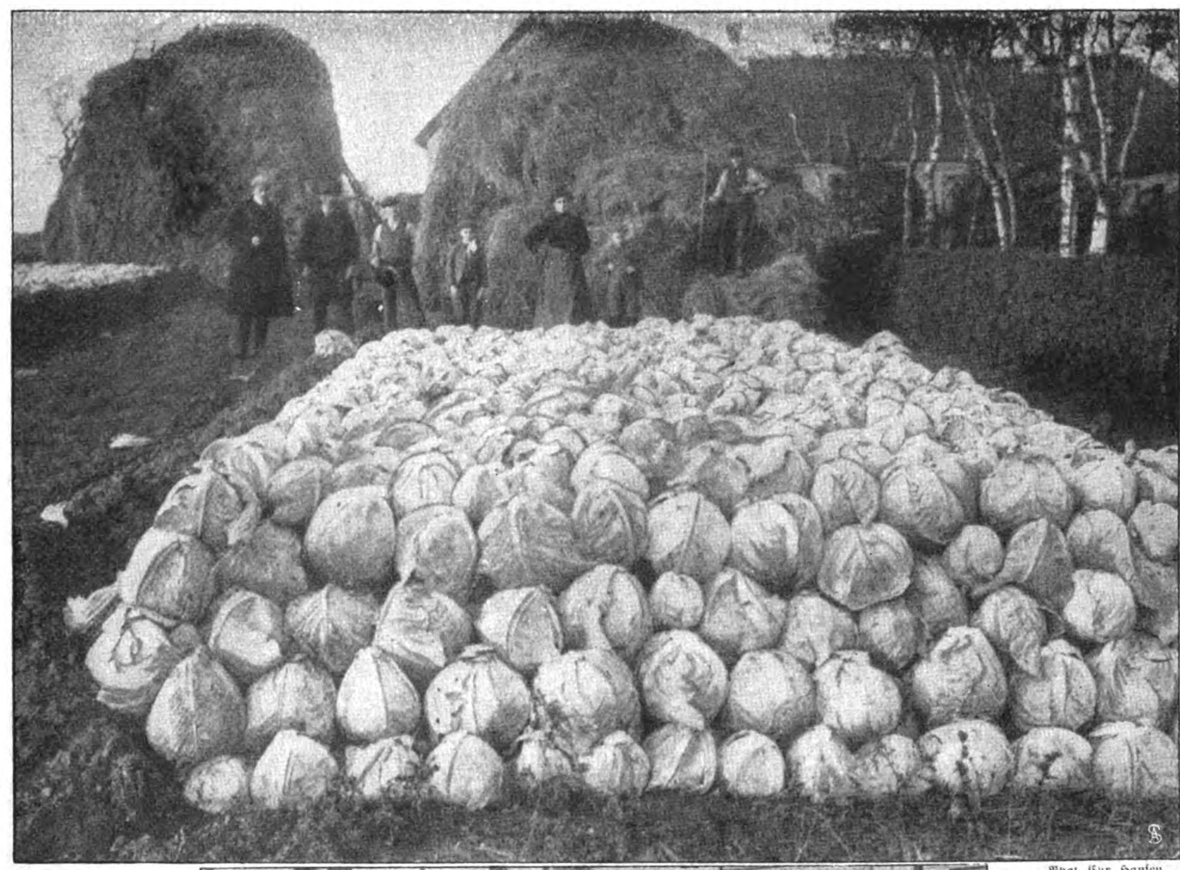
von einem Gehöft, in tiefen Heimatfrieden versenkt, während der Wind durch die offenstehenden Fenster in die Stuben mit ihrem altväterlichen Hausrat weht. Als Christian II. 1516 auf den Rat der klugen Holländerin Sigbrit, der zeitweiligen Verwalterin des Zoll- und Finanzwesens der drei skandinavischen Reiche, 24 holländische Familien zur Förderung dänischer Gartenkultur und Gemüsezucht nach Dänemark hatte kommen lassen, wurden diese in dem schon 1080 erwähnten Store Magleby in eigenen Gehöjten angesiedelt.

Als so kraftvoll und kernig erwies sich dies in dänische Erde verpflanzte fremde Element, daß die übrigen Ortschaften der Insel die Trachten und Sitten der „Holländer“ annahmen. Zur Entrichtung keinerlei Abgaben verpflichtet, gelangten des „Königs Amager“, die in eigener Kirche der Predigt in hollän-



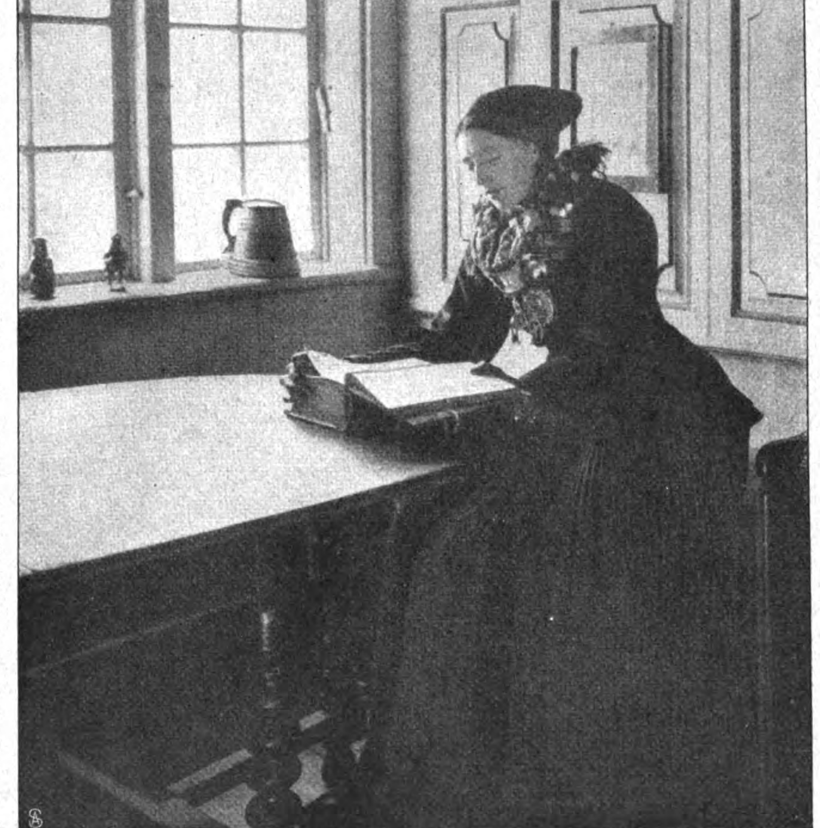
Phot. Oberrechtsanwalt Hvaß.

Dragörs Hafen. Oben: Das Amagermuseum mit den Besitzern in altholländischen Trachten.



Phot. Chr. Hansen.

Aufbewahrung des Winterkohls.



Phot. A. Duckert.

Ein Zimmer des Amagermuseums.

dischcr oder plattdeutscher und erst seit 1811 in dänischer Sprache lauschten, zu Ansehen und Wohlstand.

Der stille Ort besitzt eine Sehenswürdigkeit, „Hollandsminde", das Amagermuseum, wo der Grundbesitzer Dirch Jansen, ein direkter Nachkomme der holländischen Einwanderer, das auf ihn gekommene Stück der Vorzeit an sicherer Stelle geborgen hat. Hier ist alles unverändert geblieben, seit seine letzte 89jährige Bewohnerin das Haus für immer verließ. Noch liegt auf dem Tisch der Wohnstube mit ihren paneelbekleideten Wänden die alte Hausbibel, die sich einst unter ihren zitternden Händen regte, noch strahlt die große, bei Hochzeiten benutzte Kupferschüssel an ihrem Ehrenplatz in festlichem Glanz. Unverändert durch die Jahrhunderte steht im Saal das Gastbett, dessen Stickereien der Vorhänge und Prunkkissen von dem tief ausgebildeten Schönheitsinn dieser „Holländer" und ihrer Nachkommen zeugen. Noch reiht sich das gediegene Hausgerät der alten Zeit an den Wänden der Küche, stehen unverändert die Web-

stühle, an denen die Hausfrau im Kreis ihrer Töchter die Fest-, die Arbeits- und Trauergewänder herstellte, die jetzt den kostbaren Inhalt der wundervollen altholländischen Truhen und Schränke bilden.

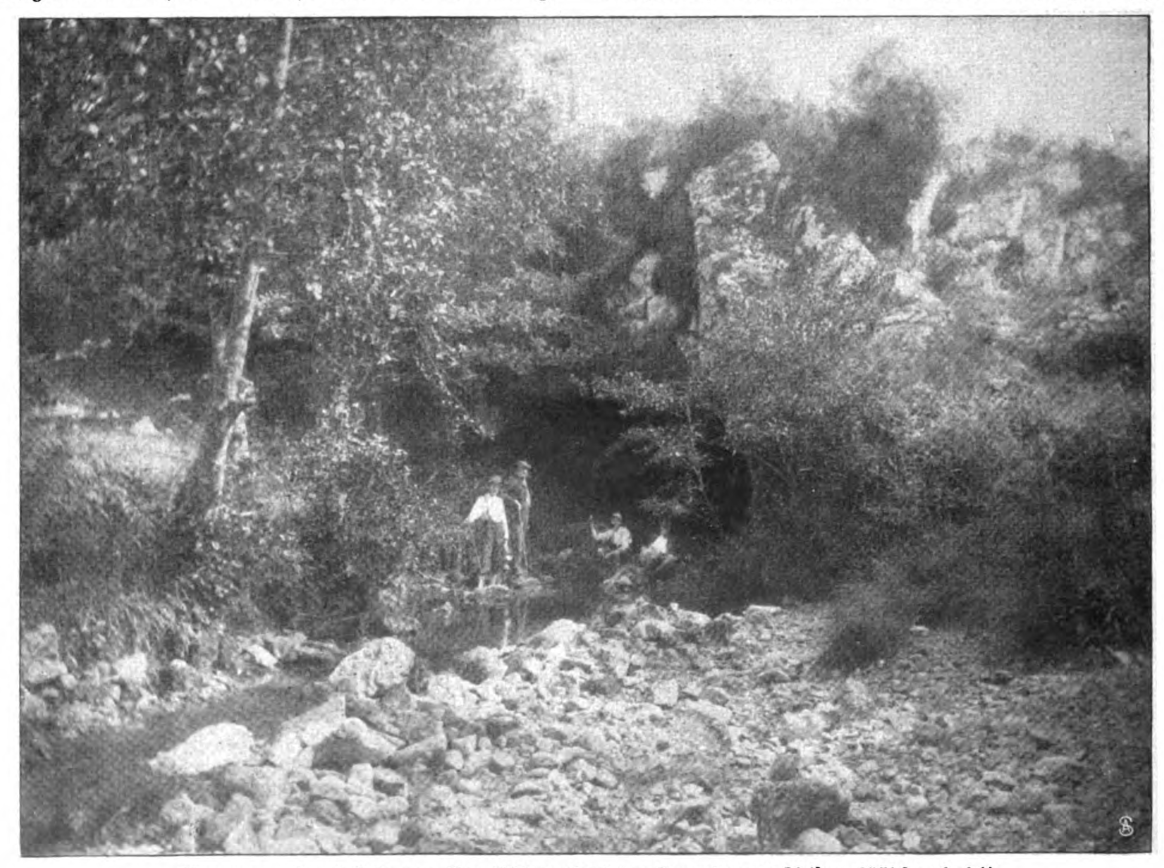
Von Amagers Weißkohlzüchtern ist in erster Linie der um die Veredelung des Weißkohls hochverdiente A. Hansen zu nennen. Nachdem der Same im April gesät und der Schößling im Mai ausgepflanzt worden ist, erreicht der Kohl im Oktober, November den Höhepunkt seiner Entwicklung. Seine Ausfuhr, vor allem nach Deutschland, Rußland, Amerika, belief sich im Jahr 1911 auf 12—15 Millionen Pfund, die 600 Waggons füllten und einen Gesamtbetrag von 500 000 bis 600 000 Kronen ergaben. Der nebst der freundlichen „Amagermutter" zu Kopenhagens volkstümlichen Erscheinungen gehörende prächtige „Amagervater" bringt aber auch einen Teil der Ernte als „Winterkohl" auf den heimischen Markt.

Der Weißkohlsamenzüchter stellt an den ausgewachsenen Köpfen nach Entfernung der oberen Blätter fest, ob er die zur Samenzucht erforderliche „typische" Form besitzt oder nicht. Jeder Kohlkopf ohne diese „typische Form" gelangt zum Verkauf. Die übrigen werden im November ausgepflanzt und mit einer zwei Zoll hohen Erdschicht bedeckt, aus der im April des nächsten Jahres der Blütenstengel emporsteigt. Nach der im Juni eingetretenen Blüte werden die reifen Schoten im September geerntet, deren also gewonnener Samen dann die Reise um die Welt antritt. — Nur einmal im Jahr wird Amagers Vergangenheit mit ihren längst verschwundenen Trachten und Gebräuchen lebendig, zur Fastnacht, wenn Store Maglebys Hofbesitzer in den pittoresken Kostümen jener Zeit eine an der Landstraße aufgehängte Tonne mit ihrem Knüppel zu zerschmettern suchen. Wer das letzte Stück der Tonne herabschlägt, wird unter Trompetenfanfaren zum „Tonnenkönig" ernannt. Dies Volksfest zieht jährlich Tausende von Kopenhagenern nach der grünen Insel, dem Paradies des Weißkohls.

Vorgeschichtliche Bildwerke.

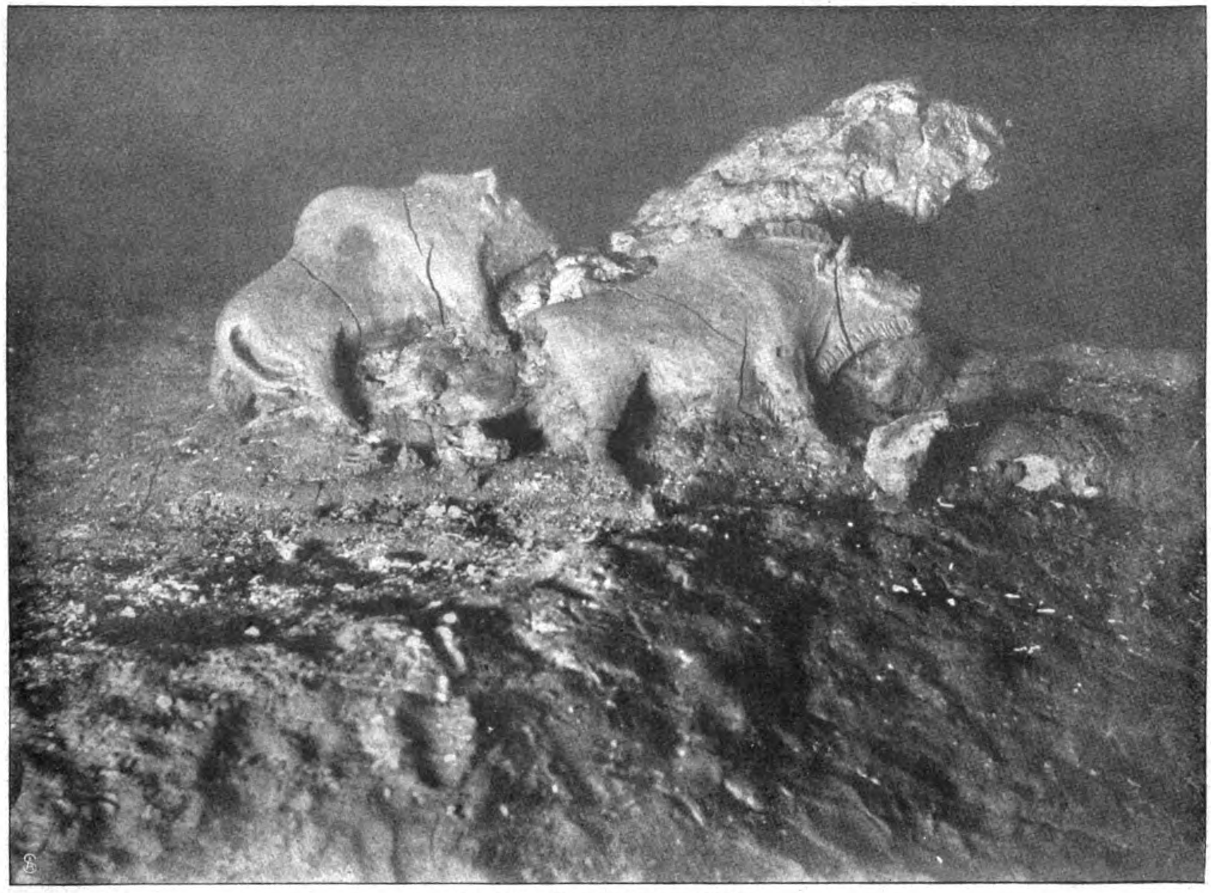
Vom Grafen Bégouen. — Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Daß Frankreich und besonders Südfrankreich das Dorado der prähistorischen Forschungen ist, kann niemand in Abrede stellen, und ich bin nicht wenig stolz darauf und glücklich, daß ich in dieser für wissenschaftliche Ausbeute so gesegneten Gegend am Fuß des Pyrenäengebietes wohne. Obwohl wir uns im Ariègedepartement nicht einer so erstaunlich reichen Gruppe altpaläolitischer Fundplätze rühmen können, wie die ist, die sich in der Dordogne, im Vezèretal um die weltberühmte Ortschaft Les Eyzies schart, freuen wir uns doch, die Höhlen von Niaux, Massat, Mas d'Azil, Marsoulas, Gargas usw. in unserer Nähe zu besitzen,



Eingang zu der Höhle von Tuc d'Audoubert im Departement Ariège (Südfrankreich).





Die Bisonfiguren in der Höhle.

denn in ihrem umgegrabenen Boden wie auf ihren buntbemalten Wänden finden wir die verschiedensten Proben des Lebens, der Sitten und Tätigkeit der vorgeschichtlichen Menschheit.

Durch den glücklichen Erfolg der Ausgrabungen in den Höhlen, die sich im Gebiet des Dörfleins Montesquieu-Avantès befinden, angefeuert, unternahm ich im vorigen Sommer, ein bisher den Landsleuten selbst ganz unbekanntes Felsenloch, Tuc d'Audoubert genannt, zu erforschen. Aus einer steilen, von Büschen, Lianen und Farnen besetzten Steinwand fließt durch einen hohen und breiten Gang ein Bach, der Volp, der 900 Meter aufwärts verschwindet. Bis zum Rand gefüllt, bildet er einen ruhigen Wasserspiegel, und alles dies zusammen macht aus diesem Höhleneingang eine schöne romantische Landschaft. Niemand hatte bisher diesem stillen Strom unterirdisch zu folgen sich bemüht, bis ich mit meinen Söhnen in einem aus mehreren Kisten und Kannen verfertigten Kahn diese Wasserrinne hinaufzufahren unternahm.

Ungefähr 100 Meter weit vom Eingang konnten wir trockenen Fußes weitergehen, indem wir rechts den unterirdischen Lauf des Baches verließen. Nach einigen Schritten traten wir in einen merkwürdig schönen Saal, wo die Kristalle von tausend und aber tausend Stalaktiten in einem zauberhaften Weiß strahlten. Zur Seite dieser glänzenden Tropfsteinhöhle befand sich ein enger Nebengang, dessen Wände und Gewölbe mit tief im Stein geritzten eiszeitlichen Tierzeichnungen verziert sind. Wisentstiere, Wildpferde und Renntiere mit eingezeichneten Speerspitzen im Körper sieht man da deutlich und künstlerisch gebildet, in solcher Art, daß wir ohne Irrtum versichern können, hier wie in den verschieden wandgeschmückten Höhlen von Combarelles, Niaux, Altamira usw. magische Beschwörungsbilder vor uns zu sehen. Solche Tiereingravierungen sieht man auch in den Winkeln einer engen Galerie, die das dritte Stockwerk der Höhle bildet.

Weiterhin wird das Gehen schwierig und mühsam. Von einem Aufrechtgehen kann nicht mehr die Rede sein, man muß auf Händen und Knien kriechen, steile Klippen auf und ab klettern, aber wir bedauerten nicht unsere Mühe, denn groß war unser Lohn.

An einer Stelle der Höhle schien der Weg völlig durch Bodenpfeiler und Stalaktiten versperrt zu sein. Dahinter sah es jedoch aus, als wenn er sich fortsetzte. Meine Söhne mußten mit dem Hammer drei dicke, nahe aneinander gerückte Tropfsteinsäulen abhauen; dann drangen wir kriechend in einen weiteren Höhlenabschnitt ein, den seit vielen Jahrtausenden kein menschliches Wesen mehr betreten hatte. Der jungfräuliche Tonboden zeigte noch in voller Frische die Tatzenabdrücke der Höhlenbären, die im Eiszeitalter hier ein und aus gegangen waren und auch gestorben waren; denn längs der Wände und in den Winkeln lagen noch ihre Skelette unberührt. Deutliche Männerfußspuren mischten sich auf dem Boden mit diesen Wildtierpfoten, und ergreifend war der Aufenthalt in dieser so lange ungestörten Verlassenheit. Die größte Ueberraschung aber sollte erst kommen.

In der Mitte des hintersten Saales lag ein von der Decke abgestürzter Felsblock; an ihm sind seitlich zwei aus Höhlenlehm modellierte Statuen gelehnt, die fast völlig erhalten sind und Bisons darstellen. Beim Eintritt erblickt man sie von rückwärts, und es scheint, als ob die Tiere längs des Felsenstücks vor dem Beschauer fliehen. Das Tier, das an erster Stelle liegt, ist weiblich und mißt 61 Zentimeter Länge und 29 Zentimeter vom Bauch bis zur Spitze des Höckers, der Bulle ist etwas größer. Beim Trocknen scheint der Ton etwas rissig geworden zu sein, aber die Gestalt der Tiere und alle Einzelheiten sind trefflich bewahrt. Nur die rechte Seite der Tiere ist klar dargestellt, die gegen den Felsen gelehnte und deshalb nicht sichtbare ist nicht vollendet. Eine um so sorgfältigere Ausführung hatte dafür die Vorderseite erfahren. An der glatten Oberfläche der Körper erkennt man noch deutlich die Spuren der Glättung, die der Künstler vornahm. Die Gruppe macht einen ebenso naturgetreuen wie künstlerisch vollendeten Eindruck, den der geheimnisvolle Zauber der ganzen Oertlichkeit und Umgebung noch wesentlich erhöht. — Wahrhaft aufregend war auch die Feststellung, die wir in einem Nebenraum gemacht haben. Jener Tonboden hat nämlich die zahlreichen Abdrücke menschlicher nackter Füße bewahrt, die auf Leute von kleinerem Wuchs, vielleicht Kinder oder Frauen, weisen. Eigentümlicherweise aber ist immer nur der leicht mit Kalksinter überkrustete Abdruck der Fersen erhalten, nie der des ganzen Fußes. Diese Gepräge mischen sich sonderbarerweise mit auf den Boden gezeichneten Strichen, und es scheint mir, daß wir hier die Spuren eines rituellen Tanzes oder Marsches der Eiszeitmenschen vor uns haben, wie ihn ähnlich heutige australische oder afrikanische Stämme an ihren Kultorten vorzunehmen pflegen.

Im allgemeinen können wir sagen, daß die Höhle von Tuc d'Audoubert mit ihren so merkwürdigen Tonstatuetten in der vorgeschichtlichen Renntierzeit die Kultstätte der in der Umgegend hausenden Jäger war. Nie diente diese Höhle als Wohnung, wohl aber die Nachbarhöhle von Eulène, wo man viele Besiedlungsspuren im Boden gefunden hat, eine Auffassung, die auch Prof. H. Obermaier in seinem gelehrten Werk: „Der Mensch der Vorzeit" sich zu eigen gemacht hat.

In der Sommernacht.

Nun halten die weißen Giebel
Im Mondschein träumende Wacht,
Nun leuchten die Fliederbüsche
Berauschend hinein in die Nacht.

Nun haben die dunklen Kastanien
Die Lichtlein angebrannt . . .
Weit gehen die alten Alleen
Durchs silberne Schweigen ins Land.

Nur unter den blühenden Bäumen
Klingt leises Schreiten her . . .
Wie ist doch das raunende Dunkel
Von Glück und Träumen schwer!

Da halt ich ein im Wandern . . .
Und leis erzittert mein Stab. —
Meine große verlorene Jugend
Geht flüsternd auf und ab.

Roland Abramczyk.

Bilder aus aller Welt.

Sein Silberfest beging der Eifelverein in der altehrwürdigen Stadt Trier. Zur Einleitung fand eine Gedenkfeier für den Begründer des Eifelvereins Dr. Adolf Dronke statt. Heute umfaßt der Verein 142 Ortsgruppen mit 20000 Mitgliedern. Mit dem Jubelfest ist eine Eifelausstellung verbunden, die reich beschickt dem Besucher ein eindrucksvolles Bild gibt von den idealen Bestrebungen des unter der Leitung des Landrats Dr. Kaufmann-Euskirchen stehenden Vereins. Der Oberpräsident Staatsminister Dr. Frhr. von Rheinbaben, der Protektor der Eifelausstellung, wohnte auch dem viel besuchten und glänzend



Phot. Baeß.

Festessen im Beisein des Oberpräsidenten Staatsministers Dr. Frhr. von Rheinbaben.
Von der 25jährigen Jubelfeier des Eifelvereins in Trier.



Hofopernsängerin Frl. May Scheider,
Karlsruhe, kreierte daselbst und in Mannheim mit großem Erfolg die Zerbinetta in „Ariadne auf Naxos“.



Deutsch. Jll.-Ges.

Prof. Dr. Wittmack,
Berlin, bedeutender Botaniker, trat von seinem Lehramt zurück.



Porträtmalerin B. Froriep,
Weimar, wurde 80 Jahre.



Phot. Müller.

Ingen. W. Lefeldt †
Erfinder der Milchzentrifuge.



Heinrich Ernemann,
Dresden, wurde zum Kgl. Kommerzienrat ernannt.

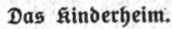
verlaufenen Festessen bei, von dem wir auf vorhergehender Seite ein Bild bringen.

Eine sehr erfolgreiche Sängerin ist Frl. May Scheider, Mitglied der Karlsruher Hofoper. Sie hatte kürzlich Gelegenheit, in Karlsruhe und Mannheim die Rolle der Zerbinetta in Strauß' „Ariadne auf Naxos“ zu kreieren, und erntete damit großen Beifall.

Im Alter von fast 77 Jahren starb in Meran der



Das Kinderheim.





Von links sitzend: Oberin Käthe v. Manger, Prinz zu Ratibor und Corvey. Oberpräsident der Provinz Westfalen. Fürstin zu Bentheim und Steinfurt. Frau Staatsminister v. Studt. Frau Reg.-Präsident v. Borries (1. Vorsitzende). Frau Staatsminister Holle. Frau Geh. Sanitätsrat Huchzermeyer. Frau Pastor Balke. Von links stehend: Baurat Siebold. Dr. Kießling (Anstaltsarzt). Oberhofmarschall Frhr. v. Ulmenstein. Frau Riedel v. Konsheim Frau Staatsminister Biedenweg. Staatsminister v. Studt. Freifrau v. Ulmenstein. Staatsminister Biedenweg. Reg.-Präsident Dr. v. Borries. Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat Winzer. Generalmajor Riedel v. Konsheim. Kommerzienrat Leonhardi (2. Vorsitzender). Bürgermeister Dr. Neuhäußer. Reg.-Rat Dombois (Schriftführer).

Die Einweihung des Auguste-Viktoria-Kinderheims in Bad Oeynhausen.

Ingenieur Wilhelm Lefeldt, der Erfinder der Milchzentrifuge, eines der wichtigsten Hilfsapparate des Molkereibetriebes und der Milchwirtschaft.

Vor wenigen Tagen feierte die bekannte Porträtmalerin Bertha Froriep in Weimar ihren 80. Geburtstag. Von ihren Werken sei das Porträt des Dichters Friedrich Rückert, das sie 1864 nach dem Leben malte, erwähnt. Das Bild befindet sich in der Berliner Nationalgalerie.

Phot. König.

Von links sitzend: Schulrat Schmuck, Darmstadt. Sanitätsrat Dr. Toeplitz, Breslau. Geh. Sanitätsrat Dr. Goetz, Leipzig. Schulrat Prof. Dr. Rühl, Stettin. Polizeirat Atzrott, Berlin. Turninspektor Häublein, Nürnberg. Von links stehend: Justizrat Leistner, Stettin. Prof. Dr. Nebelung, Dortmund. Oberturnlehrer Schröter, Bergisch-Neukirchen. Fabrikant Schill, Osthof b. Worms. Reg.-Rat Tenge, Oldenburg i. G. Realschuldirektor v. Hauxleden, Kassel. Seminaroberlehrer Kunath, Bremen. Schuldirektor Weiß, Waldshut a. Rh. Waisenhausdirektor Bethmann, Langendorf b. Weißenfels a. S. Gymnasialdirektor Berger, Aschersleben. Prof. Dr. Reinhardt, Berlin. Geh. Med.-Rat Prof. Partsch, Breslau. Kaufmann Müller, Prag. Direktor Fickenwirth, Dresden. Ziegeleibesitzer Brauns, Hildesheim. Kaufmann Spies, Hamburg. Prof. Dr. Peters, Königsberg i. P.

Der Ausschuß der Deutschen Turnerschaft, der kürzlich in Leipzig tagte.

Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Ludwig Wittmack, ein bedeutender Botaniker und beliebter Lehrer der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule, zog sich von seinem Lehramt zurück und trat in den Ruhestand.

Der Vorstand der Heinrich Ernemann A. G., Generaldirektor H. Ernemann in Dresden, wurde zum Königlichen Kommerzienrat ernannt. Das Unternehmen ist eins der größten Werke der photographischen Industrie und beschäftigt in ihren ausgedehnten Betrieben etwa 800 Personen.

Auf Veranlassung des Verbandes der Vaterländischen Frauenvereine des Kreises Minden wurde in Bad Oeynhausen eine Kinderheilanstalt, das Auguste-Viktoria-Kinderheim, erbaut und vor kurzem der Benutzung übergeben.

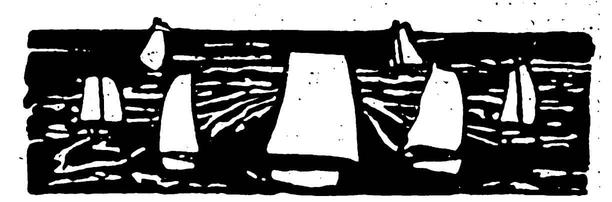
Der Ausschuß der Deutschen Turnerschaft hielt vor kurzem in Leipzig eine Sitzung ab, bei der unser Gruppenbild der Teilnehmer aufgenommen wurde.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 24. Berlin, den 14. Juni 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 24.



Die sieben Tage der Woche.

5. Juni.

Aus dem Westen Deutschlands kommen Nachrichten über verheerende Wolkenbrüche und Gewitter. Im Regierungsbezirk Kassel kamen 12 Menschen ums Leben.

Im englischen Unterhaus erklärt der Erste Lord der Admiralität Churchill, daß infolge der Ablehnung der kanadischen Flottenvorlage der beschleunigte Bau dreier Dreadnoughts in England angeordnet worden sei.

Aus Persien wird gemeldet, daß Salao ed Dauleh in der Gegend von Enseli große Plünderungzüge unternommen und sämtliche Zollämter ausgeraubt hat.

6. Juni.

Der mecklenburgische außerordentliche Landtag wird durch großherzogliches Reskript, ohne die Verfassungsreform erledigt zu haben, auf den Herbst vertagt.

In Straßburg i. E. wird die 70. Hauptversammlung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft durch den Statthalter Grafen v. Wedel eröffnet.

Dem im Wiederaufnahmeverfahren aus dem bekannten Meineidsprozeß Schröder freigesprochenen Arbeiter Meyer wird von dem Landgericht Dortmund als Entschädigung für die zu Unrecht verbüßte Zuchthausstrafe von vier Jahren die Summe von 21 153 M. und vom 1. April 1913 bis zum vollendeten 65. Lebensjahr eine Rente von 1980 M. zuerkannt.

Aus Tetuan wird gemeldet, daß unter den Rifkabylen ein Aufstand gegen die spanische Herrschaft ausgebrochen ist.

In Borisal (Britisch-Indien) werden 44 Personen unter der Anklage des Aufruhrs und des Hochverrats verhaftet.

Im chinesischen Kriegsministerium wird auf Befehl des Präsidenten Juanschikai ein Gesetz über die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ausgearbeitet.

7. Juni.

Kaiser Franz Josef betraut den bisherigen Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses, Grafen Stephan Tisza, mit der Bildung des neuen Kabinetts.

England entsendet 350 Mann Infanterie von Malta nach Skutari.

Die spanische Regierung beschließt im Einvernehmen mit der französischen, ein Kriegschiff in die marokkanischen Gewässer zu entsenden.

Aus Tanger wird gemeldet, daß marokkanische Truppen aus Mogador unter dem Schutz französischer Kriegschiffe Agadir besetzt haben.

8. Juni.

Das deutsche Stadion in der Rennbahn Grunewald bei Berlin wird in Gegenwart des Kaiserpaares, vor dem 30 000 Sportleute einen Huldigungzug veranstalten, feierlich eingeweiht. Von hier begibt sich der Kaiser nach Grünau, um dem Schluß der Jubiläums-Ruderregatta beizuwohnen (Abbildungen S. 998a u. 998b).

Das österreichische Derby wird von Freiherrn S. A. von Oppenheims Csardas, dem einzigen deutschen Pferd im Rennen, gewonnen.

9. Juni.

Graf Zeppelin steigt morgens um $5^1/_2$ Uhr mit dem Luftschiff „Sachsen" in Baden-Oos zum Fluge nach Wien auf, wo er noch vor 2 Uhr eintrifft; er landet glatt in Aspern. (Abb. S. 998c).

Bei der letzten Stichwahl zum preußischen Abgeordnetenhaus im zwölften Berliner Wahlkreis wird der Freisinnige Dr. Runze gegen den Sozialdemokraten wiedergewählt.

Aus Posen wird gemeldet, daß der Bischof Rosentreter dem neu gewählten Landtagsabgeordneten für Neustadt (Westpreußen) Propst Witkowski die Ausübung des Mandats verboten hat.

10. Juni.

Im Reichstag beginnt die zweite Lesung der Wehrvorlagen.

11. Juni.

Das englische Unterhaus nimmt die Homerule-Bill für Irland in zweiter Lesung an.

Durch 25 Jahre.

Zum Regierungsjubiläum des Kaisers.

Glocken und Lieder werden laut.
Fahnen! Trompetengeschmetter!
Am ganzen politischen Himmel blaut
Heut Hohenzollernwetter!
Es ist ein weiter Weg gebahnt!
Es ist ein Ziel errungen!
Was niedre Zweifel nie geahnt,
Das hat ein Glaube bezwungen!

Ein Glaube hell und sommerklar!
Kindlich in festem Vertrauen;
Ein Glaube, derb wie der preußische Aar,
Mit tüchtigem Schnabel und Klauen;
Ein Glaube, der nie trüben Blicks
Vergebliches bejammert;
Der Degenknauf wie Kruzifix
Mit fester Hand umklammert!

Ein Glaube, der kühn gegen den Troß
Der Halben und Lauen streitet;
Ein Glaube, der wie hoch zu Roß
Ueber Stoppeln und Stümpfe reitet;
Ein Glaube, der durch mächtigen Ruf
Tausenden Mut beschieden;
Und der die starke Wehr uns schuf
Neben dem starken Frieden!

Durch fünfundzwanzig Jahre hat
Frieden im Reiche gewaltet;
Handel und Ernte in Dorf und Stadt
Hat sich hundertfältig entfaltet;
Wissen und Kunst erblühte im Land!
Unsre Macht hat sich geweitet! —
Das danken wir alles der starken Hand,
Die friedvoll uns geleitet!

Marx Möller.

Unser Kaiser und sein Heer.

Von Oberstleutnant W. v. Bremen.

„Ich und mein Heer sind eins!" Diese Worte, die unser Kaiser einst gesprochen, sind auch das Geleitwort geblieben, das ihn 25 Jahre hindurch bei seiner nie rastenden Arbeit für die äußere und innere Ausgestaltung unseres Heeres, die ihn das Kleinste und Größte mit gleicher Sorgfalt hat umfassen lassen, geleitet hat.

In den stolzen Überlieferungen von harten Kämpfen und ruhmvollen Siegen ist wie jeder Hohenzollernprinz auch unser Kaiser aufgewachsen. In die großen Zeiten unserer deutschen Einigungskriege fiel ja seine Jugend, die Siegesnachrichten von Wörth und Sedan, von Paris und Orleans fanden ihren Widerhall in dem empfänglichen Herzen des Knaben, und als sein Großvater, des neuen Deutschlands erster großer Kaiser, an dem unvergeßlichen 16. Juni 1871, also nunmehr gerade vor 42 Jahren, mit seinen Paladinen Bismarck, Moltke und Roon zusammen an der Spitze unserer siegreichen Truppen durch das Brandenburger Tor, von dem Jubel von Tausenden begrüßt, in die neue Reichshauptstadt einzog, da durfte auch unser jugendlicher Prinz Wilhelm selbst als Leutnant im 1. Garde-Regiment schon daran teilnehmen.

Am 9. Februar 1877 trat er, achtzehnjährig, als Premierleutnant zum Dienst in das 1. Garde-Regiment, und die Worte, die unser ehrwürdiger Kaiser Wilhelm I. dabei an ihn richtete: „Du wirst lernen, daß im Dienst nichts klein ist, und daß jeder Stein, der zum Aufbau einer Armee gehört, richtig geformt sein muß, wenn der Bau gelingen und fest sein soll", wurden auch für seine dienstliche Tätigkeit grundlegend. Selbst vor dem scharfen Auge seines kaiserlichen Großvaters konnten seine Rekruten bei der Besichtigung bestehen, und mancher Zug seines eigenen scharfen Soldatenauges wird aus jenen Tagen heute noch im Regiment erzählt.

Es folgten die zwei unvergeßlichen Jahre Bonner Studienzeit, aber dann trat der junge Prinz am 1. April 1880, nunmehr als Hauptmann, wieder in das 1. Garde-Regiment an die Spitze der 2. Kompagnie, und hier wurde er ein preußischer Kompagniechef in des Wortes schönster und echtester Bedeutung. Wie jeder preußische Hauptmann war er vom Morgen bis zum Abend unermüdlich im Dienst, und ebenso unermüdlich war er in der Sorge für seine Untergebenen, von denen er jeden einzelnen nach Namen, Herkunft und Eigenart kannte. Oft genug hat er später ehemalige Untergebene beim Begegnen angesprochen und sich nach ihrem Ergehen erkundigt. Oft unterstützte er sie aus seinen damals keineswegs reichlichen Mitteln, wenn es not tat, ohne daß sie erfahren durften, von wem es ausging. Mit ihnen feierte er Weihnachten, und „diese Weihnachtsbescherungen unter den brennenden Weihnachtsbäumen in der Kaserne" — so schreibt einer der Soldaten von damals — „sind eine Erinnerung für alle, die daran teilnahmen, von der sie noch ihren Kindern und Enkeln erzählen werden, und wie ihr junger Hauptmann soldatische Strammheit mit freundlichem Wohlwollen zu verbinden wußte".

In jenen Tagen betätigte er selbst die Grundsätze, die er dann später als Kaiser für die Behandlung unserer Soldaten niederlegte: „In meiner Armee soll jedem Soldaten eine gesetzliche, gerechte und würdige Behandlung zuteil werden, weil eine solche die wesentliche Grundlage bildet, um in dem Soldaten Dienstfreudigkeit und Hingebung an den Beruf, Liebe und Vertrauen zu den Vorgesetzten zu wecken und zu fördern."

Bei der Ausbildung war es vor allem der Schießdienst, dem er seine größte Sorgfalt widmete, und wir wissen, wie er die Liebe hierfür auch durch Auszeichnungen, die jeder, dem sie zuteil geworden, mit Stolz trägt, zu heben gewußt hat. Wie großen Wert er auf die Schießfertigkeit legte, hat er noch im vergangenen Herbst bewiesen, als er den Schweizer Manövern beiwohnte und hier, unerkannt von den Soldaten, in die Schützengräben stieg und nach dem Gebrauch des Gewehrs forschte.

Da er als künftiger Kriegsherr alle Waffen gleichmäßig beherrschen lernen mußte, so ging's von der Infanterie zur Kavallerie, und als Major zog er am 16. September 1881 zu den Garde-Husaren. Hier war es sein erstes Bestreben, jenen Reitergeist zu pflegen, in dem einst Seydlitz seine Scharen bei Roßbach und Zorndorf führte, und von dem auch die Felder von Vionville-Mars-la-Tour zu erzählen wissen. Selbst als Kaiser setzte er sich noch bei den großen Herbstübungen gern selbst an die Spitze einer Kavalleriedivision, und fremde Heere haben uns um dies stolze Beispiel der Pflege deutschen Reitergeistes beneidet, mit dem wir auch in Zukunft die Früchte eines durch Infanterie und Artillerie erstrittenen Sieges ernten werden.

Auch die Tätigkeit der deutschen Hauptwaffe, der Artillerie, lernte Prinz Wilhelm 1883 in besonderer Stellung im 1. Garde-Feldartillerie-Regiment kennen, um dann wieder als Bataillons-Kommandeur das 1. Bataillon des 1. Garde-Regiments auszubilden. Hier war es vor allem der Felddienst, dem er sich mit größter Hingabe widmete.

Dann aber kam seine schönste Soldatenzeit an der Spitze der Garde-Husaren, deren Kommandeur er als Oberst am 16. September 1885 wurde, indem er, wie alle preußischen Prinzen seit den Tagen Friedrichs des



Großen, den Oberstleutnantsrang übersprang. Aus ihnen wurden dann auch zum dauernden Andenken an diese schöne Zeit die Leib-Garde-Husaren.

Es kamen die schweren Tage für Deutschland, da der Erbe des deutschen Kaiserthrons, unser unvergeßlicher Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Sieger von 1866 und 1870, unheilbarem Siechtum verfiel, und unvergeßlich ist allen Leib-Garde-Husaren der Weihnachtsabend 1887 geblieben, da Prinz Wilhelm unter dem brennenden Weihnachtsbaum in ernsten Worten auf die Schwere dieser Tage hinwies und seine Husaren zu treuer Pflichterfüllung für alle Zeit ermahnte. Es sollte zugleich der Abschied von seinem lieben Regiment werden, denn an seinem Geburtstage 1888 wurde er als Generalmajor an die Spitze der 2. Garde-Infanterie-Brigade gestellt. Sie besteht bekanntlich aus dem 2. Garde-, dem Garde-Füsilier- und dem 4. Garde-Regiment. Von ihnen sind ja die Gardefüsiliere insbesondere den Berliner als „Maikäfer" wohlbekannt.

In dieser Stellung nahm Prinz Wilhelm alle Besichtigungen von den Rekruten bis zum Regiment hinauf selbst ab und hielt dann, nach dem Heimgang unseres großen Kaisers Kronprinz geworden, in den Maitagen 1888 mit seiner Brigade die Übungen ab. Bei einer dieser Übungen war es, am 29. Mai, daß er seinem sterbenskranken Vater, der im Charlottenburger Schloß weilte, seine Brigade vorführen durfte. So wurde diese „Kaiserbrigade" die einzige deutsche Truppe, die an unserem Kaiser Friedrich während seiner Regierungzeit vorüberziehen durfte. In einem Wagen sitzend, mit dem Helm bedeckt und dem Großkreuz des Eisernen Kreuzes geschmückt, nahm er dort im Charlottenburger Schloßpark den Vorbeimarsch ab. Für jeden Offizier hatte er einen gnädigen Gruß, jedem Regimentskommandeur drückte er nach dem Vorbeimarsch die Hand. Sein Urteil konnte er nur noch auf ein Blatt Papier schreiben: „Zufrieden und eine große Freude empfunden. F. R." Welch tiefe Tragik in diesem Vorbeimarsch der Gardetruppen, die er einst in blühender Mannesschönheit auf den Höhen von Chlum zum Sieg geführt hatte.

Zum Andenken dieses Tages, an den heute eine von Getreuen errichtete Urne im Charlottenburger Park erinnert, tritt der Kaiser alljährlich am 29. Mai an die Spitze seiner Kaiserbrigade, und am 29. Mai 1895 verlieh er den Fahnen ihrer Regimenter „als besonderes Zeichen dankbarer Anerkennung" das Kreuz der Großkomture des Hausordens von Hohenzollern.

Wieder war es an einem 29. Mai, im Jahre 1900, daß er, der bis dahin nur die Generalmajorabzeichen getragen hatte, von den Feldmarschällen des Heeres gebeten, die Abzeichen eines Feldmarschalls anlegte. In diesem Jahr der Jubiläumsfeier aber hat er draußen auf dem althistorischen Döberitzer Übungsplatz, wo einst Friedrich der Große vor dem Siebenjährigen Krieg zuerst seine Truppen zu großen Übungen versammelte, zum 25. Male seine Kaiserbrigade geführt.

Aus dem Brigadekommandeur wurde am 15. Juni 1888 der oberste Kriegsherr des deutschen Heeres. Wie er in diesen 25 Jahren unser deutsches Heer innerlich und äußerlich zu dem gewaltigen Werkzeug gestaltet hat, mit dem wir allen Stürmen von West und Ost trotzen können, das zu schildern würde den Raum dieser Zeilen weit übersteigen. Daher mögen nur wenige Zahlen ein Bild seiner äußeren Entwicklung geben.

Als unser Kaiser seine Regierung antrat, zählte das deutsche Heer 18 Armeekorps, heute umfaßt es deren 25. Von 440,000 Unteroffizieren und Mannschaften ist es bis heute auf 629,000 gestiegen und wird nach dem neuen Heeresgesetz binnen zwei Jahren auf 760,000 anwachsen. Aus 534 Bataillonen, 465 Eskadrons, 364 Batterien, 31 Fußartilleriebataillonen, 19 Pionier-, 18 Trainbataillonen, einem Eisenbahnregiment und einer Luftschifferabteilung sind 647 Bataillone, 510 Eskadrons, 625 Batterien, 47 Fußartilleriebataillone, 32 Pionier- und 25 Trainbataillone sowie 18 Verkehrsbataillone geworden, die nach dem neuen Gesetz auf 669 Bataillone, 535 Eskadrons, 625 Batterien, 55 Fußartilleriebataillone, 44 Pionier-, 26 Train- und 31 Verkehrsbataillone steigen werden. Dazu sind als neue Waffe 12 Maschinengewehrabteilungen und 109 Maschinengewehrkompagnien gekommen, von denen letztere demnächst auf 236 steigen werden. Auch 18 Radfahrkompagnien sollen jetzt erstehen.

Aber nicht diese Zahlen sind es, die uns dereinst, wenn es zu einem Krieg kommen sollte, allein den Sieg verbürgen. Es ist der innere Geist, der das Heer vom höchsten Führer bis zum letzten Mann durchdringt, und der Geist der Offensive, der uns in großen Tagen von Leipzig bis Belle-Alliance und von Wörth bis nach Sedan geführt hat und das köstlichste Erbteil unseres Heeres geblieben ist und so auch von unserem Kaiser weiter gepflegt wurde.

In Frieden hat der Landmann in diesen 25 Jahren seinen Pflug führen dürfen, in Frieden sind Hunderte von neuen Industriewerken entstanden, in Frieden haben unsere Schiffe in ferne Erdteile unsere Erzeugnisse getragen. Wahr blieb das Wort, das unser Kaiser einst sprach: „Sicher ist der Friede, der hinter dem Schild und unter dem Schwert des deutschen Michels steht!"

Ja, sicher ist der Schild und scharf ist das Schwert, und stark ist die Hand, die es führt. Nicht ohne Not wird sie es ziehen. Muß sie es aber, dann wissen wir, daß sie es führen wird in dem Geist von 1813 und 1870!

Der Kaiser und die Marine.

Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter.

Auch die Flotte rüstet sich heute zum Jubeltag ihres allerhöchsten Kriegsherrn. Richtiger müßte es heißen, sie rüstet in allererster Linie dazu, sie steht unzweifelhaft mit Recht voran, denn als Wilhelm II. vor 25 Jahren den Thron bestieg, gab es keine Flotte im heutigen Sinn, allenfalls eine Küstenverteidigung und Schulschiffe. Wie Wilhelm I. Reorganisator der Armee war, so steht das Bild seines Enkels heute schon als Schöpfer der Flotte unverrückbar fest. Sie ist nicht die Schöpfung seiner Regierungzeit, sondern seiner selbst. Begründet liegt das zum großen Teil in der persönlichen Richtung, die er, ganz abgesehen von seiner Neigung, mit den Flottendingen gewann, anfangend mit der Begleitung seines Bruders, des Prinzen Heinrich, zu seiner Einstellung im Jahr 1877 nach Kiel und seinem Empfang bei der Rückkehr von der großen Auslandsreise 1880 mit seinen Eltern. 1881 schloß sich daran der Empfang des englischen Panzergeschwaders durch ihn in Kiel im Auftrag des Kaisers, seine Teilnahme an der Einweihung der Seewarte und an den Manövern des Übungsgeschwaders, die sich 1884 wiederholten, die Taufe der Korvette „Alexandrine" durch ihn, die Teilnahme an der Grundsteinlegung des Nord-Ostsee-Kanals 1887, als der große Kaiser zum letztenmal die Anfänge unserer Flotte



sah und seinen Enkel, indem er ihn à la suite stellte, auch durch ein dienstliches Band mit ihr verknüpfte. Wie dessen Gedanken auch damals schon bei der Flotte waren, davon hat er später selbst Zeugnis abgelegt, als er 1894 seinen Sohn Adalbert in die Flotte einreihte und dazu sagte: „Wie sein Name es besagt, ist er von vornherein für das tapfere Seemannsleben bestimmt gewesen.“

Was die Flotte war bei seinem Regierungsantritt, hat der Kaiser selbst in den von ihm aufgestellten Flottentabellen klar aufgezeichnet. Es war eine bunte Musterkarte von alten Segel- und Schulschiffen, die damals im Ausland schwamm, und was im Inland an sogenannten Panzerschiffen war, war nicht nur ähnlich, sondern es hatte auch kaum Kampfwert, denn ständige und somit eingefahrene leistungsfähige Verbände kannte man nicht. Im Winter war allenfalls ein Schiff als Stammschiff für vier andere in Dienst, derart, wie unsere jetzigen Formationen der Reserveschlachtflotte gedacht sind, das war das Beste, was da war; die andern schliefen den Winterschlaf, und von viel Dienst im Winter war nicht die Rede. Im Sommer für kurze Zeit lebte der Organismus in vier Panzerschiffen auf, mühte sich redlich in der kurzen Zeit, für die die Mittel reichten, das Erdenkliche zu erreichen, um, wenn man soweit war, außer Dienst zu stellen und die Besatzungen in alle Weltteile auseinandergehen zu lassen. Der Marineetat vom Jahr 1889, der erste, der nach des Kaisers Regierungsantritt vorgelegt wurde, drückte sich darüber drastisch aus: „Ein den Anforderungen der Neuzeit vollkommen entsprechendes Schlachtschiff besitzt die deutsche Flotte nicht. Seit dem Jahr 1884 hat der Bau solcher Schiffe bei uns geruht, und für die teils nicht mehr vorhandenen, teils unbrauchbar gewordenen Schiffe ... ist ein Ersatz bis jetzt noch nicht in Angriff genommen ... Mit jedem Jahr, das wir länger zögern, das Notwendige zu schaffen, sinkt das jetzt schon minderwertige Material an Schiffen, namentlich an Schlachtschiffen, im Wert, und mit jedem Jahr wird es schwerer werden, den Marinen zweiten Ranges wieder gleichzukommen.“ Dieser erste Etat atmete den neuen Geist und hat den Weg grundsätzlich schon vorgezeichnet, auf dem wir heute noch gehen in zwei Richtungen: Los von der Küstenverteidigung und los von den Indiensthaltungen für kurze Zeit. Keiner dieser beiden Gedanken hatte damals leichten Weg. Wir hatten Ausfallkorvetten gebaut und eben erst begonnen, zur engsten Küstenverteidigung Küstenpanzerschiffe bereitzustellen. Es wurden mit Erfolg die ersten Schlachtschiffe der Brandenburg-Klasse gefordert, und wenn auch zunächst das Übungsgeschwader sich noch mit fünfmonatiger Indienststellung begnügen mußte, war doch grundsätzlich die Notwendigkeit ständiger Indiensthaltung schon ausgesprochen.

Der Gedanke, daß heute unsere Flotte nur Existenzberechtigung hat, wenn sie nicht nur die Küste schützt, sondern den Feind von ihr und unsern Handelstraßen fernhält, unserm Handel freie Bahn schafft, und daß das nur eine Kampfflotte kann, so stark, daß der Kampf mit ihr auch dem Stärksten Gefahr bedeutet, und daß das nur eine ständig geschulte und bemannte Flotte kann, hat sich heute in den Flottengesetzen längst siegreich Bahn gebrochen, deren jedes nur ein logischer Ausbau des vorhergegangenen war. Damals drei Sommermonate eine Division von vier alten Panzerschiffen, heute bald drei Linienschiffs- und ein Kreuzergeschwader Sommer und Winter an der Arbeit, deren höchste Bereitschaft das letzte Flottengesetz sichern soll, ganz zu schweigen von den 144 Torpedobooten, deren es damals ganz wenige gab, und von den Unterseebooten, deren erste Versuche damals als Phantastereien abgetan waren. Wie die Person des Kaisers mit diesen Dingen unmittelbar zusammenhing, das drückt sich, abgesehen von den bekannten eindringlichen Hinweisen bei öffentlichen Anlässen, äußerlich in den Vorgängen bei der Flotte aus.

Im ersten Jahr der Regierung zog zum erstenmal ein Deutscher Kaiser an der Spitze einer deutschen Flotte aus an die nordischen Höfe, ein Seeoffizier trat an die Spitze der Admiralität, ein weiterer wurde Flügeladjutant und bald Chef eines eigenen Marinekabinetts, jährlich lebt der Kaiser Wochen inmitten seiner Flotte, nie läßt er es sich nehmen, in Kiel und Wilhelmshaven das Band zwischen sich und der jungen Mannschaft direkt zu knüpfen in jedem Jahr, wenn er nach dem Treueid zu ihnen spricht von ihrem hohen Beruf und ihren Pflichten. Im Jahr 1899 wurde das letzte Zwischenglied beseitigt, das in gewisser Weise sich anders als bei der Armee zwischen Kriegsherrn und Offizierkorps schob, durch die Kabinettsorder, in der es hieß: „Nachdem ich mich entschlossen habe, den Oberbefehl über meine Marine, ebenso wie über meine Armee selbst zu führen, erachte ich es nicht für zweckmäßig, wenn zwischen mir und den einzelnen Befehlshabern eine zentrale Kommandobehörde steht, die lediglich meine Befehle zu übermitteln haben würde.“ Und so sprach später 1904 der Kaiser selbst es aus: „Es ist das erreicht in bezug auf das Verhältnis der Offiziere meiner Marine zu mir, was ich mir zum Ziel gesetzt hatte, als ich zur Regierung kam. Ich fand eine Marine vor, deren vortreffliches Material in bezug auf das Offizierkorps nicht das volle Gefühl hatte der absoluten Zugehörigkeit zu der Person des Allerhöchsten Kriegsherrn. Es konnte auch nicht anders sein bei der historischen und bei der militärisch politischen Entwicklung unserer Wehrmacht, die es also mit sich gebracht, und es ist mir, wie ich es heute übersehe, in jeder Beziehung geglückt. Das Offizierkorps der Marine ist mein Offizierkorps, und die Herren sind meine Offiziere und meine Kameraden geworden.“

Und dieses enge Band schlingt sich weiter um die ganze Marine, jeder Mann kennt eben den Kaiser, und darum wird die Marine ganz sicher nicht vergessen, daß sie den Dank mit ihrem Herzensblut noch zu bringen hat; das war ihr bisher noch nicht vergönnt, sie wird sicher des Kaisers Zuversicht nicht zuschanden machen, die er schon vor 25 Jahren aussprach, daß sie fest und sicher mit ihm zusammenstehen werde in guten und bösen Tagen, eingedenk des Ruhmes des deutschen Vaterlandes, bereit, das Herzblut für die Ehre der deutschen Flagge zu geben.

Der Kaiser und die Luftfahrt.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

Schon zu Zeiten, als die Luftfahrer in bezug auf Waghalsigkeit mit Akrobaten und Seiltänzern in einem Atem genannt wurden, als die Beschäftigung mit der Luftfahrt beispielsweise in einem Berliner wissenschaftlichen Verein von einem bedeutenden Gelehrten „als eine unglückliche Verirrung“ bezeichnet wurde, hat Kaiser Wilhelm weit vorausschauenden Blickes die aeronautischen Bestrebungen tatkräftigst gefördert, ja einzig und allein dem Eingreifen des Monarchen ist es zu danken gewesen, daß die wissenschaftliche Luftschiffahrt die Entwicklung genommen hat, die sie heute befähigt, der Praxis



großen Nutzen zu leisten. Bei Ballonfahrten begann man Ende der achtziger Jahre die höheren Schichten der Atmosphäre systematisch zu erforschen, wozu erhebliche Mittel erforderlich waren, die begreiflicherweise nicht aufzutreiben waren. Geheimrat Aßmann, jetzt Direktor des Aerologischen Instituts zu Lindenberg bei Berlin, machte eine Eingabe an den Kaiser, in der gebeten wurde, 50 000 Mark für 50 Ballonfahrten zu bewilligen. Mit größtem Interesse studierte Seine Majestät die Denkschrift, und obwohl das Finanzministerium vorschlug, die erbetene Summe um die Hälfte herabzusetzen, bewilligte der Kaiser das Erbetene, indem er vor den Worten „einen Zuschuß von 25 000 Mark“ eigenhändig die Worte einfügte „für dieses und das folgende Jahr je“. Als auch diese Summe nicht reichte, gab er bereitwillig noch einmal 32 000 und später 20 400 Mark. Die Ergebnisse dieser Forschungen haben hauptsächlich den Anstoß gegeben, daß die internationale Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt unter dem Präsidium von Geheimrat Hergesell ins Leben gerufen wurde, deren Mitglieder jetzt über den ganzen Erdball Untersuchungen der hohen Atmosphäre anstellen und damit die Kenntnisse über die Vorgänge in der Luft immer mehr erweitern.

Der Kaiser hat in der Folge den Forschungen großes Interesse bewahrt, mehrfach wohnte er dem Hochlassen der Ballone bei, und am 16. Oktober 1905 wurde von ihm die Einweihung der neuen Lindenberger Luftwarte in Gegenwart des Fürsten von Monaco, zahlreicher Meteorologen des In- und Auslandes und von Luftschifferoffizieren vollzogen. Dankbar haben die Ausländer das Verdienst des Kaisers um diese Wissenschaft anerkannt.

Auch der Luftsport hat dem Monarchen viel zu danken. Gleich für die erste in Deutschland stattfindende Ballonwettfahrt, die in Berlin anläßlich des 25jährigen Bestehens des Vereins für Luftfahrt im Oktober 1906 organisiert wurde, stiftete der Kaiser einen wertvollen Ehrenpreis, den der bekannte Luftfahrer Dr. Bröckelmann heimbrachte. Auf Anregung der Franzosen und unter lebhafter Zustimmung der anderen Ausländer sowie der Deutschen wurden gelegentlich des in Berlin tagenden internationalen Luftfahrerverbandes auch die Verdienste um den Luftsport durch ein Huldigungstelegramm anerkannt.

Der Bau von Lenkballonen ist in Deutschland der ureigensten Initiative des Kaisers zu danken; er gab die Anregung zur Gründung der Motorluftschiff-Studiengesellschaft, die die Parseval-Luftschiffe unter der Leitung des Hauptmanns von Kehler ausgebaut hat.

Vom Jahr 1908 ab hatte auch Graf Zeppelin in seinem Kaiserlichen Herrn einen warmen Freund und Förderer gefunden. Wenn dies nicht schon früher der Fall gewesen ist, so ist das zu verstehen, denn selbst die meisten Fachleute fällten doch über das Starrluftschiff das vernichtendste Urteil, das es nur geben konnte! Wer Einblick in den einen oder anderen Bericht der Berufenen über Zeppelins Erfindung hat tun können, muß die Zurückhaltung des Kaisers verstehen. Sehr herzlich war dann aber die Anerkennung, die Graf Zeppelin erfuhr, als am 10. November 1908 der Kaiser mit dem Fürsten Fürstenberg zum Besuch des Luftschiffs in Manzell bei Friedrichshafen erschienen war. Den höchsten Preußischen Orden, den Schwarzen Adlerorden, heftete er dem alten Grafen später persönlich an die Brust. Wenig bekannt ist es, daß der Kaiser später oft ein Machtwort für das Starrluftschiff Zeppelins hat einlegen müssen.

Auch die neuste Errungenschaft menschlichen Geistes, der Flug in Luftfahrzeugen „schwerer als die Luft“, ist von unserem Herrscher nicht unbeachtet geblieben. Mehrere Ehrenpreise sind für flugsportliche Veranstaltungen von ihm gegeben worden, eine Stiftung für verunglückte Militärflieger trägt den Namen Kaiser Wilhelms, und wiederholt erhielten Fliegeroffiziere, die vor ihrem allerhöchsten Kriegsherrn fliegen durften, Ordensauszeichnungen. Auch die Zivilpiloten wurden nicht vergessen; es sei nur daran erinnert, daß beispielsweise Helmuth Hirth mit seinem Beobachter Schoeller nach Kiel zur Tafel auf der „Hohenzollern“ befohlen wurde, wo beide unter huldvollen Worten den Kronenorden erhielten. Erst jetzt wieder hat der Kaiser zum Prinz-Heinrich-Flug ein wertvolles Schild als Ehrenpreis gestiftet.

Es dringt wenig in die Öffentlichkeit, daß der Kaiser alles, was über Luftfahrt in den Zeitungen steht, genau verfolgt. Häufig sind und werden noch an die Ausschnitte eigenhändige Bemerkungen geschrieben, die eingehende Berichte und Auskünfte über gewisse Punkte verlangen. Kurz, wir Luftfahrer haben alle Ursache, am Regierungsjubiläumstag dankbar zu unserem Kaiser aufzuschauen, der unseren Bestrebungen allzeit wärmstes und tatkräftigstes Interesse entgegengebracht hat und noch entgegenbringt.

***

Der Kaiser und die Dynastien.

Von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz. — Hierzu die Abb. auf S. 996 u. 997.

Die sämtlichen regierenden Häuser Europas, d. h. die christlichen unter ihnen, bilden eigentlich eine große „Fürstenfamilie“. Das mohammedanische Haus der türkischen Sultane nimmt naturgemäß eine Sonderstellung ein. Abgesehen von den griechisch-katholischen, „neusouveränen“ (wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf) Häusern Petrowitsch Njegosch (Montenegro) und Karageorgewitsch (Serbien) sind sie sogar alle untereinander mehr oder weniger durch gemeinsame „Abstammungen“ blutsverwandt und, da die beiden vorgenannten griechisch-katholischen Königshäuser sich ihrerseits neuerdings mit alten Dynastien verschwägert haben, tatsächlich sämtlich untereinander auch mehr oder weniger nahe verschwägert. Bei den älteren Dynastien sind diese Bande der Blutsverwandtschaft und der wechselseitigen Verschwägerung sogar ganz besonders eng, und es ist deshalb nur natürlich, daß auch das derzeitige Oberhaupt der Hohenzollerndynastie: Kaiser Wilhelm II., mit allen anderen älteren Dynastien Europas durch irgendwelche Bande der Blutsgemeinschaft verbunden ist. Wie diese wechselseitigen Bande der Blutsverwandtschaft zustande kommen, durch welche Personen sie vermittelt werden, das dürfte allerdings im allgemeinen weniger bekannt sein.

Auffallend ist diese allgemeine Blutsverwandtschaft immerhin, da die Verschiedenheit der christlichen Bekenntnisse die Dynastien seit der Reformation in zwei große Gruppen geschieden hat, die im wesentlichen unter sich heiraten, die römisch-katholische und die evangelische, während die griechisch-katholischen Dynastien in dieser Hinsicht



noch keine „Sondergruppe“ bilden, die Gemahlinnen vielmehr oft auch bald aus der einen, bald aus der anderen der vorbezeichneten beiden Gruppen wählen.

In diesem Zusammenhang ist vor allem jenes Schwesternpaares zu gedenken, von dem einerseits fast die ganze katholische, anderseits fast die ganze evangelische Gruppe in der Gegenwart abstammt. Es sind dies die zwei Braunschweigerinnen aus der Linie zu Blankenburg: Elisabeth Christine, Gemahlin Kaiser Karls VI. und Mutter der Kaiserin Maria Theresia und dadurch die gemeinsame Ahnfrau des ganzen Hauses Habsburg-Lothringen und aller derjenigen Personen, die, auch in weiblicher Linie, von ihm abstammen, und Antoinette Amalie. Letztere heiratete 1712 den Herzog Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel. Zwei ihrer Töchter sind wiederum wichtige „Ahnfrauen“ geworden: Luise Amalie von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel als Gemahlin des Prinzen August Wilhelm von Preußen, des Bruders Friedrichs des Großen, die Ahnfrau des gesamten Brandenburgisch-Preußischen Königshauses der späteren Zeit, und Sophie Antonie, als Gemahlin des Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen-Koburg-Saalfeld, die des gesamten weitverzweigten Hauses Sachsen-Koburg-Gotha (Belgien, Bulgarien, Großbritannien, Portugal). Elisabeth Christine und Antoinette Amalie von Braunschweig-Blankenburg waren beide Töchter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Blankenburg, gestorben 1735, und seiner Gemahlin Christine Luise von Öttingen, so daß dieses Ehepaar auf den Ahnentafeln fast aller regierenden Häupter Europas vorkommt.

Ein anderes Schwesternpaar, das genealogisch eine ganz ähnliche Rolle spielt, ist ein Halbschwesternpaar. Gewöhnlich spricht man von ihm als den beiden „Gräfinnen von Pfirdt“, der „Erbgräfin Johanna“ und der „Gräfin Margarete“, und ich habe dies, der Kürze halber, auch schon gelegentlich getan. Der genaue Tatbestand ist der, daß es sich zunächst um die „Erbgräfin Johanna von Pfirdt“ handelt, gestorben 1351, Gemahlin des Herzogs Albrechts II. von Österreich, dann um ihre Halbschwester: „Margarete von Baden“, Gemahlin des Markgrafen Friedrich III. von Baden, geborene Markgräfin von Baden. Beide Halbschwestern hatten zur gemeinsamen Mutter eine geborene Gräfin Johanna von Burgund-Mömpelgard, die also gleichfalls auf den Ahnentafeln fast aller regierenden Häupter Europas vorkommt.

Zu den „gemeinsamen Ahnfrauen“ sind dann noch ferner die folgenden Fürstinnen zu rechnen: die berühmte Tochter des „Winterkönigs“ von Böhmen (Friedrich V. von der Pfalz; gestorben 1632), Sophie von der Pfalz, die 1701 zur Erbin von Großbritannien erklärt wurde, damals schon Witwe des Kurfürsten Ernst August I. von Hannover (gestorben 1698), und ihre Mutter Elisabeth, Tochter Jakobs I. von England. Diese beiden Fürstinnen kommen ebenfalls auf den Ahnentafeln sehr vieler regierender Häupter Europas vor. Man sieht leicht ein, daß sie auch auf der Ahnentafel Kaiser Wilhelms II. stehen müssen, und es kann bei dieser Gelegenheit verraten werden, daß Kaiser Wilhelm II. etwas mehr altenglisches Blut in seinen Adern hat als sein Vetter König Georg V. von Großbritannien und Irland selbst! Zweitens: die ebenso berühmte, aber allgemein viel bekanntere „Große Landgräfin“ von Hessen-Darmstadt: „Mulier sexu, ingenio vir“, Karoline Luise, geborene Pfalzgräfin von Zweibrücken-Birkenfeld, Gemahlin des Landgrafen Ludwig IX. Auch dieses Ehepaar findet sich auf den Ahnentafeln außerordentlich vieler regierender Fürsten usw. Europas wieder, und es soll hier noch besonders erwähnt werden, daß beider Tochter Friederike, gestorben 1805, die Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen und dadurch gemeinsame Stammutter aller heutigen Brandenburg-Preußischen Hohenzollern, und daß ihre Enkelin Charlotte, geborene Prinzessin von Preußen, die älteste Schwester Kaiser Wilhelms I., die Gemahlin des Kaisers Nikolaus I. von Rußland und als solche „Alexandra Feodorowna“ genannt, die gemeinsame Stammutter aller heutigen Mitglieder des Hauses Romanow-Holstein-Gottorp geworden ist. Drittens: eine ähnliche Rolle wie das Ahnenpaar Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt und seine vorgenannte Gemahlin, nur in viel größerem Umfang, spielt auf den Ahnentafeln weitaus der meisten Mitglieder der regierenden Häuser Europas der Gegenwart Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha, gestorben 1675, und seine Gemahlin Elisabeth Sophie von Sachsen-Altenburg. Dieses fruchtbare Elternpaar mit seinen achtzehn Kindern, von denen allerdings zehn jung verstarben, ist Ahnenpaar für die Linien der Wettiner: zu Gotha, zu Koburg, zu Meiningen, zu Römhild, zu Eisenberg, zu Hildburghausen, zu Saalfeld; durch eine Tochter: auch des landgräflichen Hauses Hessen zu Darmstadt und beherrscht dadurch geradezu die Ahnentafel der Mitglieder der regierenden Häuser der Gegenwart.

In der nächsten Zukunft wird sich ganz unzweifelhaft die 1901 verstorbene greise Königin Viktoria von Großbritannien und Irland, die mütterliche Großmutter Kaiser Wilhelms II., genealogisch fast noch mehr wie die vorgenannten „großen Stammütter der europäischen Dynastien“ als eine solche bewähren. Stammen doch außer Kaiser Wilhelm II. und seinen hohen Geschwistern, darunter der jetzigen Königin Sophie der Hellenen (von Griechenland), von ihr ab: der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein und seine Geschwister, darunter die jetzige Kaiserin Alexandra Feodorowna (Alix) von Rußland; der König Georg V. von Großbritannien und Irland und seine Geschwister, darunter die Königin Maud von Norwegen; die Kronprinzessin Margarete von Schweden, Gemahlin des Kronprinzen Gustav Adolf von Schweden, Herzogs von Schonen; endlich der Herzog Carl Eduard zu Sachsen-Koburg und Gotha. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Prinzessin Maria von Rumänien, die Gemahlin des rumänischen Thronfolgers Ferdinand, und ihre Geschwister, als Kinder des 1900 verstorbenen Herzogs Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha (von Edinburgh), in ihr ebenfalls die Großmutter verehren.

Ziemlich weit muß man zurückgehen, um für Kaiser Wilhelm II. mit dem König Viktor Emanuel II. von Italien einen Tropfen gemeinsamen Blutes nachzuweisen; recht weit, um das gleiche mit dem Fürsten Johann II. von und zu Liechtenstein; außerordentlich weit, um es mit dem Fürsten Albert von Monaco zu tun, aber Blutsgemeinschaft besteht gleichwohl, sollte es sich auch nur um Tropfen handeln, oder man es gar nötig haben, auf die Zeiten Karls des Großen zurückzugehen, der mit Sicherheit auf den Ahnentafeln aller Mitglieder aller regierenden Häuser Europas der Gegenwart, mit Ausnahme der im Eingang erwähnten, auftritt, auf einer größeren Anzahl dieser Ahnentafeln sogar unglaublich oft. Natürlich nur durch die Vermittlung weiblicher Abstammungen!



Der Kaiser im Familienkreise.

Von R. J. Tercha.

Wenn man die Bilder betrachtet, die unsern Kaiser als Feldmarschall und obersten Kriegsherrn, als Admiral der Streitkräfte zur See oder im wallenden Mantel der Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler darstellen — immer sind es tiefernste, manchmal sogar geradezu finster zu nennende Züge, die dem Beschauer entgegentreten. Mag es Widerschein und Niederschlag von mancher todernsten und tieftraurigen Stunde sein, die durch des Kaisers Seele gegangen ist — aber vor einer Sonne schwinden alle Wolken auch auf der kaiserlichen Stirn: Wenn er das Haupt anlehnt an das Kinderköpfchen des Erben der deutschen Kaiserkrone — da sieht jeder, der ein Herz in der Brust hat: Hier leuchtet tiefstes innigstes Familienglück und der Stolz des Großvaters über seinen erstgeborenen Enkel aus den klaren Augen, die über die Welt schauen und in die Aufgaben der Zeit. Und doch — das klare große Leuchten einer im Kampf des Lebens abgeklärten Persönlichkeit, wie muß es errungen werden in tiefem Entsagen und schweren Proben gerade auf der „steilen Höh, wo Fürsten stehn!" Auf den Bergen sammeln sich die Wetter, aber da leuchtet auch die Sonne am klarsten. Und sieht man nachher zurück, was im Menschenleben die Herzen eines Hauses innigst miteinander verbunden hat, so war es das Leid, das im rechten Sinn getragen und zum Heil für andere nutzbar gemacht wurde.

Noch heute sammelt sich bei besonderen Gelegenheiten die kaiserliche Familie in dem stillen Sterbezimmer Kaiser Friedrichs, das alsdann zur Kapelle umgewandelt wird zum Zweck eines Sonntagsgottesdienstes oder einer Abendmahlsfeier. Es mag wohl kaum eine Versammlung in diesem wehmütiger Erinnerung geweihten Raum vergangen sein, in der nicht die stille Duldergestalt des Leidenskaisers ohnegleichen und der dunkel umrahmte 15. Juni 1888 vor dem Geistesauge der versammelten kaiserlichen Familie auftaucht. Zwei Generationen sind dahingegangen seit jenen Tagen, aber auch zwei neue Generationen sind an der alten Zollerneiche frisch und stark ergrünt. Der grüne Myrtenkranz des 27. Februar 1881, als der Schloßpfarrer D. Koegel das hohe Paar auf dessen eigenen Wunsch mit den Worten aus dem hohen Lied der Liebe einsegnete: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei — aber die Liebe ist die größeste unter ihnen" — hat sich längst verwandelt in die Silbermyrte und das braune ins graue Haar — aber eins blieb ewig jung, erneuerte sich immer wieder von Jahr zu Jahr: das Familienglück auf dem Hohenzollernthron. Gegründet ist es auf die Seele des ganzen Hauses: die mütterliche Kaiserin. Der Kaiser hat es selbst in Schleswig-Holstein ausgesprochen bei dem Festmahl der Landstände: „Das Band, das mich mit dieser Provinz verbindet, das ist der Edelstein, der an meiner Seite glänzt, Ihre Majestät die Kaiserin. Dem hiesigen Land entsprossen, das Sinnbild sämtlicher Tugenden einer germanischen Fürstin, danke ich es ihr, wenn ich imstande bin, die schweren Pflichten meines Berufs mit dem freudigen Geist zu führen und ihnen obzuliegen, wie ich es vermag." Und in Altona sprach es der Kaiser ähnlich aus: „Die Kaiserin hat dem Hohenzollernhaus ein Familienleben beschert, wie vielleicht nur die Königin Luise es vor ihr getan, und sie ist ein Vorbild geworden für die deutsche Mutter, indem sie sechs Söhne zu ernsten tatkräftigen Männern herangezogen hat, die nicht gewillt sind, die bequemen Seiten ihrer Titel und Stellungen auszunützen und wie so viele junge Leute der Jetztzeit dem Genuß zu leben, sondern in harter strenger Diensterfüllung ihre Kräfte dem Vaterlande zu weihen, und wenn es ernst werden sollte, freudig bereit zu sein, ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer zu bringen." Ist es ein Wunder, wenn solche Worte Taten und Tatsachen sind, daß Schleswig-Holsteins altes Losungswort: „Up ewig ungedeelt" so recht eigentlich das Segenswort und die Segenskraft wird, die Eltern und Kinder innerlich auf einem Felsgrund gemeinsamer Grundsätze und Anschauungen verbindet, auch wenn nun längst die Kinderhäuser eins nach dem andern sich getrennt vom Vaterhaus angebaut haben und zuletzt auch der Sonnenschein des Kaiserhauses, unsere junge Prinzessin, dem Mann ihrer jungen Liebe mit einem starken festen „Ja" gefolgt ist. Es war bei der letzten Trauung in der Schloßkapelle, Oberhofprediger D. Dryander hatte soeben nach alter Sitte dem jungen Paar die Bibel überreicht, die der junge Bräutigam entgegennahm, und da er zum Empfang des Segens seiner jungen Gemahlin wieder die Hand reichen wollte, entstand einen Augenblick die Frage, wer ihm die Bibel abnehmen würde. Da sprang Jung-Wilhelm, der älteste Sohn unseres Kronprinzenpaares, der aufmerksam der ganzen heiligen Handlung gefolgt war, hinzu und hielt mit seinen beiden Fäustchen stolz und fest das ehrwürdige Buch. Es war wohl nicht nur die ritterliche Aufmerksamkeit des lieben prinzlichen Knaben, die alle Umstehenden in dem Augenblick entzückte — es ging wohl auch ein Herzenswunsch durch die Herzen derer, die es sahen: Möchte das Kind, das nach Menschendenken einst berufen ist, die deutsche Kaiserkrone und die Last ihrer Verantwortung zu tragen, allzeit im Leben so zuspringen, den richtigen Augenblick erkennend, wo Hilfe not tut — und dann zur Hilfe in treuer fester Hand das einzige halten, was allein alle Wunden heilen und alle Tränen trocknen kann. Dann ist der Segen der Väter groß über dem Enkelsohn. Wenn man ein Bild des Kaisers als Vater der Seinen zeichnen will — tiefer, menschlicher, väterlicher und liebevoller hat wohl nie ein Vater von der geliebten Tochter Abschied genommen als in den Worten an der Hochzeitstafel. Da schwieg alle höfische Form mitten in der Pracht höfischen Glanzes, da sprach nur eins: der Dank für den Sonnenschein der vergangenen Tage und Jahre und dabei die feste Zuversicht, auch für die Zukunft in einem Leben, das nicht auf Sonnenschein warten, sondern ihn bringen soll in Liebe und Hilfe für andere.

So wird es stiller um das Kaiserpaar wie um jedes bürgerliche Elternpaar in den späteren Jahren. Aber ein Tag findet das ganze Familienglück, wenn es irgend möglich ist, vereint im Neuen Palais, das Familienfest über alle anderen: der Weihnachtsabend. Wenn der Kaiser von der Mannschaftsbescherung im Ersten Garde-Regiment zu Fuß, meistenteils den Weg zu Fuß zurücklegend und dabei manchen Gartenarbeiter oder Angestellten beschenkend, heimgekehrt ist, dann ist nach der Bescherung für die Dienerschaft der große Augenblick der Familienbescherung gekommen. Wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht strahlt der Muschelsaal in dem Widerschein der mächtigen Tannenbäume — aber es ist eben keine „kalte Pracht", sondern mitten darin stehen Weihnachtslied und Weihnachtsevangelium, wohl von Kindermund aufgesagt und im schlichten Chor gesungen — das gibt auch dieser Welt des Glücks auf dem Thron erst den hellen Schein. Das ist der gleiche Jubel wie in jedem schlichten Bürgerhaus, das gleiche traute Bild kerndeutscher, tiefchristlicher Weihnachtsfreude, wie man es jedem Haus im Volk wünschen möchte. Wochenlang vorher sind Vorbereitungen getroffen, damit jeder, der nur irgendwie in den Diensten des Kaiserhauses steht, mit einer besonderen Gabe erfreut wird. Hat der Kaiser ein Buch gelesen, das ihn gefesselt hat, er denkt an irgendeinen, den dies Buch auch interessieren möchte, und mit angestrichenen Stellen und Randbemerkungen versehen, geht es dem Beglückten zu, damit es in ausführlichen Gesprächen bei nächster Gelegenheit besprochen wird. Damit tritt des Kaisers Bild aus dem engeren Familienrahmen, wie er sich wohl hauptsächlich zur Weihnachtzeit und in Wilhelmshöhe zeigt, heraus in den häuslichen Kreis des weiteren Verkehrs. Da ist im kleineren Kreis, der sich in schönen Frühlingstagen auf Belvedere oder auf der Pfaueninsel versammelt, des angeregten Erzählens kein Ende, wobei natürlich der Kaiser selbst meist in ungezwungenster, mit feinem Humor gewürzter Erzählung das Wort führt; in zwanglosen Gruppen folgt etwa ein Spaziergang, und beschlossen wird der Abend oft mit etwas Hausmusik oder dem Vorlesen eines guten Buches, das den Kaiser besonders gefesselt hat. Die Kaiserin liebt besonders die Beethovenschen Sonaten, der Kaiser bevorzugt bekanntlich die Wagnersche Muse und läßt sich von einem hervorragend musikalischen Herrn der Umgebung gern Stücke aus den Wagnerschen Werken auf dem Flügel vortragen. — Wenn man bedenkt, mit welcher Zahl von geistig hervorragenden Persönlichkeiten der Kaiser täglich zu verkehren hat, so steht man staunend vor dieser geborenen Herrschernatur, von deren Vielseitigkeit und Schlagfertigkeit im Gespräch man immer wieder nur im Ton tiefster Bewunderung reden hört. Und die beste Erklärung dafür können wir nicht bloß in dem wunderbar scharf und schnell fassenden Geist suchen, sondern in der Tatsache, daß in dieser Persönlichkeit wirklich das große Männerproblem der Lösung angenähert worden ist: „Wie bringen wir den Kopf ins Herz?" Nicht so, daß wir den Kopf und seinen Gesichtskreis verengern, sondern daß wir das Herz so weit machen, in liebewarmer Gesinnung zu allen Menschen, wie das der bekannte Spruch im Arbeitszimmer des Kaisers andeutet, daß auch ein weitschauender geistvoller Charakterkopf noch immer weit von dem weiten Herzen überragt und — überwunden wird. Von dieser



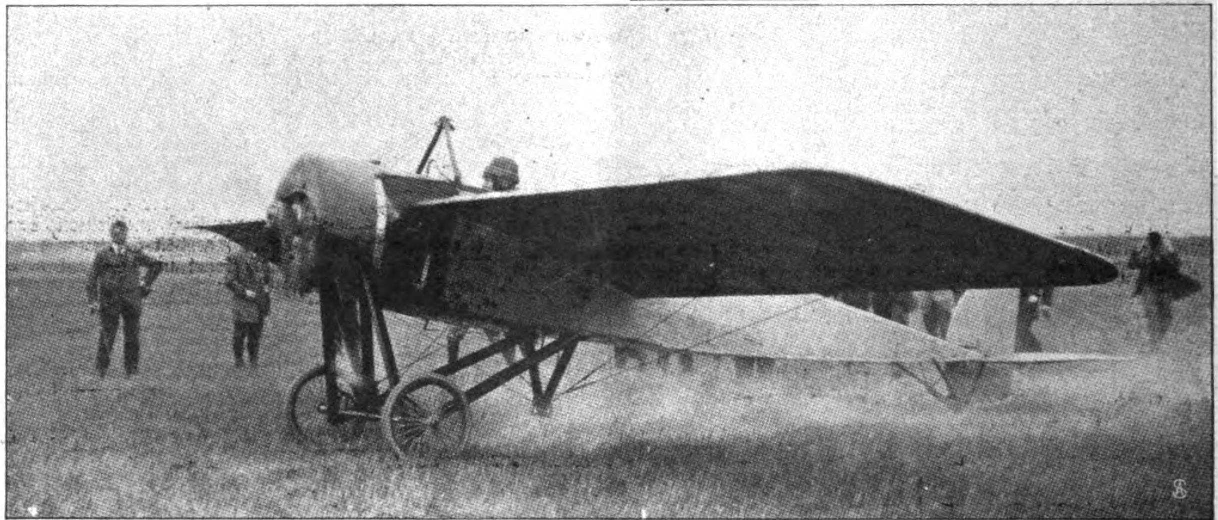
Erfahrung muß jeder Einsichtige tiefe Eindrücke mit heimnehmen, wenn er das Glück für sein Leben einmal haben dürfte, den Kaiser zu sehen unter den Seinen und im häuslichen Verkehr. Deutlicher und weiter lesbar als bei anderen Häusern leuchten die alten Weisheitsprüche vom First des Kaiserhauses ins Land: Mein Haus meine Burg! Im Heim die Welt!

Unsere Bilder



Dem Regierungsjubiläum unseres Kaisers ist ein großer Teil der vorliegenden Nummer gewidmet. Wir schildern in verschiedenen Artikeln die Beziehungen des Monarchen zum Heer, zur Marine und zur Luftfahrt.

In den letzten Tagen wohnte der Kaiser der Weihe des deutschen Stadions auf der Grunewaldrennbahn (Abb. S. 998 a) bei. Die Feier gestaltete sich zu einer gewaltigen vaterländischen Kundgebung. Das Kaiserpaar, die kaiserlichen Prinzen und die höchsten Würdenträger des Reiches und des Staates folgten mit hohem Interesse dem Huldigungzug von 30 000 Sportleuten. — Vom Stadion begab sich der Kaiser zur Grünauer Jubiläumsregatta (Abb. S. 998 b), die bei herrlichstem Sommerwetter ein Schauspiel bot, wie es glänzender auf deutschen Binnengewässern wohl niemals zu beobachten war. Der Mainzer Mannschaft wurde die Siegespalme im Kaiser-Vierer zuteil. — Aus Anlaß der 200jährigen Zugehörigkeit des Herzogtums Geldern zu Preußen wurde in Gegenwart des Kaisers (Abb. S. 998 b) in der alten Herzogstadt Geldern ein Standbild Kaiser Wilhelms I. enthüllt. Das Denkmal ist von Professor Schaper-Berlin geschaffen, der vom Kaiser mit dem Roten Adlerorden I. Klasse ausgezeichnet wurde.



Start vom Flugfeld Johannisthal. Phot. Gennecke. Oben: **Der franz. Flieger Brindejonc des Moulinais in Johannisthal.** Phot. Fr. Fischer.
Fernflug Paris—Berlin—Warschau um den Pommery-Pokal: In 9½ Stunden von Paris bis Warschau.

Der Stapellauf des Linienschiffes „Markgraf“ (Abb. S. 998 d) „Ersatz Weißenburg“ wurde in Bremen von dem Großherzog von Baden im Beisein des Staatssekretärs von Tirpitz vollzogen. Der Stapellauf ging glatt und glücklich vonstatten. Das Schiff ist auf der Werft der Aktiengesellschaft „Weser“ erbaut worden.

Graf Zeppelins Flug nach Wien (Abb. S. 998 c). Die seit längerer Zeit geplante Fahrt eines Zeppelin-Luftschiffes nach Wien zur Huldigung vor Kaiser Franz Josef ist nun zur Tatsache geworden. Nachdem Graf Zeppelin am Morgen des 9. Juni mit dem Luftschiff „Sachsen“ in Baden-Oos aufgestiegen war, ist er am Mittag des gleichen Tages nach glücklich verlaufener Fahrt in Wien eingetroffen, stürmisch begrüßt von der jubelnden Bevölkerung. Vom Balkon des Schlosses in Schönbrunn aus hatte Kaiser Franz Josef das Herannahen des Luftkreuzers beobachtet, der dann in langsamer Fahrt über dem Schloß die verschiedensten Evolutionen ausführte. Hierauf setzte die „Sachsen“ ihre Fahrt nach Aspern fort, wo die Landung im Bei ein einer gewaltigen Menschenmenge erfolgte. Graf Zeppelin wurde vom Erzherzog Eugen herzlich begrüßt.

Ein Fernflug Paris-Warschau (Abb. obenst.) ist dem bekannten französischen Flieger Brindejonc des Moulinais geglückt. Nachdem er den Weg von Paris nach Berlin in 6 Stunden zurückgelegt hatte, startete er am gleichen Tag und erreichte nach 3½ Stunden Warschau. Brindejonc, der sich mit seinem Flug um den Pommery-Pokal bewirbt, hat eine hervorragende flugsportliche Leistung vollbracht.

Eduard von Gebhardt (Abb. S. 993 d), der Meister der biblischen Malerei, feiert seinen 75. Geburtstag. Er ist am 13. Juni 1838 im Pfarrhaus St. Johannis in Estland geboren. Der greise Künstler lebt in Düsseldorf.

Personalien (Abb. S. 998 d). Der Präsident der Ansiedlungskommission in Posen Dr. Gramsch ist zum Präsidenten der Regierung in Gumbinnen ernannt worden. Er befindet sich genau 30 Jahre im Staatsdienst. — Albert Hänel, der berühmte Parlamentarier und Rechtshistoriker in Kiel, vollendete sein 80. Lebensjahr.

Die Toten der Woche

Herzogin Marie von Bojano, † in Territet am Genfer See im Alter von 64 Jahren.

Prof. Dr. Max Dittrich, bekannter Chemiker, † in Heidelberg im Alter von 48 Jahren.

George Wyndham, ehem. englischer Minister, † in Paris am 9. Juni im Alter von 49 Jahren.



Nummer 24.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 991.



Wilhelm II., Deutscher Kaiser.

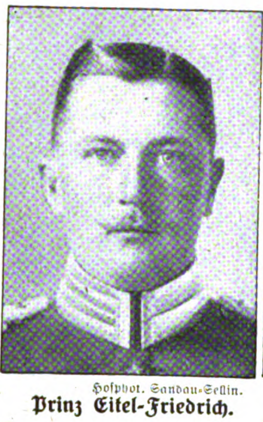
Zu seinem 25jährigen Regierungsjubiläum.

Neuste Aufnahme von Königl. Hofphot. Niederastroth (Selle & Kuntze).



Hofphot. Sandau-Sellin.

Prinzessin Eitel-Friedrich, geb. Herzogin von Oldenburg.



Hofphot. Sandau-Sellin.

Prinz Eitel-Friedrich.



Kgl. Hofphot. W. Niederastroth.

Prinz August Wilhelm.

Hofphot. Sandau-Sellin.

Prinzessin August Wilhelm, geb. Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg.



Hofphot. Gebr. Lützel.

Prinzessin Ernst August, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg.



Kgl. Hofphot. W. Niederastroth (Selle & Kuntze).

Kronprinz Wilhelm und Kronprinzessin Cecilie von Preußen.



Kgl. Hofphot. W. Niederastroth.

Prinz Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Die Kinder des Kaiserpaares.



Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

Prinz Adalbert von Preußen.



Kgl. Hofphot. W. Niederastroth.

Prinz Joachim von Preußen.



Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

Prinz Oskar von Preußen.

Auguste Viktoria, Deutsche Kaiserin.

Hofphot. Stuart.



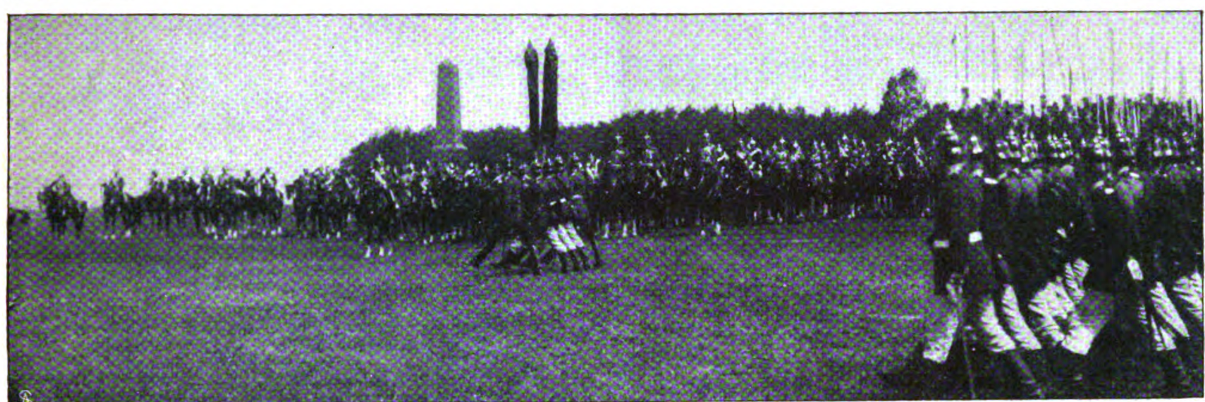
Nach einem Gemälde von Bieber-Winger (Mal-Atelier Bieber, Hamburg).

Der Kaiser und die Marine.

Kaiser Wilhelm als Großadmiral.

Reproduktion mit Allerhöchster Genehmigung. Das Original befindet sich im Besitz Seiner Majestät des Kaisers.





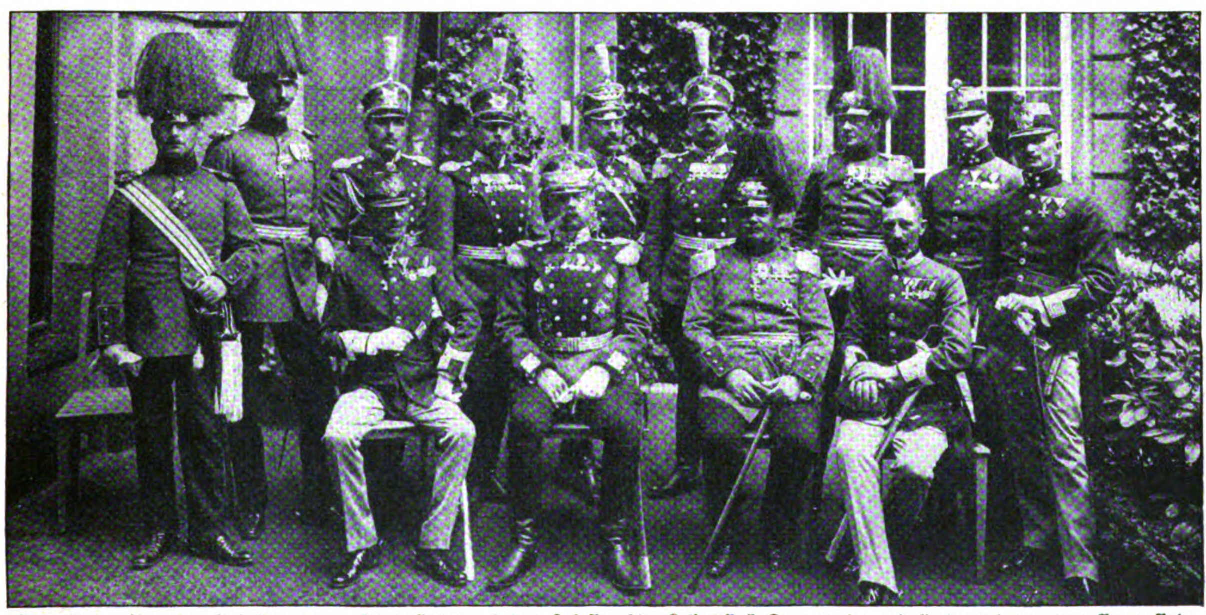
Truppenvorbeimarsch auf dem Döberitzer Uebungsplatz.

Hofphot. Fr. Tellgmann.



Der Kaiser in Döberitz beim Vorbeimarsch der Truppen.

Hofphot. Fr. Tellgmann.



Von links (sitzend): K. k. österr.-ungar. Oberst Nöhring (Oesterr. Inf.-Reg. 34). Kaiserl. Russ. Generalmajor und Regimentskommandeur Baron Bode (Leib-Garde-Grenadier-Reg. König Friedrich Wilhelm III., Petersburg). Königl. Württemb. Oberst von Körbling (Inf.-Reg. 120). K. k. österr.-ungar. Major von Verebély (Oesterr. Inf.-Reg. 34). — (Stehend): Königl. Württemb. Oberleutnant und Regimentsadjutant Eitel (Inf.-Reg. 120). Königl. Württemb. Hauptmann Diez (Inf.-Reg. 120). Kaiserl. Russ. Leutnant und Regimentsadjutant Kastelski (Leib-Garde-Reg., Petersburg). Kaiserl Russ. Hauptmann Werkowzew. Kaiserl. Russ. Oberst P. Basarow (Militärattaché bei der Kaiserl. Russ. Botschaft in Berlin). Kaiserl Russ. Oberst Zabczynski. Königl. Württemb. Major Arnold (Inf.-Reg. 120). K. k. österr.-ungar. Hauptmann Horvath. K. k. österr.-ungar. Oberleutnant Matherny.

Die württembergische, österreichische und russische Militärdeputation zum Regierungsjubiläum des Kaisers.

Der Kaiser und die Armee.







Ernst der Fromme
von Sachsen-Gotha † 1675.



Luise Amalie, geb. Prinzessin von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel, vermählt mit August Wilhelm Prinz von Preußen.
Der Bruder Friedrichs des Großen und seine Gemahlin.



Karl der Große. Bronzestatue aus dem Museum Carnavalet, Paris.



Herzog Ernst Friedrich
von Sachsen-Koburg-Saalfeld,
vermählt mit



Sophie Antonie, geb. Prinzessin
von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel.

Die Ahnen des Kaisers. Hierzu der Aufsatz:



Friedrich V. von der Pfalz,
„Der Winterkönig“.

Seine Gemahlin Elisabeth,
geb. Prinzessin v. England.

Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt.



Sophie von der Pfalz,
Gemahlin des Kurfürsten Ernst August I. von Hannover.



Königin Friederike von Preußen,
Gemahlin Friedrich Wilhelms II.



Viktoria I. von Großbritannien u. Irland,
Großmutter des Kaisers.

„Wilhelm II. und die Dynastien“.



Der Kaiser und die Kaiserin bei der Besichtigung des Kinderheims in Ahlbeck.

Der Kaiser und die soziale Fürsorge.

Königl. Hofphot. W. Niederastroth (Selle & Kuntze), Potsdam.



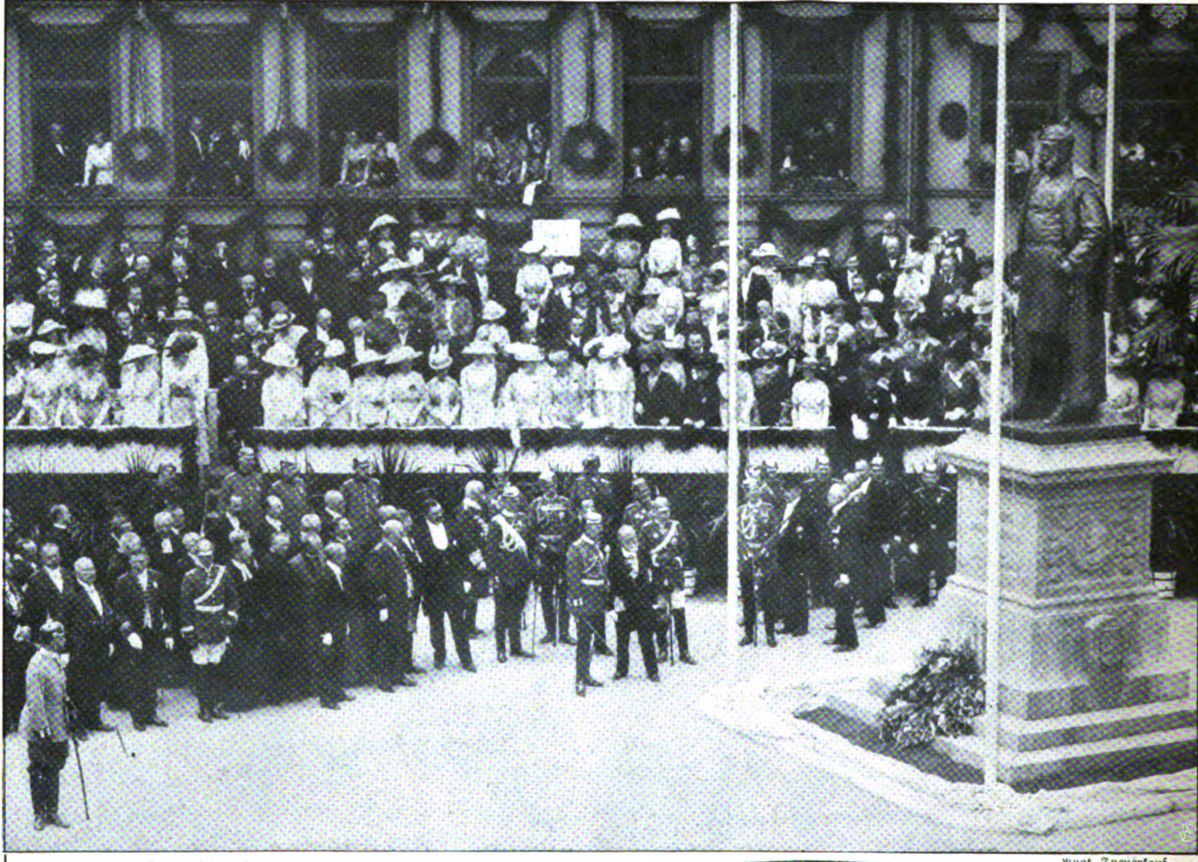
Phot. Gebr. Haeckel.

Das Defilee der Turnerinnen vor dem Kaiserpavillon.

Von der deutschen Stadionweihe.

Rechts: Der Kaiser und die Kaiserin auf der Fahrt zum Stadion. — Phot. Sennecke.

Unten: Das Stadion während der Weihe. Phot. Gebr. Haeckel.



Phot. Tyenerkauf.

Zur 200=Jahrfeier in Geldern:
Der Kaiser bei der Enthüllung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I.



Int. Ill. Co.

Die Huldigung bei der Ruderregatta in Grünau. Rechts oben: **Der Kaiser an Bord der „Alexandria".**

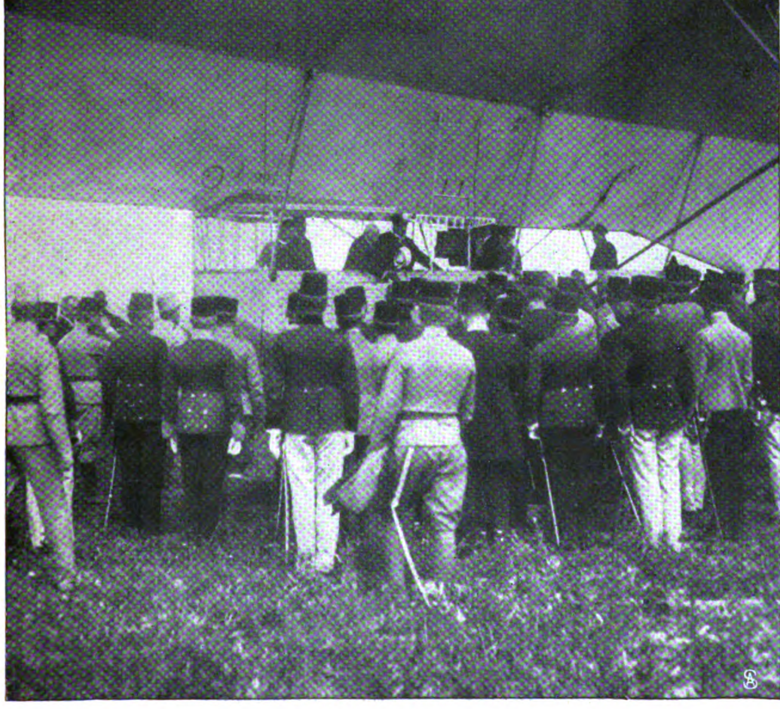
Zum 25. Regierungsjubiläum des Kaisers.



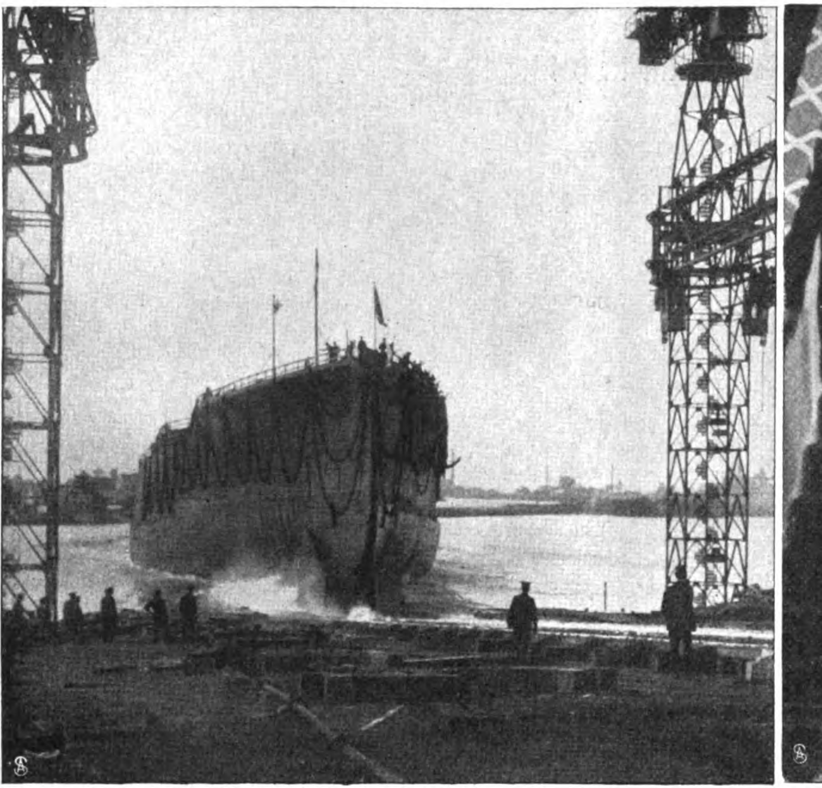
Huldigungsfahrt des Grafen Zeppelin nach Wien.

Links: Die kaiserliche Hofburg in Wien. Rechts: Das Schloß in Schönbrunn. Mitte: Die „Sachsen“ über dem Flugfeld Aspern. Unten links: Die Landung. Unten rechts: Graf Zeppelin wird von dem Erzherzog Eugen begrüßt.

Photograph Hugo Kühn, Baden-Baden.









Das Schiff verläßt die Helgen. Phot. Schaul. **Der Großherzog von Baden u. Großadmiral v. Tirpitz.**

Der Stapellauf des Linienschiffes „Markgraf“, erbaut auf der Werft der A.-G. „Weser“ in Bremen.



Dr. Gramsch,
Posen, wurde zum Regierungspräsidenten in Gumbinnen ernannt.



Hofphot. Urbahns.

Prof. Dr. A. Hänel,
Kiel, bekannter Parlamentarier und Rechtshistoriker, wurde 80 Jahre.



Hofphot. Henne.

Prof. Eduard von Gebhardt,
Düsseldorf, bekannter Historienmaler, wurde 75 Jahre.



Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

3. Fortsetzung.

Den jungen Grafen Oberwall hatte eine gewisse Angst gepackt, er könnte zu spät zu Hörselkamps kommen. Die Schläfen wurden ihm feucht bei dem Gedanken, er müßte vielleicht in dem gleichen Wagen wieder umkehren; bis vor das kahle, graue Haus fahren, mit den vielen kalten Paradezimmern und den breiten stillen Gängen, über die alte Leute lautlos herumschlichen.

Selbst sein eigener Diener war ein alter Mann, der gemessen tat, was seine Pflicht forderte, und die leiseste Abweichung von der festgesetzten Ordnung als Sakrilegium empfunden hätte.

Die Hörselkampsche Villa war noch erleuchtet. Gerhard drückte dem Chauffeur ein Fünfmarkstück in die Hand, wartete nicht auf Herausgabe, schob den nassen Riegel des Gartenzaunes zurück und lief die Perronstufen hinauf.

Die Vestibültür war etwas geöffnet — wohl um die überhitzte Luft hinauszulassen, die Gerhard in dichten Wolken entgegenschlug.

„Ist noch jemand da?“ fragte er, während ein Diener ihm Hut und Mantel abnahm.

„Es sind noch ein paar Herrschaften im kleinen Salon.“

Gerhard hörte das laute, perlende Lachen der Fürstin, das Gemurmel einiger Männerstimmen. Im großen Salon brannten nur noch zwei Birnen. Die Stühle waren an die Wand geschoben, der breite Perser lag zusammengerollt unter dem Flügel. Kleine Eisteller standen noch an den einzelnen Tischchen, Zigarettenstummel lagen in den großen Palmenkübeln vor dem großen Erker. Ein Fensterflügel war geöffnet, und der Wind bewegte die schweren Palmenblätter, ließ einen blaßblauen Schal, der über der Armlehne eines Sessels lag, wie einen Hauch aufflattern.

Im Vorbeigehen haschte Gerhard nach dem feinen Gewebe, das sich schmeichelnd an seine Hand schmiegte.

Der Diener hatte ihn angemeldet. Frau Gina streckte ihm von weitem beide schöne Arme entgegen.

„Mein lieber, junger Freund, wie reizend!“ . . .

Sie hörte gar nicht, wie er sich entschuldigte, lachte nur etwas lauter als sonst, zog ihn ganz an ihre Seite, stellte vor: „Graf Oberwall junior — ein teurer Freund unseres Hauses“, rief „Lou . . . . Loulou“, klatschte nach spanischer Art zweimal in die Handflächen, gab dem eintretenden Diener Befehle, fuhr ihrem Mann über das glatt anliegende Haar, zwang alle, ihre Aufmerksamkeit auf den jungen, schlanken und blassen Menschen zu lenken, der blinzelnd in das helle Licht starrte und eine tiefe Verlegenheit hinter tadellosem Anstand zu verbergen wußte.

„Wir halten schon beim Bier, lieber Graf“, sagte Hörselkamp.

„Nein — kein Bier. Jetzt wollen wir Champagner trinken. Nicht wahr, Gerhard. Champagner, recht moussierenden. Und wir wollen lustig sein und noch eine Stunde zusammenbleiben.“

Bruno von Taysen saß dem Hausherrn gegenüber, rauchte sparsam an einer Importe und sah Gerhard kühl prüfend ins Gesicht. „Hat dich dein alter Herr in Gnaden entlassen?“

Gerhard fuhr sich mit der Hand über das scharf gezeichnete, noch etwas hagere Kinn.

„Ja,“ sagte er unsicher, „ich mußte erst in den Klub, aber ich konnte mich schließlich freimachen.“

Jede Freudigkeit war plötzlich in ihm erloschen. Wie ein armer Sünder kam er sich vor inmitten dieser kleinen, heiteren Gesellschaft, wie ein Verbrecher, den nur ein Zufall vor Entdeckung schützt.

Und wiederum half ihm nur die äußerste Beherrschung äußerer Form über die Peinlichkeit hinweg, die er empfand.

Lou erschien, müde und abgespannt. Tiefe, blaue Ringe lagen um ihre Augen. Sie hatte kaum die Kraft mehr, sich zu freuen. Frau Gina hatte sich geärgert, daß Graf Oberwall so früh die Gesellschaft verlassen hatte, daß der Amerikaner im letzten Augenblick einen Scheck über nur fünfundzwanzigtausend Mark auf ihren kleinen Empireschreibtisch niedergelegt hatte.

Es hatte Szenen gegeben zwischen einem Twostep und einem Walzer.

Der Vater war nahe daran gewesen, den Scheck zu zerreißen: „Das habt ihr nun davon. Zwanzigtausend hätte mir der Staat auch gezahlt. Wegen fünftausend Mark werden meine besten Sachen übers Wasser hin verschachert. Na, bist du zufrieden, ja? Hat schon jemand den Scheck gesehen? Hat schon jemand um dich angehalten, ja? Geh tanzen — geh — versäume ja nichts. Mama tanzt auch. Die allerneusten Tänze bitte wie im Moulin rouge.“ . . .

„Nicht so laut, Papa, um Gottes willen.“

Dann hatte sich Hörselkamp Bier geben lassen und zu qualmen angefangen. Das tat er immer, wenn er seine Frau ärgern wollte. Frau Gina aber ließ mehr Sekt wie sonst herumservieren, improvisierte einen kleinen Ball mit Kotillon. Lou mußte in einer großen Truhe kramen — Kotillonorden, kleine Fächer und Bijouterien hervorsuchen, die als Kotillongaben verteilt wurden. Im großen Salon wechselten freundwillige Klavierspieler mit einem großen Phonographen ab, dessen gellend blecherne Töne aufreizend und melancholisch zugleich den Rhythmus der Tänze markierten.



Endlich brachen die Gäste auf. Frau Gina quälte ein paar Herren so lange, bis sie sich bereiterklärten, noch zu einem Glas Bier zu bleiben.

Sie wollte das Alleinsein mit ihrem Mann so lange wie möglich hinausschieben, wollte warten, bis sein Zorn verraucht war, ein Zorn, den sie nicht so fürchtete, als daß er ihr lästig war, weil er sie aus dem Gleichmaß ihrer liebenswürdig temperierten Stimmung brachte.

Umgeben von einem kleinen Stab von Bewunderern, hoffte sie ihren Mann wieder zurückzugewinnen.

Lou kannte ihre Art. Und sie hatte ihr die Koketterie, die im letzten Grund doch nur dem Vater galt, nie übelgenommen. Heute aber, da sie wußte, wie tief der Vater verletzt war, konnte sie die Tändeleien nicht vertragen. Sie wollte sich zurückziehen.

Frau Gina wurde böse. Was sollte denn das heißen? War ihr Haus eine Bohèmewirtschaft?

Im Ärger entfuhr ihr manchmal ein recht böses und spitzes Wort: „Ich komme gleich, will nur die Liköre abschließen.“

„Na ja, gut. Aber raßle nicht zu sehr mit dem Schlüsselbund, Kleine. Das liebe ich nicht besonders.“

Sie rasselte nicht mit dem Schlüsselbund. Sie saß am großen Speisezimmertisch, auf dem noch einige Überreste des kalten Büfetts standen, das dem Diner gefolgt war, und hielt den schmerzenden Kopf in beiden Händen.

Und als man ihr Gerhard Oberwall meldete, da war ihr, als hätte jemand plötzlich alle Schwere von ihr genommen.

Ein blasses Lächeln lag um ihren zart gefärbten jungen Mund, als sie ihm die Hand entgegenstreckte, und aus ihren Augen brach ein stilles Leuchten.

Sie sprachen beide kein Wort. Aber in dem kurzen, scheuen Händedruck lag alle Wärme, lag alle Sehnsucht, die noch unausgesprochen in ihres Wesens Tiefe ruhte.

Und dann saßen sie, fast durch die ganze Breite des Zimmers getrennt, getrennt auch durch die laute Sektfröhlichkeit der kleinen Gesellschaft — und doch einander so nahe wie nie zuvor. Als hätten alle Kompliziertheiten des Tages in diesem einen Augenblick ihre friedliche, einzig mögliche Auflösung gefunden.

* * *

Als Gerhard Oberwall um drei Uhr nachts die Hörselkampsche Wohnung verließ, nahm Bruno von Taysen ihn unter den Arm und sagte kurz: „Hör mal, ich muß dir etwas sagen.“ —

Gerhard wurde sehr blaß. Er dachte an Lou. Er wußte, daß Taysen nur ihretwegen in die Villa kam.

„Wen betrifft es?“ fragte er und mühte sich, ruhig zu bleiben.

„Nur mich selbst. Es ist wirklich nicht so wichtig. Aber es ist besser, du erfährst es durch mich als durch andere, die den wahren Beweggrund meiner Handlungsweise nicht kennen.“

Taysen ging sehr aufrecht. Sein nicht unschönes, aber hartes Profil zeichnete sich im Licht der Laterne, an der sie vorbeikamen, scharf und kühn unter dem Helm ab.

„Ich werde morgen deinem Vater und deiner Großmutter meine Abschiedsvisite machen.“

Gerhard atmete auf. Mit halbem Lächeln fragte er: „Wohin wirst du denn versetzt?“

Taysen strich den dichten, englischen Schnurrbart kurz zu beiden Seiten zurück.

„Weiter, als wenn es nach Ostafrika ginge. Übrigens versetze ich mich selbst. Nicht zu einem neuen Regiment, sondern zu einer neuen Gesellschaftsklasse. Vielleicht bereitest du deinen Vater darauf vor, um ihm eine Verlegenheit zu ersparen.“

Gerhard Oberwall blieb stehen, sah den Jugendkameraden mit weitgeöffneten Augen verständnislos an: „Was ist denn passiert?“

Taysen lächelte bitter: „Nichts. Oder vielmehr etwas sehr Alltägliches. Ich habe in meiner hübschen Jacke einmal vergessen, daß ich ein armer Lump bin. Wir waren da ein paar Kameraden. Hatten ein bißchen gebummelt, gezecht, schließlich gewettet — so eine ganz alberne Wette — wie sie jeden Tag zehnmal vorgeschlagen und nicht angenommen wird. Aber diesmal — es war eben mein Pech, wurde sie angenommen. Na, also kurz und gut, am nächsten Tag hatte ich die Wette verloren — nimm an, es hätte sich darum gehandelt, ob im Frühjahr vier oder sechs Flieger in Johannisthal gestürzt wären, ist ja egal, na also. Ich verlor. Fünfzehnhundert Mark. Da ich mich mit zweihundertfünfzig Mark monatlich durchdrücke, kannst du die die Folgen vorstellen.“

„Warum hast du dich nicht an mich gewendet, an meinen Vater?“ Gerhard, zum erstenmal von wärmerer Empfindung für Taysen ergriffen, packte ihn am Arm, riß ihn zu sich herum, daß er ihm gerade in die Augen sehen mußte: „Hast du denn ganz den Kopf verloren gehabt?“ Taysen zuckte die Achseln: „Nein. Im Gegenteil. Nie sah ich klarer. Situationen wie die meinige sind auf die Dauer unhaltbar. So etwas kann sich jeden Tag wiederholen. Schon die ewigen Gelage. Sparsamkeit wird gepredigt und fängt doch erst bei der dritten Flasche Sekt an. Die ersten zwei muß man bezahlen können. Habe ich auch. Und mittags von Kommißbrot und Breslauer Wurst gelebt. Zweimal wöchentlich im Kasino aß ich mich satt. Und abends, wenn ich meine Uniform in den reichen Häusern tanzen ließ. Nee, nee, mein Junge, davon verstehst du nichts. Also lassen wir das. Ich möchte dir nur sagen, wie's war. Ich fuhr zu meinen Alten hinaus. Viel geredet wurde nicht. Vater hatte keine Ahnung, ob Geld da wäre, suchte im Tabakstopf — weil er da ein paar Mark reinzulegen pflegte für geheime Liebhabereien, einen Schoppen Wein irgendwo, einen alten Folianten und so Ähnliches, was ihm Spaß macht. Die Mutter — die ging an ihre Kommode, du weißt die helle gelbe in ihrer Schlafstube — Tja... — Na... und da hatte sie eine leere Zigarettenschachtel aus Blech — von den hundert Zigaretten, die du dem Vater mal nach den Ferien mitbrachtest — und in dieser Schachtel lagen siebzehnhundertfünfzig Mark in Gold, Silber und Scheinen, die so glatt aussahen, als wären sie von ihr gebügelt worden. Sie weinte nicht und machte mir keinen Vorwurf. Sie legte nur langsam die fünfzehnhundert Mark auf die Marmorplatte der Kommode, gerade zwischen ihr Gebetbuch und den Glassturz über dem Myrtenkranz auf rotem



Samtpolster. Und dann wurde sie sehr weiß im Gesicht, als sie die leichte Schachtel wieder an ihren Platz zurückstellte. Wir haben kein Wort mehr gesprochen über die ganze Sache. Der Vater hat bald darauf fort müssen zu einem Kranken, und die Mutter wurde zu unserer Kuh abgerufen, die gerade kalbte. Ich habe aus der Speisekammer eine Flasche Bier geholt und eine Scheibe Schinken, und dann bin ich losgefahren. Nun lebe ich von hundertachtzig Mark monatlich, esse einmal wöchentlich im Kasino und schlage keine Einladung aus. Vor zwei Monaten lernte ich einen großen Petroleumfritzen kennen. Der suchte gerade einen Vertreter. Anständiges Gehalt, Prozente, repräsentative Erscheinung. Adel nicht erforderlich — eher störend. Da habe ich mich rasch entschlossen. Vom Ersten ab nenne ich mich kurzweg Bruno Taysen und beziehe mein Bureau mit anliegender Wohnung in der Mohrenstraße. Den Kameraden mache ich meine Abschiedsvisiten, ebenso deiner Familie — und wenn du willst — auch dir."

„Mir ... warum? Weil ich weniger Mut habe als du? Weil ich morgen meinem Vater eine Spielschuld von fünfzehntausend Mark beichten und mich schuhriegeln lassen muß wie ein kleiner Junge? Von mir brauchst du nicht Abschied zu nehmen."

Ein nervöses Zucken flog über Gerhards blasses, übernächtigtes Gesicht.

Taysen legte ihm die Hand auf die Schulter. „An seinem Platz sein, ist alles im Leben. Ein armer, adliger Offizier ist ein Unding. Da hat man am Ende immer nur die Wahl zwischen einer Kugel oder einer Geldheirat; für beides danke ich ergebenst. Und ein Graf Oberwall als stiller Gelehrter? Nee, mein Junge, das ist genau so ein Unding. Meine Mutter war eine Bürgerliche, mit tätigen Händen und dem Sinn für die Wirklichkeit. Jetzt spür ich's erst, von welcher Art ich eigentlich bin. Das ‚von' macht's nicht allein. Und deine Mutter — du hast viel zu viel gallisches Blut in deinen Adern. Eines schönen Tags kommt der Umschlag. So oder so."

Im Osten war es beinah Tag geworden. Der Wind fegte die Wolken auseinander, jagte blutrote Fetzen über das tote, helle Grau des Himmels.

„Ich wollte, ich wüßte erst, was ich bin", sagte Gerhard Oberwall gepreßt.

Und in einem plötzlichen, ihm selbst fast unfaßbaren Mitteilungsbedürfnis fügte er hinzu: „Nur eine Frau, wie ich sie lieben könnte — wird mir meine innere Freiheit geben."

Bruno Taysen sah den Jugendfreund an, mit der leisen Verachtung des Starken: „Du großer Egoist, du!" ..

Und er legte die Finger grüßend an den Helm und machte rasch kehrt, als wollte er jetzt vermeiden, Gerhard Oberwall die Hand zu drücken.

* * *

Wenige Stunden darauf hatte Gerhard zum Vater hineinmüssen.

Der alte Herr saß in einem wundervollen Morgenanzug aus dunkelbraunem Kamelhaarstoff. Er schlürfte gerade behaglich seinen Joghurt aus dem großen milchigen Glas in silbernem Becher. Vor ihm lag ein Band ausgewählter Reden vom Fürsten Bismarck. Er leitete seinen Tag mit Vorliebe durch solche Lektüre ein. Sie bot ihm Anregung für seine eigene schriftstellerische Tätigkeit, rückte ihm einzelne Momente seines eigenen Wirkens in die hübsche Perspektive geschichtlicher Bedeutung. Er lächelte gerade, als er in der Rede vom 16. November 1871 an die Stelle kam: „Die Idee, daß sein (des Gesandten) Gehalt dazu diene, ihm Hilfsmittel zu verschaffen, um den deutschen Einfluß im Land zu vermehren, beruht eigentlich mehr auf den Traditionen älterer Zeiten, wo es möglich war, mit einem guten Diner einen tieferen Eindruck zu machen, als heutzutage. Heutzutage essen sie alle gut, und die Diplomaten nicht gerade am besten." — In seinem Lächeln lag ein leiser Protest, der Protest des Menschen, dem die Gastronomie nur zu oft eine Hilfswissenschaft der Diplomatie gewesen.

Die steife Pracht der achtziger Jahre gab dem großen, dreifenstrigen Arbeitsraum des Grafen Oberwall jene kühle Vornehmheit, die den Besucher unwillkürlich in gewisse Distanz hält. Das kunstvoll eingelegte Parkett, das nur im Umkreis des Schreibtisches von einem großen assyrischen Teppich bedeckt war, erhöhte noch den Eindruck frostigen Glanzes durch seine spiegelnde Glätte. Große Prachtwerke, in schweren, goldstrotzenden Einbänden, lagen auf dem ovalen Mitteltisch, um den vier hochlehnige, grüne Samtsessel ihre steifen, geschnitzten Arme spreizten. Hinter blinkenden schmalen Glasscheiben dehnte sich die reichhaltige Bibliothek eine ganze Wand entlang. In Reih und Glied standen die großen, dunkelgebundenen Bücher — mit den weit sichtbaren roten Katalognummern auf den breiten Rücken.

Auf dem Stehpult lag der Katalog — ein Kunstwerk von Gerhards ehemaligem Schönschreiblehrer, der eine Zeitlang Sekretärdienste beim Grafen versehen hatte.

Schwere, kunstvolle und sehr glänzende Bronzen füllten die Ecken des Zimmers, unterbrachen die harte Geometrik der Einrichtung.

Es roch wie immer nach russischer Eau de Cologne und türkischen Zigaretten in diesem prächtigen, kühlen Zimmer, in das schwefelgelbes Vormittagslicht seine reizlose, flache Helle hineinwarf.

Häßlich sahen die Menschen in diesem Licht aus, armselig und wie krank. Graf Oberwall freilich saß immer im Schatten, immer in einer unbestimmten Dämmerung, die ihn wie ein durchsichtiger Vorhang schützte vor nacktem Licht und beobachtenden Blicken.

„Du siehst übel aus, mein Junge", begann er, als Gerhard an diesem Morgen vor ihm stand, fröstelnd, mit dem ihm so vertrauten, gedrückten Aussehen — Bittender.

Der Sohn als Bittender — das war ihm etwas Neues, fast Unbehagliches.

Seine Autorität und des Sohnes elegante Unterwürfigkeit hatten sich bisher immer nur im spielerischen Rahmen gesellschaftlicher Konvention bewegt. Den kleinen Entgleisungen des Sohnes aber war er nie mit der Pathetik der Empörung begegnet, sondern immer nur mit einer leisen Geste des Degouts und hochmütigen Zurückweichens.

Und diese Geste — so kaum merklich sie sein mochte — war wie ein entehrender Peitschenschlag für die Ueber-



empfindlichkeit des jungen Menschen. Noch lebhaft stand es Gerhard vor Augen, wie der Vater nach jenem Vorfall auf dem Mensurboden durch vier Wochen immer nur mit kühl höflichem Gruß an ihm vorbeigegangen war, die Arme ganz eng an den Oberkörper angeschlossen, wie wenn er es vermeiden wollte, ihn auch nur zufällig zu streifen.

So war der Vater einmal mit ihm zwischen Negern herumgegangen, die sie sich im Negerdorf einer Ausstellung angesehen hatten.

„Womit kann ich dir dienen, mein Junge?"

Graf Oberwall stellte sein Joghurtglas aus der Hand, zündete eine Zigarette an dem blauen Flämmchen der „ewigen Lampe" an, die an wundervoll geschmiedeten Ketten von der Decke herab über sein großes Malachitschreibzeug hing.

„Rauchst du?"

„Danke, nein."

„Dann setz dich, bitte. Nun?" . . .

Dem ehemaligen Diplomaten fiel Lou Hörselkamp ein. Seine Lippen preßten sich abwehrend aneinander. Sehr peinlich, sehr überflüssig schien ihm nun das, was er glaubte anhören zu müssen. Er hätte dem Sohn mehr Takt zugetraut, mehr Witterung. Bei der Aussichtslosigkeit seines „kindlichen" Wunsches hätte er besser getan, die junge Dame nicht zum Gegenstand einer Auseinandersetzung zu machen. So viel „Erziehung" mußte er doch haben.

„Also, ich bin ganz Ohr, mein Lieber."

Das pflegte er auch in früheren Zeiten zu sagen, wenn er wußte, daß ganz Unmögliches von ihm verlangt werden würde.

Es war Gerhard, als drücke ihm jemand mit kalten Fingern die Kehle zusammen. Er strich, wie um sich zu besinnen, mit Daumen und Zeigefinger über die dunkelblonden Brauen, die wie ein flaumig schmales Bürstchen den charakteristisch gewölbten Oberwallschen Stirnknochen über der tiefen Augenhöhle säumten.

„Bruno Taysen nimmt seinen Abschied", sagte er plötzlich.

Der alte Diplomat unterdrückte ein ironisches Lächeln. Um ihm das zu sagen, war Gerhard doch nicht gekommen.

„. . . Den Abschied. . . . . Ach was!"

Es klang beinah interessiert. Der Junge mußte erst mal warm werden, die Scheu vor dem Ton der eigenen Stimme überwinden. Bekenntnisse durften nie erzwungen werden. Graf Oberwall kannte die glänzenden Resultate des Ablenkungsystems.

Gerhard atmete auf. Er versuchte sogar zu lächeln — ein bißchen hochmütig — wie er es sonst wohl tat, wenn er dem Vater nah zu kommen strebte: „Tja . . . stell dir vor. Ein Petroleumfritze hat es übernommen, ihm sein Dasein zu erleichtern. Gott, heutzutage — da riecht ja auch Petroleum kaum mehr."

Graf Oberwall schlug gemütlich die Beine übereinander, tippte mit dem Zeigefinger die Asche von der Zigarette und schüttelte bedauernd den Kopf: „Der Hang zum Wohlleben korrumpiert unsere besten Soldaten. Schade. Taysen war ein tüchtiger Offizier, für den ich mich gern jederzeit eingesetzt hätte. Ich nehme natürlich an, daß es sich nur um eine pekuniäre Verlegenheit gehandelt hat, nicht um etwas Ernsteres — eine Verbindung unter seinem Stand oder eine ähnliche Jugendeselei?" Graf Oberwall sprach sehr liebenswürdig, fast gutmütig.

Gerhard — von einem einzigen Gedanken, einer einzigen Befürchtung beherrscht, hörte nur die Bereitwilligkeit heraus, pekuniär beizuspringen. Er atmete auf. „Das sagte ich ihm ja, Papa. Aber du kennst ihn — stolz war er immer — förmlich unangenehm, wenn man ihm mal eine Gefälligkeit aufdrängen wollte. Nein, diesmal mußt du deinen generösen Beistand nicht Bruno Taysen, sondern mir angedeihen lassen."

„Dir, mein Junge?" Graf Oberwall lächelte entgegenkommend, beugte sich vor und schlug mit den Fingerspitzen leicht auf Gerhards Schultern. „Hast dich verausgabt, mein Junge, was? Brauchst ein paar hundert Mark, he?"

Gerhard wurden die Hände feucht. Er senkte den Kopf tief herab, und seine Arme hingen ihm schlaff zwischen den Knien herunter. „Ja . . . also . . . Papa . . ."

Graf Oberwall erhob sich. Sein vornehmes Gesicht legte sich in ernste, harte Falten. „Ich nehme doch an, daß es sich nur um Geld handelt . . ."

Auch Gerhard erhob sich. Das veränderte Gesicht des Vaters, sein plötzlich so schroffer Ton weckten ein seltsames Widerstandsgefühl in ihm, wie ein plötzliches Vergnügen daran, ihm die Ungeheuerlichkeit einzugestehen, ihm eine Unannehmlichkeit zu schaffen, ihn plötzlich etwas klein und hilflos vor sich zu sehen, wie er sich selbst klein und hilflos vor ihm gefühlt hatte.

Und er nannte die Summe. Nannte sie mit so lauter Stimme, daß er selbst plötzlich vor dem Klang der Ziffer erschrak.

Graf Oberwall erwiderte: „Fünfzehntausend Mark? Verjeut? Bis zwei Uhr nachs in meinem Klub verjeut?"

Wieder schlossen sich seine Arme sehr nahe an den Oberkörper an, wieder legte sich der Ausdruck des Degouts in seinen Mundwinkeln fest.

„Die Herren werden mir selbstverständlich Revanche geben", sagte Gerhard hastig und schob mit unsicheren Bewegungen Papiermesser und Schere auf der Schreibtischkante hin und her.

„Worauf du Ihnen übermorgen vielleicht deinerseits wieder Revanche geben mußt. . . . Bedaure, mein Lieber. Unser Klub ist kein Spielklub. Und unsere Satzungen gestatten es nicht, Gäste, die sich einer Übertretung schuldig gemacht haben, als Mitglieder aufzunehmen. Die Herren mögen dir heute Revanche geben oder nicht — als Mitglied kommst du nicht mehr in Betracht — und auf den Vorzug, dich nochmals als Gast einzuladen, muß ich leider fortan verzichten. Wenn du spielen willst, mein Lieber — bitte. Es stehen dir genug zweckentsprechende Lokale in Berlin zur Verfügung."

Gerhard war aschfahl geworden. Seine Knie zitterten, er mußte sich am Tisch festhalten. Wie sprach denn der Vater zu ihm? Er war ja doch kein Spieler, er hatte sich ja doch nur ein einziges Mal hinreißen lassen. Einmal nur! Und warum? . . . Der Vater wußte warum. Ganz genau wußte er es!



„Warum hast du mich mitgeschleppt, Papa? Ich war bei Hörselkamps. Mir war wohl dort. Ich freute mich auf den Abend. Du hast mich nicht dort lassen wollen. Ich war ärgerlich darüber. Das mußt du doch begreifen. Ich war irritiert... Ich hätte noch ganz etwas anderes..."

Mit fast übermenschlicher Anstrengung hielt er sich zurück.

Der elastische hübsche Brieföffner mit der Toledaner Klinge lag, zum Klumpen verbogen, in seiner Hand. Die Adern auf seinen bleichen, schmalen Schläfen waren angeschwollen wie blaue Stricke. In dem häßlichen Licht sah sein Gesicht fahl und verzerrt aus.

„Wir wollen doch die Frage Hörselkamp ganz aus dem Spiel lassen", sagte Graf Oberwall kalt und sehr hochmütig. Dann ging er auf seinen Schreibtisch zu und füllte einen Scheck aus mit einer sehr steilen und sehr spitzen Schrift: „Hier."

Er reichte ihm das Papier, ohne ihn anzusehen, mit einem leichten Emporziehen der Brauen und Herabziehen der Mundwinkel.

Gerhard hielt das Blatt zwischen den Fingern, wie wenn er nicht wüßte, was er damit anfangen sollte. Es entglitt ihm, und er mußte sich bücken, um es aufzuheben. Als er sich aufrichtete, sah er, wie der Vater aufmerksam in seinem Buch weiterlas, als wäre er gar nicht mehr im Zimmer.

„Verbindlichsten Dank!" murmelte er und mühte sich, Haltung zu wahren.

„Wie .... was sagst du? .... Ach so .... bitte ... keine Ursache."

Es kam Gerhard vor, als wäre die Stimme des Vaters jetzt genau so tot und kalt wie das Licht in seinem Zimmer. Ein Frostschauer rieselte ihm über den Rücken. Ganz unheimlich kroch ihm die Kälte durch die Kleider in den Körper, blaute seine schmalen Lippen.

Und dann war er in seinem Zimmer. In seinem großen, schönen Zimmer, mit den vielen Büchern und Waffen, den kleinen stumpfen Bronzen und getönten Elfenbeinstatuetten, den Rembrandtradierungen an den Wänden und den alten italienischen Masken. Auch ein farbenfreudiges provenzalisches Arenenbild, das ihm die Mutter vor vielen Jahren geschickt hatte, hing da über dem Ruhebett in seinem grellblauen Rahmen. Eine künstlerische Barbarei, eine Originalität nur, von Dilettantenhand geschaffen, aber so warm und flimmernd, daß, wenn die Sonne mal darauf schien — das Zimmer wie erleuchtet war von dem Farbenglanz dieses Bildes, dessen sonnengetränkte Luft ihm mehr Wärme auszustrahlen schien als die Sonne selbst, die sich an den selten hellen Wintertagen für kurze Augenblicke durch die weißen Spitzen der Vorhänge stahl.

Aber heute war auch das Bild hart und tot wie ein buntbemaltes Stück Blei. Und bleiern lag die kühle, graue Luft auf den aufgeschlagenen Büchern, auf der verschnörkelten Gelehrtenschrift der aufgestapelten Manuskriptblätter, die ihm in kleinen, fratzenhaften Hieroglyphen entgegenstarrte.

Kalt war ihm, bis auf die Knochen kalt. Seine Zähne klapperten aneinander. Alles, was er anfaßte, schien ihm die gleiche nasse Kälte auszuströmen.

Gewiß hatte er sich gestern erkältet. Er erinnerte sich jetzt, wie ungestüm der Wind seinen leichten Abendmantel aufgebläht hatte, als er erhitzt, erregt aus dem Klub auf die Straße hinausgetreten war. Und dann als er von Hörselkamps ging, mit Bruno Taysen, und langsam im dämmernden Frühlicht über die Pfützen und regenfeuchten Wege des Tiergartens schritt, da hatten sich wieder die kalten Windstöße in seinem Mantel verfangen.

Erschöpft fiel er auf einen braunen Ledersessel, der am großen Ofen stand, neben dem Rauchtisch aus eingelegtem und geschnitztem Holz. Der Ofen war kalt, seitdem die Zentralheizung eingerichtet war. Seine glatten, grünen Kacheln schienen ihm feucht wie das Leder seines Sessels.

Er sprang auf und ging in sein angrenzendes Schlafzimmer. Dort standen die Fenster weit auf, wie es üblich war seit seiner Kindheit. Ueber sein blasses, hageres Gesicht flog ein qualvoll nervöses Zucken. Er läutete. Zwei-, dreimal.

„Heizen!" rief er dem Diener zu. „Heizen! Sie haben wohl den Verstand verloren, daß Sie die Fenster hier auflassen!"

Der Diener machte ein verlegenes Gesicht. Einen Ofen gab es in dem Zimmer nicht, und die Heizung war hier nie in Ordnung gewesen, weil man nie daran gedacht hatte, daß ein Schlafzimmer warm sein sollte.

„Hundekalt ist's in dem ganzen Haus, kein warmer Winkel!"

„Sechzehn Grad wie immer", sagte der Diener mit entschuldigendem Lächeln. „So haben es der Herr Graf ein für allemal festgesetzt."

„So? . . . Ja! . . . Mein Vater!“

Gerhard konnte sich darauf verlassen, daß es stimmte. Wenn der Vater sechzehn Grad anordnete, dann gab es keinen Grad darüber oder darunter. Wie bei den Bädern, die er als Knabe bekommen hatte: vierundzwanzig Grad Reaumur — nicht einen Strich darüber, nicht einen Strich darunter. Einmal hatte er den Diener bestechen wollen, daß er die Temperatur auf achtundzwanzig erhöhte. Da kam er schön an! Was denn Graf Gerhard meinte! ... Der Herr Papa machte nicht viel Federlesens. Das konnte ihn seine Stellung kosten ... er dächte nicht daran! So ein böser, kleiner Junge, der Graf Gerhard! Pfui! ... So fror er sich denn tapfer durch seine Kindheit durch — im Haus am Kupfergraben und draußen bei Pastor Taysen. Und der Vater schien fast recht zu behalten mit seinem Abhärtungsystem.

Aber dann plötzlich kam wieder ein Tag — so ein Tag wie heute, und die Kälte legte sich ihm wie eine ringelnde Schlange um die Glieder, nahm ihm jede Kraft, machte ihn müde, warf ihn auf das Ruhebett unter das kindische, bunte Bild, schloß ihm die Augen und schüttelte seinen Körper, trotz der dicken, englischen Reisedecke, die er bis unter das Kinn hinaufzog.

Er drehte dem Diener, der respektvoll wartend vor ihm stand, den Rücken, ging ins Arbeitzimmer — zurück an den Schreibtisch.

In vierzehn Tagen mußte er seinen Doktor machen. Das durfte nicht fehlgehen. Seinen Doktor! Irgendeiner hatte gemeint, das wäre doch nur eine „kindische Spielerei“. Wozu brauchte er den Doktor? Er — ein Graf Oberwall! Aber ihm war es, als hätte er dadurch etwas vor dem Vater voraus, der so überlegen war, der mit so nachsichtigem Lächeln den Bericht entgegennahm über den Fortgang seiner Studien. Als gäbe ihm dieser Titel, den er nicht mit dem Vater teilte, eine selbständige Stellung im Hause Oberwall, größere, persönliche Rechte, das Recht der Selbstbestimmung vor allem....

Selbstbestimmung! ... Das Wort hatte einen seltsamen Zauber für ihn. Wie ein Schlüssel war es zu aller irdischen Glückseligkeit, von der ihn eine hohe Mauer trennte.

Jenseit dieser Mauer aber stand Lou Hörselkamp und wartete auf ihn.

Diese blonde, feine Lou Hörselkamp mit ihrem zarten, weißgerahmten Gesichtchen und den weichen, warmen Händen, die ihn froh und glücklich machten, wenn sie sich, ob auch noch so kurz, still und vertrauend in die seinen legten.

Er holte sich die Reisedecke vom Ruhebett, setzte sich vor den Schreibtisch, wickelte seine Knie ein, nahm den Federhalter zur Hand.

Von draußen klatschten flache, nasse Schneeflocken an die Scheiben, rieselten herab wie große Tränenbäche, und die weißen Spitzenvorhänge bebten leise von dem kalten Frühlingsturm, der in die Ritzen des alten Hauses blies.

* * *

„Der Schlingel, der Spitzbub . . . der Filou!“

Die dunklen Augen der alten Exzellenz blitzten in dem roten Schein des Kaminfeuers auf wie glühende Kohlen, und sie führte ihr großes, mit breiter Spitze gerändertes Taschentuch an den Mund, wie um ein Hüsteln zu unterdrücken. Aber es war nur, um das Lächeln zu verbergen, das immer wieder an ihren dunklen Lippen riß.

Graf Oberwall, in einer elegant geschnittenen Flanelljoppe über den gestreiften Beinkleidern, saß bekümmert, das schwarz geränderte Monokel im Auge, auf dem tiefen Puff, der an den roten Brokatsessel für intime Besucher geschoben war.

„Ja, Mama, es ist einfach unerhört! Es ist die tiefste und schmerzlichste Enttäuschung meines Lebens gewesen. Wie er so vor mir stand — wie ein dummer Junge, mit diesem ganz abscheulichen Bekenntnis. Ich habe sofort Herrn von Roecknitz angerufen. Also kein Zweifel — der Junge hat wie ein Plebejer gespielt, die Points immer erhöht ... einfach unglaublich! Roecknitz streikte schließlich. Es ist doch kein Spielklub. Verluste von drei-, vierhundert Mark sind kaum je erreicht worden. Und nun fünfzehntausend Mark! Bedenke doch!“ ...

Die Exzellenz seufzte hörbar auf und legte ihrer Gewohnheit nach den Kopf schief zur Seite. Sie sah äußerst melancholisch aus. Mit ihren brillantenfunkelnden Händen zog sie die Spitzen ihres Taschentuches auseinander: „Du hast recht, mein Sohn. Plebejisch. Zu meiner Zeit gab man das Geld für eine hübsche Frau aus. Wenn ich denke — die kleine Chérie von den Pariser Bouffes. Was war das für ein allerliebster Racker! Was hat sie dich gekostet, Andre?“

Graf Oberwall erhob sich. Der bleiche Ton seines weißgerahmten, vornehmen Gesichts rötete sich leicht. Die gute Mama, die immer über Gedächtnisschwäche klagte — schien doch seine kleinen Jugendsünden nicht vergessen zu haben.

„Es ist schließlich doch ein Unterschied.“

Die Exzellenz zuckte die Achseln: „Temperament ist Temperament, mein Lieber. Ein bißchen was von meinem Blut müßt ihr Oberwalls doch abbekommen haben, und Gerhards Mutter wird wohl auch keine sehr kühle Natur sein!“

Mit einer ungewöhnlich heftigen Bewegung wandte Graf Oberwall sich um.

„Ich bitte dich, Mama, laß meine Frau aus dem Spiel — ich bitte dich!“

Niemals war von Gerhards Mutter zwischen ihnen die Rede. Die alte Exzellenz wußte nichts von ihrer Schwiegertochter, als was ihr Sohn, in den ersten Tagen seines Zusammenseins mit ihr, erzählt hatte.

„Nimm an, daß alle Schuld auf meiner Seite liegt, Mama. Sie ist eine weiche, schwache, primitive Natur. Ich hätte sie unglücklich gemacht und sie mich. Darum sind wir auseinandergegangen. Nur darum. Aber nun wollen wir nicht mehr davon sprechen. Über Irrtümer kommt man am besten durch Schweigen hinweg.“

Und beide, Mutter und Sohn, hatten geschwiegen.

Die alte Frau wußte nicht, was je in der Seele ihres Sohnes vorging, wußte nicht, wie groß und welcher Art die Vorwürfe waren, die er machen durfte.

Aber sie empfand es mit jedem Jahr als größere Kränkung, daß der Sohn ihr, der alten Mutter, die Tochter vorenthielt. So hüllte sie sich in ihren pelzverbrämten Schal und sah den Sohn boshaft an.



„Ich wundere mich über nichts, Andre, über gar nichts. Er ist ohne Mutter aufgewachsen, ohne weiblichen Einfluß. Mir hat er ja auch nur die Hand küssen dürfen wie einer alten Pagode."

„Er sollte nicht verweichlicht werden, das ist alles. Nicht nachgiebig werden gegen sich selbst — wie ich dies so oft bei den Frauen unseres Hauses gesehen habe."

Wieder riß das boshafte Lächeln an den Lippen der alten Frau: „Merkwürdig, daß ihr euch doch gerade zu diesen Frauen so hingezogen fühlt, ihr Oberwalls!"

Sehr interessant betrachtete Graf Andre die alte Sevresgarnitur auf dem Kaminsims, rückte an dem seidenen Fächer, der türkisbesetzten Bonbonniere, die immer angefüllt war mit veilchenduftenden Lakritzen.

„Mag sein, daß wir nie richtig beraten waren. Unsere Väter starben jung — wir waren Herren unserer Entschließungen. Das taugt nicht immer. Darum ist es gut, daß das Schicksal diesmal eine Ausnahme bei uns macht. Gut, daß ich noch da bin, um Dummheiten zu verhüten."

„So ... so ... Dummheiten?"

Alles an der alten Frau geriet in Bewegung. Ihre Nasenflügel bebten, als zöge plötzlich ein frischer Luftzug in ihr hermetisch verschlossenes Zimmer. Sie witterte Leben, heißes, lebendiges Leben.

„Mendel, nehmen Sie mir den Schal ab — es ist zu warm. Und dann, Mendel, gehen Sie in mein Schlafzimmer — holen Sie meine Filethandschuhe."

Das war das Zeichen für die Mendel, nicht eher wiederzukommen, als bis die Exzellenz auf den elektrischen Knopf drückte, um zu fragen: „Wo bleiben die Handschuhe, Mendel?"

Worauf die Mendel unweigerlich und mit ernstem Gesicht zu antworten pflegte: „Ich konnte sie noch nicht finden, Exzellenz."

„Dann lassen Sie, Mendel, und bleiben Sie nicht so lange weg."

Exzellenz schien dann immer sehr unwirsch. Aber die Mendel wußte ganz genau: Filethandschuhe gab es im ganzen Haus nicht, und wenn man das Unterste nach oberst gekehrt hätte. Die Exzellenz wußte es übrigens auch.

Nachdem die Mendel im Schlafzimmer verschwunden war, winkte die alte Frau ihren Sohn zu sich heran: „Vor mir brauchst du keine Geheimnisse zu haben. Ist was los mit Gerhard? Hat er sich verliebt — ja?"

Liebesgeschichten waren doch das interessanteste. Graf Oberwall stand daher steif, sehr undurchdringlich vor seiner Mutter.

„Ob er sich verliebt hat, das weiß ich nicht. Geht mich auch gar nichts an. Jedenfalls käme die junge Dame nicht in Betracht."

„Wer ... wer denn?"

Das hellgraue, starre Atlaskleid raschelte im Fauteuil, bauschte sich erwartungsvoll um die breite Gestalt.

„Es handelt sich um Fräulein Hörselkamp."

„So ... so, die kleine Lou Hörselkamp, die Stieftochter der Fürstin Sukewitsch. Du, Andre, die Sukewitschs sind guter polnischer Adel — durch den Großfürsten Konstantin entfernt verschwägert mit dem russischen Kaiserhaus."

Die alte Exzellenz war ganz orientiert, zählte die gesamte Verwandtschaft der Sukewitschs auf.

Graf Oberwall trommelte mit den Fingern ungeduldig auf dem ovalen Lacktisch herum, der der Exzellenz zu ihren einsamen Mahlzeiten herangeschoben zu werden pflegte.

„Das mag alles sein, Mama. Aber es handelt sich nicht um eine Sukewitsch, sondern um ein Fräulein Hörselkamp, ein junges Mädchen, das ihrem Vater Modell steht, um ein junges Mädchen, dessen Reize jedem gehören, der eine Statuette von Hörselkamp erwirbt, verstehst du?"

„Ach, was du sagst, was du sagst, Andre! Hätte ich nie geglaubt! So hübsch ist die Kleine? Muß sie mir daraufhin mal ansehen!"

Graf Oberwall fühlte, wie sich eine leichte Gereiztheit seiner bemächtigte. Die gute Mama war, scheint es, nicht mehr ganz ihrer Sinne mächtig. Das war doch alles kein Standpunkt, das war doch ...

„Jedenfalls habe ich Gerhard gebeten, seine Besuche im Hörselkampschen Haus einzuschränken, den Verkehr einschlafen zu lassen."

„So ... das hast du ..."

Die Stimme der alten Dame kippte um. Etwas Bellendes lag in ihrem Ton, als sie fragte: „Und Gerhard?"

„Ich hoffe, er hat begriffen. Übrigens wenn man wie ein dummer Junge fünfzehntausend Mark in einer Nacht verspielt, dann hat man sich eine Weile des Rechtes begeben, eigenen Willen zu äußern."

Sie erkannte den harten Stimmklang, wunderte sich, daß sie beide doch jahrzehntelang friedlich nebeneinander gelebt hatten ohne Reibung, ohne Konflikt, höflich und scheinbar rücksichtsvoll.

Ganz schmal preßten sich ihre dunklen Lippen an die bläulichweißen Zähne.

„Dann ist's ja gut."

Sie mochte nicht mehr sprechen darüber. Ihr war die Sukewitsch egal und die kleine Lou Hörselkamp. Aber dem Enkel hatte sie gewünscht, was sie an dem Sohn vermißte: das heiße, leidenschaftliche Blut.

Als sie wieder allein war, schellte sie der Mendel

„Feuer nachlegen; man erfriert ja. Sie haben gewiß im Schlafzimmer wieder das Fenster aufgerissen, Mendel. Das können Sie ja nicht lassen."

„Die Fenster sind zu", sagte die Mendel gleichmütig.

„Na, dann ist es von meinem Sohn. Wenn er kommt, friert die Luft."

Die Mendel lehnte an der Wand, kerzengerade, ohne eine Miene zu verziehen. Sie konnte stundenlang so stehen, wenn die Exzellenz „brummte". In der ersten Zeit hatte sie versucht, sich im Zimmer zu schaffen zu machen. Da hatte die alte Frau ihr ein Papiermesser, das sie gerade bei der Hand hatte, an den Kopf geworfen.

„Zu wem spreche ich, Mendel? Werden Sie zuhören oder nicht, wenn ich etwas sage?"

„Ich habe zugehört, Exzellenz."

„So ... Na also, was habe ich gesagt ... Wiederholen Sie, was habe ich gesagt? Aha keinen blauen Dunst haben Sie. Ich wußte es ja. Also dorthin stellen Sie sich ... dort an die Wand. Ein bißchen stehen werden Sie doch noch können ... oder ist Ihnen das zu viel? Vielleicht verlangen Sie Lohnerhöhung, Mendel ... was?"

Seitdem stand die Mendel wie auf Posten.



Die Exzellenz sagte ihr alles. Es war wie ein Denken. Nur selbst äußern durfte sich die Mendel nicht eher, bis sie gefragt wurde. Ganz ausdruckslos mußte ihr Gesicht sein, da die Exzellenz ihr sagte: „Mein Sohn ist ein Frosch, Mendel. Und mein Enkel ist ein Huhn, das in einen Ententeich gefallen ist. Wenn nicht jemand es an den Flügeln packt und herauszieht, ersäuft es. Und vor dem Frosch hat es Angst. — Na also, reden Sie ..."

„Wie man's nimmt, Exzellenz." ...

„Schaf."

Ärgerlich blitzte die Exzellenz ihre Getreue mit den Augen an.

„Natürlich, wie man's nimmt. Sie antworten wie ein fünfjähriges Kind. Nicht ein bißchen Grütze im Hirn. Wie man's nimmt. Na also, wie nehmen Sie's denn?"

„Ja, Exzellenz, das ist nu mal so im Leben, da kann man nichts machen."

Dieser lange Satz war allemal der Mendel Weisheit Anfang und Ende. Früher hatte sie sich oft die Zunge verbrannt mit Erwägungen und persönlichen Ansichten. Nun hatte sie sich endgültig abgewöhnt, „Ansichten" zu haben.

Die Exzellenz sah ein, daß sie nichts aus ihr herausholen würde? „Wie ist das Wetter draußen?"

„Schnee und Regen, Exzellenz."

„Dann wird wohl niemand kommen, Mendel, he?"

„Wer kann wissen, Exzellenz." ...

Die alte Frau rollte sich wieder in ihren Schal ein wie eine frierende Katze. Mißmutig verfolgte sie mit den Augen die Vorbereitungen zu ihrer einsamen Mahlzeit. Abscheulich war das, immer so allein zu speisen, sich von dem Haushofmeister die Platten reichen, von der Mendel den Fingerhut Burgunder einschenken zu lassen. Und wenn das Obst dran kam, war es besonders ungemütlich. Die herrliche Duchessebirne in den knochigen Händen der Mendel war kein Anblick für ihre verwöhnten Augen.

Überhaupt — das Familienleben im Haus! Der Sohn speiste für sich — und der Enkel auch. Graf Oberwall war auf seine „Diät" angewiesen. Ein leichtes Magenleiden, das er von seinem Aufenthalt im Orient mitgebracht hatte, zwang ihn zu äußerster Mäßigkeit, die ihm übrigens nicht unangenehm war.

Auch er ließ sich ein kleines Tischchen heranrücken, meist in die Nähe des Schreibtisches oder Lesepultes. Bei aller Mäßigkeit war er ein Feinschmecker, stöberte selbst mal irgendein verschollenes Rezept aus dem Brillat-Savarin auf — wehte sich mit der Hand den Duft des neuen Gerichtes zu, an dem er oft nur kostete, um es dann, bei einem der kleinen Diners, die er seinen Bekannten gab, dem Menü einzuverleiben.

Manchmal schickte er so ein Probegericht in der silbernen, verdeckten und mit einer auswattierten Decke umhüllten Terrine zur Mutter hinauf.

„Herr Graf lassen fragen, wie es Exzellenz mundet" —

Die alte Exzellenz war nicht unempfindlich für solche Aufmerksamkeiten. Aber sie waren selten.

„Mendel ... wie lange ist es her, daß mein Sohn mir etwas zur Tafel geschickt hat?"

Der Mendel dachte nach: „Drei Wochen werden es her sein, Exzellenz."

Die alte Frau trommelte mit den Fingerspitzen auf der goldenen Lehne ihres Sessels: „So, Mendel, Sie meinen ... vor drei Wochen?"

Die Mendel stellte jetzt die Majolikaschale mit dem Goldlack auf den Tisch und schob zwei Scheiben englisch Brot unter die damassierte Serviette.

Das rosige Licht der verhängten Lampe spiegelte sich in dem schweren Silber der Bestecke, in der gravierten Fläche des silbernen Réchauds.

„Gehen Sie mal zu meinem Enkel herunter, Mendel, ob er nicht mit mir speisen möchte."

Der Mendel fiel beinah das Bakkaratglas aus der Hand.

„Graf Gerhard soll" ...

„Ja ... ich warte. Und wenn er kommt, dann legen Sie noch ein Gedeck auf, verstanden? Was gibt's denn heute zu Tisch?"

Die Mendel überreichte ihr das Menü, das täglich neben ihrem Teller lag. Es war in französischer Sprache gehalten, ebenso wie das vom Grafen Oberwall, der, als ein neuer „moderner" Koch, das erstemal seine „Speisenfolge" mit den Worten: „Durchgestrichene Geflügelsuppe" begonnen, statt Potage à la reine — den Teller von sich geschoben und erklärt hatte: „nichts mehr genießen zu können."

Die Exzellenz nickte zufrieden.

„Also gehen Sie, Mendel." ...

Den Kleinen mußte sie sich heute genauer ansehen. Die fünfzehntausend Mark machten ihr zu viel Spaß. Und der Flirt mit der kleinen Hörselkamp. ...

Endlich kam doch wieder ein bißchen Romantik ins Haus! ... (Fortsetzung folgt.)

Heimat.

Das ist die alte Stadt, darin
All meine Träume heimisch sind:
Durch enge Straßen treibt so leis
Ein lieber sanfter Sommerwind,
Von steilen bunten Giebeln sieht
Vergangenheit dem Leben zu,
Und vor den grauen Kirchen gehn
Die Brunnen kühl und ohne Ruh.
Aus grün verwachsnen Gärten steigt
Vogelgesang und Rosenduft,
Und Rosen blühn auch Jahr für Jahr
Dort vor dem Tor an deiner Gruft ...

Das ist die alte Stadt, darin
All meine Träume heimisch sind,
Und immer wieder finde ich
Nach Haus wie ein verirrtes Kind,
Und immer lehne ich verzagt
Am Gartentor und warte still
Auf einen längst verschollnen Schritt,
Und ob mir niemand öffnen will.

Ina Seidel.



Der Gutsherr auf Kadinen.

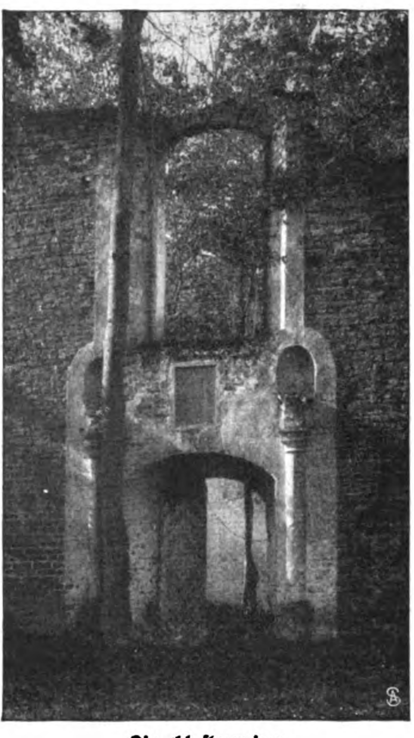
Von Rudolf Meiselbach. — Hierzu 9 Aufnahmen.

Wer kümmerte sich früher um das 20 Kilometer nördlich von Elbing gelegene Rittergut Kadinen! Wer kannte es überhaupt oder trug Verlangen, es kennen zu lernen! Das wurde mit einem Schlag anders, als der Kaiser im Herbst des Jahres 1898 das Gut käuflich erwarb. Fürst Dohna hatte dem Kaiser den Ankauf Kadinens in der Absicht empfohlen, dem Monarchen seine Westpreußen persönlich näherzubringen.

Der Fürst hätte kaum eine bessere Wahl treffen können. Die Natur hat es gut gemeint mit Kadinen; sie hat dort ein köstliches Landschaftsbild hervorgezaubert. Die Vereinigung von Berg und Tal, Wald und Feld, Haff und See wirken außerordentlich stimmungsvoll. Kadinen ist kein Ertragsgut, aus dem große Schätze zu holen, sondern sein hauptsächlicher Vorzug ist in seiner wundervollen Gestaltung und Lage zu suchen. — Die alten Pruzzen, wie die Preußen



Die Schule in Kadinen.



Die Klosterruine.



Das Schloß in Kadinen.



ehedem benannt waren, hatten bereits ein Auge für die Schönheiten Kadinens und sein stark zerklüftetes, schluchtenreiches Waldgelände, in dem viel jagdbar Getier hauste. Die Großtochter Kadina des Pruzzenfürsten Waidewut war es nach der Sage, die Kadinen den Namen gab. Als dann der deutsche Ritterorden ins Land kam, verlegte er ein Kammeramt und einen Richthof nach Kadinen, während die den Orden ablösende Polenherrschaft in der

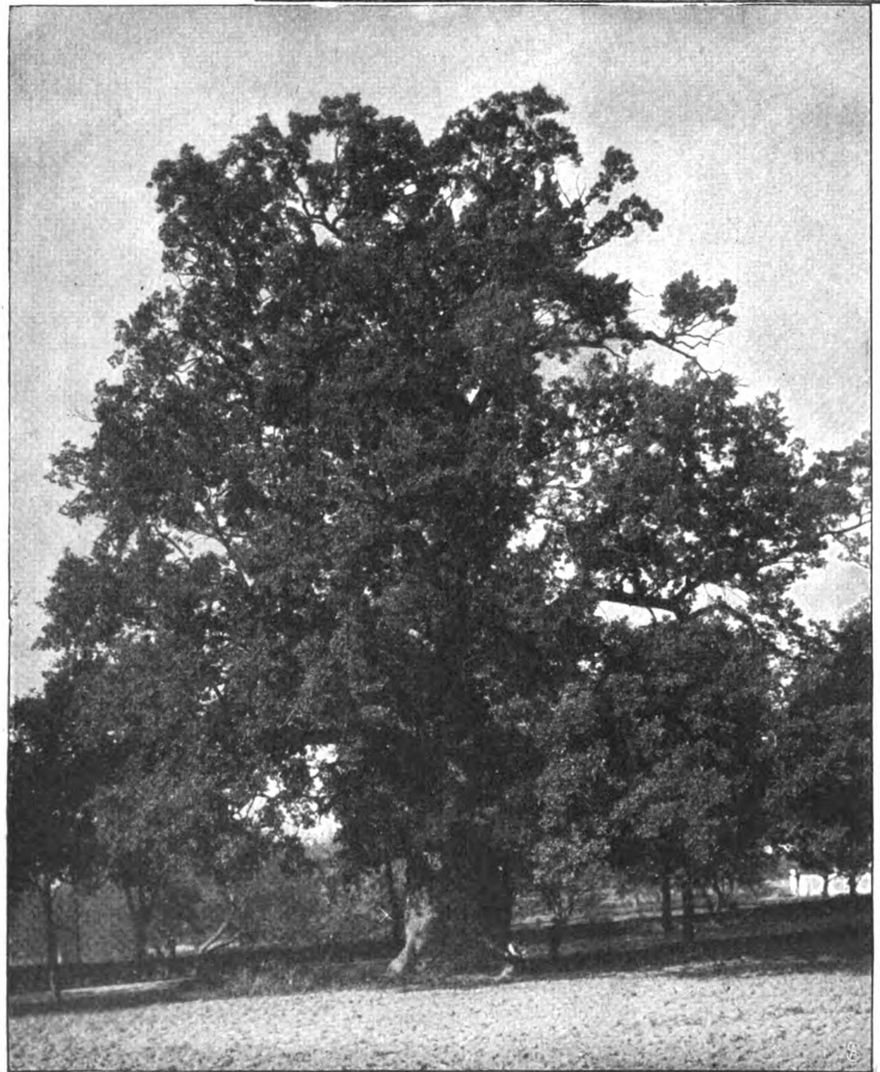


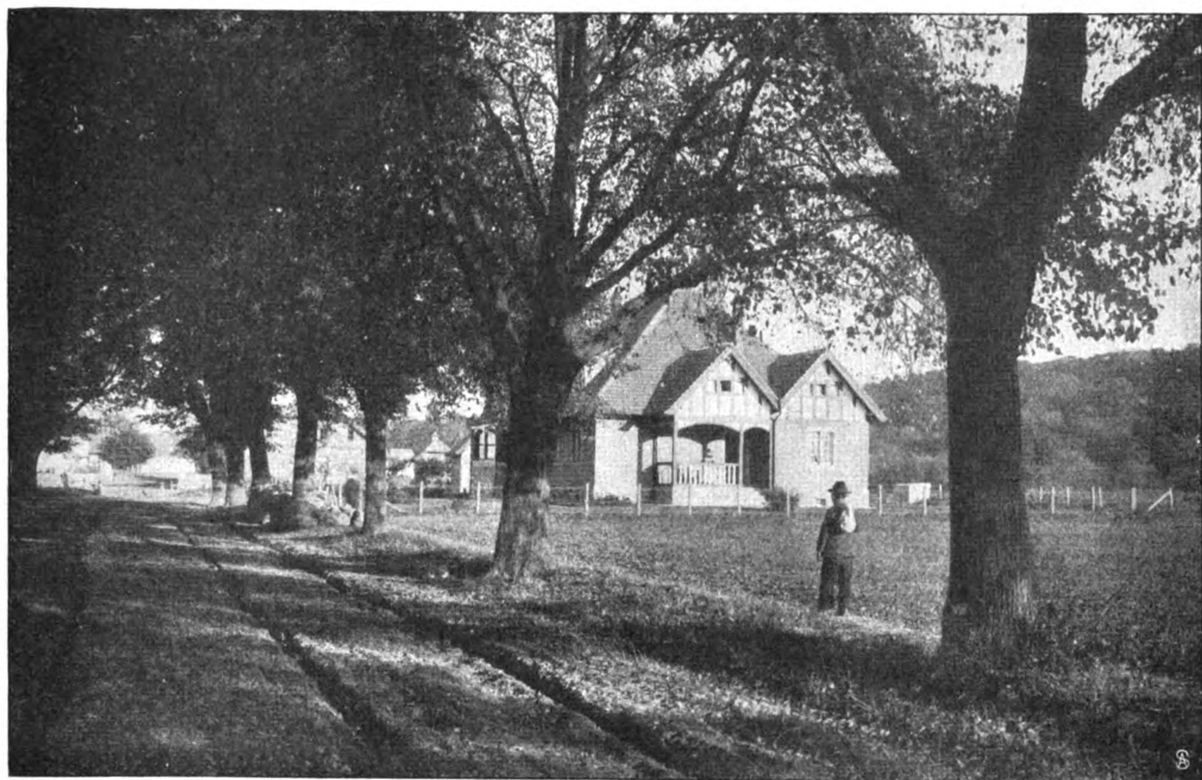

Die Schmiede.

Errichtung eines Franziskanerklosters zum Ausdruck gelangte (1684), von dem heute nur noch wenige Ueberreste in Kadinen vorhanden sind (Abb. S. 1007). Eine uralte Eiche, die am Eingang des Kadiner Gutshofes steht (Abb. nebenst.), erzählt von einer mehr als tausendjährigen Besiedlung jener Gegend.

Der Kaiser gewann eine große Vorliebe für Kadinen, so daß es zu einem Familiengut in des Wortes bester Bedeutung wurde. Hier in der Weltabgeschiedenheit können sich die kaiserlichen Herrschaften ganz zwanglos geben, eine Vergünstigung, von der die kaiserlichen Kinder ausgiebigsten Gebrauch machten. Die ganze Dorfjugend kannten sie bei Namen; in zahlreichen Wettläufen maßen sie ihre Kräfte und ihre Ausdauer mit den jungen Dörflern, und beim alljährlichen Kinderfest schenkte die Kaiserin der Dorfjugend selbst den Kaffee ein.

Der Kaiser baute Kadinen neu aus, gestaltete den Wirtschaftsbetrieb zeitgemäß, wandte der Viehzucht sein Interesse zu, wobei er u. a. Kreuzungen mit Zebubullen vornahm, sorgte für Be- und Entwässerungen, für Eindei-


Die uralte Eiche.



Die Lindenallee.

chung der Haffwiesen, für Anlage einer Wasserleitung und ersetzte die Oellampe durch Elektrizität. Die Kadiner Gutsleute wohnen heute in schmucken Landhäusern, denen auch der saubere Vorgarten nicht fehlt. Das Schulhaus (Abb. S. 1007) ließ der Kaiser im Ordenstil erbauen, und bei der Post kam ebenfalls die Bauweise des deutschen Ritterordens zur Anwendung.

Es macht dem Kaiser besonders Vergnügen, sich in Kadinen als praktischer Landwirt zu betätigen, der selbst in die Ställe geht, die Wirtschaft kontrolliert und Anregungen zur Ausgestaltung des Betriebes gibt.

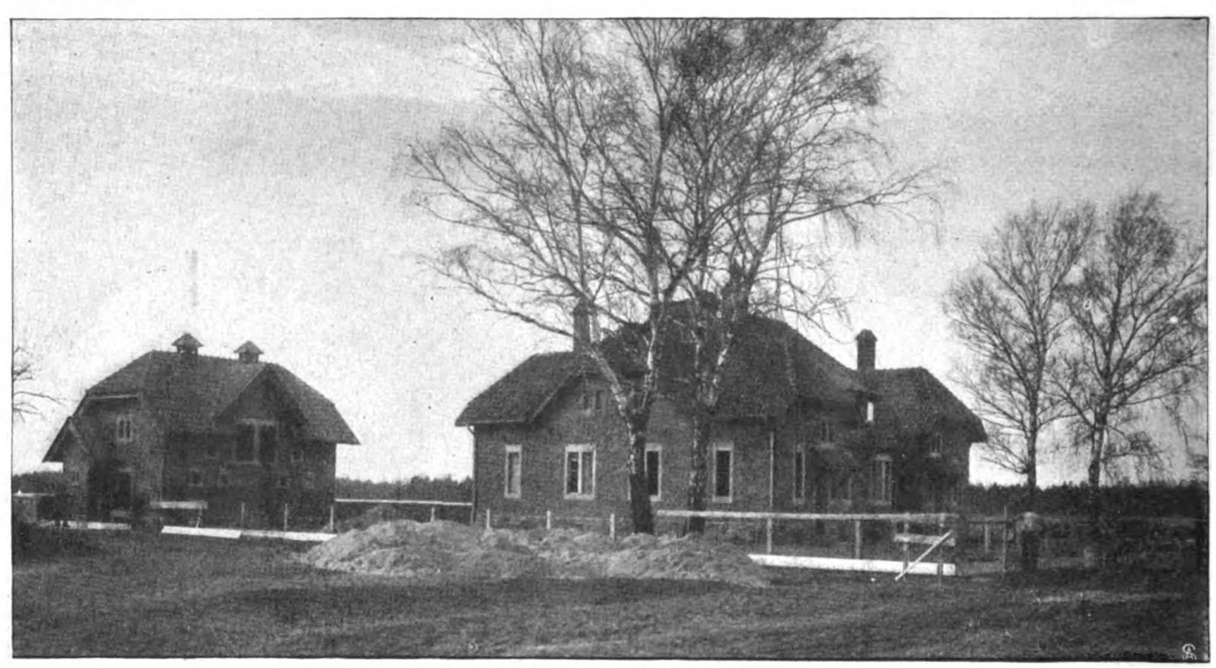
Mit seinem in letzter Zeit viel genannten Vorwerk Rehberg ist Kadinen 2162 Hektar groß, wovon 790 Hektar auf Wald entfallen, dem sich große staatliche und auch private Waldungen anreihen.

Mindestens einmal im Jahr erscheint der Kaiser in Kadinen, in der Regel nach dem Herbstmanöver, manchmal aber auch noch im Frühjahr zur Erledigung der laufenden Gutsgeschäfte und zur Erholung und Stärkung des Körpers und Geistes. Dann tritt er



Auf dem Wege zur Kadiner Kapelle.





Arbeitshäuser mit dahinter liegendem Wirtschaftsgebäude.

mit Fabrikanten, die ihm die neusten landwirtschaftlichen Maschinen vorführen, in Beziehung, läßt sich von hervorragenden land- und forstwirtschaftlichen Sachverständigen beraten und macht Ausflüge in die Umgegend.

Im Jahr 1903 begann der kaiserliche Gutsherr sich mit der Frage einer besseren Verwertung der in den Haffufererhebungen aufgehäuften Tonschätze zu beschäftigen. Ging doch über die Ziegelfabrikation die heimische Tonindustrie nicht hinaus. Nur in dem Kadiner Nachbarstädtchen Tolkemit wurden Topfwaren für den Haus- und Küchenbedarf hergestellt, aber in einer schon vor Jahrhunderten üblichen Weise, die zur Folge hatte, daß dieser Tolkemiter Industriezweig den Wettbewerb nicht mehr auszuhalten vermochte, sondern mehr und mehr zurückging. Diese Wahrnehmung, die ihm bei seinem Interesse für die Kadiner Umgebung nicht entgehen konnte, veranlaßte den Kaiser zur Entsendung einiger Tolkemiter Töpfer zum Besuch der Bunzlauer Fachschule, mit der Verpflichtung, die dort erworbenen Kenntnisse später in Tolkemit zu verwerten.

Damit gab sich aber der Kadiner Gutsherr nicht zufrieden; er strebte die künstlerische Tonverarbeitung an und dachte sogar an Porzellanerzeugung. Wenn nun auch durch die Sachverständigen der Kgl. Porzellanmanufaktur in Berlin dem Streben des Kaisers gewisse Grenzen gezogen wurden, weil das Kadiner



Die Orangerie.

Rohmaterial ein kalkhaltiger Niederungston ist, so zeigte sich doch, daß der Ton zur Anfertigung von Terrakotten und Majoliken sich gut verwenden läßt. Unter den Künstlern von Ruf, die mit der Herstellung von Modellen beauftragt wurden, befanden sich die Professoren von Uechtritz, Götz, Manzel, Begas, Janensch, Baumbach und der Bildhauer Splith. Kein neues Modell durfte die Kadiner Werkstätten verlassen ohne ausdrückliche kaiserliche Genehmigung. So kam es, daß viele Terrakotten und Majoliken verworfen werden mußten, bevor die Abgüsse den kaiserlichen Beifall fanden und den Weg ins Publikum antreten durften.

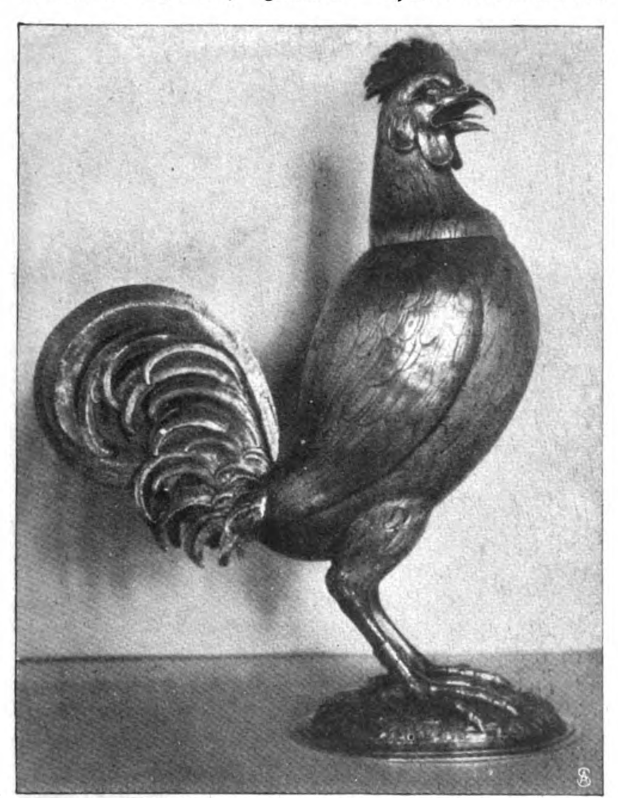
****

Altdeutsche Trinkgefäße in Tierform.

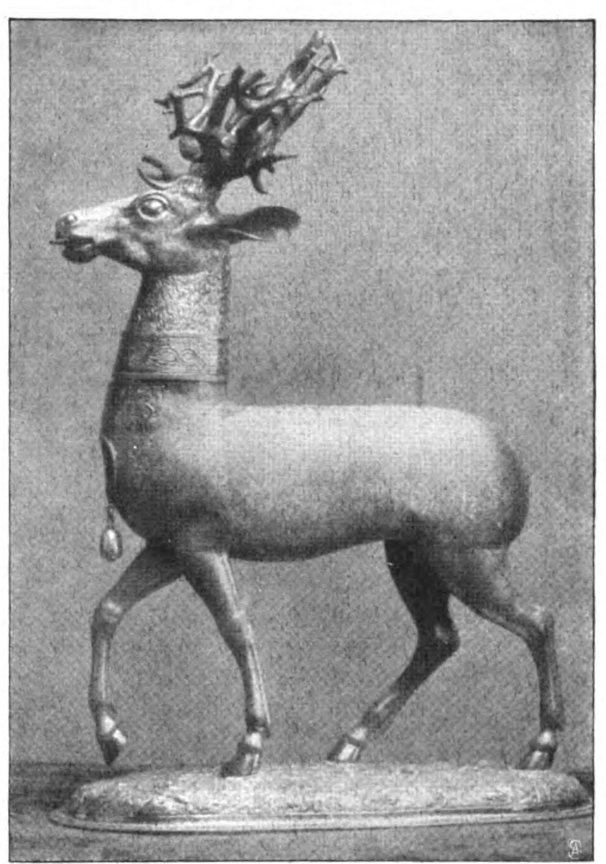
Von Franz Genthe. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Ueber das Trinken, über Trinkgebräuche, Zechordnungen und Aehnliches besitzen wir in Deutschland eine umfangreiche Literatur. Der Trunk galt als eine nationale Eigentümlichkeit der Deutschen, und absichtlich wurde — und wird auch noch heute — in allen Nachbarländern der Glaube an dieses Erblaster der Deutschen genährt. Bei der Trinklust unserer Vorfahren, die alten Herren haben's wirklich etwas stark getrieben, war nichts natürlicher, als daß die Trinkgefäße die ersten Gegenstände waren, in denen sie ihre Kunstfertigkeit und Prachtliebe zu zeigen suchten. Kostbare Becher bildeten lange Zeit neben schönen Waffen und Kleidern die hauptsächlichsten Luxusgegenstände auf deutschen Burgen, auf Ratstuben ebensogut wie im Heim des einfachen Bürgers.

Muscheln und Hörner, mit Silber eingefaßte Stierhörner waren die ersten Trinkgefäße der Deutschen; an die mit Gold gefütterten Schädel erschlagener Feinde, an die „Schalen", mag ich trotz Livius und Paulus Diakonus nicht recht glauben. Später traten an die Stelle der Muscheln, Schädel und Hörner rohgeformte Becher aus Zinn und aus Ahorn und andern Hölzern; im Lauf der Zeit wurden diese Trinkgefäße zierlicher gearbeitet und mit Silber eingefaßt. Die Trinkschale des heiligen Lutwinus zu Mettlach, eine auf Vogelklauen ruhende Halbkugel aus tiefdunklem Holz, ist



Krähender Hahn. Nürnberger Arbeit. Von Hans Petzold. 1599.
Höhe 27 cm. Bes.: Freiherrlich von Kressische Gesamtfamilie in Nürnberg.



Hofphot. B. Münch, Gotha.

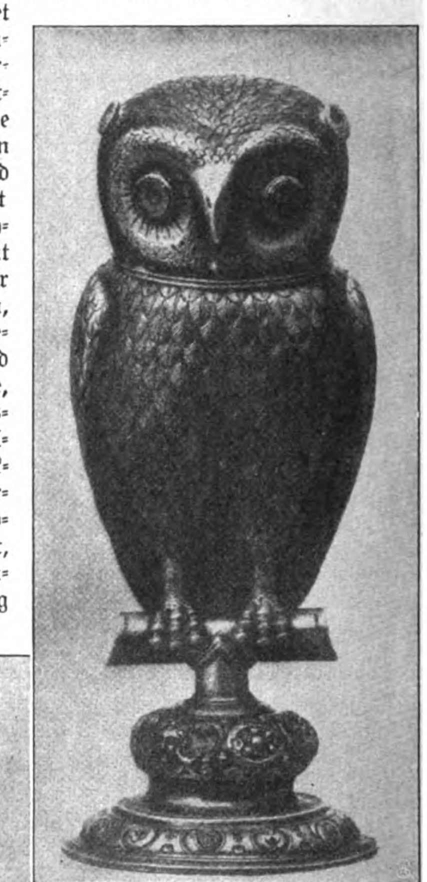
Hirsch mit Korallengeweih. Von 1592.
Bes.: Herzogliches Kunstkabinett zu Gotha.

vielleicht vor 1000 und mehr Jahren angefertigt worden. Solche Holzbecher waren noch im 16. Jahrhundert und später im Gebrauch. Mit dem steigenden Wohlstand der Nation wurde der einfache schmucklose Becher durch goldene, silberne und kristallene Trinkgeschirre in den verschiedensten und oft den bizarrsten Formen ersetzt. Der Deutsche hielt eben sein Trinkgeschirr für einen sehr wichtigen Bestandteil seines Hausgeräts; er fand Vergnügen daran, die eigene Trinkstube, die Rat- und Innungstuben mit schönen Bechern zu schmücken, dem



Aufrecht stehender Löwe.
Hamburger Marke. Ende 17. Jahrh.
Bes.: J. Pierpont Morgan.

Gast den „Willkomm" zu reichen, Paten- und Hochzeitsbecher zu schenken, hohen Herrschaften Gehorsam und Ehrfurcht durch Prachtbecher zu bezeigen. Es ist begreiflich, daß bei der allgemeinen Geltung, die das Trinken einst fand, auch die jeweilige Kunst sich nicht teilnahmlos verhalten konnte. Gerade in jenen Zeiten und in jenen Perioden, die uns in ihren künstlerischen Erzeugnissen besonders nahestehen, im 16., 17. und 18. Jahrhundert, bildete sich das Trinken zu einer Art von ritterlicher Kunst heraus, und in dieser Periode, in diesen Zeiten erstanden uns jene Goldschmiedemeister, die man „Fürsten in ihrer Kunst" nennen darf, erstanden jene Schätze in den ernstesten und feierlichsten, scherzhaftesten und übertollsten Formen, die heute das Entzücken der Sammler erregen und nur durch Schecks bezahlt werden können; denn soviel erforderliches Kleingeld pflegt selbst der Milliardär nicht in der Brieftasche mit sich zu führen. So schrecklich es für mich als Abstinenzler ist — ich muß der Wahrheit die Ehre geben, ohne eine gewisse Trunkfreudigkeit wäre jener Höhepunkt in der Herstellung von silbernen und goldenen Trinkgefäßen, um die uns die ganze Welt beneidet, nie erreicht worden. Und es ist eine höchst wunderbare und oft tolle Gesellschaft, die uns in den Trinkgefäßen unserer Sammlungen entgegentritt, der wir oft sogar die „hohe" Bestimmung nicht anzusehen vermögen. Kein Hohlgefäß im Hausrat, das nicht zur Becherform umgemodelt wurde; jedes erdenkliche Gerät fürs Haus, Handwerk, Jagd und Krieg findet sich hier zusammen. Und wiederum muß ich notgedrungen eine Lanze einlegen für Trunk und Trunkfreudigkeit unserer Vorfahren. Wie kommt es, daß sich nur bei den Deutschen, zu denen ich Niederländer und Schweizer rechne, die Gestaltungskraft bei Herstellung der Trinkgefäße so außergewöhnlich lebhaft bewiesen hat, die bei den Franzosen sehr wenig hervorgetreten, bei den „nüchternen" (südlicheren) Völkern überhaupt nicht nachweisbar ist. Mir scheint, mein abstinenzlerisches Herz blutet, bei den alten deutschen Goldschmiedemeistern hat Trunk und Trunkfreudigkeit und Gestaltungskraft in einer sehr wohltuenden Wechselwirkung gestanden.



Kauz. Basler Arbeit. 1590.
Höhe 20 cm. Bes.: Alfons Kern, Basel.



Springendes Pferd. Stempel: Griechisches Kreuz u. Stern.
7. Jahrhundert. Höhe 26 cm. Bes.: J. & C. Jeidels, Frankfurt a. M.

Unter den tausend verschiedenen Formen der Trinkgefäße nimmt die Gruppe der Tiertrinkgefäße eine besondere Stellung ein. Silber, Bergkristall und seltsame Naturprodukte, wie Straußeneier, Kokosnüsse und die Nautilusmuschel, gaben den Stoff zur Herstellung dieser Trinkgefäße. Die meisten der vorhandenen



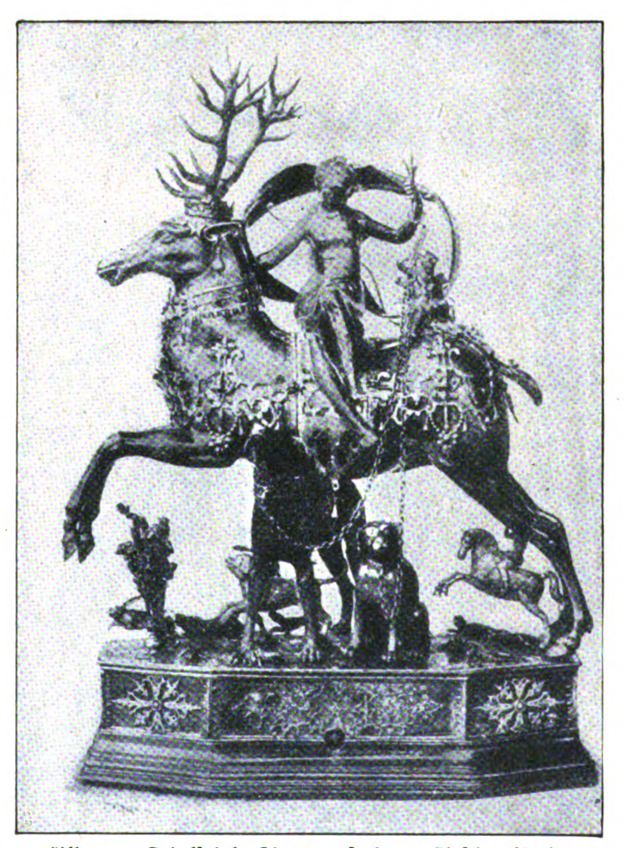
Vogel Rokh. Jaspispokal von Dinglinger † 1731.
Dresdner Arbeit. Höhe 30,5 cm. Bes.: Grünes Gewölbe, Dresden.



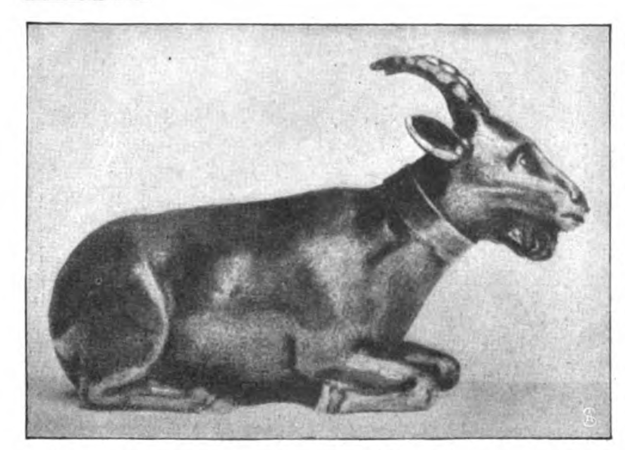
Aufrecht schreitender Greif. Augsburger Arbeit um 1700.
Höhe 45 cm. Bes.: Weberzunft in Basel.



Steigender Hirsch. Augsburger Arbeit.
Höhe 34 cm. Bes.: A. S. Drey, München.



Silbernes Trinkspiel: Diana auf einem Hirsch reitend.
Augsburger Arbeit um 1600. Höhe 34 cm. Bes.: Kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin.



Ziegenbock. Nürnberger Arbeit. Anfang 17. Jahrhundert.
Höhe 10 cm. Bes.: J. & C. Jeidels, Frankfurt a. M.

Becher von Edelmetall sind in Silber gefertigt, sodann aber vergoldet, des Glanzes und der Sauberkeit halber. Unter den mir bekannten fast 400 Bechern aus Edelmetall befindet sich meines Wissens nur ein einziger aus Gold gefertigter. Der Bergkristall ist meistens in der Gestalt eines Tieres, gewöhnlich eines Fabelwesens, verarbeitet worden, indem die Phantasie den vorhandenen Umrißlinien des Rohstoffes folgte. Aus Silber, dem am leichtesten zu verarbeitenden Stoff, sind alle möglichen Tiere mit wenigen Ausnahmen hergestellt worden, während für Straußeneier und Kokosnüsse nur solche Kreaturen in Frage kommen, deren Rumpf durch diese beiden Naturprodukte bequem ersetzt werden kann, während Beine, Hals, Schweif und Flügel in Silberarbeit hinzugefügt wurden, wie Strauß, Eule und Huhn.

Den ersten Anlaß zur Gestaltung der Tiertrinkgefäße haben vermutlich Wappentiere gegeben. Am meisten hat die Jagd auf die Gestaltung dieser Becher eingewirkt.

Aus meinem Zettelkatalog ersehe ich, daß der Hirsch das unbestritten am meisten von den Goldschmiedemeistern gewählte Tier gewesen ist. Elch, Damhirsch fehlen gänzlich; das Reh ist nur einmal vertreten, größeres Raubzeug kommt wenig vor, mit Ausnahme des Bären, der teilweise als komische Figur aufgefaßt wurde. Unter dem Federvieh ist das Huhn zahlreich vorhanden; der Hahn der Kreß von Kressenstein in Nürnberg ist einer der schönsten Tierbecher. Unter dem gefiederten Raubzeug nimmt der Adler die erste Stelle ein. Eine Gruppe für sich bilden die Trinkgefäße in Gestalt der Nachtraubvögel. Der Uhu, die Eule, der Kauz, diese Nachtvögel mit ihrem weichen, lautlosen Flug, mit ihren großen, weitgeöffneten klugen Augen, haben es scheinbar den alten Goldschmiedemeistern besonders angetan. Wenn einzelne Tiere, besonders der Hirsch, den Beschauer eigen anmuten, so ist dies auf Rechnung der damaligen Geschmacksrichtung zu setzen.



Pfau. Nürnberger Arbeit. Ende 17. Jahrhundert.
Höhe 21 cm. Bes.: J. & C. Jeidels, Frankfurt a. M.

Das Goldschmiedegewerbe war seinerzeit in Deutschland überall verbreitet. Nürnberg und Augsburg nahmen die erste Stelle ein. Vom Vater auf den Sohn ging die alte Kunstfertigkeit über. Ganz Deutschland, alle Nachbarreiche waren überschwemmt von den herrlichsten Erzeugnissen deutschen Kunstfleißes. Unzählige Becher aus Edelmetall gingen im Lauf der Jahrhunderte verloren. Aber das, was erhalten geblieben ist, wird pietätvoll in Sammlungen festgehalten, wenn nicht die amerikanische Gefahr mit unwiderstehlichen Schecks heranrückt. Und Summen von enormer Höhe werden anstandslos gezahlt, wenn irgendwelche hervorragenden Stücke gelegentlich frei werden.

Sehr viel hat das Lebenswerk eines Gelehrten, des Geheimen Hofrats Professor Marc. Rosenberg, „Der Goldschmiede Merkzeichen" zur Wertsteigerung der Erzeugnisse der Goldschmiedekunst beigetragen; er gab uns die Möglichkeit, aus Beschau- und Meisterzeichen Alter und Ursprung der einzelnen Gegenstände festzustellen, die Spreu vom Weizen zu sondern.



Bär.
1467 dem Rat von Berlin geschenkt.
Die Pistole später hinzugefügt. — Bes.: Märkisches Museum, Berlin.

Den Fälschern ist ihr früher so schwungvoller Handel zwar etwas eingeschränkt worden, aber es wird immer noch genug gefälscht.

Kaum eins unserer Zier- und Hausgeräte ist so interessant wie diese eigenartigen Trinkgefäße aus alter Zeit

Ebbe Wulfs Jung.

Skizze von Hans Friedrich Blunck.

Thies Möller, der Wattenarbeiter, packte langsam Draht und Axt zusammen, hing die dicken, gelbgeschälten Pfähle, die er von der Arbeit übrigbehalten hatte, über die Schultern und sah noch einmal prüfend über die ausgebesserten Buhnen, die in dunklen Streifen weit über den graubraunen Schlick liefen. Dann holte er bedächtig seine kurze Pfeife aus der Rocktasche, stopfte sie, riß ein Streichholz an und sah einen Augenblick aufmerksam in die hell aufflackernde Flamme in seiner hohlen Hand. Als die Pfeife brannte, wandte er sich und stapfte mit schweren Schritten durchs Watt dem Deich zu, der fern wie eine lange dunkle Welle vor dem Land lag.

Vom Meer, das in grauen Strichen fern unter der Kimmung lauerte, wehten durstige Frühlingsböen, herb noch, doch lenzfroh und jung wie flügge Möwen.

Thies Möller fühlte den seltsamen Wind, der so warm um seine Stirn strich, und leise fühlte er sein Blut, das in schweren Strömen aufstieg und in den Schläfen pochte und hämmerte. Und Thies Möller sann und wunderte sich über die Möwen, die wild und gell über den Watten kreisten, als könnten sie nicht ruhen vor dem neuen Lenz und wunderten sich über den Wind und seine Unruhe.

Er hob den Kopf und starrte hoch in den Himmel, als suchte er den seltsamen Geist, der ihn erfüllte, und müßte ihn sehen und greifen können; aber da fuhren nur weiße Wolken unter grauen Fängen. Die waren wie spielende Kinder, und der West pfiff sein Tanzlied dazu. Da warf der Mann die Pfähle von der Schulter, blieb stehen und reckte sich auf, als wollte er dem Wind drohen. Aber der spottete nur, warf losen Sand und Seemoos über seine Füße und griff ihm durch die Haare, bis Thies Möller nachdenklich den Kopf schüttelte und gebückt über die graue Einöde schaute.

Ein einsamer, versonnener Mann war der Arbeiter. Einsam wie sein Werk mitten in der braunen, unendlichen Weite. Ein paar Fischerfrauen, die mit ihren hohen Kiepen morgens am Priel entlangwanderten, und die Wasser, die täglich stiegen und fielen, waren seine einzigen Nachbarn geblieben. Still und in sich gekehrt und doch voll heimlichem Staunen und Sehnen lebte er dahin, grübelte er über das weite Watt, seine Brandung und seine Unendlichkeit. —

Thies Möller schrak auf. Vom Priel war ein helles Lachen zu ihm herübergedrungen. Scheu blickte er sich um und sah Ebbe Wulfs Jung und hinter ihm Fritz Lassen, die mutterseelenallein nach Brunskoog liefen.

Er drohte ihnen: „Wo wullt hin?"

„To Hus!" lachte Hans Wulf und sprang wie ein Wiesel mit nackten Füßen durch Pfützen und Rinnen, daß der Größere Mühe hatte zu folgen.

„Paß op, Hans, de Tide (Flut) kümmt!" rief der Arbeiter warnend, aber der Junge war längst vorbei und wirbelte im Laufen mit beiden Armen durch die Luft, als spiele er mit dem Wind.

Da packte Thies Möller sein Arbeitzeug und stapfte in schweren Stiefeln weiter durch Schlick und Sand, warf den Kopf hoch, als wollte er etwas abschütteln, und fühlte doch, wie sich seine Sinne langsam mit friedloser Unrast erfüllten.

Ebbe Wulfs Jung! Thies Möllers Gedanken flogen zehn Jahre zurück, damals, als er als Bursch zu den Soldaten sollte. Zwanzig Jahre mag er gewesen sein, und Ebbe Wulf war achtzehn. Und Thies Möller und Ebbe Wulf waren ausgemacht im Dorf bei den Leuten, und jeder dachte, daß es ein schwerer Abschied würde. Aber die Leute hatten zu viel gesprochen und zu viel geneckt, und keiner von beiden wollte dem andern das erste ernste Wort geben und ihm zeigen, wie lieb er ihm sei. So gingen sie stolz aneinander vorbei und suchten sich und wollten sich doch nicht finden — wochenlang.

Am letzten Abend erst, als Thies Möller noch einmal allein auf dem Deich entlanggegangen war und weithin der Abend bunte Fahnen schwenkte über dem grauen Meer, war die Sehnsucht über ihn gekommen wie eine alles erstickende Flut, und ihm war gewesen, als könnte er nicht leben da draußen ohne Hoffnung auf Ebbe Wulf.

Da war er umgekehrt, als liefe er um sein Leben, und war mit keuchendem Atem zu später Zeit vor ihr Haus gekommen. Und Maren Wulf, Ebbes Mutter, empfing ihn wie einen Brautwerber; hochmütig und doch freundlich. Aber in der Stube hatte ein anderer gesessen, das war ein Seemann, der mit Kersten Wulf von Hamburg gekommen war. Und der erzählte von Fahrten und Schiffen, von fremden Ländern und Meeren, bis Ebbe Wulfs Augen glänzten und sie Thies Möller anlachte: „Sieh, du, wenn du auch so einer wärest!" Da war er trotzig und still geworden und hatte mit verkniffenem Mund zugehört, wie der andere erzählte, bis es Mitternacht wurde und Thies Möller Abschied nahm.

Ebbe Wulf hatte ihn hinausgebracht bis vor die Tür und hatte ihn angesehen und wohl auf ein Wort aus seinem Mund gewartet; aber der Bursche hatte gefühlt, als sähe das ganze Dorf auf den Fremden und ihn, und als spotteten sie und sähen ihn an wie vorhin Ebbe Wulf: „Wenn du wärest wie der!" Und Thies Möller hatte ihre Hand warm in der seinen gefühlt und hatte doch kein Wort gesagt und war hochmütig und stolz auf seinen Trotz in die Welt gegangen. —

Der Wattenarbeiter schritt schwer über den Schlick. Aus Rillen und Lachen wuchs das Wasser heimlich unter ihm, als strömte es aus der Erde empor. Möwen segelten hoch, und ihr verwunschener König schrie ungesühnt vor Neid und Qual. Ein warmer Regen trieb im West, der pfeifend in kurzen Böen vom Meer auffuhr.

Thies Möller dachte an die Jahre.

Ebbe Wulf war verheiratet, als er wiederkam, und hatte ihn angesehen wie einen Fremden, so lange war er fortgewesen, und so müde kam er zurück. Da war sein Trotz tiefer gegangen, bis ins Herz, und er war noch einmal hinausgezogen in die Welt. Und Ebbe Wulf war Witfrau, als er wiederkam, und ihr Junge spielte um ihre Knie. Aber der Trotz war der alte geblieben bei beiden. Sie grüßten sich kaum und sahen sich feindselig an, wenn sie sich trafen.

Und doch hatte Thies Möller einmal nachgeben müssen. Das war damals gewesen, als er seine Stellung als Fischerknecht in Brunskoog aufgab und jenseit der Bucht Wattenarbeiter wurde. Er war müde geworden, täglich zu kämpfen, und hatte zugegriffen, als er eine Stunde weiterziehen durfte, wo er Frieden hatte vor Ebbe Wulf. Nur heute lief Hans Wulf vor ihm übers Watt.

Der Regen rieselte sacht in feinem Staub zu Boden. In die Wolken war der West gefahren und zerrte sie wie



Segel im Wind. Es war, als hörte man ihr unruhiges Reißen und Knattern, als packten riesige Fäuste in ihre Schotten, und als klängen halbverwehte Rufe im Wind.

Da brach langsam ein gelber Widerschein vom Meer. Die Tropfen begannen zu blinken, wie splitternde Steine zu fallen. Eine riesige Lohe schlug dunkelrot auf im Westen und verbrämte Watt und Lachen mit brennenden Farben. Die Wolken schienen tief zu sinken, wurden bunt im Glanz der sterbenden Sonne und ließen rötliche Nebel zur Erde fallen.

Thies Möller sah sich um und wunderte sich, daß der Abend der gleiche war wie damals, als er aus seiner Heimat sollte. Und er vergaß die Zeit, die verronnen war, und lief mit seinen Gedanken noch einmal durch den dämmernden Abend über den Deich zu Ebbe Wulfs Haus. Der führte durch Nebel, als die Sonne gesunken war, durch Schwaden, die von der Böschung gegen ihn krochen, mit weißen Gesichern drohten und sich an ihn klammerten, als müßte er sie alle mit sich tragen auf seinem Weg.

Aber damals war er jung gewesen und hatte gespottet über die Nebel.

Thies Möller reckte sich plötzlich hoch auf, drehte sich um und starrte mit weiten Augen über das Watt. Die Sonne war gesunken, und fern vom Meer krochen braundunkle Wolken auf. Eine fröstelnde Kälte zog vor dem Abend her, und wie aus unsichtbaren Kelchen zogen ringsum in dünnen Fäden und Schleiern Nebel über das Watt.

Da sah er Fritz Lassen, der unruhig am Priel entlang dem Land zustrebte. Einen einzigen Augenblick starrte der Arbeiter über die Weite. Dann brach ein gurgelnder Ton: „De Jung!“ aus seinem Mund, und in wenigen Schritten war er am Wasser.

„Woneem is Hans?“ schrie er den Burschen an.

Der blickte ängstlich auf. „Ik weet nich. He is alleen wieder lopen (gelaufen).“

Thies Möller sah den andern besinnungslos an, dann fuhr eine zitternde Angst in ihm auf. Mit einem Ruck wandte er sich, setzte in langen Sprüngen am Priel entlang über Rinnen und Lachen und rannte atemlos in das weite, braune Watt hinaus, dahin, wo er Hans Wulf zuletzt gesehen hatte. Das Wasser wuchs unter ihm und schob vom Priel aus weiße Schaumstreifen über den geriffelten Schlick. Der West sprang auf und schnob über die dunkelnden Flächen, als wollte er sie freipeitschen für seine steigende Flut. Möwen flogen krächzend auf und suchten Schutz vor dem sinkenden Abend.

Thies Möller rannte, als gelte es sein Leben, rannte wie damals, als er hilfesuchend zu Ebbe Wulfs Haus über den Deich lief und die Nebel sich in seine Kleider krallten. Ihm fiel jäh ein, daß der Donnpriel seit drei Tagen einen neuen Weg weiter ab von Brunskoog wühlte, der tief und reißend war, daß kaum jemand sich darüber wagen durfte. Und er fühlte sich schuldig an dem Jung, der vor ihm über das Watt gelaufen war, als kennte er Priel und Strand wie einer der Alten.

Seine hastenden Gedanken flogen weit voraus, umgaben das Kind, und ihm war, als sei es sein eigenes, das da draußen irgendwo in Todesängsten durch die wachsenden Lachen irrte.

Da teilte sich der Priel in den alten und neuen Arm. Einen Augenblick suchte Thies Möller am Boden. Dann fand er kleine Fußtapfen, die über die Sandbarre am neuen Strom entlangliefen.

Vom Meer kam langsam eine dichte Nebelwand. Die kroch heran wie ein fahles Tier ohne Augen, das tausendfach wogende Arme ausstreckte und mit ihnen Flut und Land grau und endlos umschlang. Die Möwen flohen zum Land, und der Wind lag lautlos auf den Watten, als fürchte er sich. Schwer sank die Dämmerung und färbte die Fläche dunkel, und der Nebel wurde braun, düsterbraun im letzten Leuchten.

Thies Möller irrte, tappte verzweifelt durch die wachsende Flut und suchte einen Weg durch den Daak. Dann, als er am Priel mit keuchendem Atem entlanggelaufen war, ohne jemand zu finden, blieb er plötzlich stehen und schrie laut auf vor Qual und Angst um Ebbe Wulfs Jung, daß es gellend über die Watten schallte und den Abend zerriß. Einen Augenblick horchte er lautlos und beugte sich vor, als müßte der Nebel Antwort bringen, und ihm war, als hinge sein Leben an einem Zeichen. Als alles schwieg, reckte er sich noch einmal auf und schrie den Namen Ebbe Wulfs und ihres Kindes, als sollten seine Lungen bersten. Bis er von fern, jenseit des Priels, eine dünne Knabenstimme hörte, ängstlich und verhalten, als wagte sie nicht, den Nebel zu wecken. Da sprang Thies Möller in die aufspritzende Flut, watete bis an die Brust durch die Wasser, stemmte sich und rang wild gegen die reißende Strömung, bis langsam der Boden stieg und in weite, überschwemmte Wattenfelder verlief. Noch einmal schrie Thies Möller auf; da war die Stimme des Knaben nahe, und aus dem dämmernden Nebel löste sich seine schlanke Gestalt.

„Thies, Thies!“ Der Junge hing sich zitternd an ihn. Seine Glieder bebten wie im Fieber, und willenlos ließ er sich auf den Arm nehmen.

Langsam suchte Thies Möller durch die Flut seinen Weg. Zwei alte, halbgefüllte Priele, die er quer durchschritt, gaben ihm die Richtung nach Brunskoog. Dann verlor sich wieder alles in einer wachsenden, einfarbenen Wasserfläche, in der er sich mühsam durchzuarbeiten versuchte. Aber der Nebel wurde dichter, braungelb, und das Wasser um seine Knie wurde unruhig, fing an, schaumige Wellen zu werfen, spritzte und gischtete ringsum auf unter seinem Schritt. Thies Möllers Brust ging schwer, er keuchte und stöhnte, als brenne der Nebel in seiner Brust. Mitunter stolperte er, raffte sich wieder auf und suchte im Grau weithin nach Wesen und Händen, die ihm helfen könnten. Aber unbarmherzig quoll das Dämmern von allen Seiten auf ihn ein, und ihm war, als müßte er ersticken unter den dichten Leibern, die ihn rings umdrängten und sich schwer auf ihn und seine Last legten.

Da wuchs das Wasser wieder unter seinen Schritten. Ihm war, als neigte sich der Boden langsam, und als griffe die Flut gierig und schadenfroh nach seiner Kehle. Thies Möller blieb stehen und schrie noch einmal laut auf, schrie den einen Namen um Hilfe, als müßte der ihn erlösen von seiner Not.

Der Junge auf seinem Arm strich mit zitternden Händen über seine Brust und griff nach seinen Backen, als wollte er die streicheln.

„Mudder, Mudder“, sagte er leise und begann zu wimmern.

Thies Möller war, als dürfte er nicht vergehen, als dürfte Gott es nicht zulassen um des Jungen und des Weibes wegen.

„Ick lot di nich, Jung!“ sagte er und drückte seine Bürde fest an sich, und dann schrie er noch einmal wie ein wundes Tier, das sich gegen den Tod wehrt: „Ebbe Wulf, Ebbe Wulf, to Help, to Help!“

Er horchte mit allen Sinnen durch den Nebel, als müßte fern eine Antwort kommen. Da hörte er, wie weit



rechts hinaus der Schlepper, der vor Helmöort lag und beim Nebel keine Einfahrt fand, laut und warnend schrie, und da wußte Thies Möller auf einmal, daß er auf dem rechten Weg war, daß vor ihm Brunskoog liegen mußte, und daß er mitten im versandeten alten Priel war.

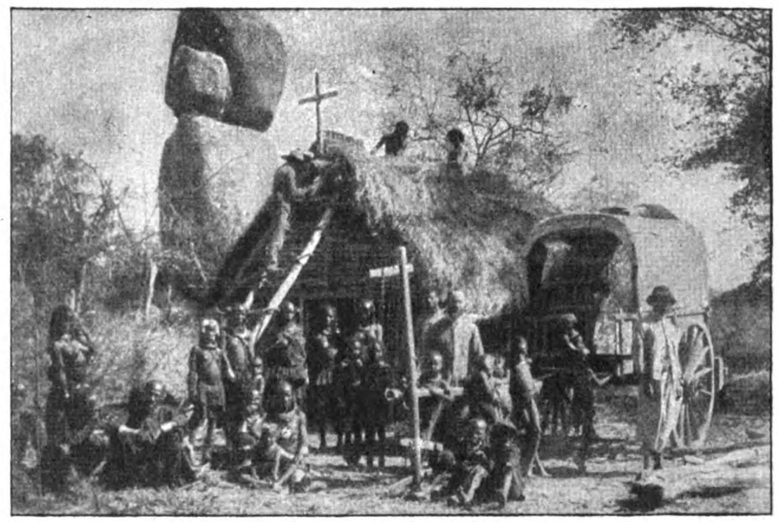
Und mit neuer Kraft beugte er sich und drängte gegen die Strömung, suchte er Halt in dem gleitenden Sand unter seinen Füßen und reckte den Leib aus dem Wasser, das gegen seine Brust stieg. Bis der Boden wieder zäher wurde und die Flut niedriger und aus dem Nebel ein zitterndes Feuer, das Lotsenfeuer von Brunskoog auftauchte.

Da riß Thies Möller noch einmal das Kind an sich. Ihm war, als müßte er jubeln, laut aufjubeln, und lachend schrie er in den Nebel hinein: „Komm, Jung, nu wüllt wi to Mudder!“

Angola.

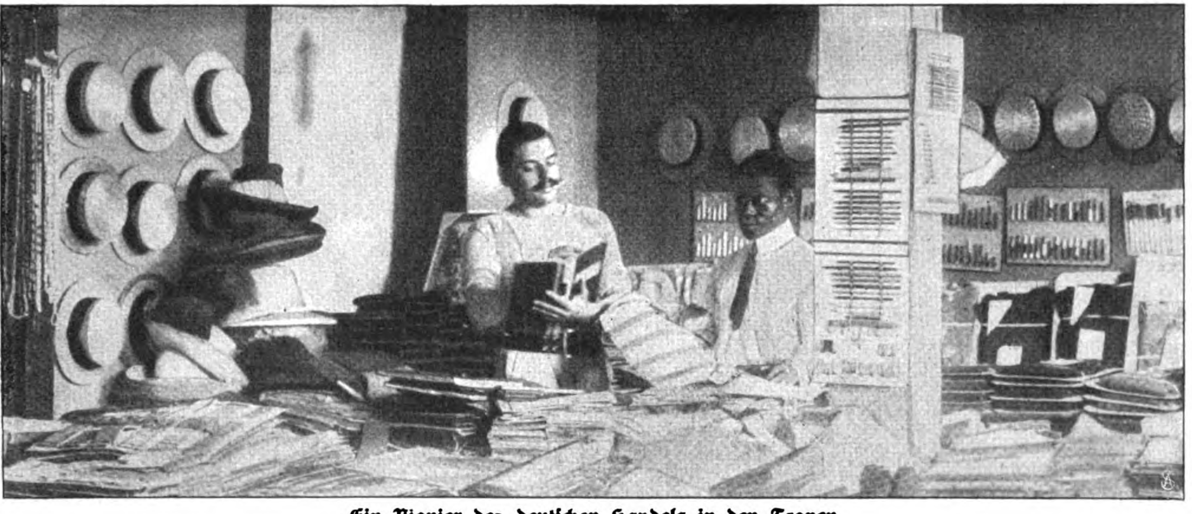
Von Dr. Paul Rohrbach. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Im November vorigen Jahres unterhielt ich mich in Benguella mit einem portugiesischen Großkaufmann und Grundbesitzer aus Bihé in Hochangola, der Landschaft, die als die Perle unter den gegenwärtigen und zukünftigen Besiedlungsländern Innerafrikas gilt. Auch die jüdischen Kolonisationspläne in Angola, die vor anderthalb Jahren bis zur Entsendung einer Studienexpedition und zu ausführlichen Verhandlungen mit der Republik Portugal gediehen waren, zielten auf Bihé; sie scheiterten dann an dem Verlangen, die jüdischen Kolonisten sollten weitgehende Selbstverwaltung und ein vollkommen geschlossenes Siedelungsgebiet, einen „Staat im Staat“, angewiesen erhalten. Mein Gewährsmann schilderte mir die Natur des Landes, das zwar gesund sei, aber trotz der Meereshöhe von 1400 bis 1600 Meter doch tropischere Anbaumethoden verlange, als man denkt, und fügte dann hinzu: „Kommen Sie lieber im nächsten Jahr nach Bihé, dann werden Sie mit der englischen Bahn bis zu uns fahren können!“ Heute, kaum ein halbes Jahr später, lese ich auf der Heimreise aus Afrika an Bord der „Lucie Woermann“, daß in der Tat die Schienen in diesem Sommer Bihé erreichen werden, und daß die Engländer in zwei bis drei Jahren an der Kongogrenze, an der Schwelle von Katango, zu sein hoffen, wo ihr Bahnbau hinzielt.



Missionspredigt in der Buschkirche.

Von Angola pflegt in kürzeren oder längeren Zwischenräumen als von einem Verhandlungsobjekt zwischen Deutschland und England mit oder ohne Beteiligung von Portugal die Rede zu sein. Bekannt ist auch, daß ein nicht veröffentlichter, heute vielleicht schon überholter deutsch-englischer Vertrag existiert, wonach im Fall, daß Portugal



Ein Pionier des deutschen Handels in den Tropen.



Station an der Mossamedes-Bahn.

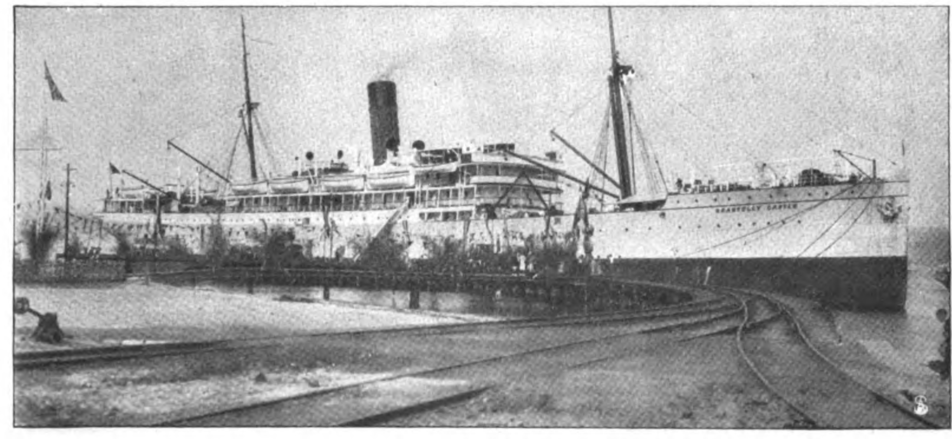
habe keinen besseren an der ganzen afrikanischen Westküste gesehen. Eine schmale, feste Sandzunge, die sich ins Meer hineingebaut hat, umschließt wie eine Mole ein tiefes, geräumiges und vollkommen geschütztes Becken. Ganz nahe am Ufer ist die Tiefe so groß, daß ein halbmondförmiger Pier nur wenige Meter ins Meer hineingebaut zu werden brauchte, um den großen Dampfern der Union-Castle-Linie das direkte Anlegen zu gestatten. Ebenso günstig ist übrigens die Tigerbai, südlich von Mossamedes,



Hausbau auf dem Plan Alto in Humpata.

seine afrikanischen Besitzungen einmal zu veräußern bereit ist, England den Süden von Portugiesisch-Ostafrika und den Löwenanteil von Angola, Deutschland das Gebiet nördlich des Sambesi und ein bescheidenes Stück von Südangola erwerben sollte. Lassen wir sowohl diese als auch andere möglicherweise bestehenden Abmachungen beiseite, und vergegenwärtigen wir uns in Kürze den Wert des Landes an sich. — Angola ist teilweise aufgeschlossen durch drei Eisenbahnlinien, von denen die mittelste und am weitesten vorgeschrittene von einer englischen Gesellschaft gebaut wird. Sie geht aus von dem Hafen Lobitobai, zwei Dampfstunden nördlich von Benguella, berührt dies und Catumbela an der Küste, wendet sich dann landeinwärts, ersteigt das innerafrikanische Hochland in der Richtung auf Bailundo und Bihé, wo sie über 1400 Meter Seehöhe erreicht, und soll nach ihrer Vollendung die Mineralschätze Katangas den Ozeandampfern in Lobitobai zuführen. Lobitobai ist ein idealer Naturhafen — ich

beschaffen, die früher einmal als Ausgangspunkt für eine Bahn durch Südwestafrika nach Johannesburg vorgeschlagen wurde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ähnliche Pläne in Zukunft wieder auftauchen. Ich war in Lobito mit einem portugiesischen Dampfer der Empreza Nacional, der in einem Tag 5000 Sack Kautschuk, ein Objekt von $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark, und verschiedene andere Ladung am Pier übernahm. Wild wachsender Kautschuk ist fast das einzige wichtigere Exportprodukt von Angola; der Anbau von Kulturgewächsen liegt ganz danieder, obwohl Kaffee, Baumwolle, Zuckerrohr, Plantagenkautschuk, Mais, Erdnüsse usw. sehr gut, zum Teil glänzend gedeihen. Vor allem werden nur verschwindende Mengen ausgeführt, weil die portugiesische Verwaltung außerstande ist, die Kolonie zu entwickeln. Angola ist etwa doppelt so groß wie Kamerun; das Hochland oder der Plan Alto, ein Gebiet von etwa 75 000 Quadratkilometer, gehört größtenteils zu den fruchtbarsten und



Dampfer der Union-Castle-Linie am Pier des Hafens von Lobito.

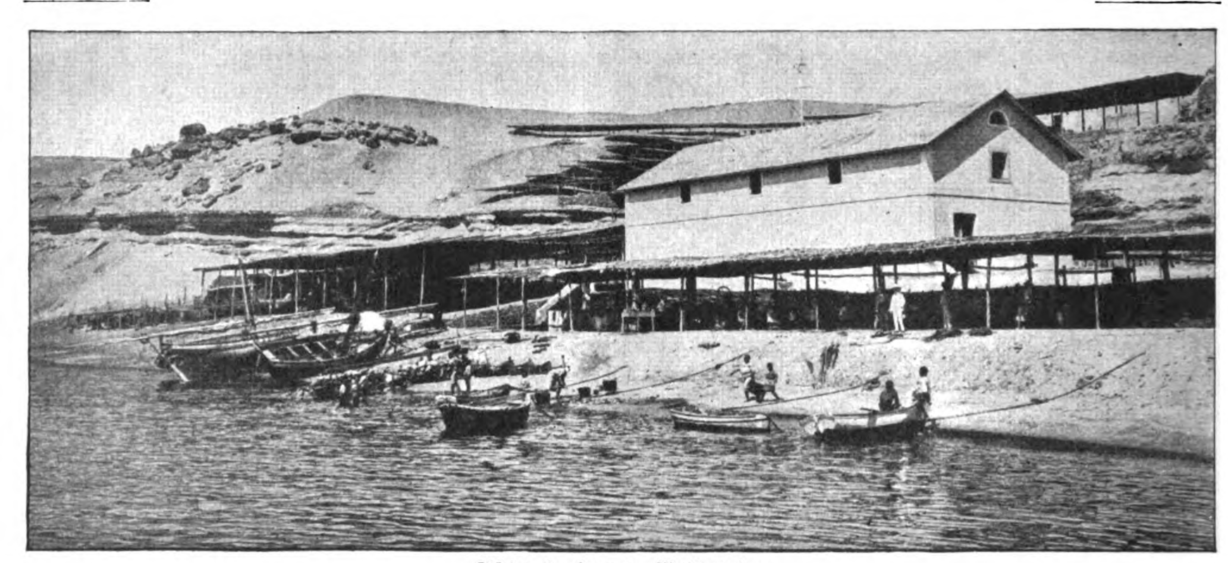


Ansicht von Benguella.

gesundesten und damit bewohnbarsten Teilen Afrikas. Allerdings gestattet das Klima nicht, wie von manchem geglaubt wird, den Anbau verschiedener europäischer Getreidearten auf Regenfall. Während der Regenzeit sind nämlich Feuchtigkeit und Wärme zu groß, und in der trockenen und kühlen Jahreszeit, wo es fünf bis sechs Monate überhaupt nicht regnet, muß künstliche Bewässerung angewandt werden. Es gibt aber



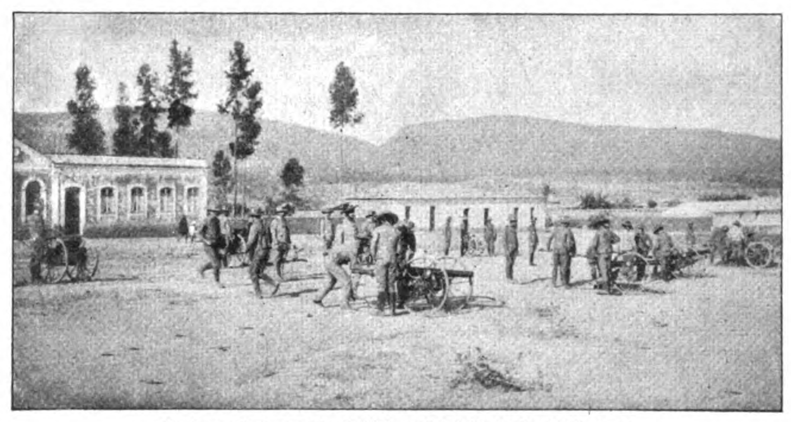
In der Küstenregion von Benguella: Oelpalmenzone. Oben: Buren von Humpata.



Fischereianlage in Mossamedes.

im Unterschied zu Südafrika eine Menge dauernd fließender Flüsse und Bäche. Bailundo und Bihé, das Erschließungsgebiet der englischen Bahn und landschaftlich wie klimatisch das beste Stück des Plan Alto, machen zusammen ungefähr die Hälfte von ihm aus.

Die beiden anderen Bahnen gehen von San Paulo de Loanda, der Hauptstadt der Kolonie, im Norden und von Mossamedes im Süden aus. Beide Plätze haben für die afrikanische Westküste sehr gute Hafenverhältnisse. Auch in Benguella sind sie leidlich. Der Charakter des Hinterlandes von Loanda ist ungefähr der gleiche wie die Benguellabahn entlang: erst ein heißes, hier und da ein steriles, aber von vielen fruchtbaren Flußtälern mit reichen Oelpalmenbeständen durchzogenes Küstenvorland; dann der Anstieg mit viel Urwald, in dem wilder Kaffee wächst, schließlich der Plan Alto. Dagegen führt die Mossamedeseisenbahn zunächst durch eine richtige tote Wüste, die Fortsetzung der südwestafrikanischen Namib. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich die gleichen Massen von Flugsand, Geröll und Verwitterungschutt, die gleichen grundwasserhaltigen, oberirdisch trockenen Flußtäler und weiter landeinwärts die gleiche Dornsteppe erblickte wie bei der Fahrt von Swakopmund nach dem Innern von Südwest. Die Loanda- und die Benguellabahn haben eine Spurweite von 1 Meter bzw. $3^1/_2$ englischen Fuß (die sogenannte Kapspur), die von Mossamedes ausgehende Linie hat 60-Zentimeter-Spur wie die Otavibahn; das Material stammt von einer Berliner Firma. Leider ist sie einstweilen wegen Geldmangels in der Staatskasse bereits am Fuß des Hochlandes steckengeblieben, das hier im Chellagebirge mauerartig steil gegen den Küstenstrich abstürzt. Der Aufstieg muß zu Pferde oder in weitem Bogen über einen zur Not fahrbaren Paß mit Ochsenwagen gemacht werden.



Uebung der portugiesischen Artillerie in Lubango.

Die Ochsenwagen sind in Süd- und Mittelangola durch Buren aus Transvaal eingeführt worden, die zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunders unter Führung von Jakobus Botha und Johannes Jordaan durch die Kalahari und das heutige Südwestafrika einwanderten: Jordaan ging zurück nach Südwest und wollte in Grootfontein-Nord eine Burenrepublik gründen, Upingtonia; der bereits in der Ausführung begriffene Plan scheiterte an der Ermordung des Führers durch den Ovambohäuptling Kambonde. Den alten Kommandanten Botha, eine Patriarchengestalt von wahrhaft biblischem Aeußern, habe ich selbst noch bei meinem Besuch in Humpata, dem Zentrum der Burensiedlung auf dem südlichen Hochland, gesehen und gesprochen. Die Buren hausen dort ganz wie in Transvaal; in Tracht, Sitte und Sprache haben sie sich nicht geändert, und Vermischung mit den Portugiesen kommt kaum vor.

Die bedeutendsten natürlichen Werte, die Angola besitzt, sind die Fruchtbarkeit seines Bodens und seine in den meisten Bezirken zahlreich vorhandene und kräftige Eingeborenenbevölkerung. Die weiten Wald- und Savannengebiete von durchschnittlich 900—1100 Meter Seehöhe, zu denen sich das Hochland nach Osten und Süden hinabsenkt, sind noch wenig bekannt und unterliegen kaum irgendwelcher Verwaltung, aber es sind große Arbeiterreservoire für die Zukunft. Der

Einfluß der portugiesischen Behörden und Militärstationen beschränkt sich auf den Plan Alto, das Küstengebiet und den Grenzstrich gegen Südwestafrika; das Städtchen Lobango, etwa 1700 Meter hoch in gesunder und hübscher Lage, ist der Sitz des Gouverneurs der südlichen Binnenprovinz. Von dort aus habe ich Humpata und die Hauptniederlassung der französisch-katholischen Mission in Huilla besucht. Zweierlei hat mir bei den Patres besonders imponiert: die bewundernswerte Kulturarbeit, die sie durch die Einführung und den erfolgreichen Anbau zahlreicher europäischer Nutzgewächse geleistet haben, und die kluge Nüchternheit ihres Urteils über die Eingeborenen — nicht nur gewissenhafte Erziehung braucht der Neger, sondern auch dauernde Leitung. Dann vermöge er Tüchtiges zu leisten.

Angola ist ohne Zweifel eins der für die Zukunft am meisten versprechenden Länder Afrikas. Im Süden, bei Mossamedes, Port Alexander, Tigerbai, ist der Fischreichtum der Küstengewässer sehr groß; die dortigen Fischereien entwickeln sich, und der Walfang liefert gute Erträge. Im Innern gibt es Land und Arbeitskräfte für Pflanzungsunternehmungen großen Stils, und das Hochland vermag einer weißen Kolonistenbevölkerung von Hunderttausenden gute Daseinsmöglichkeiten zu bieten. Was fehlt, sind eine geregelte leistungsfähige Verwaltung und Kapitaleinfuhr!

Der Handel Angolas könnte heute schon viel größer sein ohne das portugiesische Protektionsystem. Soweit fremde Nationen in Frage kommen, stand früher England so gut wie außer Konkurrenz da; dann fing Deutschland an aufzukommen, und im Lauf der letzten zehn Jahre ist die deutsche Einfuhr an die Spitze aller nichtportugiesischen Herkünfte gelangt. An allen wichtigen Plätzen findet man Reisende, Musterlager und Vertretungen von Hamburger und Berliner Exportfirmen, die insgesamt Millionenwerte umsetzen.

Hortensien.

Von Prof. Dr. Udo Dammer. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen von J. Boyer.

Alles kehrt wieder, auch die Modeblumen. Als der berühmte Arzt Philibert Commerson, der Bougainville auf seiner Reise um die Welt begleitet hatte, im Jahr 1788 aus Japan die Hortensie nach Europa brachte, da ahnte er wohl kaum, daß diese Pflanze in kurzer Zeit die Pflanzenfreunde in eine gelinde Raserei versetzen würde. Wenn man jetzt die überschwenglichen Verse liest, die auf diese Pflanze damals geschmiedet wurden, dann vermag man nicht recht zu begreifen, was eigentlich diesen etwas sonderbaren Enthusiasmus auslösen konnte.

> Dich sandte Flora uns aus China und Japan,
> Den kalten Norden zu entzücken — der Rose Pracht,
> Sie muß sich bücken bei deinem Anblick!
> Ja, du scheinst ein schöner Wahn —
> Ein süßer Traum den trunkenen Sinnen;
> Gleich Luftgebilden, die zerrinnen!
> Der zweifelhafte Blick hängt an dem Zauberreiz,
> Wie an des Erzes Glanz der nimmersatte Geiz.

Diese kleine Probe aus einem solchen Gedicht, das uns Frau von Strantz in ihrem viel zu wenig bekannten Buch „Die Blumen in Sage und Geschichte" mitteilt, möge genügen, um eine Vorstellung von der Ueberspanntheit jener Zeit zu geben. Heute sind die Hortensien beliebt, weil sie, entsprechend unserm heutigen Geschmack, große Blütenstände tragen, die eine gute Massenwirkung abgeben, dazu die gute Eigenschaft besitzen, daß ihre Blumen ungewöhnlich lange dauern. Letzteres hat seinen besonderen Grund. Die Blumen sind nämlich gar keine Blumen im gewöhnlichen Sinn des Wortes, sondern vergrößerte Kelche. Die eigentlichen Blumen sind fehlgeschlagen. Daher kommt es auch, daß wir trotz der langen Blütendauer niemals Früchte an den Hortensien antreffen.

Über den Namen Hortensie gehen die Ansichten auseinander. Die früher vielfach geäußerte Ansicht, daß die



Hortensien in voller Blüte.



Beseitigung der nicht blühfähigen Triebe.

Pflanze nach der Königin Hortense benannt sei, ist sicher nicht richtig. Commerson hat die Pflanze entweder zu Ehren der Gattin seines Freundes, des Uhrmachers Lepante, oder zu Ehren seiner Reisebegleiterin Hortense Barré benannt, die in Männerkleidern an der Reise teilnahm. Die Botaniker nennen die Pflanze Hydrangea hortensis. Der Gattungsname soll die Ähnlichkeit der Frucht mit einem Wasserglas ausdrücken. Außer der Gartenhydrangea kennen wir noch etwa dreißig andere Arten, die in Ostasien, auf Java, im Himalaja, in Nordwest- und Südostamerika heimisch sind. Einige von ihnen sind auch in Kultur, wie die jetzt vielfach angepflanzte Hydrangea paniculata aus Japan und die seltenere Hydrangea arborescens aus Nordamerika. Von der Gartenhortensie kennt man eine ganze Anzahl Varietäten, zu denen aber nicht die blaublühenden Formen zu rechnen sind, weil diese Farbe künstlich erzielt wird. Wenn man nämlich Eisen oder Alaun der Erde beimischt, dann erzielt man, wenn auch nicht immer, blaue Blumen; ja, es kommt auch vor, daß die gleiche Pflanze in einem Jahr rosenrote, im nächsten blaue Blumen trägt.

Die Kultur der Hortensien ist die denkbar einfachste. Während der Vegetationsdauer wollen sie möglichst viel Wasser haben, während des Winters aber ruhen und infolgedessen nur ganz wenig Wasser. Ein torfhaltiger Lehm mit recht viel verrottetem Dung sagt ihnen am besten zu. Mancher Laie wundert sich wohl über die kleinen Pflanzen, die so große Blütenstände tragen. Das Geheimnis löst sich sehr einfach. Die Pflanze läßt sich nämlich sehr leicht durch Stecklinge vermehren. Nimmt



Die Anzucht der Hortensien in Beeten.



Im Hortensientreibhaus.

man nun im Spätsommer von kräftig ernährten Pflanzen die ausgereiften Triebe und behandelt sie als Stecklinge, so werden sie im nächsten Frühjahr, nachdem sie sich bewurzelt haben, sicher zur Blüte kommen. Die Blüte erscheint meist nach dem vierten Blattpaar, so daß man schon bei jungen Pflanzen verhältnismäßig früh sehen kann, ob sie blühen werden. Man kann also schon sehr frühzeitig die Nichtblüher ausscheiden und dafür Platz für andere Pflanzen gewinnen. Wie sich im Gartenbau alles heutzutage spezialisiert, so auch die Hortensienkultur. Hortensienzüchter ziehen alljährlich die Stecklinge zu Tausenden in Mistbeeten heran und machen damit ein glänzendes Geschäft. Die kleinen Pflanzen werden zwar gern gekauft; sie sind aber, streng genommen, zu plump. Um die Pflanzen in ihrer vollen Schönheit kennen zu lernen, muß man große Pflanzen gesehen haben. Diese lassen sich bei dem schnellen Wachstum der Pflanzen in wenigen Jahren heranziehen. Da erhält man dann Pflanzen von einem Meter und mehr Durchmesser, die mit den großen Blütenständen übersät sind und dann erst die volle Schönheit der Pflanze zur Geltung bringen.

Bilder aus aller Welt.

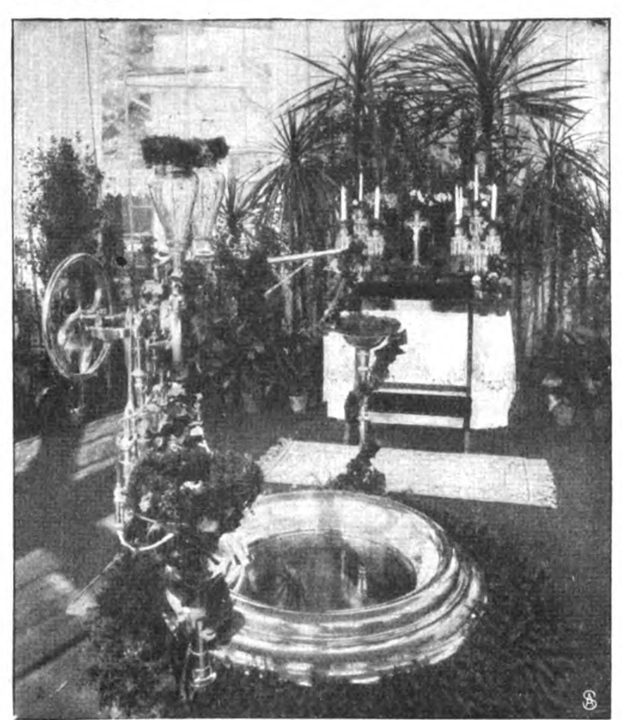
Zum erstenmal veranstaltete in diesem Jahr der Vaterländische Frauenverein im Berliner Abgeordnetenhaus eine Wanderausstellung. Sie bietet einen Ueberblick über das gesamte Wirken des Vereins und soll im ganzen Vereinsgebiet, in ganz Deutschland, umherwandern und dem Verein und seinen humanen Bestrebungen und Zielen neue Freunde gewinnen.



Die Abteilung: „Fürsorge für Kinder, Sieche und Alte".

Die erste Wanderausstellung des Vaterländischen Frauenvereins im Abgeordnetenhaus zu Berlin.





Phot. Gaber.

Der blumengeschmückte Brunnen mit dem Altar.
Zur Brunnenweihe in Franzensbad.



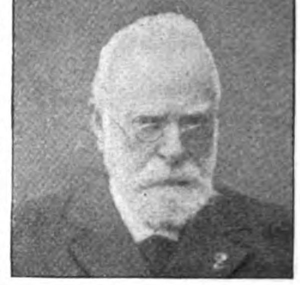
Phot. Hanfi Schwarz.

Hans Goldschmidt,
Berlin, Inhaber des Verlags Albert Goldschmidt, feiert das 50jährige Geschäftsjubiläum.



Phot. Bildvoem.

Geh. Admir.-Rat Hildebrand,
Kiel,
beging sein 25jähr. Dienstjubiläum.



Dr. O. Kappesser,
Bruchsal,
beging sein 60jähr. Doktorjubiläum.

In traditioneller Weise wurde vor kurzem in Franzensbad das Fest der Brunnenweihe gefeiert. Nach Zelebrierung des Hochamtes begaben sich die Festteilnehmer zur festlich geschmückten Franzensquelle, wo der kirchliche Weiheakt in feierlicher Weise stattfand.

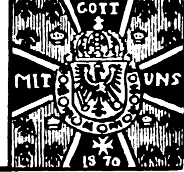
Hans Goldschmidt, Herausgeber von Griebens Reiseführern und Inhaber der bekannten Verlagsbuchhandlung Albert Goldschmidt, Berlin, feierte das 50jähr. Geschäftsjubiläum.

Geh. Admiralitätsrat Hildebrand, Kiel, wurde gelegentlich seines 25. Dienstjubiläums zum Wirklichen Geheimrat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt.

Dr. med. O. Kappesser, Generalarzt a. D. in Bruchsal, feierte vor kurzem sein 60jähr. Doktorjubiläum. Der Jubilar hat in völliger geistiger und körperlicher Frische sein 83. Lebensjahr erreicht.

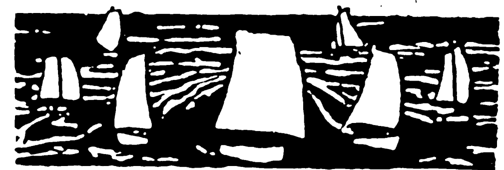
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE



Nummer 25. Berlin, den 21. Juni 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 25.



Die sieben Tage der Woche.

12. Juni.

Der preußische Landtag wird von dem Ministerpräsidenten Dr. von Bethmann Hollweg mit einer kurzen Rede eröffnet.

In der Türkei wird Prinz Said Halim (Portr. S. 1040) endgültig zum Großwesir ernannt.

Das norwegische Storthing hebt das Vetorecht des Königs durch Beseitigung der darüber bestehenden Verfassung auf.

13. Juni.

Der Reichstag nimmt bei der zweiten Beratung der Wehrvorlagen die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke an, streicht aber drei von den sechs neu geforderten Kavallerieregimentern.

Nach Petersburger Meldungen sind Bulgarien und Serbien bereit, ihre Streitigkeiten dem Schiedspruch des Zaren zu unterstellen.

In einer Spielhölle in Konstantinopel werden die Mörder Mahmud Scheffet-Paschas entdeckt und verhaftet.

14. Juni.

Das neugewählte preußische Abgeordnetenhaus wählt das alte Präsidium, Graf Schwerin-Löwitz, Dr. Porsch und Dr. Krause, wieder.

15. Juni.

In Budapest wird der 7. Internationale Kongreß des Weltbundes für Frauenwahlrecht eröffnet.

16. Juni.

Der Kaiser feiert sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum.

17. Juni.

Der preußische Landtag wird geschlossen.

Bei den Neuwahlen zur Zweiten Kammer in Holland wurden 41 Kalvinisten und Klerikale, 12 Liberale und 1 Sozialdemokrat gewählt; es sind 46 Stichwahlen notwendig.

18. Juni.

Aus Petersburg wird gemeldet, daß der Zar in einem Erlaß, in dem er der Freude über den ihm in Berlin bereiteten herzlichen Empfang Ausdruck gibt, dem Minister des Äußeren Ssasonow seinen Dank für dessen Politik ausgesprochen hat.

Kaiserjubiläumstag.

Von Wilhelm Conrad Gomoll.

Festlich geschmückt und unter der Teilnahme aller Bevölkerungskreise hat die Reichshauptstadt Berlin den Tag des Kaiserjubiläums gefeiert. Schon seit langem vorbereitet, wurde nun der Tag mit allgemeiner Freude erlebt. Der Trubel, der die Straßen erfüllte, war, da sich die dichtgedrängten Menschenscharen nur langsam durch die herrschende Ueberfülle fortbewegen konnten, außerordentlich, und die sonst so geschäftige Bürgerschaft Berlins nahm ruhig das reichlich volle Maß von Verkehrstörungen hin, die schon seit Tagen zu den regelrechten Erscheinungen zu gehören schienen. Ganz bei der Sache war jung und alt; man drängte sich dem Stadtinnern zu, man wollte die Festdekorationen sehen: das hohe Portal am Potsdamer Platz, das Brandenburger Tor, die Straße Unter den Linden, die Friedrich- und die Leipziger Straße. In freudig bewegten, langen Zügen schob sich die Menge unter den Wimpel-

ketten dahin, staunte die Dekorationsbauten an, bewunderte die geschmackvoll hergerichteten Schaufenster und konnte nicht satt werden zu genießen, was die festlichen Stunden gaben. Einheimische und Fremde wogten durcheinander. Wohl selten hat ein so starker Zustrom aus den Provinzen stattgefunden wie jetzt zum Regierungsjubiläum unseres Kaisers, und das Ausland dürfte vordem noch niemals eine so starke Zahl von Gästen nach der deutschen Hauptstadt gesandt haben, wie es in diesen Tagen der Fall gewesen ist. Was bot Berlin aber auch! Von Fest zu Fest schritten die Stunden. Schon lange vor dem Jubiläumstag begann es; denn eigentlich ist die Stadt und die Bevölkerung seit der im Zusammenhang mit dem Regierungsjubiläum erfolgten Eröffnung des Deutschen Stadion und der Huldigungsfahrt des Kaiserlichen Automobilklubs in Hochspannung gewesen. Aber auch der engere Kreis der höfischen und öffentlichen Festlichkeiten bot eine außerordentliche Fülle. Die deutschen Bundesfürsten waren gekommen, um dem Kaiser persönlich zu gratulieren und ein Geschenk zu überreichen, an ihrer Spitze der Verweser des Bayernreiches, Prinzregent Ludwig. Der Reichstag und der Landtag hielten Festsitzungen ab, und die deutschen Städte, die im Deutschen Städtetag zusammengeschlossen sind, sandten ihre Oberbürgermeister nach Berlin, um dem Kaiser eine Huldigungsadresse zu übergeben: ein Kunstwerk erlesenster Art, das dem Monarchen die 31-Millionen-Stiftung, die zum Zweck der Wohlfahrtspflege von den Städten gemacht wurde, dokumentieren sollte. Den Fürstenempfängen, den Reichstags- und Landtagsfeiern schlossen sich die Universität, die Königliche Landwirtschaftliche Hochschule und die Technische Hochschule zu Charlottenburg mit feierlichen Festakten an. Die Studentenschaft brachte dem Kaiser einen wohlgelungenen Fackelzug, die Landsmannschaften des Koburger L. C. huldigten, die Kriegervereine hielten Feldgottesdienste ab, die in ihrem Verlauf einen prachtvollen Eindruck machten und sich den militärischen Feierlichkeiten anreihten, die, reich an Zahl, mit der Parole-ausgabe im Zeughaus beginnend, stattfanden. Nicht vergessen darf die schöne Huldigung der Berliner Schulkinder werden, die siebentausend Stimmen stark dem **Friedenskaiser** ein Morgenständchen brachten. Kam damit das Bürgertum zu einem ersten großen Auftreten im Rahmen der Jubiläumsfestlichkeiten, so zeigte es sich mit dem wunderbaren Aufzug der Gewerkschaften noch einmal dem kaiserlichen Jubilar, als es in langem, trefflich eingerichtetem Zug zur Huldigung vor das Königliche Schloß zog. Berlin hatte Kaiserjubiläumstag! Und alle, die die schönen Festlichkeiten miterleben konnten, das unermüdliche Hin und Her, die feierlichen Auffahrten der Fürstlichkeiten, der ausländischen Botschafter, der Gesandtschaften, der Abordnungen der im Ausland lebenden Deutschen — die es sich ja auch nicht nehmen ließen, den Jubeltag ihres Kaisers zu begehen! — alle werden sie große Eindrücke mitfortnehmen. Sie werden noch lange an die Reihe der Feste denken, die den Kaiser erneut mit dem Volk und das Volk mit seinem Kaiser verbunden hat.

Das deutsche Volksvermögen und sein jährliches Wachstum.

Von Georg Evert, Präsidenten des Kgl. Preuß. Statistischen Landesamts.

1.

Immer eifriger hat seit einer Reihe von Jahren das Interesse der Volkswirte und Staatsmänner sich der Abschätzung des Volksvermögens, des privaten wie des gesamten, in den verschiedenen Kulturländern zugewendet. Verfasser selbst hat wiederholt, u. a. in der Zeitschrift des Preußischen Statistischen Landesamts sowie in der „Woche" vom 25. August 1906, sich mit dieser Frage beschäftigt. Zurzeit steht sie gerade in Deutschland im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, weil unser Volk sich vor der Aufgabe sieht, im Interesse der Sicherheit nach außen hin seinem Vermögen auf einmal einen Betrag zu entnehmen, der auf den ersten Blick gewaltig erscheint, wenn er auch fast verschwindet gegenüber den ungeheuren wirtschaftlichen Opfern, die vor hundert Jahren von unsern Großeltern und Urgroßeltern gebracht werden mußten. Sind wir reich genug dazu?

Je länger ich mich mit Fragen dieser Art beschäftige, desto mehr komme ich zu einem gewissen zuversichtlichen Optimismus in ihrer Beurteilung, obgleich an sich dem Statistiker ganz ebenso wie dem Finanzpolitiker ein grundsätzlicher Pessimismus oder wenigstens eine große Vorsicht besser ansteht; denn sonst können seine Ermittelungen oder Schätzungen — und der gewissenhafteste Statistiker ist oft genug auf unsichere Schätzungen angewiesen — leicht zu Hoffnungen verleiten, die sich später nicht erfüllen, und zu Maßregeln führen, die sich nicht bewähren. Und eine solche Vorsicht leitete mich auch, als ich vor 12 Jahren in der Zeitschrift des Preußischen Statistischen Landesamtes auf Grund der Materialien der Ergänzungsteuer für 1899 das gesamte Privatvermögen in Preußen auf etwa 90 Milliarden schätzte, worunter sich 69.91 Milliarden steuerbares Vermögen befanden. Mit Einrechnung des damals auf 12 bis 15 Milliarden geschätzten werbenden Staatsvermögens ergaben sich über 100 Milliarden, mit Einrechnung des schwer zu schätzenden kommunalen und Korporationsvermögens ein noch größerer Betrag. Für 1902 habe ich später allein das Privatvermögen in Preußen auf etwa 100, für Deutschland auf 150 bis 160 Milliarden angenommen: eine Ziffer, zu der ein Fachmann wie Lexis schon vor 1899 gekommen war.

Nun sind neuerdings Stimmen aufgetaucht, die jene älteren Schätzungen schon für ihre Zeit als viel zu niedrig erachten, und in der Tat wird dies wahrscheinlich der Fall sein. In der Gegenwart aber sind bei dem schnellen Anwachsen unseres Volksreichtums sowohl für das Privat- wie für das Gesamtvermögen sicher ungleich größere Ziffern anzunehmen. Das deutsche Volk ist sehr viel reicher, als es bisher selber geglaubt hat! Freilich muß vorweg auf das entschiedenste davor gewarnt werden, Ziffern darüber, die einer gründlichen nationalökonomisch-statistischen Prüfung ganz gut standhalten können, auch auf das Gebiet der Finanz- und Steuerpolitik zu übertragen. Das **steuerbare** Privatvermögen wird bei jeder nicht geradezu drakonischen Veranlagung immer ungleich geringer bleiben müssen als das gesamte, weil die große Masse der kleinen und ganz kleinen Vermögen, so manches größere aber mit Rücksicht auf seinen Verwendungszweck freigelassen werden muß,

ferner auch bei der sorgfältigsten Veranlagung zweifellos viele Werte, namentlich bewegliche, sich ganz der Ermittlung und Besteuerung entziehen werden und in sehr vielen Fällen doch auch unbedingt der Grundsatz „in dubio mitius" oder „in dubio contra fiscum" zur Geltung kommen wird und muß: z. B. bei hochverschuldeten Besitztümern, bei denen der für den Besitzer verbleibende Nettowert vielfach ganz in der Luft schwebt und durch jede merkliche Konjunkturschwankung zerstört oder gar in ein Minus verkehrt werden kann. An dieser Stelle soll aber nicht der voraussichtliche Ertrag kommender Vermögensteuern, etwa des Wehrbeitrages, geschätzt werden. Dafür wird man immer an die Erfahrungen mit den bereits vorhandenen Vermögensteuern anknüpfen müssen, wobei noch — worauf ich schon vor 12 Jahren hingewiesen habe — zu berücksichtigen ist, daß z. B. die preußische Ergänzungsteuer zum „Einkommen aus Grundvermögen" auch Einkünfte rechnet, die volkswirtschaftlich nur als Arbeitseinkommen gelten können, nämlich jene, die der selbstwirtschaftende Grundbesitzer als Gegenwert für die von ihm ausgeübte Leitung ansetzen könnte. Hier aber soll allein von dem Vermögen Deutschlands und seinem Wachstum die Rede sein.

II.

Es ist ohne Zweifel ein wichtiges Verdienst Steinmann-Buchers, darauf hingewiesen zu haben, welchen wertvollen Anhalt für die Schätzung eines besonders wichtigen Teiles unseres Volksvermögens, nämlich des Gebäude- und Mobiliarbesitzes, wir in den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Aufsichtsamtes für Privatversicherung besitzen, und zugleich eine für die Vergleichung wertvolle Methode gewählt zu haben, indem er, statt wie die preußische Ergänzungsteuer von den Trägern des Nationalvermögens, von dessen einzelnen Hauptbestandteilen ausging*).

Er führt folgende Einzelposten an: 1. Privatvermögen in Immobilien und Mobilien nach der Statistik des Aufsichtsamtes für Privatversicherung 162 bis 180 Milliarden; 2. Vermögen nach verschiedenen Bodenkategorien: a) Städtischer Grundbesitz, Wohnungsboden, bebaut oder unbebaut, mit Grundmauern 40 bis 50 Milliarden, b) Ländlicher Grundbesitz 50 Milliarden, c) Wert des privaten Bergwerksbesitzes 5 Milliarden; 3. Wert des im Ausland angelegten Kapitals und der deutsche Besitz an fremden Wertpapieren 30 Milliarden; 4. Eigentumswerte produktiver und werbender Reichs- und Staatsanlagen: a) Eisenbahnen 19 Milliarden, b) Bergwerksbesitz und andere staatliche Betriebsanstalten, See- und Binnenhäfen, Kanalanlagen 5 Milliarden, c) Oeffentliche Gebäude 10 Milliarden; 5. Güter in Bewegung auf den Eisenbahnen, schwimmende Vorräte, Schiffe 4 Milliarden; 6. Metallgeld 5 Milliarden; zusammen ein deutsches Volksvermögen von 330 bis 360 Milliarden. Das sind Ziffern, die ganz gewaltig über die bisher angenommenen hinausgehen. Diese schwankten im allgemeinen um den Betrag von 200 Milliarden herum. Auch eine Abhandlung in den Grenzboten vom Jahr 1908, deren Verfasser sich nicht nannte, aber in jeder Ausführung zeigte, daß er zu den gewiegtesten Kennern unseres Finanzwesens und unserer Volkswirtschaft gehörte, kam (mit Einschluß des Nettovermögens von Reich, Staat und Kommunalverbänden) auf 216, mindestens aber 200 Milliarden Mark. Wie sind die gewaltigen Unterschiede der verschiedenen Schätzungen zu erklären, und stehen sie nicht vielleicht alle auf schwachen Füßen?

Prüfen wir zunächst die kleineren Posten zu 2 bis 6 in Steinmann-Buchers Rechnung, und zwar ganz kurz, weil sie alle zusammen nur etwa so viel ausmachen wie der Posten zu 1. Zunächst Nummer 2a. (Städtischer Grund und Boden.) Diesen Posten hat mein Freund und Kollege Ballod auf etwa die Hälfte reduzieren wollen, weil er lediglich nach Berliner Verhältnissen berechnet sei. Dagegen wendet Steinmann-Bucher in der zweiten Auflage seines Werkes ein, der Bodenwert in Berlin allein nebst Vororten bis zu einem Radius von 15 Kilometer sei schon heute auf Grund der üblichen Preise für Baugrund auf 10 bis 12 Milliarden, bei den übrigen Großstädten mit mehr als 100,000 Einwohnern, selbst bei Annahme geringerer Bodenwerte als Berlin, zusammen auf etwa 30 Milliarden Grundwert gekommen. Dazu käme noch der gesamte Grundwert der Mittel- und Kleinstädte mit 23.3 Millionen Einwohnern (gegen 11½ in den Großstädten). Seine Schätzung halte sich also in den allerengsten Grenzen. Nun ist freilich zu berücksichtigen, daß er auch allen heute noch landwirtschaftlichen Boden in der Umgebung Berlins und ferner allen noch unbebauten Privatgrundbesitz in Berlin als Wohnungsboden behandelt, so daß insofern doch starke Abstriche an seiner Rechnung zu machen sein könnten. Da er aber schon allein bei den Großstädten — wo freilich der Boden weitaus am teuersten ist — auf reichlich 40 Milliarden kommt, ist es mir doch nicht wahrscheinlich, daß von seinen 40 bis 50 Milliarden gesamten städtischen Bodenwertes viel abzusetzen sein würde.

Die Ziffer für den ländlichen Grundbesitz zu 2b (50 Milliarden) hat Steinmann-Bucher einer kleinen Arbeit von mir selbst entnommen. Er hält sie beiläufig, an den heutigen Verkaufs- und Pachtpreisen gemessen, für viel zu niedrig. Das kann richtig sein; die Zahl entstammt einer Arbeit, deren Gegenstand mich zwang, grundsätzlich mit Mindestwerten zu rechnen, um nicht der Uebertreibung geziehen zu werden. Steinmann-Bucher hält 75 Milliarden für richtiger. Davon setzt er 10 Milliarden für Vieh und 15 Milliarden für Gebäude und Inventar ab, die schon zu 1 verrechnet sind, so daß schließlich doch die Ziffer von 50 Milliarden für den reinen Besitz an ländlichem Grund und Boden herauskommt. Nun sind freilich die gegenwärtigen ländlichen Bodenpreise vielfach unnatürlich hoch. Aber allzuviel wird von den 50 Milliarden zu 2b kaum zu streichen sein, und darauf allein kommt es für diese kurze Darstellung an.

Die 5 Milliarden für privaten Bergwerksbesitz hat Steinmann-Bucher von Ballod übernommen; die Ziffer ist unsicher genug, spielt aber für die Gesamtrechnung keine große Rolle. Die deutschen überseeischen Kapitalwerte allein wurden 1904 vom Reichsmarineamt auf 9 Milliarden, die ausländischen Effekten in deutschem Besitz schon 1892 von Schmoller auf 10, von Reichsbankpräsident Koch im Jahr 1893 auf 13, im Jahr 1906 von Dr. Neuhaus auf 16 Milliarden geschätzt. Wenn St.-B. für beide Posten zusammen gegenwärtig 30 Milliarden einstellt, so wird man in Berücksichtigung jener älteren Schätzungen kaum eine Uebertreibung darin finden können. Auch die Posten zu 4 bis 6, wobei zu 4 allein der Wert der Preußisch-Hessischen Eisenbahnen nach einer Schätzung des Ministers v. Rheinbaben berücksichtigt sein soll, mögen hier an sich unbeanstandet bleiben. Nur ist zu berücksichtigen, daß die Posten zu 4 mit nicht weniger als 34 Milliarden bei einer Berechnung des Pri-

*) 350 Milliarden deutsches Volksvermögen. Von Arnold Steinmann-Bucher, II. Aufl. 1909.

vatvermögens allein und also auch des steuerbaren Privatvermögens von vornherein ausfielen. Umgekehrt aber müßten bei der gleichen Berechnung die Reichs-, Staats- und Kommunalschulden mit gegen 30 Milliarden Mark, die St.-B. gar nicht berücksichtigt hat, meines Erachtens zwar bei einer Schätzung des gesamten Nationalvermögens von dessen Bruttobetrag abgesetzt werden, weil ihre Verzinsung und eventuelle Tilgung ein entsprechendes Schuldkonto der Nation darstellt; dem Privatvermögen aber wären sie zuzurechnen, wenigstens soweit die Gläubiger Deutsche sind, denn in deren Händen repräsentieren sie in der Tat ein wichtiges Stück Privatvermögen.

Nun aber zu dem größten und wichtigsten Posten, dem zu 1 mit nicht weniger als 162 bis 180 Milliarden! Die erstere Ziffer beruht auf der Statistik des Kaiserlichen Aufsichtsamts für Privatversicherung von 1905. Inzwischen ist die Summe noch weiter gestiegen. Sie betrug im direkten Geschäft (mit Ausschluß der in Rückversicherung übernommenen, aber mit Einschluß der in Rückversicherung gegebenen Summen) bei den großen deutschen Aktien- und Gegenseitigkeitsgesellschaften 1910 112.22 Milliarden gegen 107.71 in 1909, bei den ausländischen Gesellschaften 13.02 (12.76) Milliarden an deutschen Werten gegen Feuer versichert, bei den öffentlichen Feuerversicherungsanstalten 75.63 (72.38) Milliarden, zusammen 200.86 (192.85) Milliarden.

Gegen diese Zahlen ist eingewendet worden, daß vielfach Ueberversicherung der Gebäude stattfinde, um eine höhere Beleihung zu ermöglichen. Aber nicht mit Unrecht macht St.-B. demgegenüber geltend, daß ein beträchtlicher Teil der Mobilien nicht versichert ist, und daß in der amtlichen Statistik viele kleine private Versicherungsverbände gar nicht berücksichtigt sind. Im übrigen werden bei der Berechnung Steinmann-Buchers Abstriche anderer Art, aber auch Zuschläge zu machen sein.

Ein unter Umständen recht erheblicher Abstrich wird namentlich daraus folgen, daß sich die Versicherungssummen der amtlichen Statistik allgemein auf den Wert zu B e g i n n der Versicherung beziehen, und daß davon für Abnutzung seit Beginn der Versicherung nichts abgesetzt wird. Die Abnutzung steigert sich aber von Jahr zu Jahr. In welchem Umfang und in welchen Fristen Neuabschätzungen vorgenommen werden, ist mir nicht bekannt; bei den öffentlichen Feuerversicherungsanstalten soll es nach einer mir von zuständiger Seite gewordenen Mitteilung üblich sein, mindestens alle 10 Jahre eine Neuabschätzung vorzunehmen. Hier wird also allerdings der Abstrich nicht allzugroß werden können; wie groß er an anderer Stelle sein mag, muß ich dahingestellt sein lassen; bei Aktiengesellschaften soll es mitunter vorkommen, daß nur die Hälfte der versicherten Summe gezahlt wird. Auf der anderen Seite ist zu beachten, daß vielfach beträchtliche Werte, z. B. die Fundamente, ganz unversichert sind, daß in Orten mit rasch wachsender Bevölkerung und steigenden Mieten die Gebäudewerte alljährlich nicht abzunehmen brauchen, sondern sogar steigen können, und daß auch viele Immobilien ganz unversichert sind, also in der Statistik fehlen. Darunter befinden sich gerade bedeutende gewerbliche Anlagen, deren Besitzer wie der Staat, für den schon ein geborener Volkswirt wie König Friedrich Wilhelm I. die Unzweckmäßigkeit der Versicherung erkannte, sich auf die Selbstversicherung verlassen. Nach einer Mitteilung des Regierungsrats Dr. Frhr. v. Liebig*) wurden auf einer einzigen Organisationsreise des Inspektors einer großen Feuerversicherungsanstalt unversicherte Werte in Höhe von 86 Millionen Mark ermittelt, darunter die Thyssenschen Hüttenwerke, der Inhalt der Lokomotivfabrik Henschel in Kassel, Giesches Erben, Gebrüder Stumm in Neunkirchen, die Mansfelder Gewerkschaft u. a. m. Alles in allem werden Steinmann-Buchers Ziffern auch hier keine große Übertreibung enthalten, vielleicht sogar Minimalziffern darstellen, die in der Gegenwart schon wieder merklich überholt sind. Und auch in seinen Gesamtziffern wird schwerlich allzuviel Optimismus stecken; sie können sogar noch zu niedrig sein, wenigstens für die Gegenwart. Gewisse Unterschiede bei der Bezifferung von Privat- und Gesamtvermögen, die für Steinmann-Buchers Aufstellung ins Gewicht fallen, habe ich schon oben angedeutet.

*) Preußische Jahrbücher, 1910.

III.

Noch erfreulicher als die Ziffern unseres deutschen Volksvermögens sind die über sein Wachstum. Der Verfasser des bereits erwähnten Aufsatzes in dem Grenzboten schätzte es jährlich auf etwa 4 Milliarden, und mehrere andere Fachmänner sind zu einer ähnlichen Ziffer gelangt. Ich habe nun schon in der Konservativen Monatsschrift darauf aufmerksam gemacht, daß diese Ziffer bei Annahme eines Volksvermögens von 200 bis 216 Milliarden keineswegs sehr günstig wäre; denn sie bedeutete 2 Prozent Jahreszunahme, während die Bevölkerung selbst um etwa 1½ Prozent zunehme. Drei Viertel jenes Zuwachses würden also allein schon zu dem Zweck verbraucht, um den Nachwuchs in neuen Wohnungen und Betriebsanlagen durchschnittlich ebenso gut unterzubringen wie die bisherige Bevölkerung, so daß für die Hebung des Durchschnittsniveaus nur wenig übrigbleibe. Glücklicherweise aber ist die Ziffer offenbar viel zu niedrig. Wenn freilich Steinmann-Bucher außer einer alljährlichen Zunahme der Feuerversicherung (darüber siehe oben zu 1) von 6 Milliarden noch 3 bis 4 Milliarden Jahreszuwachs des im Ausland und in fremden Wertpapieren angelegten Kapitals und Wertzuwachs von 4 Prozent bei städtischem und ländlichem Grundbesitz mit 3 bis 4 Milliarden, zusammen 12 bis 14 Milliarden Jahreszuwachs annimmt, so wird das etwas willkürlich erscheinen. Aber auch die sehr realen Ziffern unserer Ergänzungsteuer, die ja schließlich nur einen Teil des Volksvermögens, und zwar nur des preußischen, umfassen, ergeben für sich allein in letzter Zeit eine Steigerung von rund 64 Milliarden im Jahr 1895 auf 70 im Jahr 1899, 75.6 im Jahr 1902, 82.4 im Jahr 1905, 91.7 im Jahr 1908 und 104.06 im Jahr 1911, dem letzten Veranlagungsjahr. Die Zunahme betrug also von 1908 bis 1911 fast 13 Milliarden, mehr als 4 Milliarden für das Jahr, also mehr als die älteren Schätzungen von 4 Milliarden für das Gesamtvermögen von ganz Deutschland vermuteten! Und das alles ohne Zwang zur Vermögenserklärung. Die immer wachsende Zunahme von Einschätzung zu Einschätzung läßt erhoffen, daß die nächste, im Jahr 1914 fällige mehr als 15 Milliarden, also mehr als 5 für das Jahr ergeben wird, allein bei dem steuerbaren Vermögen der Preußen. Unter Zugrundelegung der preußischen Ergänzungsteuer könnte dann der gesamte Zuwachs für Deutschland einschließlich der nicht steuerbaren Vermögen schwerlich unter 10 Milliarden angesetzt werden. Aber auch diese Ziffer würde noch zu niedrig sein, denn wir sahen oben, daß allein die gegen Feuer versicherten deutschen Werte im letzten Jahr um rund 8 Milliarden zunahmen! Mag man auch zugeben, daß es sich dabei zu einem mäßigen Teil nicht um den



Zugang neuer Werte, sondern alter, bisher unversicherter Werte handelt, so sind demgegenüber doch zweifellos auch neuentstandene Werte unversichert geblieben, und schließlich ist das Wachstum dieses Postens allein so groß, daß mit dem übrigen beweglichen und unbeweglichen Besitz zusammen weit über 10 Milliarden herauskommen und die Ziffern Steinmann-Buchers in der Tat vielleicht erreicht oder noch überschritten werden müssen.

Ist nun aber an dieser glänzenden Entwicklung unseres Volksvermögens und seines Zuwachses auch nur rein materiell alles Gold, was glänzt?

Noch vor 50 Jahren konnte man sich im ländlichen Osten für 5000 Taler zwar kein „Schloß", wie man es sich in der Großstadt vorzustellen pflegt — denn solche gibt es im Osten überhaupt nur selten — wohl aber doch ein schönes, geräumiges Gutshaus mit 20 und mehr Zimmern bauen, in dem man ruhiger, gesünder und glücklicher lebte als heute in einem großstädtischen Palast, der viele Hunderttausende kostet. Unser Volk im ganzen hat eine wirtschaftliche Entwicklung durchgemacht, in der ähnliche Züge stecken. Was wir heute an Nennwerten besitzen, und die gewaltige Steigerung dieser Nennwerte entspricht nicht entfernt dem Nutzwert des Volksvermögens von einst und jetzt. Also berauschen wir uns nicht zu sehr an den schönen Zahlen; sie bedeuten im Verhältnis zu früheren Zeiten mancherlei Aufblasung. Erfreulich sind sie aber trotzdem, und es muß auch darauf hingewiesen werden, daß für Steuerzwecke, wie sie ja jetzt im Vordergrund stehen, es gar nicht auf den größeren oder geringeren Nutzwert eines Einkommens oder Vermögens im Vergleich mit der Vergangenheit ankommt, sondern lediglich auf den Nennwert in der Gegenwart.

Sodann muß hervorgehoben werden, daß in unserem Volksvermögen Schätze stecken, die bei keiner Statistik zum Vorschein kommen. Ich erinnere namentlich an das, was ich an anderer Stelle einmal „geistiges Meliorationskapital" genannt habe: an die ungeheure, für unsere Volkswirtschaft geradezu ausschlaggebende Intelligenz, die in unsern führenden Schichten und namentlich in unserem Unternehmertum nebst seinen Organen steckt. Wie viele solcher Posten sind Hunderttausende oder gar Millionen an Kapital wert, und zwar, weil die Tüchtigkeit ihrer Verwalter wirklich auch die entsprechenden Werte schafft, nicht etwa, weil sie „Ausbeuter" der Arbeit anderer sind. Es ist meines Erachtens an sich ein durchaus gesunder Gedanke, dieses Immaterialkapital in mäßigen Grenzen auch steuerlich als Kapital zu behandeln; es teilt mit dem materiellen Kapital zum mindesten so manche Eigenschaften, und zwar ist es dem unbeweglichen insofern näher als dem beweglichen verwandt, als es sich nicht ohne weiteres stückweise verwerten, sondern nur als Quelle von Renten, freilich nicht dauernden, sondern zeitlich ablaufenden (was bei der Veranlagung unbedingt berücksichtigt werden müßte) nutzen läßt. Jedenfalls ist in diesem Besitz an geistigem Meliorationskapital Deutschland, dessen Hochschulen, Fabriken, Unternehmungen und Verwaltungen alle Welt aufsucht, um von ihnen zu lernen, sicher jedem anderen Land überlegen oder wenigstens gewachsen: und das darf bei einer Würdigung der Vermögensverhältnisse unseres Volkes und seiner Produktivität nicht übersehen werden.

Das Gesamtergebnis ist: unser Volk kann schon jetzt ein reiches Volk genannt werden, und dank der außerordentlichen Produktivität seiner Arbeiter, der geistigen wie der Handarbeiter, schreitet sein Reichtum von Jahr zu Jahr in wachsendem Maße fort.

Berlin im Festschmuck.

Mit photographischen Aufnahmen.

Berlin im Festkleid! Zum Ehrentag des Kaisers hatte die deutsche Reichshauptstadt sich aufs reichste geschmückt. An staatlichen wie städtischen, an öffentlichen wie privaten Gebäuden — überall Kronen und Girlanden, Blumen und Wimpeln, Fahnen und Fähnchen. Namentlich die Hauptverkehrsadern, wie die Straße Unter den Linden, die Leipziger und Friedrichstraße, boten ein buntes und farbenfreudiges



Auf dem Pariser Platz. Phot. R. Sennecke.

Vom Regierungsjubiläum des Kaisers: Berlin im Festschmuck.



Die Friedrichstraße. Jll.-Photoverlag.

Bild. Am Potsdamer Platz war eine große Triumphpforte (Abb. untenst.) errichtet, und die Straße Unter den Linden vom Brandenburger Tor bis zum Schloß glich einer wahren Via triumphalis (Abb. S. 1029). Und dazu eine ungeheure Menschenmenge, die sich zwischen den festlich geputzten Häuserreihen langsam dahinschob. Nur mühsam, Schritt vor Schritt, kam man vorwärts. Und dann der Wagenverkehr. Endlose Züge von Automobilen, herrschaftlichen Fuhrwerken und Droschken mit Einheimischen wie Fremden aus nah und fern, die der Kaisertag herbeigelockt hatte. Unsere Bilder zeigen, welch ein Massenverkehr sich an den belebtesten Punkten entwickelte. Wohl seit Menschenaltern sah Berlin kein solches Schauspiel. Und darüber ein wolkenloser, klar blauer Sommerhimmel. Hohenzollernwetter . . . D. K.



Die Triumphpforte am Potsdamer Platz. Phot. Gebr. Haeckel.

Vom Regierungsjubiläum des Kaisers: Berlin im Festschmuck.

Phot. Gebr. Haeckel.

Der Verkehr am Brandenburger Tor.

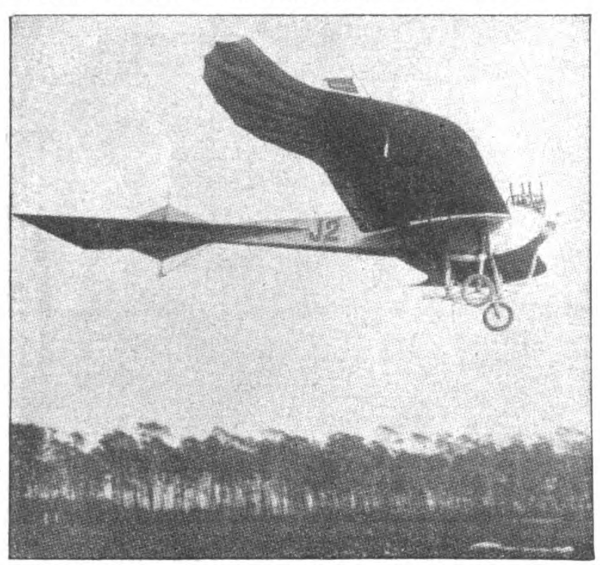
Vom Regierungsjubiläum des Kaisers: Berlin im Festschmuck.



Unsere Bilder

Das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers (Abb. S. 1032a—1036) brachte der Reichshauptstadt unvergeßliche, von strahlendem Sonnenschein übergossene Festtage. Am 15. Juni, dem Todestag des Kaiser Friedrich III., fand ein von ergreifendem Ernst erfüllter Gottesdienst in der Potsdamer Garnisonkirche statt. Die eigentliche Jubiläumsfeier umfaßte den 16. und 17. Juni. Die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität hielt einen Festakt ab, an dem alle Rektoren der deutschen Hochschulen teilnahmen. Am 16. brachten 7000 Schulkinder dem Kaiserpaar einen Morgengesang dar. Mittags fand feierliche Paroleausgabe im Zeughaus statt. Am 17. brachten die Berliner Innungen in einem großen Festzug zum Schloß dem Kaiser ihre Huldigung dar. In Potsdam hatten sich die Veteranen der ehemaligen Kaiserkompagnie ihrem geliebten Kommandeur zum Appell gemeldet. Die deutschen Landsmannschaften huldigten in einem Festzug mit nachfolgendem Kommers. Die Mitglieder des Kaiserlichen Automobilklubs veranstalteten eine Huldigungsfahrt auf der Döberitzer Heerstraße. Die Armee schenkte dem Kaiser einen kostbaren Generalfeldmarschallstab, die deutschen Städte eine Adresse, ein Kunstwerk ersten Ranges, der Sultan zwei goldene, brillantenbesetzte Schalen.

Ein kühnes Reiterstückchen (Abb. unten- u. nebenst.) gelang dem bekannten Herrenreiter Leutnant von Egan-Krieger. Er hatte am 15. Juni in Magdeburg auf „Jaspis“ gesiegt, bestieg kurz vor 4 Uhr den von Leutnant Stoll gesteuerten Jeannin-Eindecker, flog nach der Rennbahn Grunewald und langte gerade rechtzeitig an, um sein eigenes Pferd „Der Dragoner“ im Preis von Leipzig zum Sieg zu steuern.



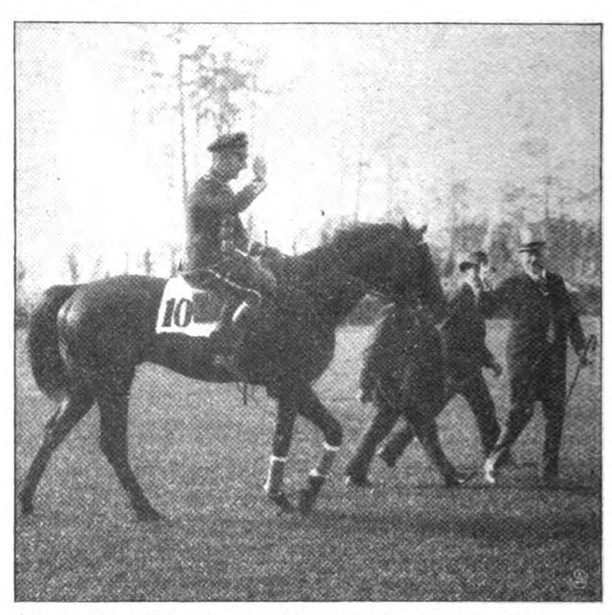
Im Aeroplan vom Magdeburger Rennplatz zur Rennbahn Grunewald.
Die Jeannin-Taube mit Ltn. v. Egan-Krieger und Ltn. Stoll
vor der Landung

Die 300Jahrfeier des Hauses Romanow im Herzen Rußlands (Abb. S. 1037) dauerte im ganzen drei Wochen. Der Schwerpunkt der Festlichkeiten spielt sich in den Städten Kostroma, Nishnij Nowgorod und Jaroslawl ab. Sie haben in Nishnij mit dem Eintreffen der ganzen Zarenfamilie und aller Minister begonnen, sie wurden in Kostroma, der Wiege der Romanows, fortgesetzt und fanden in Jaroslawl durch eine Wolgafahrt den Abschluß ihres ersten Teils.

Der neue türkische Großwesir Prinz Said Halim-Pascha (Abb. S. 1040), der an Stelle des ermordeten Großwesirs Mahmud Schefket-Pascha ernannt wurde, gehört dem ägyptischen Herrscherhaus an, dessen Mitglieder oft in den Dienst des Padischah treten. Er war bisher Minister des Aeußern.

Die Adria-Ausstellung in Wien (Abb. 1038) wurde auch vom Prinzregentenpaar von Bayern in Begleitung des Erzherzogthronfolgers besucht.

Verlobung in der österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin. (Abb. S. 1040). Gräfin Maria Szögyény-Marich, die zweite Tochter des österreichisch-ungarischen Botschafters beim Deutschen Reich, Grafen Ladislaus Sjögyény und der Gräfin Irma Szögyény, geborenen Freiin von Geramb, hat sich mit dem Grafen Géza Somssich de Saard, k. u. k. Kämmerer und Rittmeister der Reserve des Husarenregiments Nr. 7, verlobt.



Ltn. v. Egan-Krieger nach seinem Sieg auf „Der Dragoner“
im Preis von Leipzig auf der Rennbahn Grunewald.
Ein kühner Husarenstreich.

Die erste Amerikareise des Riesendampfers „Imperator“ (Abb. S. 1040) gestaltete sich zu einem nautischen und Verkehrsereignis ersten Ranges. Das Schiff hat seinen ersten Anlaufhafen Southampton auf der Amerikafahrt schneller erreicht, als im Fahrplan vorgesehen war.

Das historische „Ballfest in Versailles“. (Abb. S. 1039) war der Titel einer Festlichkeit, die in Albert Hall in London in Anwesenheit des englischen Hofes veranstaltet wurde. Die ganze Aristokratie und alles, was England an Berühmtheiten der Kunst- und Gesellschaftskreise aufzuweisen hat, war anwesend.

Personalien (Abb. S. 1040). In Bad Gleichenberg starb der Wiener Schauspieler Martinelli im 81. Lebensjahr an Bronchitis. Er war einer der vortrefflichsten Darsteller Anzengruberscher Figuren. — Dr. Ernst Scholz, der bisherige Oberbürgermeister von Kassel, ist zum Oberbürgermeister von Charlottenburg gewählt worden. Er ist am 3. Mai 1874 in Wiesbaden geboren und gilt als außergewöhnlich begabter Kommunalpolitiker. — Dem Geh. Oberbaurat Dr.-Ing. Dr. phil. Otto Sarrazin ist die nachgesuchte Entlassung aus dem Staatsdienst erteilt worden. Er ist am 22. Dezember 1842 in Bocholt in Westfalen geboren.

Die Toten der Woche

Ludwig **Martinelli**, bekannter Schauspieler, † in Gleichenberg am 13. Juni im 81. Lebensjahr (Portr. S. 1040).

Generalarzt Geh. Obermedizinalrat Gustav **Mehlhausen**, vormaliger langjähriger ärztlicher Direktor der Kgl. Charité, † in Berlin am 16. Juni im Alter von 89 Jahren.

Kunsttöpfer Hermann **Mutz**, † in Altona im Alter von 68 Jahren.

Geh. Sanitätsrat Dr. Arnold **Pagenstecher**, † in Wiesbaden am 12. Juni im Alter von 70 Jahren.

Prinz Heinrich XXVI. **Reuß** j. L., † in Jena am 11. Juni im Alter von 56 Jahren.

Nummer 25.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Der Festgottesdienst in der Potsdamer Garnisonkirche.

Vom Regierungsjubiläum des Kaisers.

Originalzeichnung von F. Matania.

Der Historiker Prof. Dr. Otto Hintze hält die Festrede.

Der Feier wohnten die Rektoren aller deutschen Hochschulen bei.

Die Feier des Regierungsjubiläums in der Aula der Berliner Universität.

Spezialaufnahme der „Woche“.

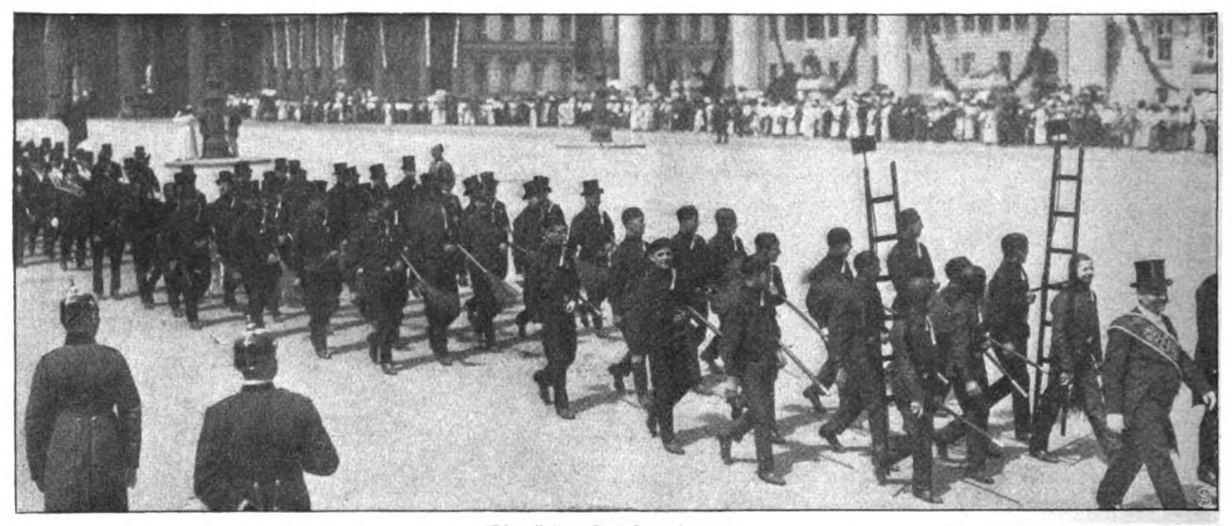


Der Kaiser begibt sich mit seinem Schwiegersohn und seinen Söhnen zur Paroleausgabe nach dem Zeughaus.



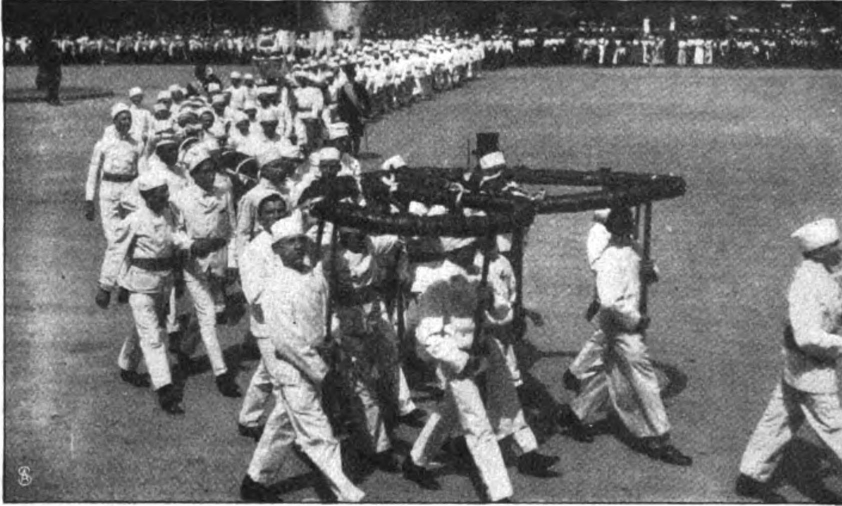
Der Feldgottesdienst der Veteranen auf dem Tempelhofer Feld: Der Vorbeimarsch.

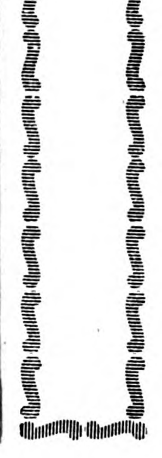
Vom Regierungsjubiläum des Kaisers



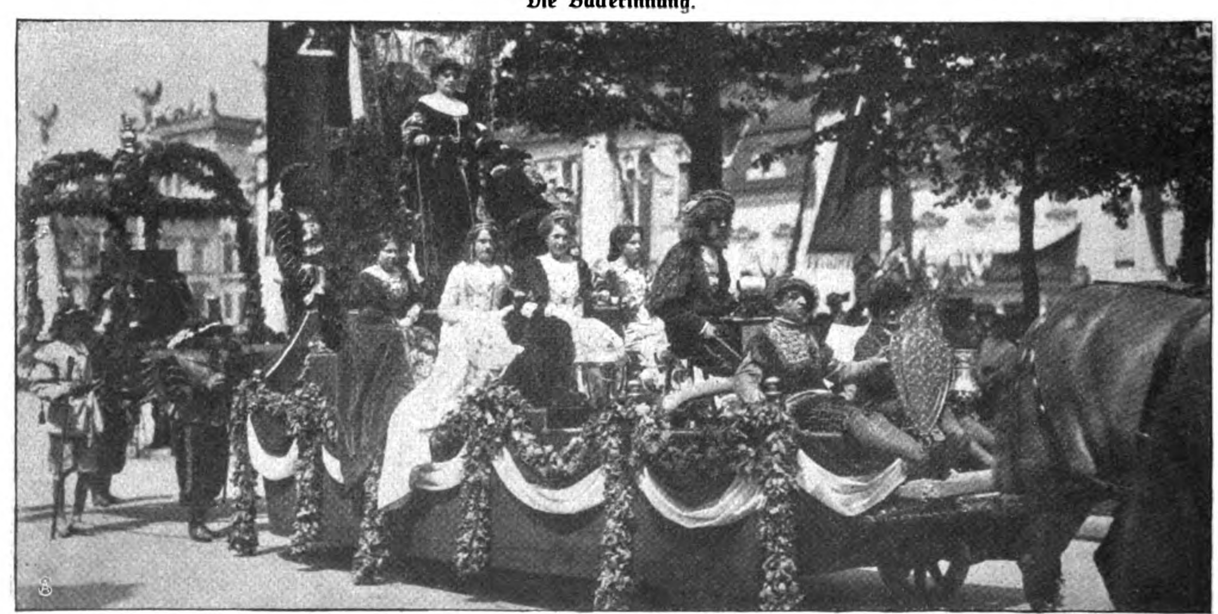
Die Schornsteinfegerinnung.







Die Bäckerinnung.

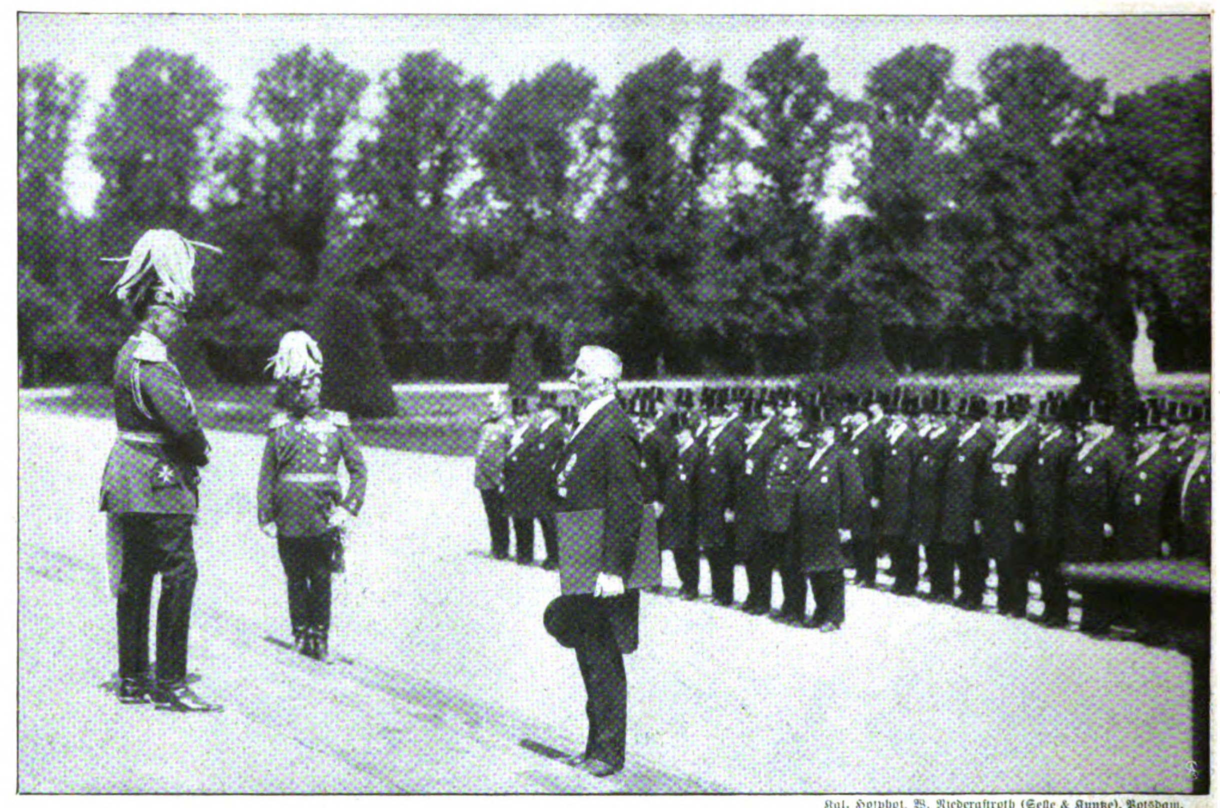


Der Wagen der Goldschmiedeinnung.

Der Huldigungzug der Innungen zum Kaiserjubiläum.



Das Morgenständchen der 7000 Schulkinder vor dem Kaiserpaar im Schloßhof zu Berlin.
Spezialaufnahme der „Woche".



Kgl. Hofphot. W. Niederastroth (Selle & Kuntze), Potsdam.

Kanzleisekretär Hartmann, ehemaliger Feldwebel der Kompagnie, überreicht den Frontrapport.

Der Kaiser nimmt in Potsdam die Parade der Veteranen der Kaiserkompagnie ab.



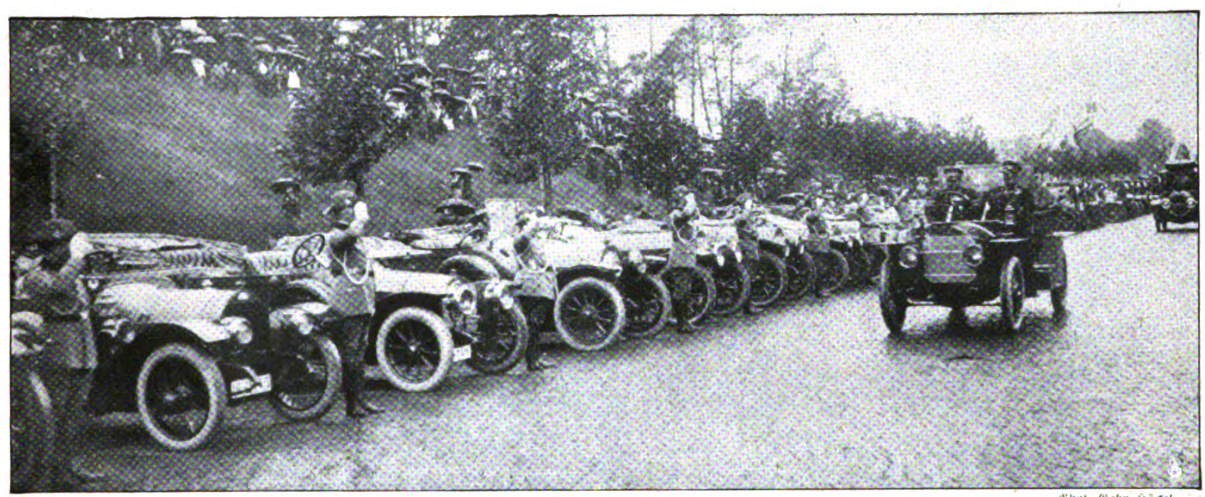
Huldigungzug der deutschen Landsmannschaften: Der Zug auf dem Pariser Platz.

Vom 25jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers.





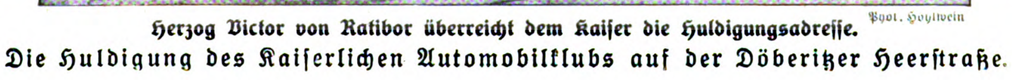
Prinz Heinrich von Preußen begrüßt den Kaiser. Phot. Benninghoven.



Der Kaiser fährt im offenen Automobil die Front der Kraftwagen ab. Phot. Gebr. Haeckel.







Herzog Victor von Ratibor überreicht dem Kaiser die Huldigungsadresse. Phot. Hoyltwein

Die Huldigung des Kaiserlichen Automobilklubs auf der Döberitzer Heerstraße.



Die Huldigungsadresse der deutschen Städte.



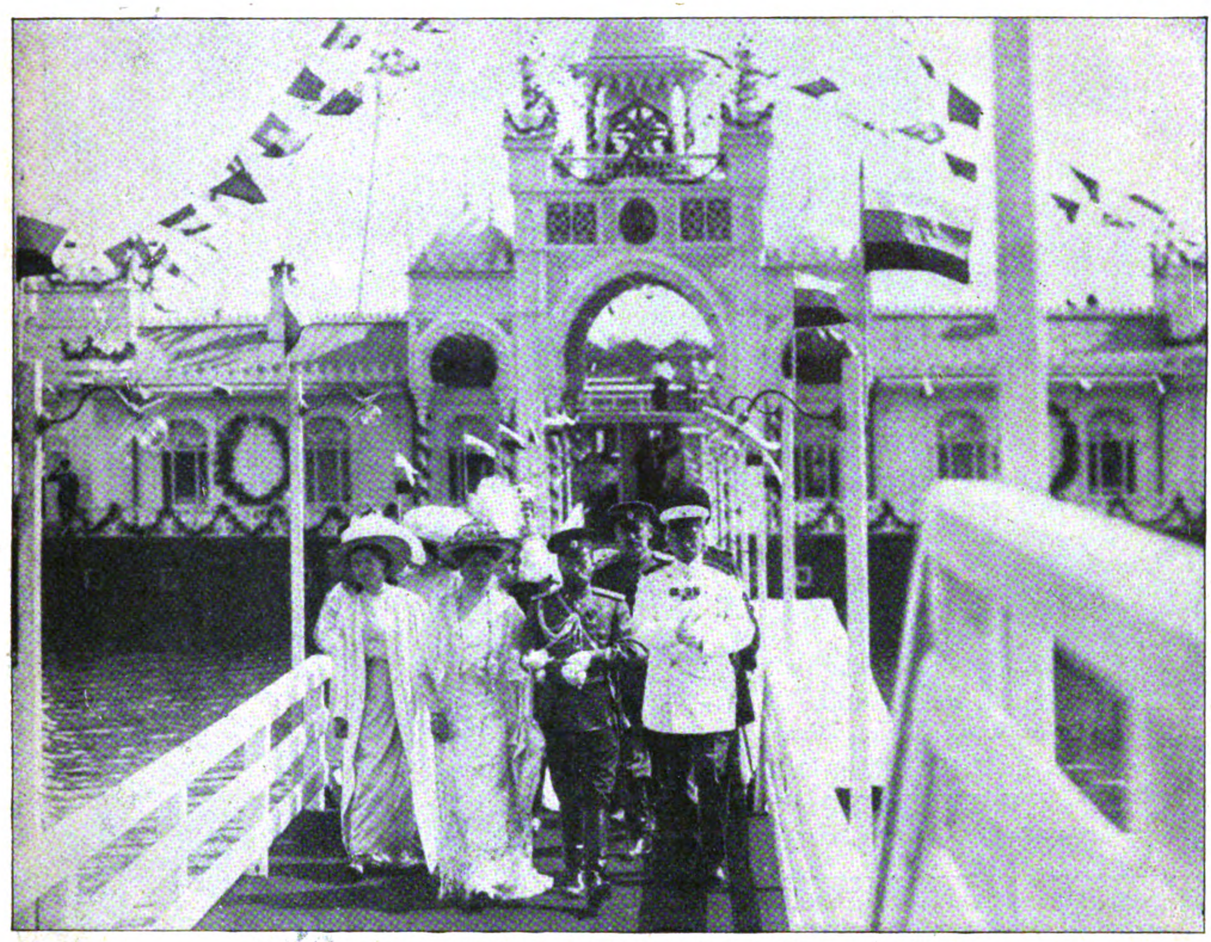
Die kostbaren, mit Brillanten geschmückten Schalen des Sultans.

Der Generalfeldmarschallstab,
Geschenk der deutschen Armee.

Geschenke zum Regierungsjubiläum des Kaisers.







Ankunft des Zaren und der Zarin in der Stadt Jaroslawl an der Wolga.



Der Zar, der Zarewitsch und die Prinzessinnen besichtigen die heiligen Stätten.

Die 300Jahrfeier des Hauses Romanow im Herzen Rußlands.

Phot. C. C. Bulla.



Der Rundbau und die k. k. Tabakregie.

Die Adria-Ausstellung in Wien.

Rechts: Das Prinzregentenpaar von Bayern mit dem Erzherzogthronfolger auf der Ausstellung.

Unten: Haus aus Capo d'Istria und der Kampanile am Canale Grande. Kilophot.



Phot. Record Preß.

Ein Ereignis in der Londoner Gesellschaft: Das historische „Ballfest in Versailles“ in der Royal Albert Hall.

Originalzeichnung von F. Matania.

sorgen, daß die gegebenen Direktiven für die Zucht des Militärpferdes nicht von gelegentlich auftretenden Geschmacksrichtungen beeinflußt werden. Es wäre ein harter Schlag für den Züchter, wenn wieder einmal Schwankungen eintreten sollten und er nicht wüßte, welche „Form" er zu züchten hat, und was er mit den bisher von der Kommission als gut befundenen Zuchtprodukten anfangen soll, weil ja auch die Mode zurzeit den „Huntertyp" bevorzugt und daher die kleinen Pferde schwer verkäuflich sind.

Das deutsche Kavalleriepferd, das im Lauf von Jahrzehnten, dank einer konstanten Zuchtrichtung, fast in der Vollendung geschaffen wurde, ist „leicht". Daß es aber schwerer gezüchtet werden sollte, dazu liegt durchaus kein Grund vor, wenn auch die schweren Pferde, die u. a. für die fahrenden Truppen verlangt werden, höher im Preis stehen. Leichtere Pferde sind dagegen vor allem rittiger, denn sie sind eher im Gleichgewicht, wodurch dann später auch größere Ausdauer gewährleistet wird.

Schon einmal befanden sich unsere Züchter auf diesem Irrweg, und das Hin und Her ergab schließlich die Lehre, daß ein Pferd von mittlerer Größe, wie wir es jetzt besitzen, für das Militär das einzig und allein richtige ist. Damals waren beispielsweise die Pferdezüchter in Westfalen selbst mit den schwersten Halbbluthengsten des Landesgestüts nicht zufrieden, weshalb sie sich sieben Hengste für schweres Geld aus Belgien kommen ließen. Großer Jubel herrschte, als die Kommission mit dem Transport eintraf, als jedoch die von den belgischen Hengsten erzeugten Fohlen minderwertig ausfielen, war die Enttäuschung groß. Aber anstatt nun wieder auf die als zu leicht befundenen, doch immerhin bewährten Landbeschäler zurückzugreifen, ließ man sich schwere Dänen kommen, und das Resultat war — so schlecht wie das mit den Belgiern!

Nach den Berichten aus dem Krieg gegen die Türkei haben sich die leichteren Pferde wiederum durchaus bewährt, sie sind auch bei den größten Strapazen und geringem Futter besser in Kondition zu erhalten, und diese Erfahrung konnten wir selbst ja bereits mit unserem leichten Pferdematerial im Deutsch-Französischen Krieg machen. So berichtete u. a. das Garde-Husaren-Regiment, daß seine preußischen Pferde, besonders die über acht Jahre alten, die größten Anstrengungen (häufig pro Tag 9 bis 12 Meilen, ohne Futter und Wasser bei 10 Grad Kälte!) so gut überstanden hatten, daß sie bei der Demobilmachung besser gewesen seien als beim Ausmarsch. Das Regiment bezeichnete dreißig Hengste, deren Nachkommen sich als ganz besonders ausdauernd erwiesen. Da diese Husarenpferde, die man recht bezeichnend gelegentlich auch „Katzen" nennt, durchschnittlich 250 Pfund tragen mußten, so dürften sie sich, selbst für den „stärksten Mann", noch recht gut als Fortbewegungsmittel eignen, auch dann sogar, wenn er die Lust verspürte, täglich neun Meilen im Sattel zu sitzen. Auf Grund veränderlicher Geschmacksrichtungen hin sollte der Züchter nie Versuche mit der Zufuhr neuen Blutes anstellen, dazu ist die Durchzüchtung eines Pferdestammes viel zu langwierig und kostspielig, und ehe sich Erfolge zeigen, hat die launische Göttin Mode längst vielleicht eine andere Parole ausgegeben. Wohl aber sollte das in Generationen als leistungsfähig bewährte „leichte" Pferd beim Ankauf durch die Kommission ebenso hoch im Preis stehen wie das schwere, lohnt es sich doch sonst nicht mehr, aus altem Stamm weiter zu züchten, schließlich aber hätten wir dann nur noch schwere Zugpferde und müßten uns die leichteren wieder aus dem Ausland holen. —

Man sieht, Experimente bei der Pferdezucht rächen sich, denn auch in bezug auf die Schwere ist eine Grenze nach oben gezogen, weil für die Landwirtschaft ein allzu schweres Pferd vom Übel ist, das sich allein für die Industrie hervorragend eignet, dort aber vom Motor immer mehr verdrängt wird.

Erst im vollendeten sechsten Lebensjahr beginnt das Pferd wirklich kriegsbrauchbar zu werden, mit dem sechzehnten Jahr hat diese Brauchbarkeit aber bereits derartig abgenommen, daß man die alten Pferde wieder ausrangieren muß. Ein ständiger Wechsel ist daher im Truppenteil wahrzunehmen, und ein Ausrücken in voller Sollstärke der Eskadron oder Batterie bleibt darum ein Ziel — aufs innigste zu wünschen. —

Die aus den Depots eintreffenden Remonten sind begreiflicherweise nicht sogleich in die Front einzustellen, vielmehr beginnt nach ihrer Verteilung nun zunächst erst ihre Dressur in der Remonteabteilung unter dem Reiter. Die meist in recht gutem Futterzustand ankommenden jungen Remonten werden in diesen Lehrstunden langsam angeritten, so daß sie in etwa einem halben Jahr unter geübten Reitern zur Not auch Frontdienste tun könnten, aber erst nach zwei Jahren sind sie so weit, daß Rekruten nun auf ihnen wieder ihre Reitausbildung erhalten. Dabei hat jeder Eskadron- oder Batteriechef den Wunsch, die Pferde in gutem Futterzustand zu erhalten, weil bei Besichtigungen hierauf noch immer besonderer Wert gelegt wird. In Interessentenkreisen, und das sind wohl die für die Ausbildung von Pferd und Reiter verantwortlichen Chefs, hört man dagegen vielfach die Ansicht äußern, daß ein Allzuviel an Fett die Kriegsbrauchbarkeit der Truppe wesentlich beeinträchtigen dürfte, daß man sich daher auf die kommenden Strapazen vorzubereiten habe, kurz, daß man mehr trainieren, weniger auf das Aussehen der Pferde als auf ihre Leistungen Wert legen müsse.

Sollte diese Ansicht endlich zur Geltung kommen, so wäre es aber auch erwünscht, daß die Remonten von Jugend auf härter herangenommen würden. Schon der Züchter müßte dann auf der Koppel mit dem Training seiner Pferde beginnen. Täglich müßten die Fohlen vom Stall bis zur Weide und wieder zurück einen längeren Marsch machen.

Aber auch an die Witterungsunbilden wären die Jungpferde zu gewöhnen, während sie jetzt im Winter im Stall gepäppelt werden und sich aus diesem Grund wohl gut im Haar zeigen, auch leichter zu ernähren sind als die hart aufgezogenen Pferde, die dementsprechend länger zu ihrer Entwicklung gebrauchen, dann aber auch widerstandsfähiger sich bewähren.

Vor Jahren habe ich bereits darauf hingewiesen, wie wichtig es wäre, die Fohlen schon auf der Koppel an Hindernisse zu gewöhnen, wie dies beispielsweise in England geschieht. Unsere vorzüglichen Halbblutstämme zeigen in ihren Abkommen, bei den von dem Reichsverband für deutsches Halblut veranstalteten Turnieren, daß viel Anlage zum Springen in ihnen steckt; diese von Jugend auf zu entwickeln, wäre durchaus wünschenswert, nur müßte man den Züchtern, die das hohe Risiko auf sich nehmen, dann auch mit höheren Preisen beim Ankauf ihre Mühen lohnen; weiß man doch, daß, wo man Holz hackt, auch Späne fallen!



Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

4. Fortsetzung.

Als der junge Graf Oberwall bei der alten Exzellenz eintrat, rief sie ihm entgegen: „Scharmant, scharmant, daß du deiner Großmutter mal ein bißchen Gesellschaft leisten willst. Hätte ich früher an diese Möglichkeit gedacht — ich hätte das Menü nach deinen Wünschen abändern lassen. So mußt du eben vorliebnehmen, mein Junge — nichts für ungut. Uebrigens sind die Croquettes de Saumon eine Spezialität unseres Küchenchefs."

Wärmer noch als sonst schien dem Enkel das rosig durchleuchtete Zimmer, und stärker als sonst dufteten die aromatischen Essenzen. Die feierliche und doch sehr weltliche Liebenswürdigkeit der alten Dame paßte sich der überhitzten Atmosphäre des Raumes seltsam an.

Mißmutig, in dumpfem Behagen und kaum unterdrücktem Staunen hatte Gerhard die von der Mendel überbrachte Einladung entgegengenommen. Sein „Ich lasse gehorsamst danken und werde sofort erscheinen" kam ihm nur mühsam über die Lippen.

Aber da er jetzt der alten Frau gegenüber saß an dem blumengeschmückten Tischchen, ihre silbergraue Atlasrobe in der Stille des Zimmers festlich knisterte und rauschte, da huschte wieder das erste Lächeln über seine Lippen, etwas verlegen, beinah kindlich.

„Verzeih, Großmama, ich kam in meinem Arbeitsrock . . . hätte ich gewußt" . . .

Die Exzellenz lächelte: „Arbeitsrock, das höre ich nicht gern, mein Junge. Aber wenn das heißen soll, du hast nicht Toilette gemacht, so will ich dir das nicht übelnehmen. Großmütter zählen ja nicht."

„Aber nein . . . wieso. . . . Wenn du gestattest . . . in zehn Minuten bin ich wieder oben." . . .

Er machte Miene aufzustehen. Sie legte ihm die beringte Hand auf den Arm.

„Hiergeblieben, Monsieur! Wenn du vergessen hast, daß es eine Dame ist, die dich zum Speisen eingeladen hat, so mag es deine Strafe sein, ihr im . . . wie sagtest du doch — ‚Arbeitsrock' gegenüber zu sitzen, während sie dich in großer Toilette empfängt. Doch hoffe ich, das beeinträchtigt deinen Appetit nicht."

Und sie rief der Mendel über die Schulter zu: „Man serviere!"

Um das „bürgerliche" Essen zu adeln, hatte sie köstlichen alten Wein aus ihrer kleinen, sehr gewählten Privatkellerei heraufholen lassen.

„Trinke, mein Junge. Vielleicht bist du noch zu jung, um den W e r t des Weines zu verstehen, seine Bedeutung wirst du über dich ergehen lassen müssen gleich allen anderen."

Und sie sah mit funkelnd vergnügten Blicken, wie das feurige Naß dem Enkel die gebundenen Glieder löste, sah, wie seine blassen Wangen sich färbten, in seine Augen ein warmer, schimmernder Glanz kam.

„Steck dir eine Blume ins Knopfloch, mein Junge, dann bilde ich mir ein, es ist auch für dich ein kleines Fest . . ."

„Ist es auch, Großmama, wirklich . . . ."

Sie erkannte plötzlich den kleinen Knaben wieder in dem frostig kühlen und korrekten jungen Herrn.

Er beugte sich über den Tisch und drückte die Hand der alten Frau an seine Lippen. . . . Sie lächelte.

„Ja . . . es hat eine Zeit gegeben, wo man sich wohl fühlte an meiner Tafel. Aber alte Frauen dürfen nicht sprechen von dem, was war. Da müßt ihr Jungen euch zu sehr das Lachen verbeißen."

Er schüttelte den Kopf, faltete die schmalen Hände über dem rot- und goldumsäumten Teller.

„Nein, Großmama, ich kann es mir denken . . . heute kann ich es."

Und er sah durch die bleiche, verdrückte Maske der Greisin hindurch das leidenschaftliche Antlitz der einst schönen, gefeierten Frau.

„Schade, daß dein Vater keine so lebhafte Phantasie besitzt", meinte sie und kostete gemütlich vom Crème anisé; dann schlug sie mit dem goldenen Löffelchen gegen den Kristallteller.

„Mendel — sagen Sie dem Hoffmann, daß er mir eine Flasche Champagner heraufbringt, frappiert. Und zum Mokka — unseren Likör."

Gerhard hatte sich bei der Erwähnung des Vaters unwillkürlich gerade aufgerichtet in seinem Sessel, und ein Schatten flog über seine eben noch belebten Züge. Aber er antwortete nichts, drehte nur mit dem Goldfinger das Tellerchen im Kreis. Die breiten Schultern der Exzellenz zuckten wie von verhaltenem Lachen.

„Hält dich wohl recht knapp, dein Herr Vater?" Sie sah mit Behagen, wie die feinen Brauen des Enkels nervös zusammenzuckten.

„Das kann ich nicht behaupten", antwortete er mit betonter Zurückhaltung.

Die Exzellenz hob die Achseln.

„Die Herren von Oberwall waren alle ein bißchen — sagen wir: genau. Ins Grab aber hat keiner von uns was mitgenommen."

Gerhard sah die Großmutter mit unsicherem Blick an. Das klang ja fast, als hielte sie zu ihm gegen den Vater.

„Papa hat dir wohl gesagt . . ."

„Daß du ein großer Filou bist . . . ja, das hat er. Daß du gespielt wie ein . . . wie eben ein Verliebter spielt — ungeschickt und unglücklich. Daß du innerhalb weniger Stunden ein Jahreseinkommen auf das grüne Tuch



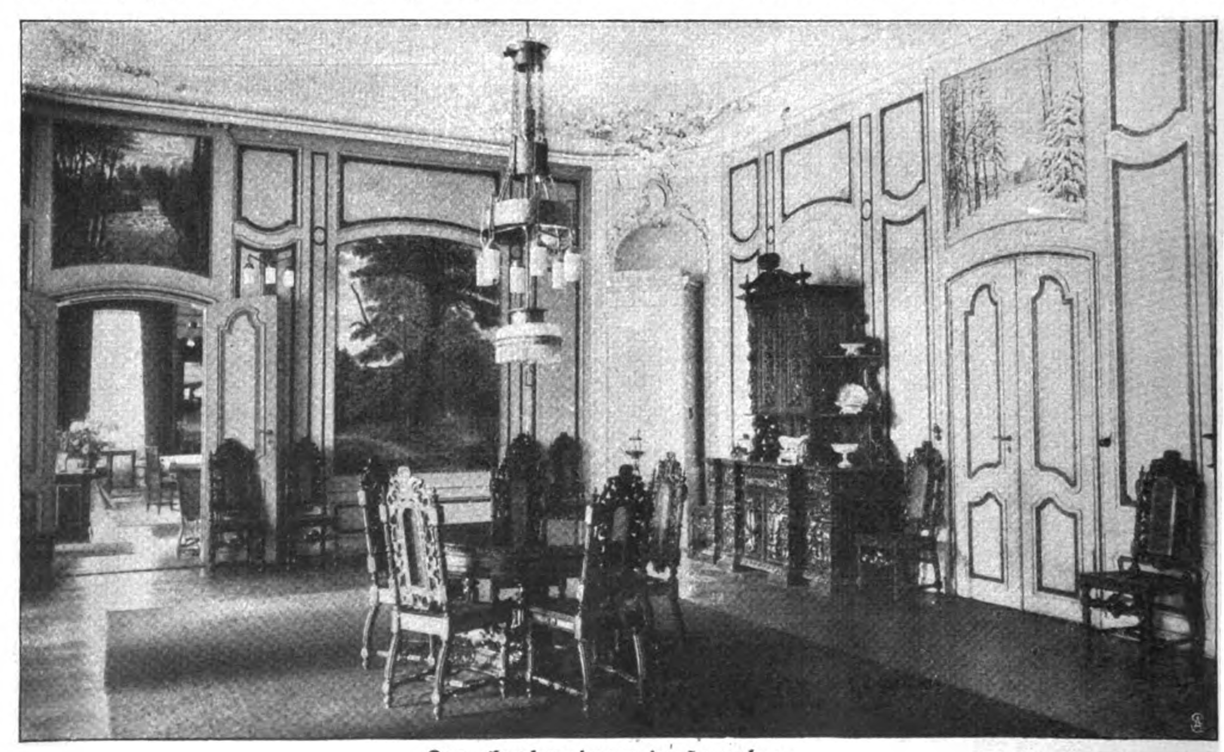


Blick in den Park.

dert, ja, er hat durch das Wachsen seiner Baumriesen nur noch gewonnen, und durch seine Wipfel zieht ein Rauschen und Raunen wie einst zu Zeiten der alten Rittergeschlechter, die hier gelebt.

Früher stellte die Postkutsche eine kümmerliche Verbindung mit der Reichshauptstadt her, heute dagegen **hat die Bahn uns Buch bis auf halbstündige Fahrweite nahegerückt. Für den Oberbürgermeister stellt indessen das städtische Auto eine noch schnellere Verbindung her, wie sie eben für den vielbeschäftigten ersten Beamten Berlins erforderlich und notwendig ist. Mag die Post**kutsche — seligen Gedenkens — auch idyllisch gewesen sein!

Das Herrenhaus (Abb. Seite 1049), **dessen von Blattpflanzen und wilden Blumen bewachsenes Hauptportal an der Dorfstraße nahe der alten Kirche liegt, enthält im Erdgeschoß den mit kostbaren alten Rokokomöbeln ausgestatteten Empfangsalon (Abb. untenst.), einen von warmer Stimmung erfüllten Raum,**



Das Empfangzimmer im Herrenhaus.





Die Orangerie im Park.

Blumenhain bildete. Prachtvolle Laubgänge, über denen sich die Baumkronen zusammenschieben, ziehen sich von hier aus an brückenüberspannten Teichen entlang, die von Goldfischen und Schwänen belebt sind. In tiefem Waldesfrieden erhebt sich auf umgittertem Plätzchen ein schlichter Gedenkstein mit der Inschrift „Soror optima, amica patriae, vale" (Abb. untenst.). Er gilt der Erinnerung an die vielgenannte Gräfin Julie von Voß, die morganatische Gemahlin König Friedrich Wilhelms II., dem sie infolge eines frühen tragischen Todes — sie

von dem der Blick in den Park fällt und sich über mächtige Fliedergruppen auf wundervolle Rotbuchen und Edeltannen erstreckt. Linkerhand liegt der Damensalon, in dem ein Flügel darauf hindeutet, daß hier Frau Musika eine Pflegstätte gefunden (Abb. S. 1052); rechts befindet sich das Arbeitzimmer des Oberbürgermeisters, dessen Wände einige Oelgemälde, darunter ein holländisches Seestück von Gruyter, zieren. Exzellenz Wermuth ist nicht nur ein temperamentvoller Chef der kommunalen Verwaltung Berlins, sondern zugleich ein warmherziger Freund der schönen Künste, der auch der modernen Richtung die Berechtigung nicht abspricht, vielmehr in ihr einen schätzenswerten Entwicklungsfaktor sieht, vor allem aber der Freiheit der Kunst ein lebhafter Fürsprecher ist.

Vor dem Empfangsaal und dem ins Freie führenden Altan des Herrenhauses breitet sich ein rings von stattlichen Bäumen umgebener weiter Wiesengrund aus. Rechts erhebt sich ein kleines Gebäude von vornehmer Barockarchitektur, die sich nach der Rückseite freilich in weniger schöne Backsteingotik verwandelt; es ist die Orangerie (Abb. obenst.), die zur Zeit des letzten Grafen Voß einen herrlichen



Denkmal der Julie von Voß im Park.



erreichte ein Alter von 22 Jahren 8 Monaten — nur kurze Zeit Gefährtin sein sollte. Ihre Brüder setzten der früh Entschlafenen das schlichte Erinnerungzeichen, ohne darauf ihren Namen zu nennen. Ein Bild der schönen jungen Frau mit dem goldenen Haar und der alabasterfarbenen Haut, die im Kellergewölbe der alten Kirche von Buch neben der Gruft ihrer Ahnen die letzte Ruhestätte gefunden hat, befindet sich im Hohenzollernmuseum.

Der Park des Herrenhauses steht zum weitaus größten Teil dem Publikum jederzeit zur Besichtigung frei, eine Vergünstigung, von der ausgiebig Gebrauch gemacht wird, und die sich der vielen dankbaren Motive wegen namentlich zahlreiche Künstler und Künstlerinnen mit Vorliebe zunutze machen. Auch als Ausflugziel wird Buch von den Berlinern neuerdings mit Vorliebe gewählt; nicht nur Schloß und Park lockt sie als Sehenswürdigkeit, vielmehr tun die ausgedehnten Waldungen in der Umgebung des Ortes jenseit der Bahn das ihrige, um den Strom der Wanderlustigen dorthin zu ziehen. Eine ganze Reihe großstädtischer Etablissements hat sich infolgedessen dort aufgetan; eine stattliche Villenkolonie ist in einiger Entfernung im Entstehen begriffen, und die bescheidene alte Haltestelle der zwischen Bernau und Berlin verkehrenden zahlreichen Züge wird zurzeit durch einen stattlichen Bahnhof ersetzt, dessen Fertigstellung nahe bevorsteht.

Die eigentliche große Bedeutung Buchs für die Reichshauptstadt aber liegt in seinen der Volkswohlfahrt dienenden mustergültig eingerichteten Anstalten: dem Hospiz für alte Leute, der Irrenanstalt und der an den Herrenhauspark angrenzenden Heilstätte. Mit diesen der Allgemeinheit dienenden Institutionen hat Berlin unter freigebiger Aufwendung großer Mittel etwas Außerordentliches geschaffen, und die Verwaltung der Stadt zeigt sich hier in sozialer Beziehung in vorteilhaftestem Licht. Stellt die Heilstätte mit ihren in beiden Fronten liegenden großen Hallen äußerlich ein architektonisches Prachtwerk Ludwig Hoffmanns dar, so entspricht sie in ihrer inneren Einrichtung in ausgiebigster Weise allen Anforderungen der modernen Gesundheitspflege. Die Patienten, deren Zahl 150 beträgt, finden hier zehn, zwölf, fünfzehn Wochen, eventuell auch länger zweckentsprechende Behandlung und Verpflegung und kehren gekräftigt ins Leben und zu ihrem Beruf zurück. Parkanlagen ringsum und laub- und blumenbepflanzte Höfe stehen den Insassen zur Verfügung und fördern das Werk der Genesung. Auch das Hospiz für alte Leute — ebenfalls ein stolzer, in seiner Architektur fast verschwenderisch ausgestatteter Bau Hoffmanns — liegt ganz im Grünen; aber hier sind die Anlagen künstlich geschaffen, ist ein Stück märkischer Sandwüste ganz allmählich in Park und Garten umgewandelt worden und gewährt nun den Veteranen Berlins für ihre alten Tage sorgenfreie Erholung.

Diese Anlagen, die die nächste Umgebung des Oberbürgermeistersitzes bilden, stellen ein erfreuliches Kapitel der Geschichte von Buch dar und werden noch nach Jahrhunderten ein Denkmal unserer Tage bilden.



Blick in das Musikzimmer.

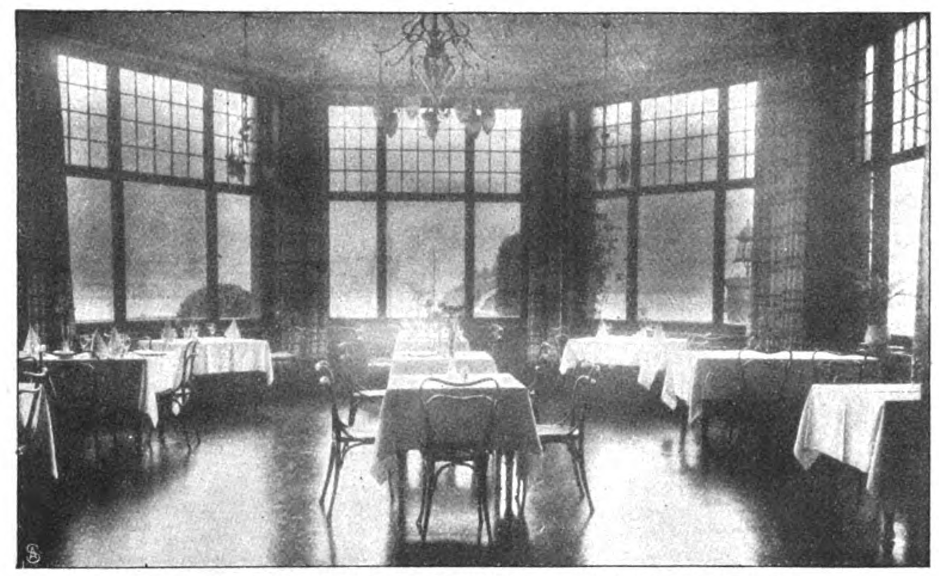
Rund um die Kieler Bucht.

Von Kapitän zur See a. D. von Kühlwetter. — Hierzu 13 Aufnahmen von A. Renard, Kiel.

Kiel zur Zeit der Kieler Woche ist einzig, vor allen Dingen deshalb, weil das Naturbild gerade in dieser Jahreszeit so einzig schön ist. Natürlich trägt auch die Kieler Woche eine klingende Note zu dem Gesamtakkord bei, ihre Begleitumstände verschönern und verändern das Gesamtbild, fügen neue Reize hinzu. Die Reize Kiels liegen immer für den Naturfreund an der Wasserkante im engen Sinn, von der Universität und der Wasserallee angefangen bis hinaus über den Düsternbrooker Weg auf die Strandpromenade nach Bellevue und in das Düsternbrooker Gehölz bis hinaus in die blaue See mit dem Kieler Bild von dort aus. Freilich wer zu der Zeit nach Kiel will, der sehe sich zeitig um, wo er sein Haupt niederlege, denn das sonst doch manchmal recht stille Kiel ist jetzt Fremdenstadt. Still ist Kiel, wenn die Flotte nicht da ist, die drückt der ganzen Stadt den entscheidenden Stempel auf, zur Kieler Woche ist sie aber vollzählig versammelt, denn der Kaiser will in der Zeit inmitten seiner Flotte leben, und die Woche zieht dazu noch viele andere Gäste an. Ob man nun der Woche wegen hinkommt oder nicht, ihrem Einfluß ist jeder sicher verfallen, er kann nicht an ihr vorbei. Kommt er zur Strandpromenade (Abb. S.1055), wohin er über kurz oder lang kommen muß, so hat er das Zentrum und einen großen Teil der Bühne der Kieler Woche vor sich. Alfred Krupp baute hier dem Kaiserl. Jachtklub sein Heim (Abb. nebenst.), daneben den Gästen das unübertreffliche Logierhaus und beiden zu Füßen den Hafen für die kleineren Jachten (Abb. S. 1056). Dafür hat man ihm dort ein Denkmal gesetzt inmitten seiner Schöpfungen, wo jetzt der Herzschlag der Kieler Woche schlägt. Es sind wirklich eigenartige Schöpfungen, die dort ins Leben gerufen sind, das Klubhaus mit seiner großen Glasrotunde und den vielen Fenstern mit dem herrlichen Blick über den Hafen, auf die Wälder und in die Ferne, mit seinem Schmuck, der überall auf den edlen Segelsport Bezug nimmt, mit den eigenartigen altertümlichen Zimmerchen für den Vorstand und für den Kaiser, den Kommodore, und mit dem Bankettsaal (Abb. S. 1054), wo jährlich der Kaiser inmitten der Segler weilt und manchmal weitgehörte Worte spricht. Draußen der Bootshafen voll schmucker Fahrzeuge, dazwischen ein Rabe, „die Zukunft“, ein schwarzes, braves Fahrzeug, auf dem die Jugend, der die Zukunft gehört, in den Segelsport, in das Vertrautsein mit der See hineinwächst, unermüdlich angeleitet von einem alten Admiral, der die Schätze seiner Erfahrung vor ihnen ausschüttet und durch die Jugend selbst jung bleibt. Vielleicht gilt aber doch der erste Blick des

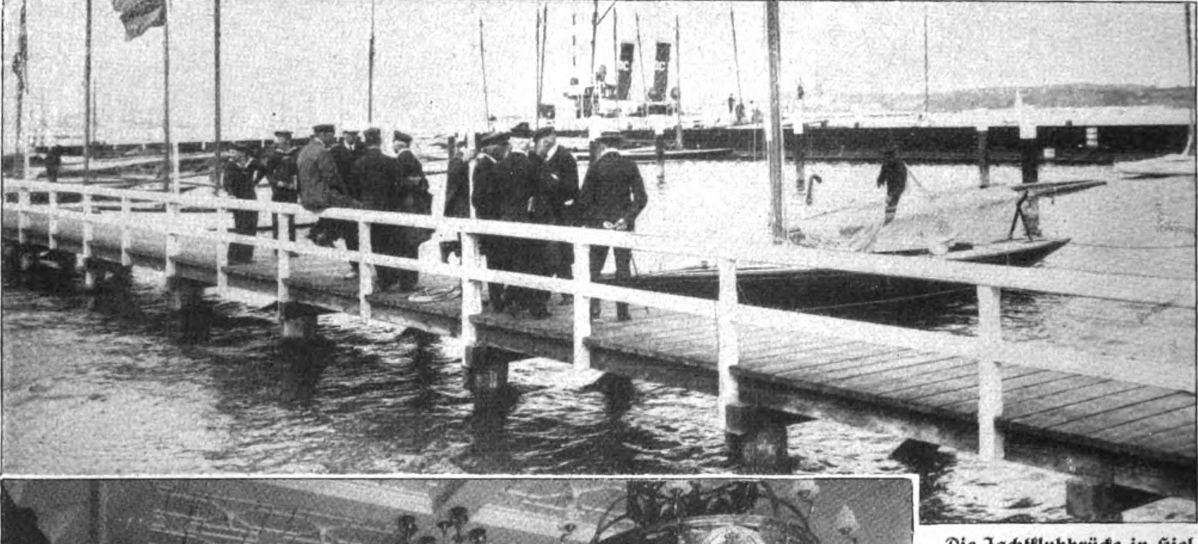
Heim des Kaiserl. Jachtklubs mit dem Denkmal Krupps.

Das Kieler Schloß, Wohnsitz des Prinzen Heinrich in Kiel.



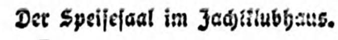
Das große runde Zimmer im Jachtklubhaus mit Blick auf den Hafen.

Strandweggängers dem großen Panorama, das sich vor ihm entrollt. Sonst, wenn die Flotte nicht da ist, ist der Grundton des Bildes die blaue Bucht, umkränzt von grünem Buchenwald, mit dem Blick in die Ferne. Die Ostsee kann wunderbar tiefblau sein, wenn sie den blauen Himmel über sich hat und östlicher Wind mit weißen Katzenpfötchen über die See geht, und nichts ist so leuchtend grün und steht der blauen See so zu Gesicht wie der frühlingsfrische Buchenwald, der die schleswig-holsteinischen Buchten säumt,



Die Jachtklubbrücke in Kiel.

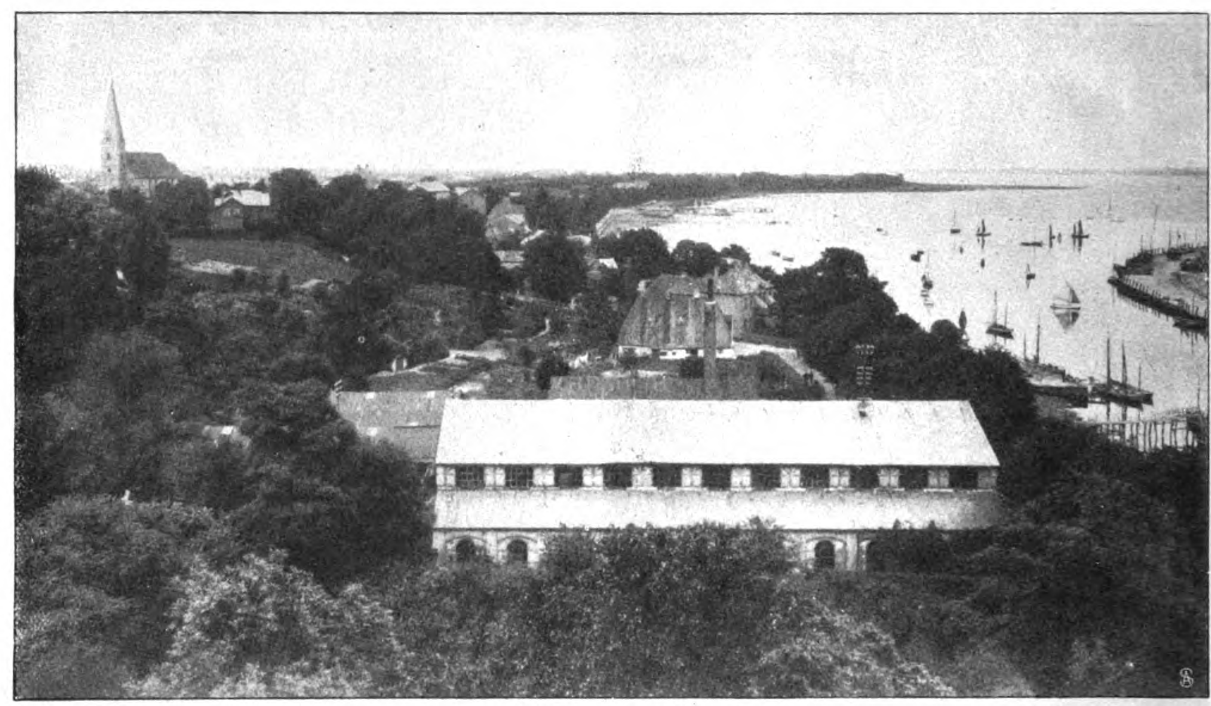
unmittelbar vom Wasser bespült. Und gerade im Juni ist er fast am schönsten, und der Regengott, der sonst wohl in und um Kiel zu Hause ist, hat dann meist ein Einsehen und schließt mit Aeolus einen Pakt zu Nutz und Frommen der Segler. So idyllisch sieht aber das Bild jetzt gar nicht aus, vor die grünen Waldkulissen am Ostufer bei Kitzeberg schieben sich die grauen Leiber unserer Dreadnoughtungetüme und bilden einen düster imposanten Hintergrund für den



Der Speisesaal im Jachtklubhaus.

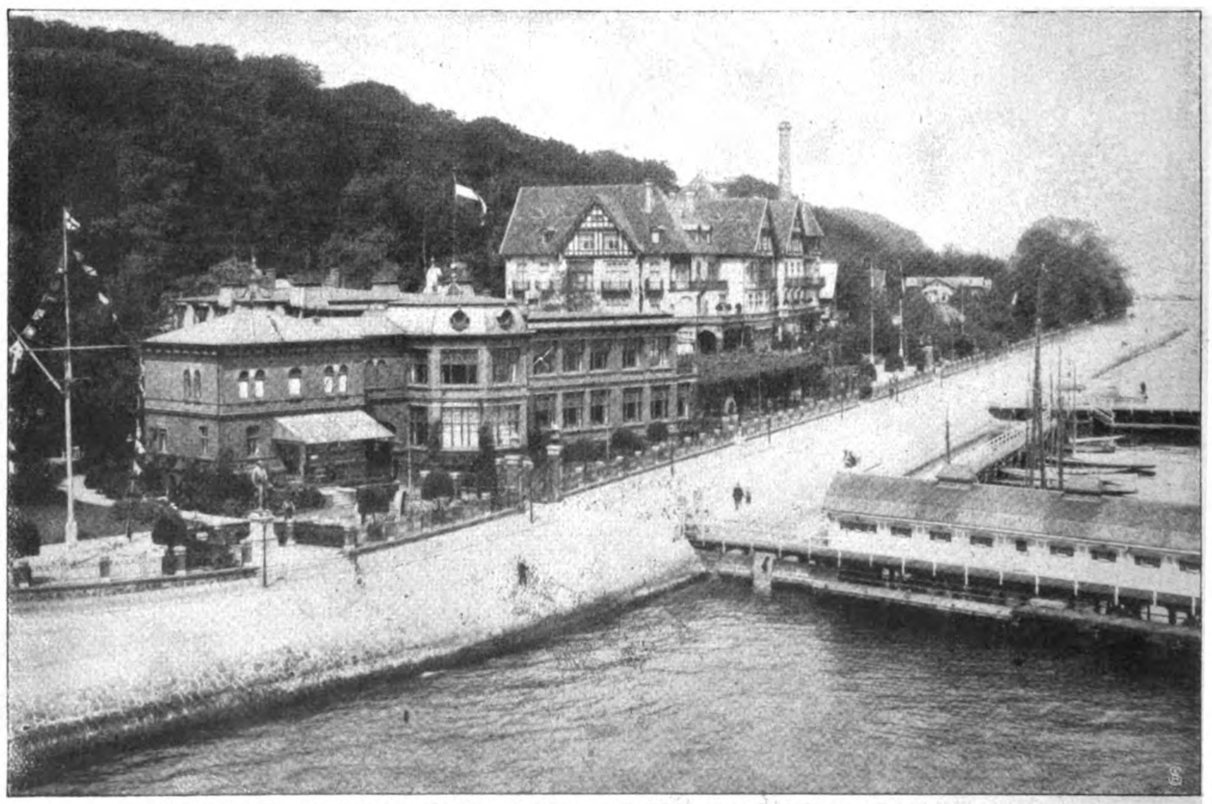


Die Strandpromenade bei Kiel.



Blick auf Eckernförde.

buntbewimpelten Mastenwald der unzähligen Jachten, für weiße Segel, für ein buntes Treiben flinker Dampfboote, von dem sich das Auge schwer trennen kann. Wer die ruhigere Schönheit sucht, der muß denn schon weiter hinaus nach Bellevue, wo der Blick noch freier in die Weite schweifen kann, oder auf das Wasser mit dem Dampfer von einer der vielen Brücken aus. Die ganze Kieler Bucht ist umringt von kleinen Orten, halb Seebädern, halb Villenkolonien. Auf dem Ostufer Kitzeberg (Abb. S. 1058) mit seinem herrlichen Wald und der stillen Heckendorfer Bucht, Möltenort (Abb. S. 1058) und Laboe, das sich schon ganz als Badeort fühlt, auf



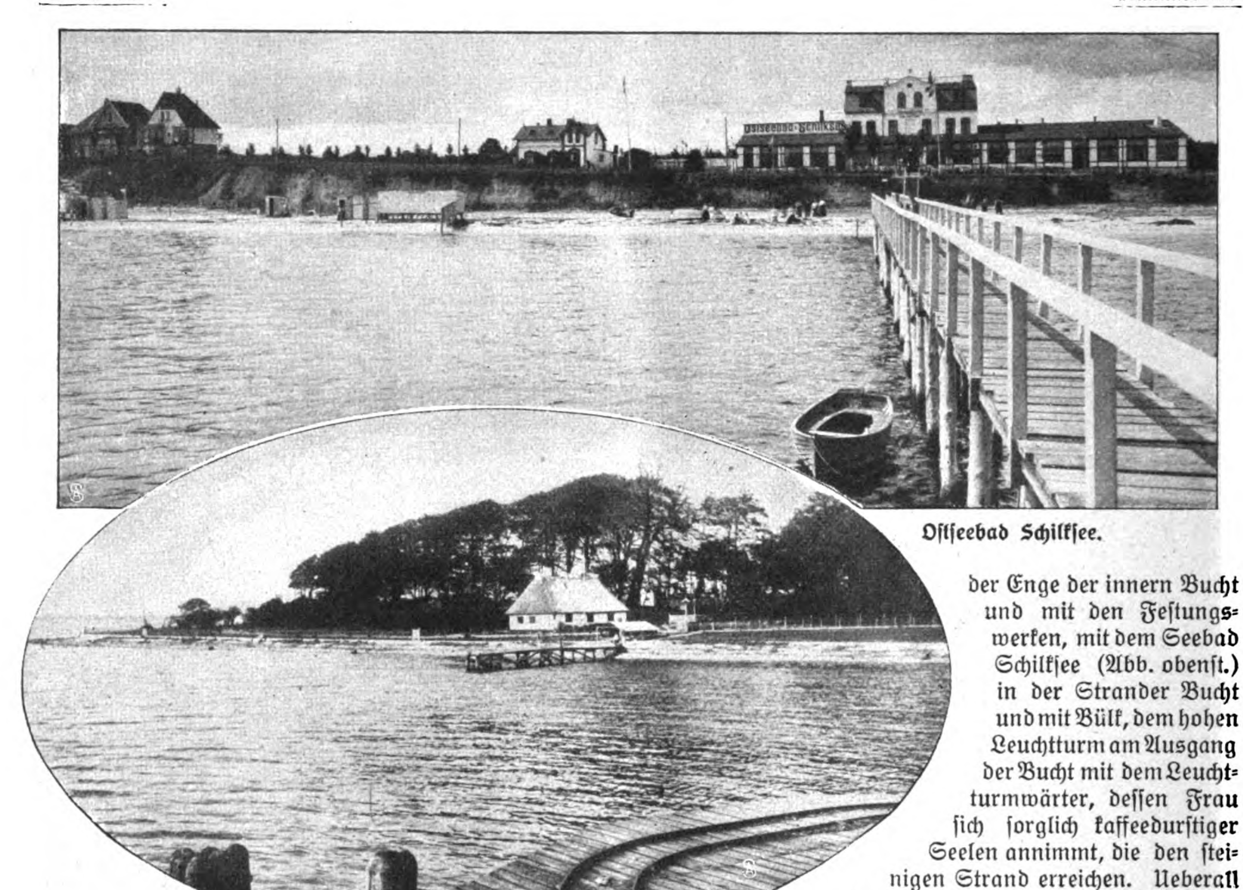
Am Hafen für die kleineren Jachten: Links das Gebäude des Jachtklubs und das Logierhaus.



Borby bei Eckernförde: Der Saal, in dem der „historische Bierabend“ stattfindet.



Travemünde, Ziel der letzten Wettfahrt der „Kieler Woche“.



Ostseebad Schilksee.

Kitzeberg bei Kiel.

der Enge der innern Bucht und mit den Festungswerken, mit dem Seebad Schilksee (Abb. obenst.) in der Strander Bucht und mit Bülk, dem hohen Leuchtturm am Ausgang der Bucht mit dem Leuchtturmwärter, dessen Frau sich sorglich kaffeedurstiger Seelen annimmt, die den steinigen Strand erreichen. Ueberall da ist es schön, überall überblickt man weit die Bucht, deren idyllischer Reiz durch die weißen Schmetterlinge, die sie beleben, durch die Segler, die ihre Kämpfe ausfechten, aus der Ferne gesehen, nur gesteigert wird. Die Kriegschiffsboote kämpfen noch im innern Hafen, auch sonst ist noch von Kitzeberg mancher Start zu sehen, auch von Laboe, aber in der Hauptsache ist dieses Sportleben doch weiter

dem Westufer nahe bei der Mündung des Kaiser-Wilhelm-Kanals das Voßbroker Gehölz mit dem alten Bauernwirtshaus, wo aber leider auch im Lauf der Jahre die derben Schinkenbrote nicht größer geworden sind, Friedrichsort mit seinem Leuchtturm an



Strandbild von Möltenort

hinaus, mehr vom Land mit seinen unsicheren Einflüssen auf den Wind weggezogen, und wer hier hineinsehen will, der muß schon auf den Begleitdampfer gehen und mit in See hinaus. Die Ostsee ist meist ein milder Herr, der keine Opfer heischt, und auch für den Nichtsachverständigen ist hier viel Schönheit. Wenn schon auf die Rennbahn so viele ohne Sachverständnis hingehen, müßten sie auf dem Wasser erst recht zu finden sein. Freilich zwei große Anziehungspunkte fehlen hier wohl, der Totalisator hat das Schwimmen noch nicht gelernt, und für große Toilette ist der brave Aeolus, wenn er den Seglern wohl will, nicht empfänglich. Blanke Augen und rote Backen aber finden hier ihr Feld, und die Bilder, die hier an jedem empfänglichen Auge vorbeiziehen, sind wohl eindrucksvoll. Wenn die großen Schonerjachten heranbrausen zum Start, jeder Nerv an Bord gespannt, ob man genau zum Schuß an die Startlinie kommen wird — noch zwanzig, noch zehn, noch fünf Sekunden wird ausgerufen — da ist man schon an der Linie; noch einmal kurz aufgedreht, damit man nicht zurückgerufen wird, dann donnert der Schuß, alles Zeug jetzt heraus, was stehen kann — das gibt unvergeßliche Bilder nicht nur für den Seemann. Und der Kampf an den Wendemarken und vielleicht am Ziel. Da muß man dann schon weit mit hinaus, vielleicht nach Eckernförde (Abb. S. 1056), wohin regelmäßig eine große Wettfahrt geht. Dort ist noch alles fast Idylle, und das Marie-Luisen-Bad sieht jährlich die Segler, unter ihnen den Kaiser zum, fast kann man sagen, historischen Bierabend. Vielleicht lockt auch die Fahrt um Fehmarn oder nach Travemünde (Abb. S. 1057), wohin immer die letzte Wettfahrt der Woche geht, die damit die alte Hansestadt Lübeck in ihren Rahmen zieht. Bunte Bilder alles, blaues Meer, grüner Wald, schimmernde Segel und, noch viel zu wenig gekannt, diese liebliche Seite des meerumschlungenen Landes mit Kiel, der Königin am Ostseestrand.

Der Heimat zu . . .

Der Strom rinnt lautlos durch das Dunkel hin;
Die Ufer wiegte längst ein leiser Wind
In tiefe Ruh....

Der Dunst der Sommernacht umhüllt mich lind;
Verblichene Bilder gaukeln durch den Sinn,
— O Jugend du....

Und eilend, wie ein heimverlangend Kind,
Zieht meine Seele auf den Wogen hin,
Der Heimat zu.

Wilhelm Söbel.

Das unvollendete Landhaus.

Skizze von Bodo Wildberg.

Es war am Rand der Fennen, jenes weiten Sumpfgebiets der englischen Nordseeküste. Vor mir lag diese weltfern einsame Landschaft, ein breiter, blendender Streifen Sand schied sie vom grauen Meer. Am Horizont türmte sich eine ungeheure Kirche, zu ihren Füßen kauerte das Dorf, in dem ich Quartier genommen, um die köstliche und eigenartige Flora dieser Moore zu erforschen. Dies Dorf war einstmals eine große Stadt gewesen, aber die See hatte sich von ihr entfernt, immer weiter und weiter, bis die Stadt zum bescheidenen Weiler eingeschrumpft war, indes der riesige Dom aus gelblichem Stein, den jetzt ein silberiger Dunstschleier sanft ins Bläuliche tönte, wie etwas Ewiges und Unzerstörbares noch über die Fennen herübersah.

Diese dehnten sich in brütender Sommerhitze landeinwärts, überblüht von weißem Schierling, rosenrotem Porst, schimmernd von soviel andern seltnen Blumen — und über alles hin flatterten in Millionen die märchenhaft feuerglänzenden Falter, große Dukatenvögel, die heute, nach der Trockenlegung des Sumpflands, samt ihren Futterpflanzen für immer von der Erde verschwunden sind.

Meine Wanderung war lang und ermüdend gewesen. Ein Klumpen dunkler Bäume, der mir schon die ganze Zeit über Kühlung verheißen hatte, war nun so nahe gerückt, daß ich nur eine kleine Bodenwelle zu erklimmen brauchte, um in ihrem Schatten ausruhen zu können.

Es waren Eiben, die man in England häufiger als bei uns noch findet — schwarze melancholische Bäume mit schweren, mauerartigen Nadelmassen. Schon von weitem hatten mich ihre abenteuerlichen Umrisse ein wenig beunruhigt, und jetzt erkannte ich, daß sie zu einem vernachlässigten Garten gehörten, dessen hölzerne Gittertür offenstand.

Meine Müdigkeit war dahin, Neugier trat an ihre Stelle; ich wandte dem flimmernden Fenn den Rücken und verlor mich in den Irrungen des Eibengartens. Es war eine alte, mit geduldiger Sorgfalt in Jahrhunderten herangepflegte Anlage, sogenanntes „topiary work“; die dunklen Nadelbäume waren zu Türmen mit Kuppel- oder Zinnendächern, zu Obelisken und abgestuften Pyramiden verschnitten; ein mächtiger Eibensalon mit haushohen, lebendigen Mauern schien so recht als Aufenthalt für Menschenscheu und Trübsinn gedacht. Einige Bäume waren in Pfauen-, in Taubengestalt ausgezackt; doch die ganze wunderliche Schöpfung war schon lange nicht mehr von der Schere des Gärtners berührt worden; so verwischen sich die Umrisse, die naive Groteske nahm einen unheimlichen Charakter an.

Die Anlage war nicht sehr groß, aber labyrinthisch ersonnen, wie diese alten Gärten es meistens sind, und so währte es eine Weile, bis ich das in mehreren Terrassen allmählich ansteigende Irrgärtlein wieder verlassen konnte. Hier sah ich mich mehreren Gebäuden gegen-



über. Zur Rechten stand ein einfaches Landhaus, wie man sie zu Tausenden in England sieht, und immer gleicht eins dem andern: rotes Gemäuer, Efeu, drei oder vier Giebel, hohe Schornsteine auf dem moosigen Ziegeldach.

Gerade vor mir aber lag ein größeres, unvollendetes Gebäude in einer Art Renaissancestil, mit pomphafter Wagendurchfahrt — der Bau war offenbar seit Jahren nicht mehr gefördert, eine moderne Ruine, in Häßlichkeit zerbröckelnd — und zwischen ihr und dem Eibengarten zeigten sich Wege und Anlagen, die ebenfalls nur begonnen, nie zu Ende geführt worden waren.

Indes ich den weißen leblosen Bau, die grasverwachsenen Wegmuster, das leere Becken, die von drei bleiernen Amoretten getragene Sonnenuhr betrachtete, befiel mich plötzlich die Empfindung: es sei jemand hinter mir. Ich machte kehrt. Auf einer Holzbank im Schatten der verwilderten Eibenwand saß ein Mann von etwas vernachlässigtem Aussehen, doch an Händen, Blick und Haltung unverkennbar ein Gentleman.

Meine erste Frage war, ob ich nicht zu Unrecht hier sei. Das verneinte der Unbekannte liebenswürdig: „Der Besitzer, Mister Papillon, hat nichts gegen den Besuch anständiger Fremder einzuwenden. Aber gegenwärtig ist er nicht hier" — der Fremde führte die feine Hand an seine gefurchte Stirn — „er ist nämlich krank — da — er weilt in einer Anstalt. . . . Aber bitte, setzen Sie sich."

Der Mann auf der Bank fing nun an, von dem abwesenden Besitzer zu erzählen. Ich hatte neben ihm Platz genommen, und indem er sprach, schien mir sein graues, freudloses Auge, sein bärtiges und lockiges Haupt, das an gewisse präraffaelitische Künstlerköpfe gemahnte, mit dem traurigen Garten und dem unfertigen Haus auf wunderliche Art verbunden zu sein.

„Der Besitzer von ‚The Fens' — so nennt sich das Grundstück — hat ein außerordentlich trauriges Erlebnis gehabt, das seinen Geist, so scheint es, für immer gestört hat. Ein ziemlich wohlhabender Landedelmann — die Familie stammt von Sir Adam le Papillon, der mit Wilhelm dem Eroberer herübergekommen — lernte er die Tochter seines reichen Nachbars, des Lords Tollemache, kennen, oder vielmehr, kannte sie eigentlich von Jugend auf. Nun aber verliebte er sich in Maud Tollemache — und wollte sie durchaus heiraten, obwohl er stets das Gefühl hatte, sie liebe ihn nicht, sie lasse sich nur von ihm lieben. Aber sie gab ihm ihr Jawort — und so begann er denn, für sie das neue Landhaus aufzuführen, das uns hier gegenübersteht — auch neue Gartenanlagen im heutigen Stil, denn Maud liebte nur das Moderne — der melancholische Eibenpark sollte geschlagen werden — Maud haßte die schwarzen Wände und die sonderbaren Gestalten des altweltlichen Irrsals.

„Aber die Eiben stehen, wie Sie sehen, noch heute. Denn gerade als die Axt an sie gelegt werden sollte, da tauchte Fred Wintoun auf, ein entfernter Vetter Mauds, und die Überzeugung des Squires, daß sie Fred vorziehe, wurde immer bestimmter.

„Eines Tages nun machten die drei einen Spaziergang durch die Fennen, und als sie an dem tiefen Moor vorüberkamen, wollte Maud eine Blume brechen — genau die rosenfarbene, die hier aus Ihrer Botanisiertrommel schaut. Gegen den Rat der Männer drängt sich die Eigenwillige ins Schilf — es verbirgt sie gänzlich — da auf einmal: ein furchtbarer Schrei!

„Wintoun und Papillon prasselten ins Binsendickicht — suchten mit Gefahr des eigenen Lebens — zuletzt kam Wintoun ganz blaß: Maud sei im Moor versunken — an jener Stelle würfen sich noch Blasen auf. Papillon war dem Wahnsinn nahe. Er wunderte sich über Freds Kaltblütigkeit. Lord Tollemache setzte eine große Belohnung aus — das Moor wurde durchfischt — nirgend eine Spur von Maud. Die Leute im Dorf schüttelten die Köpfe: Niemals gebe das Fenn seine Beute zurück.

„Dumpf und triebmäßig ließ Papillon an seinem neuen Haus weiterbauen. Fred Wintoun war am nächsten Tag ebenfalls verschwunden — man vermutete sogar, daß er sich das Leben genommen hatte.

„Doch nach einiger Zeit vernahm man, daß Maud am Tag ihres Verschwindens gegen Abend auf der nächsten Bahnstation gesehen worden war. Dann kamen Briefe — kurzum, das Ganze war eine wohlgeplante Komödie — sie war mit Fred geflohen, und bald darauf heirateten sie einander.

„Da verlor Papillon völlig den Verstand. Die Arbeiten stockten ganz und gar. Mauds Tod hätte er noch ertragen, aber ihr schändliches Spiel brachte ihn um die Klarheit seines Geistes. Jetzt weilt er schon lange in der Heilanstalt. Dort rast er nun gegen die Fennen — und in lichten Stunden beklagt er es, daß seine Braut nicht lieber im Moor versunken, als daß sie Fred Wintouns Frau geworden sei." —

Hier unterbrach eine nicht mehr jugendliche Dame von ländlich schlichter Erscheinung den Bericht. Sie war aus dem alten roten Landhaus getreten, und der Erzähler jener Tragikomödie fand noch Zeit zu sagen: „Oh, da kommt die Wirtschafterin des armen Squires; wir sitzen ihr gewiß schon zu lange hier."

Doch er ging ihr ein paar Schritte entgegen. Sie schien ihm dann freundlich und energisch zuzureden, er möchte doch ins Haus kommen. Das tat er denn auch, und etwas verwundert ging ich von dannen.

Abends saß ich im bilderreichen Gastzimmer des gelben, rotfenstrigen Wirtshauses, das drüben im Schatten des ungeheuren stumpftürmigen Domes stand. Die behaglich stattliche Wirtin hörte mit einiger Neugier, daß ich im Garten von „The Fens" gewesen. Ich berührte nur mit wenigen Worten das tragische Los des abwesenden Besitzers.

„Ja, ein bißchen verrückt ist er allerdings," sagte die gute Frau, „aber wie meinten Sie, Sir? Abwesend?! Das ist doch Mr. Papillon selbst, mit dem Sie gesprochen haben."

„Wie? Der sitzt doch in einer Anstalt?"

„Gott bewahre, Sir. Zum Eingesperrtwerden ist er nicht närrisch genug. Wahrhaftig, Sie haben den Squire selbst gesprochen. Seine Krankheit besteht eben darin, daß er den Leuten die unwahrscheinlichsten Dinge über sich selbst erzählt. Lord Tollemache hat in dieser Gegend gar keine Besitzungen. Die Frau, die Sie aus dem Haus treten sahen, ist Mrs. Papillon. Der Neubau des Landhauses ist nie vollendet worden, weil das Geld dazu fehlte. Und wenn Mr. Papillon heute noch auf der Scholle seiner Väter sitzt, so verdankt er das nur der Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit dieser guten Dame."

Immerhin erschien mir die Begegnung mit dem phantasievollen Besitzer der „Fens" merkwürdig genug, um ihr wenigstens ein paar Blätter in meinem Reisenotizbuch einzuräumen.



Der Insektensammler.

Von Lothar von Waldenburg.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen von J. Boyer.



2. Auf der Suche nach Beute mit dem Wassernetz

Wohl jeder erfreut sich an dem bunten Treiben der ungezählten fliegenden, schwirrenden und kriechenden Insekten, das mit den ersten warmen Frühlingstagen beginnt. Dem Sammler aber genügt diese Freude allein nicht, er will den Bau dieser Tiere, ihre Entwicklung, ihre Formen und Farben kennen lernen, und zu diesem Zweck legt er eine Sammlung an. Hierzu gehört in erster Linie, daß er sich genau mit der Lebensart der Tiere, der Raupen oder Larven, der Puppen und der fertigen Deck- oder Schuppenflügler vertraut macht. — Besonders erforderlich ist dies für den Käfersammler, lebt doch ein sehr großer Teil dieser Insekten in der Erde, unter Moos, im Holz, unter Steinen, ja auch im Wasser. Während die Schmetterlingsraupen nur Pflanzenfresser sind, ist dies bei den Käferlarven durchaus nicht der Fall; so gibt es größere Wasserkäfer und ihre Larven, die der jungen Fischbrut sehr gefährlich werden können — die größten Vertreter unter ihnen greifen sogar größere lebende Fische an, saugen sich an ihnen fest und fressen sie bei lebendigem Leib an.



1. Der Insektensammler untersucht die Baumrinde.

Zum Fangen der fliegenden Käfer und Schmetterlinge bedient man sich des Netzes (Abbildung 5). Die Bilder 2 und 4 zeigen in anschaulicher Weise, wie der Sammler mit dem Wassernetz nach Beute sucht. Namentlich an stillstehenden Wassern ist oft der Grund mit Schlamm und verfaulten Pflanzen bedeckt; holt man solchen Schlamm mit dem Netz heraus, so wird man beim Untersuchen manche seltenen Käfer finden, so z. B. auch den hübschen Rohrkäfer, der von Mai bis Juli auf den Blättern der Seerose und den Mummeln sich aufhält. Die schönen, gelbbestäubten Sumpfrüßler leben — wie schon ihr Name sagt — auch auf Sumpfpflanzen. In den Halmen des Schilfrohrs kann man namentlich im Winter viele Käfer, wie den Zahndornläufer und Schilfschmalläufer, aber auch Schmetterlingsraupen und Puppen finden.

Für den Fang der abends und in der Nacht fliegenden Insekten kommt,



3. Ein Schmetterling wird genadelt.

sofern man Gelegenheit hat, am Licht zu fangen, auch das Netz in Betracht. Nicht alle Tiere aber werden vom Licht angezogen. Diese lichtscheuen Insekten werden mittels des Köders gefangen. Man streicht eine starkriechende, möglichst mit Fruchtäther vermengte, aus Sirup und Zucker bestehende Flüssigkeit an Baumstämme. Hier wird man dann nicht nur alle möglichen Käferarten naschen sehen, sondern auch besonders viele Nachtschmetterlinge, Spinnen, Spanner und Eulen; unter den letzteren die schönen Ordensbänder, deren Flugzeit hauptsächlich im August und September ist. Die auf der Erde herumlaufenden Käfer findet man leicht mit der Laterne. Bei großen Laufkäfern ist einige Vorsicht geboten, da diese mitunter einen scharfen Saft ausspritzen, der, wenn er das Auge trifft, einen brennenden Schmerz verursacht.

Während man den Käfer meist unbeschädigt erbeuten kann, ist dies beim Schmetterling sehr oft nicht der Fall. Da heißt es, die Raupen oder Puppen suchen, damit man unlädierte Exemplare für die Sammlung erhält. Die Raupen sind überall zu finden, nicht nur an Laub, Blüten und niederen Pflanzen, sondern auch in den Wurzeln, im Stamm der Bäume u. a. m. Während die im Laub der Bäume befindlichen Tiere heruntergeklopft werden, wozu man, wie Abbildung 6 zeigt, einen aufgespannten Schirm unterhält, in den sie hineinfallen, werden die im Holz oder unter der Rinde des Stammes sich befindenden Raupen, Larven, Puppen oder Käfer vorsichtig herausgeschnitten (Abbildung 1). Die im Moos oder unter Steinen sich aufhaltenden Käfer oder Nachtfalter werden durch vorsichtiges Beseitigen der Steine usw. gesucht (Abbildung 7).

Jedes gefangene Insekt, namentlich aber der Schmetterling muß sofort und schnell getötet werden, am besten im Zyankaliglas oder mit Chloroform. Während man getrost mehrere Käfer auf einmal ins Tötungsglas tun kann,



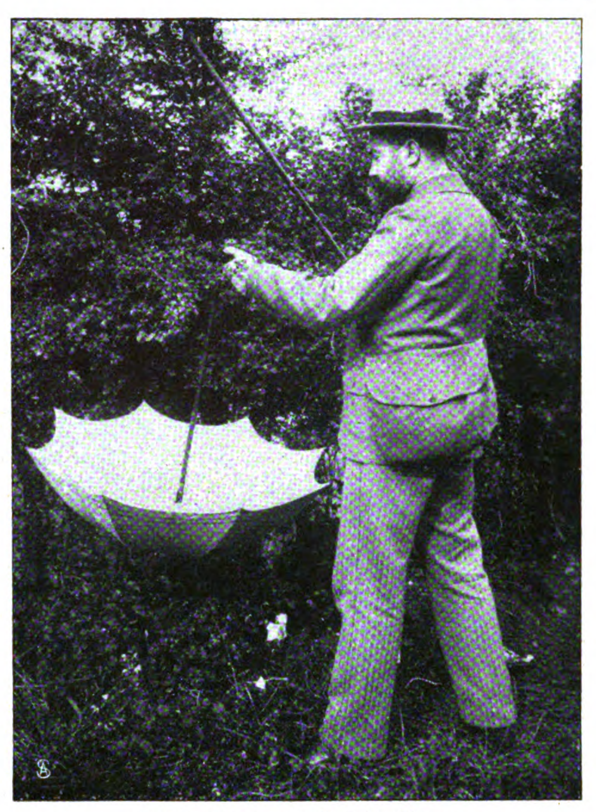
4. Ein Fang mit dem Wassernetz.







5. Schmetterlingsfang mit dem Netz.



6. Der Schirm als Insektenfänger.



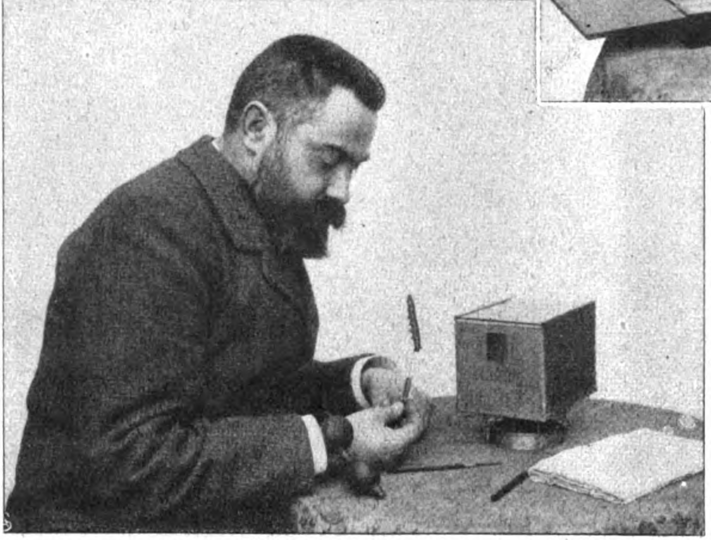
7. Der Insektensammler sucht unter Moos und Steinen nach Käfern und Nachtfaltern.

empfiehlt sich dieses bei Schmetterlingen nicht, da beim Flattern im Glas die herrlich beschuppten Flügel leicht beschädigt werden. Abb. 5 zeigt den Sammler, der gerade einen Schmetterling aus dem Giftglas nimmt und ihn nadelt, um ihn in die mitgeführte Sammelschachtel zu stecken.

Während der Schmetterling so genadelt wird, daß die Nadel genau durch die Mitte der Brust senkrecht hindurchgeführt wird, sticht man sie beim Käfer neben der Flügelnaht senkrecht durch die rechte Flügeldecke.

Bevor nun die Insekten in die Sammlung eingereiht werden, müssen sie aufgebreitet oder gespannt werden. Der Käfer wird auf eine etwa 3—4 Zentimeter hohe, mit Papier umzogene Torfplatte gesteckt, und dann werden die Fühler und Beine gerichtet; niemals dürfen sie vom Körper weit abstehen.


9. Das Aufspannen der Schmetterlinge.


8. Beim Präparieren der Raupen.

Das Aufspannen der Schmetterlinge (Abb. 9) ist weit schwieriger. Man benutzt ein Spannbrett aus weichem Pappel- oder Lindenholz; in den in der Mitte des Holzes befindlichen Spalt wird der Falter so tief gesteckt, daß seine Flügel an der Wurzel glatt aufliegen. Die Flügel werden dann mit der Spannadel so weit nach oben gehoben, daß der untere Rand der oberen Flügel eine gerade Linie senkrecht zum Körper bildet.

Zur biologischen Sammlung gehört aber nicht nur das fertige Insekt, sondern das Ei, die Raupe oder Larve, die Puppe und möglichst auch die Futterpflanze. Das Präparieren der Raupen macht besondere Schwierigkeiten. Auf nebenstehender Abb. 8 sieht man eine aufgeblasene Sphingidenraupe, die eben aus dem sogenannten „Ofen" geholt worden ist, einem zum Trocknen mit heißer Luft gefüllten Kasten.

Der Strandkorb.

Plauderei von Ernst Franck.

Wer das Meer liebt, weiß, was ein Meer, was die See ohne breiten, lichten, feinsandigen Strand bedeutet. Es ist immer nur der halbe Genuß. Am Meer ohne Strand wird man nicht heimisch. Der schönste Promenadenkai kann uns den weißen Sand nicht ersetzen und erlaubt uns nicht, uns in den Meereszauber innig „einzufühlen", wie unsere modernen Psychologen es nennen würden.

Aber auch am lieblichsten Seestrande bleibt man heimatlos — ohne Strandkorb. Man fühlt das sehr schmerzlich, wenn man etwa plötzlich in einem Seebade eintrifft und gerade an diesem Tage kein Strandkorb mehr frei, keiner mehr zu beschaffen ist. Morgen bekommt man zwar „seinen" Strandkorb, aber bis morgen ist eine ach! wie lange Zeit, und bis dahin fühlt man sich herzlich unstet und heimatlos am Strande, ja geradezu wie ausgestoßen kommt man sich vor, und der Strand mit seinem bunten Gewimmel, seinen stolzen Sandburgen und zahllosen bewimpelten Strandkörben macht uns, nur uns, ein so aristokratisches und exklusives Gesicht an diesem Tage, daß wir schließlich wehmütig die Flucht ergreifen.

Und dann, am nächsten Morgen, kriegen wir unsern ersehnten Strandkorb. Wenn er auch eine Nummer hat so hoch wie die des jüngsten Infanterieregiments, so verleiht er uns doch, und das ist die Hauptsache, ein Bürgerrecht in der wundervoll farbigen, geruhsam belebten Strandwelt. Uebrigens ist die Nummer des Strandkorbs, mag sie hoch oder niedrig sein, durchaus keine unwichtige Sache. Unter Hunderten von Strandkörben findet ein Verliebter rasch „ihre" glückbringende Nummer, sie die seine heraus, und wie die Lottonummer oder Lotterielosnummer spielt die Strandkorbnummer nicht selten schalkhaft in die Träume der Nacht und des Tages hinein. Es ist dabei merkwürdig: wie es in den Hotels in der Regel kein Zimmer Nummer Dreizehn und in manchen Straßen auch sehr moderner Städte

keine Hausnummer Dreizehn gibt, so vermeidet man auch, einem Strandkorb die ominöse Dreizehn auf den breiten Rücken zu malen. Ich wenigstens habe noch keinen Strandkorb Nummer Dreizehn zu Gesicht bekommen.

Was ist ein Palast gegen den Strandkorb! Man ist im Freien und doch unter traulichem Dach. Man sieht hier alles und wird doch kaum gesehen. Man genießt die Sonne, und wird sie lästig, so vertreibt man sie, indem man, rasch entschlossen, samt seinem Häuschen ihr den Rücken dreht. Man atmet entzückt die salzfrische Seeluft und kann sich doch gegen starken Wind und Zug schützen. Selbst ein Regenschauer tut uns nichts zuleide, sondern läßt uns trocken und geborgen in unserm Körbchen. Man ist „zu Hause" und kann doch, wie die Schnecke, mit seinem Häuschen auf die Wanderschaft gehen, sobald ein Nachbar stört oder die fliehende Flut uns weiter ins Meer hineinlockt. Die etwas luxuriösere Ausstattung vollends, die der Strandkorb in manchen zumal internationalen Seebadeorten hat, und die aus dem primitiven Strandkorb eine zierliche Strandhütte mit Tisch und Sessel, Liegestuhl und Veranda macht, kann auch dem verwöhnteren Kurgast an heiteren Tagen das Hotel völlig ersetzen, das er nur zu den verschiedenen Mahlzeiten für flüchtige Stunden aufzusuchen braucht.

Raum ist indes auch in der kleinsten Hütte, im primitivsten Strandkorb nicht nur für ein glücklich liebendes Paar, sondern überhaupt für die leichte und freie Geselligkeit des Strandlebens. Das glücklich liebende Paar kommt allerdings im Strandkorb oft am besten auf seine Kosten, da diese Hüttchen mitunter so schmal gebaut sind, daß zwei Personen schon recht nahe aneinanderrücken müssen, wenn sie beide zusammen Platz finden wollen. Es gehört eben schon eine gewisse Intimität zu solcher Gastfreundschaft, und wer es noch nicht so weit gebracht hat, ist darauf angewiesen, sich, was ja auch nicht zu unterschätzen ist, vor dem Strandkorb seiner Dame zu Füßen zu legen, im eigentlichen und galanteren uneigentlichen Sinn. Wenn seine Dame sehr umworben ist, so findet er rasch Genossen dieser reizvollen Situation mit Ausnahme vielleicht eines Bevorzugten, der Hahn im Korb, im Strandkorb ist. Der Strandkorb einer solchen Strandkönigin sieht manchmal wie ein Blumenkorb aus, sie hält ihre Kavaliere hübsch am Gängelband, und wer nicht pariert, wer zu keck oder eifersüchtig ist, dem kann es passieren, daß ihm, sozusagen, der Strandkorb höher gehängt wird.

Für den Flirt ist der Strandkorb überhaupt das beste Asyl. Die beschränkte Oeffentlichkeit, in der man sich befindet, zieht dem Flirt zwar weite, aber doch immer bestimmte Grenzen. Raffinierte Menschenkinder suchen diese Grenzen dadurch verwegen etwas zu erweitern, indem sie zwei Strandkörbe dicht gegeneinander stellen und so die Illusion einer reizenden Intimität, einer idyllischen Zweisamkeit noch wesentlich steigern. Zieht man gar noch eine hohe Sandburg rings um diese stille Laube, so steht nichts dem entgegen, daß ein Verliebter sich hier unter ziemlich völligem Ausschluß der Oeffentlichkeit ein Ja-Wort oder einen Strand-„Korb" holt.

Der Strandkorb ist die fliegende Häuslichkeit des Seebadegastes. Er liest in ihm, frühstückt in ihm — mancher verwechselt dabei den Strandkorb sogar mit einem „Mast"-Korb — er plaudert in ihm, Handarbeiten werden in ihm gemacht, Briefe werden gekritzelt, aber was am fleißigsten in ihm getan wird, das ist — nichts. Das holde Nichtstun hat im Strandkorb einen Anwalt, der ihm gegen jede Selbstanklage nachsichtig — den Rücken deckt.

Bilder aus aller Welt.

Der Internationale Hotelbesitzerverein hielt seine diesjährige 42. Generalversammlung in Nürnberg ab. Die Tagesordnung wies interessante Fragen auf: Das internationale Institut für das Hotelbildungswesen, die Hotelordnung und die Trinkgelderfrage.

Der norwegische Generalkonsul Kommerzienrat Bernhard Schuchardt, Begründer der weltbekannten Maschinenfabrik Schuchardt und Schütte, ist im 58. Lebensjahr in seiner Villa im Grunewald bei Berlin nach kurzer Krankheit gestorben.



Phot. Bischof u. Broel.

Die Teilnehmer der 42. Generalversammlung des Internationalen Hotelbesitzervereins in Nürnberg.



Kommerzienrat B. Schuchardt †
Berlin, Begründer der Maschinenfabrik Schuchardt u. Schütte.



Das neue physikalische und radiologische Institut in Heidelberg.



Frl. Valeska Martini,
wurde als Opernsoubrette nach Lübeck verpflichtet.

Als Opernsoubrette wurde an das Lübecker Stadttheater Frl. Valeska Martini engagiert. Die junge, reizende Künstlerin ist eine Schülerin des Gesanglehrers Franz Zimmermann in Berlin.

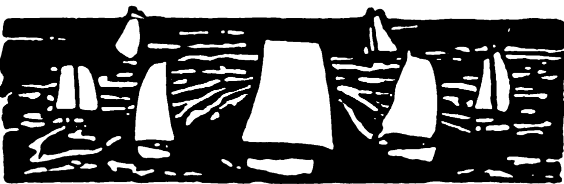
Am Heidelberger Philosophenweg erhebt sich das neue physikalische und radiologische Institut der Universität. Das Institut soll, neben der wissenschaftlichen Forschung, im Verein mit dem Institut für Krebsforschung und der medizinischen Klinik den praktischen Bedürfnissen der modernen Therapie dienen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 26. Berlin, den 28. Juni 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 26.



Die sieben Tage der Woche.

19. Juni.

Die Budgetkommission des Reichstags lehnt die von den Nationalliberalen beantragte Aufhebung der Wertzuwachssteuer ab.

Bei der Reichstagstichwahl in Waldeck-Pyrmont wird der Kandidat der fortschrittlichen Volkspartei Dr. Friedrich Naumann gegen den Antisemiten Vietmeyer gewählt, dessen Mandat für ungültig erklärt worden war.

In München stirbt, fast 79 Jahre alt, der frühere bayrische Minister des Innern Graf Max. von Feilitzsch (Portr. S. 1081).

Im ungarischen Abgeordnetenhaus erklärt der Ministerpräsident Graf Tisza, das Alpha und Omega der österreichisch-ungarischen Orientpolitik sei die Sicherung der wirklichen Unabhängigkeit der Balkanstaaten.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß 470 Türken wegen Teilnahme an dem Komplott gegen den ermordeten Großwesir Mahmud Schefket-Pascha nach Sinope am Schwarzen Meer verbannt wurden.

20. Juni.

In Hannover wird in Gegenwart des Kaisers das neue Rathaus eingeweiht (Abb. S. 1077).

Das Reichsgericht verurteilt den Eisenbahnrangierer Adolf Lösche wegen versuchten Verrats militärischer Geheimnisse zu 2 Jahren 6 Monaten Zuchthaus.

In der Marienschule in Bremen werden von einem geisteskranken Lehramtskandidaten 3 Schülerinnen erschossen, 6 andere und ein Lehrer schwer verletzt.

Der australische Premierminister Fisher tritt von seinem Posten zurück, da die Arbeiterpartei bei den letzten Parlamentswahlen die Mehrheit verloren hat.

21. Juni.

Das Kaiserpaar begibt sich im Automobil von Hannover nach Hamburg und nimmt auf der „Hohenzollern" Wohnung.

22. Juni.

Das Kaiserpaar wohnt den Pferderennen in Hamburg-Horn bei.

In Serbien gibt das Ministerium Paschitsch infolge von Meinungsverschiedenheiten über die im Streit mit Bulgarien zu beobachtende Taktik seine Entlassung.

23. Juni.

Der Kaiser trifft an Bord der „Hohenzollern" in Brunsbüttelkoog ein.

In Leipzig wird die 54. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure eröffnet.

Im österreichischen Herrenhaus spricht der Vizepräsident Fürst Fürstenberg unter lebhaftem Beifall dem Kaiser Wilhelm die Glückwünsche des Hauses zu seinem Regierungsjubiläum aus.

24. Juni.

Der Reichstag nimmt die Wehrvorlagen in zweiter Beratung an.

Der Präsident der französischen Republik Poincaré trifft zum Besuch des englischen Königs in London ein.

In Konstantinopel werden 14 wegen Beteiligung an der Ermordung Mahmud Schefket-Paschas zum Tode Verurteilte hingerichtet.

In Australien bildet der Führer der Liberalen Cook ein neues Ministerium.

25. Juni.

Aus Belgrad wird gemeldet, daß der Ministerpräsident Paschitsch auf Ersuchen des Königs sein Entlassungsgesuch zurückgezogen hat.

Nach dem Krieg.

Balkanerlebnisse und Erkenntnisse. Von Kurt Aram.

II. Bulgarische Städte.

Der Bulgare ist auf Sofia besonders stolz. An der Entwicklung dieser Stadt zeigt er dem Fremdling mit Vorliebe den Fortschritt des ganzen Landes. Ich war vor 15 Jahren zum erstenmal in Sofia. Ich befand mich also in der angenehmen Lage, mir über die Entwicklung selbst ein Urteil bilden zu können. Nun, vom Bahnhof bis zum Palais und von dort bis zum Prinz-Boris-Garten, wo sich die Sofianer gegen Abend mit Vorliebe ergehen, sind die Hauptstraßen jetzt alle säuberlich mit Holz gepflastert und von Trambahnen durchzogen. Am Abend gibt es elektrische Beleuchtung und zwei Lichtspieltheater, in denen man aber nichts Bulgarisches zu sehen bekommt, sondern nur das normal Westeuropäische. Auch eine Menge Läden mit Auslagen, wie sie in europäischen Mittelstädten gebräuchlich sind. Alles macht einen adretten und ordentlichen Eindruck. Etwa wie die Residenz eines deutschen Kleinstaates. Gradlinig, wacker und ein bißchen langweilig. Bulgarisch muten weder die Straßen noch die Häuser noch die Läden an.

Gerät man aber einmal etwas abseits von diesen Hauptstraßen, so gibt es kein reguläres Pflaster mehr, am Abend brennen einige kümmerliche Laternen, und das Ganze sieht ein wenig türkisch aus, wenn es sich dessen auch zu schämen scheint. Hier ist es sehr staubig, wenn die Sonne scheint, sehr morastig, wenn es regnet. Man würde sich solchen Staub oder solchem Morast lieber à la turque auf einem Esel als auf europäischen Schuhen anvertrauen. Aber die türkischen Esel schicken sich für Sofia

nicht mehr. Anders ausgedrückt: die Gegenden mit Holzpflaster haben keine eigene Physiognomie, und in den anderen liegt das Orientalische in den letzten Zügen. Ein wahres Glück, daß die Stadt wenigstens jeden Freitag als am Markttag durch die Bauern ein eigenes Gesicht bekommt. Aber mir scheint, grade Freitags schämt sich der echte Sofianer ein wenig seiner Stadt, weil sie dann bulgarischer aussieht und weniger europäisch zivilisiert. Nur mit innerem Widerstreben führt ein echter Sofianer den Fremden am Freitag durch die Marktstraßen, und er beginnt die Führung sicherlich damit, daß er ihn möglichst lange in der modern-europäischen Markthalle aufhält, die so kühl, gepflegt und sauber ist wie nur irgendeine in Westeuropa. Dem Fremden vergeht erst das Gähnen, wenn er endlich unter die Marktbauern kommt mit ihren Eier- und Zwiebelkörben, den zusammengebundenen Hühnern, Lämmern und Ferkeln, die angstvoll gackern, schreien und quieken. Tierschutzvereine gibt es nicht. Und dem Fremden bereitet es ein besonderes Vergnügen, an dem sein Begleiter aber nicht den geringsten Anteil hat, wenn er eine Sofianerin in Federhut und nach der letzten Pariser Mode gekleidet erblickt, wie sie in der behandschuhten Rechten an einem Strick, der die Hinterbeine fest umschnürt, ein jämmerlich zappelndes und quiekendes Ferkel nach Haus trägt, um es dort selbst abzustechen.

Hotels, die auf sich halten, liefern nur Speisen in französischer oder österreichischer Zubereitung. Nun schmeckt das Fleisch von einem bulgarischen Rind oder Kalb vorzüglich, wenn es feingehackt, mit Reis vermischt, in einem jungen Rebenblatt geschmort oder gebraten wird. Aber so bekommt man es nicht. Man muß sich an ihm in Gestalt von europäischem Braten oder Steak die Zähne ausbeißen. So verlangt es die Zivilisation. Hotels, die auf sich halten, besitzen Badeeinrichtungen, was besonders hervorgehoben wird. Aber sie sind immer nur in der Einzahl vorhanden, liegen unbequem und befinden sich meist in Reparatur. Ist das aber nicht der Fall, so wird die Benutzung mit drei bis vier Frank bestraft.

Am 26. April war im Kriegsministerium in Sofia ein Ausschreiben ausgehängt, nach dem folgende Lieferungen zu vergeben waren: 10,000,000 Kilogramm Mehl, 22,800 Kilogramm Tee, 228,000 Kilogramm Zucker, 22 800 Kilogramm Zitronensäure, 34 200 Kilogramm Paprika, 11 400 Kilogramm Pfeffer, 228 000 Kilogramm Fette (Schwein), 570 000 Kilogramm Bohnen, 570 000 Kilogramm Reis, 90 000 Kilogramm Käse, 16 Millionen Kilogramm Hafer, 1 Million Kilogramm Heu. Also recht beträchtliche Posten. Es waren denn auch um diese Zeit eine ganze Anzahl ausländischer Firmen, in der Hauptsache österreichisch-ungarische und französische, durch Agenten und Reisende in der Hauptstadt vertreten. Andere Firmen arbeiten in solchen Fällen durch die Banken, mit denen sie in Sofia in Geschäftsverbindung stehen. Ich habe mir die Manipulationen bei solchen Ausschreibungen etwas näher angesehen. Auf den ersten Blick geht es nicht viel anders zu wie in Europa auch. Vor allem muß jeder, der eine Offerte einreicht, zunächst einmal fünf Prozent von der Offertensumme als Kaution bei einer Bank hinterlegen und die Quittung über diese Hinterlegung seiner Offerte beifügen. Kein Ausländer kann nun einfach die Kaution von seiner heimischen Bank an die Bank, mit der er in Sofia in Geschäftsverbindung steht, überweisen lassen. Sondern die Kautionsummen müssen alle auf der bulgarischen Nationalbank, die ein Staatsinstitut ist, hinterlegt werden. Sagen wir, die Kautionen variieren je nach der Höhe des Offerts durchschnittlich zwischen zehn- und fünfzigtausend Frank. Nun brachte jede größere Ausschreibung in den letzten sieben Monaten durchschnittlich zwanzig bis vierzig Offerten. Auf der Nationalbank häufen sich also recht beträchtliche Kautionsummen, die zunächst einmal mit hübschen Stempelgebühren belastet werden.

Die eingelaufenen Offerten gelangen ordnungsgemäß an eine Prüfungskommission. Ich habe häufiger deren Sitzungen beigewohnt und muß sagen, daß es dabei ganz westeuropäisch zugeht. Die Mitglieder sitzen um einen grünen Tisch herum, und ging die Ausschreibung vom Kriegsministerium aus, präsidiert ein General. Er sieht auf die Uhr, und wenn zehn Minuten über die festgesetzte Zeit vergangen sind, ergreift er eine Glocke und läutet. Die Sitzung ist eröffnet; etwa noch einlaufende Offerten dürfen nicht mehr berücksichtigt werden. Der Vorsitzende öffnet jede Offerte, nachdem er sich vergewissert hat, daß sich das verschlossene Kuvert in unversehrtem Zustand befindet, und liest Offerte für Offerte vor. Ist er mit der einen zu Ende, ergreift er das folgende Kuvert und schiebt den Inhalt des ersten, das außer dem Offert und der Kautionsbescheinigung meist noch Gutachten von Handelskammern über die Bonität der offerierenden Firma enthält, seinem Nachbar zu, der es mehr oder weniger lange in der Hand behält, um es dann wieder seinem Nachbar zu geben, usw. Man hört nur die monotone Stimme des alten Generals, das Rascheln der Papiere, die weitergegeben werden. Das Ganze macht einen korrekt bureaukratischen, ja spartanischen Eindruck und dauert etwa eine Stunde. Man sagt sich: die unbestechliche Gerechtigkeit sitzt hier in persona am grünen Tisch. Wohl einem solchen Land. Dann erhebt sich der General, erklärt die Sitzung für geschlossen — und die Entscheidung? . . . Sie erfolgt später. Der Zivilisation ist vorläufig Genüge geschehen. Wann die Entscheidung erfolgt? Das wissen die Götter. Die Kommission weiß im Augenblick nur, daß sie mit Arbeit überlastet ist, daß noch andere Ausschreibungen ebenfalls zu erledigen sind, und daß man eben deshalb noch ein wenig Geduld haben muß.

So weit reicht der europäische Teil der Verhandlung, dem dann nicht selten ein mehr orientalischer folgen soll. Da ich selbst keine Offerte eingereicht habe, kann ich es nicht beschwören. Aber es spricht doch sehr viel dafür, und es wird auch von sehr patriotischen gebildeten Bulgaren nicht in Abrede gestellt. Es beginnt das private Offerieren, Intrigieren, und der Backschisch tritt in sein alterprobtes Recht. Das geht Monate hindurch nach altorientalischer Sitte. Es sind Ausschreibungen für Tuche im Betrag von mehreren Millionen Mark, die dem heimkehrenden Soldaten in der Gestalt fertiger Kleider zugedacht wurden, heute noch nicht erledigt. Die Kautionen liegen derweil auf der Nationalbank und arbeiten für sie. Und wenn schließlich doch eine der großen Ausschreibungen vergeben wird, so besteht das Resultat sehr häufig darin, daß ein bulgarischer Geschäftsmann den Auftrag erhält, obwohl er ihn gar nicht ausführen kann, weder auf eigene Rechnung noch aus eigenem Material. Aber man hat damit wenigstens der öffentlichen Meinung, die fremdenfeindlich ist, den Mund gestopft. Der bulgarische Geschäftsmann muß dann eben mit dem solventen Vertreter dieser oder jener Offerte ein Privatabkommen treffen. Jedenfalls können jetzt endlich die Kautionen, natürlich mit entsprechendem Zins- und Kursverlust, wieder behoben werden. Ob das noch echt europäisch und sehr zivilisiert ist, mag jeder selbst entscheiden. Ein großer Teil der Sofianer Intelligenz findet es jeden-

falls ebenso selbstverständlich wie den Anblick der Dame im Federhut mit dem quiekenden Ferkel in der behandschuhten Rechten. Die anderen aber weisen auf die ungepflegten Seitengassen hin und meinen, so schnell lasse sich der Orient eben nicht austreiben, und damit haben sie gewiß recht. Der Orient macht sich noch überall bemerkbar, sowie man sich die Mühe nimmt, die für den Fremden, wozu in manchen Fällen auch der Zar gehört, europäisch hergerichteten Hauptstraßen zu verlassen. Und das kann auch gar nicht anders sein. Dreißig Jahre können nicht ohne weiteres dreihundert auslöschen, als wären sie nie gewesen. Es wäre utopisch, das zu erwarten. Wenn man also mit Bulgarien Geschäfte machen will, so vergesse man nicht, wieviel orientalische Seitenwege es dort auch heute noch gibt. Man überschätze nicht allzusehr die graden, sauberen Hauptstraßen, die zum Palais führen. Schon hinter dem Prinz-Boris-Garten hören sie wieder auf.

Hinzukommt, daß jede frischgebackene Intelligenz, und die bulgarische ist eine solche, die sich lernbegierig auf westeuropäische Zivilisation stürzt, leichter und schneller ihre Schattenseiten annimmt als ihre Vorzüge, und zu den Schattenseiten jeder Zivilisation gehört es nun einmal, daß sie nach und nach nicht nur die Strenge der Sitten, sondern auch der Sittlichkeit erweicht, wenn ihr nicht eine alteingesessene Kultur immer wieder das Rückgrat stärkt. Die junge bulgarische Intelligenz hat sich eine gute Portion westlicher Zivilisation angeeignet, aber das wichtige Regulativ westlicher Kulturen geht ihr noch ab. Kein Wunder, daß ein Teil dieser Intelligenz zuweilen das moralische Gleichgewicht verliert. Weithin sichtbar wird das nicht selten bei den Berufspolitikern. Weniger sichtbar und schwerer nachzuweisen im Geschäftsleben. Aber vorhanden sind diese moralischen Gleichgewichtstörungen auch hier. Nur ist der Prozentsatz, den Bulgarien zur Intelligenz stellt, die westliche Zivilisation eingesogen hat, nicht sehr beträchtlich, etwaige moralische Defekte fressen sich also nicht allzusehr in die Tiefe oder in die Breite des Volkskörpers. Der Gesamtorganismus wird immer noch und wohl noch für lange Zeit im wesentlichen vom Charakter des Bauern bestimmt, der von westlicher Zivilisation nicht viel mehr zu sehen bekommt als viele schauderhafte Öldrucke in seinen Dorfwirtshäusern. Diese westliche Zivilisation ist zwar häßlich, aber harmlos und kommt — aus Rußland. Der Charakter des Bauern aber ist in der Hauptsache bestimmt vom Charakter des Westbulgaren: nüchtern, sittenstreng und praktisch. Sehr praktisch ist es z. B. und echt bulgarisch, daß die drei wichtigsten Banken des Landes: Nationalbank, Agrikulturbank und die erst drei Jahre alte Genossenschaftsbank, reine Staatsinstitute sind. So behält die Regierung wirtschaftlich stets das Heft in Händen, und solange die Staatsfinanzen gesund sind, muß auch das ganze Land im großen und ganzen gesund bleiben. Ausländisches Kapital kann infolgedessen nicht leicht einen entscheidenden, direkten Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung gewinnen. Das verlangsamt die Entwicklung vielleicht, aber das ist ja nicht immer ein schade. Die tiefe Abneigung des Bulgaren gegen alles Fremde und Ausländische spielt natürlich auch bei diesem „Staatssozialismus“ ihre Rolle, und das wird, da das Land dabei gut gefahren, auch so bleiben. Noch kurz vor dem Krieg trat ein französisches Konsortium an die Regierung mit dem Vorschlag zur Gründung einer städtischen Hypothekenbank heran. Ein verführerischer Vorschlag. Eine solche Bank könnte für die Entwicklung der Städte (Pflasterung, Kanalisation, Beleuchtung, Wasserleitung usw.) viel bedeuten, und sie entspricht schon deshalb einem Bedürfnis, das überall lebhaft empfunden wird. Trotzdem wurde der Vorschlag in dem gleichen Augenblick abgelehnt, wo man erkannte, daß bei den Privilegien, die das Konsortium verlangte, nicht nur ausländisches (französisches), sondern auch einheimisches (bulgarisches) Kapital zu ausländischem Nutzen, nämlich für das französische Konsortium, hätte verwandt werden können. Bulgarisches Geld aber soll möglichst nur für bulgarische und nicht für ausländische Taschen arbeiten. Ein engherziger, aber vom bulgarischen Standpunkt aus gewiß ein gesunder Grundsatz, solange er sich aufrecht halten läßt. Rigoros durchführen läßt er sich ja überhaupt nicht, auch in Bulgarien nicht. Zwar fließen die Ersparnisse der Bevölkerung ebenfalls zum großen Teil jenen drei Banken zu, aber der spekulativere Teil der Bevölkerung, vor allem der Städter, gibt immer mehr Ersparnisse der höheren Verzinsung wegen an Privatbanken oder legt sie teilweise neuerdings auch gern in Immobilien an. Der Bodenwert hat sich in den letzten sieben Jahren sogar in der weiteren Umgebung Sofias verzehnfacht. Die größeren Privatbanken, vor allem die Banque de Crédit (deutsches Kapital), pflegen in erster Linie das reine Bankgeschäft. Andere, wie die Banque Générale (französisches, belgisches und ungarisches Kapital) und die Banque Balcanique (Wiener Kapital) betreiben nach heimischem Usus auch Handelsgeschäfte auf eigene Rechnung und in Kommission (Getreide, Seidenwurmkokons und Rosenöl). 1910 (weiter reicht eine zuverlässige Statistik noch nicht) betrug der Gesamtumsatz Bulgariens in Ein- und Ausfuhr rund 180 Millionen Frank. Davon fallen auf die Einfuhr aus Deutschland rund 34 Millionen, während der Export nach Deutschland rund 14 Millionen ausmacht. Bei Österreich-Ungarn lauten die Zahlen: 47½ Millionen Import und gegen 8 Millionen Export. Von allem, was Bulgarien importiert, sind 75 Prozent Fabrikate. An erster Stelle stehen Textilwaren. Es folgen Maschinen, Instrumente und Apparate. Dann Metall und Metallwaren. Dann Kolonialwaren. Darauf Öle, Fette, Wachs und Waren daraus, sowie Drogen und Arzneimittel in fast den gleichen Werten. Weiter: chemische Produkte, Farb- und Gerbstoffe. Am stärksten gewachsen ist der Import von Textilwaren und Maschinen. Nach dem Krieg wird sich dieser Import schon der neuen Gebiete wegen noch ganz beträchtlich steigern lassen, worüber noch zu sprechen sein wird. Bulgariens Export aber besteht zu 75 Prozent aus Rohprodukten: Korn, Mais, Gerste, Eier, Hammel, Schafe, Lämmer usw. Die Landwirtschaft bedeutet also nach wie vor das nationale Gewerbe Bulgariens, wofür es sich im Ausland Kleider, Geräte, Maschinen verschafft. Sie ist die einzige Produktion, die beträchtliche Überschüsse ergibt. Der Export übersteigt den Import sonst nur noch um ein beträchtliches bei Parfümerien (Rosenöl). Nun ist es wirtschaftlich wie politisch gleich interessant, daß trotz aller französischen Anstrengungen der Gesamtumsatz mit den Ländern des Dreibundes (111 Millionen) fast doppelt so groß ist wie der Umsatz mit den Ländern des Dreiverbandes (69 Millionen). Der Umsatz mit Rußland ist am allergeringsten (7 Millionen), noch um eine Million geringer als mit Italien.

Selbstverständlich waren Handel und Industrie während der Kriegsmonate auf ein Minimum reduziert, und selbstverständlich wird das in diesem Jahr einer mehr oder minder großen Anzahl von Kleinkapitalisten den

Kragen kosten. Aber größere einheimische Unternehmungen werden nach dem allgemeinen Urteil in Bankkreisen sowohl in Sofia wie in Philippopel schwerlich ernsthaft zu Schaden kommen, zumal die Regierung durch das Moratorium, bei dessen Ausarbeitung die Banken mit zu Rate gezogen wurden, in sehr praktischer Weise größeren Katastrophen vorgebeugt hat. Die Industrie hatte am schwersten zu leiden. Aber da sie auch heute noch recht unentwickelt ist, trotz der schutzzöllnerischen Politik — im ganzen Land gab es nach der letzten Statistik rund 20 Fabriken, die zusammen noch nicht 8000 Arbeiter beschäftigen — so bedeutet das für das Ganze der Volkswirtschaft nicht viel. Die Hauptsache ist und bleibt die Ernte. Ihre Aussichten sind bis jetzt recht gut und damit der Aspekt sogar für die allernächste Zeit nicht schlecht. Zumal ein siegreicher Balkanstaat bei der jetzigen Rivalität der Großmächte ohne allzu große Schwierigkeiten soviel Geld bekommen wird, wie er braucht. Treten also nicht unvorhergesehene Zwischenfälle ein wie etwa ein serbisch-griechischer Krieg mit Bulgarien, der bei Serben, Griechen und Bulgaren noch weit populärer wäre als der gemeinsame Krieg gegen die Türken, so wird man zwar die Zahlungsbedingungen für die nächste Zeit nach dem Friedenschluß noch etwas mehr erleichtern müssen, als es ohnehin schon auf dem Balkan Brauch ist, aber beträchtliche Verluste für europäisches Kapital als Folgeerscheinung des Krieges gelten als unwahrscheinlich. Ein serbisch-bulgarischer Krieg aber würde, vom europäischen wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, die Situation vermutlich nur vereinfachen. Mit einem endgültigen Sieger läßt sich leichter arbeiten als mit vieren, die untereinander uneins sind und sich schikanieren. Zum Pessimismus liegt also kein Grund vor. Der Aufschwung wird kommen. Aber allerdings nicht von heute auf morgen, wie manche europäischen Sanguiniker sich einzubilden scheinen.

Die Lyrik der Raucher.

Plauderei von Marx Möller.

Ungezählte Männer, die im Dienst der Wissenschaft oder Kunst stehen, die sich öffentlich zu heiterer und begeisternder Lebensauffassung bekennen, die dankbar sind für jede Art der Anregung, Tausende solcher Männer bedienen sich des Tabaks nicht nur als eines flüchtigen Anregungsmittels — wie das etwa mit dem Kaffee geschieht — sondern als eines wertvollen Gehilfen, als eines Beraters, dem sie manche Inspiration verdanken.

Und dennoch klingt das Lob des Tabaks nur selten und nur schüchtern.

Wenn ein durch und durch kunstsinnig und feingeistig veranlagter Mann, der nebenbei ein Raucher ist, die Wahl hätte zwischen zwei gleichwertigen Gaben, von denen die eine etwa ein Kunstwerk — etwa ein Gemälde oder ein Teppich oder eine kostbare Blume — darstellte und die andere aus einer Sendung besten Tabaks bestände, so würde uns allen dieser Mann durchaus nicht als Barbar, Vandale und Banause erscheinen, wenn er etwa den Tabak bevorzugen würde.

Wenn Narziß in Brachvogels Drama den Damen und Philosophen erklärt, daß des Lebens höchstes Glück in geregelter Verdauung bestände, so erregt das natürlich das Entsetzen seiner ästhetischen Zuhörer. Auch für unsere Ohren klingt der Satz roh. Wenn man den Satz aber in doppelter Negation wiedergibt und ihm etwa die Form gibt: „Nichts kann uns so sehr verstimmen, so ganz unglücklich stimmen, als wenn körperliches Mißbehagen des Magens uns die Stimmung nimmt, reineren Dingen nachzudenken", so klingt die Wahrheit Narzissens schon deutlicher hervor. Es ist hier natürlich nicht von jener rohen Magenverstimmung die Rede, die durch Schlemmerei und Übermaß erzielt wird, sondern von jener nervösen Verstimmung, die nur derjenige Glückliche nicht kennt, der fern allem Weltgetriebe und Lärm in geruhsamer Stille und ungestört seine Mahlzeiten behaglich einnehmen kann. Uns heutigen Menschenkindern wird die Mahlzeit nicht immer durch irdischen Frieden gesegnet. Wir sind beim Essen oft nicht bei der Sache. Wir essen meistens zu hastig; oft gar stehend. So etwas rächt sich.

Und da ist es dann immer wieder der Tabak, der uns nach all der Unruhe eine gesammelte Stimmung vermittelt.

Schon die rein mechanischen Nebenumstände, das Abschneiden der Spitze oder das Füllen der Pfeife, das Anzünden, der gewohnte Duft, alles das wirkt beruhigend; natürlich spielt in der Geselligkeit auch die verbindliche Pflicht des höflichen Angebots ihre wesentliche Rolle. Diese kleine Höflichkeit spielt oft im gesellschaftlichen und beruflichen Leben eine so bedeutsame Rolle, daß man sich geradezu wundern muß, daß man solchen Szenen so selten auf der Bühne begegnet.

Was könnte so eine Zigarrenkiste in einem modernen Kontor nicht alles erzählen. Wie oft mag da so eine Bitte um besonnene Überlegung erfolgreich eingeleitet sein mit Worten wie: „Aber wollen wir uns nicht zuerst mal ruhig eine Zigarre anzünden!" oder: „Aber Ihnen ist ja die Zigarre ausgegangen, nehmen Sie doch eine neue!"

Wie oft mag in solchem Fall ganz instinktiv der Tabak als Friedenskraut hervorgeholt worden sein.

Vor allen Dingen aber verdient das edle Kraut wohl jedes Lob, wenn der einsam Schaffende sich seiner bedient, sei es, wenn er sich still sammelt, um sich seine eigenste Gedankenwelt aufzubauen, sei es, wenn ihm Mattigkeit droht und er sich noch einmal Behagen und Wunschlosigkeit durch den Genuß des Nikotins verschafft.

Es soll hier natürlich nicht das Loblied des sinnlosen ewigen Gepaffes gesungen werden. Diese brutalen Schmaucher, die ewig qualmen, zerstören sich nur ihre Nerven und haben selten aus der ewigen Gewohnheit Schaffenskraft gesogen. Tausenden verständigen Rauchern aber wurde der Nikotin ein freundlicher Bundesgenosse, und deshalb kann man sich wohl darüber wundern, daß er so wenig Lobredner fand.

Es ist, als schämte man sich seiner; als gelte es als philiströs, das im Mund führen, was man immerfort im Mund trägt; unsere Lyriker holen sich Stimmungsbilder aus dem ganzen riesigen Requisitensaal der Großstadt zusammen; da ist keine Farbe und kein Klang und kein Duft, von dem sie uns nichts vorklingeln, und wenn sie nichts zu rauchen haben, dann sind sie tiefunglücklich; aber in ihrer Lyrik wird alles Nikotin totgeschwiegen.

Das kommt, weil der Tabak etwas Behagliches und Stilles ist, und weil unsere heutige nervöse Zeit gar keinen Blick für das Behagliche und Stille hat. In altväter-



licheren, mannhafteren, stilleren und gesünderen Zeiten hat man sich dieses harmlosen Genußmittels nicht geschämt und es oft besungen.

Versenken wir uns einmal in den Geist jener ruhigen Urgroßväterzeiten, in denen das freundliche Kartell zwischen Mannesarbeit und Tabak oft so sympathisch besungen wurde. Ein Name leuchtet da strahlend über allen andern Namen: der Name Lenaus! Sein zartes und schönes Lied sei hier ganz wiedergegeben; denn es gehört leider zu den vergessenen Liedern, und es hat nicht wie die vielen andern Lieder Lenaus einen Komponisten gefunden; eben weil das Thema vielen als philiströs galt und gilt. Das Lied lautet:

Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
Von beiden schöner welche?
Bist du die schönre Rose mir
Mit deinem Glutenkelche.

Denn wie die Rose duftend blüht
Im Grün der Frühlingsbäume,
Also mein Pfeifchen duftend glüht
Zum Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Rose Freudenstrahl
Ein schmerzlich Angedenken,
Hilfst du zu kurzer Rast einmal
Was ich verlor — versenken.

Und wenn dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umsponnen,
Umkreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh,
So dünket mich, mir wehte
Ein heilend Lüftchen Nebel zu
Vom stillen Tal der Lethe.

Drum, Pfeifchen traut, ist mir dein Rauch
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

In zarterer, duftigerer und besonders auch in ernsterer Weise ist der Tabak nie wieder besungen worden. Alle späteren oder gar modernen Lyriker, die ihre Zigarre oder Zigarette besingen, tun das in einer mehr galanten, lebemännischen Art, nicht in ritterlichem Ton; als sprächen sie von einer tändelnden Geliebten, nicht von einer treuen Gefährtin.

Damals, als das Rauchen noch etwas Neues war, geriet es, wie alles Neue, auch bei den Dichtern in Mode; der Tabak fand aber nicht nur begeisterte Lobredner, sondern auch hohnvolle Gegner. Goethe haßte den Tabak; Schiller liebte ihn, und bekannt ist sein Bild, das ihn in Karlsbad in wenig militärischer Reiterpose darstellt, mit der Pfeife im Mund.

Zuerst war es die Pfeife, die allgemein besungen wurde; später glaubte man, modern zu sein, wenn man die Zigarre betonte. Heutigestags ist im Kinotheater die Zigarette außerordentlich beliebt, weil hier, wo das Mienenspiel und das Gebärdenspiel so an Bedeutung gewinnen, mit ihr mancherlei angedeutet werden kann, und weil ihr lieblich aufsteigender Rauch in das sonst so kahle, graue Bild immer niedlich kringelndes Leben bringt. Der alte Landois, der Direktor des Zoologischen Gartens in Münster, steht auf seinem von ihm selbst gestifteten Denkmal mit der langen Pfeife da. Das wirkt behaglich und patriarchalisch. Und so patriarchalisch und behaglich erscheint uns auch der rauchende Bismarck, wenn er uns im Bild mit der langen Pfeife begegnet.

Es gibt bekanntlich unter den vielen, vielen Klubs und Vereinen, an denen Deutschland so überreich ist, auch sogenannte Rauchklubs, die sich regelmäßig zu Turnieren vereinigen. Man tut diesen braven Männern unrecht, wenn man etwa glaubt, daß bei ihrem sogenannten Preiswettrauchen etwa ein gräßliches und erstickendes Gequalme entstände: im Gegenteil, etwas Besonneneres als dieses Rauchen läßt sich gar nicht denken, denn nicht der bekommt den Preis, der gewaltige Massen von Tabak konsumiert, sondern der, der aus der vom Preisrichterkollegium gestopften Pfeife möglichst lange rauchen kann, ohne daß natürlich dabei die Glut ausgehen dürfte und neu entzündet werden müßte; wem das Feuer ausgeht, oder wer zu schnell ausgeraucht hat, hat verloren und schaltet ganz und gar aus.

In diesen Kreisen singt man wohl hin und wieder auch noch ein Rauchlied; muß dabei dann aber meist auf die Werke von Dichtern zurückgreifen, die vielleicht schon ein Jahrhundert lang oder länger unter der Erde ruhen.

Da ist z. B. der alte, ehrliche Blumauer, der von 1755—1798 lebte; er besingt in seiner däftigen „Art" die „große Kunst zu schweigen, die nur den Schmauchern eigen" sei, und er findet im Tabak das Trostmittel in allen möglichen Kümmernissen des Lebens.

Will euch in trüben Tagen
Der Hypochonder plagen,
So setzt euch zum Kamin
Und laßt in blauen Wölkchen
Der Sorgen banges Völkchen
Von euern Stirnen ziehn.

Kommt ihr in Liebesfehde
Und machet eine Spröde
Durch einen Korb Verdruß,
So braucht das Abschiedsblättchen
Von ihrem spröden Pfötchen
Getrost zum Fidibus.

Wenn euch der Ehstand härmet
Und euer Weibchen lärmet
Und tobt in eurem Haus,
So steckt, anstatt zu keifen,
Flugs in den Mund die Pfeife
Und spukt dabei brav aus.

Wenn endlich euch als Greisen,
Gleich Salomo dem Weisen,
Das Leben auch verdrießt,
So denkt: es ist hienieden
Euch doch ein Rausch beschieden,
Der nicht ganz eitel ist.

Ein anderer Dichter des Jahres 1715 singt im drolligen Ton seiner Zeit:

Ein andrer mag sich nun ergötzen
An Biese-Rosen und Jasmin,
Sich gar zu Bisamkatzen setzen,
Ich komme nicht auf diesen Sinn,
Mir gibt ein Pfeiffgen Loth-Tabak
Den allerlieblichsten Geschmack.

Bei Pest und andern bösen Zeiten,
Auch wenn der Scharbock übel haust,
Bei Ungemach und Feuchtigkeiten,
Und wenn's uns vor den Ohren saust,
So hilft ein Pfeiffgen Loth-Tabak
Mehr als zwei Büchsen Theriack.

…ichter oft ihr Lob-
…mmer meint, es
…nd daß er erst
…liebte, der
…r auf

Landsleute durch sorgfältige Pfleg… u…d Behütung der Gesundheit und Lebenskraft zurückzugeben. Besonders wertvoll erwies sich die Tätigkeit des Vereins während der Aufstände in Ost- und Südwestafrika; namentlich der letzte, der den vierjährigen Kriegzustand über das unglückliche Schutzgebiet herbeiführte, nahm Pflegekräfte und Mittel des Mutterlandes zur Linderung der Not aller Art in weitem Maß in Anspruch. Zwei Schwestern fanden den Tod während ihres treuen Dienstes bei den Verwundeten.

…m damals in Berlin gegründeten Verein gelang es, für
…iele zunächst Mithelfer und Anhänger in Nord-
…auch in Süddeutschland zu gewinnen, so daß
… für die Kolonien über alle deutschen
…0 000 Mitglieder zählt! Er steht
…in und dem Ehrenvorsitz der
… Gemahlin des Regenten
…r Kolonialgesellschaft.
…rn, ein großer Teil
…niversitäten als
…hl begreiflich,
…ie Familien
… Malaria-
…skopische
… werden
…Schlaf-

… der
…chen
…en,
…ie
…r



1. Ankunft der „Gardians“ und ihrer Verlobten im antiken Theater in Arles. 2. Eine Gruppe schöner Arlesierinnen. 3. Der berühmte provenzalische Dichter Fr. Mistral auf dem Fest. 4. Das Einfangen der Stiere zum Brennen. — Phot. Chusseau-Flaviens.

Ein provenzalisches Volksfest.

der Päpsteburg steil zur Rhone abfallen; Tarascon mit seinem König-René-Schloß; Nimes und seine römischen Häuser und Gärten; Arles, die Stadt der schönen Frauen und der vom Geist vieler Kulturepochen durchwehten Kathedrale — überall werden alljährlich Umzüge und Aufzüge, Wettkämpfe und Kirchenfeste gefeiert.

Besonders Arles, der Wohnsitz des provenzalischen Dichters Frédéric Mistral, der sein ganzes Leben der Verherrlichung seiner engeren Heimat widmete, ist reich an festlichen Veranstaltungen. In dem auf einem Hügel gelegenen antiken Theater fand kürzlich wiederum unter dem Ehrenvorsitz des greisen Dichters das Fest der jungen Mädchen statt, die bei dieser mit vielem Pomp in Szene gesetzten Zeremonie die Erlaubnis erhalten, die arlesische Volkstracht und den charakteristischen Kopfputz tragen zu dürfen. In langen Reihen gingen sie an dem verehrten Alterspräsidenten vorbei, der es sich nicht nehmen ließ, jeder jungen Schönheit die Hand zu schütteln. Gesang und Jubel beschlossen wie stets den Festtag, dem ein zweiter, der Geschicklichkeit und dem Mut der Männer geweiht, folgt. Es werden dann in aller Frühe die in der Camargue, der Landschaft des Rhonedeltas, frei lebenden Stiere zusammengetrieben, um auf den Namen ihrer Besitzer „gebrandmarkt" zu werden. Die Gardians, die Leiter dieser interessanten uud nicht immer ganz ungefährlichen Prozedur, erscheinen hoch zu Pferde und werden beim Einfangen der Tiere unterstützt von Männern jeden Standes und Alters. Ist die „Ferrade", das Aufpressen des glühenden Eisenstempels, vorüber und Ruhe nach dem wilden Umherhetzen eingetreten, dann reiten die Gardians mit ihren Bräuten den Plan ab und sorgen später für die Rückbeförderung der Herden, die wieder auf die Weiden der Ufergegenden zurückkehren.

Farbenpracht und laute herzliche Fröhlichkeit, das Absingen altprovenzalischer Weisen und der traditionelle Aufputz der Pferde und Maultiere verleihen diesen arlesischen Festen, die von alters her berühmt sind, einen ganz besonderen Glanz. Ihn immer aufs neue zu betätigen, gehört zum Ehrgeiz eines jeden Bewohners der malerischen kleinen Stadt, in deren Winkeln und Gassen Gegenwart und Vergangenheit so nahe beieinander hausen. T. D.

Unsere Bilder

Das Kaiserpaar auf Reisen (Abb. S. 1076—1077). Unmittelbar nach dem Abschluß der Festlichkeiten zu seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum ist der Kaiser nach Hannover gefahren, um dort am Freitag an der Einweihung des neuen Rathauses teilzunehmen. Am Nachmittag machte er einen Abstecher nach dem Kloster Loccum, das das Jubiläum seines 750jährigen Bestehens beging. Am Sonnabend kam auch die Kaiserin in Hannover an, von wo der Kaiser sich mit ihr im Automobil nach Hamburg begab. Dort übernachtete das Kaiserpaar an Bord der „Hohenzollern" und wohnte Sonntag den Rennen auf dem Horner Moor bei.

Die Potsdamer Luftschiffe in Leipzig (Abb. S. 1075 und 1078). Die Potsdamer Zeppelinkreuzer „Victoria Luise" und „Sachsen" haben am letzten Sonntag, gewissermaßen zu einer Flotte vereinigt, einen Flug nach Leipzig unternommen. Der alte Graf Zeppelin, der die Fahrt selbst an Bord der „Sachsen" mitmachte, wurde sowohl am Ausgangs- wie am Endpunkt stürmisch begrüßt. Im Leipziger Luftschiffhafen bei Mockau empfing ihn der König Friedrich August von Sachsen persönlich, der dann in Begleitung des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Christian die Gondel der „Sachsen" bestieg und sich zu einem kurzen Rundflug in die Lüfte entführen ließ.

Der Hosenbandorden (Abb. S. 1078), Order of the Garter, ist einer der ältesten und der vornehmsten englischen Orden, der außer an die Prinzen des englischen Königshauses nur an regierende Fürsten und an Mitglieder des höchsten englischen Adels vergeben wird. Unsere Aufnahme zeigt den König Georg von England und seine Gemahlin auf dem Weg zum Ordenskapitel in Windsor Castle.

Die Jubiläumsausstellung in Kassel (Abb. S. 1080). Da in einer Urkunde König Konrads I. aus dem Jahr 913 zum erstenmal eines Ortes Chassala gedacht wird, begeht die Stadt Kassel in diesem Jahr eine Jahrtausendfeier. Den Anfang der damit im Zusammenhang stehenden Veranstaltungen bildete die Eröffnung einer großen Deutschen Kunstausstellung im Orangerieschloß in der Karlsaue. Sie enthält im ganzen 844 Oelgemälde, Plastiken und graphische Werke.

Das Zweite Garderegiment z. F. (Abb. S. 1079), das älteste Berliner Garderegiment, feierte in den Tagen vom 17. bis zum 19. Juni das Jubiläum seines hundertjährigen Bestehens. Das Regiment, das auf eine höchst ehrenvolle Geschichte zurückblickt, hat sowohl in den Freiheitskriegen wie in dem Feldzug gegen Oesterreich 1866 und in dem Krieg gegen Frankreich 1870-71 eine hervorragende Rolle gespielt und sich ganz besonders in der Schlacht von St.-Privat, in der es 40 Offiziere und 1067 Mann verlor, ausgezeichnet. Der Verlauf des Jubiläums zeigte, daß die, die in dem Regiment gedient haben, ihm ein treues Andenken bewahren; denn mehr als 5000 frühere Angehörige fanden sich zur Teilnahme an der Jubelfeier ein.

Sophokles Satyrspiel „Die Spürhunde" (Abb. S. 1081), das geistreiche Stück des alten griechischen Klassikers, das nach 2000jährigem Schlaf zum Leben erwachte, wurde kürzlich in Lauchstädt im Goethe-Theater aufgeführt.

Bei den Dalcroze-Schulfesten in Hellerau (Abb. S. 1079) ging als zweite Festvorstellung Glucks „Orpheus" in Szene und erlebte einen guten Erfolg.

Die Lötschbergbahn (Abb. S. 1082), die die Fortsetzung der Frutigenlinie durch das Kandertal und den Lötschberg nach Brig im Kanton Wallis zum Anschluß an die Simplonbahn bildet, ist kürzlich zum erstenmal offiziell befahren worden. Es war gleichsam eine Probefahrt, die zu allgemeiner Zufriedenheit ausfiel.

In der Gesellschaft (Portr. S. 1081) erregt großes Interesse die bevorstehende Vermählung des Freiherrn Gunthram Schenk zu Schweinsberg mit Fräulein Evelina Dorothée Bingel in London. Der Bräutigam ist Königlicher Preußischer Kammerherr, diensttuender Kammerherr des Landgrafen von Hessen, der der Hochzeit beiwohnen wird, und Hauptmann z. D., die Braut eine Tochter des in der deutsch-englischen Londoner Gesellschaft wohlbekannten Herrn Charles A. Bingel.

Personalien (Portr. S. 1081). Den 90. Geburtstag feiert am 2. Juli der Erbauer des neuen Doms in Berlin Geheimer Oberregierungsrat Professor Dr. Julius Raschdorff. — Zum Chef des Militärreitinstituts in Hannover wurde als Nachfolger des zur Disposition gestellten Generalleutnants von Alten der Kommandeur der Offizierreitschule Oberst Seiffert ernannt. — Das 75. Lebensjahr vollendete am 24. Juni der berühmte Nationalökonom Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. Gustav von Schmoller, der erst beim Abschluß des letzten Semesters seine Lehrtätigkeit an der Berliner Universität niedergelegt hat. — Stadtbaurat Fritz Beuster, Königsberg, wurde in der Verbandsversammlung des Verbandes Groß-berlin zum Städtebauer des Verbandes an Stelle des verstorbenen Baurats Kietzl gewählt.

Berühmte Tote (Portr. S. 1081). In München starb, 73 Jahre alt, die Pianistin und Komponistin Ingeborg von Bronsart, die namentlich durch mehrere Opern, darunter „Jery und Bätely", bekannt geworden ist. — Ebendort verschied im Alter von fast 79 Jahren Maximilian Graf von Feilitzsch, der von 1881—1907, also mehr als ein Vierteljahrhundert, in Bayern als Minister des Innern gewirkt hat.

Die Toten der Woche

Lucienne Faure-Boyard, Tochter des Präsidenten Faure, † in Paris am 22. Juni im Alter von 45 Jahren.

Maximilian Graf v. Feilitzsch, früherer bayrischer Minister, † in München am 19. Juni im Alter von 79 Jahren (Portr. S. 1081).

Oberstleutnant Kurt Johannes, einer der ältesten „Afrikaner", † in Charlottenburg am 21. Juni im Alter von 49 Jahren.

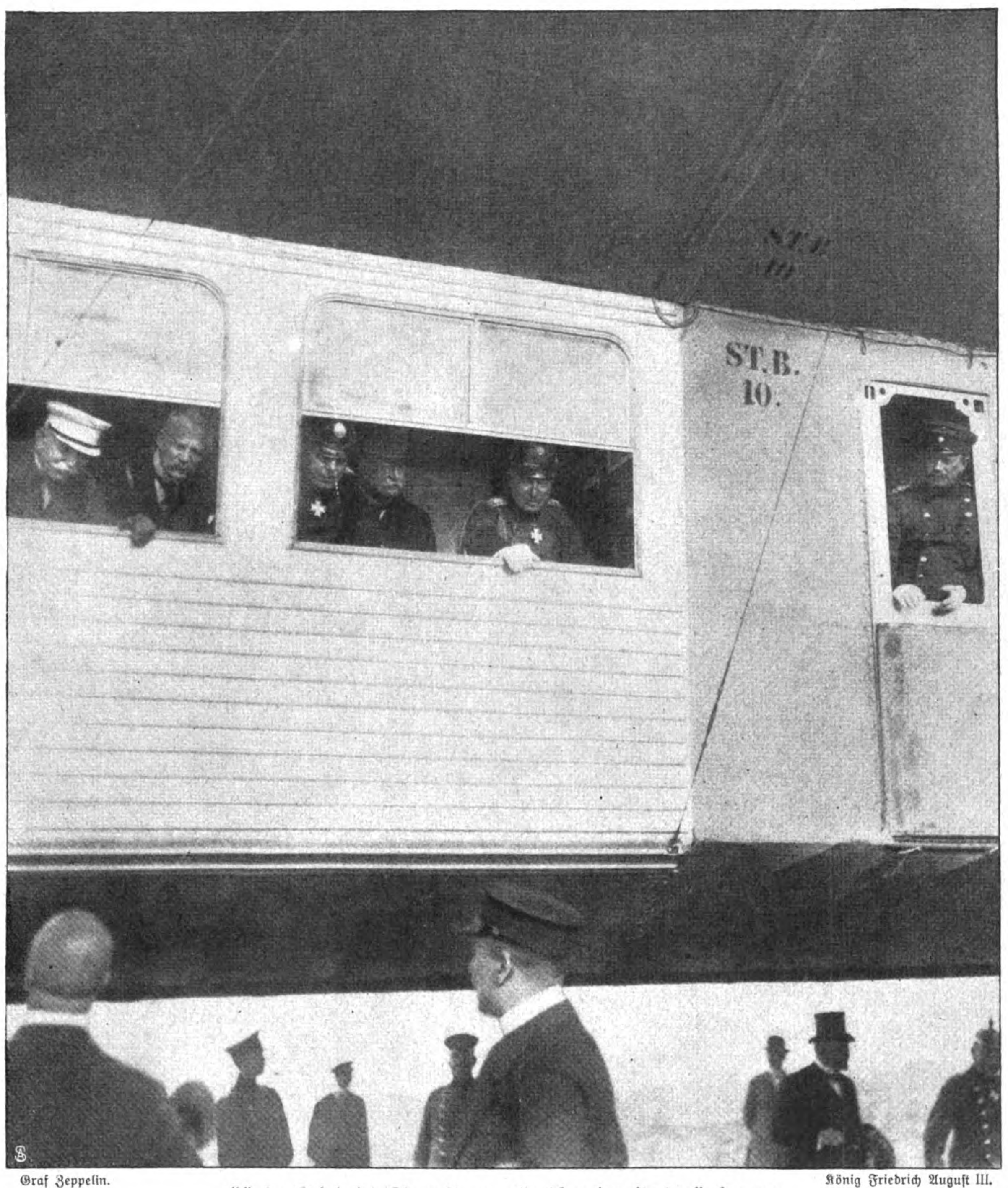
Professor August Mommsen, der jüngste Bruder Theodor Mommsens, † in Hamburg am 18. Juni im Alter von 92 Jahren.

Wilhelm Schimmelpfeng, Begründer und früherer Inhaber der bekannten Berliner Auskunftei, † in Königstein im Taunus am 21. Juni im Alter von 72 Jahren.

Nummer 26.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1075.

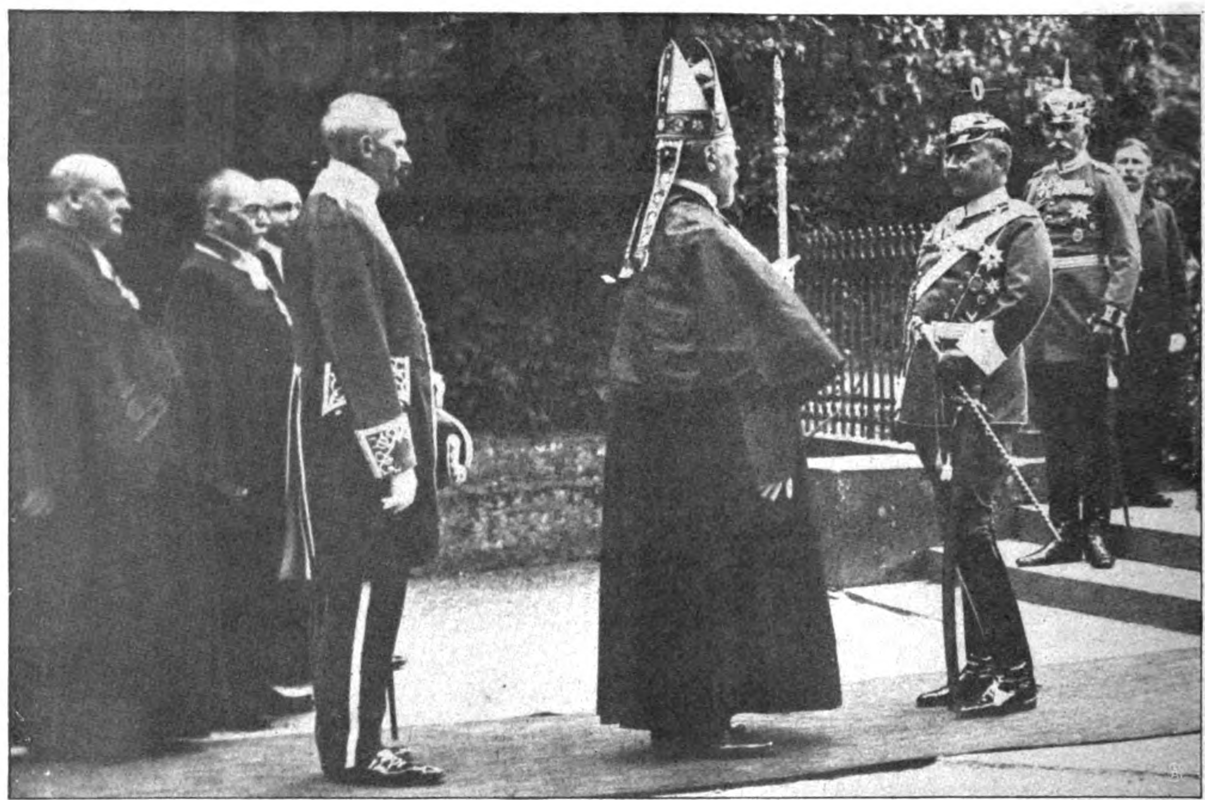


Graf Zeppelin. König Friedrich August III.

König Friedrich August von Sachsen im Zeppelinkreuzer.

Aufstieg der vom Grafen Zeppelin geführten „Sachsen“ zur Rundfahrt über Leipzig.

Phot. Hugo Kühn, Baden-Baden.



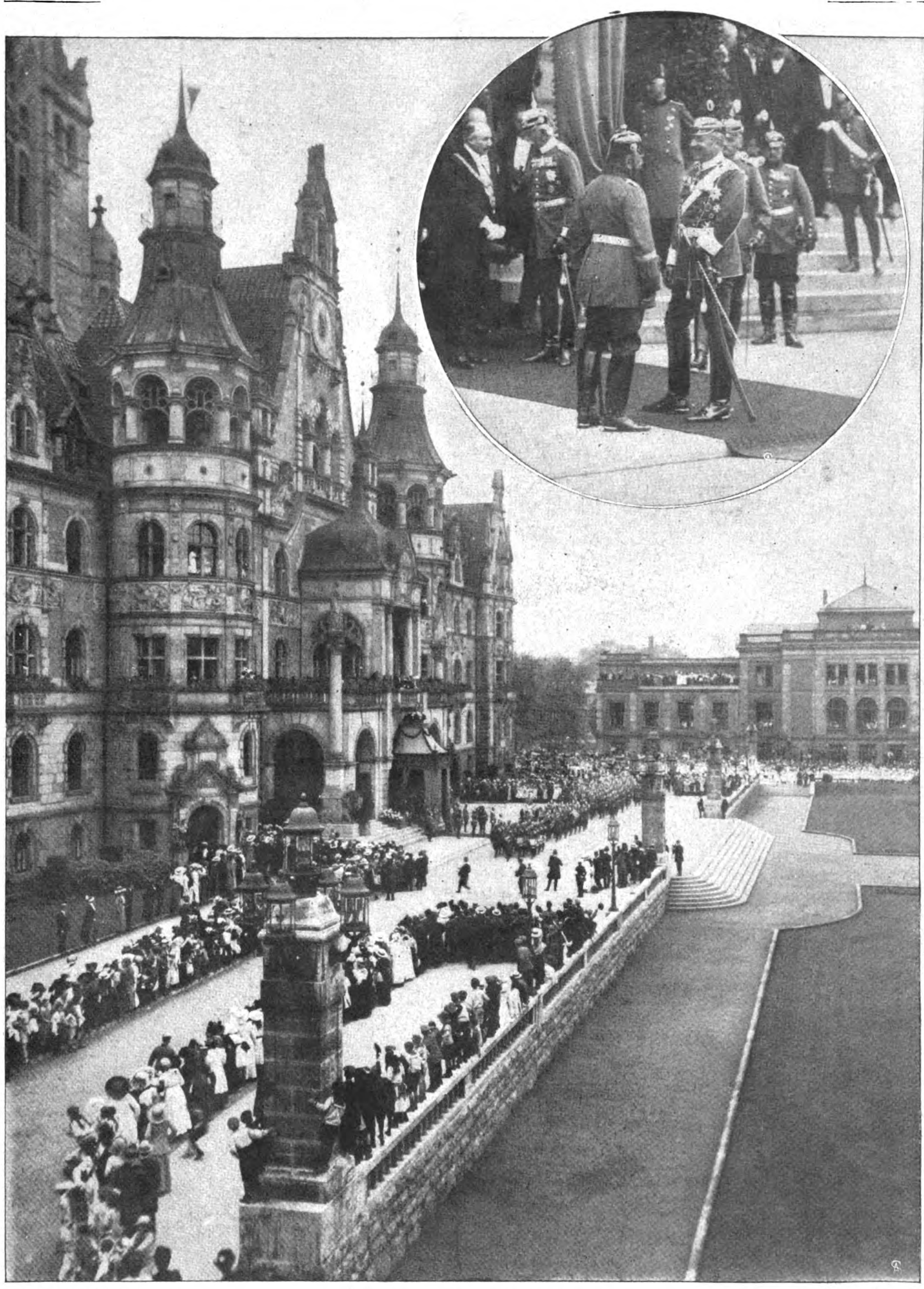
Phot. Sennecke.

Der Abt des Klosters Oberkonsistorialrat D. Hartwig begrüßt den Kaiser.
Der Kaiser bei der 750 Jahrfeier in Kloster Loccum.



Phot. Renard. Der Kaiser. Graf Platen-Hallermund. Gen.-Oberst v. Plessen.

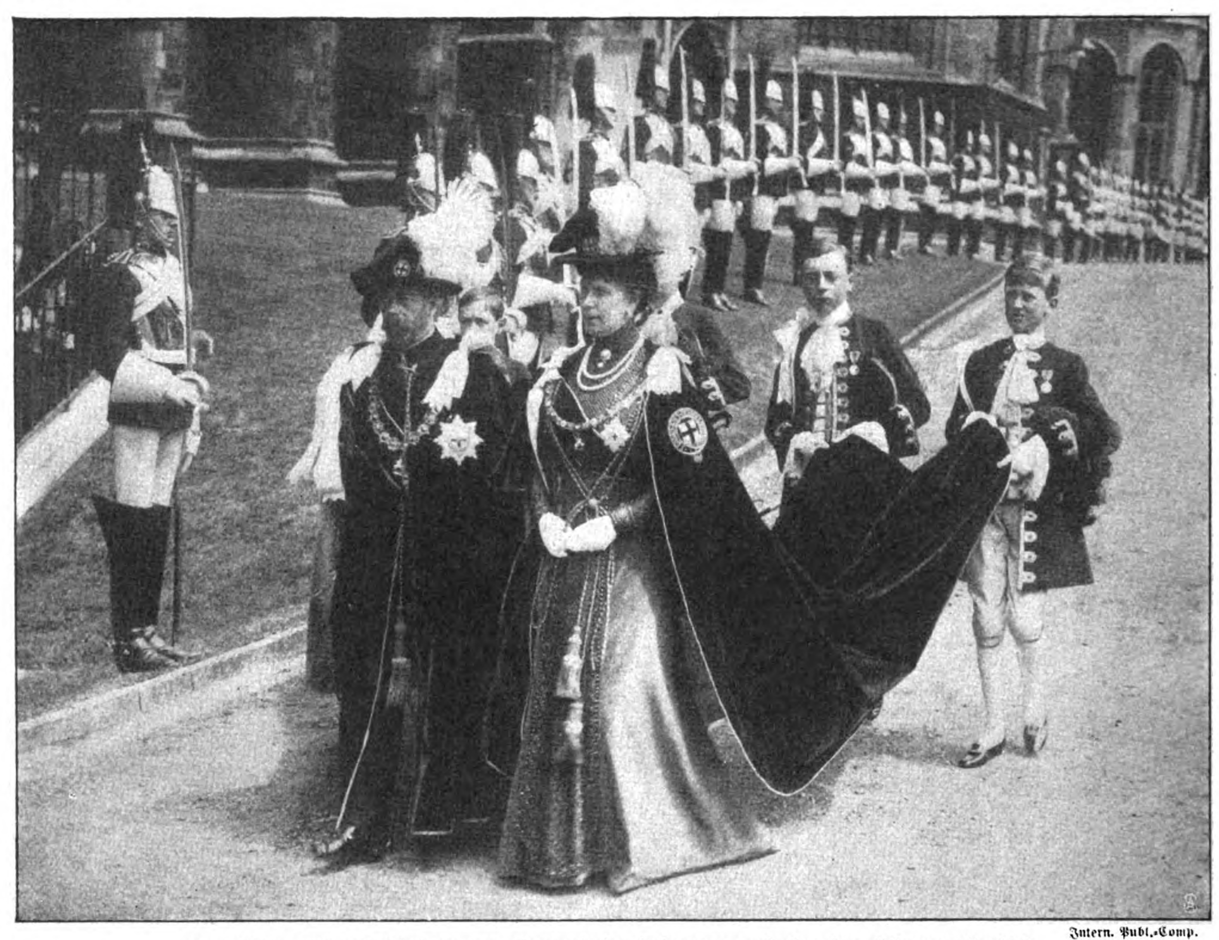
Der Kaiser bei seiner Ankunft an den St. Pauli-Landungsbrücken.
Vom Kaiserbesuch in Hamburg.



Phot. F. Altholz jun. Phot. Kater.

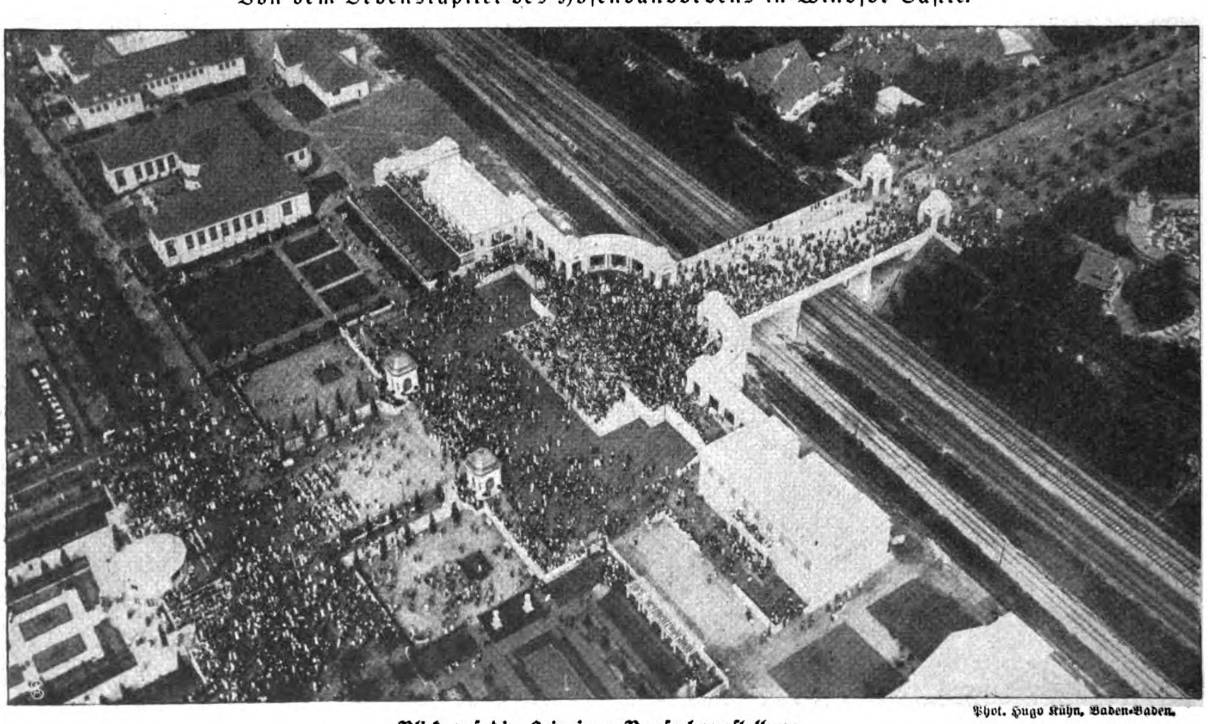
Der Vorbeimarsch der Truppen vor dem Rathaus. Oben: Der Kaiser im Gespräch mit dem Kommand. General v. Emmich.

Die Einweihung des neuen Rathauses in Hannover in Gegenwart des Kaisers.



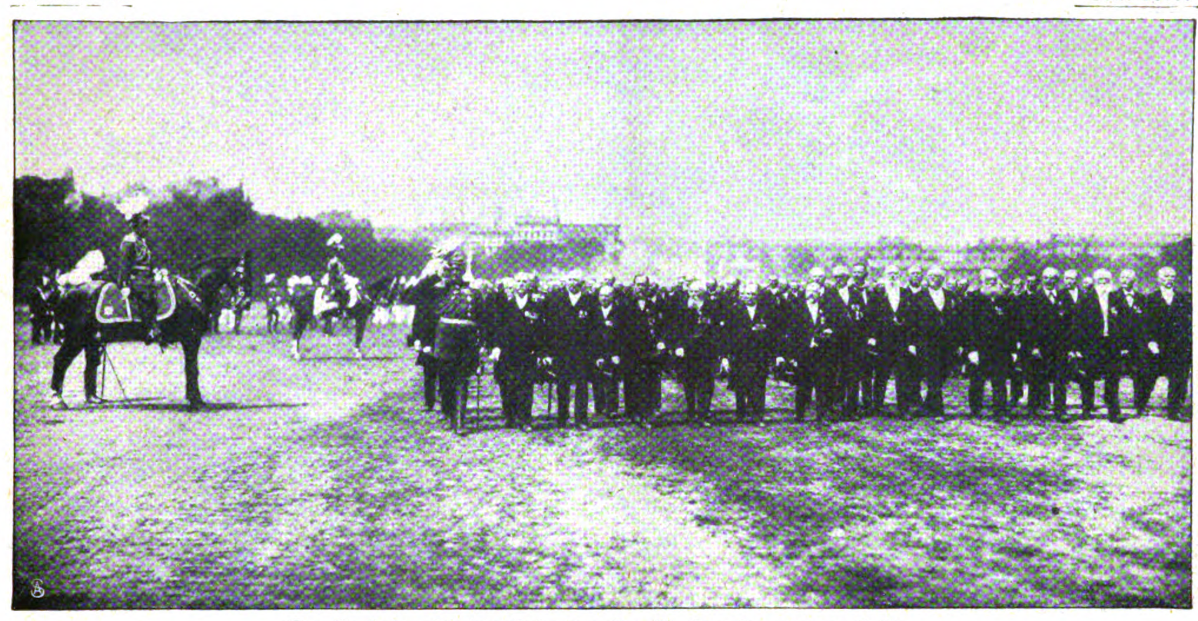
Intern. Publ.-Comp.

Der König und die Königin von England im Ordensgewand begeben sich zum Kapitel.
Von dem Ordenskapitel des Hosenbandordens in Windsor Castle.



Phot. Hugo Kühn, Baden-Baden.

Blick auf die Leipziger Baufachausstellung.
Von der Rundfahrt des Königs von Sachsen im Zeppelinkreuzer „Sachsen" über Leipzig.



Der Vorbeimarsch der Veteranen des Regiments vor dem Kaiser.
Von der Hundertjahrfeier des 2. Garderegiments.

Gruppe klagender Frauen.
Die Aufführung des Schulfestspiels „Orpheus“ von Gluck in Hellerau.



Oben und unten: Säle der Hessen-Kasseler Künstler. Mitte: Das Orangerieschloß in der Karlsaue als Ausstellungsgebäude.

Von der Allgemeinen Deutschen Kunstausstellung in Kassel.

Hofphot. Eberth, Kassel.



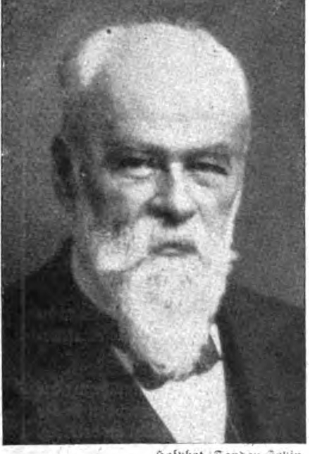
Dtsch. Ill.-Ges.
Prof. Dr. Julius Raschdorff,
Erbauer des Berliner Doms,
wird 90 Jahre.



Hofphot. Th. Voigt. Preß Picture Agency.
Frhr. G. Schenk zu Schweinsberg, Miß Bingel, seine Braut.
Aus der Gesellschaft.



Phot. Harder.
Oberst Seiffert,
Hannover,
der neue Chef des Militärreitinstituts



Hofphot. Sandau-Berlin.
Exz. Prof. Dr. G. von Schmoller,
Berlin, Nationalökonom, wurde 75 Jahre.



Hofphot. Müller.
Ingeborg v. Bronsart †
München, bekannte und geschätzte Komponistin.



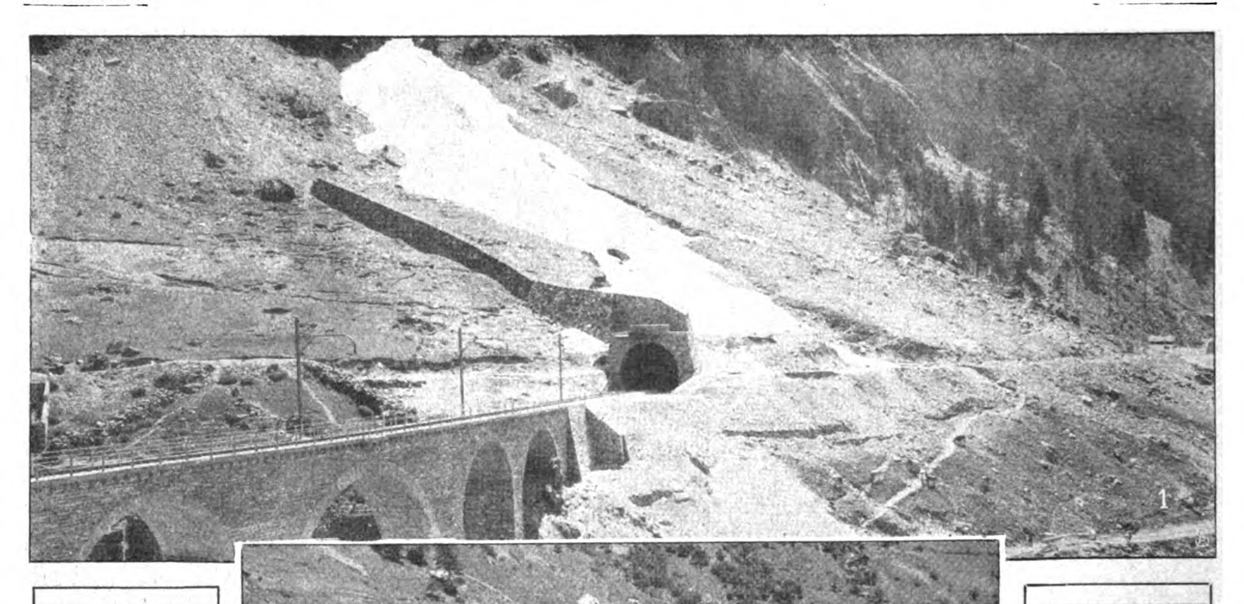
Phot. E. Vogelsang.
Stadtbaurat Fr. Beuster,
Königsberg, der neue Städtebauer für den Verband Großberlin.



Phot. Jaeger & Goergen.
Maximilian Graf von Feilitzsch †
München, Staatsminister.



Phot. König.
Von der Aufführung des Satyrspiels „Die Spürhunde" von Sophokles im Lauchstädter Theater.



Von der Eröffnung der Lötschbergbahn.

Phot. Krenn.

1. Lonzaviadukt und Lawinenschutzbauten bei Goppenstein im Lötschental.

2. Der Südausgang des großen Lötschbergtunnels bei Goppenstein mit kasemattiertem Bahnhof.

3. Die Einführung der Lötschbergbahn in die Simplonlinie bei Brig.



Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

5. Fortsetzung.

Der Bildhauer Hörselkamp stand in seinem Atelier und riß die nassen Tücher wieder ab von der Tonfigur, der „Heiligen Eva", starrte wie gebannt auf den schönen Kopf, der noch roh, aber schon eindrucksvoll ihn anlachte, sündhaft und heilig, wie Urmutter Eva selbst sich aus dem Paradies hinausgelacht haben mochte . . .

Da blitzte ein Gedanke wie ein tötender Strahl in seinem Hirn auf, bleichte seine Lippen, ließ seine Hände schlaff herabfallen.

Wie — wenn sie nicht mehr kam — sie, die er brauchte für sein Werk, die — die er mit der Hand gepackt, mit der gleichen Hand, die in brünstiger Andacht ihre Schönheit nachschuf! . . .

Wenn sie nicht kam — heute nicht und morgen nicht — nie mehr . . . Wenn sie sich rächte, wie kleinliche, böse Menschen sich rächen. Mit großen Worten voll verlogener Würde und herzloser Gerechtigkeit — was dann?

Die Knie wurden ihm matt und schwach, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte, zu Füßen der feuchten, kalten Lehmgestalt auf einen Schemel niedersank, den Kopf in beide Hände vergrub, die Augen schloß und wartete . . .

Wartete qualvoll, daß ein Entschluß in ihm reifte oder etwas geschah — was ihn jeder Entscheidung enthob, die grausam sein mußte gegen ihn und sie, gegen beide — und vielleicht auch gegen sein Kind.

Indessen ging es lebhaft zu in Frau Ginas Schlafzimmer.

Die Jungfer half Frau Siebert die schimmernde Seide und duftigen Spitzen in den Karton legen.

Frau Gina sagte: „Schnell — schnell!" und bückte sich selbst, raffte zusammen, was an Gravüren noch unversehrt auf dem Teppich lag.

Dann sprach sie in ihrem eleganten „Pariserisch", damit es die Jungfer nicht verstehe, und die Modistin antwortete in ihrem schlechten angelernten Französisch, mit Sätzen aus der Grammatik.

„Nicht wahr, Liebe, diese kleine Szene bleibt unter uns."

„Aber selbstverständlich, Frau Fürstin, mein Ehrenwort."

„Unter uns" war eine große Gemeinde für Frau Siebert und „mein Ehrenwort" immer ein Relativsatz.

Frau Gina war stets mitteilsam, wenn sie französisch sprach. Die Sprache war ihr so etwas wie ein Erkennungzeichen bei Freimaurern. Sie überbrückte die größten Distanzen.

„Künstler sind nun einmal so. Mein Mann selig, der Fürst Sukewitsch, ein Kavalier und Grandseigneur — wie es wenige gibt . . . Aber wenn er zu viel Champagner getrunken hatte — dann — tout grandseigneur qu'il était — war man vor seiner Hundepeitsche nicht sicher. Ich habe mich mindestens zehnmal ins Bett meiner Kammerjungfer flüchten müssen. Natürlich, am nächsten Morgen küßte er mir die Füße und schenkte mir Schmuck, wollte sich erschießen. Na also — schrecklich zerknirscht. Er sagte: ‚Ich kann nichts dafür, Teure. Der Wein ist stärker als ich, das ist mein Unglück.' Und so — genau so ist es mit den Künstlern. Die Kunst ist stärker als sie. Wie der Wein ist sie, macht sie betrunken, daß sie gar nicht wissen, was sie tun. Ich hätte ja eigentlich lachen müssen, nicht schreien. Aber man weiß doch nie, wie weit es sonst geht. Und dann — man muß den Männern immer etwas zu bereuen geben. Ja — also nicht wahr, liebe Siebert, das Kleid bestimmt zu übermorgen — wie wir es besprochen haben, ohne Samt."

Sie sprach wieder Deutsch und schlüpfte lächelnd und rosig in das angrenzende Badezimmer, von wo aus gleich darauf lustiges Plätschern hereindrang.

„Empfehle mich, Frau Fürstin — das Fräulein darf doch meinem Groom den Karton hinaustragen."

„Selbstverständlich, liebe Frau Siebert."

Die Modistin hüpfte noch schnell vor den Spiegel, tupfte die Röte mit der Puderquaste fort, verneigte sich vor der offenstehenden Badezimmertür und folgte in angeregtester Stimmung der kartontragenden Jungfer.

Eine Viertelstunde später, frisch von der kalten Dusche, duftend von der Einreibung mit feinen Essenzen, mit blanken Augen und angenehm erregten Nerven, pochte Frau Gina an die Ateliertür ihres Mannes.

„Kannst du mich noch brauchen?"

Er stürzte ihr entgegen, riß sie in seine Arme, küßte ihre Augen, ihren Hals.

„Ob ich dich brauchen kann, du Schöne, du Herrliche?"

Er war bereit, sie anzubeten. Wußte nicht, was ihr antun an Liebe und Güte, um ihr seine Reue, seinen Dank zu zeigen. Sie aber spann die Kosestunde aus, mit der heimlichen, kindlichen Freude daran, ihn wieder einmal seiner Arbeit abspenstig gemacht zu haben. Und geradezu diebischen Spaß machte es ihr wieder, selbst plötzlich die ernste zu spielen und ihn an die Arbeit zu schicken, unnahbar zu tun, nur um zu hören, wie sie doch tausendmal mehr wert sei als er, der sich so hinreißen ließe von all seinen Leidenschaften.

Dann verharrte sie wohl eine Viertelstunde wie aus Stein gemeißelt in ihrer Stellung, über sich selbst hinaus gehoben von seinen Worten. Bis sich dann Schatten senkten über sein Gesicht. Die Leidenschaft des Mannes von der Schaffensekstase des Künstlers verdrängt wurde — sie selbst mit all ihrem Reiz zum Gegenstand wurde in seinen Augen, an dem sein Empfinden kein Teil hatte.

„Ich friere“, sagte sie.

Er hörte nicht.

„Ich bin doch sehr angegriffen heute“ . . .

Und das „heute“ hatte einen Klang, der ihm alle seine Untaten in Erinnerung brachte. Zu frisch noch war in ihm die Dankbarkeit für ihre „Güte“. Und so riß er sich wieder heraus aus seiner Arbeit, um seiner Frau ihre Güte zu lohnen.

Nun war er es, der zum Frühstückstisch lief, der ihr Wein brachte und ihr etwas zu essen richtete. Und dann stießen sie beide an und naschten von den Früchten und rauchten ganz lange russische Zigaretten, mit einem Mundstück, lang wie ein Schlot. Und die Dämmerung legte sich durch die hohe Glaswand in die Ecken des Ateliers, nahm ihm seine kalte, nüchterne Größe, daß sie unwillkürlich leiser sprachen, heimlicher . . . näher zueinander rückten.

Da klopfte die Jungfer an die Tür.

„Wollen Frau Fürstin sich nicht ankleiden? In einer Stunde wird gespeist.“

Sie schrak zusammen.

„Ja natürlich . . . ich komme. Es war entzückend, Lieber. Morgen bin ich ganz pünktlich!“. . .

Ein rascher Händedruck, ein letztes Nicken.

Und draußen war sie.

Er merkte es gar nicht, wie gefoppt er war. So nahe war sie ihm wieder gekommen — so einig fühlte er sich mit ihr.

Am selben Abend aber wurden in einigen Häusern des vornehmen Berlin wahre Schauergeschichten aus dem Hörselkampschen Haus erzählt.

Ganz leise. Hinter Fächern. Unter Diskretion. Mit allem Vorbehalt und vorsichtig zweifelndem Achselzucken. Aber immerhin. . . . Die Siebert sollte es selbst gesehen haben. Mit ihren „eigenen Augen“. „Kein Dienstbotenklatsch“.

Hörselkamp war eben doch ein Prolet, und die Sukewitsch . . . Gott — da wußte man eigentlich nie recht, ob Aristokratin oder Abenteurerin. Da kam es doch über kurz oder lang zu einem Eklat.

* * *

Sehr steif und förmlich saß Graf Andre Oberwall einige Tage darauf im Zimmer seiner Mutter. Die Mendel war überhaupt arg in Ungnade. Die Mendel mußte wieder mal Filethandschuhe suchen, wenn sie ihr gestricktes rotes Wolltuch um den Hals trug. Da konnte sie immer froh sein, wenn ihr nicht irgendein Gegenstand am Kopf vorbeiflog.

Und heute war die Exzellenz geladen.

Rote Flecke brannten auf ihren Backenknochen. Fuchsteufelswild jagten ihre schwarzen Augen durch das rosenrote Zimmer.

Ihr Sohn erlaubte sich Bemerkungen zu machen ihrer Lektüre wegen. Fräulein Hörselkamp paßte ihm nicht so . . . wirklich? Paßte ihm nicht?

„Es hat keinen Zweck, Mama, daß Gerhard sich Dinge in den Kopf setzt, die unausführbar sind. Meine Pläne für Gerhard stehen fest. Seit langem.“

Sie lachte höhnisch auf, drehte den weichen Schal wie einen schmalen Ärmel ihren Arm entlang.

„So . . . so, Pläne hast du, mein Sohn? Laß hören. Ich kenne Berlin, kenne meine Gesellschaft.“

Darauf war sie stolz.

Sehr sachlich, indem er die zehn Fingerspitzen aneinandertippte, setzte Graf Oberwall den Plan auseinander. Da war die freiherrliche Familie von Roeckwitz. Guter preußischer Adel. Ein Sohn, zwei Töchter. Alte deutsche Tradition im Haus. Reines deutsches Blut. Weit verzweigt, verschwägert mit dem ganzen preußischen Hochadel. Nicht übermäßig vermögend, aber sehr rangiert. Die kinderärmsten der ganzen Familie.

Graf Oberwall fand sein blasses, etwas ironisches Lächeln.

„Wir sind alle ein bißchen vergeistigt, wir Oberwall, und das Blut unserer Frauen war zu träge oder zu lebhaft —“

Die Exzellenz legte den Kopf schief auf die Seite, rollte langsam den Schal von ihrem Arm ab: „Vielleicht verlohnte es sich in diesem Fall, auch das Blut der Herren Oberwall unter das Mikroskop zu nehmen. Im übrigen, mein lieber Andre, bei jedem halbwegs normalen Frauenzimmer brauchst du dir doch keine Sorgen zu machen. Oder was willst du?“

Er wollte nur den Stamm der Oberwalls kräftigen, ihm ein neues Reis aufpfropfen. Gesundes, vornehm deutsches Blut zuführen.

Die grollende Enttäuschung seines eigenen, verfehlten Familienlebens sprach aus ihm, der verbitterte Eigenwille des Mannes, der sich am Sohn schadlos halten will für eigenes Mißgeschick.

„Es war mir sehr peinlich, daß diese abscheuliche Jeugeschichte gerade mit Roeckwitz passieren mußte. Außerordentlich fatal.“

Die Exzellenz kniff die beiden Augen zusammen, spitzte ihr Ohr, als wollte sie irgend etwas erlauschen — einen leisen Nebenton in den sehr aristokratisch gespreizten Worten.

Nein. Nichts klang mit. Er war ehrlich — ganz ehrlich — ihr kluger, feiner, vornehmer Sohn. Bis zur Naivetät ehrlich — dieser ehemalige Diplomat. Fast etwas wie Rührung huschte über ihr weißes, verquollenes Gesicht, als säße noch der Jüngling neben ihr, der Jüngling mit den hohen Ehrbegriffen und den idealen Forderungen und der Bereitschaft, sich zu neigen vor allem, was groß und edel war.

Ganz flüchtig berührte sie mit den glitzernden Fingern die silbrig schimmernden Spitzen seiner kurzen Haare.

„Der gute Roeckwitz hat den ihm gehörigen Teil des gewonnenen Geldes mit allem Anstand, aber auch mit aller Befriedigung eingestrichen — die unerwarteter Zuschuß gewährt, mein lieber Andre! Die Töchter werden immer nur umschichtig zu den Hofbällen mitgenommen — weil's für zwei Courschleppen im Haus nicht reicht.“

„Das geht uns nichts an. Es gilt heute immerhin als eine Ehre, sich mit den Roeckwitz zu verbinden.“

„Es kann auch eine Ehre sein, die Tochter eines großen Künstlers zu heiraten.“

„Ach so!“ . . .

Graf Oberwall wurde ganz eisige Abwehr, kaum gab

er sich die Mühe, der — Marotte der alten Dame entgegenzutreten. Sagte nur: „Die völlig dissoluten Verhältnisse des betreffenden Hauses erübrigen jede Diskussion darüber."

Sehr interessiert lächelte die Exzellenz aus ihrer weißen Maske heraus. Lächelte, obwohl sie alles wußte. Brühwarm fand jeder Gesellschaftsklatsch den Weg in ihr „Altweiberstübel".

Und der ehemalige Diplomat faßte sich gutgelaunt um die Mitte unter dem kurzen Jackett aus dunklem Kammgarn, lächelte liebenswürdig, weil er doch den Trumpf in der Hand hatte.

„Die Hörselkampsche Ehe, das ganze Haus — eine Seifenblase, liebe Mama. Das ist keine Familie. Ebenso heiratet man eine Mademoiselle Cherie von den Bouffes, irgendeine Tänzerin oder sonst ein hübsches Freiwild."

„So . . . so. Na, dafür können wir mit Familie aufwarten, lieber Sohn. Nicht wahr?"

Er putzte sehr aufmerksam das runde, konkave Glas seines Monokels und klemmte es dann ins Auge.

„Ich muß bitten, Mama . . ."

Aller Hochmut des Tones machte die alte Frau nicht irre. Die Roeckwitzsche Familie war ihr von allen vielleicht die am wenigsten angenehme. Das rührte auch von Anno dazumal her, da die alte Roeckwitz sich in alles hineinmischte, das große französische Bett in ihrem Schlafzimmer „unpassend" fand, in ihrer Bibliothek herumschnüffelte, mit spitzen Fingern die Confessions de Rousseau herausfischte und statt dessen einen „Pharus im Leben des Meeres" als kleine Angebinde brachte; kam und jedesmal die Möbel steif an die Wand rückte, wobei sie mit dem Finger über die Leisten huschte, um nachzuprüfen, ob die gute Marie Antoinette auch ihre Leute „richtig anhalte".

Allmählich war es zu einer jener unausgesprochenen gegenseitigen Verstimmungen gekommen, die zur unüberbrückbaren Kluft führt. Und mit dem Namen Roeckwitz verband sich bei der Exzellenz bis ins hohe Alter hinein der Begriff von kalter, pedantischer Beschränktheit und reaktionärem Hochmut.

Das waren nun die Leute, mit denen das Haus Oberwall in engste Verbindung treten sollte.

„Bon Jésus!" flüsterte sie, unwillkürlich in ihre Muttersprache zurückfallend, „bon Jésus!"

„Frau von Roeckwitz versprach mir, dich mit ihren Töchtern an deinem nächsten Empfangstag zu besuchen. Ihre Großmutter wäre sehr befreundet mit dir gewesen, sagte sie mir."

„Ach, was sagte sie!?" Die Exzellenz bekam das krampfhafte Zittern des Unterkiefers, das sich immer einstellte, wenn der Zorn sie packte, ein Zorn, den sie unterdrücken mußte.

„Die Großmutter war eine naseweise alte Frau, von Freundschaft weiß ich nichts. Mein Empfangstag ist morgen, und ich bin nicht sicher, ob ich ihn abhalte, mir ist nicht wohl."

„Hoffentlich geht es dir morgen besser, Mama."

Aha, da war sie wieder, die harte, kalte Stimme, die Stimme der Oberwalls, wenn sie ihren Willen durchsetzen wollten. Den unbeugsamen, starren Willen. . . .

Die alte Frau trommelte mit allen zehn Fingern auf der goldenen Lehne ihres roten Brokatsessels.

„Ich bin nicht die Frau des Hauses. Ich bin alt und krank. Wo ist denn deine Frau, Andre?"

Wie eine plötzliche hämische Eingabe war die Frage. Sie stutzte selbst, als sie sie ausgesprochen, stutzte, als sie die Blässe und peinliche Verlegenheit im Antlitz des Sohnes sah.

„Bitte dich, kompliziere nicht einfache, natürliche Verhältnisse."

So . . . jetzt hatte sie ihn getroffen. An der richtigen Stelle hatte sie ihn getroffen. Das tat wohl! Sie atmete tief auf. Wie einer aufatmet, dem man die Zwangsjacke abnimmt. Nur an sich dachte sie. Nicht an den Enkel. Sie haßte sie plötzlich, all diese Roeckwitz, die ihr so unerbittlich aufgezwängt werden sollten. Haßte sie, denen sie bisher nur stumpfe Gleichgültigkeit entgegengebracht hatte, eben der Gewalt wegen, die man ihr antat.

Beinah Verständnis bittend, neigte sich Graf Oberwall über das weiße, erbitterte Gesicht der Mutter.

„Noch ein anderes Moment spricht mit, Mama: Gerhards tiefinnere Zügellosigkeit bedarf eines Dämpfers. Die neue Familie muß ihm eine Stütze sein, ein Halt. Solch alte, knorrige Wurzeln sind eine feste Umzäunung."

Also auch ihm die Zwangsjacke, dem blonden, feinen Jungen, in dessen Adern etwas vom Blut seiner Mutter rollte.

Sie wiederholte: „Was soll ich dabei? Ich bin eine alte, kranke Frau."

Da klopfte die Mendel an die Tür, meldete mit rauher Stimme, sie hätte die Filethandschuhe wieder nicht finden können, und draußen stünde Fräulein Hörselkamp, früge, ob es der Exzellenz genehm wäre, wenn sie ein bißchen vorläse.

„Sehr angenehm, sehr" . . .

Die dünnen, rosigen Lampenschleier flatterten in der Zugluft, die Holzscheite prasselten in ihrer verendenden Glut, sandten sprühende Feuergarben in den schwarzen Schlot des Kamins. Graf Oberwall fuhr sich mit dem seidenen Tuch über die feuchte Stirn.

Heiß war es bei der Mutter wie im Winter — und draußen wetterte der laue, deutsche Frühling. . . .

Da kam Lou Hörselkamp herein. So sehr schlank in ihrem glatten, ockerfarbigen Eoliennekleid, mit dem matten goldenen Gürtel unter der Brust. Wie eine köstliche Terrakotta.

Das rosige künstliche Licht tönte ihr helles, feines Haar in dunklen Reflexen, warf auch auf die schmale Rundung ihrer jungen Wangen einen warmen Hauch.

Sie beugte sich ehrfurchtsvoll über die Hand der alten Frau, neigte den blonden Kopf in leichter Verwirrung vor dem Grafen.

„Mein gnädiges Fräulein" . . . Sehr tief grüßte er sie, ohne ihr die Hand zu reichen, aber mit leichtem Schuldgefühl, so daß er sein Haupt länger vor ihr beugte, als er selbst wollte. Und als er aufblickte, da hielt die alte Frau die feinen weißen Finger noch immer in ihrer Hand, und das zarte Gesicht schien ihm wie durchleuchtet von einer tiefen, inneren Bewe-

gung. Er sah ihre schlanken, weißen Arme, ihre zierlichen Gelenke, sah den anmutvollen Rhythmus ihrer Glieder bei jeder leisen Bewegung, und er empfand ihre zarte Schönheit mit dem gleichen ästhetischen Genuß wie an jenem Abend im Atelier des Vaters.

Etwas Rührendes hatte diese Schönheit.

Als müßte man sie unter einen Glassturz stellen, um sie vor jedem Hauch zu bewahren, der sie versehren könnte.

Das war kein Spielzeug für unreife, zügellose Knabenhände. Was wußte so eine alte Frau,. die in den romantischen Vorstellungen längst vergangener Zeiten lebte, von Verantwortung und rauher, gesunder Vernunft! . . .

Er konnte sich gut einen Mann für Lou Hörselkamp denken. Einen, den er schätzte, wie wenige der jungen Generation. Einen, der Charakter hatte und nötige Lebenshärte. Bruno Tayſen. Aber schließlich, was ging ihn Lou Hörselkamp an. Blüten, an denen man vorübergehen muß, lagen auf jedes Menschen Weg. Es war schon viel, wenn man sie nicht zertrat.

Graf Oberwall fand sein weises Diplomatenlächeln wieder. Am Intrigenspiel des Altweiberstübels konnten seine klugen, weit vorbauenden Absichten nicht scheitern.

Und er empfahl sich sehr ritterlich, mit „bester Empfehlung an die verehrten Eltern" und einem leichten Druck seiner Hand auf die Schulter der alten Frau im roten Brokatsessel.

* * *

Es wollte nicht warm werden in diesem Jahr.

Am zehnten Mai ging wieder ein Schneesturm los wie im Winter.

Lou Hörselkamp saß im kleinen Salon, der mit dem angrenzenden großen Saal gerade über dem väterlichen Atelier lag, und spähte durch den schweren Spitzenstore hinaus auf die Straße. Der Wind bog die noch kahlen, aber knospenden Zweige der Bäume, wirbelte den feinen, grieseligen Schnee in weißen Wolken die Stämme empor. Grau und schwer hingen wulstige Nebelfetzen über den bebenden Wipfeln, den grünen Laternenpfählen, dehnten und legten sich klebrig naß um das blinde Glas.

Ganz menschenleer war die Straße, die einem flimmernden Band gleich die dunklen Stämme des Tiergartens säumte.

Da bog ein Auto um die Ecke, schleuderte leicht gegen die Bordschwelle auf dem glitscherigen Boden, kroch langsam vor das zackige Gitter der Villa.

Lou trat zurück in die Tiefe des Zimmers. Wartete, wartete auf die schrille, feine Klingel draußen, der ein tiefer gongähnlicher Ton im Haus antworten mußte. Und dann wartete sie noch Sekunden, die sich dehnten zu Ewigkeiten und doch nur Minuten waren.

Gerhard Oberwall, in Frack und weißer Binde, trat ein.

„Gratuliere, Herr Doktor." Sie reichte ihm beide Hände, und er hielt sie in den seinen, befangen und unschlüssig, mit müdem gequältem Lächeln um die Lippen.

„Mein liebes, liebes Fräulein Lou." . . .

„Sind Sie froh, sind Sie stolz?"

So ein heller, jubelnder Ton war in ihrer weichen Stimme, daß die Spannung seiner wie erstarrten Muskeln sich löste.

„Ich bin froh, bei Ihnen zu sein, Lou." . . .

Selten war es ihm vergönnt gewesen, sie ohne Beisein Fremder zu sprechen.

Aber er hatte sich's ausgebeten — an seinem „Ehrentag" sollte sie allein ihn empfangen. Von ihren Lippen wollte er es zuerst hören — das „Herr Doktor", das er sich erkämpft hatte gegen die Tradition seines Hauses und vielleicht auch gegen seine Natur.

Sie klingelte, ließ Wein bringen und Sandwiches. Während sie ihm einschenkte, sah sie ihn an, verstohlen, befremdet. Es lag keine Freudigkeit in seinem Gesicht. Nur grenzenlose Abspannung, beinah Grämlichkeit.

„Sind Sie nicht froh, Gerhard?"

Ganz still setzte sie sich ihm gegenüber auf den zierlichen, goldgelben Seidenstuhl mit der zerbrochenen schwarzen Holzlehne. Wie ein leichter Vogel hockte sie auf dem Platz, und ihre weißen, schmalen Hände ruhten wie welkende Blumen in ihrem Schoß.

Aus seinen Augen aber sprach eine ungeheure Enttäuschung. Nun war auch dieser Augenblick vorüber. Und sie saßen einander gegenüber, stießen an, höflich, und sprachen lächelnd ganz konventionelle Worte.

Nur weil sie noch einmal, diesmal sehr traurig, wiederholte: „Sie sind nicht froh, Gerhard, warum nicht?" fühlte er, daß die Kälte von ihm selbst ausging.

Und wiewohl er wußte, daß er ihr weh tat mit seinen Worten, nickte er, sah an ihr vorbei mit leeren Augen. Lou aber, die gewöhnt war, aufzurichten mit guten und mutigen Worten, stand auf, setzte sich ihm zur Seite, in die tiefe Polsterung des kleinen runden Sofas, neben seinem Sessel.

„Es geht Ihnen, wie es meinem Vater oft gegangen ist nach großer Arbeit, nicht wahr, Gerhard? Statt der Freude, statt eines stolzen Siegesbewußtseins — nur Erschlaffung. Aber die Freude kommt nach, wirklich."

Er dachte: wenn ich sie jetzt an mich ziehen, sie küssen, ihr sagen dürfte: wir sind eins und fühlen uns eins, dann käme sie, die Freude. Aber ich darf es nicht. Und sie. . . .

Er versuchte zu lächeln.

„Sie sprechen von Siegesbewußtsein, Lou. Ja, wenn ich das hätte! Aber ich habe ja nur vier Jahre wie ein braver Schüler Aufgaben gemacht, um einen Titel zu bekommen, der mir nicht einmal von irgendwelchem Nutzen sein kann."

Sie wurde lebhaft.

„Es ist immerhin schön, daß Sie ihn sich erkämpft haben."

Seine Brauen zuckten nervös, sein Kopf fiel tief herab auf die Schulter.

„Nichts habe ich mir erkämpft. Nach einem kühl abgewogenen Programm hat sich alles abgespielt. Wie die heutige Promotion."

Eine heiße Röte stieg ihm ins Gesicht, mit einem Griff holte er eine enge, vielblätterige Rolle aus der hinteren Fracktasche.

„Zwanzig Stück. Auf jedem steht's, daß ich Doktor

bin. Ich habe Leute gesehen, die vor Erregung zitterten, als sie dieses Blatt herumzeigten. Die hatten alle die Siegesfreude. Weil das, was voranging, ihnen Kampf bedeutete. Weil sie arm waren oder unfähig oder sonst behindert. Aber ich? Ich habe in Büchern geschmökert, habe meine Arbeiten gemacht mit Federn, die mir von meinem Diener erneuert wurden, bin im Auto zu den Kollegien gefahren und habe Opponenten gehabt, die sich kaum die Mühe gaben, das was ich behauptete, ernsthaft zu widerlegen."

Er sprang auf, trat an das Fenster, grub die Zähne bis zur Schmerzhaftigkeit in die schmale Unterlippe.

Lou sah, wie die Adern auf seinen Schläfen anschwollen, wie seine gertenschlanke Gestalt sich straffte, seine zur Faust geballte Hand sich gegen das Kinn preßte. Auch sie stand auf. Nahm ganz leise seinen Arm, der hart, unbiegsam wie aus Eisen an seinem Körper lag.

So kannte sie ihn nicht. Und wiewohl das Fremde, das sich ihr heute offenbarte, sie ängstigte, fühlte sie sich ihm näher als zuvor. Er sah sie nicht an, sprach weiter aus dem tiefen Bedürfnis heraus, sich mitzuteilen, verstanden zu werden oder auch nur selbst einmal seine eigene Stimme zu hören.

„Mein Vater hatte es für nötig gefunden, der Promotion beizuwohnen. Er hatte mir nicht gesagt, daß er kommen würde. Es sollte eine Aufmerksamkeit sein, vielleicht wollte er sich auch ein kleines Schauspiel geben."

Er brach ab, wendete Lou sein gerötetes, erregtes Gesicht zu.

„Sie wissen nicht, was das heißt, sich inferoir fühlen. Also, die Gegenwart meines Vaters hat mich immer niedergedrückt. Immer, solange ich denken kann. Wenn ich einen wissenschaftlichen Beruf gewählt habe, so geschah es, vielleicht unbewußt, um meinem Vater auszuweichen. Mich auf ein Gebiet zu flüchten, das ihm fremd war. Eigener Herr bei mir sein wollte ich. Ja . . . und nun saß er da und wartete. Vielleicht wartete er auch auf einen Sieg; ich weiß nicht. Vor mir war ein junger Mensch dran, dem man den geborgten Frack ansah. Er war kein Redner. Es war ganz vernünftig, was er sagte, aber die Befangenheit lähmte ihn, und dann zwinkerte er so merkwürdig mit den Augen und blickte in einem fort zu den paar Leuten, die Publikum bildeten. Eine alte Frau saß da, neben meinem Vater, und wischte sich fortwährend die Augen. Das Tuch war schon ganz naß und zu einem Klumpen zusammengedrückt. Sie hatte wohl Angst, die Frau, dachte, es wäre so eine Art Examen, und der Sohn könnte „durchfallen". Den Herren Opponenten machte das Spaß. Die machten sich einen kleinen Privatscherz, trieben den armen Burschen in die Enge, daß er nicht mehr ein noch aus wußte, ratlos um sich blickte, sich dicke Schweißtropfen von der Stirn wischte, bis der Dekan dem Spaß ein Ende machte. Ich sah meinen Vater an. Er lächelte; so wie nur er lächeln kann, so entsetzlich nachsichtig und hochmütig. Da trat ich vor. Ich weiß nicht, was ich mir einbildete. Lauter Feinde sah ich um mich, Menschen, auf die ich mich stürzen, die ich vernichten mußte. Ich stellte große Behauptungen auf, um meine Opponenten zu reizen, zu blamieren. Ich vergaß, daß alles Komödie war, daß das Ende doch so sein würde, wie es vorhergesehen war, daß es auch da keinen Kampf geben konnte. Ganz träge kamen ein paar Einwürfe. Und sehr bald sagte einer der Herren: ‚Ich füge mich Ihrer besseren Einsicht.' Sagte es gerade in dem Augenblick, da ich Gewagtes vorbrachte, und damit war alles aus. Man gab mir die Rollen; ich sprach die Eidesformel. Ich war Doktor. Und am Ausgang fragte mich mein Vater: ‚Warum hast du dich eigentlich so echauffiert?' Bot mir eine Zigarette an und forderte mich auf, mit ihm zu speisen. Ich hatte mich in seinen Augen wieder einmal lächerlich gemacht. So, Lou, nun wissen Sie, warum ich nicht froh bin."

Sie hatte ihn mit keiner Silbe, mit keiner Bewegung beirrt, und sie litt es, daß er jetzt ihre beiden Hände nahm, sie in festem Druck vereinte, an seine Brust legte.

„Und nun wissen Sie auch, warum ich mich in Ihrem Haus so glücklich fühle, so unaussprechlich glücklich."

Er zögerte einen kurzen Augenblick. Wie eine letzte Hemmung war es. Dann: „Ich habe dich lieb, Lou . . . ich brauche dich, Lou . . . du darfst nicht von mir lassen, mußt zu mir halten, damit ich mich selbst finde, damit mein Wille nicht erfriert in der Kälte, die mich umgibt."

Ihre Augen schimmerten feucht, aber ihre Blicke hingen an ihm in strahlendem Leuchten.

„Ich lasse nicht von dir", sagte sie einfach.

Er legte ihre beiden Handflächen an seine Wangen, sah ihr in die Augen und murmelte: „Jetzt ist mir warm, zum erstenmal in meinem Leben — warm!"

„Du Lieber", flüsterte sie leise. So leise, daß er es kaum hörte. Aber als er sie an sich ziehen wollte, fühlte er ein ängstliches, plötzliches Widerstreben, sah, wie ihre Augen sich weiteten in jähem Erschrecken.

„Lou, was ist dir?"

„Nichts, warte." . . .

Sie stand weit weg von ihm, mitten im kleinen Salon, und ihre Hände krampften sich ineinander. Zornige Stimmen drangen von unten herauf an ihr Ohr. Und sie neigte sich unwillkürlich tiefer herab, streckte den Arm aus, als könnte sie mit dieser Bewegung den Schall der Worte dämpfen, die in breiten Vokalen von unten herauf an den Boden stießen.

Jetzt schrie Hörselkamp heiser und überlaut, jetzt die Frau in hohem, fast keifendem Diskant. Die Stimmen stürzten ineinander, gleich rauschenden, zischenden Gießbächen, trennten sich, kletterten die ganze Skala möglicher Schwingungen hinauf und herab, bellten einander an in donnernder Wut und heulender Empörung. Dann ein Klirren, ein dumpfes Getöse, ein schriller Aufschrei, einzelne heisere Worte, ein hysterisches Lachen, das näher kam und lauter anschwoll, immer näher und lauter, die Luft erfüllte mit unheimlichen, aufreizenden Tönen.

„Was ist das, Lou, was ist das?"

Sie antwortete nicht. Ihre Augen blickten starr nach der Tür. Sie wußte, der Damm war wieder einmal durchbrochen, da gab es kein Aufhalten.

„Geh!" flüsterte sie mit trockenen Lippen. „Bitte, geh!"

Aber sie sah nicht hin zu ihm. Immer geradeaus starrte sie, bis die Tür aufsprang, wie aus den Angeln gehoben von einem wilden Orkan, bis die Fürstin Gina Sukewitsch hereintrat, bloßfüßig, in einem langen, hemdähnlichen Gewand aus weißer Seide, mit offenem Haar, das in zerzausten Ringeln, aufgelöst, über Schulter und Rücken fiel.

Sie sah Gerhard nicht, warf sich in den ersten Sessel, schlug die Hände vor das Gesicht, schrie: „Dein Vater bringt mich um. Schließ die Tür ab, er bringt mich um."

Lou riß eine seidene Decke von einem der Tische, warf sie der Stiefmutter um, hüllte sie ein, daß sie die Knie nicht bewegen konnte, gleich einer Mumie eingewickelt war. „Graf Gerhard ist da", sagte sie leise.

Frau Gina hob den Kopf, blickte um sich.

„Graf Gerhard, jetzt, wieso?"

Sie sah ihn mitten im Zimmer stehen, in Frack und weißer Binde, in tödlicher Verlegenheit.

Wenn das auf eine Bewerbung deutete, so hatte der junge Mensch sich einen schlechten Augenblick gewählt. Warum hatte Lou ihn auch empfangen, ohne etwas sagen zu lassen. Lou wußte ebensowenig, was sich schickte, wie der Vater. Bohème waren beide!

Sie warf die Haare zurück, haschte mit den Fingern nach einem Zipfel der seidenen Decke, mühte sich, etwas äußeren Anstand zu retten in dieser heiklen Situation.

„Lieber junger Freund."

Sie versuchte zu lächeln, streckte ihm die Hand hin.

Es war schwer, mütterlich zu sein in diesem Aufzug, schwer, die Würde zu wahren, die einer Dame in solchem Augenblick ziemte.

(Fortsetzung folgt.)

Norwegen als Touristenland.

Von Dr. Carl Spiller.

Man ist gewöhnt, nach dem allgemeinen Sprachgebrauch unter „Touristen" alle die zu verstehen, die während ihrer arbeitsfreien Zeit zu ihrer Erholung auf Reisen gehen. Ich möchte aber unter der vorstehenden Devise den Begriff „Tourist" enger begrenzt wissen. Denn ohne etymologische Studien treiben zu wollen, möchte ich die Frage aufwerfen: Sind als „Touristen schlechthin" alle die anzusehen, die, mit dem gewöhnlich mehr als nötigen Reisegepäck ausgestattet, als Vergnügungsreisende einzeln, in Gruppen oder auch gar unter dem Schutz einer großen Reisegesellschaft auf einem Dampfer das Land der „weißen Nächte", die nordische Welt, durchqueren? Sind alle diese, die möglichst bequem reisen wollen, in dem Bestreben, alles Sehenswerte zu schauen, und bei denen Geld keine Rolle spielt, mit dem Ausdruck „Touristen" gekennzeichnet? Oder haben als „Touristen" im engeren Sinn nicht vielmehr nur solche zu gelten, die als Wanderer — ledig der Geschäfte des Alltags — das Land durchziehen, von dem Gedanken getragen, mit der Natur in ihrer Allgewalt in die unmittelbarste Berührung zu kommen, und die ihren Körper zu stählen und gegen Strapazen widerstandsfähig zu machen bestrebt sind? Unter Beobachtung dieses Unterschiedes zwischen gewöhnlichen Reisenden und Touristen in dem hier präzisierten Sinn sollen die folgenden Zeilen eine zum Teil auch kritische Übersicht über das Reisen in Norwegen — natürlich nur im Sommer — bieten.

Wer einigermaßen schon im Vaterland und auch in fremden Ländern herumgekommen ist, wird unwillkürlich geneigt sein, bei Betreten eines neuen, ihm bisher unbekannten Landes sofort nach Parallelen zu suchen. Dagegen muß bezüglich Norwegens Einspruch erhoben werden. Denn wie nahe auch hier an sich ein Vergleich mit unseren Alpen und insbesondere Tirol liegt, so bewahrheitet sich doch die alte Weisheit, daß alle Vergleiche hinken. Denn gerade in dem Punkt, den ich hier behandelt wissen will, inwiefern Norwegen für „Touristen" in dem hier dargelegten Sinn sich eignet, haben Tirol und Norwegen nicht allzuviel Berührungslinien. Wenn man Norwegen als besuchenswertes Fremdenland in eine kurze Formel bringen will, muß man meines Erachtens sagen: Norwegen ist ein Land für bequeme Reisende. Dies hat natürlich auch sein Gutes. Wenn man es zum Beispiel erlebt, daß eine siebzigjährige Dame noch eine längere Überlandtour ohne besondere Überanstrengung und Beschwerde überstehen und dabei an Einblicken in die Natur das Schönste und Erhabenste genießen kann, was es gibt, so muß man ein solches Land eo ipso schon als Reiseobjekt hoch bewerten. Dazu kommt, daß das Reisen hier für jedermann, sei es Männlein oder Weiblein, absolut ungefährlich ist, indem keine Wegelagerer oder solche unter der Maske von Drehorgelspielern sich dem Alleinreisenden gefährlich nähern. Man kann in bequemster Weise auf den komfortabeln Dampfern bis in

das Herz des norwegischen Landes, bis in die innersten Winkel der Fjorde vordringen und die mit Gletschern bedeckten Häupter der den Fjord besäumenden steilen Felswände bewundern. Auch ist durch die Bergensbahn die Möglichkeit geschaffen, einem das ganze Jahr über verschneiten und vereisten Gebirgsmassiv, dem Hardangerjökul, ohne übergroße Anstrengung einen Besuch abzustatten. In dieser Weise könnte man noch Hunderte von Vorzügen schildern, die das nordische Land gerade für Vergnügungsreisende in dem oben dargelegten Sinn bietet.

Wie steht es aber mit dem Reisen in Norwegen für solche, wie ich sagen möchte, „Touristen", die nicht gewöhnt sind, allen Ansprüchen ohne Wimpernzucken zu genügen, und die über eine Summe von 500 oder 600 Mark für vier Wochen nicht verfügen? Hier möchte ich auch den Einsichtigen in Norwegen, die, wie man anerkennen muß, in jeder Weise dem Deutschen entgegenzukommen bemüht sind, ihm den Aufenthalt dort angenehm zu gestalten, die Augen öffnen. Ist es etwa ein Wunder oder ein Sport, daß man in Tirol neben den großen Fremdenpalästen meistens Dependancen findet — in kleinerem, mehr bürgerlichem Rahmen — die gerade für die „Touristen" bestimmt sind? Nein. Hier wird dem unmittelbaren Bedürfnis Rechnung getragen. Ich denke gerade an den schönen Misurinasee, wo man in der Touristenherberge sich nicht zu schämen braucht, im Lodenanzug mit Rucksack und Nagelschuhen einzutreten, wo man die beste Aufnahme und außerdem eine große Menge Gleichgesinnter aus allen Gesellschaftsklassen findet. Gibt es solche Einrichtungen auch in Norwegen an den vom Verkehr überfluteten Punkten, wie Gudvangen, Finse, Vanähalsen usw.? Wie ich wahrgenommen habe, ist alles auf mäßigen Komfort zugeschnitten, und dementsprechend sind die Preise bemessen. Es ist kaum möglich, ein Nachtquartier, selbst in einer Mansarde, zum Preis von unter 2.50 Kr., d. s. etwa 2.75 M. — ohne alles — daselbst zu finden. Das Frühstück, das allerdings sehr kompakt ist, kostet natürlich auch entsprechend und ebenso die Abendmahlzeit, ganz zu schweigen von dem Mittagessen, das auch mehr den Zuschnitt des englischen Dinner hat. Aber auch hier ist wieder ein Ausgleich: niemand ist, wenn er ein Zimmer für eine Nacht oder länger gemietet hat, genötigt, in dem Hotel oder in der Unterkunft irgend etwas zu verzehren. So habe ich es erlebt, daß ein Deutscher, selbstverständlich soll es wieder ein Professor gewesen sein, in der Saison in jedem Monat zweimal von Voß an der Bergensbahn nach Finse hinauffuhr, um dort bis in den August hinein Ski zu laufen. Man sah ihn den ganzen Tag über bei keiner Mahlzeit, aber morgens, wenn die Führungen begannen, stellte er sich pflichttreu mit seinen Skiern ein. Man hat also die Möglichkeit, ein Korrektiv bezüglich des einem jeden gestellten Budgets selbst zu handhaben, ohne dabei von irgend jemand scheel angesehen zu werden.

In fremdem Land muß man sich wohl oder übel den Landessitten anpassen. So hart dies einem auch bisweilen ankommen mag, muß man sich doch eben dem fügen. Wie wunderbar erfrischend ist es z. B. in Tirol, morgens gegen 5 Uhr nach erquickendem Morgenimbiß aufzubrechen. In Norwegen ist so etwas für den, der nicht alles Kochzeug bei sich hat, einfach unmöglich, wenn man überhaupt Anspruch darauf macht, im Laufe des Tages etwas Warmes zu genießen. Das Personal in den Unterkunftstellen ist nicht zu bewegen, vor 8 Uhr morgens etwas fertigzustellen. Dies liegt aber nicht etwa an dem Phlegma oder ist gar Böswilligkeit, sondern es ist die eingebürgerte Landessitte. „Menschen und Vieh" erheben sich eben nicht vor 8 Uhr morgens. Natürlich fehlt auch nicht die Kehrseite. Es kann einem passieren, daß man bei gehörigem Sonnenbrand von ½9 Uhr morgens ab etwa zehn Stunden auf der staubigen Landstraße wandern muß, während man bei zweckentsprechenderer Verteilung über den ganzen Tag nicht wie ein Mehlsack am Abend im Quartier anzukommen brauchte. Auf den großen Verkehrstraßen begegnet einem alle Augenblicke eine Stolkjäre und wirbelt den Staub auf, oder es kommt ein Automobil im 70-Kilometer-Tempo vorbei.

Ist man darauf angewiesen, als „Tourist" mehr das Innere des Landes, wie Jotunheim, zu durchqueren, so wird es die Regel sein, daß man bei den oft stundenlangen Wegen keinen Menschen trifft oder, wenn man ihn trifft, sich mit ihm mangels Kenntnis der Landessprache auch mit Hilfe der englischen Sprache nur schwer verständigen kann. In Tirol kann man darauf rechnen, daß durch Wegebezeichnungen der Weg zuverlässig markiert ist. In Norwegen bilden meistens die einzige Wegebezeichnung sog. Varder, d. s. einfache Steinhaufen mit einem scharfen, markanten Stein auf der Spitze, aber ohne farbige Bezeichnung. Diese Varder kehren zwar regelmäßig wieder, doch geben sie auch häufig zu Irrtümern und infolgedessen auch zu Umwegen Veranlassung. Ich denke hier z. B. an den so häufig begangenen Weg von Finse an der Bergensbahn auf den Hardangerjökul. Die dort vorhandenen Varder gehen nach zwei Richtungen. Selbstverständlich wird man, wenn man auf eigene Faust etwas unternehmen will und den Führer auf dem leicht zu passierenden Gelände verschmäht, zunächst den falschen Weg einschlagen, um später nach drei bis vier Stunden zu sehen, daß man sich geirrt hat. Denn der falsche Weg führt um den Gletscher und das Bergmassiv herum, statt heran. Zu berücksichtigen ist allerdings, daß infolge des langen Winters — die Schneedecke hält hier bis Ende Juni hinein — eine Schwierigkeit besteht, durchgreifende Änderungen vorzunehmen. Vielleicht könnte man aber doch durch farbige Wegbezeichnungen und Verbesserungen der Varder diesen so häufig begangenen Weg zu einem brauchbaren machen.

In den einsam gelegenen Teilen und den Gegenden, die von „Touristen" ausschließlich aufgesucht werden, hört die Wegbezeichnung überhaupt auf, oder es gebricht völlig an Unterkunftshütten. Dies gilt besonders für Jotunheim. Es muß auch hier zugestanden werden, daß es schwierig sein wird, diesem Übelstand abzuhelfen. Aber ein Mehr würde sicherlich nichts schaden. So kommt es z. B. in Jotunheim nicht selten vor, daß man bei Irregehen, als Folge der mangelnden Wegebezeichnung, unter freiem Himmel übernachten muß. Dies ist an sich nicht so schlimm, und der Alpinist wird mir entgegnen, das kommt in den Alpen jeden Tag vor, und man müsse stets darauf gefaßt sein. Doch wäre es gerade hier angebracht, daß die deutschen „Touristen" die notwendige Parallele zwischen Norwegen und Tirol zögen, aber hier tun sie es in der Regel nicht. Außerdem sind auch unter denen, die hier als „Touristen" bezeichnet sind, nicht „Alpinisten" zu verstehen, sondern die große Masse der Gebirgswanderer, die auf so etwas gar nicht vorbereitet ist, und die es — auch nicht bloß aus Geldrücksichten — verschmäht, immer einen Führer in Anspruch zu nehmen. Die Folge solch unfreiwilligen Kampierens unter freiem Himmel wird dann nicht selten eine große Mißstimmung und eine nicht gerade sehr rücksichtsvolle Kritik des Reisehandbuchs

sein, obwohl doch der Verfasser eines solchen unmöglich mit den Um- und Irrwegen rechnen kann. Daß übrigens ein Sichverlaufen in Jotunheim oder in den Gebieten des Jostedalsbrä, eines Gletscherkomplexes in der Ausbreitung der Insel Rügen, auch schwerere Folgen nach sich ziehen kann, erlebt man jeden Sommer. Denn es kommt öfter vor, als man gemeinhin annimmt, daß besonders „deutsche Touristen", die den Maßstab von Tirol — nur in falscher Weise — an Norwegen legen, sich dermaßen verirren, daß sie tagelang vermißt werden. Bemerken möchte ich noch, daß die deutschen Reisehandbücher, die ja für den „Reisenden" gut brauchbar sind, für den „Touristen" noch etwas deutlicher und warnender sein müßten und vor allen Dingen die Hauptregel aufstellen sollten: keinen Gletscher ohne Führer zu betreten.

Wer die vorstehenden Zeilen beherzigt, wird auch als „Tourist" wohl völlig auf seine Kosten kommen. Er muß eben von vornherein etwas anders „einstellen", als wenn es nach Tirol geht. Andererseits werden auch die Verkehrsverhältnisse immer besser werden. Denn der norwegische Touristenverein ist in jeder Weise bemüht, Besserungen zu schaffen.

Empfehlenswert wäre es noch, wenn der norwegische Staat mit Subventionen dem Touristenverein unter die Arme griffe. Denn dies wird sich auch insofern bewähren, als, sobald nach der hier festgelegten Richtung ein Fortschritt zu verzeichnen ist, der Staat bzw. die Staatsbahnen nicht unwesentliche Vorteile daraus ziehen werden. Norwegen ist es wirklich wert, der Touristik in größerem Umfang als bisher zugänglich gemacht zu werden! So eindrucksvolle und geschlossene Bilder und harmonische Landschaften wird man anderswo nicht so leicht wiederfinden.

Es kommt im Norden, wie gesagt, nicht nur auf die Bergformen und den ewigen Schnee an, sondern gerade das Zusammenwirken von Gebirge, Meer und Schären sowie Fjorden ruft erst den rechten Begriff von der Allgewalt der Natur hervor. Und warum sollen nicht auch deutsche „Touristen", die bekanntlich anders reisen als die dort oben auch zahlreich vertretenen Engländer, einen Anteil haben dürfen an der Erhabenheit der Landschaft. Denn die Verbindungen nach Norwegen sind wirklich überaus billig. Man kann entweder von Stettin und von Kopenhagen weiter bis Christiania mit den Dampfern „Kong Haakon" und „Dronning Maud" fahren oder mit den letzteren die ganze Strecke zurücklegen.

Deutsche „Touristen", die zur Abwechslung gern einmal mit dem Einfachsten vorliebnehmen, brauchen sich nicht zu scheuen, auf den dänischen Dampfern den sogenannten Deckplatz zu benutzen. Für einigermaßen zufriedenstellende Schlafgelegenheit unter Deck ist gesorgt, und auch die Verpflegung läßt trotz des billigen Preises nichts zu wünschen übrig.

Besonders junge Studenten und Wandervögel sollten sich das gesagt sein lassen. Denn sie haben im norwegischen Land Gelegenheit, ihre englischen Kenntnisse bei einer den Deutschen so überaus wohlgesinnten Bevölkerung an den Mann zu bringen und können auch dort im Land, wenn sie in der angegebenen Weise ihre Bedürfnisse einschränken, für wenig Geld alles sehen. Denn die Verkehrsverhältnisse dort oben mit der Bahn sind glänzend und eigentlich recht preiswert. Man fährt z. B. auf einer Strecke von etwa 500 Kilometer bis zu einer Höhe von 1300 Meter in die Schneeregion von Finse hinauf und wieder in die Ebene nach Bergen für den Preis von 17 Mark dritter Klasse. Ebenso sollte man ruhig die Postdampfer benutzen, auf denen die zweite Kajüte auch erträglich ist. Die Kapitäne sind so freundlich in der Duldung der Passagiere auf dem ganzen Schiff, daß dies wirklich vorbildlich auch für uns sein sollte.

Wer so in frischem Wagemut das „helle" Land betritt und durchzieht, wird auch mit großem Gewinn heimkehren, und es ist zu erwarten, daß dann auch die „deutschen" Touristen, die jetzt von den Einheimischen nicht mit Unrecht als Leute charakterisiert werden, die immer fragen: „Was kostet das?" mit ungemischten Gefühlen Norwegen als ihr Ziel betrachten können, so wie sie es jetzt schon in Tirol gefunden haben.

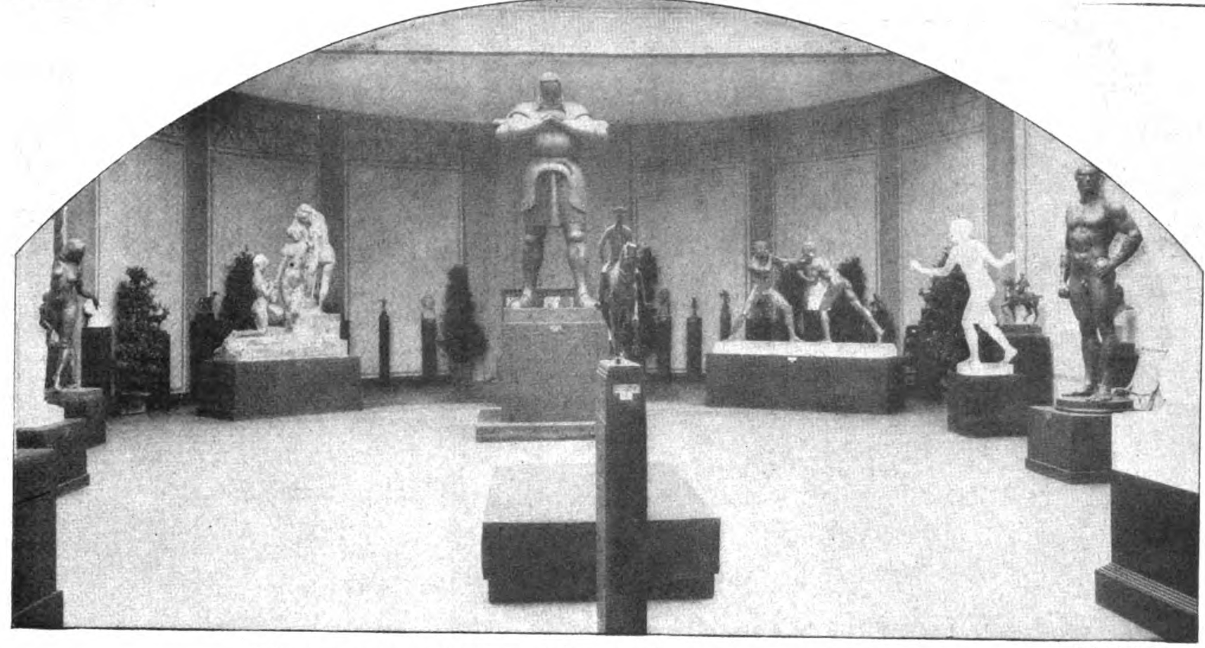
Kunstausstellungen in München und Düsseldorf.

Von Jarno Jessen. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Philosophische Köpfe lesen auch im Ausstellungswesen die Zickzacklinie oder die Kreisform ab, die alle Kulturentwicklung zu durchlaufen scheint. Im Münchner Kunstleben hat sich in diesem Jahr fraglos eine Kreisbildung gekennzeichnet, denn die auseinanderstrebenden Elemente, die Künstlergenossenschaft und die Sezession, sind friedlich wieder zusammengegangen.

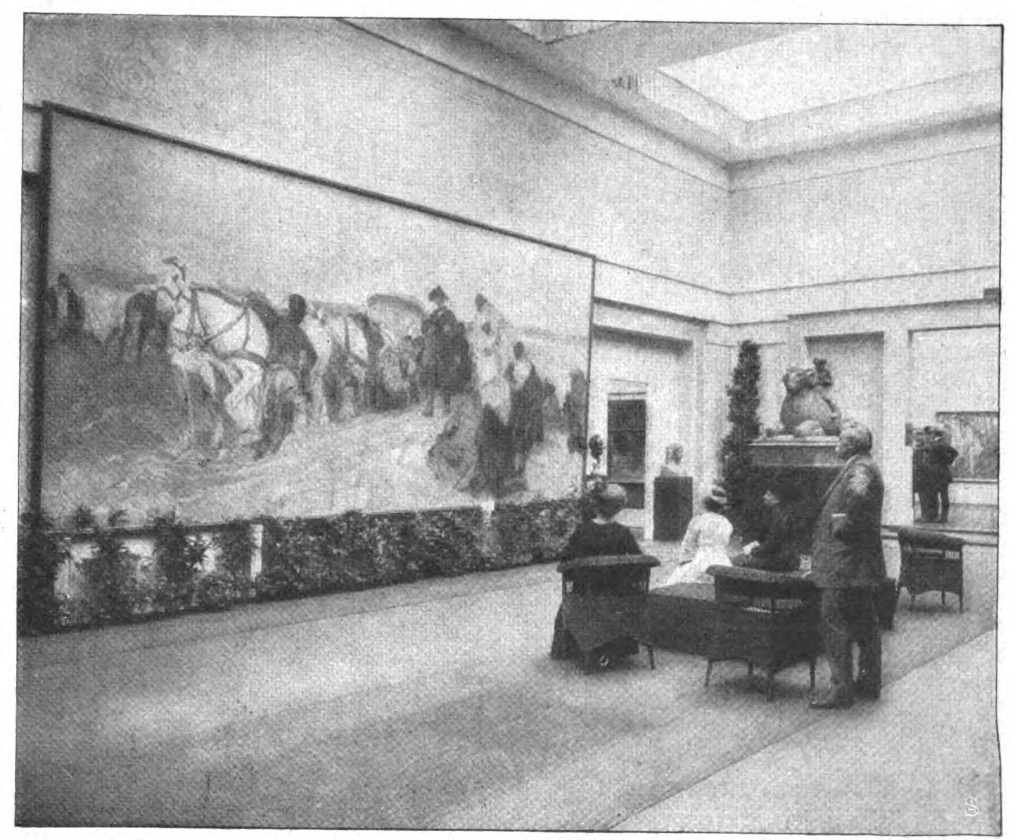
Schmunzelnd wird Vater Chronos die Alten und die Jungen als die törichten Kinder anreden dürfen, die so gut von einander lernen können und sich doch so schwer vertragen. Vorläufig ist dem Ruhestörer, der Jugend, nichts vorzuwerfen, denn ihre Leistungen gereichen dem Gesamtbild zum Vorteil. Ohne sie und die, wie es scheint, jetzt überall so stark umworbenen Oesterreicher, ferner ausländische Beiträge verschiedener Provenienz kann der Besucher das Ergebnis von 3587 Ausstellungsobjekten nur wenig lohnend nennen. Das Uebergangzeitalter scheint ein fruchtbarer Nährboden der Mittelmäßigkeiten, seine vielen neuen Theorien hemmen sprudelnde Produktionsfälle, und das Genie spielt ziemlich hartnäckig eine Weltflüchtlerrolle. Selbst der Begriff der internationalen Wettschau hat seine spornende Kraft eingebüßt, und während er früher nicht selten Großes an das Tageslicht stellte, rüttelt er heute die Künstlergeister kaum aus der Stimmung der Gleichgültigkeit. Gab es doch in der Münchner Sezession erst vor zwei Jahren eine Internationale Kunstausstellung, deren Stempelung ebenfalls nur eine Art hohen Durchschnitts war. Die Künstler aller Länder scheinen dem Götzen Oeffentlichkeit so stark zu opfern, daß der Begriff der Sammlung, den Grillparzer als den mächtigsten Weltenhebel, „der selbst das Kleine näher rückt den Sternen", anredet, kaum noch zu spüren ist.

Man muß sich also hüten, vom heutigen Glaspalast aus Angaben über die künstlerische Physiognomie europäischer Nationen herzuleiten, weil dies der Wirklichkeit nicht ganz gerecht werden dürfte. Wer eben die Pariser



Aus der großen Düsseldorfer Kunstausstellung: Blick in den Plastikensaal. Hofphot. Henne.

Salons durchsah, vermißt Frankreich. Belgien, Norwegen, Italien, Spanien, Schweden, Dänemark hätten ehrgeizigere Selbstcharakteristik anstellen können. Die Schweizer bekämpfen impressionistische Farbenzerlegungen durch allzu energische Tonfülle. Ihr Lokalwesen wird durch Buri und Amiet am besten vertreten, und obgleich Hodler nichts zeigt, schwebt sein markiger Dekorationstil mit der präraffaelitisch durchstellten Kontur allherrschend über dieser Abteilung. Oesterreich bestätigt die Weisheit repräsentativer Sonderkollektionen, die schnell ein richtiges Gesamtresultat herausrechnen lassen, und rückt zugleich ein paar zu wenig genannte Namen in das rechte Licht. Den früheren, noch von Pettenkofer berührten, zierlich liebevollen Stil vertritt Franz Rumpler; Preisler und Andri spiegeln Volkstümliches in sezessionistischer Dekorationslust. Der Prager Svabinsky fesselt als zeichnerisch eindringender Psychologe, und Klimt, der erotisch aszetische, hat seine Nervenschwingungen sonst sorgfältiger in Farbentupfen geschildert. Die Münchner Kunst hat trotz aller schicksalsreichen Neuerungen bei den Sondergenossen in der Scholle, der Luitpoldgruppe und den unverbrauchten Kräften im Bund, den Walter Thor führt, ihren Charakter vor-



Aus der Düsseldorfer Kunstausstellung: Der große Saal. Hofphot. Henne

nehmer Ateliermalerei gewahrt; und die Bildhauer vertreten überwiegend weiter die geschlossene Ruhe der Antike. In fast vierzig Sälen ist dies nachzuprüfen. Wenn Ueberfülle nicht die Lebensgeister lahmlegte, ließ es sich angenehm durch geschmackvoll zurückhaltende Renaissanceräume wandern, in denen eine taktvolle Hängekommission ihre Rücksicht auf Schaffende kundtat. Stuck dokumentiert durch eine packende Kreuzigung den Ernst seiner Pathetik und seine malerische Eigenart. Auch Caspar tut sich wieder als Religionsmaler hervor. Herterich imponiert durch monumentale Gestaltungskraft, und Tooby entzückt durch eine altmeisterlich reife Verbindung von Tier und Landschaft. Habermanns prachtvolles Könnertum wird durch ein anziehendes Modell würdig angewendet, und auch Bilder von Thöny,

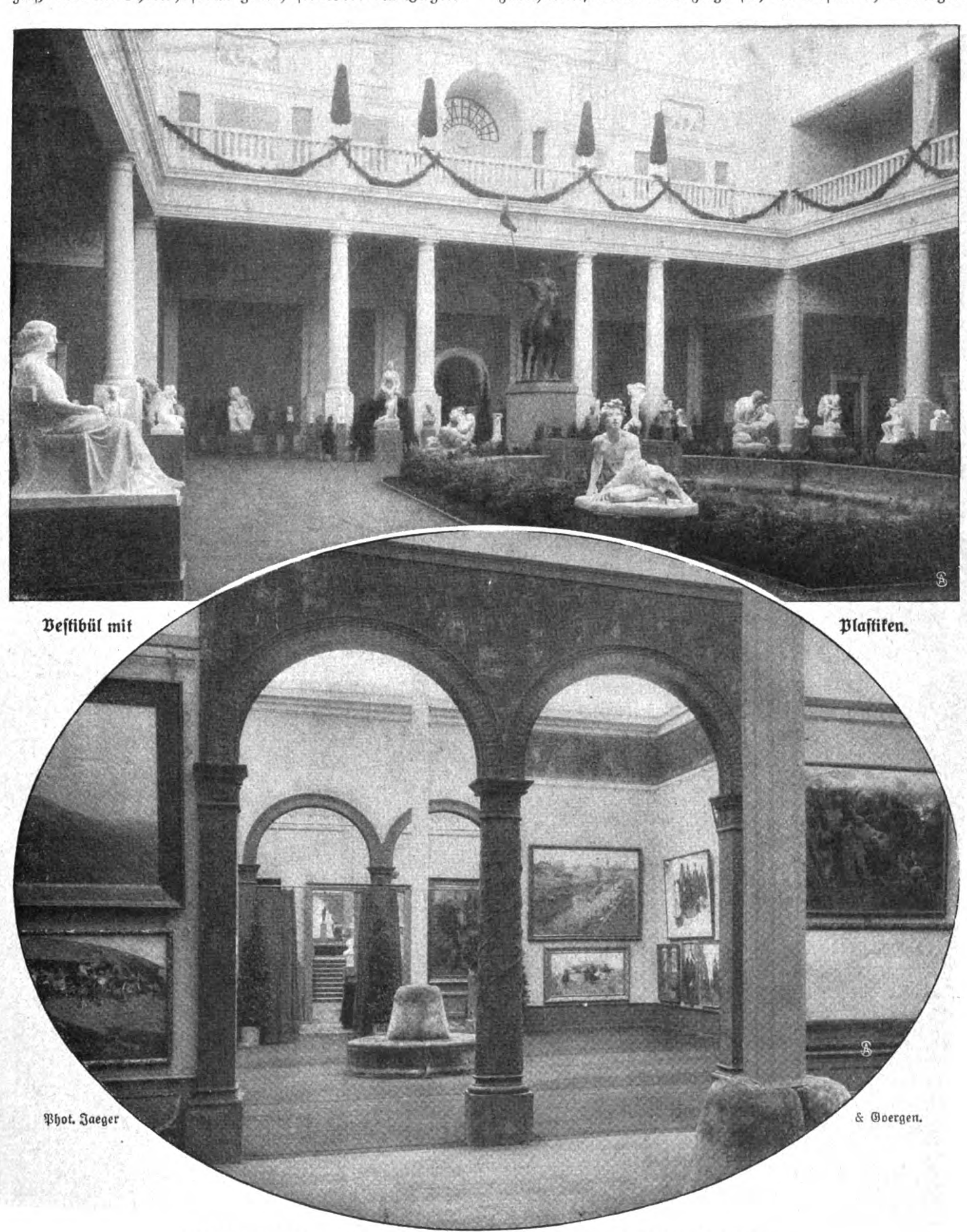


Hofphot. Henne.

Ehrenhof mit Brunnen von Walter Schott. Oben: **Modernes Speisezimmer.**
Große Kunstausstellung in Düsseldorf.

Gröber, Brünn, Weisgerber, Heß und Jagersbacher verfehlen selbst bei einem schnellen ersten Rundblick und bei flüchtiger Betrachtung ihre Wirkung nicht.

In der Großen Kunstausstellung in Düsseldorf begrüßt uns im Ehrenhof das glückhafte Werk des Jugendübermuts: der reizende Mädchenbrunnen von Walter Schott. Aber dieses Geistes Hauch weht nicht in der vielseitigen Kunstschau. Wir vermögen jedoch auch den Vorwurf konservativer Schwerfälligkeit nicht aufrechtzuerhalten, denn man zeigt sich in diesem ehrwürdigen

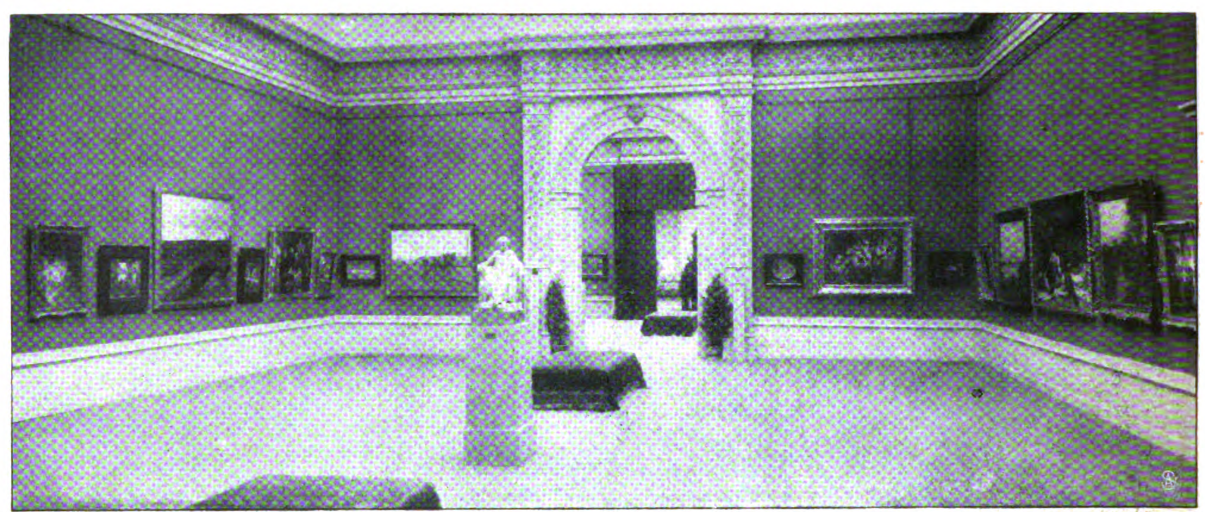


Vestibül mit Plastiken.

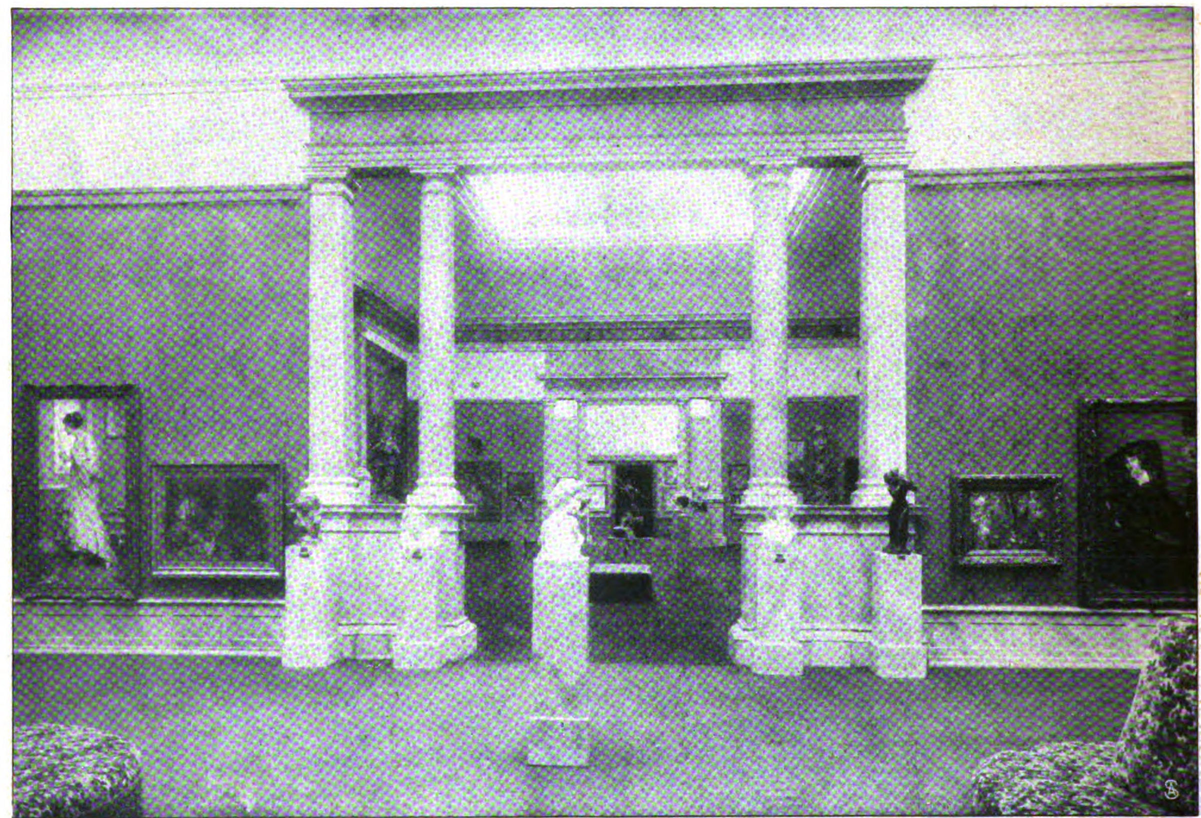
Phot. Jaeger & Goergen.

Russische Abteilung und Blick in die rumänische und holländische Ausstellung.

Von der Münchner Internationalen Kunstausstellung.



Saal der Münchner Künstler-Genossenschaft. Phot. Jaeger & Goergen.



Blick von der Abteilung „Belgien" in den großen französischen Saal. Phot. Jaeger & Goergen

Von der Münchner Internationalen Kunstausstellung.

Kunstzentrum durchaus einer wohlerwogenen Fortschrittlichkeit geneigt. Der revolutionäre Kölner Sonderbund, dessen letztjährige Heerschau ganz danach angetan war, auch wohlwollende Moderne abzuschrecken, hätte hier kein Heimatrecht erworben. Die Ausstellung betont die oft mit leisem Spott gerühmte Düsseldorfer Gründlichkeit, erweist jedoch auch, wie kleidsam sie die neuen Elemente der Farbenfreudigkeit und des Dekorativen für sich erachtet. Dieses Prinzip der kritischen Beharrlichkeit wird überall deutlich, es ist dem Durchschnittsniveau vorteilhaft gewesen. Sehr belebt war diesmal die Beteiligung von außerhalb. England, Frankreich, Oesterreich und Belgien sandten gute Vertretung und viel Sehenswertes, auch ganze Sonderkollektionen kamen aus deutschen Kunststädten. Corinth hilft der Reichshauptstadt einen Treffer ziehen, G. Kuehl empfiehlt Dresdner und Leo Putz Münchner Modernität, und Metzners dekorative Kraftgenialität hilft dem bildhauerischen Teil zu besonderer Bedeutung. Auch die Graphik und die Düsseldorfer Raumkunst

trugen zum allgemeinen Gelingen bei. Wie stark die Strudel frischen Lebens unter der ruhigen Oberfläche dieser rheinischen Kunstzentrale wirken, wird aus der Gruppenzersplitterung der Künstlerschaft klar. Man ist zufrieden, wenn man sich über die traditionsbekämpfenden Jüngeren in der „Gruppe Niederrhein", über die sehr gewählte „Künstlervereinigung 1899" und die neuen Bestrebungen der „Freien Vereinigung 1904" genügend zu orientieren vermag. E. Kampf vertritt die sympathische Düsseldorfer Landschaftsmalerei, die neue Errungenschaften der Technik gut verarbeitete. Aeltere Meister dieser Domäne, wie Bochmann, Dücker und F. von Wille, behaupten ihren Rang, und Liesegang mit seinen Helligkeiten wie Hardt und Clarenbach mit ihren Zartheiten fügen sich günstig an. Kohlschein fühlte sich zu der friderizianischen Historie hingezogen und macht seinen Realismus durch Freilichtzartheiten augenfällig. Wir sind dankbar, in Corde ein Talent zu entdecken, das dem Hang nach religiös Hohem mit entsprechender Formenwürde begegnen kann. Seuffert stimmt poesievoll, Münzer ruft ins sinnenfrohe Leben, und Max Stern wie Walter Heimig wissen durch Temperament und Farbenfrische Mondaines überzeugend zu spiegeln. Porträtisten, wie Reusing, Schneider-Didam, Schmurr und Alfred Sohn-Rethel, teilen ihren Personen Apartes und Feines mit und dringen zuweilen bis in Seelentiefen vor. Eine Sonderschau des Tiermalers Junghanns wird zum Beweis, daß er als Lehrer der Akademie mit seiner Zeit zu leben weiß. Ganz bescheiden nur lugt Indépendantgeist hervor, und seine Bekenner wirken in dieser Umgebung etwas Donquichottehaft. Manche haben auch bereits ein Abenteuer eingestanden. In solchen deutschen Ausstellungen wie auch in Paris und London spüren wir deutlich einen nahenden Ausgleich, der das Pendel des Geschmacks zum Schwerpunkt des juste milieu hinlenkt.

Am schwäbischen Meer.

Von Anton Krenn. — Hierzu 10 Spezialaufnahmen des Verfassers für die „Woche".

Wie der Rhein unter den deutschen Flüssen, ist der Bodensee unter den stehenden Gewässern das mächtigste und hervorragendste, ausgezeichnet durch seine landschaftlichen Schönheiten und umwoben von einem reichen Kranz sagenhafter und geschichtlicher Ereignisse. Daneben ist er ein wichtiger Faktor auf wirtschaftlichem Gebiet, seine Ufer sind ein einziger, üppig fruchtbarer Garten, und als internationaler Verkehrs- und Handelsweg hat er unter allen Binnenseen Europas nicht seinesgleichen. Als Pflanzstätten frühester menschlicher Kultur schon in vorgeschichtlicher Zeit reich besiedelt, waren seine Ufer in römischer Zeit durch mehrere Jahrhunderte mit stattlichen Niederlassungen bevölkert, römische Kolonnen rodeten die Uferwälder und legten die Sümpfe trocken, so daß an ihrer Stelle ein reicher, Früchte tragender Garten entstand. Der heutigestags noch berühmte Obst- und Weinbau soll sich aus dieser Zeit erhalten haben.

Die Vorbedingung für diese seltene Fruchtbarkeit liegt in dem See selbst, der für seine Umgebung ein ungeheures Wärmereservoir bildet, durch das die Durchschnittstemperatur gegenüber anderen Gegenden um mehrere Grade höher erhalten wird. Die mannigfachen seltenen Eigenschaften des Bodensees haben die Forscher schon seit langer Zeit angeregt, und wohl wenige Gewässer sind Gegenstand so eifriger Untersuchungen gewesen wie der Bodensee, und dabei wurde u. a. auch ausgerechnet, daß die Wärmeabgabe des Sees in der Zeit von Oktober bis Februar auf 180 000 Milliarden Kalorien anzusetzen ist, was einer durch die Verbrennung von 23 Millionen Tonnen Kohle erzeugten Wärme gleichkommt. Der Bodensee wirkt demnach wie eine gewaltige Heizungsanlage, durch die die Ufergebiete vor abnormen Temperaturschwankungen nach oben und unten bewahrt bleiben. Diese außerordentlich langsame Abkühlung im Winter bewirkt auch eine verminderte Eisbildung, so daß es während der letzten tausend Jahre nur



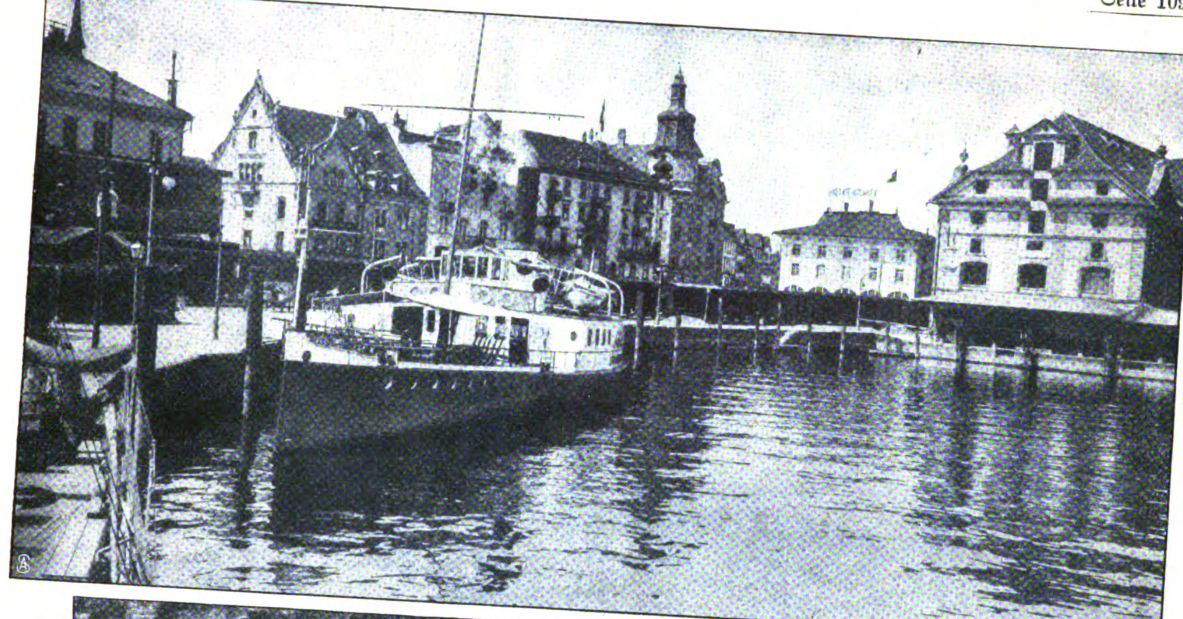
Ansicht von Friedrichshafen.



Der Lindauer Hafen. Links der alte Leuchtturm.

dreißigmal vorkam, daß die Eisdecke den ganzen See bis Konstanz hinunter überzog, und auch da war die Decke in der Mitte des Sees so schwach, daß ein Ueberschreiten von Ufer zu Ufer nur wenigemal möglich war. Eine noch unaufgeklärte Merkwürdigkeit des Bodensees ist die alljährlich zweimal, um den 1. Januar und den 25. März, eintretende Temperaturausgleichung, wobei die gesamte Wassermasse von der Oberfläche bis zur größten Tiefe 4 Grad C. aufweist. — Der Bodensee ist bekanntlich das große Stau- u. Läuterungsbecken des Rheins, in dem dieser die aus dem Gebirge mitgebrachten Geschiebemassen ablagert. Wie gewaltig diese Ablagerungen sind, ist dem Laien

Hagnau, ein typisches Bodenseedorf. Oben: Die Hafeneinfahrt von Lindau.

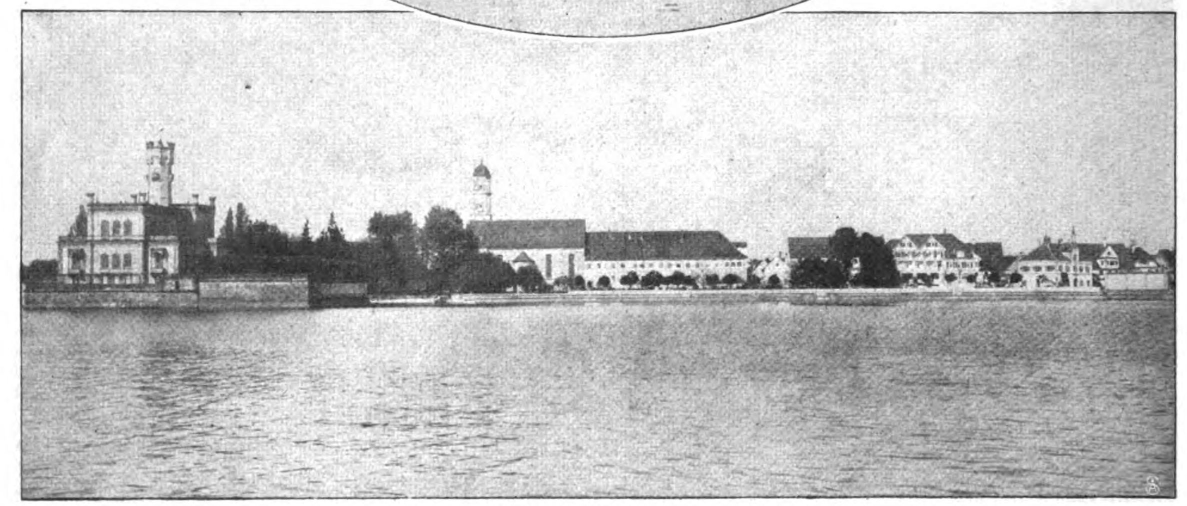




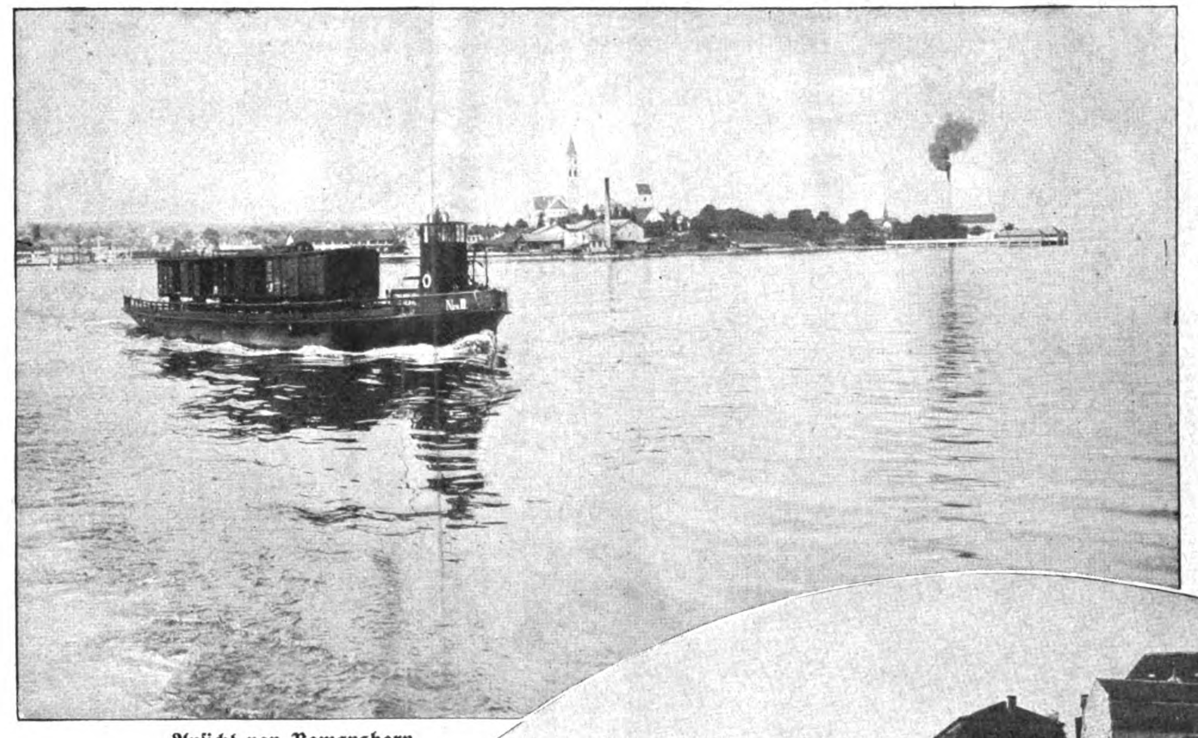
Die berühmten Heidenhöhlen zwischen Ueberlingen und Sipplingen. Oben: Im Hafen von Rorschach.

kaum verständlich zu machen. Sie ergäben auf freier Ebene aufgeschüttet alljährlich einen Wall von 500 Meter Länge, 80 Meter Breite und 100 Meter Höhe. Bei dieser gewaltigen Zufuhr ist die allmähliche Auffüllung des ganzen Bodensees kein theoretisches Rechenexempel, sondern eine in ferner Zukunft zweifellos zu erwartende Tatsache. Haben doch in geschichtlicher Zeit schon bedeutende Veränderungen der Ufer, ein Zurückgehen des Wasserstandes stattgefunden; noch im vierten Jahrhundert n. Chr. legten die römischen Marktschiffe im heutigen Rheineck an, das jetzt durch einen vier Kilometer breiten Streifen gewachsenen Landes vom obersten Uferrand entfernt liegt. Trotz dieser vielen Geschiebe- und Schlammzuführung ist das Wasser des Bodensees von einer wunderbaren Klarheit und Farbenpracht je nach dem Sonnenstand und der Wellenbewegung. Die Farbe wechselt von kristallhellem Grün bis zum tiefsatten Blau, das sich bei heranziehendem Gewitter in ein unheimliches, glanzloses Grauschwarz verwandelt. Wenn dann noch ein plötzlich hereinbrechender Weststurm oder der aus dem Rheintal niederstürzende Föhn die Wasser des Sees bis auf den Grund aufzuwühlen scheint, so vermag er wohl einen kleinen Begriff von der Großartigkeit des Weltmeeres vorzutäuschen.

Der Bodensee bietet auch ein praktisches Demonstrationsobjekt für die Darstellung der Krümmung der Erdoberfläche. An besonders klaren Tagen ist es möglich, von der Uferpromenade in Bregenz das 46 Kilometer entfernte Konstanzer Münster zu erkennen, das aber zu einem Teil in den See versunken scheint; erst wenn man einen etwas höher gelegenen Beobachtungspunkt betritt, ist auch die feste Uferlinie wahrzunehmen. Die Erklärung dieses Phänomens liegt in der Wölbung des Wasserspiegels, die zwischen Bregenz und Konstanz beinah 8 Meter erreicht. — Wem die Zeit kurz bemessen ist, der gewinnt bei einer Seerundfahrt die besten Einblicke in die landschaftlichen Schönheiten der Ufer. Für Fahrgelegenheiten ist in musterhafter Weise gesorgt, denn über 40 stattliche Dampfer unter den Flaggen aller fünf Uferstaaten durchfurchen den See und befördern alljährlich über eine halbe Million Passagiere und über 20 Millionen Zentner Frachtgüter. Beginnt man die Rundfahrt in der uralten Inselstadt Lindau (Abb. S. 1096), so führt uns der Dampfer in großem Bogen um die Stadt herum nach dem idyllischen Bad Schachen, von wo sich ein prächtiger Blick auf die malerische Silhouette der Stadt und die dahinter in der Ferne aufragenden Tiroler Schneeberge bietet. An sauber und wohlhabend aussehenden, tief unter Obstbäumen versteckten Dörfern und unzähligen Villen und Landhäusern gleitet das Schiff vorüber, das reizende kleine Wasserburg und das gleich einer Normannenburg den See beherrschende Schloß Montfort (Abb. obenst.) hinter sich lassend, auf Friedrichshafen (Abb. S. 1095) zu, der Geburtstätte der deutschen Luftflotte. Die neue Luftschiffwerft liegt hinter dem Städtchen versteckt, bei ihrer starken Beschäftigung dürfte es nicht unmöglich sein, eins der gewaltigen Luftungetüme zu sehen. Das kleine Bodenseestädtchen hat den Ruhm, auch auf anderen Gebieten kühn vorangegangen zu sein; so wurde hier unter der Aegide des



Langenargen mit dem Schloß Montfort. Oben: **Ein Bodenseedampfer.**



Ansicht von Romanshorn.

Im Vordergrund eines der vielen Eisenbahnfährboote, die zwischen den schweizerischen und deutschen Häfen verkehren.

Königs von Württemberg im Jahr 1824 das erste Dampfschiff in Deutschland vom Stapel gelassen, und 30 Jahre später wurde hier das erste unterseeische Kabel nach Romanshorn gelegt, und erst sein tadelloses Funktionieren gab Veranlassung, die Versuche im größeren Maßstab zu wiederholen.

Hinter Friedrichshafen erblickt man noch die schwimmende Zeppelinwerft, wo der unermüdliche Bezwinger der Luft seine ersten Versuche unternommen, wo er nach langen Kämpfen durch harte Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten hindurch zum Sieg geschritten ist. Bei Immenstaad, Hagnau (Abb. S. 1096) beginnt die berühmte Weinzone des Bodensees, die bei Meersburg (Abb. nebenst.) ihren Höhepunkt erreicht. Hier beginnt der ganze Charakter des Sees sich zu verändern, die Hügel werden steiler

Am Hafen von Meersburg.

und treten mit ihren waldbewachsenen Höhen näher zusammen, so daß dieser Seearm gegen Ueberlingen hin einem mächtigen Strom gleicht. Dieses malerische Städtchen mit seinen vielen, prächtigen Bürgerhäusern und dem berühmten Münster ist ein Juwel des ganzen Bodenseegebietes. An der Straße nach Sipplingen erblickt man noch die letzten Ueberreste der einst sehr ausgedehnten „Heidenhöhlen" (Abb. S. 1097), vorgeschichtlicher Höhlenwohnungen, die in weichen Sandsteinfelsen ausgemeißelt sind. Die meisten sind leider dem Bahn- und Straßenbau zum Opfer gefallen. Am Ende des Sees liegt Ludwigshafen, das vor Eröffnung der Bahn ein wichtiger Hafenplatz war. Auf einem Hügel in der Nähe befinden sich noch die Ueberreste der karolingischen Kaiserpfalz Bodman. Auf der Rückkehr kommt man am jenseitigen Ufer an der Insel Mainau, dem prächtigen Sommersitz des Großherzogs von Baden, vorüber, und bald hernach tritt das Schiff wieder in den großen Obersee ein, um nach Konstanz einzubiegen, dessen bekannte Wahrzeichen, das hohe Münster, das große Inselhotel (Dominikanerkloster) und das altersgeschwärzte Kaufhaus (Konziliumsgebäude), die Blicke auf sich ziehen. Das hier beginnende schweizerische Ufer muß bis Romanshorn (Abb. S. 1099) mit der Bahn befahren werden, da keine Uferschiffahrt eingerichtet ist, sondern nur Ueberfahrten nach den Hauptstädten des jenseitigen Ufers: Friedrichshafen, Lindau und Bregenz. Der außerordentlich lebhafte Dampfer- und Trajektverkehr in den beiden schweizerischen Haupthäfen Romanshorn und Rorschach (Abb. S. 1097) gibt einen Begriff, welch bedeutende Handelswege über das schwäbische Meer hinwegführen, er erklärt auch die großen Anstrengungen, die man macht, um den Bodensee durch Schiffbarmachung des Rheins direkt mit dem Meer zu verbinden.

Ein ganzer Sommer.

Skizze von E. Albrecht-Doussin.

Ja, so mußte es kommen, das Glück, so aus schwerem, goldnem Nebel heraus . . .

Hinter dem Garten, über den Waldwiesen kämpfte der junge Herbstmorgen auf Tod und Leben.

Renate stieß das Fenster weit auf, ihre blauen Blicke tauchten in den Dampf, der ihr die Weiten verhüllte. Auf ihrem Gesicht lag der Abglanz einer starken, erwartungsvollen Freude.

Heute kam er; er — der diesen ganzen Sommer lang wie ein fremder, schöner und ganz unwirklicher Traum durch ihre Tage schritt und dennoch ihre Einsamkeit mit brausenden Klängen, mit geheimnisvollen Bildern, mit fremden Wünschen erfüllte.

Da auf dem Nähtisch lagen seine Briefe; ein ganzer Stoß, kreuzweis umwunden von einem lichtgrünen Taftband. Ehe sie gestern abend zu Bett ging, las sie sie noch einmal durch, alle, vom ersten korrekt höflichen „In größter Hochachtung ergebener" bis zum letzten warmen „Immer und ganz der Ihre". Sogar die Zeitungsannonce, die winzige scheue Quelle dieses großen Glücksstraums — „Dr. phil. sucht Briefwechsel mit Dame vom Land" — übersah sie nicht.

. . . Immer und ganz der Ihre . . . Was war das anderes als ein Geständnis und Bündnis zugleich? Tieferes, Größeres, etwas, das darüber ging, konnte es nicht geben.

Sie hatten sich also lieben gelernt, ohne sich je zu sehen, nur einzig durch den Austausch der geheimen Welt ihrer Seelen, der sie tausendmal ihre Zusammengehörigkeit mit seltsamer Stärke erkennen lehrte. Etwas Heiliges wob um diese Liebe. So mußte es sein; das mußte das Rechte sein, die Gewähr echten, unerschütterlichen Glücks auf dem Fundament des Vertrauens.

Nie konnte sich ein Mißverständnis, nie ein Zweifel zwischen sie stellen, sie kannten sich. Ihre ganze junge Seele lag in seiner Hand, und in die seine sah sie hinein mit leuchtenden Augen. Heute kam das Glück. Renate wußte es. Jeder Blutstropfen pochte es ihr zu, in jedem Gedanken bebte die Verheißung, hinter jedem Wort stand es wie ein wartender Jubelruf.

Heute ordnete sie das schwere, braune Haar mit besonderer Sorgfalt, und in den Spiegel, der sich zwischen großblumigen, lavendelduftenden Mullfalten und Krausen fast versteckte, lächelte sie übermütig hinein.

Ei, nun wollte sie ihm auch äußerlich gefallen. Ihre junge Schönheit war ihr königliches Brautgeschenk.

Als Renate endlich hinunter ins Speisezimmer kam, saß der Vater schon gestiefelt und gespornt an dem runden Eichentisch beim Frühstück.

„Ja, Mädel, aber das muß ich dir gleich eröffnen, von der Station abholen kann ich deinen — Seelenfreund nicht, ich muß vor allen Dingen schleunigst nach dem Vorwerk rüber, da scheint was faul im Staate Dänemark, Lemke telephonierte eben."

„Aber Vater!"

„Ja, tut mir leid, Pflicht geht vor." Renate stand einen Moment ratlos, dann erschien die wohlbekannte, kleine Energiefalte zwischen ihren Brauen: „Schön, dann hol ich ihn selbst ab! Bitte, Vati, sag Wilhelm also, daß er nicht ohne mich davonfährt."

Sie holte nun ihren Morgenkuß auf Vaters Stirn nach und setzte sich rasch beruhigt neben ihn. Ein halbes Lächeln zuckte unter seinem großen, grauen Schnurrbart: „Na meinetwegen! Ihr versteht euch ja so unanfechtbar, daß ihm diese kleine Freiheit auch verständlich sein wird."

„Sei ohne Sorge, Vati."

„Jawohl, bin ich!" Der Gutsherr löffelte das zweite Ei, und Renate schnitt den rosigen Schinken und bestrich gewandt die kräftigen Schwarzbrotscheiben mit Butter für ihn. Dann erst gedachte sie des eigenen Appetits.

Eine Stunde später fuhr Wilhelm mit dem offenen Jagdwagen vor die Rampe. Renate wartete schon ungeduldig. Die Spuren ihrer Stiefelchen im sorgsam geharkten Kies erzählten davon. „Nun aber schnell, Wilhelm, sonst kommen wir zu spät!"

Wilhelm markierte schweigend mit einem flüchtigen Griff an die schmale Krempe des Kokardenhutes. Was er sich jedoch zu denken gestattete, war unschwer auf seinem würdigen, glattrasierten Gesicht zu lesen, nämlich: „Du Kiek-in-de-Welt brauchst dich um meine Sach nich zu scheren; ich fahr nicht das erstemal zu einem Zug; ich bin die Pünktlichkeit in Person, nachgerade könntest du es wissen, sintemal ich achtzehn Jahre auf Dominium

Wittkow als herrschaftlicher Kutscher und Bereiter zu allseitiger Zufriedenheit fungiere."

Nicht um den Bruchteil einer Sekunde rascher, als er es für richtig befand, rollte der Wagen über den Wirtschaftshof in die feucht eingetaute Lindenallee, die zur Chaussee führte, hinein. Und nicht um eine Sekunde zu spät oder zu früh parierte er dann seine mageren Engländer vor dem kleinen, roten Stationsgebäude, das eben unter dem Ansturm des Zuges erbebte.

Renate sprang aus dem Wagen und trat auf den Bahnsteig, sie war mit einem Mal ganz blaß, und ihre Knie schienen den Dienst versagen zu wollen.

Aber das wußte sie sofort, der schlanke, elegant gekleidete Herr mit dem Kneifer auf der Nase, der sich suchend umsah, war der Erwartete — war — das — Glück.

„Ich bin Renate Wittkow", sagte sie leise und beherrscht, obgleich ihr Herz wie rasend schlug.

Er riß den Hut vom Kopf, neigte seine ein wenig haltlose Gestalt eilig über ihre ausgestreckte Hand und führte sie an die Lippen. „Das — sind Sie, mein gnädiges Fräulein? . . . Wirklich und wahrhaftig Renate Wittkow? . . . Nun, es kommt immer anders, als man denkt, ich erwartete — nun, sagen wir, etwas — völlig anderes — aber ich bin mit dieser Schicksalstücke zufrieden."

„Wollen Sie mir bitte zum Wagen folgen?" hauchte sie.

Renate gestand sich ein ganz, ganz leises, unklares, peinliches Gefühl nicht ein. Ihr war gewesen, als ginge statt Bewunderung ein Schmunzeln über seine wohlgeformten Züge.

„Ja, bitte, Gnädigste, führen Sie Ihren gehorsamsten Diener."

Und nun fuhren sie zusammen durch den funkelnden Tag, der überall auf den Äckern wob, durch die prunkenden, bunten Laubwälder im Herbstlicht, und sein Gesicht, etwas großstadtbleich und müde, belebte sich, und immer befriedigter vertiefte sich das Lächeln um die schmalen Lippen. Er plauderte von diesem und jenem, und je mehr er plauderte, desto krampfhafter dachte Renate an den Inhalt seiner Briefe, als müßte sie in einem dunklen Drang irgend etwas festhalten, weil es ihr ferner zu rücken drohte. . . Aber das war ja nur so eine dumme Empfindung, deren sie sich eigentlich schämen mußte.

Plötzlich sagte er: „Übrigens wollen wir dieses momentane Ungestörtsein ausnützen, ich möchte Ihnen etwas mitteilen, nächstens — — wird vor Ihren Augen mein erstes Buch liegen." . . .

„Ein Buch, ein wissenschaftliches Werk?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf.

„Ein Roman!"

„Sie schrieben einen Roman?" Daran hatte er sie aber nicht teilnehmen lassen, und er meinte doch — in seinen Briefen — es wäre ihm überhaupt nicht mehr denkbar, ohne ihren gesunden, klugen Rat auch nur den unbedeutendsten Schritt zu tun.

„Nein . . . Das heißt, ich nicht allein, sondern im Verein mit Ihnen."

Sie sah ihn betroffen und ratlos an, und nun lachte er amüsiert auf.

„Ohne Sie hätt ich es nicht geschafft, tatsächlich nicht! — Merken Sie denn nichts, kleine, kluge Freundin? Denken Sie doch einmal recht achtsam nach, was für einen Roman ich wohl meinen kann."

Sie dachte nach, doch ohne jegliche Erleuchtung. Und nachdem er sich eine geraume Zeit an ihrem schönen, verwunderten Gesichtchen erbaut hatte und auch allerhand Einwürfe und Fingerzeige zu keiner Rätsellösung führten, sagte er entschlossen: „Unsern bisherigen Briefwechsel gebe ich heraus, und zwar unter dem Titel: „Briefe im Dunkel. Das zieht sicher; es wird kolossal gefallen, dies Buch, dafür garantiere ich Ihnen. Der Verleger war mit Kußhand zu allem bereit. Oh, ich weiß es, es sind Perlen in unsern Briefen. Gott, was haben Sie aber auch für eine Fülle reizend drolliger Einfälle, ernster, tiefer, gänzlich neuer Gedanken und von einer derartigen Ursprünglichkeit und edlen Leidenschaftlichkeit, daß sie geradezu Aufsehen erregen werden."

„Das dürfen Sie ja gar nicht!" stieß Renate mit zusammengebissenen Zähnen hervor. Er verneigte sich leicht und verbindlich.

„Allerdings nur mit Ihrer Genehmigung; um die zu erbitten, kam ich heute hierher. Ich schrieb Ihnen doch, daß eine bestimmte Angelegenheit nur mündlich zwischen uns erledigt werden könnte."

„Ja, das schrieben Sie", erwiderte Renate heiser.

„Eine Enttäuschung in dieser Beziehung würde ich schwer verwinden," fuhr er fort, „ich verändere natürlich die Namen und überhaupt alles, was zur Entdeckung führen könnte; Diskretion Ehrensache."

Renates Augen starrten dunkel ins Weite.

Wie ein Stück kaltes Eisen lag ihr das Herz in der Brust, sie atmete mühsam. War das alles denn ein furchtbarer Traum?

Deshalb kam er zu ihr!? Diskretion . . . hatte er eine Ahnung von dem Begriff Diskretion? Oh, über diese Scham, diese heiße, jähe Scham, in der sich ihre Seele wand, ihre preisgegebene, verratene, gemißhandelte,

wand, ihre preisgegebene, verratene, gemißhandelte

junge Seele. Da stürzte etwas zusammen in ihr, und eine Kluft sprang auf zwischen ihr und dem Menschen, der ihr so oft schrieb: „Zwei Herzen, die sich so verstehen" . . .

„Erließen Sie in dieser Absicht schon damals die Anzeige?" fragte sie endlich mühsam.

„Eigentlich ja — allerdings ahnte ich nicht im entferntesten diesen wunderbaren Erfolg, es war doch nur ein ganz vager Versuch, ein Wurf ins Blaue hinein gewissermaßen; aber weshalb soll sich der Glücksfall nicht werten lassen?" . . .

„In klingende Münze umsetzen lassen — das Glück", verbesserte sie tonlos. Ihm wurde unbehaglich, und sie fuhr fort zu fragen: „Und immer im Hinblick auf den Roman schrieben Sie? Es waren gar nicht Ihre eigenen Empfindungen und Ansichten?"

„Zum größten Teil doch, natürlich mußte ich das Ganze etwas systematisch leiten. In voller Absicht, um Ihre Natürlichkeit nicht zu beeinträchtigen, ließ ich Sie in Unkenntnis.

Also alles Lüge — nichts wie Lüge — Lüge! tönte es wie von einer zerrissenen Saite in ihr auf. Tage, Wochen, einen ganzen Sommer voll Hangen und Bangen, voll Freude, Erwartung und Hoffnung, ja blühender Hoffnung. Ein ganzer Sommer Lüge. — — — Es war nicht zu fassen, es war nicht zu ertragen! — —

Mit einem Mal tat sie ihm leid, er rückte ihr ein wenig näher: „Sie nehmen ja die Sache furchtbar tragisch, liebe, kleine Freundin, liebe — Renate, und mit Tragik hat das nun nichts zu tun." . . .



Sie fuhr mit einem herben Ruck aus ihrer Verlorenheit. Jetzt hieß es, sich zusammennehmen, die wirren Fragen für später aufsparen.

„Ich bin Fräulein Wittkow“, sagte sie hart und hell. Zugleich erhob sie sich halb von ihrem Sitz und berührte Wilhelms Arm: „Wann kommt der Berliner Zug von Danzig durch, um elf, Wilhelm?“

„Elf Uhr drei Minuten.“

„Wilhelm, zu diesem Zug müssen wir zurechtkommen! Wir müssen, Wilhelm, mach es möglich um jeden Preis!“

Das Fräulein Renate betonte das „müssen“ jedesmal merkwürdig stark und dringlich.

Die mageren Engländer rissen den Wagen schon herum und sausten — man konnte es buchstäblich sausen nennen — den Weg zurück zur Station, den gleichen Weg durch die gleißenden Äcker und die schweren, roten Buchenwälder, die die Sonne umgoldete. Jetzt begriff der Dr. phil. — und jetzt wurden seine Wangen fahl, seine Lippen bebten, während über Renate starre Ruhe kam.

„Ich sagte es ja,“ hub er endlich langsam an, „Sie stecken voll drolliger Einfälle.“ Das spöttische Lächeln, das seine Worte begleiten sollte, mißlang aber völlig. Seine Züge verzerrten sich nur sonderbar — Lächeln war das nicht.

„Ja,“ sagte sie, „und ich bin, wie es öfters in Ihren schönen Briefen hieß, ein konsequenter und energischer Charakter; seine Romanfiguren muß man aber bis zu Ende strikte durchführen. Das Schlußkapitel fehlte noch, auch dazu trage ich mein Teilchen bei.“

* * *

Als der Gutsherr das Rollen des heimkehrenden Wagens vernahm, trat er vors Haus, um wenigstens hier den Gast gebührend zu empfangen. Er war sehr neugierig. Aber dieses Gefühl stieg ins Ungemessene, als Wilhelm stumm und steif vorfuhr und Renate allein und mit weißem Gesicht dem Wagen entstieg. Sie gab ihm hinter Wilhelms Rücken einen hastigen Wink. Erst auf der Diele sagte sie zu ihm: Geh nur in dein Zimmer, Vati, ich erkläre dir ohne Verzug alles, zuvor will ich mir etwas holen.“ Nun eilte sie schleunigst die Treppe zu ihrem Mädchenstübchen hinauf und war nach kürzester Zeit mit einem hohen, schmalen, von lichtgrünem Taftband umwundenen Briefstoß zurück. Damit trat sie vor den Vater, der sie in forschender Aufmerksamkeit betrachtete. Renate sagte kein Wort, fest begegneten ihre blauen, jungen Augen den alten; dann öffnete sie das Ofentürchen und stieß mit einer heftigen Bewegung ihre Briefe in das Holzfeuer, das heute zum erstenmal entzündet worden war. Er fragte nichts, obgleich er nur die Hauptsache begriff, nämlich das Ende eines Sommers.

Die neuen Strandmützen.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Für die Badeorte ist Hutlosigkeit das Neuste. Die Herren gehen mit diesem Beispiel voran, und wer mit der Mode auf vertrautem Fuß steht, beweist das durch ein entblößtes Haupt. In ganz mondainen Badeorten kam diese Sitte im vergangenen Jahr auf, die in diesem Sommer fraglos auch in jenen Erholungstätten Nachahmung finden wird, die nicht in jeder Beziehung Anspruch auf Vollkommenheit machen können. Diesmal verlangt die Mode kein Opfer der Bequemlichkeit, sondern fördert sie, das sichert ihr auch die männliche Anhängerschaft, die im allgemeinen einen viel nachdrücklicheren Widerstand zeigt als die Frauen. Um den Damen, die aus mannigfachen Gründen ihre Köpfchen nicht gern unbedeckt zeigen, ein Aequivalent zu bieten, tauchten die zierlichen, duftigen, sogenannten Strandmützen auf.

Diese kleinen Gebilde aus Tüll, Spitzen, Bändern und Blumen sind so reizvoll und kleidsam, daß sie wahrscheinlich bald die Spezialbezeichnung „Strandmützen“ ablegen und an heißen Tagen überall getragen werden. Sieht man sie doch schon als Ergänzung zu Lingeriekleidern im Berliner Zoologischen Garten — ein Zeichen, daß die Großstädterin sie anerkennt und einführen will. So werden diese zierlichen Gebilde fraglos das Feriengut vieler verständiger Frauen werden, und die Riesenhutkoffer werden das Schicksal erleiden, nicht mehr wie bisher als sorglich gehüteter Schatz fast den wichtigsten Teil des Gepäcks auszumachen. Die Mützchen — und besitzt man sie zu Dutzenden — beanspruchen kaum Platz, denn ihre letzte Weihe empfangen sie erst in jenem Augenblick, da das Spitzengeriesel zum kleidsamen Rahmen wird.

Es liegt in der Hand der Besitzerin, den Grad ihrer Eleganz zu bestimmen. Es sind vorzugsweise Spitzenzusammenstellungen. Dieses feine, so unendlich nuancenreiche Material gewährt endlose Abstufungen, besonders da sich hauchfeine Produkte willig mit starkfädigen Maschen verbinden und hauptsächlich aus einer merkbaren Abweichung reizvolle Resultate hervorgehen.

Eine originelle Form schließt sich dem Stil der holländischen Hauben an (Abb. 3), die aus gebauschtem Linon den Kopf umrahmen und vorn Flügeln gleichen, die zackige Stickereien einfassen. Aparte Medaillons unterbrechen die Flächen, und ein kleidsames schwarzes Kinnband hält das leichte Gebäude selbst bei stürmischen Tagen auf dem Kopf fest. — Auf andere Weise wird das schwarze Samtband zum Träger der Sicherheit, und zwar schlingt es sich bei der den Kopf eng umschließenden Haube aus Gipürspitze oberhalb des Knotens um das Haar und hält vorn einem festen Bandeau gleich die Spitze fest (Abb. 4). Hinten endet das Samtband mit einer Schleife, die aber von dem kraus gehaltenen Tüll, dem Spitzen eingefügt sind, fast verdeckt bleibt. — Wie eine duftige Spitzenkrause, die lose, fast spielerisch Haar und Stirn verhüllt, scheint die Haube, deren Kopf aus gebranntem, großgetupftem Tüll besteht, und aus deren farbigem Bandarrangement der plissierte Spitzenvolant fällt (Abb. 5). Die zu dieser Haube verwandten Spitzen gehören zu der weit ausgedehnten Familie derer „von Vallenciennes“, die vornehmen Ursprungs sind, aber durch die Maschinenfabrikation viel von ihrem einstigen Adel einbüßten. Man zeichnete sie früher durch das Prädikat „les Eternelles“ aus. Als diese spezielle Technik der Spitzenarbeit auch außerhalb von Valenciennes Nachahmung fand, und zwar in weniger einwandfreier Manier, nannte man diese Produkte „falsche Valenciennes“. Um diesen kleinen Hauben kein banales Gepräge zu geben, erscheint es recht zweckmäßig, mög-

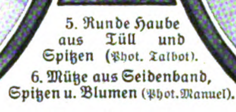






1. Spitzenmützchen mit Rosengirlande (Phot. Talbot). 2. Strohmütze mit Chiffon, Band und Rose (Phot. Manuel). 3. Holländische Haube (Phot. Bert). 4 Strandmütze aus Linon, Spitzen u. Band (Phot. Bert).





5. Runde Haube aus Tüll und Spitzen (Phot. Talbot). 6. Mütze aus Seidenband, Spitzen u. Blumen (Phot. Manuel).



Strandmützen.





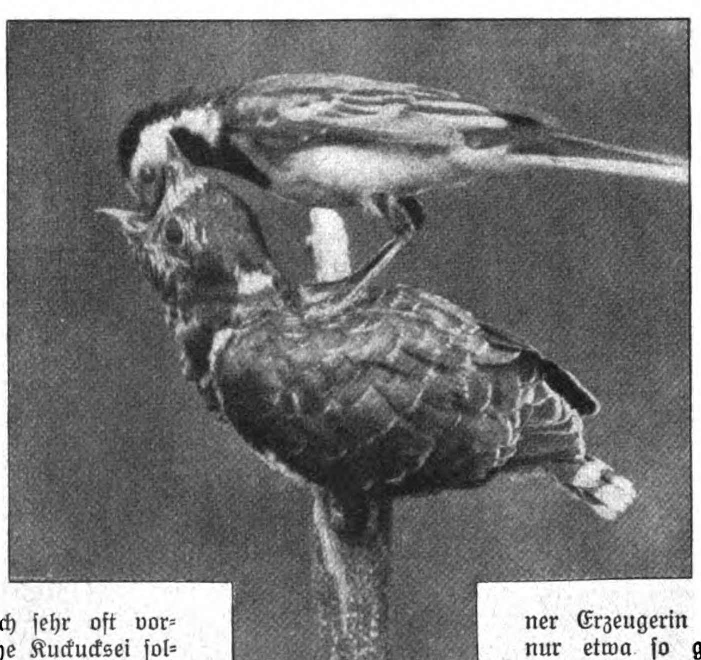
lichst edles Material zu verwenden. — Das gleiche trifft für die Spitzenhaube zu, um deren Saum sich ein Kranz dicht aneinandergereihter Rosen schlingt, die auf eine Spitzenkrause gebettet sind. Natürlich kann jede beliebige Blume Verwendung finden. Bei der Wahl ist es empfehlenswert, auf die Garnitur des Kleides Rücksicht zu nehmen, damit der Gesamteindruck möglichst harmonisch bleibt (Abb. 1). — Die Vorliebe für farbenprächtige Seidenbänder kommt natürlich auch bei den neuen Phantasiegebilden zum Ausdruck. Bei der kleidsamen Form aus Band und Spitzen (Abb. 6) überwiegt das Seidenband und verdeckt zum größten Teil die kraus fallenden Rüschen. An jeder Seite hält ein graziös geschlungenes Kränzlein aus schlichten Gänseblümchen das Band ein wenig zusammen. — So einfach die abgebildeten Mützen aussehen, sie müssen dennoch für jeden Kopf ausprobiert sein, um gut zu kleiden. Die Spitzen dürfen nicht zu tief über den Augen hängen, die Krausen nicht zu dicht und schwer fallen. Die ganze Zusammenstellung wirkt nur dann hübsch, wenn ein Zusammenhang mit dem übrigen Anzug besteht. Zu dunklen Toiletten wähle man unbedingt in der Farbe übereinstimmende Mützen, die durch gemeinsam verarbeitete abstechende Farben, wie grün und blau, blau und rot, einen interessant changierenden Effekt ergeben. Dunkle Farben erschweren die Blumenwahl. Sehr schön sieht fast ausnahmslos ein tadelloses Exemplar einer Rose aus, die sich in die sie ein wenig beschattenden Chiffonfalten schmiegt. — Etwas stabiler als die übrigen ist das Strohkäppchen (Abb. 2), ganz und gar von kastanienbraunem plissiertem Chiffon verschleiert. Braunes Moiréband schlingt sich über den Kopf, seitlich ragt eine einsame tiefrote Rose in die Höhe.

****

Der Kuckuck als Nestschmarotzer.

Von Dr. O. Heinroth. — Hierzu 5 Aufnahmen von Elektrotype Agency.

Daß der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt, ist bekannt, weniger bekannt ist es, daß dies nicht nur die bei uns heimische Art tut, sondern daß auch alle seine näheren Verwandten in Asien und Afrika ebenso verfahren. Ja, es gibt auch Vögel aus ganz anderen Gattungen, wie z. B. eine amerikanische Starart, die es ebenso halten. — Der Instinkt, die eigene Brutpflege fremden Vögeln zu überlassen, ist viel zusammengesetzter, als gewöhnlich angenommen wird. Wollte ein Kuckucksweibchen z. B. sein Ei einem beliebigen, gerade Eier enthaltenden Vogelnest anvertrauen, so würde das wohl meist mit dem Tod des kleinen Kuckucks enden. Erstens würde es sich oft treffen, daß die Pflegeeltern als Körnerfresser dem Stiefkind ganz ungeeignete Nahrung in den Rachen steckten, und zweitens würde es natürlich sehr oft vorkommen, daß das frische Kuckucksei solchen Eiern beigegeben würde, die bereits hochbebrütet sind, deren Ausschlüpfen also nahe bevorsteht. Der kleine Gauch würde demnach dann erst die Eischale durchbrechen, wenn seine Stiefgeschwister schon recht stattlich herangewachsen sind, und dann natürlich zu kurz kommen. Das Kuckucksweibchen legt, natürlich von seltenen, durch Legenot verursachten Ausnahmen abgesehen, sein Ei stets in ein Nest, dessen Gelege noch nicht vollzählig ist, dessen Bebrütung also noch nicht begonnen hat. Dabei bevorzugt sie anscheinend für ihr ganzes Leben eine bestimmte Vogelart. So legt z. B. die eine nur in Zaunkönignester, die andere vertraut ihre Eier nur dem Neuntöter an usw. Es ist wahrscheinlich, daß es sich dabei immer um die Vogelart handelt, bei der der betreffende weibliche Kuckuck selbst großgezogen worden ist. Da, wie wir gleich sehen werden, die Kinder der Pflegeeltern stets beseitigt werden, so bringt der Kuckuck einzelne Vogelarten in bestimmten Bezirken fast zum Aussterben, bis dann an diesen Orten andere gefiederte Sänger die Kuckuckspflege übernehmen müssen und die erste Art sich wieder erholt.

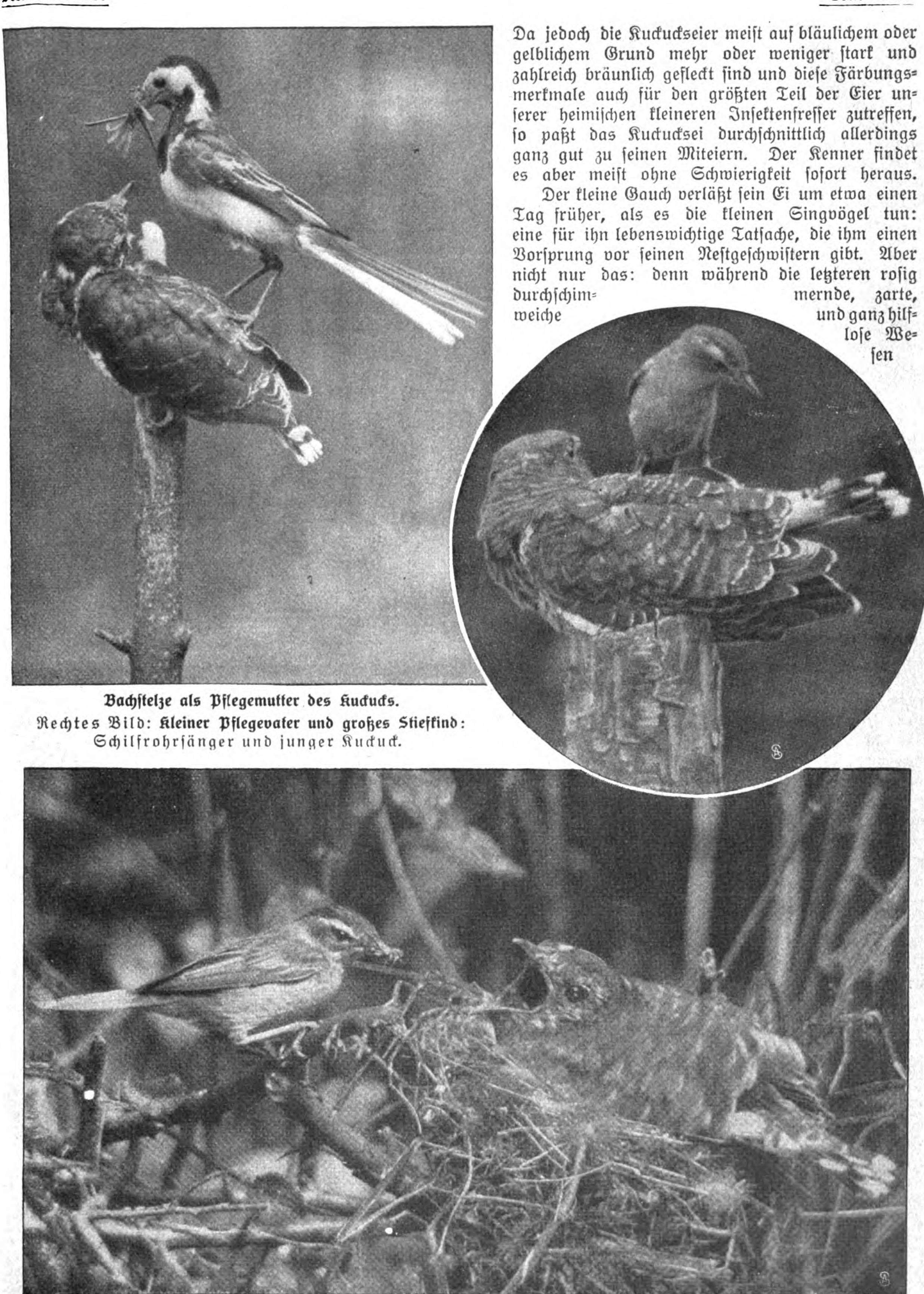


Bachstelze und Kuckuckskind:
Die Atzung.

Das Kuckucksei ist im Verhältnis zu seiner Erzeugerin ungemein klein, d. h. nur etwa so groß wie das unserer Grasmücken, die ein Körperwicht von etwa 15 bis 20 Gramm haben. Der Kuckuck aber wiegt soviel wie eine Amsel, nämlich etwa 100 Gramm. Die Färbung des Eis wechselt ganz ungemein, paßt aber durchaus nicht etwa immer, wie vielfach behauptet wird, zu der der andern Nesteier; gar nicht selten trifft man ein einfarbiges Kuckucksei bei den gefleckten Eiern einer Grasmücke.

Da jedoch die Kuckuckseier meist auf bläulichem oder gelblichem Grund mehr oder weniger stark und zahlreich bräunlich gefleckt sind und diese Färbungsmerkmale auch für den größten Teil der Eier unserer heimischen kleineren Insektenfresser zutreffen, so paßt das Kuckucksei durchschnittlich allerdings ganz gut zu seinen Miteiern. Der Kenner findet es aber meist ohne Schwierigkeit sofort heraus.

Der kleine Gauch verläßt sein Ei um etwa einen Tag früher, als es die kleinen Singvögel tun: eine für ihn lebenswichtige Tatsache, die ihm einen Vorsprung vor seinen Nestgeschwistern gibt. Aber nicht nur das: denn während die letzteren rosig durchschimmernde, zarte, weiche und ganz hilflose Wesen



Bachstelze als Pflegemutter des Kuckucks.
Rechtes Bild: **Kleiner Pflegevater und großes Stiefkind:** Schilfrohrsänger und junger Kuckuck.

Junger Kuckuck im Nest des Schilfrohrsängers.



Junger Kuckuck und Schilfrohrsänger: Fütterungspause.

sind, ist er ein nach menschlichen Begriffen zwar überaus häßlicher, blauschwarzer Geselle, verfügt aber über harte Muskulatur und recht große Kraft: so ein kleiner Kerl stemmt und strammt sich, in die Hand genommen, wie ein Roß- oder Maikäfer. Außer dem Instinkt, den Schnabel nach Nahrung aufzusperren und sich, ähnlich wie junge Singvögel, in der Art zu entleeren, daß es den Pflegeeltern leicht wird, die Kotballen wegzutragen, macht sich bei ihm noch eine andere vererbte Artgewohnheit geltend: er ruht nicht, bis er alles, was sich neben ihm im Nest befindet, hinausgeworfen hat. Den Schnabel vor die Brust auf den Nestboden gestemmt, arbeitet er sich seitlich und nach hinten unter das Ei oder das Nestgeschwisterchen und vermag es, nachdem er diese auf seinen merkwürdig ausgehöhlten Rücken aufgeladen hat, rückwärts an der Nestwand in die Höhe zu kriechen, und oben angelangt, entledigt er sich seiner Bürde. Dieser Rauswerfeinstinkt hält etwa vier Tage an und erschwert die künstliche Aufzucht eines jungen Kuckucks ganz außerordentlich, denn sobald man das kleine nackte Wesen bedecken will, befördert es umgehend sein Deckbett zum Nest hinaus. Der leuchtend gefärbte weite Rachen des Nahrung heischenden Kuckuckskindes stellt eine Anpassung an die Singvogelgruppe dar, die, mit ganz wenigen Ausnahmen, allein unter allen Vögeln mit dieser Eigenschaft ausgestattet ist. Die ersten zwei Wochen etwa sitzt das Pflegekind ganz still, es übt sich nicht wie junge Singvögel im Flügelschlagen und macht auch sonst keine unnötigen Bewegungen, was seinen Grund darin haben mag, daß der junge Gauch in dem überaus leicht gebauten Grasmückennest z. B. sonst herabfallen würde. Nach dieser Zeit setzt er sich neben dem Nest auf einen Zweig, und zwar bevor er noch eigentlich flügge ist.

Auf unsern Bildern sehen wir die weiße Bachstelze und den Schilfrohrsänger als Pflegeeltern: sie erledigen ihr Geschäft oft in recht sonderbarer Weise, indem sie sich auf den Rücken ihres Stiefkindes stellen, manche tun es auch, indem sie sich flatternd in der Luft auf einen Augenblick davor halten. Die Gesichts- und Gehöreindrücke, die von dem jungen Kuckuck ausgehen, müssen auf den Fütterungsinstinkt vieler unserer Vögel ganz ungemein stark wirken. Beobachtete ich doch, daß ein vier Wochen alter, von Menschenhand aufgezogener grauer Fliegenschnäpper, als er kaum selbst fliegen konnte, einen zu ihm ins Zimmer gebrachten jungen Kuckuck sofort mit Nahrung versorgte und ihm überallhin folgte. Nach den von mir angestellten Beobachtungen hat man übrigens durchaus keinen besonderen Grund, die Pflegeeltern deshalb zu bedauern, daß sie für den kleinen Gauch so ungeheure Nahrungsmengen herbeischleppen müssen: dieser frißt vielmehr verhältnismäßig wenig, was wohl daher kommt, daß er recht viel stillsitzt. Sicher verbrauchen acht junge Zaunkönige, sechs oder sieben junge Rotschwänze, vier oder fünf junge Bachstelzen mindestens ebensoviel Nahrung als so ein einziges Pflegekind, denn je größer ein Vogel ist, desto weniger Futter verbraucht er: so bedarf ein Zaunkönig täglich fast sein ganzes Körpergewicht an Nahrung, eine Drossel aber nur ein Fünftel davon. Lange dauert es allerdings, bis der Kuckuck selbständig wird, dann kehrt er seinen Pflegeeltern den Rücken und tritt bald darauf die Reise nach dem Süden an.

Im Park.

Grüne Schatten liegen auf den Wiesen,
Die von tausend bunten Blumen schwanken,
Ueber ihnen breiten Eichenriesen
Ihrer Aeste knorrige Gedanken.

Buchengruppen — Hüter sanfter Kühle —
Neigen flüsternd sich zu schlanken Birken,
Um des Kiefernstandes harzge Schwüle
Sonnenstrahlen goldne Netze wirken.

Auf des Parkes sanft verschlungnen Pfaden
Wandeln Menschen wie in selgen Räumen —
Zwei und zwei — Marmorbänke laden,
Unter Rosenbüschen still zu säumen.

Vögel singen süßer Liebeslieder
Frag und Antwort durch den weiten Garten . . .
Wann, o Leben, gäbest du uns wieder
Solcher Fülle wundersames Warten!

Elly Elisabeth Ellers.

Bilder aus aller Welt.

Frl. Martha Großmann in Limburg, 17 Jahre alt, rettete einem gleichaltrigen Mädchen, das beim Schwimmen in der Lahn von Krämpfen befallen wurde, in heldenmütiger Weise das Leben. Für diese brave Tat erhielt sie jetzt die Rettungsmedaille am Band.

Ein Sohn des Dichters der „Waldlieder", der Geh. Oberregierungsrat Pfarrius, früher Direktor im Reichsversicherungsamt zu Berlin und seit Jahren eifrig im Interesse der Arbeiterwohlfahrt tätig, beging seinen 70. Geburtstag in voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit.

Phot. Bender.

Frl. Martha Großmann,
Limburg,
erhielt die Rettungsmedaille.



Hofphot. Th. Voigt.

Geh. Ob.-Reg.-Rat Pfarrius,
Berlin, wurde 70 Jahre.



Atel. Setzer.

Fräulein Maria Mayen,
Berlin, wurde an das Wiener Burgtheater verpflichtet.



Pfarrer a. D. W. Horning,
Straßburg, wurde 70 Jahre und feierte das 50jährige Predigerjubiläum.



Geh. Rechnungsrat Lensch,
Potsdam, wurde 75 Jahre.

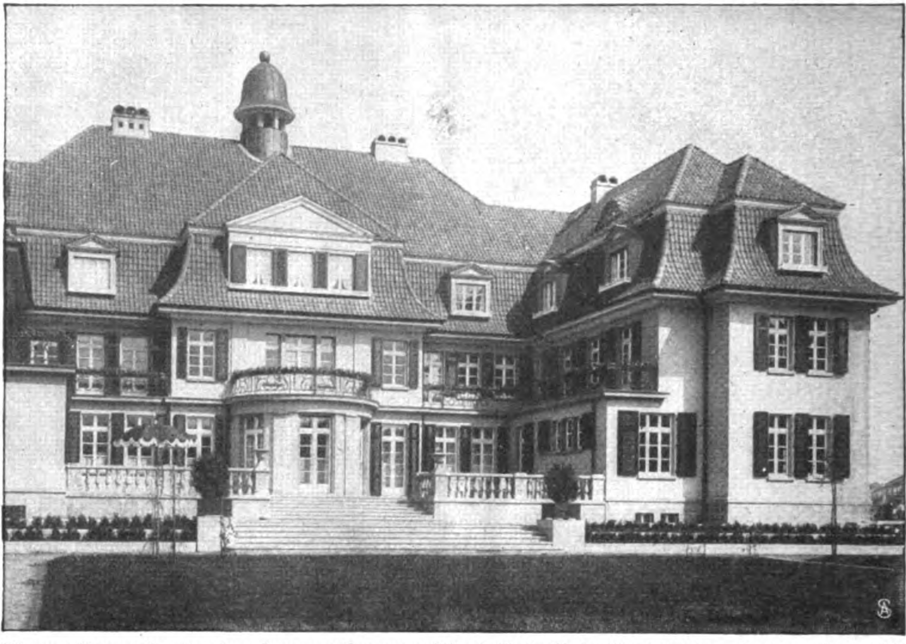


Von links: Herr Uriburu, Frl. Uriburu, Oberst Uriburu, Frl. Uriburu, Legationsrat Dr. Schmidt (vom Auswärtigen Amt, Berlin), Fr. Dr. Salas, Frl. Salas, Exz. Dr. Carlos Salas, Major Perrinet v. Thauvenay (Begleiter der Sondermission), Fr. Oberst Uriburu, Dr. Salas-Uriburu, Frl. Uriburu, Frl. Salas, Frl. Salas.

Die argentinische Sondermission, die den Dank für die Beteiligung des Deutschen Reiches an der Jahrhundertfeier
der Unabhängigkeit Argentiniens überbrachte.



Hugo Zietz,
Dresden, Inhaber der Zigarettenfabrik „Yenidze“, wurde zum Kommerzienrat ernannt.



Die von Bruno Paul entworfene, vor kurzem eröffnete Rose-Livingstone-Stiftung in Frankfurt a. M.

Frl. Maria Mayen, bisher Mitglied des Berliner Lessingtheaters, wurde an das k. k. Burgtheater in Wien verpflichtet.

Der Ehrenkonsistorialpräsident Pfarrer a. D. W. Horning, Stiftsgeistlicher in Straßburg, feierte in erfreulicher Frische seinen 70. Geburtstag und sein 50 jähriges Predigerjubiläum.

Der Geheime Rechnungsrat Lensch in Potsdam feierte vor kurzem seinen 75. Geburtstag. Der Jubilar kämpfte 1856 in der ersten Schlacht der preußischen Flotte bei Tresforcas unter dem Prinzadmiral Adalbert mit und wurde damals schwer verwundet, eine Operation rettete ihm das Leben.

Der Inhaber der Zigarettenfabrik „Yenidze“, Hugo Zietz in Dresden, wurde zum Kgl. Sächsischen Kommerzienrat ernannt.

In Frankfurt a. M. wurde das Rose-Livingstone-Stift eröffnet. Der schmucke Bau wurde nach Entwürfen von Bruno Paul, dem Direktor der Unterrichtsanstalt des Kgl. Kunstgewerbemuseums in Berlin, aufgeführt. Das Stift ist bestimmt, alten unverheirateten Damen ein würdiges Heim zu bieten. Das Modell war in der Jubiläumsausstellung der Kgl. Akademie der Künste zu sehen.

Schluß des redaktionellen Teils.